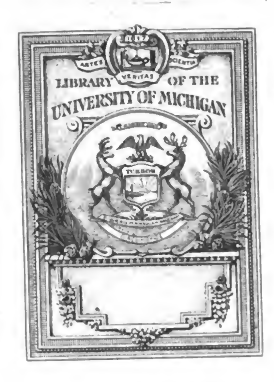


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR

in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.

1803.



ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

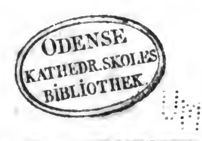
VOM JAHRE

1803.

ZWEYTER BAND.

(MIT EINER KUPFERTAFEL.)

APRIL, MAY, JUNIUS.



JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1803.

Ueber die Siegsgöttin als Bild und Reichskleinod.

(Zur Erläuterung des Titelkupfers.)

> „Hocherhabene Nika bleibe
> „Mir durchs Leben getreu
> „Und lafs *nicht* ab *mich* zu *kränzen*!"

Mit diefer Gebetsformel fchlofs gewöhnlich der Chor des griechifchen Trauerfpiels, wie wir aus mehrern Finalen beym Euripides wiffen. (S. *Valkenaer* zu Euripides Phoeniffen p. 586. ff.) Dort galt es nur dem Kampfpreis dramatifcher Dichter vor dem Richterftuhl der eilf Männer, die im Namen des athenifchen Publicums urtheilten. Aber welcher Hochherzige, welcher dem Edelften zugewandte, möchte nicht daffelbe zum Ziel aller feiner Beftrebungen machen? Zwar jene Hochbegabte, Hochbegabende, von den Griechen Nike, von den Römern Victoria genannt, ift mit den würdigen Göttergebilden Griechenlands lange fchon unferm Gefichtskreis und Sprachformen entrückt. Die *Ehre*, das Grundprincip monarchifcher Verfaffungen nach Montesquieu, hat uns Modernen den Genius des Ruhms dafür gegeben, ein zweydeutiges Nebelbild, kaum durch den Pinfel eines Caracci zu veredeln, als fliegende Fama aber mit den häfslichen Trompeter-Backen ein wahres Spottbild auf die Allegorie der Modernen. Wer wollte aber nicht gern wenigftens auf Augenblicke jener Himmelstochter des Alterthums, der Siegesgöttin feine Andacht weihen! Sie erfcheint uns auf vorliegendem Kupfer-Umrifs in ihrer würdigften Geftalt; als Schutzgeift der ewigen Roma. Das Beftimmtere über *diefe* holde Figur läfst fich nicht ausfprechen, bevor nicht über ihre Entftehung und Ausbildung im Alterthum das Nothwendigere vorausgefchickt worden ift. Vielleicht ift es auch hier nicht ohne Reiz, die vieldeutigfte, vielgebrauchtefte unter allen Figuren der Antike auf ihren frühern Spuren zu verfolgen, und, wenn diefs ohne Anmaafsung gefagt werden darf, dadurch eine Probe aufzuftellen, wie etwa eine *Kunft-Mythologie*, die wir noch immer vermiffen, auszuarbeiten wäre.

Die Göttin Nike ift urfprünglich nichts, als ein perfonificirter Beyname der gröfsen Jungfrau von Athen, der Pallas Minerva, oder mit andern Worten, die Göttin Athene hiefs lange felbft nur Nike, war felbft die Siegsgöttin, bis man anfing, ihre fiegbringende Eigenfchaft als einen eigenen Genius zu fymbolifiren, die Phidias feinen zwey gröfsten Göttergebilden auf die Hand ftellte, und damit einen unabfehlichen Schwarm gröfserer und kleinerer Siegsgöttinnen über die alte Kunftwelt ausfliegen liefs. Mit den älteften Herakleen, den Vorläufern und Vorbildern des homerifchen Gefangs-Cyclus, trat auch die thebanifche Onca, die cecropifche Neith, (die Urahnin der athenifchen Pallas-Athene) in das fchöne Vorrecht, allen gepriefenen Götterföhnen und Heroen, dem Perfeus, Hercules, Jafon, Oedipus, Thefeus, bis auf Diomedes, Ulyffes und Telemachos herab, fiegverleihende Trutz- und Schutzgöttin zu feyn. Kein Kampf, kein halsbrechendes Abentheuer, kein Irfal, wurde beftanden, den nicht die Männin-Jungfrau geleitet und gefegnet hätte. Sie war und hiefs davon felbft *Nike*, Sieg, und als die Götterkämpfe und Theogonieen *später* geregelt wurden, that fie dem Zeus, was fie den Heroen geleitet hatte, half ihm den Sieg über die Giganten erkämpfen (Euripides Jon. 1529.) gab dadurch den Peplusftickerinnen in Athen, und den daraus fchöpfenden Bildhauern und Malern einen würdigen Gegenftand, (*Visconti* zum *Pio-Clement.* T. IV. p. 15.) und wurde nun felbft *als Nike* die Tochter eines Giganten oder Titanen (*Davies* zu Cicero de Nat. D. III, 23. *Jacobs* zur Anthologie T. I. p. 289.) den fie er-

schlug, und mit dessen Haut sie ihre Aegide umpanzerte. Daher allein erklärt sichs, warum die älteste Nike in und ausser Athen unbeschwingt und unbeflügelt gebildet wurde. Die hohe Athene bedurfte der Flügel zu ihren Götterschritten nicht, oder sie fuhr auf ihrem Götterwagen, *mit unbewegtem Fuss, ohne Flügel, die rauschenden Lüfte mit ihrer Aegide, wie in einem Seegel, auffangend* (so müsste wohl die schwierige Stelle in Aeschylos Eumeniden 400. verstanden werden). Daher überall die alte Nike ohne Flügel (ἄπτερος) auf der Acropole neben den Propyläen, Pausan. I, 22. p. 81. und in der Nachahmung des Calamis zu Elis Pausan. V. 26. p. 117. Wir wissen aus dem Fragment einer Rede des Lycurgus (Harpocrat. s. v. Νίκη Ἀθηνᾶ p. 125. *Gron.*) dass diess alte Bild zu Athen flügellos, in der Rechten einen Granatapfel (Symbol aus dem Orient, woher schon *Bonarotti sopra alcun. Medaglioni* p. 66. die ganze Victoria-Vorstellung ableiten wollte) in der Linken den Helm haltend vorgestellt war. Läppisch und aus dem Munde des Sacristans, dem der curiose Antiquarius so viel nachschreibt, ist die Deutung, die Pausanias davon giebt, III, 15. p. 396. man habe der Siegsgöttin die Flügel genommen, damit sie fein hübsch einheimisch bliebe, und nicht davon flöge. Ein solcher Concettino mag allenfalls dem griechischen Epigrammendichter hingehen, der uns erklären will, warum der Blitz einer Victoria die Flügel abschmolz, Analect. T. III. p. 208. CCLXXIX. Weit zierlicher, wenn es einmal allegorisirt seyn muss, dichtete ein griechischer Comiker, Aristophon (Athen. XIII, 2. p. 563.), die Götter hätten dem muthwilligen Eros die Flügel abgeschnitten und sie der Nike angesetzt. Wir wissen aber auch noch ungefähr den Zeitpunkt anzugeben, wo die zur eigenen *untergeordneten* Göttin symbolisirte Nike Flügel bekam. Auf der Insel Chios lebte zwischen der L. und LX. Olympiade eine Bildhauer-Familie, wo der Vater Anthermus, die zwey Söhne Bupalus und Anthermus hiessen. Plin. XXXIV. s. 4. Diese machten sichs, wie es scheint, zum besondern Geschäft, die alten strengen Götterfiguren in neue mehr allegorische und gefällige Gestalten umzuformen. Sie schufen aus der asiatisch-ephesischen grosen Mutter, später Artemis und Diana genannt, die Tyche, oder Glücksgöttin, und gaben ihr fürs erste die Kugel auf dem Kopf, die sie dann später unter die Füsse bekam (Pausan. IV, 30.). Sie schufen aus eben jener ephesischen Diana die ehrwürdige Upis, auch Adrastea und Rhamnusia genannt. Sie beflügelten auch zuerst die Athene Nike, und trennten sie eben dadurch von der hohen Göttin selbst auf immer, die (einige Münzen mit besonderer Veranlassung abgerechnet, wie die geflügelte Siegsminerva auf dem köstlichen Agathocles im Wiener Cabinett *Eckhel. Doctrin. Num.* I. 261. oder auf den Münzen syrischer Könige mit dem Sieger-Beynamen *Nicanor, Eckhel* III. 230.) nirgends selbst mit Flügeln erscheint. Vergl. *Voss mythol. Briefe* II, 32. Dass Anthermus der Vater die Nike zuerst beflügelt habe, lernen wir aus den Scholien des Aristophanes Av. 575. nach Heyne's nothwendiger und durch den Plinius vollkommen gerechtfertigter Verbesserung in seiner Kunstchronologie *Opusc. Acad.* T. V. p. 336.

Sieg sitzt bey Kraft und Rath. Wie herrlich sprach der grosse Phidias diesen Satz dadurch aus, dass er seinen zwey göttlichen Colossen, der stehenden Pallas auf der Acropole in Athen, und dem sitzenden Jupiter Olympius die geflügelte Siegesgöttin selbst auf die vorgehaltene Rechte stellte, und damit den Urtypus angab, der die siegreiche Herrschergewalt bis auf die Barbarey des Mittelalters, und bis auf den gothischen Pomp unserer Kaiserkrönungen herab charakterisirte. Denn dass der Reichsapfel nichts anders als die Victoria in den Händen Jupiters sey, wird sich sogleich aus der weitern Deduction ergeben. Die vier Ellen hohe (Pausan. I, 24.) bronzene Victoria auf der Rechten der Minerva von Phidias (s. die Hauptstelle in Arrians Dissert. Epictet. II, 8. p. 208. wo *Schweighäuser* in den Anmerkungen mit Recht eine Lücke im Text des äusserst corrumpirten Pausanias vermuthet) hatte den Kranz in der Rechten, die Palme mit der Linken an die Schulter gelegt, wie sich aus Münzen, wo Minerva mit der Victoria auf der Hand erscheint, (z. B. auf den bekannten Lysimachis *Eckhel* II, 56.) mit Sicherheit schliessen lässt. Das bronzene Bild hatte Flügel von gediegenem Gold, weswegen die Schatzmeister des Tempels besonders verantwortlich waren; S. Harpocration p. 183. *Gron.*, und so ist es kein blosses poetisches Gold, wenn Aristophanes in seinen Vögeln sie als die Goldbeflügelte begrüsst. Von nun an erscheint die Siegsgöttin als dienstbarer Genius der Minerva (ungefähr wie Ampelos dem Bacchus zugeordnet ist) vielfach in ihrem Gefolge oder ihr selbst die Libation darbringend. Man erinnere sich hier nur an die zierliche Vasenabbildungen in *Tischbein's Engravings* T. IV. pl. 10. und 16. die sich gegenseitig erläutern, und an die prachtvolle Procession unter Ptolemaeus Philadelphus in Alexandrien beym Athenaeus V, 34. p. 278. *Schweigh.*, wo Alexanders goldene Bildsäule von Elephanten gezogen, in herrlicher Apotheose, zu seiner Rechten die Pallas, zur Linken die Victoria stehen hat. Ueberhaupt tritt hier das geistreiche Kunst- und Phantasiespiel ein, das mit diesen Siegesbildern bey feyerlichen Siegesgeprängen und religiösen Aufzügen in unendlicher Mannigfaltigkeit getrieben worden ist. Wahrscheinlich fand kein sogenanntes *iselastisches* (εἰσελα-σ́τικα. S. zu Plin. X, Ep. 118.) Gepränge, kein Siegereinzug bey den heiligen Spielen statt, wobey nicht eine über dem Wagen schwebende Victoria den Kranz über dem Haupte des Siegers hielt, wie aus so vielen Münzen Grosgriechenlands und Siciliens zu ersehen ist. Daher und nicht bloss um die Flügel zu befestigen, wie anderswo behauptet worden ist, die breiten, über der Brust sich überkreuzenden Flügelbänder oder Bandolieren, die wir auf mehrern Victorienbildern, und unter andern auf der colossalen antiken Marmor-Statue der Victoria im Halbkreise vor den

dem neuen Schlosse in Sansfouci bey Potsdam finden. S. *Die Furienmaske auf den Bildwerken der alten Griechen* p. 83. Denn diese Bänder waren eben dazu da, um die fast horizontal schwebenden Siegesbilder an der dazu gehörigen Maschinerie zu befestigen. Auch beym römischen Triumph fehlte es nicht an dergleichen Siegesbildnissen; doch trug man sie da häufiger auf Stangen; S. Dio Cassius XLVII, 40. p. 520. mit *Fabricius* Anmerkungen, und daher zum Theil die grosse Menge noch vorhandener kleiner Bronzen, welche diese Siegsgöttin vorstellen, und unten zum Aufstecken angepasst sind, in *Caylus* Recueil und in so vielen Museen. S. *Visconti* zum Pio-Clement. T. II. p. 20. und *Guattani Monumenti inediti per l'anno* 1787. p. 20. Denn dafs sie als wirkliche Feldzeichen und Panniere gebraucht worden, läfst sich selbst aus der Colonna Trajana kaum beweisen. — Doch kehren wir aus diesem endlosen Gewimmel von Siegesgöttinnen zu jener Ehrwürdigen zurück, die Phidias seinem Olympischen Jupiter auf die Rechte stellte. (S. *Völkel* über die Bildsäule und den *Tempel des Jupiter Olympius* S. 153.). Sinnreich war, (wie sich aus einer sorgfältigen Vergleichung nachahmender Kaisermünzen, wo bald der Olympische Jupiter, bald die Pallas mit der Victoriola auf der Hand abgebildet wird, z. B. *Bonarotti Medagl.* IV, 4. und VII. 4. gar wohl bestimmen läfst,) der Gedanke des Phidias, die Victoria auf der Hand Minervens *auswärts* schreitend vorzustellen, denn *von ihr* geht der Sieg aus; hingegen die andere auf der Rechten Jupiters einwärts zum Vater selbst schreitend zu bilden, denn *ihn* krönet der Sieg. Die Nike ist seine Tochter. S. Aristides Hymn. in Min. p. 29. *Cant.* und *Wernsdorf* zu Himerius p. 717. ff. Was die Diadochoi oder Nachfolger Alexanders in ihren Selbstvergötterungen sich längst erlaubt hatten, sich mit Victorien auf der Hand im gröfsten und kleinsten Format, in Colassalbilden und Münz-Typen bilden zu lassen, mufste natürlich den weltbeherrschenden Imperatoren Roms noch weit ziemender gestattet seyn. Die Republik hatte ihre Denare und Quinare sehr früh mit einem geflügelten und behelmten Pallaskopf, der wahren Victoria (s. *Eckhel* V, 84.) und später mit dem ganzen Bilde der Siegesgöttin (die bekannten *Victoriati*) ausgeprägt. Jetzt stellten sich die römischen Autocratoren das allgeliebte Siegessymbol auch auf die Hände. Wer des Beweises bedarf, findet sie zu Dutzenden in *Raschens* Wörterbuch. Doch *diese* Victoria bekam unter den spätern Kaisern auch noch eine bedeutende Basis. Wer kennt nicht den stolzen Begriff des *orbis Romanus*, des den Römern unterthänigen Weltkreises, unter welchem man bald die ganze Erdkugel zu verstehen anfing. Diese Kugel, die schon Jupiter dem Thronerben Commodus überreichend auf Münzen vorgestellt wird, wurde in der Kaiserreihe des dritten und vierten Jahrhunderts das feststehende Symbol der Weltherrschaft, und wenn der fromme Basilius Serm. de Adam. I. p. 68. Opp. einen ehrlichen Landmann schildert, der in der grofsen Stadt zum erstenmal alles anstaunt: so nennt er unter den Gegenständen seiner Bewunderung auch die Kaiserbilder, die die Weltkugel mit ihren Fingern umspannen. S. *Lindenbrog* zum Ammian. XXI; 14. p. 222. *Gron.* Was war natürlicher, als dafs man auf diese Kugel in der Kaiserhand nun auch noch das alte Lieblingsbild der Victoria stellte. So finden wir sie z. B. auf den Medaillons des Kaisers Probus mit *Bonarotis* Anmerkung p. 354. Doch findet sich diese Vorstellung sogar schon auf einer Colonialmünze von Tarragona, die unter August geschlagen worden ist. S. *Vaillant Colon.* T. I. p. 36. Als Constantin das heidnische Rom mit seiner christlichen Anthusa vertauschte und das Kreuz, dem er so viel schuldig war, überall pflanzte, duldete man zwar eine Zeitlang auch noch die Siegsgöttin, aber sie erhielt doch nun das Kreuz in die Hand. Man bemerkt diefs zuerst auf Münzen des Kaisers Jovian beym Banduri. S. *Eckhel* VIII, 147. Doch endlich stürzte auch diefs Symbol, das unter allen heidnischen Bildern dem Christianismus am längsten getrotzt hatte; das Kreuz wurde allein auf die Kugel gestellt, und der *Reichsapfel* war fertig. *Du Canges* christliches Constantinopel und des gelehrten *Freher Origines Palatinae* c. 13. p. 106. haben schon lange die Beweise zu allen diesen gesammelt. Man darf aber in unsern Tagen, wo die verdriefsliche Alterthumskunde oft als eine unnütze Stubenmagd gescholten wird, zuweilen auch an so etwas wieder erinnern. Auch v. *Murr*, der zuletzt über die Reichskleinodien geschrieben hat, hatte dem Forscher noch eine kleine Nachlese übrig gelassen. Unter den ältern, die man in *Pfeffingers Vitriarius* T. I. p. 880. ff. in vollem Haufen angeführt findet, herrscht wirklich noch viel Verworrenheit.

Aufser der Vorstellung der auf den Händen und in Processionen getragenen und fliegenden Siegesgöttinnen (*Victoriolae* des Cicero) sind vorzüglich noch zwey Classen dieser Bildwerke zu unterscheiden, die *Tropäenerrichtende* und *tragende* Victoria (Τροπαιοῦχος) worin sich die zwey schönsten Formen in *Tischbeins Vasengemälden* IV, 21. und im *Museo Clementino* T. II. tav. 11. verglichen *Pitture d'Ercolano* IV, 50. und *Bronzi* T. II, 10. eine ganze zahlreiche Familie aber auf geschnittenen Steinen (*Tassie's Catal.* n. 7722 bis 7742) auszeichnet, und die *ankommende* in der Vorstellung, als berühre sie im frischen Anfluge so eben den Boden. Letztere erblicken wir in der Antike, deren Umrifs in der vorstehenden Kupfertafel gegeben worden. Nicht unrühmlich ist auch ihr Wirken in der alten Römerwelt, und wenn man die Geschichte eines Bildwerks seinen Lebenslauf nennen darf: so ist die Biographie *dieses* Bildes eine der interessantesten in der ganzen Archäologie. Julius Caesar war in der Curia des Pompejus ermordet worden. Der junge Imperator Octavianus Augustus söhnte den Schatten seines Grofs-Oheims unter andern auch dadurch aus, dafs er eine neue prächtige Curia erbauete, und sie dem Divus Julius weihete. In der Vorhalle dieses Saales sollte ein bedeutendes Götterbild alles aussprechen, woran man hier zu denken habe. Eine Victoria wurde unter allen

len am tauglichsten dazu gefunden. Seit König Hiero jene goldene geschickt hatte, deren Aufnahme und Weihung Livius so würdig erzählt XXII, 37., war auf und ausser dem Capitolium noch gar manche schöne Siegsgöttin aufgestellt worden (ein ganzes Verzeichniss liefert *Just. Rycke* de Capit. Rom. c. 23. p. 294. bis 299.) Allein man darf voraussetzen, dass Augustus gerade zu dieser ehrwürdigen Bestimmung die schönste Statue, die damals zu finden war, mit dem bedeutendsten Ausdruck gewählt haben werde. Das kunstreiche und festlustige Tarent (s. Strabo VI. p. 429. A., wo doch der neueste Herausgeber das mildernde ἄλλας vor ἡμέρας unbedenklich hergestellt haben sollte T. II. p. 292. *Tzschucke*) hatte gewiss auch eine Menge ausgezeichneter Siegsgöttinnen von den trefflichsten griechischen Künstlern. Victoriolen auf der Hand des Taras oder Phalantus finden sich noch häufig auf den Münzen dieser Stadt. S. *Magnan Miscellan. Numism.* T. I. tab. 40, 11. T. III. tab. 44, 5. Die schönste Tarentinische Victoria erhielt nun den Preis vor allen Mitbewerberinnen, und wurde hier aufgestellt. Nach einer Verordnung Augusts streuete jeder Senator beym Eintritt Weihrauch auf dem Altar, der neben der Göttin stand. Sueton in Aug. c. 35. Das Bild muss in der That eine ungewöhnliche Hochachtung genossen haben, da es selbst beym Leichenconduct Augusts mit vorgetragen wurde. Sueton. in Aug. c. 101. Dio Cassius, dem wir die Nachricht von seiner Aufstellung verdanken LI, 22. p. 655. sagt, es ist noch jetzt da (er war unter Severus im Jahre 222. zum zweytenmal Consul). Herodian erwähnt ihrer gleichfalls, und so lässt sich ihr Daseyn bis auf die ersten iconoclastischen und bilderstürmenden Zeiten des herrschenden Christianismus fortführen. Julian hatte die von Constantin entweihete Victoria wieder hergestellt, und so wie sie selbst unter den christlichen Kaisern noch immer geduldet worden, bis endlich im Jahre 384 unter dem eifernden Theodosius und dem stets bevormundeten Valentinian trotz aller Deputationen und Vorstellungen des Senats, der um seine Victoria flehete, und der beredten Vorstellungen des hochherzigen Symmachus ungeachtet, auch diese Göttin ihr Todesurtheil empfing, und der Vers noch einmal in Erfüllung ging: *Ultima caelestum terras Astraea reliquit.* Sie musste sich mit ihrem Vater Jupiter trösten, der zugleich in einem förmlichen Rathsdecret abgesetzt und des Landes verwiesen wurde. S. *Gibbon's History of the Decline and Fall of the R. Empire* T. V. p. 81 — 84. und wo es gegen die Bitterkeiten deutscher Unpartheylichkeit bedarf, *Schröckh's Kirchengeschichte* VII, 225. ff.

Aber woher wissen wir, dass gerade eine so gestaltete Victoria, wie unser Umriss darstellt, das Bildniss gewesen sey, dem über 400 Jahre die erlauchte Rathsversammlung der Welt (auch noch in späten Zeiten so wichtig, dass um ihr zu entgehn, Constantin eigentlich den Sitz *seines* Despotismus an den Bosporus gründete) mit süssen Weihrauchwolken huldigte? Die Sache lässt sich durch Vergleichung alter Denkmäler und Schriftsteller ausser allen Zweifel setzen. Mehrere Münzen Augusts zeigen eine Victoria, die der unsrigen ganz ähnlich auf einer Kugel aufzuschweben scheint. Die eine zeigt zugleich ein Gebäude, das alle Umstände zusammengenommen kaum etwas anders, als die Curia Julia seyn kann. S. *Eckhel* VI, 85. Wir wissen aber auch ferner aus der Schilderung jener Victoria, die mit bejahrter Ehrwürdigkeit in der Curia präsidirte, beym Prudentius ihre Gestalt so genau, dass man sie Stück für Stück mit unsrer Bronze vergleichen, und überall unverkennbare Aehnlichkeit finden kann. Diese Stelle ist *contra Symmachum* II, 36. *e recensione N. Heinsii.* Er fragt: wer ist der Gott des Sieges, und antwortet sich nun selbst:

> *Est deus omnipotens: non pexo crine virago*
> *Non nudo suspensa pede, strophioque revincta,*
> *Nec tumidas fluitante sinu vestita papillas.*

Hier trifft alles zu, die gekämmten ums niedliche Köpfchen zierlich gelegten Haare, die schwebende Berührung mit den blossen Füssen, die Umgürtung unter den schwellenden Brüsten, das rückwarts flatternde Gewand. Wenn einmal eine Figur mit Worten gemalt werden soll: so kann man es schwerlich beredter und lebendiger thun, als hier geschehen ist. Den sonst schwerfälligen und aufgedunsenen Versdrechsler scheint die leicht schwebende Göttin, deren Vernichtung er sich so angelegen seyn lässt, wider seinen Willen angehaucht zu haben. Und wer wollte auch nicht bey ihrem Anblick, die sich so still und sittsam herablässt, und in der Fülle ihrer Jungfräulichkeit doch einem zartgeschlossenen Blumenkelche gleicht, von Sehnsucht ergriffen und von dem Wunsche beseelt seyn, an dem himmlischen Kranz, den man in ihre Hände denken muss, auch Antheil zu nehmen? Auch der Gedanke, sie hier vor der Curia, wo sie gleichsam immer eine neue Siegesbotschaft zu bringen hat, gerade im Anflug ankommend zu bilden, wird immer Bewunderung verdienen. Auch ist er der angemessenste für die ganze Figur. Rasche Bewegung ist gleichsam die Bedingung ihres Wesens. Sie mit gesenkten Flügeln an einem Siegeszeichen oder sonst in ruhiger Stellung zu bilden, heisst eigentlich dem Wesen ihrer Bestimmung widersprechen, und diess scheinen auch alle die Künstler gefühlt zu haben, die sie mit rückwärts gebundenen Händen gefesselt vorstellten, wie auf der Gemme in *Lippert's* Dactyliothek III, 383. und auf mehrern Nachahmungen in *Tassie's Catalogue* n. 7691. oder die auch der ruhenden die Flügel ganz wegnahmen, wie auf einem Agath des Königs von Preussen in *Begers Thesauro Brandenb.* T. I. p. 51. oder in dem allegorischen Relief bey *Guattani Monumenti inediti per l'anno* 1786. p. 84. Der Anflug selbst ist sehr graziös. Die fertigste Schülerin aus Vestri's oder der Vigano Schule würde noch weit hinter dieser

leis

leis aufschwebenden und doch so kühnen Haltung des ganzen Körpers auf einer einzigen Fußspitze zurückbleiben. Gerade hierdurch unterscheidet sich dieses Bild von den meisten andern Victorienbronzen der Art, wo die Ankunft der Göttin durch das Zusammenhalten beider Füße angedeutet wird. Diese Stellung ist, wie schon *Caylus* bey einer übrigens sehr ähnlichen Figur bemerkt, *Recueil d'Antiquités* T. IV. p. 183 von den Vögeln abgesehn, die ihre Füße gleichfalls zusammenschließen und ausdehnen, wenn sie sich irgendwo niederlassen wollen, woraus, beyläufig zu erinnern, auch der Taubenähnliche Gang der Göttinnen beym Homer Ilias V, 778. u. s. w. wohl am sichersten zu erklären seyn dürfte. Wer fühlt aber nicht, daß die hier gewählte Attitüde noch viel mehr Grazie mit Ausdruck verbindet und ein wahrer Triumph der plastischen Kunst genannt zu werden verdient? Wie sprechend ist endlich das zurückflatternde Gewand, um die Schnelle und Raschheit, womit die anfliegende Göttin die Lüfte zertheilte, malerisch anzudeuten. Lesern der alten Dichter werden die Stellen nicht entgehn, die bey der Schilderung fliehender Schönen dasselbe Bild vor Augen hatten. Zum Verständniß der ganzen, meisterhaft geordneten Draperie dürfte es aber nicht überflüßig seyn zu bemerken, daß alles was wir hier vom Gewand erblicken, nur ein einziges Kleidungsstück im Costum der griechischen Jungfrauen vom dorischen Stamm ausmacht, und dasselbe ist, was die griechischen Künstler auch zur Drappirung der Dianen, Amazonen, Nymphen und spartanischen Jungfrauen stets gebraucht haben. *Dorisch* heißt in der griechischen Kunst (man denke nur an die dorische Säulenordnung) altgriechisch, und giebt den Begriff jener schmucklosen Einfachheit, die sich nur erst von dem strengen Gebot des Unentbehrlichen gelöst hat. Dieß altdorische Gewand war eine Tunika der einfachsten Art. Zwey gleich lange und breite Stücken Tuch machten den Vordertheil und Hintertheil des Gewandes und blieben auf beiden Seiten fast ganz aufgeschlitzt. Ueber den Schultern faßte sie eine Art von Agrafie, unter welcher die ganz unbekleideten Arme frey hervorgiengen. Ein doppelter Gürtel, der eine knapp unter den Brüsten (das nachmalige *Strophium*) der andere über den Hüften hielt die beiden Blätter (die höchstens unter dem linken Arm durch ein paar Stiche zusammengenäht waren, auf der rechten Seite aber von oben bis unten ganz offen blieben) an den Leib geschlossen. Von der Hüfte an trennten sich beide Blätter des Gewandes und ließen daher selbst die nackten Oberschenkel durchsehen (daher die famose Benennung φαινομηρίδες Hüftentblößerinnen, bey den spartanischen Mädchen, bey welcher man doch *Heyne's* Bemerkungen *de Spartanorum Institutis* in den *Commentt. Gott.* T. IX. p. 22. nicht übersehen darf.). Dieß ist die eigentliche altdorische oder auch peloponnesische Frauenkleidung (χιτὼν σχιςός Pollux VII, 55), die man späterhin, wo jonische Weichlichkeit den Frauen faltenreiche Ober- und Untergewänder und asiatische Verhüllungen zur Sitte machte, überhaupt δωρίζειν nannte. Alle hieher gehörigen Citate findet man zum Hesychius T. I. c. 1054 und bey *Fischers* Anakreon p. 404. ed. noviss. Es bedarf keines Erweises, daß gerade diese Bekleidung der griechischen Kunst, die überall nach dem Ausdruck des Nackenden strebte, auch für ihre spätern Bildwerke äußerst willkommen seyn mußte, bey der leichtschwebenden Victoria aber zugleich auch symbolisch war. Auch bedient sich die griechische Kunst aller Freyheiten, die dieß Gewand verstattete, bey den verschiedenartigen Stellungen der Siegesgöttin. Oft lösten die heroischen Mädchen eine Agraffe über der Schulter, und entblößten so die eine Brust (der wahre Ursprung des Wort Ἀμαζών, *wo man nur eine Brust sieht)* Man findet dieß auch nicht selten an den Siegsgöttinnen, besonders da, wo ihnen eine bestimmte Thätigkeit gegeben wird, z. B. das Beschreiben eines Schildes im *Montfaucon* T. I. pl. CCIX, 3. oder wo sie am Eingang der Mithrashöle den mystischen Stier schlachtet, bey *Tassie* pl. 45. n. 7760. Löste man beide Schulteragraffen und die Gürtel (den *geminum cinctum* der römischen Dichter bey der Schilderung Dianens), so entstand völlige Nacktheit, wo nur auf einigen untern Theilen das Gewand nachlässig hängen blieb, wie auf der Tropaen stützenden Victoria im Clementinischen Museum. Schritt der eine Fuß im Gehen rascher vorwärts: so zeigte er sich durch das aufgeschlitzte Gewand von oben bis unten ganz bloß, ein charakteristisches Merkmal der sogenannten *Victoria gradiens*, wovon sich in *Caylus Recueil* T. II. pl. 85. und in den *Bronzi d'Ercolano* Beyspiele finden. Diese Entblößungen verschmähte indeß der Schöpfer unserer Victoria, da der Gegendruck der Luft auf beiden Seiten die getrennten Blätter des Gewandes aneinander treibt. Die Trennung selbst bleibt aber auf der einen Seite in wellenförmiger Einbiegung vollkommen sichtbar. Aber vor einem Irthum, den die Betrachtung des bloßen Kupferstichs leicht veranlassen könnte, muß man hier um so mehr auf seiner Huth seyn, als diese Kleinigkeit noch täglich die lächerlichsten Mißgriffe in der Nachahmung der antiken Bekleidung in den Kunstwerkstätten und Ankleidezimmern unserer Schönen erzeugt. Die untere Umgürtung ist auch hier, wie fast überall auf Antiken, durch das darüber herausgezogene Gewand verdeckt. Was sich hier in der Mitte in reiche Falten aufschlägt, ist keinesweges ein sich hier endendes Obergewand, sondern nur der Faltenbausch, der durch das hier aufgeschürzte dünne, und sich daher auch leicht drappirende einzige Gewand hervorgebracht wird. Man muß sich nämlich vorstellen, daß dieses Gewand nach der Simplicität der damaligen Lebensart zugleich auch die verhüllende Nachtbedeckung machen, und daher, ungegürtet, weit über die Füße herabfließen mußte. Denn zwey Stücke Tuch waren damals zureichend, dem Menschen des Nachts zum Bette und bey Tage zur Bekleidung zu dienen (daher die weite Bedeutung von ἐσθής vestis).

Sonach

Sobald man alſo gehn, oder ein Geſchäft verrichten wollte, muſste man dieſs Schleppgewand mehr oder weniger zwiſchen dem Gürtel heraufziehn, und dieſs hieſs eben im alten Sinne *aufſchürzen*. So aufgeſchürzt erſcheint alſo auch unſere Victoria, zu deren Erklärung eine architectoniſche Stelle in Apulejus Metamorphoſen II. p. 22. *Pric.* noch manchen lehrreichen Wink ertheilen könnte.

Das Original der hier abgebildeten Bronze, die ſchon ihrer ſeltenern Gröſse wegen Aufmerkſamkeit verdient, befindet ſich in Caſſel, und macht eine Zierde des dortigen Muſeums, deſſen bedeutende Kunſtſchätze von der geſchmackvollen Gelehrſamkeit ihres jetzigen Aufſehers noch manche lehrreiche Erläuterung, wie neuerlich im Fache der Numismatik, zu erwarten berechtigt ſind. Der Caſſeler Bildhauer *Wolf* hat ſeinen andern Verdienſten auch dieſs hinzugefügt, einen äuſserſt gelungenen und reinen Abguſs davon in der Gröſse des Originals (1½ franz. Fuſs ohne die Kugel und Baſis) in Gyps zu verfertigen, wovon er Liebhabern Exemplare für einen Carolin abläſst. Man wird nicht ſatt die holde Geſtalt, als eine himmliſche Erſcheinung, zu bewundern. Wohl jedem, der die unſchuldig aber nicht ungeſtraft Verbannete, allen Interdicten der Conſtantine und Theodoſe zum Trotz, unter glücklichen Vorbedeutungen bey ſich einführen kann. Denn immer bleibt doch der Ausruf des Euripides wahr: Καλὸν τὸ νικᾶν.

C. A. Böttiger.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, in d. Waysenhausbuchh.: *Commentar über den Pentateuch von Joh. Severin Vater*, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Spr. *Mit Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten, der eingeschalteten Uebersetzung von Dr. Alex. Geddes merkwürdigeren kritischen und exegetischen Anmerkungen und einer Abhandlung über Moses und die Verfasser des Pentateuchus.* 1802. *Erster* Theil. die Genesis. 332 u. VIII S. *Zweyter* Theil. Exodus u. Leviticus. 332 und IV S. 8.

Eine fleissige und brauchbare *Annotatio perpetua*, in welcher man nicht leicht eine der Erklärung bedürftige Stelle aufschlagen wird, ohne Winke oder wenigstens Materialien zu ihrer Aufklärung anzutreffen. Sie hat das eigenthümliche Verdienst, dass sie das für uns brauchbare der Geddesischen Uebersetzung und Anmerkungen, das Beste aus einer Arbeit, die für den Boden ihrer Entstehung vortrefflich zu nennen ist und wohl auf lange Zeit unübertrefflich bleiben wird, überall aber ihrem Vf. ein ehrenvolles Denkmal stiftet, in Auszügen unter uns verpflanzt. Diese fremde, mit möglichster Raumersparniss mitgetheilte, Ausbeute aber ist bey weitem nicht die Hauptsache. Durchaus mit berichtigenden Zusätzen ausgestattet, erscheint sie als mitaufbewahrt unter den übrigen vielen Erläuterungen, durch welche der Vf. theils, wie es sich versteht, nach andern guten Vorarbeiten, theils aber auch nach seinen eigenen, an der sonstigen classischen Philologie geübten, Talenten und Kenntnissen, seinen Autor den allgemeinen Gesetzen der Interpretation gemäss ununterbrochen und zweckmässig beleuchtet. Ueberall dringt der Vf. auf den historischen Sinn. Allerdings muss es jedesmal die erste Frage des Exegeten seyn, wie der Autor den Gegenstand angesehen, und nach seiner Kenntniss und Urtheilskraft beschrieben habe. Mit Recht arbeitet deswegen der Vf. gegen die üble Gewohnheit, anders woher geschöpfte Einsichten den alten Schriftstellern als die ihrige zu unterlegen. Ausser dieser ersten Pflicht der Interpretation aber misskennt der Vf. auch die weitere Aufgabe nicht, durch deren Erfüllung man als pragmatischer Exegete nützt; wir meynen das Geschäft, Factum und Ansicht, Erfolg und Urtheil über die Ursache desselben zu unterscheiden und dabey aufzusuchen, was wohl der Ansicht, als Factum zum Grunde liege, und durch was für Eigenheiten des Erfolgs und des Erzählers das Urtheil des letztern, welches meist wie ein Theil der Begebenheit selbst vorgetragen ist, modificirt werden sey. Bey schwierigeren Stücken ist die Literatur der besten Auslegungsschriften nachgewiesen. Geddes hat sich das Verdienst gemacht, die alten Uebersetzer fleissig zu vergleichen. Diese Vorarbeit hat Hr. *V.* aufgenommen, und wo sie minder vollständig war, vermehrt; z. B. verwendete er viel mehr Fleiss auf die älteste Völker- und Ländertafel Genes. 10. In der Genesis überhaupt ist Er auf die Verschiedenheit der an einander gereihten Erzählungen sehr aufmerksam. Auf die Endresultate hierüber, welche der dritte Theil in einer besondern Abhandlung liefern wird, ist Rec. zur Vergleichung mit seinen eignen Untersuchungen sehr begierig. Zur hebräischen Wortforschung gebraucht der Vf. nicht selten, doch seltener als Rec. es für nöthig und consequent hält, die verwandten Dialecte. Dem Rec. scheint, wenn man die Vergleichung der Dialecte nicht als eine blosse Nothhülfe und dadurch als ein unsicheres Verzweiflungsmittel charakterisiren will (und so werden doch auch in andern Sprachen die Dialecte nicht angesehen!) als Grundsatz festgehalten werden zu müssen, dass man den hebräischen Dialect mit allen semitischen zusammengenommen immer als Einen gemeinschaftlichen Sprachschatz anzusehen habe. Allerdings entdecken sich alsdann viele Bedeutungen als besonderes Eigenthum dieses oder jenes einzelnen Dialects. Aber jedes Hauptwort, welches mehrere von ihnen gemeinschaftlich haben, gehört zum Ganzen der Sprache, und hat eine Bedeutung, aus welcher sich die particulären, welche man die dialectischen nennen könnte, erzeugt haben. Durch Entdeckung (nicht: Erdichtung) jener Grundbedeutung entsteht Zusammenhang im Ganzen und oft über die besondere Anwendbarkeit eines Worts ein besonderes Licht. Eine mit den übrigen Dialecten in der That unvereinbare Bedeutung aber kann mit Wahrscheinlichkeit im Hebräischen nie angenommen werden. S. 6. bemerkt der Vf. bey תהו ובהו „diese beiden Ausdrücke stehen verbunden Deut. 32. 10. Hiob 12. 24. Pf. 107. 40. Jer. 4. 23. von einer *schreckbaren* und ungeheuren Wüsteney. *Leere* scheint der *bloss hinzukommende* Begriff zu seyn.“ Der Begriff dessen, wofür einem graut, dessen, was einen als formlos, ungestalt, leer gleichsam staunen macht, liegt in תהו nach dem chaldäischen und syrischen Sprachgebrauch, vgl. auch تهى. Eben so gewiss liegt in בהו *das* [illegible] ganz eigentlich. Vgl. بهى. Von תהום sagt de[illegible] leitung und Bedeutung ist ungewiss. V[illegible] die Parallelstellen vergleicht, allerding[illegible] Arabischen aber ist تهام, تهامة eine

gend, wo durch keinen Wind Bewegung iſt, wo deswegen zu Lande eine drückende Hitze entſteht. Vgl. عمق *depreſſiora loca*. Wie ſehr ſchickt ſich dieſs zu der noch nicht vom Winde bewegten Waſſertiefe Geneſ. 1, 2. Auch in den andern Stellen entſteht hieraus ein beſtimmter, von den übrigen zugleich genannten Arten der Gewäſſer unterſcheidbarer Begriff: ſtille Waſſertiefen. Bey מרחפת beklagt der Vf. den Abgang einer weitern Hülfe der Dialecte. Dagegen ſind aus Geddes die Verſionen angeführt, die ein ἐπιφέρεσθαι *darüber ſchweben* bloſs rathen. Sicherer iſt es doch, in den Dialecten als Thatſache zu finden, daſs die Bedeutungen des Piheliſchen רחף in der Einen ſich concentriren: etwas fein, zart, daher auch wohl weich oder ſchwach machen, es fein, zart etc. behandeln; woraus denn auch die Seite, nach welcher רחף auf den brütenden Vogel anwendbar iſt, ſich klar macht. Deut. 32, 11. nämlich beſchreibt ירחף zwar einen Vogel, der *ſchweben will*; aber zum Schweben kommt es erſt in den folgenden Prädicaten. In ירחף liegt die Urſache davon. Er will ſeine Jungen fliegen lehren; er „iſt zärtlich, mitleidig über ihnen." Daher kommt es denn, daſs er ihnen ausfliegen hilft. Schon das על zeigt, daſs in dieſer Stelle nicht vom Schweben die Rede ſeyn kann. Der Vogel, der ſeine Junge fliegen lehrt, ſchwebt nicht *über*, ſondern unter ihnen, um im Nothfall ſie aufzufangen. Bey Exod. 12, 11. iſt einige Verlegenheit über die Bedeutung פסח, und wie dieſe mit der eigenen Definition Vs. 23. 27. harmoniere. Die Bedeutung *tranſire* iſt, ſagt der Vf., nicht erweislich, obgleich die Vulg. mehreremal und die Alex. Vs. 23. ſo überſetzen. Man kann hinzu ſetzen, daſs auch Joſephus und Philo פסח durch διαβατήριον erklären. Und nichts iſt erklärbarer, ſo, wie nichts ſo gut zu Vs. 23. 27. paſst. فشج und فشخ bedeuten: *die Füſse weit aus einander ſetzen* und daher ſchon, mit عن conſtruirt, *ſich von etwas entfernen*. Im Hebräiſchen iſt פסח mit על conſtruirt. Was iſt alſo näher, als: *dilatavit pedes ſuper quem*, d. h. über einen wegſchreiten (διαβῆ ἐπ' αὐτοῖς) ohne nämlich ſie zu verletzen, wie die Aegyptier; und gerade ſo fodert es die ganze Stelle. Daſs alsdann auch ein Hinkender, weil bey ſeinem Gehen die Füſse weiter aus einander gezogen werden, פסח heiſst, iſt eben ſo gut aus der gleichen Wurzel erklärbar. 2 Sam. 4, 4. heiſst das Wort, wie 1 B. Kön. 18, 21. 26. nur hinkend, nicht: lahm. Der Vf. hat ein ſo vorzügliches Talent zur genauen Sprachforſchung, einem Geſchäft, zu welchem ſo wenige Luſt, Fleiſs und Vorkenntniſſe genug vereinigen. Gerade deswegen wünſcht Rec. äuſserſt, daſs er dieſe Genauigkeit auf den ganzen Umfang des hebräiſchen Sprachſtudiums ſo glücklich ausdehnen möchte, wie er ſie auf das Fach der grammatikaliſchen Sprachlehre, der dennoch nie zu vernachläſsigenden Erläuterung aus Parallelſtellen und anderer von ihm ſehr gut genützten Erläuterungsmittel angewendet hat. Zur Probe heben wir noch einige einzelne Bemerkungen aus. Bey Geneſ. 1, 5. giebt Geddes den richtigen Wink, der alte Vf. ſage nicht: aus Abend und Morgen ward der erſte (zweyte etc.) Tag, ſondern: es ward Abend, es ward Morgen, der erſte Tag. Das heiſst: die Meynung, als ob der alte Vf. ſeinen Tag mit dem Abend angefangen habe, wie in der Folgezeit die Juden, iſt wirklich ein Vorurtheil, das auch Rec. bisher gehegt zu haben eingeſteht, um es eben ſo öffentlich zurückzunehmen. Vielmehr beginnt das erſte Lied der Geneſis den Tageswechſel mit dem eigentlichen Tage. An dieſem ward zuerſt Licht. Dieſer Tag geht in den Abend und die Nacht über; am Morgen aber ſchlieſst er, und nun iſt Ein Tag vergangen. Dieſes Vorurtheil abzulegen, iſt nicht unbedeutend. Man ſchloſs ſonſt aus der Art, den Tag vom Abend anzufangen, daſs der alte Vf. des Lieds unter eine Nation gehörte, welche dieſe Gewohnheit hatte, νυχθήμερα zu zählen. Man ſieht, daſs dieſer Schluſs aufgegeben werden muſs. — Zur Beſtätigung, daſs das *Wir* 1, 26. auf ein Geſpräch mit andern gegenwärtigen Gottähnlichen ſich beziehe, wird mit Recht 3, 22. ממנו verglichen. Vgl. die בני אלהים im Prolog der Jobiade und in deren 38 Kap. Vs. 5. Zu ברוח היום paſst die Bemerkung gut, daſs im Morgenlande gegen Abend ſich ein erfriſchender Wind zu erheben pflege. Vgl. Ruſſel. Bey Geneſ. 3, 15. ſagt der Vf. „die Bedeutung von שוף muſs aus dem Zuſammenhang errathen werden. Es kommt nur noch Job. 9, 17. Pſ. 139, 11. vor." Hier, vornehmlich da im Pſ. 139, 11. die zu den andern beiden Stellen paſſende Bedeutung *durchbohren* سوف nicht paſst, ſcheint doch ein anderes Mittel, als bloſses Errathen, ſich gar ſehr zu empfehlen. Zu Pſ. 139, 11. ſchickt ſich die Bedeutung *ausſpüren*, *entdecken*, سوف, welche zugleich erklärt, warum die Alex. auch Geneſ. 3. τηρήσει *ſie wird belauern*, überſetzen konnten, welches dieſsmal kein bloſses Errathen war; auch Onk. und die It. ſtimmen damit überein. Bey 4, 3. giebt der Vf. eine feine Spur an, um das Zeitalter dieſes Fragments zu beſtimmen. „Bey dem Opfer des Abels findet man ſich in die *moſaiſche Verfaſſung* verſetzt; das Fett der Erſtlinge wird geopfert wie Num. 18, 17., und obwohl bloſs männliche Erſtlinge geopfert werden: ſo wird doch davon בכורות geſagt, wie Deut. 12, 6. 14, 23. Kains unblutiges Opfer iſt eine מנחה." Rec. verbindet hiemit noch zwey auffallende Spuren ſpäter Entſtehung. Im 1 Vs. iſt auſser der Phraſe את־יהוה *mit Gottes Hülfe* (wenn man Exod. 6, 2. nicht Gewalt anthun will, muſs man die Benennung Jehovah für eine erſt durch Moſe eingeführte halten!) auch di[e] begreiflich unrichtige Ableitung des Nam[ens] קנה. Ferner liegt im Vs. 15. ſchon [...] Blutrache und zwar mit dem ſicher[...] ſtand verknüpft, daſs de[...] erlaſſen wurde, von [...] ten und durch G[...] ſchaft ein Wahrz[...] Angriffe anderer [...] ward die Blutar[...] Sitte floſs die D[...]

solches אות gegeben habe. 4. 22. wird statt כל vermuthet כלי *Waffe*. Nicht unwahrscheinlich. S. 83. wird eine Conjectur von Hn. *Holmes* zu der Alex. angeführt. In der Stelle 9. 6. *ὁ εκχεων αἱμα ανθρωπȣ, αντι τȣ αἱματος αυτȣ εκχυθησεται* sey zu lesen *αντι τȣ αἱματος τὸ ἑαυτȣ̃ εκχυθης.* דָּמוֹ statt בָּאָדָם scheint ohnehin von der Alex. angenommen worden zu seyn. — Wir können mit der Versicherung abbrechen, dass der Fleiss des Vfs., wenn er gleich in der Folge sich in seinem Raume etwas mehr einschränkt, durch die ganze Arbeit hindurch sichtbar bleibt, und daher das Ganze als ein sehr brauchbares Hülfsbuch zum Studium des Pentateuchus zu empfehlen ist.

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Predigtentwürfe für das Jahr 1800.* von *Joh. Fr. Zöllner*, kön. Obercons. und Oberschul Rath, Probst in Berlin etc. *Gedruckt zum Besten der Kirche.* 1801. 236 S. *Fortsetzung* für das Jahr 1801. unter gleichem Titel. 1802. 264 S. 8.

Richtig gedachte, wohlgeordnete und mit Materialien hinreichend ausgestattete Predigtentwürfe hält Rec. für sehr nützlich. Ohne der Trägheit ein Polster unterzulegen, können sie den Kanzel-Vortrag anderer nähren, bilden und berichtigen helfen. Sollte die verächtliche Behandlung der Logik und Rhetorik, als theoretisch-praktischer Vorübungen zum Erfinden, Ordnen und Darstellen der etwa überhaupthin eingesehenen Wahrheiten, sich noch weiter verbreiten: so würden mustermäsige Dispositionen für die Folgezeit noch mehr unentbehrlich werden. Wenn denen, welche sich und ihrer Pflicht genugthun wollen, nach dieser äusserst schädlichen, in der Studienzeit jetzt nur allzu gewöhnlichen Vernachlässigung jener gering geachteten, ihre Verachtung selbst aber sehr rächenden, Vorübungen bey weiterem Nachdenken über das Mangelhafte, Verworrene und nicht einmal zur Wiedererinnerung sich empfehlende Chaos ihrer Aufsätze und Vorträge ein Licht aufgehen muss: so können sie durch sorgfältiges Studium guter Predigtentwürfe noch am ehesten das Versäumte nachholen. Die meisten von den gegenwärtigen Entwürfen aus beiden Jahrgängen haben alle oben genannten Eigenschaften, welche einen guten Predigtentwurf charakterisiren. Wir wollen, zu Abkürzung unserer Anzeige, und da beide Lieferungen in ihrem Gehalt und Werth einander sehr gleich sind, die Gegenstände unserer Beurtheilung und die Proben des Inhalts aus dem neueren Jahrgang wählen. Selbst solche Themata, bey denen man zum voraus schwerlich eine befriedigende Ausführung erwarten möchte, wie Nr. 18. über Luk. 24. 12—35. „Wir werden diejenigen, mit denen wir in diesem Leben in Verbindung stehen, in jenem wieder finden," sind mit einer vorzüglichen Genauigkeit, behutsamer Absonderung des sonst eingemischten Aberglaubens, und möglichster Befriedigung über die Sache selbst ausgeführt. Mehrere andere Themata sind äusserst glücklich gewählt, z. B. am 2. Pfingsttage: Mit der Sünde ist unausbleiblich Schüchternheit verbunden! (der Sünder fürchtet sich vor Gott, auch wenn er ihn nicht glaubt). Am Johannisfest: Die Lehre Jesu befreyt uns von unnöthiger Furcht! Am 4. Sont. n. Trin.: Es giebt in der Welt ungleich mehr Wiedervergeltung als man zu glauben pflegt! An ebendens.: Es giebt eine tadelhafte und eine tugendhafte Gutmüthigkeit (von Hn. Pred. *Jenisch*). Am S. Lätare: Gott speiset uns durch die Natur eben so wunderbar, als Jesus seine Zuhörer in der brodlosesten Gegend (von Hn. Pred. *Troschel*) u. dgl. m. Bey einigen dagegen scheint uns das Thema den Text allzu sehr als bloses Motto zu behandeln. Z. B. aus Joh. 3. 16—21. „also hat Gott die Welt geliebt" erwartet man schwerlich je das Thema: Die Verherrlichung Gottes *in der Natur*, so sehr häufig diese aus andern Veranlassungen Gegenstand der Canzelvorträge werden soll. Auch aus der ganzen Disposition dieses Thema scheint keine Benutzung des Textes hervor. Und doch müssen wir wohl die Texte als Hülfsmittel betrachten, durch welche wir unsern Zuhörern die Rückerinnerung an das Gehörte und die für ihre Verstandescultur so nützliche, eigene Entwicklung der vorgetragenen Hauptsatze und ihrer Gründe erleichtern wollen. Sie sollen, wie Koheleth sich ausdrückt, die goldnen Nägel seyn, durch welche die Sprüche der Weisheit im Gemüthe der ungeübteren befestigt werden. Bey andern Texten, welche nun einmal so vertheilt sind, dass aus ihnen nicht häufig Materien, welche auf die Zeiten passen, ausgehoben werden können, finden wir die gute Methode gebraucht, den Uebergang vom Texte zu der gewählten Materie ausdrücklich nachzuweisen. Am Sonntage nach dem Neujahr redet Hr. *Z.* der Zeit gemäss, von der christlichen Gemüthsverfassung, womit wir den ungewissen Schicksalen dieses Jahrhunderts entgegen gehen müssen (sollen). Das Evangelium aber ist Matth. 2. 13—23. Sehr gut wird hiezu bemerkt: „den Herodes setzte die Zukunft in Schrecken. Er griff zu einem grausamen Mittel, und erreichte seine Absicht dennoch nicht." So ist der Uebergang glücklich gebahnt, da man gewiss ein so passendes Thema um eines nicht ganz passenden Textes willen nicht mit einem andern der Zeit minder angemessenen vertauschen möchte. Meist ist auch der Ausdruck dieser Entwürfe tadellos, wie es nothwendig ist, dass an die Stelle desjenigen Theils der Canzelsprache, der im Umgang archaistisch, schleppend und geschmackwidrig seyn würde, aus dem allgemein verständlichen der Umgangssprache das Gegentheil in die Canzelvorträge aufgenommen werde. Dagegen sind uns einige Reste jener Idiotismen um so mehr aufgefallen. Z. B. Wir müssen fortgesetzt gegen die Hindernisse des Guten *auf unserer Hut seyn.* Wir müssen vor unrichtiger Beurtheilung unsers Nächsten *auf der Hut seyn.* In der Umgangssprache hat der Vf. gewiss nie nöthig, sich vor einer so schleppenden Redensart zu hüten. Nur die Canzel scheint selbst diejenigen, welche die Sprache sehr in der Gewalt haben, noch gegen dergleichen Phraseologien unbehutsamer

machen zu können. Dahin zählen wir auch S. 2. die Zeile:

> Nur Einer ist *droben im glänzenden Himmel*,
> Der allem, was war und was seyn wird, gebeut.

Das übrige jener zum feyerlichen Chor am Neujahrstage ausgewählten Strophen ist erweckend und zweckmäfsig. Aber für einen, der andachtsvoll mitsingen wollte, würde die obige Zeile nichts weniger als erbaulich seyn. Man würde lieber das Gegentheil gesungen haben:

> Nur Einer, der Erde so nah' wie dem Himmel etc.

Aus ähnlichen Gründen sollten in einer gebildeten Stadt in einem allgemeinen Lobgesang am Neuen-Jahre Stellen, so matt, wie —

> Du hast bis hieher uns gebracht.

oder:

> Ach, Segen werde unser Theil etc.

nicht erschallen. Noch einmal aber muss ausdrücklich angemerkt werden, dass dergleichen einzelne Gegenstände des Tadels nur deswegen auffallen, weil sie, mit dem übrigen Ganzen verglichen, als völlig fremdartig erscheinen.

Die meisten Stücke der Sammlung sind von Hn. O. C. R. *Zöllner*, einige von den Hn. Predigern *Troschel*, *Jenisch*, *Pappelbaum* und *Agricola*.

Augsburg, in Riegers sel. Buchh.: *Die feyerlichen Opfer des Seelsorgers im Zirkel seiner Heerde*, oder *liturgische Mess- Gelegenheits- und Vespergebete.* Zum Gebrauche bey öffentlichen Gottesverehrungen, von einem Regular-Landpfarrer. Mit Begenehmigung des Hochw. Ordinariats zu Constanz. 256 S. 8. (10 gr.)

Dem Vf. dieser Schrift macht es Ehre, dass er das Zweckwidrige des Gebrauches der lateinischen Sprache bey der katholischen Liturgie nicht allein selbst gefühlet, sondern auch seine Pfarrgenossen so weit aufgekläret hat, dass sie geneigt wurden, in der vaterländischen Sprache abgefasste liturgische Formeln anzunehmen. Allein, dass *er*, der so weit in allen Zweigen der Theologie, so weit auch in der Mutter-Sprache zurück ist, es über sich nahm, von diesen Formeln eine deutsche Uebersetzung oder Paraphrase zu liefern, oder auch statt der bisherigen neue zu verfertigen, diess ist sehr zu bedauern. Wer kann es billigen, wenn ein Pfarrer dem Volke verkündiget: „in dem weissen langen Rocke, in der Gürtel, welche die Lenden des Priesters umgiebt, in der Stole etc. siehst du die Verspottung, die Stricke und Ketten deines leidenden Heilandes: und in der Binde (dem Manipel); die er am linken Arme trägt, das Schweisstuch, welches ihm auf dem Kreuzwege dargeboten wurde? (S. 28.). Wer bedauert das Volk nicht, dem folgendes Gebet für Kriegeszeit gegeben wird: „*Richte dich auf*, o Gott! nimm dich deiner eigenen Sache an! Eile *herzu*, du Retter! in der Zeit der Bedrängnisse und der Noth. Verfolge unsere Feinde, und *ergreif* sie; und lass nicht ab, bis sie vertilgt sind. *Zerbrich* sie: und sie werden nicht bestehen können; sie werden unter deine Füsse fallen, die sich erkühnet haben, über die Heere des lebendigen Gottes Lästerworte zu sprechen." Auch über die *Anstalt*, vermöge deren der Vf. die Epistel von einem Schulmädchen, das Evangelium aber von einem Knaben bey der Liturgie ablesen lässt, glaubt Rec. seine Unzufriedenheit äussern zu müssen. Zuverlässig wäre es zweckmässiger, und der Würde einer öffentlichen Gottesverehrung angemessener, wenn diess Geschäft, wie es vor etwa 16 Jahren in der katholischen Hofkapelle zu Stuttgart geschah, von dem Geistlichen selbst übernommen würde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erfurt*, in d. Henning. Buchh.: *Anti-Reich vom Fieber und dessen Behandlung überhaupt.* Als Vorläufer eines grösseren Werks in 4 Bänden unter dem Titel: Fieberlehre. 1801. VIII. und 48 S. 8. (5 gr.) In der Vorerinnerung ist das fehlerhafte und unrechtmässige Verfahren Hn. *Reichs* in Rücksicht der Anzeige und Bekanntmachung seines neuen Fiebermittels gerügt. Die Principien, von denen der Vf. zur Begründung seiner Theorie ausgeht, sind dieselben, die Hn. *R.* leiteten, nämlich die schwankenden Principien der animalischen Chemie. In dieser Hinsicht treffen also alle Vorwürfe, die Hn. *Rs.* Schrift trafen, auch die gegenwärtige. Sehr verschieden sind aber die aus jenen Principien gezogenen Folgerungen. Der Vf. setzt die nächste Ursache der verschiedenen Fieber in ein entweder im ganzen Körper oder in einzelnen Theilen vermehrtes Verhältniss des Sauerstoffs zu den übrigen Stoffen, und verwirft die von *R.* angestellte Vergleichung des Fiebers mit einer Gährung gänzlich. Nach dem Vf. besteht das ganze Geschäft eines Arztes bey Heilung eines Fiebers darin, das Uebermaass des Sauerstoffs aus den Theilen des Körpers, die daran leiden, zu entfernen, alle sauerstoffhaltige Materien abzuhalten, dagegen hinlängliche Materien in den Körper zu bringen, die fähig sind, sich mit dem Sauerstoff des leidenden Theils zu verbinden, oder, wenn die Krankheit in einem edlen *Organe* ihren Sitz hat, in anderen weniger edlen Theilen die Verwandtschaft zum Sauerstoff zu vermehren. Demnach sind alle Mittel, die Mangel an Sauerstoff haben, die wahren Fiebermittel. Noch bis jetzt hat der Vf., unsers Wissens, das auf dem Titel angekündigte grössere Werk nicht folgen lassen, und Rec. hofft, dass er von seinem Vorhaben ganz abstehen werde; wünscht aber, dass er den Scharfsinn, den er in dieser Schrift gezeigt hat, auf eine andere Weise zum wahren Nutzen der Heilkunde anwenden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 2. April 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

WIEN: *Observations et expériences sur l'inoculation de la Vaccine.* Par *Jean de Carro*, Dr. en Médecine. 1801. 216 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diese Schrift des Hn. *de C.*, eine der vorzüglichsten Schriften über die Kuhpocken, fand einen so schnellen Abgang, dass der Vf. sehr bald, eine zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe davon veranstaltete, unter dem Titel:

WIEN, b. Geistinger: *Observations et expériences sur la Vaccination.* Par *Jean de Carro*, Dr. en Médecine. Seconde édition corrigée et considérablement augmentée. 1802. 283 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir halten es für das zweckmässigste, den Leser erst mit dem Inhalt der ersten Ausgabe bekannt zu machen, und alsdann nach einer treuen Vergleichung die in der zweyten befindlichen Verbesserungen und Zusätze kurz anzugeben.

Nach einigen wenigen Bemerkungen über die verschiedene Benennung der Kuhpocken, findet man die vollständige Geschichte der Entdeckung und des Ursprungs der Kuhpocken gut zusammen gestellt. Dann folgt eine kurze Beschreibung der Kuhpocken nach des Vfs. eigenen Beobachtung. In einigen folgenden Kapiteln beleuchtet der Vf. einige die Kuhpocken betreffende Fragen; im neunten ertheilt er Nachricht von der im J. 1799 zu London errichteten Kuhpocken-Impfanstalt. In Untersuchung der Frage über die Möglichkeit, die Kuhpocken öfters zu haben, und dieselben nach überstandenen Kindblattern zu bekommen schliesst der Vf. mit: *Pearson*, dass man die Kuhpocken nicht nach den Kinderblattern, noch die wahren Kuhpocken zweymal haben könne. Die Frage, ob die Kuhpocken ohne Impfung ansteckend sind, beantwortet der Vf. mit nein. Ueber den im Impfspital zu London von *Woodwille* bemerkten allgemeinen Ausschlag findet man die verschiedenen bekannten Erklärungen hier beysammen. Die Frage: ob ein deutliches Fieber nothwendig ist, um von dem blatterwidrigen Erfolg der Kuhpocken versichert zu seyn? wird verneint; vielmehr hält der Vf. den rothen Hof für ein gewisses Zeichen, dass die Kuhpocken-Lymphe ihre Wirkung auf das ganze System hervorgebracht hat; eine Behauptung, die er noch in dem Anhange durch einen Brief des Hn. D. *Jenner* bestätigt. Nach angestellter Vergleichung der Kuhpocken und Kinderblattern zeigt der Vf. die mittelbaren und unmittelbaren Vorzüge jener vor diesen, und widerlegt einige Einwürfe gegen die Annahme der Kuhpocken. Dem Beweise, dass es keine Fälle giebt, wo Kinderblattern nach den Kuhpocken erschienen sind, und verschiedenen Bemerkungen über die Impfmethoden folgen endlich Nachrichten von 200 Kuhpocken-Impfungen des Vfs. aus seinem Tagebuche. — Das Ganze empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit und schöne Schreibart.

In der *zweyten* Ausgabe hat der Vf. alle Aufschlüsse, die Theorie und Erfahrung seit jener ersten Auflage gaben, an den gehörigen Orten eingeschaltet, und was einer Verbesserung und Berichtigung bedurfte, sehr zweckmässig abgeändert; wodurch die zweyte Ausgabe einen grösseren Umfang erhalten hat.

So finden wir S. 70. die Erfahrung *Moreau's*, dass Einreibungen von Kuhpocken-Lymphe in die unverletzte Oberhaut keine Wirkung hervorbrachten, S. 121. Nachricht von einer Impfanstalt in der cisalpinischen Republik. S. 140. bittet der Vf. im Namen der Menschheit diejenigen, die die Einimpfung der Kuhpocken innerhalb Wien verboten haben, das Verbot zurückzunehmen. Weiterhin werden einige neuere Einwürfe gegen die Kuhpocken mit vieler Bescheidenheit widerlegt. S. 196. erzählt der Vf., er habe eines Tags 5 Kinder einer Familie mit flüssiger gut gewählter Kuhpocken-Lymphe geimpft, aber ohne Wirkung; nach der zweyten Impfung hätten alle 5 Kinder regelmässige Kuhpocken bekommen. Bey dieser Gelegenheit sagt er: *On seroit donc en droit de conclure qu'outre la disposition momentanée, il y a une certaine affinité entre tel vaccin, et tel individu.* In wie fern der Vf. hierin Recht hat, kann nur eine fortgesetzte allgemeine Aufmerksamkeit auf den körperlichen Zustand sowohl der Subjecte, welche man einimpft, als auch derer, von denen die Kuhpocken-Lymphe genommen wird, in der Folge zeigen. — Ganz neu hinzugekommen ist das 17te Kap., welches sehr zweckmässige Ideen des Vfs. über die Mittel, die Kuhpocken-Impfung zu erleichtern, und die Kinderblattern auszurotten, enthält.

WIEN, b. Vf.: *Beobachtungen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken* Von *Johann de Carro*, d. A. K. D. Aus dem Französischen übersetzt von Dr. *Joseph von Portenschlag.* 1801. 220 S. 8. m. 1. ill. Kupf. (1 Rthlr. 4 gr.)

Ist eine wohlgerathene Uebersetzung der ersten Ausgabe, für welche Hr. v. P. den Dank aller derer verdient, die der französischen Sprache nicht kundig sind.

Wien, b. Geistinger: *Expériences sur l'origine de la Vaccine* par *J. G. Loy*, D. M. Traduit de l'anglois par *Jean de Carro*, D. M. Avec quelques observations du traducteur, et des fragmens de sa correspondance avec le Docteur *Jenner* sur le même sujet. Supplément à ses Observations. 1802. XI. und 43 S. 8. (6 gr.)

Wien, in Geistingers Buchh.: *Versuche über den Ursprung der Kuhpocken* von *J. G. Loy*, M. D. Aus dem Englischen übersetzt von *Johann de Carro*, M. D. Mit einigen Beobachtungen des Uebersetzers, und Fragmenten aus dessen Correspondenz mit Dr. Jenner über diesen Gegenstand. Als Anhang zu den Beobachtungen und Erfahrungen über die Kuhpocken. 1802. X. u. 53 S. 8. (6 gr.)

Die wohl erdachten und sorgfältigen Versuche des Vfs. beweisen, dass *Jenner* nicht mit Unrecht den Ursprung der Kuhpocken von einer Krankheit an der Ferse des Pferdes hergeleitet habe. Hr. *de Carro* verdient wegen vorliegender Uebersetzung eines für die Geschichte der Kuhpocken wichtigen Aktenstücks um so mehr unsern Dank, da uns die Engländer noch immer gar keine genaue Beschreibung des Grease gegeben haben. Wir sind darüber auf dem festen Lande noch in grosser Dunkelheit: die Franzosen verstehen darunter bald *Javart*, bald *les eaux aux jambes*, die Deutschen bald *die Maucke*, bald *die Wasserfüsse*, die Italiäner bald *Giardoni*, bald *Vesicani*. Der Vf. findet sich durch Thatsachen bestimmt, zu muthmasen, dass es zwey Arten von Grease gebe, die sich in ihrer Kraft, den Menschen und Thieren die Krankheit mitzutheilen, von einander unterscheiden. Auch giebt er Umstände an, deren Beachtung zur Mittheilung höchst nöthig ist. Der Uebersetzer bestätiget des Vfs. Meynung durch einige angehängte Beobachtungen und einige Bruchstücke einer Correspondenz mit *Jenner*.

Erfurt, in d. Henning. Buchh.: *Beobachtungen über die Kuhpocken* nebst einigen Bemerkungen von D. *A. F. Nolde*, Prof. zu Rostock. 1802. 191 S. 8. (16 gr.)

Sehr richtig ist es, dass wir über die Kuhpocken und ihre Impfung noch keine *in aller Rücksicht* vollständige Erfahrung haben, und dass es noch immer wünschenswerth ist, dass sowohl die aufmerksamen Beobachtungen als ihre kritischen Würdigungen fortgesetzt werden. Vorliegende Schrift verdient, wenn sie gleich nichts eigentlich Neues enthält, doch von allen Impfärzten gelesen zu werden, da in derselben neben manchem, was noch Bestätigung oder Berichtigung bedarf, manches vorkommt, was sehr der Beherzigung werth ist.

Der Vf. impfte in Rostock zuerst, und zwar nahm vom November 1800 bis zum April 1801, wo er literarische Reise antrat, 38 Impfungen vor, aus einzeln erzählten Geschichten Rec. das merkste ausheben will. Die Impfmethode, welcher sich bediente, war diese: er machte mit der Impfnadel in dem Umfange eines Groschens eine Menge kleiner Stiche unter die Oberhaut, und benutzte das hervordringende Blut oder Blutwasser zur Anfeuchtung der Faden. Rec. hätte gewünscht, der Vf. wäre bey der gewöhnlichen Methode geblieben; die Erscheinungen können bey veränderter Art zu impfen unmöglich dieselben bleiben, wie dieses auch aus des Vfs. Beobachtungen bewiesen ist, und es muss nothwendig dadurch Verwirrung veranlasst werden. Rec. findet daher die Beschreibung der Erscheinungen an der Impfstelle lange nicht genau genug; auf die Kriteria der wahren Kuhpocken ist dabey fast gar nicht Rücksicht genommen. Die Beschreibung der vergehenden wahren Kuhpocken-Pustel ist allein so, wie Rec. sie in der Natur gefunden hat; in der Mitte der Pustel zeigt sich eine flache Vertiefung, die mit einem schwarzen (noch öfterer braunen) Schorf bedeckt ist, und von einem blasigten gelbgrauen Ring umgeben wird. Spricht der Vf. von der Kuhpocken-Lymphe, so nennt er sie bald eine weisse, bald eine weissliche Feuchtigkeit: obgleich durch die Erfahrung bewiesen ist, dass ächte Kuhpocken-Lymphe allemal wasserhell ist. In 37 der beschriebenen Impffälle sah der Vf. an verschiedenen Theilen des Körpers Kuhpocken-Ausschlag, ja sogar in zwey Fällen schon einige Tage vor dem merkbaren Eintritt des Fiebers. In 5 Fällen bemerkte er den specifischen Blattergeruch aus dem Munde. Bey der ersten Impfung, die der Vf. am 10ten November vornahm, sah er am 14ten schon eine kleine Blatter auf der Backe, am 15ten hatte das Kind gefröstelt, die Impfstellen waren röther im Umfange, die Blatter auf der Backe weg, aber jetzt ein wahrer Blattergeruch aus dem Munde. Den unter Nr. III. vorkommenden Fall muss Rec. seiner Wichtigkeit wegen ausführlicher anzeigen. Ein nicht geimpftes benachbartes Kind, welches jenen Impfling täglich besuchte, ihn küsste und umarmte, klagte am 20ten November über Kopfweh, war träge und niedergeschlagen, hatte besondere Stimmung zum Weinen, keinen Appetit, viele Hitze, nachdem es schon Tages vorher eine rothe Geschwulst an dem linken Mundwinkel gehabt hatte. Am 21sten sah der Vf. die Stelle von der Grösse eines Zweygroschenstücks, an welcher sich auf einem dunkelrothen Grunde von erysipelatöser Beschaffenheit eine Menge kleiner Hervorragungen zeigte, die am 22sten anfingen, pustulös zu werden. Das Befinden war besser: es zeigten sich einige schwach erhabene rothe Flecken hinter dem linken Ohre, die aber am 23sten wider verschwunden waren. Die Pusteln am Munde, welche vorher eine ziemlich klare weissliche Feuchtigkeit enthalten hatten, fingen nun allmälig an einen Schorf zu bilden. Zugleich war am Zeigefinger der linken Hand eine sehr erhabene rothe Blatter mit einer gelblichen Spitze, aber ohne Vertiefung zum Vorschein gekommen. Am 24sten: frische Blattern in der Gegend des Mundes. Am 25sten: die Pustel am Finger trocknete ab, die am Munde aber waren in voller Blüthe. Bis zum 29sten kamen täglich neue Blattern auf dem Kopfe, in der Gegend des Mundes, im Gesichte, auf der Brust, an Händen und Füssen hervor.

Wäh-

Während der Zeit versicherte die Mutter auch einen Blattergeruch aus dem Munde bemerkt zu haben. Am 4ten December hatte sich der Ausschlag mehrentheils verloren. Am 7ten war alles abgetrocknet bis auf eine platte Pustel an der inneren Fläche der Hand, die eine seröse Flüssigkeit enthielt, einen blaurothen Hof hatte, und erst am 9ten ein zusammen gefallenes Ansehen bekam. Während der Krankheit giengen mehrere Spuhlwürmer ab. Die pustulöse Stelle am Munde verhielt sich übrigens im Ganzen wie die Impfwunde an dem Arme des ersten Kindes. — Der Vf. sagt: er hätte sich aus mehreren Gründen nicht entschliessen können, von den drey ersten Impfungen, die er mit einer von dem Hofmedicus *Sachse* erhaltenen Kuhpocken-Lymphe verrichtete, selbst Lymphe wieder aufzunehmen, und habe sich deshalb aufs neue an Hn. *S.* gewandt. Fast sollte man auf den Gedanken kommen, es hätte dem Vf. bey den drey ersten Impfungen die Ueberzeugung gefehlt, dass das hervorgebrachte ächte Kuhpocken gewesen sind! Nur spricht das, was der Vf. in seinen Bemerkungen über diese drey Fälle sagt, dagegen. Nach der Zeit hat der Vf. selbst Kuhpocken-Lymphe aufgenommen und damit geimpft. Er bemerkt aber in seiner Schrift nie, an welchem Tage der Impfung er Lymphe aufgenommen hat, weil er dafür hält, die grössere oder geringere Empfänglichkeit des Körpers mache darin eine zu grosse Verschiedenheit. Wollte Rec. auch dieses entschuldigen, so muss er doch das als einen Fehler bemerken, dass der Vf. die Beschaffenheit der Impfpustel und die Zeit der Einwirkung auf die allgemeine Constitution nicht angiebt, wenn er Kuhpocken-Lymphe aufgenommen hat.

Die Bemerkungen machen den vorzüglicheren Theil der Schrift aus. Der Vf. will dreyerley Kuhpocken-Ausschlag gesehen haben: 1) blosse rothe Flecken, 2) kleine Stippen bald mit bald ohne Hof, 3) wahre Pusteln, anfangs mit einer dünnen wässerigen, nachher aber eiterartigen Flüssigkeit. Den specifischen Blattergeruch aus dem Munde rechnet der Vf. zu den diagnostischen Zeichen der Kuhpocken, und will ihn nur immer dann gefunden haben, wenn die Infection nicht mehr örtlich war, und die vorher feuchte und reine Zunge unrein zu werden angefangen hatte. Rec. hat ihn bey mehreren hundert geimpften Subjecten nie gefunden. Aufmerksame Beobachtung mehrerer Impfärzte wird darüber entscheiden müssen! Der Achselschmerz beweiset nach dem Vf. für die künftige Sicherheit eines geimpften Kindes nichts. (Auch in Verbindung mit den übrigen Zeichen nicht?) Der Vorschlag, in jedem Lande von einigem Umfange, ein Impfcomtoir zu errichten, welches den Debit der Impfmaterie für dasselbe übernähme, ist gut, und das Beyspiel des bereits in Berlin bestehenden wird vielleicht bald mehrere zur Folge haben. Von dem unter Nr. III. angezeigten Fall meynt der Vf., dass, da eine Ansteckung durch den Kuss und wahrscheinlich auch durch Dunst aus dem Munde geschehen sey. Gesetzt, dass dieses Kind wirklich die Kuhpocken gehabt habe, welches dem Rec. aber noch lange nicht erwiesen scheint: so ist es nicht schwer, sich, ohne zur Annahme jener Ansteckung seine Zuflucht zu nehmen, ungezwungen die Mittheilung auf andere Art zu erklären. Ausserdem ist ja auch des Vfs. Meynung durch die bekannten Untersuchungen des Neffen des Dr. *Ed. Jenner* über die Ansteckung der Kuhpocken ohne Impfung schon allein sattsam widerlegt.

Rec. erkennt übrigens ganz den Werth der Bemerkungen des Vfs., und wünscht, dass diese Schrift viele Leser finden möge. Würden doch auch durch diese Schrift alle diejenigen, welche in dem Wahn stehen, man müsse, wenn man irgend etwas über die Kuhpocken bekannt zu machen habe, die Geschichte der Kuhpocken beyfügen, und wenn man sie auch zum hundertsten Mahle widerholen sollte, eines andern belehrt!

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Die Englischen oder die Schutzpocken heilen die Blindheit eines zarten Kindes;* nebst der Beschreibung einiger gemachten Impfungen, und einem Anhange literarischen Inhalts von Dr. *J. J. Schmidt*, praktischem Arzt, Wundarzt und Accoucheur zu Boizenburg. 1802. VIII. u. 194 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. hätte in mehrerer Rücksicht sehr wohl gethan, wenn er diese Schrift nicht herausgegeben hätte! Unter einem ganz sonderbaren Gemische von Sachen, die man dem Titel nach gar nicht erwarten sollte, wird das, was den Hauptgegenstand ausmachen sollte, S. 115—123. abgefertigt. Das Kind des Tagelöhners K. machte, wenn es die Brust haben wollte, mit dem Kopfe so viele und besondere Bewegungen, als wenn es die hingehaltene Brust nicht finden, noch die in den Mund gesteckte Warze anerkennen wollte; dabey war das Kind auffallend munterer als sonst Kinder des Alters (wodurch es dieses äusserte, liefet man nicht). Der Vf. wurde, wie das Kind ½ Jahr alt war, gerufen, fand alles dieses (freylich sehr wenig!), und erfuhr, das Kind habe 6 Wochen nach der Geburt einen Ausschlag auf dem Kopfe gehabt, der durch Salben u. dgl. Quacksalbereyen zurückgetrieben wäre, und seit der Zeit habe das Kind obiges Betragen geäussert. Nach der Bemerkung S. 116., dass das Kind ganz auffallende Nervenleiden äusserte, (deren Beschreibung aber ganz fehlt) sagt der Vf. „ganz natürlich, denn der Ausschlag war zurückgetreten, und Gott weiss wohin, wenn gleich nicht auf edlere Theile, als der Kopf ist, dennoch auf solche Theile gelagert, welche fähig waren, den natürlichen Gang der Organisation zu lädiren“ u. s. w — (Was der Vf. über den Satz: der grössere Reiz hebt den kleineren, sagt, übergeht Rec.; doch muss er bemerken, dass diese Wahrheit lange vorher, ehe der Vf. seine Inauguraldissertation schrieb, bekannt war). Es wurde ein Vesicatorium am Arme gelegt, mit *Ungu. vesi. Armstr.* 6 Wochen lang offen erhalten, aber es fruchtete gar nichts; der Vf. schritt also zur Impfung der Kuhpocken. — Hier erst findet man bemerkt, dass die Pupillen der beiden Augen des Kindes grau und ganz

gefüllt waren, keine Empfänglichkeit gegen das Licht zeigten, dass aber das Kind beym Sonnenschein die Augen plötzlich und mit fortwährender Bewegung des Kopfs von einer Seite zur andern geschlossen habe. Die Kuhpocken machten den ordentlichen Verlauf. Wie sich nun alles zum Ende zu neigen schien (wenn diess war, wird nicht gesagt,) entstand ein kleiner Ausschlag, wie Hirse, in der Haut, der zunahm, und endlich in eins floss. Am 21sten Tage war alles eine Kruste, die eine weissliche Feuchtigkeit gab. Am 23sten Tage zeigte sich eine Veränderung am rechten Auge, am 35sten Tage aber war das Graue aus den Augen weg. Da der Ausschlag nach dem 40sten Tage an einigen Stellen etwas zu trocknen schien, gab der Vf. einige Tage hindurch Abführungen; der Ausschlag vergieng und die Augen wurden ganz hergestellt.

Der Vf. impft entweder mit dem Blasenpflaster, oder er schabt die Oberhaut so lange, bis Blut kömmt, und legt dann einen Impffaden ein. Wer wird aber wohl dem Vf. folgen, da wir bessere Impfmethoden haben? — Die Nachrichten, durch welche der Vf. erweisen will, dass auch Kühe in Mecklenburg Kuhpocken haben, sind blosse Erzählungen, deren Grund oder Ungrund nicht weiter untersucht ist, und denen Vollständigkeit und Ausführlichkeit fehlt, beweisen also nicht viel. — S. 131—160. stehen literarische Notizen aus *Augustins* neuesten Entdeckungen, aus unserer Zeitung und aus *Busch* Almanach wörtlich ausgeschrieben, und von S. 167—172. Recensionen von Schriften über die Kuhpocken aus den Göttingischen Anzeigen. — Gleich zu Anfange dieser Schrift tadelt der Vf. weitläuftig den Gebrauch fremder Worte, als *vacciniren:* gebraucht selbst aber fremde Worte häufig, als lädiren, Renommee, Spargement u. dgl.

Wien, b. Schalbacher: *Annalen der Kuhpockenimpfung.* Herausgegeben von einer Gesellschaft. *Erstes Heft.* 1802. 153 S. 8. Mit 1. Kpft. (14 gr.)

Bereits die dritte Zeitschrift über die Kuhpocken-Impfung, mit welcher wir unsere Leser bekannt zu machen haben! — Wir finden in diesem ersten Hefte ausser mehreren kurzen Impfgeschichten folgende Aufsätze: Impfgeschichte des Dr. *Obermeyer*, von ihm selbst. Ueber den Ursprung und die Ursachen der Kuhpocken und die Entdeckung derselben in der Lombardey, von Dr. *Al. Sacco*, aus dem Italiänischen übersetzt. Unstreitig der vorzüglichste der fremden Aufsätze in diesem Hefte. Schade, dass der Vf. die Versuche nicht beschrieben hat, durch welche er völlig überzeugt ist, dass das, was er bey den Kühen zu Lugano sahe, wirkliche ächte Kuhpocken waren. Ueber die Kuhblattern in Hollstein, von *Hellwag*. Aus dem Nordischen Archive. Plan über die allgemeine Verbreitung der Kuhpocken-Impfung, von *Sacco*. *Hunolds* Ueberblick der Geschichte der Kuhpocken-Impfung. Aus dem Reichsanzeiger. Dr. *Müller*, ein Gegner der Kuhpocken-Impfung, von *Hessert*. Auszüge aus Briefen aus Spanien, Holland, Constantinopel u. a. Orten. Endlich noch Anzeigen einiger bekannter Schriften über die Kuhpocken. — Die Kupfertafel stellt das Euter einer mit den Pocken behafteten Kuh vor; sie hätte aber, wenn sie eine befriedigende Anschauung geben sollte, getreu nach der Natur illuminirt werden müssen.

Sollte der Herausgeber diese Zeitschrift fortsetzen, so wird er sehr wohl thun, wenn er sich nur allein auf ungedruckte wichtige vaterländische Aufsätze über die Kuhpocken und ihre Impfung, und diese betreffende Nachrichten aus seinem Vaterlande einschränkt!

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Mythologie für die Jugend oder Götter- und Heldengeschichte*, zum Gebrauch für Schulen bearbeitet von *Friedr. Wilh. Hempel.* 1802. 352 S. 8. Mit Kupfern. (18 gr.)

Eigentlich ein Handwörterbuch der griechischen und römischen Mythologie, wie wir deren seit einigen Jahren verschiedene erhalten haben, ohne hervorstechende Vorzüge, doch gereinigt von einigen gröbern Verstössen der Trivial-Schriften dieser Gattung. Nur dem Anfänger oder blossen Liebhaber kann mit einem so eingerichteten Hülfsbuche gedient seyn. Selbst der gebildetere oder bildungsfähigere Schüler bedarf einer kräftigern Nahrung, wie sie ihm z. B. Nitschs mythologisches Wörterbuch giebt. Kupfer in der Mehrzahl finden sich in unserm Exemplar nicht, sondern nur ein einziges Titelkupfer, das füglich hätte wegbleiben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Römische Literatur. *Zerbst*, b. Füchsel: *Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der lateinischen Sprache.* 1802. 70 S. gr. 8. (3 gr.) Deutlichkeit und Simplicität charakterisiren diese kleine Sprachlehre, die nichts weiter will als das geben „was die ersten Anfänger, nach Erklärung eines Lehrers, zu lernen nöthig haben." Sie philosophirt nicht, sondern sie lehrt mehr mechanisch die Declinationen, Conjugationen und die ersten Regeln der Zusammensetzung, welcher Methode der Vf., wenn von Elementarschülern die Rede ist, den Vorzug giebt. Unter den Sprachlehren seiner Vorgänger nennt er die Seyfert'sche mit grosser Achtung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 4. April 1803.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Das Ganze der Rindviehpest*, oder vollständiger Unterricht, die Rindviehpest genau zu erkennen, sicher zu heilen, und das erkrankte Vieh vor Ansteckung zu bewahren. Nebst einer *allgemeinen und ganz neuen Theorie, alle Krankheiten der Thiere überhaupt richtig zu beurtheilen, und glücklich zu behandeln.* Entworfen und dargestellt von *Bernhard Laubender*, der Philosophie und Arzneygelahrtheit Doctor, der Kurfürstl. Leipziger ökon. Gesellschaft Ehren-Mitgliede und prakticirendem Arzte zu Wurzen bey Leipzig. 1801. 652 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk ist, wie man schon nach der weitläuftigen Anlage desselben erwarten kann, eine Compilation von eigenen und fremden Beobachtungen. Der Vf. hatte Gelegenheit, die Rindviehpest, welche in d. J. 1796 und 1797 in Franken wüthete, näher zu untersuchen, und Bemerkungen darüber zu sammeln. Er las hierauf mehrere Schriftsteller über diesen Gegenstand, besonders Stoll, v. Schallern, Reich, Humbold, Ackermann, Weigel u. a., excerpirte sie fleissig, und liess sodann diese Auszüge mit seinen eigenen Meynungen und Erfahrungen, ohne sich jedoch vorher um eine sorgfältige Ordnung der Materialien zu bekümmern, unter dem vorstehenden viel versprechenden Titel im Publico erscheinen. Der Vf. hat sein Buch in zwanzig Abschnitte eingetheilt. Er untersucht darin die Ursachen, die Natur und Beschaffenheit der Rindviehpest, nebst den Heilmitteln, welche bey dieser Krankheit gebraucht werden; beschreibt die Präservativ-Mittel, welche man anzuwenden pflegt, und die Polizey-Anstalten, welche unter solchen Umständen getroffen werden müssen. In einigen Nachträgen wird eine Uebersicht von dem Verfahren des Dr. *Ackermann* in Behandlung dieser Krankheit, und von den Grundsätzen gegeben, nach welchen man in Frankreich und in Italien dieses Uebel zu heilen und zu verhüten gesucht hat. So manche richtige und lehrreiche Beobachtung sich in diesem Werk vorfindet; so häufig wird der sachkundige Leser doch auch genöthigt seyn, Erinnerungen gegen den Vf. zu machen. Die Literatur ist, was ältere Schriftsteller betrifft, sorgfältig zusammengetragen; aber einige neuere wichtige Schriften über den vorliegenden Gegenstand sind nicht angeführt. So vermisst Rec. *Hallers* Abhandlung von der Viehseuche 1773 — *v. Lamotte* praktische Beyträge zur Cameralwissenschaft B. IV. wo S. 266. u. fg. die Königl. Preussische Verordnung, wie bey dem Viehsterben verfahren werden soll, d. d. Berlin den 13. April 1769 mit den dazu gehörigen Beylagen und den instructiven Verhandlungen zwischen dem Obercollegio Sanitatis und der Kurmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer, wegen der Einimpfung der Viehseuche, abgedruckt sind — und die *Instructions et avis aux habitans des provinces méridionales de la France, sur la maladie putride et pestilentielle qui détruit le bétail. Publiées par ordre du Roi.* Paris 1775, wozu noch das *Second mémoire instructif sur l'exécution du plan adopté par le roi, pour parvenir à détruire entièrement la maladie qui s'est repandue sur les bestiaux etc. publié en Novembre* 1775. Paris 1775 gehört. Der Vf. setzt in den ersten Abschnitten des vorliegenden Werks mit zu vieler Weitläuftigkeit die Begriffe von Leben, Gesundheit, Krankheit, und die Art und Weise aus einander, wie man im Allgemeinen Krankheiten untersuchen soll. Für den Mediciner sind solche weitschweifige Belehrungen überflüssig; dem Layen aber nützen sie deswegen nicht, weil sie noch mehr Vorkenntnisse voraussetzen, ja sie können den letztern, bey versuchter Anwendung, sehr leicht zu Misgriffen veranlassen, und ihm hierdurch schädlich werden. Man merkt es sehr bald, dass der Vf. dem Brownschen System zugethan ist, und hiernach die Thierkrankheiten behandelt haben will. Dieses wird auch wohl nur unter der im Titel angekündigten ganz neuen Theorie verstanden. Zu den veranlassenden Ursachen der Rindviehpest rechnet der Vf. Atmosphäre, nachtheilige Lage der Gegend, schlechtes Trinkwasser, Ausdünstungen in Fäulniss übergegangener thierischer Substanzen, besonders des Bluts, Uebertreiben des Viehs in der Arbeit, vornehmlich zu Kriegszeiten. Auch wird die Meynung einiger Schriftsteller, dass nach den harten Wintern, in den Jahren 1709. 1710. 1740 und 1741 überall Viehpesten ausgebrochen seyn sollen, aufgestellt. Dieser letztern Behauptung widerspricht aber die Erfahrung der neuesten Zeiten, in welchen ganze Länder, ungeachtet sie von den härtesten und strengsten Wintern betroffen worden, von der Rindviehpest verschont geblieben sind. In Ansehung der äussern und innern Merkmale, an denen die Rindviehpest erkannt werden soll, bleibt man, bey den zum Theil widersprechenden Angaben der verschiedenen Schriftsteller, in Ungewissheit. Am mehresten stimmen die Beobachter darin überein, dass sich bey dem an der Rindviehpest gefallenen Vieh, in dem Psalter ganz trocknes Futter, welches sich zu Pulver zerreiben lässt, und Brand an mehreren Stellen der Eingeweide vorfinde. Aber Rec. hält auch dieses Zeichen nicht für untrüglich, sondern glaubt, dass, zur Auf-

findung der charakteristischen Merkmale der Rindviehpest, noch genauere Untersuchungen angestellt werden müssten. Von den Verheerungen dieser fürchterlichen Krankheit, erzählt der Vf., dass im Wirtembergischen im J. 1796, als noch nicht ganz der vierte Theil des Viehstandes angesteckt war, von 72,676 Stück, 16,677 todgeschlagen, und 9618 an der Pest gefallen sind. In Franken allein fielen in den Jahren 1796 und 1797 an dieser Seuche 25,000 Stück Hornvieh. Nur in wenigen Oertern wurde der dritte, in vielen nur der fünfte oder der sechste Theil des Viehstandes gerettet. Mit diesen Thatsachen steht aber die Behauptung des Vfs. S. 45. und 46., dass die Viehpest jetzt nicht mehr so bösartig sey, als in ältern Zeiten, im Widerspruch. Wenigstens läfst sich die für diesen Satz hier aufgestellte Berechnung, dass gegenwärtig bey einer Rindviehpest, mehr als die Hälfte Häupter gerettet werden, wenn sie auch nur sich selbst überlassen bleiben, mit jenen Erscheinungen in Wirtemberg und Franken nicht vereinigen. Der Vf. will bemerkt haben, dass das Gift der Rindviehpest auch schädliche Krankheiten unter den Menschen hervorbringe. Sogar wird die Meynung geäufsert, dass die bekannte contagiöse Krankheit unter den Katzen eine Folge der Rindviehpest seyn könne. Allein diese Meynungen werden sich wohl, ohne mehrere Beweise und Erfahrungen, nicht allgemein geltend machen. Dagegen vertheidigt der Vf. mit Recht, gegen alle Zweifler, den Satz, dass ein einmal durchgeseuchtes Stück die Seuche nicht wieder bekomme; und es ist bekannt, dass dergleichen Häupter, welche die Seuche überstanden haben, wegen ihrer härtern Natur einen weit gröfsern Werth, als anders, übrigens auch gesundes Vieh, bey jedem Landwirth haben. Unter den Heilmitteln, deren auch in diesem Buch eine grosse Anzahl empfohlen werden, ist es schwer, das wirksamste zu wählen. Rec. ist überzeugt, dass hierin nur dem sachkundigen Arzt, unter der sorgfältigsten Beobachtung aller concurrirenden Umstände, die Anordnung gebührt, und dass er auch dann nur, mit einiger Sicherheit, auf günstigen Erfolg wird Rechnung machen können, wenn er den Zustand des kranken Viehs täglich unausgesetzt beobachtet, und die Wartung, Diät, nebst der Anwendung der Heilmittel ununterbrochen dirigirt. Man muss dem Vf. Beyfall geben, wenn er, zur Präservation des gesunden Viehs, auf Reinlichkeit in den Ställen, auf Absonderung des gesunden Viehs von dem kranken, dringt. Wenn indessen, nach dem von *Stoll* angeführten Beyspiel, ein gesundes Rind, in dem nämlichen Augenblick, als vor dem geöffneten Stall eine kranke Kuh, und verpesteter Mist vorbey und aus der Stadt geführt wurde, Zittern am ganzen Leibe, Abnahme der Fresslust, und an dem folgenden Tage, alle Zufälle der Pest mit zunehmendem Grade bekam, und hierdurch das Leben verlor: so beweist dieser Fall, wie äusserst vorsichtig bey der Absonderung des kranken Viehs zu Werke gegangen werden müsse, und selbst die in der Preussischen Instruction von J. 1769 enthaltene Anordnung, nach welcher, in der Entfernung von dem mit der Viehseuche behafteten Dorf, Kranken - Ställe, oder sogenannte Buchten angelegt werden sollen, wird, unter obigen Wahrnehmungen, in der Ausführung, zumal im Winter, wenn alles Vieh in den Ställen ist, gefährlich. Gerne tritt man auch dem Vf. in Hinsicht der Präservativ - Maafsregeln bey, die er bey dem Getränk des Viehs angewendet haben will. Er bezieht sich darauf, dass das Ansteckungs - Miasma vorzüglich vom Wasser angezogen werde. In Franken griff die Seuche vorzüglich in niedrigen, wasserreichen Gegenden um sich; die höher liegenden blieben verschont. Das Vieh, welches aus Flüssen, Brunnen, Bächen und offenen Gewässern getränkt wurde, erkrankte am ersten. Diejenigen verwahrten ihr Vieh vor der Ansteckung, die sich vor Getränken aus freyen Gewässern hüteten, und dagegen das Wasser erst kochten und säuerten, ehe sie es dem Vieh zum Getränk reichten. Ein Edelmann rettete blofs dadurch sein Vieh, dass er ihm Spühlicht, gekochtes und gesäuertes Wasser, und übrigens gute Nahrungsmittel mäfsig geben liefs. In der Gegend, wo Rec. lebt, sucht man das gesunde Vieh, damit es nicht von der Ansteckung ergriffen werde, vorzüglich dadurch sicher zu stellen, dass man demselben von Zeit zu Zeit Salz zum Lecken darreicht, oder auch einige Stücke Steinsalz in den Brunnen wirft, und die Nasen des Hornviehs, so wie die Ständer der Ställe mit Theer, oder noch besser, mit dem, unter dem Namen von Daggert, bekannten Russischen Birkenöl bestreicht. Die S. 303. u. fg. geschilderten Polizey - Maafsregeln, zur Hemmung der weitern Verbreitung der Rindviehpest, sind wohl nicht strenge genug. Auch statuirt der Vf. den Verbrauch der Haute, und das Schlachten des Viehs im angesteckten Orte. Im Preussischen wird, sobald ein Viehsterben in einem Dorfe ausbricht, sogleich das Dorf durch Aufgrabung der Wege, Setzung von Schlagbäumen, und ausgestellte Wachen auf das strengste gesperrt. Alle Gemeinschaft zwischen dem angesteckten Orte und gesunden Oertern, in Rücksicht von Personen, Vieh und Sachen wird aufgehoben. Einem solchen gesperrten Orte werden die Lebensmittel und Bedürfnisse bis auf die Gränze zugeführt. In dem inficirten Orte darf keine Communication der Höfe, wo krankes Vieh ist, mit gesunden Höfen statt haben. Das an der Rindviehseuche fallende Vieh muss, mit Haut und Haar, an abgelegenen und umzäunten Oertern drey bis vier Ellen tief vergraben werden. Mit diesen Maafsregeln stimmen die vortrefflichen Abilgaardschen Vorschläge zur Verhütung der Rindviehpest, welche der Vf. S. 619—622. anführt, sehr überein; doch übertreffen letztere noch die Preussische Verordnungen an Vollständigkeit. Einen sehr lobenswerthen Vorschlag thut der Vf. S. 266. Er will, dass, bey jeder Landes - Epidemie, auf Veranstaltung der Ortsobrigkeiten genau aufgezeichnet werden soll, wenn und wie die Seuche im Dorfe angefangen — wie lange sie gedauert habe, wie viele Stücke Vieh angesteckt, und wie viele gerettet worden sind — auf welche Art sich die Seuche im Dorf weiter verbreitet habe — welche Anstalten man getroffen habe, um die weitere Verbreitung zu hindern — wel-

welche Verfahrungsmethode vorzüglich bey der Heilungsmethode genutzt, und welche geschadet habe — welches die auf einander folgenden Symptomen der Krankheit waren — was die Einwohner sonst für interessante Bemerkungen und Beobachtungen während der Dauer der Seuche gemacht haben. Alles was hierüber aufgezeichnet wird, soll in die Dorfannalen eingetragen werden. Rec. ist mit dem Vf. überzeugt, dass durch Ausführung dieser Vorschläge sehr viel Gutes erreicht werden könnte, und dass man auf diesem Wege am sichersten zu lehrreichen Aufschlüssen über eine Krankheit, gelangen würde, die in ihrer Natur noch so dunkel, und in ihren Folgen so fürchterlich ist.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erlangen, in d. Waltherschen Buchh.: *Englische Blätter.* In Gesellschaft mehrerer Gelehrten herausgegeben von *Ludwig Schubart,* K. Preussischen Legations - Sekretär. *Erster* bis *zwölfter Band.* 1793—1801. Der erste Band besteht aus drey, die übrigen bestehen aus vier Heften; jedes im Durchschnitt von 10 Bogen. gr. 8. (Jeder Band 1 Rthlr. 16 gr.)

Aus den zahlreichen englischen Zeitschriften, die unter manchem für Ausländer wenigstens unerheblichem Stoffe doch auch viele interessante Aufsätze historischen, politischen, literarischen, kritischen und moralischen Inhalts liefern, hat man schon seit vielen Jahren und in mancherley periodischen Schriften für deutsche Leser das Beste und Wichtigste auszuheben gesucht. Unter denen, welche sich ganz auf diesen Zweck einschränkten, und vornehmlich die Verbreitung der englischen Literatur in Deutschland zur Absicht hatten, war wohl die von dem nun verstorbenen Geh. Kriegsrath *Müller* veranstaltete *brittische Bibliothek* eine der ersten Zeitschriften dieser Art. Seitdem erschienen manche andere, zum Theil von weiterm Umfange des Plans, von denen wir nur die bald wieder geschlossene *englische allgemeine Bibliothek* von *J. C. F. Schulz*, das vom Hofr. *Eschenburg* herausgegebene *brittische Museum für die Deutschen*, in sechs Banden, dessen *Annalen der brittischen Literatur* für 1780, und die in englischer Sprache durch *v. Archenholz* besorgten beiden Sammlungen, *The British Mercury* und *The British Museum*, nennen wollen. Des letztern *brittische Annalen*, die zu 20 Bänden angewachsen sind, geboren gleichfalls in diese Classe, ob ihnen gleich mehr eigene Ausarbeitung zu Theil geworden ist. Auch die hier anzuzeigenden *englischen Blätter*, zu deren Herausgabe sich Hr. *Schubart* vor zehn Jahren mit mehrern Gelehrten vereinte, und die seitdem ihren ununterbrochenen Fortgang gehabt haben, enthalten verschiedene, England betreffende, *eigene* Aufsätze; obgleich bey weiten der grösste Theil ihres Inhalts aus Uebersetzungen besteht. Als besondere Absicht ihrer Zeitschrift kündigten die Herausgeber den Vorsatz an, die genaueste Rücksicht auf den *Geist der Zeit* zu nehmen, und durch Beyspiele edeln Freymuths zu zeigen, wie weit wir Deutschen noch mit unserer Pressfreyheit hinter dem kühnern Britten zurückstehen. In Ansehung ihrer Quellen aber beschrankten sie sich nicht bloss auf Auszüge aus den periodischen englischen Schriften, sondern schöpften auch oft, entweder ganze Aufsätze und Abhandlungen, oder einzelne interessante Stellen aus ältern und neuern Werken beliebter Schriftsteller.

In dem Vorberichte zum zweyten Bande erklärten sich die Herausgeber noch umständlicher über den Plan ihrer Blatter, und erweiterten denselben dahin, dass sie aus den besten englischen Zeitungen und Magazinen einen kurzen Abriss der neuesten englischen Geschichte geben, und die vornehmsten einschlagenden Schriften selbst anschaffen, prüfen und beurtheilen wollten. Auch auf die neueste brittische Literatur liessen sie sich von Anfang an in so weit ein, als es die Gränzen ihres Instituts verstatteten, und nahmen daher in diesen Artikel nur die Anzeigen solcher Schriften auf, die unter dem gelehrten, politischen oder artistischen Publicum Englands Aufsehen erregt, grossen Vertrieb gefunden, und folglich Einfluss auf den Geist der Nation gehabt hatten, ohne bloss auf die äussere Grösse solcher Werke zu sehen, oder blosse Flugschriften auszuschliessen. Ausserdem lieferten sie von Zeit zu Zeit eigene Abhandlungen über die englische Literatur überhaupt. Den meisten Heften wurde ein literarisches und artistisches *Intelligenzblatt* beygefügt. Für die letzten Bände wurde diess Intelligenzblatt von Hn. Lektor *Fick*, in Erlangen besorgt, und gewann dadurch an Reichhaltigkeit der Nachrichten.

Man hatte sich bis zum fünften Jahrgange mit den Auszügen auf die neuesten Zeitschriften eingeschränkt; jetzt aber wurde der Plan auch auf ältere, und auf classische Stücke solcher Schriftsteller ausgedehnt, die entweder noch gar nicht, oder doch matt und unbefriedigend, übersetzt waren. Die Summarien aus der neuesten Geschichte fand man zu mühsam, und doch nicht zuverlässig genug; sie fielen also seitdem weg, und in ihre Stelle traten zuweilen politische Stücke aus dem *Annual Register* und *Monthly Magazine.* In Ansehung der neuern Literatur schränkte man sich gleichfalls mehr ein, und nahm zugleich vorzügliche Hinsicht auf starke und wahre Urtheile der Britten über deutsche Schriftsteller vom ersten Range. Uebrigens erklärte der Herausgeber bey dieser Gelegenheit, dass von den ersten sieben Bänden dieser Blätter kaum drey Bogen von einer andern Hand, als von der seinigen, waren, das Intelligenzblatt abgerechnet, welches die Verlagshandlung, ohne dass es ihm auch nur zu Gesichte kam, besorgen liess. — Von der ersten oben gedachten Abänderung wird im eilften Bande die — vielleicht nicht *durchaus* geltend zu machende — Ursache angeführt, dass die neueste brittische Literatur merklich gesunken, und mit unserer deutschen bey weitem nicht auf gleicher Höhe sey. Beweise davon sollen seyn: die täglich in England überhand nehmenden Uebersetzungen deutscher, nicht selten

ten mittelmäſsiger Producte; die warme Aufnahme, welche ſie dort finden; der allmälige Uebergang des engliſchen Autorweſens aus den Händen der Männer in die Händlein der Weiber; die kometenähnliche Seltenheit ächter Originalwerke unter den Britten, und die neuerlich unter ihnen aufgekommene Sucht, ihre eigenen groſsen Originale zu kopiren. Gern geben wir dieſs im Allgemeinen, und noch williger die Behauptung des Vfs. zu, daſs ein Britte, der ähnliche *deutſche Blätter* in London herausgäbe, in unſerer neueſten Literatur eine ungleich reichere Ausbeute finden würde, als wir in der ſeinigen.

Schon in der beyfälligen Aufnahme, welche dieſe Blätter fanden, und wodurch ihre beträchtlich lange Fortdauer befördert wurde, liegt ein günſtiges Zeugniſs für ihren Werth, den ihnen auch der ſtrengere Beurtheiler im Ganzen gern zugeſtehen wird. An Mannigfaltigkeit und Abwechſelung der Materien fehlt es nicht; ihre vornehmſten Arten ſind: Biographik, Geſchichte, Erzählung, Dialog, franzöſiſche Revolution, humoriſtiſche Stücke, Reiſebeſchreibungen, philoſophiſche Verſuche, Dichtkunſt und Literatur. — An *Biographieen* und Charakteren ſind dieſe Blätter vorzüglich ergiebig, und es giebt darunter mehrere von allgemeinem Intereſſe, z. B. von Chatham-Pitt, Burke, Reynolds, Lord Mansfield, Fox, Lord Camden, Haſtings, u. a. m. An ſich zwar erheblich, aber doch zu ſehr anderweitig bekannt, ſind die von Dr. Johnſon, Dr. Franklin, Fielding, Milton, Goldſmith und Swift. Unter den *hiſtoriſchen* und *politiſchen* Abhandlungen nennen wir nur die über die franzöſiſche und engliſche Conſtitution. Auch findet man im dritten und folgenden Bande Originalbriefe über die jetzige Verfaſſung von Groſsbritannien, vom Prof. *Lange*. Aus verſchiedenen *Reiſebeſchreibungen* liefert dieſe Zeitſchrift leſenswerthe Auszüge; z. B. die Beſchreibung der weſtindiſchen Inſeln von *Edwards;* einen Aufſatz über die Sitten und Gebräuche der Indianer, u. a. m. Unter den *Erzählungen* zeichnen ſich aus: Der Ritter und das Schwert; ein Eheſtandsgeſuch; Nurmahal; Carantain und ſeine Töchter; und unter den humoriſtiſchen Stücken: Standrede über die Fortſchritte der Vernunft; die Epiſteln eines Sarkophagen, und eines Bedienten an ſeine Livreegenoſſen; die Geſchichte einer Dachſtube; Autorweben; das Urſelbſt und ſeine Nachahmer. In den philoſophiſchen und moraliſchen Verſuchen (*Eſſays*) bleiben uns die Engländer noch immer, wenigſtens an Menge des Beſſern, überlegen; man findet hier einige ſehr gute und belehrende, z. B. über Geſchwätzigkeit, über den Unſinn, die Neuheit im Schreiben, die Aufſchiebſucht u. ſ. f. auch ältere aus dem Adventurer und andern Wochenſchriften. Dieſe und andere nicht unbekannte, auch ſchon ins Deutſche überſetzte, Stücke von mancherley Art hier wieder zu finden, wird der mit der claſſiſchen Literatur der Engländer bekanntere Leſer gern ſich gefallen laſſen, da ſie durch dieſs Vehikel theils in gröſsern Umlauf gebracht werden; theils auch durch beſſere Ueberſetzungen eines völligern Genuſſes, einer richtigern Würdigung fähig geworden ſind.

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Duisburg*, in d. Helwing. Univerſitätsbuchh.: *C. A. Kortum*, der Arzneykunde Dr. u. Bergarzt giebt *von dem Nutzen und von der Bereitung der Rumfordſchen Suppe ausführlich Nachricht*. 1802. 40 S. 8. (3 gr.) Die Veranlaſſung zu dieſer kleinen Schrift gab ein Streifzug, welcher gegen eine groſse Anzahl in der Grafſchaft Mark umherziehender Verbrecher und Vagabunden unternommen ward, unter Leitung der 1801 niedergeſetzten Immediat-Sicherheitscommiſſion. Da nämlich die Menge der zu *Bochum* inhaftirten groſse Koſten zu ihrem täglichen Unterhalt erfoderte: ſo ſchlug der Vf. die Rumfordſche Suppe vor, in einem für das Lokale paſſenden Aufſatz, welcher von der Sicherheitscommiſſion angenommen und mit ſo gutem Erfolg angewandt ward, daſs man jetzt bey beſſerer Nahrung für jeden Inhaftirten täglich anderthalb gute Groſchen erſpart. Dieſen Aufſatz theilt er nun, etwas vollſtändiger, dem gröſseren Publicum mit, und wir können ihn allen, die mit der Verpflegung in ähnlichen Anſtalten zu thun haben, als praktiſch brauchbar empfehlen. — Die *Rumfordſche* Suppe, auch wohl die Engliſche genannt, welche Graf Rumford 1798 zuerſt in ſeinen kleinen Schriften bekannt machte, beſteht hauptſächlich aus Gerſtenſchleim, Erbſen, Erdäpfeln, Brod und Waſſer. Sie iſt geſund, nahrhaft, ſchmackhaft und ſehr wohlfeil; viele Erfahrungen beweiſen, daſs man ſie in gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalten mit dem gröſsten Nutzen eingeführt hat. Als Zuthaten, um den Wohlgeſchmack zu vermehren, hat man bisher Salz, Eſſig, Pfeffer, Zwiebeln, Knoblauch, Peterſilge und Aepfel, friſch oder getrocknet, gebraucht. Der Vf. ſchlägt in gleicher Rückſicht vor: braun geröſtetes Weizenmehl, Sauerampf, Sellery, zerhackte oder zerriebene Meerrettigwurzeln, die auch noch vor Skorbut ſichern; ferner Senf, Kreſſe, zerſchnittene Rüben und Möhren, Sauerkraut. Auch einen Zuſatz von Fleiſch hält er mit Recht für weſentlich nothwendig, und empfiehlt dazu eine Gallert aus Rinderknochen, deren 16 Pfund, nach *von Marum's* Methode, vermittelſt des Papinianiſchen Topfs ausgekocht, 66 Pfund Gallert geben; ingleichen Schaf-Kälber- und Rinderfüſse, die friſchen Därme von Kälbern oder Schafen, oder zur Abwechslung Heringe. Geſiebtes Gerſtenmehl wäre den Graupen, Roggenbrod dem Weizenbrod vorzuziehen. Die Erdäpfel ſollte man mit der Schale kochen. Umſtändliche und zweckmäſsige Vorſchriften über das Verfahren bey dem Kochen. Dann die verſchiedenen Recepte: das *Prager* die Portion 1¼ Kr.; das *Leipziger* die Portion mit Ausnahme der Feuerung 1 [illegible] Pf.; das *Eiſenacher* die Portion 2¼ Pf.; das *Glückſtädter*, *Hamburger* und *Münchener* die Portion 3 Pf.; das Recept des Hn. *von Marum* die Portion von 59 Loth 4/5 Stüber; das Recept des Vfs. die Portion ungefähr 1 Stüber. Das letztere hat aber den Vorzug, daſs die Geſpeiſeten dabey beträchtlich mehr feſte Nahrungsmittel erhalten, als bey den übrigen, nämlich über 17 Loth, da doch nach der Rumfordſchen Angabe 12 ja ſelbſt 9 Loth feſter Nahrungsſtoffe in 40 Loth dieſer Suppe hinreichen ſollen, den Hunger eines Erwachſenen zu ſtillen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. April 1803.

PHYSIK.

Paris, b. Deterville: *Traité élémentaire de Physique, presenté dans un ordre nouveau d'après les découvertes modernes*; par *A. Libes*, Prof. de phyf. aux écoles centrales de Paris et membre des plusieurs societés savantes. T. I. 406 S. 13 Kupf. T. II. 448 S. 6 K. T. III. 414 S. 11 K. An X. 1801. gr. 8. (27 Fr.)

Jena, b. Mauke: *A. Libes*, Prof. etc. *Anfangsgründe der Phyfik*, überfetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. *Joh. Friedr. Droyfen*, Lehrer d. Math. u. Phyf. auf d. Univ. zu Greifswald. 1802. *Erfter* Theil. 386 S. 17 Kupf. *Zweyter* Theil. 392 S. 9 Kupf. 8.

Lehrbücher der Phyfik erfcheinen in Frankreich eben nicht häufig. Seit *Nollet's* Leçons etc. von 1743. verfloffen 24 Jahre, ehe *Sigaud de la Fond* die feinigen herausgab, und noch 10 Jahre fpäter erfchienen erft deffen *Elemens de phyf. theor. et experim.* Nach einem neuen Zeitraume von 13 Jahren trat *Briffon* mit feinem *Traité élémentaire* in 3 Octavbänden auf, der fich aber nicht fo merklich vor feinem Vorgänger auszeichnete, als es der Fall bey unferm Vf. ift; wobey man indefs auch erwägen mufs, dafs in diefer Periode in Jahrzehenden Fortfchritte gefchehen find, die vorher in ganzen Jahrhunderten nicht gethan wurden. Unfer Vf. hat von allem diefem neuen Zuwachs fo viel beygebracht, als in einem Lehrbegriffe, der gewiffermafsen das Mittel zwifchen einem Compendium zu Vorlefungen, und einem vollftändigen Lehrbuche halten follte, — mitgenommen werden konnte. Unter den neuern Schriften find vorzüglich die von *Coulomb*, *Hauy* und *Laplace*, fo wie von *Humboldt* beym Galvanifmus, benutzt worden. Das Werk ift überdiefs in einer fehr anziehenden und unterhaltenden Schreibart abgefafst, und die Anordnung der Materien zwar nicht durchgehends fo, wie in den bisherigen Lehrbüchern, aber doch auch nicht unfyftematifch. So pflegt man z. B. fonft gewöhnlich die Lehre vom Weltgebäude und von der Erde ganz am Ende anzubringen, unfer Vf. hat fie hingegen faft in die Mitte genommen, wo vielleicht nur das einzige etwas anftöfsig gefunden werden dürfte, dafs die Lehre vom Lichte noch nicht vorausgegangen ift. Bedenkt man aber, dafs man das Licht vornämlich erft von den himmlifchen Körpern erhält: fo wird man es fehr natürlich finden, von diefen eher als von jenem zu handeln. Wiffenfchaft der Natur ift unferm Vf. gewiffermafsen die einzige Wiffenfchaft. Die Geometer und Chemiker hatten fich bisher in ihr Feld getheilt, und ihr blofs noch einige Erfcheinungen übrig gelaffen, die aber zur Bildung einer Wiffenfchaft im Ganzen bey weitem nicht zureichend waren. Jetzt ift es eine Hauptrückficht des Vfs., derfelben ihren vorigen Zuftand und ihre eigenthümliche Gröfse wieder zu geben, fo dafs Geometrie und Chemie mit ihr als Hülfswiffenfchaften ganz vereinigt werden follen. Ein Gleiches wünfcht er auch in Abficht der Naturgefchichte. Er hat es fich deshalb auch zum Gefetz gemacht, alle Folgerungen zu vermeiden, die fich nicht feft an Grundfätze, welche auf Erfahrung geftützt und durch Geometrie beftätigt find, anfchliefsen. *Thatfachen* gehen ihm in der Phyfik über alles, dabey nimmt er aber doch auch die *Theorien* in Schutz. Unleugbar ift es zwar, dafs Verfuche und Beobachtungen zur Grundlage unferer fyftematifchen Kenntniffe dienen müffen, ohne Hülfe der Theorie aber werden die am meiften beftätigten Verfuche und die vielfachften Beobachtungen in den Händen der Phyfiker nur ifolirte Erfcheinungen feyn, die nichts zum Vortheil der Naturwiffenfchaft mitwirken. Der Mann von Geift mufs fich diefer einzelnen Ringe bemächtigen, und fie mit Gefchicklichkeit an einander reihen, um daraus eine fortlaufende Kette zu bilden. Diefe Stetigkeit beftimmt die Theorie, welche nur allein uns die Verhältniffe, welche die Thatfachen an einander knüpfen und ihre Abhängigkeit in Betracht der Urfache, die fie hervorgebracht hat, zu erkennen giebt. Sie enthält die verborgenen Federn, welche die Natur in ihren Wirkungen fpielen lafst; — ja noch mehr: durch fie ift gewiffermafsen dem Phyfiker die Folgezeit unterworfen, indem fie ihm die Refultate kommender Arbeiten zeigt. — Im Buche felbft geht nun der Vf. wie billig vom Begriff der *Natur* aus. Unter *Natur* verfteht er den Inbegriff aller Körper, welche die Welt ausmachen, und unter *Körper* alles, was fein Dafeyn durch eine Wirkung auf unfere Sinne anzeigt. Durch eine innige Verbindung der Phyfik mit der Naturgefchichte und Chemie ift in neuern Zeiten die Kenntnifs von jenen Körpern ganz ungemein befördert worden. Bey der Methode diefe Gegenftände zu behandeln, befolgt der Vf. fürs Ganze, die fynthetifche, für einzelne Fälle aber, die analytifche, am meiften aber werden beide auf eine fchickliche Art mit einander verbunden. Er ift darin feinen Vorgängern ähnlich, dafs er zuerft die allgemeinen Eigenfchaften der Körper auffucht, wobey er einen Unterfchied unter denjenigen macht, welche allen Körpern gemein find, wie z. B. Ausdehnung, Theilbarkeit, Undurchdringlich-

keit etc. — und folchen, die nur gewiffe Körper bezeichnen, wie Compreſsibilität, Flüſsigkeit, Durchfichtigkeit etc. Bey diefen allgemeinen Eigenfchaften werden die phyfifchen Grundfätze durch Hülfe der Erfahrung und Geometrie aufgeftellt. Die unter jenen Eigenfchaften mit vorkommende *Beweglichkeit* führt auf die Begriffe von Raum, Zeit, Gefchwindigkeit und auf die Gefetze der Bewegung; und diefs leitet dann weiter auf die aus der *Trägheit* hervorgehenden Erfcheinungen. Nun war es Zeit, auch den *Stoff* der Körper zu betrachten, der unwandelbaren Gefetzen unterworfen ift, welche nur durch die Elafticität verändert werden. Weitere Betrachtungen führen auf die zufammengefetzte und krummlinigte Bewegung, welche die Centralkräfte verurfacht, fo wie zum Gleichgewichte in den Mafchinen, zum Widerftande, der aus der Reibung und Steifheit der Seile entfteht. Der Vf. hat hier einen fehr inftructiven Auszug aus *Coulomb's Mémoire fur les frottemens* im 10. B. des *Journ. des Savans étrangers*, beygebracht, wobey er aber doch auch das nicht aus der Acht läfst, was fchon vorher *Amonton* und *Desaguliers* hierin gethan haben, auch eine Menge fchätzbarer Erfahrungen über die Kräfte der Menfchen bey verfchiedenen Verrichtungen und nach der verfchiedenen Art, wie fie ihre Mufkeln gebrauchen, find hier mit beygebracht worden. Es folgen hierauf die *flüſsigen* Körper, wo die gewöhnlichen hydroftatifchen und hydraulifchen Grundlehren entwickelt werden. Hieran fchliefst fich die Lehre von der allgemeinen wechfelfeitigen Anziehung der Körper in der Natur, wo befonders auf das Planetenfyftem, die elliptifchen Bahnen etc. Rückficht genommen wird. Bey einer Anwendung derfelben auf die Körper unferer Erde ift jenes Phänomen unter dem Namen *Schwere* bekannt, wovon hier die Gefetze entwickelt werden, und womit die Wurf- und Pendelbewegung in Verbindung fteht, deren Theorien hier zugleich aufgeftellt werden. Den Eigenfchaften, welche die verfchiedenen Körper bezeichnen, ift die Theorie der *Verwandtfchaften* vorausgefchickt worden. Diefe Theorie hat vieles dazu beygetragen, die Meteorologie und Hygrometrie in die Höhe zu bringen; fie hat uns über die Bildung der feften Körper und vorzüglich über die fymmetrifche Anordnung ihrer Theilchen unter geometrifchen Formen, aufgeklärt; auch vielen andern Theorien, befonders des Wärmeftoffs, hat fie das Dafeyn gegeben. Es veranlafste diefs den Vf., die phyfifchen und chemifchen Eigenfchaften des Wärmeftoffs, deffen verfchiedene Anwendung in Künften und im gemeinen Leben, fo wie feinen Einflufs auf Porofität, Compreſsibilität und Elafticität der Körper zu unterfuchen; auch auf ihren Uebergang von einer Aggregatform zur andern, z. B. feften, liquiden und gasförmigen; — auf das Steigen des Queckfilbers im Thermometer, — Rückficht zu nehmen. Da uns unter den gasförmigen Flüſsigkeiten am meiften die Luft unfers Dunftkreifes intereffirt: fo werden die Eigenfchaften und Anwendungen derfelben bey den Saugpumpen und beym Barometer befonders unterfucht. Es fchliefst fich alsdann die Unterfuchung des Waffers an, wobey von den neuerlich angenommenen Beftandtheilen deffelben, unter dem Namen Oxygen und Hydrogen, das Nöthige vorkommt, und alsdann die Anwendung auf das Phänomen der Verbrennung, des Athmens, der thierifchen Wärme, der Vegetation und der Gährung gemacht wird, womit dann noch mehrere Lufterfcheinungen, wie die von Blitz und Donner, Gewitterregen, Nordlicht etc. in Verbindung ftehen. Dann folgt ein Abfchnitt von der Kenntnifs der Sauren, der Laugenfalze und Erden, weil der Vf. diefe fonft die allgemeine Chemie ausmachenden Gegenftände als zur befondern Phyfik gehörig annimmt. Nun geht der Vf. zu den Erfcheinungen des Lichts über; deffen Gefchwindigkeit und Abnahme der Intenfität durch Ausbreitung, nebft deffen Zerlegung in farbige und wärmende Strahlen, wobey die neuen Herfchelfchen Verfuche mit befchrieben werden, — vorerft betrachtet wird, und woran fich alsdann die Theorie des Regenbogens und des Sehens anfchliefst. Gefetze der Zurückwerfung und Brechung des Lichts. Einflufs des Lichts auf das Gedeihen der Pflanzen und Thiere, auf die Entbindung des Oxygengas aus den Pflanzen und auf mehrere wichtige Erfcheinungen. Unterfuchung der Verfchiedenheit zwifchen Licht und Wärme. Am Ende noch die Lehren von der Electricität, dem Mechanifmus und Galvanifmus. Bey der Electricität wird die Idee von zwey befondern Flüſsigkeiten zum Grunde gelegt, deren eigne Theilchen fich zurückftofsen, und die der andern im umgekehrten Verhältnifs des Quadrats der Entfernung fich anziehen, wobey zugleich die finnreichen und entfcheidenden Verfuche angeführt werden, wodurch *Coulomb* diefes Gefetz beftimmt hat. Auf gleiche Art werden auch die magnetifchen Erfcheinungen aus dem Gefichtspunkte von zwey befondern Flüſsigkeiten betrachtet.

Am meiften zeichnet fich der Vf. vor feinen Vorgängern durch den Abrifs vom *Galvanifmus* aus, welchem das ganze 16te Buch gewidmet ift, und wobey auch die Anmerkungen des Ueberfetzers am zahlreichften und ausführlichften find. Der Vf. giebt zuerft den Urfprung und die Gefchichte diefes neuen Zweiges der Naturlehre an, zählt dann die galvanifchen Ifolatoren, Leiter und Halbleiter auf, und befchreibt die Vorrichtungen und Behandlungsarten, um die galvanifchen Erfcheinungen an *Fröfchen* bemerklich zu machen. 1. Kap. von der *thierifchen Kette*, wo die Hauptverfuche hinter einander befchrieben werden. Zuerft von den thierifchen Ketten, von Nerven verfchiedener Theile des nämlichen Thieres und von verfchiedenen Thieren, in einer Kette verbunden. Die Nerven oder Mufkeln allein zwifchen den Enden der erregenden Ketten. Das mit Haut und Oberhaut bekleidete Thier. 2tes Kap. von der *erregenden Kette*, von drey und von zwey verfchiedenen Metallen, auch von zwey Metallen in zwey Gliedern; von zwey Metallen und drey Gliedern. 3tes Kap. *von einigen an Menfchen beobachteten galvanifchen Erfcheinungen.* Erftlich die Beobachtungen, welche Hr. v. *Humboldt* an

an sich selbst mit Blasenpflastern angestellt hat; dann von dem Einfluss der galvanischen Wirksamkeit auf das Geschmacksorgan. Der galvanische Blitz. Galvanische Reize; um Erbrechen zu erregen. 4tes Kap. vom *Einflusse verschiedener Ursachen auf die galvanischen Wirkungen*; Z. B. dass diese Wirkung durch Uebung erregt, durch Bewegung erschöpft und durch Ruhe gehindert zu werden scheine; dass Electricität auf die Empfänglichkeit der Thiere für die galvanischen Untersuchungen Einfluss habe. Mittel, welche dieser Wirksamkeit entgegen sind. Fälle, wo der Galvanismus unwirksam befunden worden, z. B. bey Thieren, welche durch Kohlendämpfe etc. erstickt waren. 5tes Kap. *Anziehen*, *Abstossen*, *Funken*, *Erschütterung*, *Zersetzung des Wassers* etc. Hier wird zuvörderst die *Voltaische Säule* beschrieben. Verschiedene Einrichtungen dieses Apparats. Die Vorstellungen sind hier noch so gegeben, dass der Zinkpol die Harzelectricität und der Silber- oder Kupferpol die Glaselectricität liefere, wobey der Uebersetzer blos auf die *Ermannischen* electroskopischen Versuche und auf *Ritters* Abhandlung in Gilb. Ann. 10ter und 9ter Band, verweisst. Das Sprühen der galvanischen Funken scheint dem Vf. Product der Verbrennung des Drathes zu seyn. Rec. glaubt hingegen, dass es hiermit eine ähnliche Bewandniss habe, wie mit den Quasten, die sich an positiv electrischen Spitzen oder stumpfen Enden im *Dunkeln* zeigen, indem man diese sprühenden Funken gewöhnlich nur am Zinkpol der Säule bemerkt, oder wie *Ritter* sich ausdrückt, hier blos *Verbrennung*, am Kupferpole hingegen *Schmelzung* vorkommt. Nach der Ansicht des Rec. scheint sich am Zinkpole vorzüglich der *leuchtende* und am Kupferpole der *hitzende* Theil des Feuers auszuzeichnen. Eben so am positiven und negativen electrischen Leiter. — Ausgezeichnete Verschiedenheit zwischen Säulen von vielen kleinplattigten Lagen und wenigen grossplattigen. Die drey Erklärungsarten der Gasbildung im Wasser zwischen Drathen, welche mit den beiden Polen der Säule in Verbindung stehen, wo der Vf. meynt, dass diejenige Erklärung, bey welcher das Wasser ganz unzersetzt bleibe, und wo die verschiedenen Gasarten dadurch entstehen, dass sich ein paar verschiedene imponderable Stoffe aus den beiden Polen der Säule mit dem einfachen Wasser verbinden, schon deswegen unmöglich zugegeben werden könnte, weil sie den Thatsachen der neuern Chemie so sehr widerspache; — (Dass sie *Thatsachen* widerspräche, kann Rec. nicht finden, wohl aber sieht er diese galvanische Thatsache als eine Klippe an, woran ein Theil der Theorie von der neuern französischen Chemie scheitern könnte). — Es werden auch die Versuche erwähnt, wo mit dem Wasser noch verschiedene andre Stoffe vermischt wären; auch handelt er von der Erzeugung einer kleinen Quantität *Salpetersäure* bey diesem Versuche; und von dem Anzünden verbrennlicher Körper durch den galvanischen Funken und dem Laden der electrischen Verstärkungsflaschen. Endlich schliesst der Vf. damit: dass grosse Uebereinstimmung zwischen der electrischen und galvanischen Flüssigkeit herrsche, die aber dennoch unter gewissen Verhältnissen merklich von einander abweichen. 1) Beide, die electrische und galvanische Flüssigkeit, verbreiten sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. 2) Beide bewegen sich leicht in Metallen und feuchten Körpern, schwer in Glas, Harz, Wachs. 3) Ein am Zinkpol galvanisirter Körper, zieht einen am Silberpol galvanisirten an, und stösst den gleichartigen zurück. 4) Der Galvanismus bringt in thierischen Körpern ähnliche Erschütterungen wie die Leidner Flasche hervor. (Jetzt kennt man auch den schönen *Helvigischen* Versuch über die Erschütterung des Queckfilbers, wovon auch schon *Volta* und *Henry* Kenntniss gehabt, so wie *Ritter*. Man sehe Voigt's Magazin Bd. 4. S. 94. und Bd. 5. S. 637. Andererseits weichen aber auch die galvanischen Erscheinungen merklich von den electrischen ab: 1) Eine entladene Leidner Flasche giebt (das bekannte *Residuum* ausgenommen) ohne neue Ladung keine abermalige Erschütterung. Die Voltaische Säule hingegen bleibt mehrmal hinter einander in ihrer Wirksamkeit dieselbe; und nur durch Entladung mit sehr grossen Conductoren (oder nachdem sie mehrere Tage gestanden), kann sie auf einige Zeit geschwächt werden. 2) Die Leidner Flasche entladet sich immer durch Feuchtigkeit, ihre Wirkung wird vernichtet, so bald etwas Wasser zwischen ihre beiden Belegungen tritt. Die Säule hingegen verträgt nicht allein, sondern erfodert sogar einen gewissen Grad von Feuchtigkeit. 3) Das galvanische Anziehen und Abstossen ist im Vergleich mit dem electrischen und in Betracht der andern so mächtigen galvanischen Wirkungen, überaus schwach; dagegen die Bildung der Gasarten gegen das, was man hiervon bey der Electricität erhalten haben will, sehr beträchtlich. 4) Die Flamme, der Wasserdampf, glühendes Glas, sind für die Electricität gute, für den Galvanismus aber schlechte Leiter. 5) Die gleichartigen Metalle stören oft die galvanische Flüssigkeit, da hingegen die electrische sie leicht durchströhmt. — Hiezu kann man noch rechnen, was neuerlich von *Gautherot* so deutlich aus einander gesetzt worden ist, dass ein und derselbe Körper, z. B. die Flamme für die eine Art der galvanischen Wirksamkeit, nämlich für die *Geschmackserregung* ein *Isolator*, und für die andere, als die *Funkengebung*, die *Wasserzersetzung* etc., ein *Leiter* ist. Voigt's Magazin 4. B. 6. St. S. 831. Verschiedenheiten, die bey der Electricität gar nicht vorkommen.

Die Uebersetzung ist sehr treu und fliessend; weniger blühend, aber gedrängter, so dass auch der Uebersetzer, seiner Anmerkungen ungeachtet, alles Wesentliche in zwey Bände bringen konnte, was im Original drey anfüllt. Der erste Band des Originals enthält ausser der Einleitung drey Bücher, und schliesst mit der Pendel- und Wurfbewegung. Der zweyte enthält das 4te bis zum 10ten Buche, welches die Phänomene der Verbrennung, des Athmens etc. in sich fasst. Mit dem 11ten fängt der dritte Band an, worin die Erden, die Alkalien, das Licht und die Electricität

citāt, auch mit Anwendung auf die Oekonomie des thierifchen Körpers, auf Fifche, Mineralien, auf die Atmofphäre, Gewitter und Nordlicht etc., ferner der Magnetifmus und Galvanifmus, abgehandelt werden. In der Ueberfetzung fchliefst der 1te Bd. mit dem 7ten Buch über die atmofphärifche Luft und die Gasarten. Der Ueberf. fagt, dafs ihm einige Anmerkungen vom Vf. felbft wären mitgetheilt worden, diefe find aber nicht fo ausgezeichnet, dafs man fie unterfcheiden könnte. Das neue Maafs ift durchaus in Verbindung mit dem alten angegeben. Die Ueberfetzung hat mehrere Druckfehler, wovon einige bedeutende angezeigt find, andere aber auch nicht, z. B. Centripedalkraft, welches mehrmals vorkommt, ingleichen dafs Galvani feine Entdeckung im J. 1764 (ftatt 1791) gemacht habe; mehrere verbeffert der Lefer leicht felbft. Bey der Centrifugalkraft wird eine Anwendung bey den Wafferpumpen und Kornfieben erwähnt, womit eigentlich nur die funicular- und ähnliche Wafferma-fchinen, — die Futterfchwingen und Wurffchaufeln gemeynt find. Kupfer find nicht allzu reichlich angebracht, und die Mafchinen noch zum Theil nach ältern Originalen gezeichnet.

Berlin, in d. Realfchulbuchh.: *Kurzer Entwurf der Naturwiffenfchaft* für den erften fyftematifchen Unterricht mit befonderer Hinficht aufs gemeine Leben, von *E. F. Wrede*, Prof. d. Mathem. und Naturlehre am Friedrich Wilhelms-Gymnafium u. f. w. 1801. 368 S. 8. (14 gr.)

Diefes Buch, welches zunächft den Schülern des *Friedrich Wilhelms-Gymnafium* beftimmt ift, foll die Stelle des Auszuges aus *Reccards* Lehrbuch der Naturgefchichte vertreten, welches auch, nachdem er von *Hobert* verbeffert worden, fowohl in der *Form* als *Materie* fehr mangelhaft blieb. Die Hauptabficht des Vfs. ging dahin, feine Schüler nicht allein mit dem Wiffenswertheften aus dem Gebiete der Naturwiffenfchaft bekannt zu machen, fondern fie auch frühzeitig zu gewöhnen, den Unterricht in der Phyfik nicht als eine Reihe von Kunftftücken, die zur Beluftigung aufgeftellt werden, zu betrachten, fondern fie zu überzeugen, dafs das Studium diefer Wiffenfchaft ein wefentliches Bedürfnifs für jeden gebildeten Menfchen fey. Diefs fcheint auch Hn *W.* veranlafst zu haben, mit den Verfuchen zu kargen, und ftatt deffen den Einflufs, welchen jeder Stoff auf die Bedürfniffe des Lebens hat, fo viel als möglich herauszuheben. Zum Selbftunterrichte würde für den angehenden Phyfiker diefes Buch darum nicht ganz geeignet feyn, weil demfelben Kupfer fehlen, an manchen Orten die Beweife nicht beygefügt find und mehreres nur kurz angedeutet ift. So bald aber der Lehrer das Fehlende zu ergänzen weifs: fo genügt es hinreichend, wenn das Lehrbuch die Refultate der Wiffenfchaft im Zufammenhange enthält; ja es ift fogar nothwendig, dem mündlichen Vortrage etwas übrig zu laffen, damit die Aufmerkfamkeit des Schülers ftets gefpannt erhalten werde, und er fich nicht dem Wahne überlaffe, er könne die Lücken, die feine Unachtfamkeit veranlafst hat, durch eignes Nachlefen ergänzen.

Nachdem in der Einleitung mehrere Begriffe vorläufig beftimmt worden, wird im erften Theile von S. 22—130. von der allgemeinen Naturlehre gehandelt. Von S. 130—266. trägt der Vf. die befondere Naturlehre vor, fie zerfallt in zwey Abfchnitte. Der eine handelt von den einzelnen Arten der Körper, welche wir auf unfrer Erde antreffen, der andre von den Naturerfcheinungen im Grofsen, fofern fie zu unfrer Erde gehören. Durchgängig find die neueften Entdeckungen benutzt worden. Der zweyte Theil der Naturwiffenfchaft handet von der Phyfiologie. Der Vf. folgt in der *eigentlichen Phyfiologie* den Vorftellungen von *Reil*, und man kann das S. 333. f. Gefagte als eine gedrängte Ueberficht der Vorftellungsart diefes Phyfiologen anfehen.

Zu den Stellen, welche Rec. einer Verbefferung zu bedürfen fcheinen, gehören folgende. S. 133. α. wo von den ebenen Spiegeln angeführt wird, dafs das Bild fo weit hinter der Spiegelfläche erfcheine, als der Gegenftand vor derfelben liegt, könnte leicht eine unrichtige Vorftellung durch die Art, wie fich der Vf. ausdrückt, veranlafst werden. Er fagt: „da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Lichtftrahlen auf die Spiegelfläche wirft: fo müffen diefe beym *Zurückftrahlen fich wieder in eben der Entfernung durchfchneiden*, welche der leuchtende Körper vom Einfallspunkt hat." Hier könnte man leicht veranlafst werden, das Bild *vor* dem Spiegel zu fuchen. Dem Mifsverftändniffe könnte vorgebeugt werden, wenn jene Stelle fo gefafst würde: da jeder leuchtende Punkt aus einanderfahrende Strahlen auf die Spiegelfläche wirft: fo müffen diefe fich *hinter dem Spiegel* in eben der Entfernung von ihren Einfallspunkten zu durchfchneiden fcheinen, in welcher es vor dem Spiegel an derjenigen Stelle gefchiehet, wo fich der leuchtende oder erleuchtete Körper befindet." Die Erklärung, welche S. 233. von der Entftehung des Hagels gegeben wird, indem derfelbe *nur allein* von dem Einflufs des Sonnenlichtes auf über einander liegende Wolkenfchichten, denen fie durch Verdampfung den Wärmeftoff entziehen, abgeleitet wird, ift zu einfeitig. Winde, welche die Temperatur merklich erniedrigen, wärmere Luftfchichten, in denen die äufsere Oberfläche der Schneeklümpchen, welche durch fie herabfallen, fchnell verdunften mufs u. f. w. können diefelbe Wirkung hervorbringen. S. 262. Zuf. 1. mufs es heifsen: jeder Fixftern kommt in einem Jahre 366¼ Mal herum, nicht 365¼ Mal. S. 265. Z. 1. würde Rec. ftatt einen der *kleinften*, einen der *kleineren* Fixfterne gefagt haben. Ebend. Z. 8. würde es die Deutlichkeit vermehren, wenn nach: *Sie ziehet es*, beygefügt worden wäre: Herfchels Beobachtungen und Schlüffen zufolge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Weimar, im Landes-Industrie-Comptoir: *Magazin der Handels- und Gewerbskunde*, herausgegeben von *J. A. Hildt.* Jahrg. 1803. 1, 2, u. 3 St. Mit ausgemalten und andern Kupfern und Karten. gr. 8. Jedes Stück 6 Bog. ohne das Intell. Bl. (Der Jahrg. in 12 St. 6 Rthlr.)

Hr. *Hildt* hat sich bereits durch seine 19 Jahre hindurch mit Beyfall fortgeführte *Handelszeitung* als praktischen Kenner seines Fachs gezeigt, und das gegenwärtige Magazin, welches gewissermaßsen an die Stelle jener Zeitung getreten ist, wird die Achtung und den Dank des kaufmännischen Publicums, den er sich dadurch erwarb, nicht blofs erhalten, sondern wahrscheinlich noch erhöhen. Die Zeitung noch länger beyzubehalten, war freylich in mehr als einer Rücksicht nicht räthlich; unmöglich konnte sie das immer mehr sich vergrösernde Feld des Handels und der technischen Industrie umfassen, und dazu kam, dafs sich seit einigen Jahren mehrere Rivalen in Nürnberg, Frankfurt, Wien u. a. O. einfanden, die, ob sie gleich eben nicht mehr leisteten, ihr dennoch nicht wenig von ihrem anfänglichen Interesse benehmen mufsten. Jetzt erhöht sich aber dieses Interesse wiederum merklich dadurch, dafs dieses Magazin sowohl dem aufgeklärten Kaufmann, als dem Staatsgeschaftsmann einen hellen Ueberblick des ganzen Feldes der Handels- und Gewerbskunde, nach einem sehr erweiterten und vervollkommneten Plane darbietet. Diesen Plan hat Hr. *Hildt* dem 1sten Stücke als *Einleitung* vorangeschickt, und man sieht leicht, dafs er ihn reiflich durchdacht hat. Das Magazin soll unter 5 Hauptrubriken folgende Gegenstände umfassen: I. *Geschichte und Fortschritte des Handels in und ausser Europa.* II. *Kunstfleifs in Manufacturen und Fabriken eines Landes oder einer Stadt.* III. *Handelswaarenkunde.* IV. *In- und ausländische Literatur der Handelswissenschaften.* V. *Correspondenz- und vermischte Nachrichten.* — Es ist kein Zweifel, dafs der Herausg. seinem Publicum in diesen Abtheilungen alles geben kann, was irgend einiges Interesse für dasselbe hat. So viel wir aus den vor uns liegenden 3 Stücken sehen, werden nicht blofs vorübergehende, sondern Nachrichten und ganze Abhandlungen von bleibendem Werthe geliefert, wobey es sehr gut ist, dafs der Vf. seine Hülfsmittel — denn diese Abhandlungen sind mit vielem Fleifse aus den neuesten und besten Schriften zusammengetragen —, besonders vom 1ten Hefte an treulich und vollständig angeführt hat.

Von der 5ten Rubrik bemerken wir, dafs sie als eine wahre *Monats-Zeitung* für Handel und Gewerbe anzusehen ist, indem sie lauter kurze Notizen, theils aus Briefen vom neuesten Datum, theils aus so eben erschienenen Flug- und andern Schriften enthalt. Diese sind gleichsam der Beleg zu dem, was der Herausg. sehr treffend in der Einleitung S. 4 sagt: „Handel und Gewerbe sind ein ewig wogendes Meer, das nie ruhig wird; stets seine Ufer und Begränzungen ändert; tausend Klippen und Untiefen hat; stets gute Leuchtthürme, Tonnen, kenntnifsreiche Schiffer und Piloten erfodert, um sich mit Glück und guten Erfolg darauf zu wagen. Täglich giebt es in der Handels- und Gewerbswelt neue Erscheinungen, neue Erfindungen und Entdeckungen, neue Combinationen und Speculationen, die nur der wachsame Kauf- oder Staatsmann, der sein Feld stets mit hellem Blick übersieht, mit Glück benutzen kann. Welch' eine Menge von wissenschaftlichen Notizen sowohl, als mercantilischen Nachrichten und Neuigkeiten müssen nicht dazu gesammlet, gesichtet und gleichsam unter Einem Brennpunct gestellt —, und wie ununterbrochen mufs nicht der Faden davon fortgeführt werden, wenn der beabsichtigte Zweck erreicht werden soll!" Wenn der Herausg. auch in den folgenden Stücken so sich gleich bleibt; so dürfte wohl dieses Handels-Journal das erste in seiner Art seyn, und mit der Zeit für den Kaufmann ein höchstbrauchbares Handbuch werden, das selbst die Stelle einer kleinen Bibliothek vertreten könnte. Besonders gilt dieses von den 3 ersten Hauptrubriken, deren Werth und Brauchbarkeit durch die beygefügten Karten und ausgemalten Kupfer, auf deren artistischen Theil gleicher Fleifs verwandt ist, noch beträchtlich erhöht wird. Ein guter Gedanke war es vom Herausg. unstreitig, Ueberfichten oder Handels-Tableaux ganzer Länder, Meere oder groser Handelsflüsse mit eigens dazu entworfenen bequemen Handelskarten zu geben, dergleichen z. B. hier in den ersten 3 Stücken vom algierischen Staate, vom schwarzen Meere und dem Rheinhandel geliefert werden. Solche Ueberblicke sind von grofsem Nutzen, wollen aber auch mit vielem Geiste und gründlicher Sachkenntnifs entworfen seyn. Wir möchten Hn. *Hildt* rathen, vorerst unsere deutschen grofsen Handelsflüsse, die Donau, die Elbe, die Oder, die Weser, eben so wie den Rhein, zu behandeln, da diese nothwendig den vaterländischen Kaufmann am meisten interessiren, und alsdann erst auf die Meere und die wichtigsten Handelsstädte überzugehen. Eine zweckmäfsige Ausführung dieses Artikels kann in der Folge auch einen sehr wünschenswerthen Handelsatlas liefern.

dergleichen uns durchaus noch fehlt. Um aber unfern Lefern von dem, was hier bereits geliefert worden, felbft eine nähere Kenntnifs zu verfchaffen, begnügen wir uns, nur einiges auszuheben, da der Raum nicht geftattet, von jedem einzelnen Artikel etwas zu fagen. Die erfte Abtheilung liefert recht gute Ueberfichten und Nachrichten vom *Handel der Barbarey;* von dem jetzt die Aufmerkfamkeit fo fehr erregenden *fchwarzen Meere* und von den *Ufern des ganzen Rheins* mit 3 kleinen fauber geftochenen und fehr richtigen Karten. Ueberdem noch allerley Nachrichten von neuen franzöfifchen, dänifchen, öfterreichifchen, ungarifchen, fchwedifchen und englifchen Handels-Einrichtungen und Anlagen. Die zweyte Rubrik enthält aufser mehrern guten technologifchen Nachrichten die Befchreibung der *Reinholdifchen Gewichtsmühle*, die indefs noch manchem mechanifchen Zweifel ausgefetzt feyn möchte; die Kunftgefchichte der *Flintenfteine;* die Befchreibung der *Lackwaaren-Fabrication* nach Japanifcher Art, mit einer Befchreibung und Abbildung des *Wilke'fchen* Digeftors zum Bereiten des dazu gehörigen Lackfirniffes — nebft mehrern technologifchen Nachrichten. Sehr zu billigen ift es, dafs Hr. H. unter diefer Rubrik keine neuen unerprobten Fabricationsprojecte, fo anziehend fie auch oft feyn mögen, aufgenommen hat, und es ift ihm zu rathen, dafs er auch künftig blofs erprobte Thatfachen und Fortfchritte des fabricirenden Kunftfleifses liefere. Die Rubrik für die *Handels-Waarenkunde* ift in allen 3 Heften ohne Zweifel am ftärkften befetzt; fie liefert aufser einer kleinen Einleitung zur *Handels-Waarenkunde im allgemeinen betrachtet*, den Artikel *Eiderdunen* (mit colorirter Abbildung des Eidervogels männlichen und weiblichen Gefchlechts) *Perfio* oder rother Indigo, ein neues Färbeproduct; *Schmalte* oder blaue Kobaltfarbe; *Granaten; Mofchus* (mit colorirter Abbildung des Bifamthiers), *Safran* (ebenfalls mit color. Abb. der Pflanze) *Bernftein; Haufenblafe; Taback; Pfeffer* (mit ill. Abb.) *ftinkenden Afand* (auch die Pfl. abgebildet) *Galläpfel* und *Knoppern.* Diefe Artikel find fo vollftändig bearbeitet, dafs wir nichts daran vermifst haben. Da diefe Rubrik für den Kaufmann unftreitig die wichtigfte ift: fo wäre wohl zu wünfchen, dafs fie Hr. H. am forgfältigften cultivirte, und die erheblichften, allgemein gangbarften Handelsartikel zuerft lieferte, auch die weitläuftige Aufführung der Namen einer folchen Waare in allen uns gewöhnlich unbekannten Sprachen, blofs auf die unentbehrlichften einfchränkte; von colorirten Abbildungen, die wie die bisherigen treu und inftructiv find, können aber nie zu viel beygefügt werden, da fie die Kenntnifs der Waaren fehr anfchaulich und gründlich machen. Die für die *Literatur der Handelswiffenfchaft* beftimmte Rubrik enthält in diefen 3 Heften die Anzeigen von 16 neuen den Handel und die Induftrie betreffenden in- und ausländifchen Schriften, welche dem Kaufmann, der etwa fonft keine Anzeige von neuen Schriften lieft, manches neue in fein Fach einfchlagendes Buch nicht blofs bekannt machen, fondern ihm felbft Auszüge und Notizen liefern; wir empfehlen hiebey dem Herausg. auf feiner Hut zu feyn, dafs diefe Anzeigen nicht in trockene Recenfionskritiken ausarten. Die Rubrik endlich für die Correfpondenz- und vermifchten Nachrichten hat alle Anlagen zu einem *Repertorium* für die Handelsgefchichte aller Länder, da man hier aus den meiften Tagblättern des In- und Auslandes zu diefem Behufe dienliche Materialien gefammelt findet. — Das diefem Magazin angefügte Intelligenzblatt, welches vorzüglich zu Handelsanzeigen und dahin einfchlagenden Bekanntmachungen, fo wie zu Buchhändler-Anzeigen beftimmt ift, hat eine folche Einrichtung, dafs wahrfcheinlich fowohl die Lefer als die Verfaffer der darin vorkommenden Artikel damit zufrieden feyn werden. — Eine Zeitfchrift, die fo gut und zweckmäfsig eingerichtet ift, und die das ihr beftimmte Fach fo vollftändig umfafst, wie diefes Magazin, wird gewifs den Beyfall nicht verfehlen, den fie wirklich verdient, und den ihr der Herausgeber auch für die Zukunft verfichern kann, wenn er feinem Plane getreu bleibt, und auf die zweckmäfsige Redaction ein wachfames Auge behält.

STATISTIK.

Presburg, b. Landerer: *Michaelis Horváth*, Praepofiti de Graba, S. Theologiae Doctoris, ejusdemque antea in R. Univerfitate Profefforis publici ordinarii, *Statiftica Regni Hungariae et partium eidem adnexarum.* — Editio *altera* auctior et emendatior. 1802. 542 S. 8.

Der Vf. hat fich fchon mehrmals, aber nie mit grofsem Erfolg, aus dem Gebiet der Theologie in jenes der Statiftik und Politik gewagt. Man hat von ihm eine *Introductio ad Hiftoriam Hungariae critico-politicam* und eine *Hiftoria Hungariae politica*, dann von feiner *Statiftica Regni H.* die erfte Ausgabe 1795. Unter diefen feinen Büchern ift das gegenwärtige wirklich noch das befte, weil der Vf. doch *Achenwalls* Methode und Ordnung befolgt, und *Schwartners* und *Novotnjs* Werke, ja fogar *Grellmanns* ftatiftifche Aufklärungen benutzt hat. Hierdurch ift die zweyte Ausgabe, verglichen mit der erften, beynahe ein neues Werk geworden. Der Vf. ift alfo in der Wiffenfchaft weiter gekommen; er felbft aber bringt fie nicht viel weiter. Er erinnert am Ende, das Werk fey fchon im Sept. 1799 fertig gewefen, habe aber erft zu Anfange 1802 die Preffe verlaffen können. (Alfo wird auch ein Probft von Graba von der Cenfur und dem Buchdrucker nicht minder, als andre ungrifche Schriftfteller gequält.) Um ungedruckte Quellen hat fich der Vf. nicht umgefehen, und felbft gedruckte Bücher benutzt er nicht überall; Z. E. v. *Engels* Staatskunde von Croatien, Dalmatien und Slavonien (im 2ten Bande der Gefch. des Ungr. Reichs. Halle 1798.) So wie es an ausgezeichneter politifcher Urtheilskraft dem Vf. gebricht, eben fo hat er andrerfeits von dem hierarchifchen Geift etwas zu viel. Proben,

ben, die der Rec. aushebt, mögen beides bestätigen. In dem *Abschnitt* über die Quellen ungrischer Statistik trifft man unerwarteter Weise auch folgendes an: S. 8: „*Novellae deinde Budenses ac Posonienses, ambae cum „annexis Neovedensibus,* (mit dem schändlichen Nach-„druck des sogenannten Neuwieders) *eae autem au-„spiciis Tondererianis scribuntur, suntque multa erudi-„tione et salibus Socraticis respersae.*" Kann wohl der Name Sokrates ärger entweiht werden? — S. 13. heisst es in dem Abschnitte über den Ursprung der ungrischen Monarchie: *Cl. Mart. Schwartner existimat, Hungaros Pannoniis eo jure fuisse potitos, quo Israelitae Palaestina. Verum opinioni huic sacrae refragantur literae, quae locis plurimis perhibent, Josuam et Israelitas Palaestinam in suam redegisse potestatem jure a Deo* . . *sibi dato, Hungaros autem Pannonias ab originibus populis jure armorum, quod solum nullum est, ademisse tota loquitur antiquitas.* (Der Anonymus B. R. Notarius erkühnt sich zwar auch seinen Arpadischen Ungern zum Führer nach Pannonien den heiligen Geist zu geben, aber man sieht wohl, welch eine andre Ansicht die Statistik und Geschichte hier aus der Theologie erhält!) S. 49 meynt der Vf. die Szekler (Siculi) hiessen besser Scythuli: eine Rudbekisirende Meynung, wegen welcher schon Bonfinius öfters getadelt worden. S. 54. Die Russen oder Rusinyaken in der Marmarosch u. s. w. bedienen sich nach dem Vf. der glagolitischen Buchstaben. Hieraus ist klar, dass der Vf. erst hätte nachschlagen sollen, wie das cyrillische und das glagolitische Alphabet sich zu einander verhalten. S. 68. *Slavis quoque, Germanorum more, doctrina Lutheri prae austera Calvini ethica dulcior.*" Bekanntlich ist es nicht die Moral; die zwischen beiden Confessionen einen Unterschied zieht. S. 86 und 564 bemerkt er zwar, dass die Evangelischen Geistlichen und Professoren schmal besoldet seyn, doch aber „*conjugia cum sponsis opulentioribus, magno eis ad rem faciendam sunt adjumento.*" Schade nur, dass der Vf. dagegen die Unkosten auf den Unterhalt einer Familie und auf Erziehung der Kinder in Anschlag zu bringen vergessen hat. Auffallend aber ist es gewiss, dass die protestantische Kirche keinen Mangel an Candidaten der Theologie fühlt, während die katholische, welche ihren Clerus so gut besoldet, so sehr über Mangel an Clerikern klagt; vermuthlich trägt die Aussicht auf das Heyrathen und zumal auf reiche Bräute dazu bey. S. 108 wird das Armen-Institut im schlechtesten, der Jugend ja nicht zum Muster dienenden Latein, *Actuosae Caritatis proximi confraternitas*" genannt. Einen ganz neuen Artikel, den weder Schwartner, noch Novotni angezeigt haben, muss Rec. billig aus Hn. Horváths Buch ausheben, und dieser ist folgender: S. 141: *Stanno carere Hungariam percrebuerat, verum reperti nuper veteres ejus cuniculi Lovinobanyae et Zinnobanyae scoriae denique stanneae juxta eos* (Halden) *opinionem hanc erroris arguunt atque etiam coarguunt. His autem rationum momentis accedunt insuper alia criteria; scilicet ipsa locorum horum etyma, et insignia montanistica, metallici pilsoli.* Der Vf. glaubt, diese Zinngruben müssten unter Bela IV. bey der Mongolischen Verwüstung zugeschüttet worden seyn. Die Quelle dieser Nachricht anzuzeigen, hat dem Vf. nicht beliebt. S. 154 meldet er, die Bauern in Ungern und Slavonien trügen ein grobes kotzenähnliches Tuch: und setzt den philanthropisch-klingenden Wunsch hinzu: *Quam cuperem villosum hoc genus vestimenti mundiore mutatum!* Wie kommt es, dass der Vf. über die zottigten Mäntel der Bauern jammert, aber unter den Artikeln: Contribution und Urbarium nichts besonders zu ihrem Vortheil sagt? S. 269 liest man: „*Illud etiam pro explorato dare possum, coecutire, duce Verbötzio, quicunque existimant, divum Stephanum, postquam religioni christianae nomen dedit, jura Majestatica a populo, id est, a primoribus gentis, accepisse. Nam sic . . Duces Hungariae . . ipseque S. Stephanus triennio, quo Ducis nomine Hungaris imperabat, non alia potestate, quam illa, quae eis a populo mandabatur, fuissent instructi, cui rei tota refragatur antiquitas, et notio Imperii Monarchici.*" — Nun ist der Leser natürlich gespannt auf die Beantwortung der Frage: Woher hatte also Stephan I. und sein ältester Vorfahr sein Recht zu regieren? vom Papst? oder von Gott? allein der Vf. entschlüpft der Frage durch die Formel: *Sed hic me commorari non delectat.* S. 290 legt der Vf. den Protestanten in Ungern die Pflicht auf, sich genau an die symbolischen Bücher zu halten, und keinen Socinianismus oder bloss natürliche Religion zu predigen, mit der Drohung „*nam secus privilegiis confessioni utrique concessis excidere possent.*" Er zählt sogar diese symbolischen Bücher sorgfältig her. Rec. meynt, er, als katholischer Geistlicher habe in diese innere Angelegenheit der protestantischen Kirche nicht zu reden; thut er es aber: so handelt er wider sich selbst. Diess letztere scheint der Vf. zu fühlen. Er nennt die „*formulam Concordiae foecundam discordiarum parentem* — und von den Dordrechter Synodalbeschlüssen bemerkt er: „*Si tamen austera haec Decreta nostris probantur.* S. 314. wird verkündigt, der Clerus sey fast in dem ganzen christlichen Europa der erste Stand (*toto fere orbe christiano gaudet proedria.*) Diess reimt sich aber mit dem nicht, was er S. 86. gesagt hat: *Lutherus et Calvinus, Ministros verbi,* (das Wort divini blieb in seiner Feder) *honoris praerogativa et censu inferiores esse volebant seculari ordine.*

Doch genug zur Charakteristik des Buchs. Aus manchen Aeusserungen des Vf. leuchten doch auch billige Gesinnungen hervor: er rühmt z. E. dass in Ungern nie eine Inquisition gewesen: *Si qua vero* (S. 294) *anomalia* (im Religionswesen) *nonnunquam intercesserat superioribus seculis, ea in mores temporum illorum conferenda.* S. 459 lässt er den protestantischen Gymnasien Gerechtigkeit widerfahren. Im Ganzen trägt ja auch sein Buch zum Wetteifer der ungrischen Gelehrten in dem Studium der Statistik bey, und damit ist schon viel gewonnen.

Neustrelitz, b. Spalding: *Herzoglich Mecklenburg-Strelitzischer Staatskalender* auf das Jahr 1803. 129 S. 8.

2) Ebendas.: *Verzeichniss der jetztlebenden Europäischen Regenten und ihrer fürstlichen Familien.* Eine Beylage zum Mecklenburg-Strelitzischen Staatskalender. 1803. 116 S. 8.

Die Verdienste der vorjährigen Ausgabe wurden in der A. L. Z. 1802. N. 90. gewürdiget. Hr. Graf August v. *Schulenburg* hat auch die diessjährige mit dem ihm eigenen Fleisse geordnet. In den *Annalen* (S. 127 bis 129) bemerkt man mehrere weniger bekannte Ereignisse, z. B. das Geschenk einer Fahne von der Königin von England an die Schützencompagnie zu Neustrelitz, den Tod des verdienten Ministers von Normann, die Landtags-Sachen, die Reisen des Herzogs und des Erbprinzen u. s. w.

Das *Geschlechts-Verzeichniss* ist ausführlicher als in irgend einem deutschen Special-Kalender und zur geschwinden Einsicht zweckmässig geordnet. Dadurch bekömmt es freylich im Verhältnisse zu dem Namens-Verzeichnisse und zu dessen Lese-Publicum (für welches 300 Exemplare jährlich genügen) eine kostspielige Ausdehnung. Allein das Verdienst des Vfs. wird dadurch nicht vermindert. Vielmehr wäre es zu wünschen, dass der gelehrte Graf seine Materialien zu einem genealogischen Handbuche für die, in dem Varrentrappschen fehlenden *fürstlichen* und *gräflichen* Familien benutzen möge. Russland, Spanien, England, Dannemark, Schweden, Italien und das ehemalige Polen liefern zu jenem eine starke Nachlese; — aber auch Preussen, Schlesien, Bayern und Hannover, welche der deutschen Literatur so nahe liegen, dass man sich über den Mangel eines solchen Handbuchs wundern darf.

ERDBESCHREIBUNG.

Altona, b. Bechtold: Des Capitains *James Cook Beschreibung seiner Reise um die Welt.* Ein nützliches Lesebuch für die Jugend, nach Campe's Lehrart bearbeitet. Mit Kupfern. *Zweyte verbesserte Auflage.* 1802. *Erstes Bändchen.* 162 S. *Zweytes Bändchen.* 164 S. 8. (Mit schwarzen Kupfern 1 Rthl. m. illum. K. 1 Rthl. 8 gr.)

Nach einer beygefügten Anzeige hat sich die erste Auflage (welche im Dec. 1801 erschien) in *einigen* Wochen vergriffen, und dieser schnelle Absatz die zweyte nöthig gemacht. Der Her. hat sich nach Kräften die Campe'sche Manier angeeignet; ob aber nicht die lesende Jugend dem dialogirten und dadurch ins Weite gezognen Vortrag eine fortlaufende Erzählung vorziehen würde, lassen wir dahin gestellt seyn. Das zweyte Bändchen endigt mit dem Tode Cooks; es soll aber noch ein drittes folgen, in welchem der Beschluss dieser Seereise enthalten seyn wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Düsseldorf,* b. Schreiner: *Ein paar Worte über einige Waldübel im Bergischen Lande.* 1801. 64 S. 8. (4 gr.) So sehr auch bisher die Regierung von Pfalzbayern, durch die erneuerten Forstordnungen, die Verbesserung der Wälder und Forsten in Jülich und Berg, und die Abstellung der Missbräuche in denselben betreffend, unterm 19 May 1791, 28 Februar 1792, und 18 April 1792. (s. v. *Mosers* Forst-Archiv XI Bd. S. 259—261, XIII Bd. S. 294—301 und 302.) damit beschäfftigt gewesen ist, dem immer mehr einreissenden Uebel des Holzmangels vorzubeugen, und so oft auch die Frage: Wie der fast in allen bevölkerten Ländern drohenden Holznoth am geschwindesten abgeholfen, und den Waldungen am zweckmässigsten aufgeholfen werden könne, — von öffentlichen Akademien und Privatpersonen aufgeworfen und beantwortet worden; eben so wenig haben alle bisherigen Vorschläge in der Hauptsache gefruchtet, dass man, zumal im Bergischen, die Klage über bevorstehenden Holzmangel fast noch täglich hört. Der ungenannte Vf. nimmt daher Gelegenheit, die wesentlichsten Fehler zu berühren, die der Holz-Cultur im Allgemeinen, und der im Bergischen besonders im Wege stehen. Zuförderst zeigt er, woher es komme, dass in dieser Provinz ein merklicher Holzmangel zu befürchten sey. Der *erste* Grund sey die fast täglich wachsende Volksmenge, (sie betrug im J. 1780, nach den, von dem verstorbenen Grafen und Statthalter *v. Golstein* statistisch eingeführten Volkszählungen, ausser den freyen Herrschaften *Braich* und *Hardenberg*, auch der Vogtey *Syberg*, die mit dem Bergischen nur durch *Schutz- und Steueranschläge* verbunden sind, — Umstände, die wenige deutsche Statistiker kennen, weil diess Land von dieser Seite äusserst unbekannt ist — im Ganzen 204,542 Menschen, die 35,942 Feuerstätten benutzten; (s. die trefflichen *Beyträge zur neuesten deutschen Territorial-Verfassung* 1r *Beytrag* S. 38 und 73 eine Schrift, die kurz nach ihrer Erscheinung unterdrückt ward, und daher äusserst selten geworden ist). Im J. 1790 war die Volksmenge, nach authentischen Quellen, 211,789 Menschen, die in 37,097 Häusern wohnten, und eine Ausfuhr von Kunstproducten des Landes bewirkten für 6,133,475 Rthl. Berg. Courant.) Dadurch wird sowohl der Verbrauch des Holzes in dem Maasse vermehrt, als die beständige Ausrodung der Forsten und Waldgegenden, und die damit verbundene Umwandlung des Holzbodens in Ackerbau und Wiesen, das Vermögen Holz zu wachsen vermindert. Der *zweyte* Grund sey der, dass die Einwohner dieser Provinz, die Wälder und Holzungen als ein gemeinschaftliches Gut betrachten, welches ihnen alles Nothdürftige zur unentbehrlichsten Feurung, zur Erhaltung des Viehes und dessen Streue unentgeldlich gewähren müsse. Der *dritte* sey der Krieg, der seit 1795 erstaunlich viel Holz verzehret habe, wohin auch *viertens* die kalten Winter von 179⅘ und 179⅞, und *fünftens* die Mayfröste gehörten, worin sich die Jahre 1799 und 1800 besonders ausgezeichnet hätten; so dass mehrere tausend junge Eichen- und Büchenstämme erfroren und gänzlich zerstört worden wären. — Das Alles ist ganz richtig; auch sind die Vorsommer-Fröste um so gewöhnlicher, weil die hohen Gebirge, die schmalen Thäler und tiefen Schluchten dieses Landes, die Frühlings-Nebelfröste durch die, jene Defileen durchrauschenden Flüsse und Bäche gleichsam vom Rheinstrome herbeyführen. Ein Waldübel hat der scharfsinnige Vf. übersehen, nämlich die verschwenderische Baulust der Bergischen. Das schlimmste und schädlichste Uebel, welches hier ausführlich zergliedert wird, besteht in der Viehzucht oder der sogenannten *Waldweide.* Wir stimmen dem Vf. völlig bey, und wünschen diesen Bogen viele Leser und Beherziger.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 6. April 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Thomas Garnett's* Prof. der Physik und Chemie zu London, *Reise durch die Schottischen Hochlande und einen Theil der Hebriden.* Aus dem Engl. übersetzt und mit *Alex. Campbells* Abhandlung über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer, wie auch über die Aechtheit der dem Ossian zugeschriebenen Gesänge vermehrt von *Ludwig Theobul Kosegarten.* 1802. *Erster Band.* Mit 1 Titelkupf. u. 2 Karten 352 S. u. VIII S. *Zweyter Band.* M. 2 Kpf. 310 S. 8. (2 Rthl. 12 gr.)

Diese Reise gehört unter die besten, die seit geraumer Zeit über irgend einen Theil der brittischen Inseln erschienen sind. Hr. *Garnett*, der einige Jahre Professor am Andersonschen Institut zu Glasgow war, nachher Vorlesungen im königl. Institut in London hielt, in der Folge aber seine Stelle aufgab, und seitdem gestorben ist, hatte in der That Fähigkeiten und Willen, etwas vorzügliches zu liefern. Der Statistiker, der Alterthumsforscher, der Liebhaber der schönen Natur, der Botaniker und der Mineralog — alle finden hier mehr oder weniger ihre Rechnung. Nur diejenigen, die blofs zu ihrer Belustigung lesen, möchten das Werk zu ernsthaft und etwas trocken finden; denn der Vf. hält sich nicht bey Mährchen, Reisegeschichten und jenen Abschweifungen auf, welche mit den wichtigern Gegenständen abwechseln und Erholung gewähren. Die Reise geht von Glasgow über Dumbarton an den See Lomond; von da nach Inverary — über Glenorchay und Cruachan auf die Inseln Mull — Staffa — Icolmkill. — Fort William — Fort Augustus — Invernefs — Culloden — Blair Athol — Perth — Stirling — zurück nach Glasgow. Von hier geht der Vf. füdlich nach Hamilton, Lanerk bis herab nach Moffat, wo er sehr umständlich das berühmte mineralische Wasser beschreibt.

Der grofse Kanal, durch welchen die Nordsee und das Atlantische Meer verbunden sind (S. 6.) ist von der Mündung des Carron an der östlichen Küste, bis zu seinem Einfalle in die Clyde bey Kilpatrick, 35 Meilen lang. Sein Wasser steigt und fallt 160 Schritt vermittelst 39 Schleusen. Unweit Kilpatrick hat er 4 Bogen, deren jeder 65 Fufs hoch und 420 weit ist. — Zu Dumbarton ist eine Fabrik von Flaschen und Plattenglas, welche 130 Menschen beschäftiget und der Regierung 3800 Pf. St. jährlich an Accise einbringt. — Durch die Druckereyen von Leven und Milton erhält die Regierung jährlich 40,000 Pf. — Das Schlofs Inverary (S. 81.) ist eben so schön als prächtig. Die Kosten der Pflanzungen, Verbesserungen, Heerstrafsen, nützlichen und verschönernden Anlagen, die die Herzoge von Argyle seit 1745 hier vorgenommen haben, sollen sich auf 250,000 Pf. St. belaufen. Der jetzige Herzog soll seit der Besitznehmung seiner Güter jährlich 3000 Pf. auf diese Gegenstände verwendet haben. — (S. 100.) In dem Lough Fyne beschäfigen sich oft 5 bis 600 Boote mit dem Heringsfang. In manchem Jahre werden mehr als 20,000 Fässer gesalzen. Ein Fass hält ungefähr 500 Heringe von der besten Art, 700 von mittlerm Schlage. Die Eingeweide liefern eine beträchtliche Quantität Oel. S. 103. Geschichte des Herings, seiner Wanderungen und andere anziehende Nachrichten. — (S. 167.) Die Hütten in den Hochlanden sind noch immer höchst armselig; die auf den Inseln aber noch elender, bestehen aus Kieseln ohne Mörtel, haben 2 Abtheilungen und sind weder warm noch trocken. (S. 17.) Wenig Lairds in den Hochlanden verpachten ihre Güter anders als von Jahr zu Jahr; und wenn der Pachter ein Haus haben will: so mufs er es sich selbst bauen. Das Land wird mehrentheils unter der Hand den Meistbietenden zugeschlagen. Die Unternehmer, oder Mittelleute (die das Land im Ganzen pachten und wieder in kleinen Stücken verpachten) sind hier so gemein als in Irland. Das Elend ist denn oft sehr grofs. Man lafst dem Viehe bisweilen zur Ader, um das Blut zu sieden, oder Kuchen daraus zu backen. Dafür lebt es, bey strenger Kälte, in des Herrn Hütte, und theilt sein Mehl, wenn die Fütterung aufgezehrt ist. Die Schafe sind oft lange im Schnee vergraben, und fressen eins des andern Wolle. Thauet es wieder auf: so findet man eine Menge todter. — (S. 194.) Blofs in den Jahren 1773 und 75 sind mehr als 30,000 Menschen aus den Hochlanden über das Atlantische Meer gegangen; Schaaren sind seitdem ihnen nachgefolgt. Zu Mull ist das Elend vorzüglich grofs. Im J. 1755 waren auf dieser Insel 5287 Menschen, und im J. 1795 waren 8016. (Also immer wieder die alte Geschichte! Man liest ohne Unterlafs von Elend und Auswanderung, und das Land nimmt doch an Bevölkerung und Wohlstand zu.) S. 294. „Unbegreiflich ists, wie Personen, die selbst in den Hochlanden reiseten, die Aechtheit der durch Macpherson übersetzten Celtischen Gesänge bezweifeln können. Da ist kein Glen, worin sich nicht Personen fänden, welche mehrere von diesen, wie auch andere Celtische Lieder von *gleichem Alter* (nämlich? —) die sie durch Ueberlieferung erlernten, hersagen könnten.“ — D Mac Intire zu Glenorchay sagte zu Macpherson, er glaube

das Gedicht Fingal sey nicht so, wie er es geliefert, und dass er vieles ausgefüllt habe. Macpherson antwortete, dass er das gar nicht nöthig hatte, und lud den Doctor ein, in seinem Hause das Original zu besehen, welches aber dieser (sonderbar genug!) vernachlässigte. — Einem Hn. M'Nab hat Macpherson öfters Stücke aus dem Original vorgelesen.

Band II. (S. 8.) Die vornehmsten Manufacturen zu Inverness sind in Flachs und Hanf. Sie beschäftigen jetzt mit Spinnen und Weben 1000 Männer, Frauen und Kinder. In den verschiedenen Zweigen der Weissgarnmanufactur arbeiten 10.000 Menschen in der Stadt und der umliegenden Gegend. Auch Baumwollenmanufacturen und Gerbereyen. S. 84. „Obgleich Lord Bredalbane gütiger gegen seine Pach-„ter seyn soll, *wie* (als) die meisten Grundherren: so „hörten wir doch von vielen, die aus dieser Gegend „nach Amerika ausgewandert waren." — Das nämliche sagt auch Campbell, und zwar, dass diese Auswanderungen unter dem letztern Lord angefangen hätten, der *„für einen sehr guten Herrn gegolten hät-„te."* — (Also ist es nicht immer Elend und Druck, die den Hochländer auszuwandern bewegen.) Was sich S. 93 ff. über Perth findet, steht auch in Campbell. Beide schöpften aus der nämlichen Quelle, dem John Young. — (S. 181 ff.) In *Glasgow* werden jährlich ganz neue Strassen angelegt, und doch ist der Zufluss von Menschen so gross, dass man sich nicht ohne die äusserste Schwierigkeit ein erträgliches Haus verschaffen kann. „In diesem Jahre (vermuthlich 1799) wurden 300 neue Häuser gebauet, und in jedem Stockwerke wohnt eine Familie. Die Bevölkerung kann mit vollem Recht zu 80.000 Seelen angesetzt werden." (Rec. hat seitdem von 92.000 gehört.) Die Hausmiethe ist hoch, und es ist hier theurer zu leben, als fast in den drey Königreichen." — (S. 187.) In allen Strömen und Bächen nicht nur der Nachbarschaft, sondern auch in entfernten Gegenden sind Mühlen, Bleichen und Druckereyen; und doch reicht das Garn nicht, und vieles wird aus England gezogen, besonders aus Manchester. — S. 189. Interessante und genaue Beschreibung des Andersonschen Instituts. Der Stifter vermachte ihm seinen ganzen Apparat, seine Bibliothek, sein Museum, und sein ganzes Vermögen. Noch kamen grosse Summen durch Subscription dazu. Und so hat das Institut jetzt ein schönes Haus, und sein Apparat ist der vollständigste und reichhaltigste im Grossbrittannien. Es ward 1796 geöffnet. Hr. Garnett, als Prof. der Naturlehre und Naturgeschichte fing dreyerley Vorlesungen an, die er durch drey Winter fortsetzte. Die Zahl der Studierenden, die seine Vorlesungen besuchten, war 525 in der letzten Session, 300 in der vorletzten und 975 in der ersten. Das weibliche Geschlecht hat mit dem männlichen gleichen Zutritt zu den Vorlesungen; beynahe die Hälfte von Garnetts Zuhörern bestand regelmässig aus Damen. (S. 227.) *New Lanark* und seine Spinnmühlen. Es sind ihrer drey, und ihnen verdankt das Dorf, das 1500 Einwohner hat, sein Daseyn. Gegen 500 arme Kinder werden von Hn. Dale gekleidet und genährt; die andern wohnen bey den Aeltern im Dorfe. Sie arbeiten täglich 11½ Stunde. Um 7 Uhr Abends wird gegessen, worauf der Unterricht anfängt, der bis 9 dauert. Drey ordentliche Lehrer sind von Hn. Dale angestellt, die Kinder, die zur Arbeit noch zu jung sind, den ganzen Tag zu unterrichten. Auch ist eine Frau da, die die Mädchen nähen lehrt. — Im J. 1790 wurde ein Schiff aus der Insel Skyl nach Greenock verschlagen und setzte 200 elende Hochländische Emigranten ans Land. Hr. Dale erbot sich, sie augenblicklich in Nahrung zu setzen, was denn auch die meisten annahmen. Er schickte hierauf Einladungen in die Hochlande und Hebriden. Im folgenden Jahre machte er sich anheischig, Häuser für 200 Familien zu schaffen und 1793 standen sie da.

S. 256 endiget die Reise, zu welcher Hr. *Kosegarten* einen doppelten Anhang gefügt hat: 1) Georg Buchanans Leben und Charakter, bis S. 266 und 2) *Campbells* Abhandlung über die Musik der Hochländer. Diese betrifft denn hauptsächlich Ossian und seine Gedichte, und kommt auf folgende Punkte heraus: 1) Als der Vf. Macpherson's Ossian las, erinnerte er sich der nämlichen Gedichte, die er unter den Hochländern in seiner frühern Jugend gehört hatte. 2) Gedichte, die dem Ossian zugeschrieben wurden, waren in den Hochlanden durch mündliche Ueberlieferung bekannt, lange vorher, ehe Macpherson seinen Ossian herausgab. 3) Macpherson hat diese letztern weder ganz, noch in der Hauptsache erfunden, sondern sie mit Hülfe anderer gesammelt, geordnet und nachher übersetzt. 4) Heutzutage sind nur noch sehr wenig Handschriften von den alten Celtischen Gesängen in den Hochlanden vorhanden. 5) John Daire war 1743 oder 44 in den Hochlanden auf der Jagd, und hörte Gesänge, *die er nicht verstand*, die aber sein Begleiter ihm übersetzte. Als nachher Macphersons Ossian erschien, erkannte er die Aehnlichkeit dieser Dichtungsart mit dem, was er ehmals in den Hochlanden gehört hatte. 6) Colin Campbell sagt, dass er sich der Zeit gar wohl erinnere, in der Macpherson Materialien zu der entworfenen Ausgabe von Ossians Gedichten sammelte. 7) Macpherson lebte eine Zeitlang in der Familie des Hn. Macpherson zu Strathmasie, der nicht nur der Alterthümer seines Landes und der Celtischen Sprache vollkommen kundig, sondern auch ein geübter Dichter war. Dieser leistete unserm Uebersetzer die allerwichtigsten Dienste. — „Fragt man, welche Theile er ganz, welche verstümmelt gefunden, auf was Weise und nach welchen Regeln er sie ausgewählt, revidirt und geordnet habe: so dürfte darüber heutiges Tages keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen seyn. Der Uebersetzer ist todt, und der andere Macpherson ebenfalls." — Rec. fragt: In wessen Händen sind die Originale, welche Macpherson bearbeitete? Und warum giebt man sie nicht heraus? Wenn diese Originale existiren: so kann es sogar schwer nicht seyn, die Fragen zu beantworten, von denen Hr. *Campbell* meynt,

meynt, dass keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen sey.

Rec. kann die Uebersetzung mit dem Originale nicht vergleichen; aber er findet sie im Ganzen etwas schwerfällig und hin und wieder steif. Auch ist es zu bedauern, dass Hr. K. hier die Reinheit der Sprache so sehr vernächlässiget und sich so viel Provinzialwörter erlaubt! So sagt er (S. 6) Schrütten, statt Schleusen; — S. 11 nach unserer Rückkunft zu (nach) Kilpatrick besuchten wir etc. — *Einsprengelgelder* (S. 24) für Geld, womit ein Fremder an einem Orte sich einkauft. — S. 85 und an mehreren Orten „*aus* Gelegenheit" statt bey Gelegenheit. — S. 325. Welcher Reisende *schwielicht* genug ist, (was heisst das?) das alles anzuschauen etc. — S. 335 um die kleine Aernte *übersait* zu bringen etc. (vermuthlich für einbringen;) — S. 338. in einem *einigen* Sturze etc. Ueberhaupt kommt das Wort einig für einzig zu wiederholtenmalen vor. — Eben so Osterende und Westerende, für östliches Ende etc. — Ich schmeckte davon etc. statt ich kostete. — S. 234 *Pariser Pflaster*. Vermuthlich steht im Original *plaister of Paris*; das heisst aber auf deutsch *Gyps*. — S. 301 *Master of Stair*. Was mag das seyn? Ist es vielleicht Earl (Graf) v. Stair? — Band II. S. 2. Ein Rector und *Tutoren* etc. muss heissen Unterlehrer. — S. 9 *Gefässe* (vermuthlich *vessels*) für Fahrzeuge oder kleinere Schiffe möchten wohl ausser Preussen wenige verstehen. — S. 57 was ist *grüner* und *geblümter Scharlach?* — S. 162. *Wenn ehe* (in welcher Zeit) das Castell gebaut worden etc. — S. 187. Statt 130,000 Baumwollenwebersstüble etc. l. 13,000. — S. 230. So haben sie dann *umschichtig* (abwechselnd) Fleisch und Käse etc. — *Prope Liburni portum*, in der Aufschrift auf Smollets Denkmal, heisst: „nahe bey der Stadt Livorno" und nicht „*am Ausflusse des Liburnus*." S. 228. *Water twist* ist Garn, das auf Mühlen gesponnen wird, die von Wasser oder Dampf getrieben werden. *Jennies* sind Handspinnenmaschinen; und *mule Garn* das Garn, das auf diesen Handmaschinen gesponnen wird. — Was sind (S. 230) eiserne *Grapen?* Man sollte doch dem Leser nicht zumuthen, immer ein Idiotikon zur Seite zu haben, um die Wörter, die der hochdeutschen Mundart fremd sind, aufzusuchen.

Ulm, in d. Stettin. Buchh.: *Geographisches, statistisch - topographisches Lexicon von Franken* etc. *Fünfter Band*. Mit einer Karte. 1802. 780 S. gr. 8. (2 Rthl.)

Was wir bey der Anzeige der vorhergehenden Bände von der Brauchbarkeit dieses Werks gesagt haben, gilt auch bey dem gegenwärtigen Bande, welcher die Buchstaben S bis U enthält. Nur müssen wir bedauern, dass es dem Vf. nicht gefällig gewesen, unserer schon vormals gerügten Ungleichförmigkeit der Artikel einige Aufmerksamkeit zu würdigen und sich, besonders bey unbedeutenden Ortschaften, der nöthigen Kürze zu befleissigen. Viele sind zu kurz und beynahe nur mit den blossen Namen abgefertiget; andere Artikel hingegen sind mit Nachrichten überladen, die man in einem Werke von der Art gar nicht erwartet. Diess ist aber der gewöhnliche Fehler der Compilatoren, die ohne Auswahl und planmässige Abkürzung, viel abschreiben, wo sie viel finden, auch dabey sich die Mühe nicht nehmen, Erkundigung einzuziehen, ob nicht vielleicht ihre Quellen, nach einem Ablauf von mehrern Jahren, einer Ergänzung oder Berichtigung bedürfen. So sind z. B. die Hennebergischen Artikel von Wort zu Wort aus *Schultes* Beschreibung der Grafschaft Henneberg genommen, ohne an eine Abkürzung oder Weglassung solcher Nachrichten zu denken, die gewiss Niemand in einem allgemeinen Lexicon von Franken suchen wird. Wenn in der jetzt erwähnten Topographie unter andern die Einrichtung des Gymnasiums zu *Schleusingen* vortheilhaft beschrieben, zugleich aber auch einige Mängel desselben angezeigt und die Schwierigkeiten erwähnt werden, die des dasigen Rectors, Hn. Prof. Walchs, Verbesserungs-Vorschläge gefunden haben; so hätte der Vf. des Lexicons doch wohl ahnden können, dass man durch diese Publicität auf die Abstellung jener Mängel und auf die Ausführung der desfalls gemachten Vorschläge etwas aufmerksamer geworden sey. In der That hat sich seit neun Jahren gar vieles zum Vortheil des Gymnasiums geändert; und hätte der Vf. hierüber nähere Erkundigung einziehen wollen: so würde er erfahren haben, dass nicht nur alle damals gerügten Mängel, ausser der Einführung eines bessern Katechismus, seitdem glücklich gehoben, sondern dass auch die Besoldung der Lehrer erhöht und die Gymnasien-Gebäude erweitert und verschönert worden sind. — Diese Erinnerung gilt auch von *Suhl*, wo sich, seit der Erscheinung der Henneberg. Topographie, das angegebene Personale der Gewehr- und Barchent-Fabriken sehr geändert hat. Die unter der Rubrik *Spatt*, eingerückten weitläuftigen Biographien von den dort gebornen Gelehrten, die höchstens nur genannt werden konnten, gehörten wohl in kein topographisches Lexicon. Desto dankenswerther ist die ausführliche Beschreibung der Reichsstadt *Schweinfurth*, welche als Nachtrag zu S. 261 am Schlusse dieses Bandes anzutreffen ist. Der Vf. hatte zwar schon im Fränkischen Merkur das Publikum mit der Geschichte und Verfassung seiner Vaterstadt, in einzelnen Aufsätzen bekannt gemacht, es war aber gewiss nicht überflüssig, jene Nachrichten hier in Zusammenhang vorzutragen. Der Flächeninhalt des Schweinfurther Gebiets wird auf 1 Quadrat-Meile angegeben, worin sich 4 Dörfer und 2 Höfe befinden. Das Land ist von vorzüglicher Güte und bringt alle Lebensbedürfnisse in Menge hervor. Diesseits des Mayns liegen 1165¼ Morgen Weinberge, auf welchen im J. 1788 nach einer beygefügten Berechnung 25774 Eimer Wein erbaut wurden. Die Stadt enthält 879 Wohnungen, 3 Kirchen und noch mehrere öffentliche Gebäude, deren Beschreibung in zweckmässiger Kürze abgefasset ist. Auf der aus 14 Gängen bestehenden Mahlmühle werden jährlich über 9000 Malter Getraide gemahlen und mehr als 1600 Malter geschroten. Die Zahl der Einwohner wird auf

auf 6361 angegeben. Hierauf handelt der Vf. von der politischen Verfassung der Stadt und berichtiget dabey die irrigen Angaben, welche in den neuesten Erdbeschreibungen darüber anzutreffen sind. Sehr zahlreich ist das Verzeichniss der Aemter, welche von den Rathsherrn verwaltet werden. Die Einkünfte der Stadt sind zwar nach ihren verschiedenen Rubriken, 17 an der Zahl, angegeben; aber den neuesten Ertrag derselben scheinet dem Vf. ein Geheimniss geblieben zu seyn, daher er sich immer damit begnügen musste, bey jedem Artikel den Betrag der Revenüen aus der 2ten Hälfte des 17ten Jahrhunders bemerklich zu machen. Von der kirchlichen Verfassung, von dem Gymnasium und den deutschen Schulen, von dem Nahrungsstand der Einwohner, von den Künstlern und Handwerkern, von den Abgaben der Bürgerschaft, von den Armenanstalten u. dgl. m. werden gute Nachrichten mitgetheilet. Von der Bleyweissfabrik, die eine der wichtigsten in Deutschland seyn soll, und hier nur, ihrem Daseyn nach, erwähnet wird, hätten wir etwas ausführliche Nachrichten gewünscht. Den Beschluss macht ein Verzeichniss der Verordnungen, welche vom J. 1543 bis 1795 in der Reichsstadt Schweinfurth in Druck erschienen sind. Endlich ist auch dieser gut gerathenenen Topographie eine Karte über das Schweinfurther Gebiet und über die Reichsdorfer Gochsheim und Sennfeld, mit Bezeichnung der angrenzenden Ortschaften, beygefüget, welche dem Geographen um so willkommener seyn wird, weil dadurch die fehlerhaften Karten des Fränkischen Kreises von 1782 und 1797 hin und wieder berichtiget und verbessert werden können.

GESCHICHTE.

GOTHA, b. Ettinger: *Kleine Weltgeschichte zum Unterricht und zur Unterhaltung*, von *J. G. A. Galletti. — Zehnter Theil.* 1802. 427 S. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Auch dieser Theil, welcher die Geschichte von Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien, in der Periode vom Anfange der Kirchenreformation und Kaiser Karl V. bis auf König Heinrichs IV. in Frankreich Tod mit Genauigkeit, zweckmässiger Ausführlichkeit und in gutem Erzählungstone liefert, gewährt Unterricht und Unterhaltung. *In* der Geschichte von dem Fortgange der Reformation wird man ihn belehrend, obgleich S. 76 zu sehr für *die* Handlungen des Kurfürsten Moriz eingenommen finden. Bey der mit Einsicht vorgetragenen Geschichte Englands gefällt vielleicht der Königin Maria Regierung am vorzüglichsten. Ein Theil der Niederländischen Geschichte ist nach Schiller erzählt; *bey* den Darstellungen der innerlichen Kriege Frankreichs ermüdet die zu sorgfältige Aufzählung *jedes* einzelnen für das Ganze wenig entscheidenden Gefechts. Hier noch einige andere Bemerkungen. S. 113 steht Philipp V. statt II. bloss durch Schreibfehler. S. 186 hätte Hr. G. nicht nacherzählen sollen, dass in Antwerpen, zur Zeit der Blüthe seines Handels, *täglich* 500 und oft 800 und 900 Schiffe aus- und einliefen. Die schreckliche Summe *wird ihm* erst auffallen, wenn er die Zahl der Schiffe mit 365 multiplicirt als jährliche Ein- und Ausfahrt *erhebt.* Mehrere der ersten Handelsstädte unserer Tage *zusammengenommen* reichen nicht an diese Menge hin. Auffallender wird noch die Angabe durch die Beyfügung, dass gewöhnlich 200 — 250 Schiffe in dem Hafen lagen. 200 waren also da und 300 *segelten* ab und zu. — Perioden wie folgende: S. 195. „Oranien und Egmond bildeten, nebst dem *Kardinal* Granvelle, ingleichen Karl Grafen von Barlaimont, einem der vornehmsten niederländischen *Herren*, und Viglius von Zuichem von Aytta, einem Friesländer, einem gelehrten, beredten, einer kraftvollen Schreibart mächtigen, feinen Politiker, den seine patriotischen Gesinnungen zu einem Lieblinge der Nation machten, den Staatsrath, der die General*statt*halterin Margaretha in der Regierung der Niederlande unterstützte“ — finden sich zum Glücke *wenige* in diesem wirklich gründlich und gut geschriebenen Buche.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Frankfurt am Mayn*, b. Körner: *Pontigiuliano*; oder, über Dicht- und Schauspielkunst älterer und unsrer Zeit. — (1802.) 52 S. 8. (6 gr.) Einzelne Bemerkungen und Maximen, ohne strengen Zusammenhang, aber doch fast alle dahin abzielend, den grossen Vorzug der griechischen und englischen Schauspielkunst und dramatischen Dichtkunst, summt den Gründen dieses Vorzugs, darzulegen, und dagegen das Mangelhafte dieser Künste unter uns Deutschen, vornämlich das Unvollkommene ihrer Wirkung, und das Unbestimmte unsers dramatischen Geschmacks zu rügen. Viel Wahrheit ist in der Zusammenstellung des griechischen Publicums mit dem unsrigen, der griechischen Verstandes- und Empfindungs-Kultur mit der heutigen. Der Grieche wurde unmittelbar durch Natur, wir werden durch Bücher gebildet. Unser Ideenbezirk ist ohne Vergleich weiter ausgedehnt; manche Verhältnisse empfinden wir vielleicht noch feiner als der Grieche; aber es fehlt uns an Nationalverfeinerung, und die Zahl ächter Kenner ist allzu klein. Daher denn die flachen, schwankenden, nichtssagenden Urtheile über Schauspiele und ihre Vorstellung. — Ueber diese und verwandte Gegenstände sagt diese kleine Schrift manches Wahre und Treffende, wenn gleich hie und da Halbwahres und Triviales mit unter läuft, und die Schreibart zuweilen ins Kostbare und Gesuchte fällt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. April 1803.

STATISTIK.

Berlin, b. Lange: *Beyträge zur näheren Kenntniss der Schwedisch-Pommerschen Staatsverfassung*, als Supplementband zur *Gadebuschischen* Staatskunde von Schwedisch-Pommern, von *H. C. F. von Pachelbel*, königl. Schwed. Reg. Rathe. 1802. 260 S. 8. (1 Rthlr.)

Dass statistische Werke öftere Nachträge, Berichtigungen und Ergänzungen erfodern, liegt so sehr in der Natur der Sache, dass nach dem Verlauf von vierzehn bis sechszehn Jahren, vor welchen das Hauptwerk zuerst erschien, ein so mässiger Supplementband, als der gegenwärtige, nichts weniger als unerwartet seyn kann. Vielmehr muss die Erscheinung desselben nicht bloss allen denen sehr willkommen seyn, die an der genaueren Kenntniss der vaterländischen Verfassung, so wie aller darin vorgehenden Veränderungen ein besonderes Interesse finden; sondern auch selbst Fremden, welche die Verfassung einzelner deutscher Reichsländer zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen sich vorzüglich gewählt haben, muss es angenehm seyn, hiedurch ihre Kenntnisse von einem Lande erweitert zu sehen, welches, seines kleinen Umfanges ungeachtet, doch manche Eigenheiten hat, und besonders durch die nähere Verbindung mit einem fremden Reiche, und die daraus entstehenden mancherley Verhältnisse merkwürdiger wird; eben dadurch aber, vornehmlich durch einige zur Publicität gekommene Vorfalle neuerer Zeit grösseren Anspruch auf die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums erhalten hat. Rec. erinnert hiebey nur an den in bekannten Zeitschriften abgedruckten landsherrlichen Aufruf an die Bürgerschaften in den Städten zur Anbringung ihrer Beschwerden über die Ortsobrigkeiten, so wie ihrer Wünsche in Betreff der Abänderung älterer Privilegien, Statuten und Gewohnheiten, der nicht nur an sich schon merkwürdig genug war, sondern es auch durch die demselben seitdem in öffentlichen Zeitungsblättern, mittelst der Nachricht von dem weiteren Erfolge, gegebene allgemeine Publicität noch mehr geworden ist; ferner an die neueren, seit anderthalb Jahrhunderten unbekannten, Processe des Landesherrn mit den Ständen bey den höchsten Reichsgerichten; ingleichen an manche, zum Zweck einer besseren Justizpflege, theils nur projectirte Vorkehrungen, theils wirklich getroffene Einrichtungen; so wie endlich an die öffentlich angekündigte Verlegung des höchsten Gerichtshofes von seinem seit anderthalb Jahrhunderten inne gehabten Sitz in die Hauptstadt des Landes. Alle diese Vorfälle, die zum Theil tief in die innere Verfassung des Landes eingehen, sind freylich nicht sowohl bloss in statistischer, als vielmehr in staatsrechtlicher Hinsicht wichtig, und daher auch nur aus einer genaueren Kenntniss des wahren Verhältnisses landesherrlicher und landschaftlicher Rechte, so wie mehrerer particulärer factischer Umstände erklärbar, die denn eigentlich so wenig einen Hauptgegenstand dieser Schrift, als des Hauptwerks, ausmachen, sondern nur einen kleinen Abschnitt desselben einnehmen, der schon seinem geringen Umfange nach keine vollständige Aufklärung über jene Punkte erwarten lasst. Gleichwohl fehlt es auch hier nicht an einzelnen Notizen, z. B. S. 114. 217. 245. 256. die, wenn auch keine vollständige Aufschlüsse, doch Fingerzeige enthalten, welche selbst den nicht einheimischen Lesern über die Lage der öffentlichen Verhältnisse einiges Licht zu geben im Stande sind. Möchte man daher auch gerne an manchen Stellen etwas mehr, als bloss die trockene Relation statistischer und publicistischer Daten wünschen, dagegen an andern das Detail zu geringfügiger, und auf keine wichtige Resultate führender Angaben entbehren: so ist man doch dem Vf. auch schon für das, was er seiner Absicht und Lage nach geben wollte und konnte, Dank schuldig. Wenigstens wird doch seine Arbeit als brauchbare Materialiensammlung für den künftigen pragmatischen Bearbeiter immer ihren Werth behalten, besonders aber ihre Beziehung auf das Hauptwerk als blosse Ergänzungsarbeit nie aus den Augen zu verlieren seyn.

Bey weitem den grössern Theil im Verhältniss zum Ganzen nimmt die Behandlung der städtischen Verfassung (bis 90 S.) ein. Allein diese macht auch nach den Localumständen einen der vorzüglichsten Gegenstände aus, und bey dem einmal bestehenden Zuschnitt des Hauptwerks war hier wohl eine Abkürzung weniger thunlich, als die verhältnissmässige Erweiterung mancher von den übrigen Hauptabschnitten, die gewiss wünschenswerth gewesen wäre. Dagegen hätte durch Vermeidung überflüssiger Wiederholungen an mehreren Stellen füglich Raum für andere Zusätze und Bemerkungen gewonnen werden können. Diess ist z. B. der Fall S. 10. u. 252. ad §. 41. — S. 36. Nr. VII. u. S. 143. ad §. 43. — S. 98. u. 137. Nr. XI. — S. 248. Nr. 9. S. 249. Nr. 30. u. S. 235. Die Zusätze zur Literatur konnten bey der geringen Ergiebigkeit der Quelle nicht reichhaltig ausfallen, und erst seit der Erscheinung dieser Arbeit sind die beyfallswürdigen *Pommerschen Denkwürdigkeiten* an's Licht getreten, die nicht nur der pommerschen Literatur überhaupt einen eigenen Abschnitt gewidmet, sondern auch besonders die Sammlung von Materialien für die pom-

pommersche Statistik zum Grunde haben. Die angezeigte Fortsetzung der *Dähnertschen* Sammlung von Landesconstitutionen hätte, um recht nutzbar zu werden, und dadurch ihrem Zweck völlig zu entsprechen, in bessere Hände gerathen, und vor dem Druck billig einer genaueren Censur unterzogen werden müssen. Jetzt ist der *dritte* und noch mehr der *vierte* Band der Supplemente ganz ohne alle Kritik, ohne Ordnung und Auswahl, veranstaltet. — Solche literarische Belege, wie S. 7. lit. i. könnten wohl füglich entbehrt werden. — Mehreren zum Behuf der Aufräumung der kleinen Landesströme, und des dadurch zu befördernden inneren und nachbarlichen Verkehrs getroffenen Verkehrungen S. 2—5. wäre ihrer Wohlthätigkeit wegen die völlige Ausführung zu wünschen; sie würde dem Lande mehr Gewinn bringen als die drey Gesundbrunnen, die aus Mangel an Unterstützung unmöglich recht gedeihen können. Das nämliche scheint der Fall mit den Fabriken zu seyn, die sich nach S. 16. 17. u. 140. ff. nur in einem sehr kränkelndem Zustande befinden, und wovon kaum *eine* bedeutenden Fortgang hat. Ueberhaupt scheint das Land nicht sowohl von diesen als dem Getreidebau seinen vorzüglichsten Flor erwarten zu müssen; und die Ausfuhr desselben ist auch in dem letzten Decennium des verflossenen Jahrhunderts bedeutend genug, wenn gleich die Ausfuhr des Malzes nach der Tabelle zu S. 17. merklich abgenommen hat. Der Verfall der Bierbrauereyen ist ein Schicksal, das in neueren Zeiten fast alle Städte Deutschlands mehr oder weniger aus bekannten Ursachen gemeinschaftlich getroffen hat. Dagegen ist der Schiffbau so wie der Seehandel immer noch im Zunehmen S. 21. 38. 51. u. 58. Die Reihe musterhafter wohlthätiger Anstalten, wodurch die Stadt Stralsund sich sehr vortheilhaft auszeichnet, wird hier wohl nicht ganz passend mit zwey vermehrt, von welchen der Vf. (S. 29.) nur sehr bescheiden sagt, dass ihre Wirkung sich auf das ganze Land erstrecke. Jedoch schon der Name allein bezeichnet die Art dieser Wirksamkeit hinlänglich, *Lotto* und *Lombard*. Ersteres muss unter allen Umständen, letzteres, wenn es nicht in menschenfreundlichen Händen ist, und unter unmittelbarer Leitung und Aufsicht des Staats selbst steht, der dem unerlaubten Wucher wehrt, bey weitem dem grösseren Theil der Unterthanen verderblich werden. — Die detaillirte Bestimmung des Jurisdictionsumfangs der verschiedenen städtischen Gerichte S. 41. 42. gehört wohl eigentlich nicht in die Statistik, die nur im Allgemeinen die äussere Einrichtung, Personale u. s. w. anzugeben hat, und ist auch schon aus *Mehlen's* Process bekannt genug. S. 45. §. 93. hätte wohl eigentlich die S. 165. angeführte Armen- und Freyschule als milde Stiftung für die Stadt Greifswald eine Stelle verdient. Von der jährlichen Revision der städtischen Rechnungen von Seiten der Landes-Regierung scheinen lediglich die beiden vorsitzenden Städte des Landes ausgenommen zu seyn, wovon der Grund wohl in den vorzüglicheren Rechten derselben zu suchen ist, welches jedoch billig hätte ausdrücklich bemerkt werden sollen. — Weniger reichlich ist das *zweyte* Hauptst. S. 90—114. mit Zusätzen ausgestattet, ungeachtet es dazu hin und wieder wohl nicht an schicklichen Veranlassungen gefehlt hätte. Diess scheint z. B. mit §. 14. Nr. V. lit. e. der Fall zu seyn, wo man über die fortdauernde Anwendbarkeit der angezogenen Stelle der Bauerordnung nähere Aufklärung, ingleichen §. 12. Nr. II., wo man über die Befugniss der Städte, Statuten zu machen, ein ausführlicheres Detail hätte wünschen mögen. Andere Zusätze hätten nicht zerstückelt, sondern in Verbindung vorgetragen werden sollen. So hätte z. E. die Note p. S. 94. mit dem Ende der S. 93. nothwendig in Zusammenhang gebracht werden sollen, weil sich daraus erst ein befriedigender Grund der bey dem Tribunal nicht erfolgten definitiven Entscheidung abnehmen lässt. Mit den sonst guten Medicinal-Anstalten S. 98. ff. scheint die Concessionirung fremder Medicamenten-Händler nicht ganz vereinbar zu seyn, und die gänzliche Straflosigkeit geschwächter Personen S. 104. Nr. VI. dürfte eben nicht auf Beförderung der Moralität abzwecken. Am magersten ist das *dritte* Hauptst. S. 114—124. ausgefallen, ungeachtet es dem Vf. gewiss sehr leicht gewesen wäre, aus seinem einmal im Manuscript vorhandenen *Abrégé de la Constitution et du droit public de la Pomeranie suedoise* vom J. 1795. (S. 1.) das Publicum mit wichtigen Beyträgen zu beschenken. Unstreitig könnte dieser Abschnitt durch die Wichtigkeit und das Interesse seines Gegenstandes einer der belehrendsten werden, und es wäre gewiss besser, mit der bereits bestehenden Verfassung bekannt und davon gehörig unterrichtet zu werden, als von blossen Planen zu hören (S. 115.), mit deren Ausführbarkeit und glücklicher Realisirung es immer sehr misslich aussieht. Rec. kann es unmöglich bergen, dass ihm dergleichen Ergänzungen, als die Unterschriften landtäglicher Verhandlungen, die Publication der Patente, die Anordnung von Kriegsgebeten, Rangertheilungen u. a. m. höchst unbedeutende Kleinigkeiten scheinen, die man wohl bey der Fülle wichtigerer Notizen ruhig ihren Platz einnehmen, und dahin gestellt seyn lässt, die aber für den Mangel der letzteren keinen hinreichenden Ersatz gewähren. An Gelegenheit aber, diese beyzubringen, hätte es sicher nicht fehlen können, indem sich solche durchweg darbietet, wenn man auch diesen Abschnitt nur mit flüchtigem Auge durchläuft, z. B. §. 35. 53. 64. Auch hätte beym §. 73. wegen Bestätigung der Lehnscontracte noch die sonst schon aus Hagemeisters Lehnrecht S. 17. bekannte lehnsherrliche Aeusserung vom 19. Dec. 1799 namhaft gemacht werden können, falls nicht auch diese schon wieder durch neuere eine Abänderung erlitten haben sollte. — Auffallend ist die Progression, in welcher der Geschäftskreis der Regierung nach S. 124. seit zehn Jahren fortwährend zugenommen hat; diess sollte fast auf die Gedanken bringen, dass es entweder an einer gehörigen gesetzlichen Gränzbestimmung zwischen den für die verschiedenen Landes-Collegien gehörigen Verwaltungszweigen fehle, oder auch dass solche nicht sorgfältig genug beobachtet werden. — Bedeutendere Zusätze hat das *vierte* Haupt-

stück

ſtück von der Stadt- und Landwirthſchaft S. 124—160. erhalten, wo beſonders alles, was auf Fabriken und Manufacturen Bezug hat, ſorgfältig nachgetragen iſt. Schade nur, daſs faſt allein die Spielkarten-Fabrik durch die bedeutende Erhöhung der jährlichen Abgabe auf 700 Thaler ſich als blühend zeigt. Denn wo es zur Erhaltung einer Fabrik noch des gänzlichen Verbots der Einfuhr fremder Waaren bedarf, und ſelbſt ein bedeutender Impoſt auf letztere den Debit der Landesfabrikate nicht ſo heben und vermehren kann, als es zur Erhaltung der Anſtalt erfoderlich iſt, da ſieht es um die Fortdauer der letzteren nur noch miſslich aus. — Gegen die Unordnungen der Handwerksburſche ſind zweckmäſsige Polizeyverfügungen getroffen S. 145. ff. Möchte es nur möglich ſeyn, auch gegen die grauſame Peſt des Branntweintrinkens, die nach S. 150. ſchrecklich im Lande zu wüthen ſcheint, wirkſame Vorkehrungen zu treffen! — Auch das *fünfte* Hauptſtück S. 160 — 182. zeichnet ſich durch eine Menge nützlicher Verbeſſerungen im Schul- und Studienweſen aus, durch Anlegung eines Landſchulmeiſter-Seminariums, durch Lehr- und Arbeits- Armen- und Freyſchulen, verbeſſerte Einrichtung der ſtädtiſchen Schulen, durch neue Schulordnungen, ſo wie überhaupt durch die entworfenen Verbeſſerungen des ganzen Schulweſens auf dem platten Lande. Gleiche Verbeſſerungen hat auch S. 167. ff. die Univerſität erfahren, durch Vermehrung des Bibliotheken-Fonds, Erweiterung des botaniſchen Gartens, Vermehrung der Mineralienſammlung, Einrichtung einer Reitbahn, eines cliniſchen Inſtituts, Anſchaffung eines chirurgiſchen und chemiſchen Apparats und andere ſehr wohlthätige Einrichtungen. Der Zuſatz S. 184. hätte wohl ſchicklicher ſeinen Platz S. 203. ad §. 4. gefunden; andere S. 192. ff. u. 196. vorkommende Ergänzungen wegen Prüfung der Kandidaten, des Beichtpfennigs u. a. m. ſcheinen nicht ſowohl hieher als in andere Diſciplinen, die Paſtoral, Jurisprudenz und das Kirchenrecht zu gehören, ſo wie auch das S. 134. beygebrachte über das Halten der Bienen wohl mehr Gegenſtand des Privatrechts ſeyn dürfte. Die Schluſsbemerkung des §. 26. S. 199. iſt ſchon einmal S. 106. angebracht. Im *ſiebenten* Hauptſtück S. 202—222. von der gerichtlichen Verfaſſung ſind die meiſten Zuſätze aus *Mehlen* genommen. Rec. bemerkt hier nur einen Druckfehler. Nach S. 206. ſo wie nach Gadebuſch wird die Tribunalsſteuer nach dem Beyſpiel des Kammergerichts jährlich in zwey Zielern erhoben; S. 245. aber iſt der Betrag eines jeden Termins auf Vierteljahre geſetzt, und alſo unrichtig angegeben. Im *achten* Hauptſtück von der Militär-Verfaſſung hat ſich der Vf. S. 229. §. 5. gleichfalls wohl nicht richtig ausgedrückt, wenn er Klagen aus einem Contract den perſönlichen entgegenſetzt, und darnach einen Unterſchied in dem Gerichtsſtande der beurlaubten Soldaten macht. Das *neunte* Hauptſtück von der Staatsökonomie könnte noch zu manchen Betrachtungen Stoff geben, die hier aber zu weit führen dürften. S. 246. lit. a. hätte wohl der Umſtand mehrerer Erläuterung bedurft, warum eigentlich die königl. Aemter und das akademiſche Amt Eldena mit ihren Beyträgen im Rückſtande geblieben ſind. S. 255. §. 5. a. hätte noch mit Nutzen von *Bülow* und *Hagemann* in den praktiſchen Erörterungen Th. 3. Nr. 79. S. 419. ff. angeführt werden können, ſo wie S. 256. a. E. ab Engelbrecht Obſ. 55. Hier vermiſst man auch ad §. 7. die über die Einlöſung des Warnemünder Zolls gewechſelten officiellen Schriften, die, wo Rec. nicht irrt, auch beym *Reuſs* anzutreffen ſind. — In Anſehung der Schreibart erinnert Rec. noch, daſs, wenn auch die Sprache der Geſetze und Verordnungen beybehalten wird, es doch für den Schriftſteller, der bloſs referirt, ungewöhnlich iſt, ſolches auch auf die gegen Obere übliche Höflichkeitsſprache zu erſtrecken, und in dem erzählenden Vortrage von unterthänigſten Vorſtellungen und gnädigen Erwägungen zu reden.

GESCHICHTE.

HALLE, b. Gebauer: *Ueber die Kriegs- und Staatsliſt der Alten, mit Hinſicht auf unſer Zeitalter,* für Officiere und andere gebildete Leſer; von *Chriſt. Wilh. Hoffmann. Erſter* Theil. 1802. 326 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. bezweckt nichts geringeres, als die Leſer, denen er ſein Buch beſtimmt, dahin zu bringen: „die Wiſ„ſenſchaften zu lieben, die Gelehrten zu ſchätzen und ih„ren Umgang und ihre Schriften lieber zu ſuchen, als „Karten- Jagd- Pferde- und Mädchenſpiel." Daſs er dieſe Abſicht erreichen werde, bezweifelt Rec. nicht ohne Grund; denn weder der Inhalt, noch die Sprache, dieſes Werkes eignet ſich dazu. Mag auch immer der Gegenſtand deſſelben im Ganzen intereſſant genug ſeyn; ſo können doch die ſo weit von den unſrigen entfernten Zeiten, die unſerm Auge ſo ſehr entrückten Gegenſtände für den Leſer, der Unterhaltung ſucht, unmöglich anziehend genug ſeyn, um ihn an die Lectüre dieſes in einer höchſt incorrecten Sprache geſchriebenen Buches zu feſſeln. Beweiſe von der letztern finden ſich auf allen Seiten und Rec. begnügt ſich, nur einige anzuführen, wie ſie ſich ihm von ſich ſelbſt darbieten. S. 1. „ein Gegengift für (?) die Seuche der römiſchen Oberherrſchaft." S. 5. „der ſtrahlende Held." S. 43. „Er zog vor ihm, als vor einem leeren Popanz vorbey." S. 118. „Die edlen Pflanzen und Gewächſe haben ſo gut ein Recht auf den Thau und Regen des Himmels, als die wilden Stauden der Natur. Dieſe Anmerkung gehört nicht für die leichtſinnigen, denn ſie haben keinen Scrupel des Gewiſſens!" — Der Vf. giebt ſich bisweilen auch das Anſehen eines Kriegsverſtändigen, und wundert ſich, daſs die bekannten „Feuerpfeile der Alten in den neuern Zeiten „nicht genug nachgeahmt worden?" Man hat ſich ihrer noch einige Zeit nach Einführung der Pulvergeſchütze bedient, um die Gebäude der belagerten Schlöſſer und Städte anzuzünden, keinesweges aber um eine doppelte Wunde zu machen, wie es S. 9. heiſst. S. 24. wird gar eine Verbeſſerung der Laffeten vorgeſchlagen, in deren Achſe eine Scharte zum Herabſinker

ken der *Scale*? (Lauf!!) — so nennt er das Rohr. — kommen soll. Gustav Adolph habe mit *tragbaren* ledernen Kanonen Wunder gethan; warum nun diess Artilleriestück aus der Mode gekommen? Warum es nicht verbessert worden? Es sey ja leicht und tragbar!! — *Ohe, jam satis!*

Man findet hier: I. Kriegslisten aus dem Leben Hannibals. II. Kriegslisten und Rettungsmittel der Römer gegen Hannibal. III. Kriegslisten und Rettungsmittel der römischen und carthaginiensischen Feldherrn ausserhalb Italien in eben diesem zweyten punischen Kriege. Unter diesen aber finden sich auch Romulus und Hersilia, die Horatier, Tarquin der Aeltere, Mucius Scaevola; Coriolan u. s. w. Zuletzt ein Anhang von Anekdoten berühmte Officiere und Staatsmänner betreffend.

BERLIN, b. Mylius: *Ueber Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik*, von *Joh. Heinr. Ludw. Meierotto.* Zweyte, verbesserte, mit Zusätzen aus den Papieren des Verfassers und einem Register vermehrte Ausgabe. *Erster* Theil. 1802. XLII. u. 228 S. *Zweyter* Theil 260 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Werk, welches zuerst 1776 erschien, gehörte unter die fleissigsten und nützlichsten Arbeiten des verewigten Meierotto, und hat das Verdienst, das römische Alterthum von andern Seiten, als gewöhnlich, wenigstens ehemals, geschah, betrachtet zu haben. Es enthält keine tief eindringenden und gelehrten archäologischen Untersuchungen, hebt nicht das aus der Masse heraus, was besondre Gattungen von Lesern, als der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler, zu wissen verlangen, sondern es ist blofs auf dasjenige berechnet, was dem Menschen überhaupt für alle Zeiten wichtig seyn kann. Kritische Absonderung der verschiednen Zeiten und Prüfung der Glaubwürdigkeit der zum Grunde liegenden Quellen machte sich der, Gründlichkeit liebende, Vf. zur besondern Pflicht. Das Ganze zerfällt in folgende Abhandlungen oder Hauptabtheilungen: 1) Beschreibung des letzten Standes in Rom, von dem Tode des Sulla bis zur Regierung des Augustus. 2) Simplicität der Römer überhaupt, vom zweyten punischen Kriege. 3) Neigung der Römer zum Pomp, von den punischen Kriegen bis zum Verlust der Freyheit. 4) Feines in der Lebensart der vornehmern Römer. 5) Geschichte des Luxus. Der Vf. weicht zuletzt von seinem Plane ab, indem er noch Betrachtungen über den Luxus der Privatpersonen unter den Kaisern des ersten Jahrhunderts, eingekleidet in einen Dialog zwischen dem ältern Plinius und einem jungen Regulus, anhängt.

Ein Werk, das für eine geistreiche Schätzung der alten Römer überhaupt und insonderheit für den Gebrauch junger Freunde des römischen Alterthums so nützlich und lehrreich ist, verdient in dieser verbesserten Ausgabe eine recht gute Aufnahme zu finden. Meierotto selbst hatte in seinem durchschossnen Exemplar allerley Bemerkungen, Verbesserungen und Zusätze für eine künftige neue Bearbeitung niedergeschrieben, von welchen der neue Herausgeber, Hr. Prof. *Buttmann* in Berlin, einen treuen und verständigen Gebrauch zur Vervollkommnung des Werks gemacht hat, das ausserdem noch durch eine berichtigende Revision, welche sowohl Er selbst als Hr. Prof *Spalding* anstellte, an manchen Stellen gewonnen hat.

DRESDEN, b. Vf. u. LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte der kur- und herzoglich-sächsischen Lande mit vorzüglicher Rücksicht auf die Cultur. Erster* Theil. Allen Patrioten und zunächst der reifern vaterländischen Jugend gewidmet, von *Karl August Engelhardt*, Mitglied der Oberlausizischen Gesellschaft der Wissenschaften. 1802. XII. u. 267 S. 8. (16 gr.)

Der Plan des Vfs., eine sächsische Geschichte *in vorzüglicher* Hinsicht auf die Cultur auszuarbeiten, verdient um so mehr gebilligt zu werden, da *dieser* Gegenstand in den meisten Lehrbüchern *derselben, die* vorzüglich *der Staatsgeschichte* gewidmet sind, entweder kurz oder gar nicht berührt wird. Auch hat man Ursache mit der Ausführung im Ganzen zufrieden zu seyn, indem die meisten Begebenheiten gut ausgewählt und lebhaft, aber nicht immer edel genug, dargestellt werden. Hin und wieder könnte die Geschichte einzelner Kriege und Befehdungen (als z. B. die mit dem Herzog von Polen Boleslav) für den Hauptzweck des Vfs. etwas kürzer seyn; auch hat er sich bey dem Beweise: dass die Erblichkeit der Markgrafen von Meissen erst seit Konrad dem Grofsen gegründet war, zu lange aufgehalten, da zumal auch andre Geschichtschreiber das nämliche behaupten, wenn sie gleich einige frühere Spuren von der allmäligen Entwicklung dieses Rechts bemerkten. Dagegen wird von der Einführung der christlichen Religion in Meissen zu wenig gesagt, und doch hätte sich der Vf. diese Gelegenheit, einige eigenthümliche Züge von dem Nationalcharakter der Meissnischen Sorben zu schildern, um so weniger sollen entgehen lassen, da er selbst gesteht: dass man die meisten Bemerkungen über ihre Verfassung und Cultur, blofs aus allgemeinen Nachrichten von den Slaven schöpfen müsse. Auffallende Unrichtigkeiten haben wir nur wenig gefunden; hauptsächlich scheint uns der Begriff der S. 131. von den ältesten Markgrafen von Meissen gegeben wird, dass sie nicht mehr Statthalter des Königs, sondern schon Lehnleute desselben gewesen wären, einer Berichtigung zu bedürfen, da die allgemeine Geschichte Deutschlands zeigt, dass alle weltliche Fürsten der damaligen Zeit allerdings noch Statthalter waren, aber einzelne Beneficien oder Lehngüter statt der Besoldung erhielten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 8. April 1803.

GESCHICHTE.

Presburg, Pest u. Leipzig, b. Landerer: *Collectanea genealogico-historica illustrium Hungariae familiarum, quae jam interciderunt.* Ex Mff. potiffimum eruit, et fcutis gentilitiis auxit *Carolus Wagner*, condam Bibliothecae Univ. Regiae Budenfis Cuftos. 1802. Ein Band. Decas I. 164 S. m. 17 Kpft. Dec. II. 138 S. m. 11 Kpft. Dec. III. 143 S. m. 12 Kpft. Dec. IV. 112 S. m. 10 Kpft. 8.

Die erfte Decade diefes vortrefflichen Werkes kam fchon 1778 zu Ofen in Folio heraus; fie erfcheint aber hier vollftändiger und richtiger; die übrigen Decaden find hier zuerft abgedruckt. Die Vorrede des Vfs. ift datirt vom 14. Februar 1789, und die Handfchrift kam noch vor dem bald darauf erfolgten Abfterben deffelben in die Hände des Verlegers, deffen Nachläffigkeit allein Schuld daran ift, dafs das gelehrte Publicum das fehnlich erwartete Werk erft jetzt erhält.

Karl Wagner, eine Zierde des Jefuiten-Ordens, ein gründlicher Hiftoriker, deffen *Analecta Scepufii*, deffen *Diplomatarium Sárofienfe*, deffen *Epiftolae Petri de Varda*, wahre hiftorifche Fundgruben find, ward bey Sammlung und Ausarbeitung diefer Werke auf mehrere alte ausgeftorbene Familien aufmerkfam, und entfchlofs fich, deren Genealogie und Gefchichte zu fammeln. So leiftete er der Gefchichte einen grofsen Dienft, ohne als Genealogift fortlebender Familien der Schmeicheley frohnen zu müffen. So realifirte er die fchöne Idee, welche einft der Bifchof *Bajtaj* (bey Gründung der Ofner Univerfität) in feiner Rede: *De Geftis Heroum noftrorum loco ethnicae Mythologiae juventuti aptius tradendis* äufserte. Bey feiner Arbeit ward *Wagner* vom fel. *Pray* mit Urkunden, Siegeln und Wappen unterftützt; nur hat Rec. den Umftand unangenehm gefunden, dafs Hr. *W.* nicht überall bey den Urkunden anzeigt, ob, und wo fie gedruckt find? oder wenn fie noch ungedruckt find, ob er fie aus dem Original oder aus einer Abfchrift habe? So z. B. wird bey der Urkunde vom J. 1477 für Stephan v. Báthor nicht beygefetzt: dafs diefelbe fchon in *Pray's diff. crit.* p. 148. gedruckt ift.

Die *erfte Decade* enthält folgende Familien: 1) *Bánfi de Alfó Lindoa.* Es giebt mehrere Bánfi's in der ungerifchen Gefchichte, (denn Bánfi heifst: Sohn des Ban's) ohne dafs fie verwandt wären. So giebt es noch jetzt Bánfi's de Loffontz. — Von dem Siegel des *Triftanus Comes praeconum Domini Regis* von J. 1255 mit einem Auerochfenkopf, und der Umfchrift: *Comes Triftanus me mifit*, fagt uns der Vf. im Texte gar nichts. II. *de Báthor* — ungerifch *Báthori.* Diefs ift die berühmte Familie, aus welcher der vortreffliche König von Polen, Stephan Báthori, abftammte. Diefs hat Gelegenheit zu einer Jablonowskifchen Preisfrage über die Genealogie der Báthori's gegeben, welche Hr. *Neugebohrn* beantwortet hat. Die Infchrift, welche Andreas v. Báthor 1492 auf fein Schlofs zu Etfed fetzen liefs, (S. 35.) ift merkwürdig; und man wandelt gern mit unferm Vf. mitten unter Grabfchriften, Infchriften, und ähnlichen Denkmälern der Vorzeit herum. S. 41. und 42. Aus *einer* Familie mit fo grofsen Männern — aus der Báthorifchen ftammten zwey weibliche Ungeheuer her, die eine, Clara geborne v. Bátor, welche ihren Mann Anton Loffontzi mit Hülfe ihres Buhlen ermordete, die andere Elifabetha verehelichte Gräfin Nádasdi, welche in dem Wahn, fich durch das Baden im Menfchenblut, mehr Schönheit zu erwerben, gegen 600 junge meiftens Bauermädchen, umbringen, und ihnen das Blut abzapfen liefs, und am 14. Auguft 1614 im Gefängnifs ftarb. Hr. Dr. *Wagner* hat in den anthropologifchen Beyträgen diefe Gefchichte kurz berührt; auch hat fie ein deutfcher Romanenfchreiber verhunzt: fie verdiente aber ausführlicher und mit Urkunden und Zeugniffen belegt, hiftorifch treu dargeftellt zu werden. III. *Bebek von Pelfötz.* S. 62. ift die Reihe der Palatinen von 1391—1409 ergänzt. Diefe Familie fteht mit der nächft folgenden im Zufammenhang: über beide kann man des Hn. *Bartholomaeides Memorabilia Provinciae Csetnek.* (A. L. Z. 1801. Nr. 142.) vergleichen. IV. *De Csetnek.* Das ungerifche Patriarchenkreuz auf drey Hügeln im Wappen diefer und der vorigen Familie ift das alte Wappen der Zipfer Sachfen fchon feit 1319. V. *De Hedervára.* Diefs war eins der älteften Gefchlechter, abftammend nach Thurotz von den deutfchen Grafen von Homburg. VI. *De Kanifa.* Diefe find vom (ungerifchen?) Gefchlechte Ofth, und hiefsen auch Grafen von Güns, oder in der Sprache des Mittelalters von Giffing. Von diefen hätte aus den Zeiten Belas IV. Stephans V. und Ladisl. des Cumaners mehr gemeldet werden können. Das Schlofs Kanifa und den Namen davon erhielt die Familie erft unter Karl Robert. Diefe Familie leiftete befonders dem K. Sigmund, durch Aufftellung zahlreicher Banderien in feinen Kriegen ausgezeichnete Dienfte. Bey der Conftanzer Kirchenverfammlung war zugegen (und diefs hat der Vf. nicht berührt) Joh. von Kanifa Erzbifchof zu Gran mit 160 Leuten und Pferden, wie auch Johannes, des Erzbifchofs Bruders Sohn; das Wappen beider hat der Vf. abbilden laffen, mit dem Beyfatz er

ex actis Conc. Constantiensis. (S. Ulrichs v. Reichenthal Cosnitzer Concilium Frankf. 1575, wo man einen Schatz von ungerischer Heraldik antrift.) VII. *Oláh.* Eine walachische Familie, deren Abstammung der Erzbischof Nic. Oláh selbst erzählt. VIII. *De Styborich,* ein polnisches Geschlecht. Sie besafsen grofse Güter am Wagflufs, unter andern das Schlofs Bolondos oder Beczko, (vergl. *Cornidessii Vindiciae Anonymi B. R. Not.*) Sie kamen nach Ungern ums J. 1386 und starben schon aus 1434. IX. *De Vjlak,* ein Zweig der Hederoárischen Familie. Diese Familie hob Ludwig I. empor; ihm scheint sie auch ihr Wappen zu verdanken. Fig. 14. Matth. Corvinus beehrte sie sogar mit dem Herzogs- und Königstitel von Bosnien. Als dieses Geschlecht mit Laurenz Herzog v. Vjlak 1524 erlosch, und die Wittwe des Laurenz, Magdalena den Ladislaus More de Charla heyrathete, so gab diefs Anlafs zu grofsen Zwistigkeiten, welche aber der Vf. nicht angedeutet hat. X. *De Zrin,* soll einerley Familie mit den alten Subich, aus dem Likaner Bezirk, seyn, welche noch vor dem J. 1251 zugleich Grafen v. Brebir wurden. Diese Grafen liefsen sich bald theils zu dem Banalamt von Slavonien, Croatien und Dalmatien durch den König ernennen, theils durch die Bürger von Spalatro, Trau, Sibenigo etc. zu ihren Oberhäuptern und Schutzherren erwählen, wodurch sie in jenen Gegenden sehr mächtig wurden. Paul Graf v. Brebir, Comes v. Spalato, Herr v. Clessa und Ostrovitza, eroberte Bosnien fürs ungerische Reich; wofür er daselbst Statthalter wurde. Dessen Sohn Mladin nannte sich *Croatorum Banus, Comes Jadrae, Princeps Dalmatiae et secundus Bosnensis Banus.* Diesen demüthigte Karl Robert, (vergl. allg. Weltgesch. 4to. 49. Th. 2. B. S. 500. ff. 3. B. §. 21. 23. 26.). Im J. 1347 erhielt Georg Graf v. Brebir das Schlofs Zrin zum Geschenk; und stiftete das Geschlecht der Zrini: Nicolaus Zrini der ungerische Leonidas starb 1566 in der Vertheidigung des Schlosses Szigeth. Graf Peter Zrini verlor bekanntlich 1671 d. 30. April zu Neustadt wegen einer ihm Schuld gegebenen Verschwörung sein Leben; dessen Tochter Helena war die Gemahlin zuerst von Franc. Rakótzi, dann des Emerich Tökölyi.

Zweyte Decade. I. *Cseh v. Léva.* Der Ahnherr Peter war aus Böhmen, (der Name *Cseh* bedeutet Ungerisch einen Böhmen) und schwang sich durch seine Ergebenheit gegen Sigmund, als diesen seine Widersacher gefangen hielten. Er ward in der Folge Ban v. Machao und Vojwode von Siebenbürgen. Sein Sohn Ladislaus (Vajdasi zubenamt, d. h. des Vojwoden Sohn,) schlug sich hingegen zu den böhmischen Räubern. II. *Die Grafen v. Corbavien.* Diese hiefsen eigentlich *Gussich;* Cyriac Gussich erhielt von Karl Robert die schöne Graffschaft Corbavia. Seine Söhne rebellirten schon wider Ludwig I. Karl v. Corbavien (zu Sigmunds Zeiten) mag Carlopago erbaut haben, später nannte sich die Familie Torquatus, von dem ihr verliehenen Wappen; an römischen Ursprung ist nicht zu denken. III. *Ernst v. Chaktornya.* Joh. Ernst, Matth. I. Schatzmeister war ein getaufter Jude, den der König deswegen so gern hatte, ja ihn zum Obergespan v. Thurotz ernannte, und ihm die Schlösser Sklabina, Liptse und Csaktornya schenkte, weil er immer Rath in den Finanzen bey den Kriegen Matthiens zu schaffen wufste. Seine Söhne waren, Sigmund Ernst Bischof von Fünfkirchen (von dem man die berühmte Finanzenliste des ungerischen Reichs vom J. 1494 und 1495 hat f. v. *Engel's* Geschichte des ungerischen Reichs B. I. S. 17. fg.) und Johann Ernst, zugenannt Hampo, nach Thurnschwamb ein frommer einfältiger Mann, der aber dennoch 1508 sogar Ban von Croatien, Dalmatien und Slavonien wurde, und die Wittwe des Nic. Bánfi de Alsó Lendoa, eine geborne Herzogin von Sagan, heyrathete. Sein letzter Enkel Caspar starb 1540 ohne Kinder. Die Herrschaft Csakathurn kam hernach zuerst an die Zrinis, dann an die Althan's. IV. *Frangepani.* Wie die Familie Schinella auf Veglia zu diesem römischen Patrizier Namen gelangt sey? S. v. *Engel's* Geschichte des ungerischen Reichs B. II. S. 211. Im J. 1260 erhielt diese Familie das Gebiet v. Zeng, Buccari Modnefs und Vinodol. Im 15ten Jahrhundert erwarb sie sich Ostrovitza, Novigrad, Ledenitza, Zluin Ottochatz, u. f. w. denn mehrere aus der Familie gelangten zum einträglichen Amte eines Bans von Croatien, Dalmatien und Slavonien. Martin Frangepani fiel vom K. Matthias Corv. zur Parthey des Kaisers Friedrich ab, und verlor deswegen seine Güter, die er jedoch bey der Ausföhnung grofstentheils zurück erhielt. Der letzte Frangepani, Franz Christoph, ward zu Neustadt 1671 enthauptet. Viele Grade und Umstände in der Genealogie der Frangepanis sind noch nicht berichtigt. V. *Von S. Georgen und Pöfing.* Diese Comites sollen aus dem alten Geschlechte Huntpazman seyn. Sie besafsen auch Skalitz, welches 1209 noch eine wüste Gegend war; von Andreas II. erhielt ihr Ahnherr Thomas den Bezirk Pöfing (Bozyn), und dessen Sohn das Schlofs St. Georg; die Bevölkerung und Befestigung dieser Städte ist ihr Werk, auch besafsen sie die Schlösser Eberhard und Borostyán. Aus diesem Geschlecht war die Heldin Cäcilia verehlichte Rozgon, welche bey der Sigismundischen Belagerung von Galambotz auf einem Donauschiff mit den Türken Scharmützel lieferte, und Galambotz beschiessen half. Die Familie spielte eine grofse Rolle in der ungerischen Geschichte. Ihr Aussterben (1543) gab drey neuen Königlichen Freystädten ein politisches Leben. VI. *Von Kis Várda,* (ein Ort im Szabolcser Comitat). Aus dieser Familie war der Erzbischof von Colocsa Peter, dessen Briefe *Wagner* 1776 herausgegeben hat. Die Familie war an Erzbischöfen und Bischöfen fruchtbar. VII. *Von Palótz,* (im Unguarer Comitat.) Diese sind mit der Familie Dobó von Rufska verwandt. VIII. *Pethö de Gerse.* Diese sollen einerley Ursprungs mit der (gräflichen) Familie Nádasdi seyn. Sie waren in der Szalader und Eisenburger Gespanschaft stark begütert. Den Namen Pethö haben sie nach dem Vf. von einem Ahnherrn Petrus geliehen. Ein Zweig der Familie sprofste auch in Croatien. Sie erlosch erst im 18ten Jahrhundert. IX. *De Zeech.* Diese sind vom Geschlechte Balogh, und aus dem Gömörer Comitat. Die Fami-

Familie hob sich unter Ludwig I. Nic. de Zeech war Judex Curiae; sein Wappen vom J. 1381, welches hier geliefert wird, gehört nächst jenem von Nic. Konth (1363) und von Gara 1376 zu den ältern Denkmälern der ungerischen Heraldik. Die Familie erwarb nach und nach die Schlösser Murány, Lipche, Felsö Lindva, und führte das Prädicat Széch von Rimaszéch — Balog und Murány besitzen jetzt bekanntlich die Grafen Koháry. X. *De Zechen.* Szétsény ist heut zu Tage ein Flecken des Neograder Comitats. Ihr vorzüglicher Vorfahrer Thomas zeichnete sich unter Karl Robert aus in der Schlacht bey Cäschau wider den Matthäus von Trentschin, in der Eroberung von Vissegrad, in der Heyrathsabschliessung zwischen dem König und der Beatrix von Böhmen, endlich in Bezwingung der Sachsen, und vorzüglich des Comes Henning de Villa Petri, welche laut einer Urkunde des J. 1323 durch Cumanische Truppen zum Gehorsam zurück geführt wurden. Das Geschlecht starb schon im XV. Jahrhundert aus.

Dritte Decade. I. *De Büd.* Eine Ortschaft gleiches Namens liegt am Hernad in der Abaujvarer Gespanschaft. Dieser Familie nahm Ludwig I. wegen eines Vergehens, das man nicht erzählt findet, ihre Güter, doch löste dieselben Nicolaus de Büd um den damals grofsen Preis von 336 Mark Goldes und Silbers zurück. Die Grabschrift auf den Georg de Büd von Nic. Istvánfy S. 7. gehört unter die schönern Producte der neuern lateinischen Dichtkunst. II. *De Buthka,* (eine Ortschaft des Zempl. Comitats). Diese Familie verdankt ihre Erhebung dem Umstand, dass Steph. von Buthka Ban von Slavonien war, und Vermögen sammelte, um Güter zu kaufen. Aus dieser Familie stammen die von Malcza, von Mark, von Csicsar, von Raskas, welche Namen sie von den bey Theilungen überkommenen Güter-Antheilen annahmen; ein Gebrauch, der die Genealogie ungerischer Familien sehr erschwert. III. *Drágfi de Belthek.* Eine aus der Walachey abstammende Familie — (Drák heisst Walachisch Teufel.) Nicolaus war unter Ludwig I. Wojwode von Siebenbürgen, und kam im walachischen Feldzug um. Balk (Wolk, Wolfgang) und Drák oder Drag, Wojwode von Siebenbürgen erwarben ums J. 1387 das Schloss Bélthek und den District Kovár. Des letztern Söhne führten den Namen Drágfi in der Familie ein. IV. *Drugeth de Homonna.* Die Drugeths sollen aus Italien, aus der Gegend von Salerno abstammen; im Gefolge Karl Roberts kamen sie nach Ungern. Sie waren mächtig im Zempliner und Ungvarer Comitat. Der Stamm dieser, zumal in die Angelegenheiten von Nord-Ungern grofsen Einfluss habenden Familie erlosch 1684. Humenau, einen Flecken des Zempliner Comitats, besitzen jetzt die Familien Csáki und Van der Noot. V. *Lissth von Köpcseny.* Joh. Listh, ein geborner Herrmanstädter, Secretar der ungerischen Hofkanzley unter Nic. Oláh, dessen Nessin Lucretia er geheyrathet hatte, ward in der Folge Geistlicher, Bischof, Kanzler und Erbherr in Kopcsény. Er starb 1578 zu Prag, nachdem er in seinem Leben alle sieben Sakramente der katholischen Kirche empfangen hatte. Im J. 1670 verkaufte einer seiner Nachkommen mit Leopolds I. Bewilligung Köptsény an Paul Esterházi. Ein anderer, Ladislaus Listhius ward in Wien ums J. 1661 enthauptet. VI. *Pazmány von Panasz.* Ob und wie diese Familie mit dem Pazman, dem deutschen General Stephans I. zusammenhänge? lässt der Vf. billig unentschieden. Einem Stephan Pazmany schenkte Karl Robert 1319 drey Dörfer, weil er ihm im Turnier drey Zähne ausgeschlagen hatte. Der Hauptheld dieses Geschlechts ist *Peter Pazmany*, Cardinal, Erzbischof von Gran, ein unstreitig sehr gelehrter Prälat, der Gründer der Jesuitischen Akademie zu Tyrnau, eine Hauptstütze des Jesuiten-Ordens. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. seinem System der Kürze hier untreu geworden, und in Pazmany's Biographie ausführlicher gewesen wäre. VII. *De Rozgon*, so heisst ein Ort des Abaujvarer Comitats am Tarczaflufs. Der älteste, den der Vf. kennt, hiess Reyneldus, und zeichnete sich unter Steph. V. aus. Bey Nicopel starben drey Rozgoni's den Tod fürs Vaterland. Die Familie hob sich unter Sigmund und am meisten unter Matth. I. worüber der Vf. zahlreiche Urkunden beybringt. VIII. *De Thelegd*, (von einem Flecken des Biharer Comitats unweit der siebenbürgischen Gränze). Diese Familie soll aus dem Geschlechte Csánad stammen. Schon unter Bela IV. kommt ein Pancratius de Thelegd de genere Csanad vor. Man denkt bey dieser Familie an den Nic. Thelegdi Bischof von Fünfkirchen, (1580) der um die Sammlung der ungerischen Reichstagsschlüsse Verdienste hat, aber der Vf. bemerkt, dass er dessen Zusammenhang mit dieser Familie nicht kenne. IX. *Török von Enning*, (einem Dorfe der Stuhlweissenburger Gespanschaft). Diese Familie ward erst unter Matthias I. bekannt, und besass damals Szigeth. Emerich Török der erste mit dem Prädicat von Enning hob sie noch höher: aber Valentin Török sein Sohn war an Belgrads Verlust 1521 mit Schuld. Der letzte dieser Familie, Stephan, Commendant von Pápa starb 1618. X. *Zudar de Olnod*, (das heisst Onod im Borsoder Comitat). Sie sollen ehedem de Balch geheissen haben. Erst Peter, Ludwigs I. berühmter General, und Statthalter in Rothrussland nahm den Namen Zudar an. Jacob, der letzte des Geschlechts stand mit Matthias Corv. in Correspondenz. Der Vf., der mehrere solche zwischen beiden gewechselte Briefe gesehen, theilt uns dennoch nur Einen mit.

Vierte Decade. I. *Apafi de Apanagyfalva.* Mit dieser Familie soll die Bethlenische verwandt seyn: Alexius Bethlen macht beide sehr alt: allein erst später ward einer dieser Familie, Johann, zubenannt Apa, und dessen Enkel Nicolaus Apafi bekannt. — Die Apafis waren wenig berühmt, bis sich *Michael* auf den siebenbürgischen Fürstenstuhl schwang. Sein Sohn, Michael starb 1713 unbeerbt in Wien. II. *De Bochka oder Bochkai de Kis Mária.* Einer der sieben Söhne des Mizban, Dionysius, soll der Urheber dieses Geschlechts seyn. Sein Sohn Gregor bekam 1320 in der Thei-

Theilung das Dorf Bochka in der Zempliner Gespanschaft. Der Vf. erwähnt nicht, welcher hernach den Flecken Kis Maria in der Biharer Gespanschaft an sich gebracht habe. Im Gemeindhause dieses Marktfleckens hängt das Bild des berühmten Steph. Bochkaj. Der letzte dieser Familie starb nach 1671. III. *Chapi de Eszén.* Diese leiten ihr Geschlecht ebenfalls von Simon Mitzban her, (vergl. ungerisches Magazin B. II. S. 145. fg.) Ladislaus Donch erhielt 1320 in der Theilung das Dorf Eszén im Szabolcser Comitat. Des Vf. genealogische Ableitung wäre richtiger und vollständiger geworden, wenn er das adeliche Wappen-Diplom der Familie Chapi im neuen ungerischen Magazin B. I. Heft 2. hätte lesen können. Ihm fehlt auch das Chapische Wappen, welches daselbst abgezeichnet ist, vom J. 1418. IV. *Dersfi de Zerdahely.* Sie sollen vom Geschlechte Györ seyn; 1243 lebte ihr Ahnherr Saul filius Ders. Ihre Verwandten sind die Imrefi de Zerdahely, deren Genealogie der Vf. nachzuliefern verspricht — der Tod hat ihn leider verhindert Wort zu halten. V. *Elderbach de Monyoroköerék.* Diese deutsch-schwäbische Familie machte sich sesshaft in Ungern unter Ludwig I.; ihr Ahnherr blieb 1356 in der Belagerung von Jadra: dafür erhielten seine Erben Monyorókerék oder Ebraun in der Eisenburger Gespanschaft. Der letzte starb schon 1499 ohne Erben. Der verschlagene Cardinal Thomas Bakáts de Erdöd liess sich von ihm als Bruder adoptiren: daher sind die Grafen Erdödi zu dem Besitz der Herrschaft und des Prädicats von Monyorókerék gekommen. VI. *De Gara*, vom Schlosse Gara im Valcoer Comitat. Der älteste Bekannte davon soll *Joh. Comes de Gara de genere Drusino* seyn: dessen Sohn Stephan schon Ban von Machow und Schwerdtträger des Herzogs Bela war. Das Diplom für die Garaische Familie, welches der Vf. beybringt, erläutert den chronologischen Lauf der Begebenheiten unter Sigmund sehr gut: die zwey, (wohl zu unterscheidenden) Niklasse und Lad. von Gara sind in der ungerischen Geschichte sehr merkwürdig. Die Familie erlosch am Ende des XV. Jahrhunderts. VII. *Lorandfi de Serke.* Diese sollen aus dem Geschlecht Ratolt seyn. Einer davon Lorandus erhielt 1324 in einer Theilung das Schloss Serke im Gömörer Comitat. Die Zierde dieses Geschlechts war Susanna Lorantfi, vermälte Rakotzi, die Wohlthäterin des Pataker reformirten Collegiums; sie selbst eine gelehrte Frau, die das Buch betitelt Moyses und die Propheten, drucken liess. VIII. *Orszóg de Güth.* Der Vf. war berichtet, Guth sey ein Ort des Szabolcher Comitats; aber Korabinsky's Lexicon weiss von diesem nichts, sondern von einem Guth im Bereger, von dem andern im Stuhlweissenb. Comitat. Der Ahnherr dieser Familie Michael ward noch als Knabe von Sigmund ausgezeichnet; wovon die bekannte artige Anekdote bey Dubravius nachzulesen ist. Dieser Mann erreichte ein sehr hohes Alter: er starb erst 1482 und erhielt von K. Matthias I. die unerhörte Befugniss für sich und seine Erben, den jedesmaligen Bischof von Neutra zu ernennen. Wie unähnlich war ihm sein letzter Nachkomme Christoph der im J. 1567 starb. Er bekannte sich zwar zur evangelischen Religion, aber nicht zu evangelischen Sitten. IX. *Rakótzi von Felsö Vadász*, aus dem Geschlechte Bukathradvan aus dem Zempliner Comitat; sein erster bekannter Ahnherr soll unter Ladislaus dem Cumaner gelebt haben, (die S. 89. beygebrachte Urkunde, von deren Original der Vf. nichts sagt, ist dem Rec. verdächtig). Erst Sigmund de Rakótz erwarb sich 1517 Felsö Vadász im Abaujv. Comitat. Ludwig und Sigmund Rákótzi waren brave Generale im Dienste der österreichischen Regenten; letzterer starb 1618. Paul war Judex Curiae, Ladislaus Obergespan von Saros; letzterer war protestantischer Religion. Die übrigen Rákótzis Fürsten von Siebenbürgen sind aus der Geschichte bekannt. Der letzte Rákótzi de Felsö Vadász Georg starb in Frankreich (1737): der letzte Rakótzi de Rákótz starb 1754 zu Rákótz. X. *De Zokoli*, (einem Orte der Szabolcser Gespanschaft). *Sie sind* de genere Guthkeled und Verwandten der *Báthoris*, *aber* nicht so angesehen, wie diese. — Im Ganzen hat, wie hier am Schlusse zu bemerken ist, der ältere Genealogist *Karl Wagner* allerdings den grössten Vorzug der Richtigkeit und Genauigkeit vor dem neuern Hn. *Andr. v. Lehotzki* (in *Stemmatographia Regni Hung.*) doch kann man auch diesen bey manchen Artikeln z. B. Rákótzi mit Nutzen vergleichen.

KINDERSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M., in d. Jäger'schen Buchh.: *Erholungslectüre*, auch zugleich Geistes- und Herzensnahrung für die heranwachsende Jugend, in Fabeln und Erzählungen von *C. R.* 1802. 110 S. 8. (10 gr.)

Auch unter dem Titel.

Fabeln und Erzählungen für die erwachsenere Jugend von *Christian Richter*, Lehrer am Gymnasium in Gotha. 1803.

Einem Bedürfnisse ist durch diese Schrift, in welcher Erzählungen und Fabeln miteinander abwechseln, nicht abgeholfen worden. Inhalt und Vortrag ist nicht schlecht, aber auch nicht ausgezeichnet gut. Der Aufsatz: *das Trauerfest* würde sich mehr noch für ein liturgisches Journal eigenen, als für eine Jugendschrift, wenn anders nicht das Herz gegen die Ausführung der darin enthaltenen Idee, alle Jahre das Andenken der binnen dieser Zeit Verstorbenen öffentlich zu erneuern, einige Erinnerungen zu machen haben dürfte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. April 1803.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Geschichte der drey letzten Jahrhunderte.* — Von *Joh. Gottfried Eichhorn.* — *Erster Band.* 1803. 525 S. *Dritter Band.* 864 S. *Vierter Band.* 525 S. 8.

Erst durch das aufmerksame Studium dieses Werks, soweit es bis jetzt in den Händen des Publikums ist, fühlt Rec. mit inniger Ueberzeugung die volle Stärke des in andern Fächern längst als Meister erkannten Vf. auch in Rücksicht auf Geschichte. Es dürfte in der That weit weniger Vorzüge haben, als es wirklich hat, und dennoch würde man immer den Mann erkennen, der nicht bloss viel gelesen, sondern auch über das Gelesene gedacht hat, und seine Resultate treffend, obgleich anspruchslos und mit leichter Hand nieder zu legen versteht. Es wird vorzüglich der Classe von Lesern wichtig werden, welche selbst schon Geschichte erlernt haben, über eine Menge von Fällen aber noch zu keinem reinen Abschluss mit ihren eignen Gedanken kommen konnten; nicht minder auch andern, welchen bey schon abgeschlossenen eigenen Urtheilen zur Sicherstellung oder Berichtigung derselben die Stimme eines Denkers vernehmen wollen. Der Nichtkenner wird noch anderweitige Nachhülfe bedürfen, um sich durch erweiterte Bekanntschaft mit den Factis selbst in die Gedankenreihen des Vf. schmiegen zu können, welche in vielen Fällen dadurch, dass sie alles umfassen wollen, das Detail verschmähen, aus dem die Schlüsse erst hervorgehen müssen. — Die fünf Theile, aus welchen die Arbeit bestehen wird, machen eigentlich ein gedoppeltes Werk aus, deren eines aber wegen des immerwährenden Ineinandergreifens nicht von dem andern getrennt werden kann. Der erste Theil umfasst eine synchronistische Darstellung der wichtigsten Ereignisse in den drey letzt vergangenen Jahrhunderten bis gegen den Anfang der französischen Revolution; in der nämlichen aber ausführlichern Behandlungsweise, welche sich in dem 2ten Theil der Weltgeschichte Hn. E's. findet. Der zweyte Theil des gegenwärtigen Werks wird es also fast ausschliessend mit der französischen Revolution, ihren Ursachen, Wirkungen und Folgen im Innern und auf andere Reiche Europens zu thun haben. Auch die neuesten Umwandlungen in unserm Vaterland gehören unter diese Rubrik. Alle Folgen liegen noch nicht entfaltet vor uns, folglich kann dieser Theil noch nicht öffentlich auftreten; er muss der letzte seiner Brüder werden. Der dritte und vierte Band nimmt den schon abgehandelten Stoff von Neuem auf, um ihn ethnographisch zu behandeln. Hier folgen also die einzelnen Reiche. Der fünfte noch nicht erschienene Band, wird ohne Zweifel die Geschichte der wichtigern aussereuropäischen Reiche umfassen. Diese gedoppelte Behandlungsweise führt nun freylich Wiederholungen, die schon ohnehin bey dem allgemeinen Zusammenhang der Reiche sich nie vermeiden lassen, in zahlreichem Gefolge mit sich; aber der Vf. rechtfertigt sich hinlänglich in der Vorrede, wo auf doppelte oder dreyfache Lehrart in Erlernung der Geschichte gedrungen wird, wegen dieser Wiederholungen, welche bey genauer Untersuchung nur selten den Namen verdienen, da die Erzählung aus einem andern Gesichtspunkte genommen wird, und zu neuen Ansichten führt. Also hängt das grössere oder geringere Verdienst nicht von der getroffenen Wahl in der Behandlung, sondern von der mehr oder weniger glücklichen Bearbeitung des Stoffs ab. Rec. findet das meiste gründlich gedacht, kernhaft und gefällig vorgetragen. Im vortheilhaftesten Lichte erscheint Hr. E., wenn er Resultate aufstellt; sie sind fasslich und einleuchtend selbst dem blossen Liebhaber der Geschichte, und der Kenner unterschreibt sie fast durchgängig als seine eignen Gedanken. Aber auch der erzählende Vortrag gewinnt unter der Feder des Hn. Vf. eine natürliche Leichtigkeit und Lebhaftigkeit, welche den Leser unwillkürlich leitet und mit immer rege gehaltener Begierde an das Ende führt. Wollte Rec. einzeln bemerken, was er in den drey vorhandenen Bänden ausgezeichnet gut fand: so möchte wohl die Recension selbst zum Buche werden; da er aber Rechtfertigung seiner Urtheile schuldig ist: so darf er nicht einzig bey dem allgemeinen Lobe stehen bleiben. Wir weisen also im ersten und dritten Theile den Leser vorzüglich auf Frankreichs Geschichte hin; auf Karls VIII und Ludwigs XII italiänische Züge, auf Franz I ganze Regierung, die Entstehung der Hugenotten, und die Ursachen, welche zur Erhebung des Hauses Guise wirkten. Nicht weniger wird Heinrich IV Regierung gefallen; doch zeichnet sich vor allen die Darstellung Ludwigs XIV als Menschen und Regenten zu ihrem Vortheile aus. Was Büsch über Laws System geschrieben hat, dünkte bisher Rec. ungleich belehrender, als was er anderwärts auffinden konnte; aber hier ist es noch mit grösserer Klarheit vorgelegt; obgleich für jeden, der nicht Financier von Profession ist, immer noch einige Dunkelheiten im Hinterhalte bleiben. Nicht minder belehrend wird man gewiss die Streitigkeiten mit dem Parlemente, die

die kostspielige und verderbliche Tyranney der du Barry und die verworfene Niederträchtigkeit Ludwigs XV finden. Kurz Frankreichs Geschichte ist das Lieblingsfach des Vfs. und mit der reichlichsten Pflege ausgestattet; nur Necker scheint uns zu hart beurtheilt zu seyn. Aber auch die übrigen Länder kommen nichts weniger als verwahrlost aus den Händen des Vfs. Mit Vergnügen wird man die Verkettung der veranlassenden und mitwirkenden Ursachen zur Hebung des englischen Handels und der Seemacht in zerstreuten Abtheilungen unter Elisabeths, Kromwells und bey den spätern Regierungen studieren, vorzüglich B. III S. 341 ff. und ihm gerne eine Art von Vorliebe, bey allem was Englands Angelegenheiten zumal in den neuern Zeiten betrifft, nachsehen. Er erhebt demungeachtet seine Stimme laut gegen Misbräuche, welche der trefflichen Verfassung dieses Inselreichs den Untergang bringen können, z. B. über den unmässigen Durst nach Reichthümern und die Verkäuflichkeit der Parlamentsstimmen. (S. 356). Der auf 2 Seiten abgefertigten Darstellung von den Ursachen und Ereignissen des Kriegs, welchen England gegen seine nordamerikanischen Colonien zu führen hatte, würden wir mehrere Ausführlichkeit gewünscht haben. Aeusserst bündig finden wir die Auseinandersetzung von Spaniens Uebermacht und seiner glänzenden Geistescultur beym Antritt der Regierung Philipps II; so wie die treffend hingestellten Ursachen, welche den schnellen Verfall dieses mächtigen Reichs bewirkten. Bey der Geschichte unsers Vaterlands glänzen viele Erzählungen und Bemerkungen, z. B. die verwickelten Verhandlungen des Congresses zu Cambray, welche wir in ihren Verkettungen nirgends so deutlich und doch so kurz als Ister Th. I. S. 297 gefunden haben. Das mit den nöthigen Gründen unterstützte Urtheil S. 314, dass Bayerns Ansprüche auf die österreichische Monarchie nichtig waren, unterschreibt Rec. vollkommen, so wie er mit Theilnahme und Vergnügen die Darstellung dieses ganzen Successionskriegs las, und die entwickelten Ursachen von Preussens schnellern Wachsthume völlig befriedigend fand. Seinen vollen Beyfall schenkt Rec. den Urtheilen des Vfs. über das Bündniss zwischen Oesterreich und Frankreich, so wie über die kritische Lage Friedrichs II vor dem Anfange des siebenjährigen Kriegs. Aehnliche einzelne Fälle bieten sich noch in beträchtlicher Anzahl auch in der Geschichte der übrigen Länder dar; aber wir wollen die Aufmerksamkeit der Leser nur noch auf den durchdachten Zusammenhang der allgemeinen Einleitung lenken, in welcher über Militär, Finanzen, Handel, Religion, und die daraus hervorgehende Umwandlung der Staaten; über den Vorzug der protestantischen Schulen und die dadurch entstandene Geistesüberlegenheit, mit Einsicht gesprochen wird. Und nun auch eine Stelle zur Ansicht des lebhaften Stils. Sie ist aus den allgemeinen Bemerkungen über Deutschlands Vorzüge entlehnt, B. III S. 540 ff. „Obgleich nach dem Umfange seiner Grösse nur ein Staat vom dritten Rang, nahm er in Europa den ersten Platz in Ansehung seiner Volksmenge ein, die trotz der entvölkernden Fehler seiner Regierungen wenigstens auf 30 Millionen stieg: und was dieser Volksmenge noch mehr Werth gab, war ihr seltener Vorzug, dass sie ein im Ganzen über alle übrigen Völker von Europa moralisch hervorragendes, ein sittliches, genügsames, fleissiges, erfindungsreiches Volk bildete. Im Ackerbaue war es sein eigener bedächtiger Lehrer; und wo es der Boden irgend zuliess, hatte es sein Land zu einem fortlaufenden Lustgarten veredelt; im Kunstfleiss hatte es in vorigen Zeiten von den Völkern, die ihm darin vorausgegangen waren, zwar gelernt; aber besass nun, was es gelernt hatte, männlich verbessert und angewendet, und hatte, wo ihm nicht Localhindernisse im Wege waren, seine Lehrer übertroffen, und zu dem Erlernten viel Eigenthümliches hinzugefügt." — „Und wie häufig wurde nicht der deutsche Geist und Fleiss in Wissenschaften und Künsten durch die Verachtung der Fürsten niedergedrückt, die, immer bereit, das Genie des Auslands zu bewundern, das einheimische behandelten, als stammte es aus Böotien." — Alles Bisherige bürgt für die entschiedene Güte des Buchs, welche ihm Leser und Käufer in reicher Anzahl verschaffen muss; desto getroster darf Rec. auch hier offen niederlegen, was ihm, vielleicht nur ihm, minder gut, minder zweckmässig in der Ausführung des schönen Plans und bey der musterhaften Behandlung der meisten Theile zu seyn scheint. Vielleicht verursachen eben diese Vorzüge, dass man unwillkürlich bey jeder Ungleichheit anstösst, die in einem mittelmässigen Werke unbemerkt übergangen würde. Ungleichheit ist auch der Hauptpunkt, aus welchem sich Klage gegen das vorzügliche Werk erheben liesse. Während mehrere Theile in vollem Schmucke glänzen, fühlt sich der angränzende Nachbar in Dürftigkeit, wohl auch völlig übergangen. B. III S. 394 ist von den Wiedertäufern die Rede, aber nach einer genauern Darstellung des Bauernkriegs sucht man vergeblich. Der dreyssigjährige Krieg wird auf zwey Seiten mit einem allgemeinen Räsonnement abgethan; und doch hätte man den Vf. gern erzählen hören und lieber etwas weniger Räsonnement gelesen. An diesen ersten schliesst sich zweytens der Vorwurf zu weniger Belehrung bey einzelnen Begebenheiten. Für Leser, welchen die Facta noch nicht so ganz geläufig sind, wird zuweilen gar zu wenig gesorgt, wenn ein nicht allgemein bekanntes Wort ohne die nöthige Erklärung, ein Factum ohne die Ursachen, aus welchen es sich begreifen lässt, ohne Entwicklung der erläuternden Umstände, hingestellt wird. Statt mehrerer einzelner Fälle wählt Rec. zur Versinnlichung seines Einwurfs ein Stück aus der dänischen Geschichte B. IV S. 293 etc. „Diese Anstalten giengen unter Christian V trotz seiner Indolenz fort." Der Leser findet nun unter der Regierung dieses Königs Unternehmungen, deren immer eine die andere verdrängt; er wird also wohl Aufklärung über die Indolenz wünschen. „Er bemächtigt sich der dem Fürstenthum Anhalt-Zerbst zugefallenen Herrschaft Jever." Lässt sich

sich wohl von jedem Leser fodern, dass er wisse, die wunderliche Prätension Dänemarks gründe sich auf eine Belehnung Ludwigs XIV. „Er gab Jever auf Vorstellungen wieder heraus" gegen baares Geld, sollte wohl beygefügt seyn. Ueberhaupt gründeten sich die gewaltsamen Vorschritte Christians auf seinen Bund mit Frankreich, wovon kein Wink gegeben ist. Auch über einzelne Angaben liesse sich rechten. Z.B. „dass Ferdinand I seinen Länderumfang zur Aufrechthaltung des kaiserlichen Ansehens nicht für nöthig gehalten haben müsse, da er Theile an seine jüngern Prinzen abtrat." Hr. E. übersah bey diesem Vorwurfe, dass das Recht der Erstgeburt im Hause Oesterreich damals und lange nachher noch nicht eingeführt war. Oder B. I S. 22 „dass die Türken rohe undisciplinirte Haufen waren, welche bloss durch ungestüme Tapferkeit siegten." Wer die Schriftsteller jener Zeiten durchgeht, überzeugt sich leicht, dass der Türken Disciplin, nicht bloss ihr Ungestüm, die Ordnung europäischer Truppen übertraf. Aber ihre Anordnungen blieben seitdem beym Alten, und die ehemalige Genauigkeit der Disciplin verfiel; die Europäer hingegen erlernten seit dem dreyssigjährigen Krieg eine ganz neue Tactik; seit dieser Periode sind die Türken in fast allen Kriegen der unterliegende Theil. S. 231. „Der Kurfürst von Bayern greift den Eugen und Marlborough voreilig bey Hochstädt an, und wird mit seiner französischen Hülfsarmee geschlagen." Er griff gar nicht an; der Fehler war, dass der französische General Tallard in dem zu sehr ausgedehnten Lager den Angriff erwartete. Am Ende des dritten Theils finden wir die Angabe, dass die italiänischen Vogteyen Helvetiens, *Lugano*, *Lucarno*, *Mendrisio* und *Val Maggia* seit dem Sommer 1802 ein Theil der italiänischen Republik geworden sind. Rec. glaubt ihr widersprechen zu müssen; diese Landvogteyen sind als Canton des Tessin und von Lugano noch immer Theile Helvetiens. Wohl aber wurden schon früher das Veltlin, Bormio und Cleven abgerissen; vielleicht verursachten die Verwechslung und einige vage Gerüchte die leicht zu begehende Verirrung. — Was den Stil betrifft, so gefallen vielleicht dem Verf. selbst ähnliche in der Hitze des Vortrags hingeworfene, mit der historischen Würde wenig verträgliche, Kraftwörter nicht: „Da tobte der nordische Krieg. — Die Päpste donnern ihre Bullen. — Luther hielt seine Feuerreden. — Zermalmende Decrete." — Alle diese Erinnerungen schmälern die grossen Vorzüge des Werks nicht, dessen naher Vollendung wohl jeder Liebhaber der Geschichte mit Verlangen entgegen sehen wird. Eine schöne Mitgabe desselben dürfen wir nicht unbemerkt lassen, die äusserst reichen literarischen Hinweisungen auf die Quellen, nicht nur über die Haupttheile der vorgetragenen Geschichte, sondern beynahe über jedes einzelne Ereigniss.

Osnabrück, b. Blothe: *Geschichte der Familie und Herrschaft von Volmestein.* Ein Beytrag zur Geschichte des Bauern- und Lehnwesens und der Staatsverfassung, von *Nicolaus Kindlinger.* 1801. *Erster Band.* 409 S. *Zweyter Band.* 492 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Dem ernsten Geschichtsforscher thut es wohl, wenn er unter der Menge von Schriftstellern, die mit ihren neumodischen historischen Producten auf jeder Messe zum Vorschein kommen, auch einmal einen Geschichtsforscher auftreten sieht, der mit den erfoderlichen Kenntnissen ausgerüstet, und mit diplomatischen Hülfsmitteln versehen, das weite Feld der Geschichtskunde gründlich bearbeitet und durch Bekanntmachung ungedruckter Urkunden, Licht und Wahrheit über den Zustand des mittlern Alters und über die Schicksale einzelner Länder zu verbreiten sucht. Zu dieser Classe gehört unstreitig der Vf. der gegenwärtigen Schrift, welche zwar zum Theil in den Jahrgängen 1797, 1798 und 1799 des Magazins für Westphalen, Stückweise eingerückt war, jetzt aber als Geschichte der Familie und Herrschaft von Vollmestein in Zusammenhang und ungleich vollständiger mit 130 bisher ungedruckten Urkunden belegt erscheint.

Der *erste Band* besteht in zwey Hauptstücken. Das *erste* desselben entwickelt die allgemeine Entstehungsgeschichte der Hn. v. Vollmestein. Der Vf. geht bis in die Zeiten Karls des Grossen zurück und leitet ihren Ursprung aus der damaligen Staatsverfassung ab, wo jede Landgemeinde Westphalens ihren eigenen Landrichter oder Grafen hatte, dem, als eigenthümlichen Besitzer von mehreren Freyhöfen, neben dem Heesbann, auch die Justizverwaltung anvertraut wurde. Diess ist die gewöhnliche, aber auch die sicherste, Theorie von der Entstehung der nachherigen Reichsgrafen, deren ältesten Ahnherrn im 11ten und 12ten Jahrhundert, bey dem geschwächten Ansehen der deutschen Könige, sich unvermerkt zu einer gewissen Macht emporschwangen, welche alsdann die Erblichkeit ihrer ehemaligen Reichswürde zur Folge hatte. Eben so bildete sich auch die Herrschaft Vollmestein, deren Besitzer in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in Urkunden als Landesherrn auftreten und von den Kaisern mit den Regalien beliehen wurden, wovon jedoch (nach S. 113) kein diplomatisches Zeugniss aufzufinden ist. Nach diesen, meistens auf historischen Muthmassungen und Analogien gegründeten Abhandlungen, geht nun der Vf. im *zweyten Hauptstück* auf die eigene Geschichte der Familie und Herrschaft Vollmestein über, deren Begebenheiten in *drey* verschiedenen *Abschnitten* vorgetragen werden. Der *erste* begreift den Zeitraum von 1134 bis zu der im J. 1324 erfolgten Zerstörung des Schlosses Vollmestein. Die Geschichtsreihe dieser Dynasten, die 1134 zum erstenmal in Urkunden vorkommen, ihre Familiengeschäfte, ihre Theilnahme an den Angelegenheiten des Reichs und der Erzbischöfe zu Kölln, ihre Besitzungen, Bündnisse und Fehden und zuletzt die Zerstörung ihres Wohnsitzes, sind die vorzüglichsten Gegenstände, die hier mit diplomatischer Gründlichkeit dargestellt werden. Nebenher giebt der Vf. im Texte sowohl als in den Anmerkungen von

von der Staatsverfassung und insbesondere von dem Bauer- und Lehnwesen damaliger Zeiten manche gute Erläuterung, wodurch diese Particulargeschichte für ganz Westphalen ein bedeutendes Interesse erhält. Im 12ten Jahrhundert scheinen die Hn. v. Volmestein wohl noch zum niedern Adel gehört zu haben, indem sie in den damaligen Urkunden bloss unter den Ministerialen vorkommen, wie eben auch eine, vom Vf. nicht benutzte, Urkunde von 1182 (in den *act. Theod. palat.* T. III. p. 302) einen Gerhard Suar de Vlmutstein unter den Kollnschen Dienstmannen aufführt. Doch erscheinen sie auch zum öftern in andern Urkunden unter dem hohen Adel, und schon im J. 1191 nennt sich Heinrich sogar einen Grafen von Volmestein. Bey ihren spätern Schicksalen hatte die zweyfache Kaiserwahl Friederichs von Oesterreich und Ludwigs von Bayern nachtheiligen Einfluss auf ihren Wohlstand, weil der Dynast, Theoderich II. von Volmestein, die Parthey des ersten ergriff und dadurch zum Verlust seiner Herrschaft Gelegenheit gab. Denn nach der für K. Friedrich unglücklich ausgefallenen Schlacht bey Mühldorf (1322) wurden seine Anhänger mit Krieg überzogen und deren Länder verwüstet. Dieses Schicksal traf nun auch den Hn. v. Volmestein, dessen Bergschloss von Friedrichs Gegnern, Graf Engelbert von der Mark u. a. m. im J. 1324 erobert wurde. Dieser Unfall würde den gänzlichen Untergang der Volmesteinischen Familie nach sich gezogen haben, wenn nicht die Gemahlin des unglücklichen Theoderichs, Sophie von Rükenrod, ein beträchtliches Vermögen besessen hätte, welches sie auf ihren Sohn, Theoderich III vererbte und dadurch seine missliche Lage milderte. Von diesem Ereigniss nimmt der Vf. Gelegenheit die *Geschichte* der Ritterfamilie v. *Rükenrod* vom 12ten Jahrhundert an bis zu ihrer 1320 erfolgten Erlöschung im *zweyten Abschnitt* abzuhandeln und von ihren ansehnlichen Besitzungen und Aemtern in Westphalen manche Nachrichten zu ertheilen, die den Alterthumsforscher in Hinsicht auf die damalige Verfassung willkommen seyn müssen. Der *dritte Abschnitt* beschliesst die Geschichte der Edlen v. Volmestein vom Jahre 1324 bis 1429, wo dieses Geschlecht, welches durch den Verlust seiner Herrschaft und durch Zerrüttung seiner Finanzen, bis zum niedern Adel herabgesunken war, ausstarb. Die Herrschaft Volmestein, die Graf Engelbert von der Mark seit 1324 als Pfandschaft inne hatte, brachte derselbe 1380 von dem verschuldeten Theodorich IV an sein Haus, so, dass nur noch die rükenrodischen Güter übrig blieben, welche, nach Verlöschung der Volmesteinischen Familie, ihren Allodialerben denen von Rek zufielen.

Der *zweyte Band* dieses historischen Werks enthält einen Schatz von Urkunden, die grösstentheils von Urschriften und alten Copialbüchern genommen sind und hier zum Erstenmal erscheinen. Sie sind mehr oder minder wichtig, je nachdem sie eines historischen Gegenstandes wegen beygelegt sind; doch weiss der Geschichtsforscher auch die, dem Anschein nach, unbedeutende Urkunde oft so zu benutzen, dass ihre Bekanntmachung für die Aufklärung in der Geschichte nicht ohne Interesse bleibt. Die Urkunden selbst fangen mit dem J. 1134 an und gehen bis 1525. Fast eine jede derselben hat der Vf. mit lehrreichen Anmerkungen bereichert, die theils die Siegelkunde und Diplomatik, theils aber auch genealogische, geographische und historische Gegenstände betreffen, wodurch der Werth und die Brauchbarkeit dieser Sammlung ungemein erhöht wird. Nur bleibt uns noch der Wunsch übrig, dass es dem Vf. hätte gefällig seyn mögen, das Urkundenbuch noch mit einem geographischen und Personenregister, die Abhandlung selbst aber mit einer Inhaltsanzeige zu versehen, um dem Leser den Gebrauch des Werks zu erleichtern.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Sommer: *Der kleine Kinderfreund.* Erzählungen in Rochowscher Manier. (Ohne Jahr.) 152 S. 12. (10 gr.)

Was sich unsre Kinderschriftsteller meist unter Kindermoral, wie sie auch hier vorgetragen wird, denken, ist bekannt: einzelne Lehre und Pflichten, durch Beyspiele der Klugheit und Tugend, so wie der Unklugheit und Untugend, versinnlicht, wobey mehr die Vortheile der Tugend als ihr innrer, davon unabhängiger Werth, mehr die Schädlichkeit als die Schändlichkeit der Unsittlichkeit und des Lasters ins Auge gefasst wird. Auch dieser kleine Kinderfreund, dessen Erzählungen leicht, fasslich und dem Kindesalter von 5—8 Jahren wenigstens zum Theil angemessen sind, gehört im Ganzen unter obige Kategorie. Jeder Erzählung ist ein darauf Beziehung habender Denkvers vorgesetzt, welcher, auswendig gelernt, dem kindlichen Gemüth die in der Erzählung liegende Wahrheit tiefer einprägen soll. Recht gut; nur müssten, sollte diese Absicht erreicht werden, die Verse nicht zum Theil so kraft- und saftlos seyn wie folgender:

Gott! lass doch lange noch die Guten leben,
Die Nahrung uns und gute Lehren geben.
Lass ohne Schrecken uns gesund erwachen;
Und Morgen uns froh an das Frühstück machen!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 11. April 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden, b. Gerlach: *Valeria. Ein romantisches Gedicht in vier Gesängen.* 1803. 122 S. kl. 8. (18 gr.)

Der Stoff dieses Gedichts ist aus einer der neuern Novellen des Herrn *von Florian* genommen; und vermuthlich schöpfte ihn dieser anmuthige Erzähler aus irgend einem italiänischen Original, obgleich die Ueberschrift, *Nouvelle Italienne*, zu dieser Vermuthung noch nicht berechtigt, und sich nur auf die Scene der Handlung zu beziehen scheint. Mehrere Umstände dieser leicht übersehbaren Handlung sind freylich nicht neu; die Widersetzlichkeit des Vaters der Geliebten gegen die Verbindung derselben mit dem Sohne eines seiner vormaligen Freunde, die Zwischenkunft eines andern ihr aufgedrungenen Liebhabers, die zärtlich gegen ihre Tochter gesinnte Mutter, die falsche Nachricht von der Untreue des im Kriege abwesenden jungen Mannes, den Valeria wirklich liebt, ihre dadurch bestimmte Ergebung in den Willen ihres hartherzigen Vaters, die vollzogene Trauung und des vormaligen Geliebten Erscheinung während derselben, Valeriens hierdurch veranlasste Krankheit, ihr vermeynter Tod, ihr Begräbnifs, ihre Wiedererscheinung und endliche Vermälung mit ihrem Guido, diefs alles führt Erinnerungen an ähnlichen Stoff älterer Erzählungen herbey, unter andern auch an Romeo's und Juliens bekannte Geschichte. Aber die Manier, in welcher das Ganze bearbeitet und ausgeführt ist, macht dennoch diese Erzählung überaus anziehend. Der deutsche Dichter hat sie indess in ihrem geschichtlichem Theile nur den Hauptzügen nach benutzt, und den Stoff mit aller der Zwanglosigkeit behandelt, zu welcher ihn die dichterische Darstellung berechtigte. Sein Gedicht besteht aus vier Gesängen, in achtzeiligen Stanzen; und es ist ihm leicht nachzusehen, dass er von dem gewöhnlichen Versbau derselben zuweilen abwich, wo es der Gegenstand und der Ausdruck der Gefühle zu erfodern schien, weil er dabey doch den wesentlichen Gesetzen dieser Versart und ihrem Wohllaute durchgängig treu blieb. Mehrere Stanzen haben blofs zwey verschieden abwechselnde Endreime. Der ungenannte Verfasser machte, seiner Erklärung nach, hiermit den ersten Versuch in dieser Dichtungsart, und versichert denselben mit streng angewandter Feile oft überarbeitet zu haben. In jeder Hinsicht ist ihm dieser Versuch so sehr gelungen, dass er zu mehrern ähnlichen Arbeiten alle Aufmunterung verdient. Mit einer natürlichen Leichtigkeit des Erzählungstons, die nur selten durch verschränkte Verse und Wortfügungen unterbrochen wird, hat er vorzügliche Lebhaftigkeit der poetischen Darstellung zu verbinden, und alles Leere, Müssige und Weitschweifige glücklich zu vermeiden gewufst. Zur Probe wählen wir einige Stanzen des dritten Gesanges, worin der Dichter den Glauben an Ahndungen und Wiedererscheinungen der Verstorbenen rechtfertigt:

Ach! wenn der Seele, tief in sich zurückgezogen,
Ein neues Licht im heil'gen Innern tagt,
Wenn kühn ihr Blick die Schöpfungen umflogen,
Die *Gegenwart* ihr als ein Regenbogen
Erscheint, der bessre Zeit voraus uns sagt;
Die *Zukunft* als ein Meer, aus dessen Wogen
Nur hier und da ein schroffer Felsen ragt,
Und in die *Vorzeit* sich der Blick der Seele wagt:

Dann ists, als wandelten in weiten Räumen
Der Vorzeit, in die Ferne hingespannt,
Gestalten um sie her, ihr längst in manchen Träumen,
In Ahnungen, in den geheimen
Entzückungen der Sympathie bekannt.
In gränzenlosen Reichen sonder Schranken
Begegnen ihr Empfindungen, Gedanken,
Schon vormals tief gefühlt, und später erst benannt.

Da strahlt die Hoffnung künftiger Vereinung,
Sie, die zur Trösterin ein mild Geschick uns gab,
Hell, wie der Morgenstern auf eines Frommen Grab,
Trost in der Seele Nacht herab!
Die Fantasie, die gern den morschen Pilgerstab
Mit Rosen kränzt, bestärkt in uns die Meynung
Vom frohen Wiedersehn in lieblicher Erscheinung:
Sie trocknet uns der Wehmuth Thränen ab.

Das Gedicht schliesst mit folgenden Zeilen:

Heil dir, Valeria! durch düstre Todeshallen
Drangst du zum Hochgenufs der ächten Freuden ein!
Dir ward der Tod — was er den Guten allen
Einst ist: ein Uebergang zu einem bessern Seyn!

Berlin, b. Quien: *Dionysiaka.* Eine Sammlung von Schauspielen von *Friedrich Rambach. Erster Band.* 1802. 314 S. 8. (20 gr.)

Einem Theile des Publicums sind die in diesem ersten Bande enthaltenen Schauspiele schon durch die Vorstellung bekannt. Das erste: *die alte Livree*, oder, *die Zwillingsbrüder vom Lande*, ist eine Nachahmung, oder vielmehr gröfstentheils Uebersetzung der *Jumeaux de Bergame* von *Florian.* Was der Vf. von seiner

nem Eigenen hinzugethan hat, scheint so wenig Verschönerung des Originals zu seyn, dass dadurch vielmehr der rasche Gang der Handlung verzögert, und die in jenem oft selbst durch die Kürze beförderte Naivetät des Dialogs meistens in ihrer Wirkung geschwächt wird. Auch da, wo der Vf. blofs übersetzte, gieng manche kleine Schönheit verloren. Im Originale sind die beiden Zwillingsbrüder durch die Maske des Arlequins, welche beide tragen, noch leichter zu verwechseln; unser Vf. hat diess durch die alte Livree zu ersetzen geglaubt, die der abgehende Bediente seinem Bruder zugeschickt hat, der in seine Stelle kommen soll. Den eingemischten Gesängen fehlt es an Florian's kunstloser Leichtigkeit. In der Serenade, die der jüngere Arlequin (S. 13. ff.) der Rosette bringt, ist z. B. das letzte Couplet:

Pourquoi veux-tu que ma bouche répete,
Le doux serment dont mon coeur est lié?
Regarde-toi, ma charmante Rosette,
Et tu verras s'il peut être oublié.

Poetischer singt der deutsche Hans Müller:

Was foderst du, dass ich noch einmal sage,
Was ich auf ewig *mir* versprach?
Wenn *ich* den Blick zu *dir*, o Mädchen, wage,
So sprech' ich meine Schwüre nach.

Das zweyte Stück, *der Scheintodte*, gleichfalls ein Lustspiel, ist nach dem Französischen des *Andrieux*, und drey Akte sind bey dieser Nachbildung in Einen verschmolzen. Obgleich Rec. das französische Schauspiel nicht kennt, so glaubt er doch gern, dass es bey dieser Verkürzung eher gewonnen als verloren habe. Auch scheint der eigene Antheil Hn. *R's.* an diesem Stücke nicht unbedeutend zu seyn, und sich nicht blofs auf die Verlegung der Scene nach Leipzig, und auf andere Lokalumstände einzuschränken. Handlung und Dialog haben einen raschen und leichten Gang; das Unwahrscheinliche einzelner Vorgänge vergisst man darüber. In Berlin und Hamburg hat man diess Nachspiel nicht ohne Beyfall auf die Bühne gebracht. — Zu dem Schauspiele, der *Reiherbusch*, in fünf Aufzügen, fand der Vf. den Stoff in einer Anekdote, die aber nur einige Umstände der hier erweiterten, und doch wohl zu weitschichtig ausgesponnenen Handlung enthielt. Wider die Einheit derselben liefse sich Manches erinnern; das Interesse ist zu sehr vertheilt, obgleich alles so ziemlich einträchtig auf einen Hauptpunkt hinzielt. Mit dem vierten Akte hätte das Stück schliessen können; denn der fünfte ist mehr Fortsetzung als Bedürfniss der Handlung; und der Adjutant, der diesen neuen Knoten geschürzt hat, erscheint auf einmal in einem neuen und auf jeden Fall ziemlich zweydeutigen Lichte. Uebrigens ist diess auf mehrern Bühnen gespielte Stück, an dem auch der Vf. den meisten eigenen Antheil hat, nicht ohne Verdienst, besonders von Seiten des Dialogs und der oft mit vieler Wahrheit und Kraft darin geäusserten edeln Gesinnungen. Im Ausdrucke dieser letztern ist der Vf. überhaupt glücklicher, als in der eigentlichen Charakterschilderung, bey der es freylich auf etwas mehr ankömmt, als bey der Anlage wirksamer Situationen und beym Ausdrucke der dadurch erregten Gefühle.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Obré: *Lettres sur Constantinople*, de M. L'Abbé *Sevin*, écrites pendant son séjour dans cette ville, au Comte de *Caylus*; suivies de plusieurs Lettres de M. *Peyssonel* et d'autres Savans, écrites au même, contenant des détails curieux sur l'Empire ottoman: On y a joint la relation du Consulat de M. *Anquetil* à Surate, adressée à M. de *Vergennes*; un Mémoire du savant *Beschi* sur le Calendrier de l'Interieur de l'Inde, revu par *Jer. Lalande*. Le tout imprimé sur les Originaux inédits, et revu par M. l'Abbé *Bourlet de Vauxcelles*. 1802. XVI. u. 452 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Ungeachtet der Titel weitläuftig genug ist: so erschöpft er den Inhalt des Werkes doch nicht, wie aus unserer Anzeige erhellen wird. Im J. 1728 wurden der Abbé *Sevin* und der Abbé *Fourmont* von ihrer Regierung nach Constantinopel geschickt, um dort, wo möglich, in das Innere der Bibliothek des Grofsherrn einzudringen, welche die Sage zur Bibliothek der alten griechischen Kaiser machte, die, seit Eroberung von Constantinopel, auf ausdrücklichen Befehl Muhamet II. aufbewahrt worden. Da alle an Ort und Stelle angestellte Untersuchungen dahin führten, dass jene alte Bibliothek vernichtet sey, die gegenwärtige aber keine griechischen und lateinischen Handschriften enthalte: so suchte man wenigstens auf andern Wegen wichtige Handschriften auf; *Fourmont* wurde nach Morea und nach Attica geschickt; und wenn er gleich keine Beute an Handschriften fand: so brachte er desto mehr Münzen und Inschriften mit; *Sevin* hingegen sammelte im Orient über 600 Handschriften für die Königl. Bibliothek in Paris, von welchen ein aus den *Mémoires de l'Acad. des Inscr.* T. 7. auszugsweise mitgetheilter Aufsatz S. 24. ff. handelt. Ueber dieselben Gegenstände verbreiten sich die von *Sevin* an Caylus aus Constantinopel geschriebenen vier Briefe, oder vielmehr der letzte; denn die andern enthalten weniger Nachrichten von literarischen Gegenständen, als allerley kleine Bemerkungen und Anekdoten, *Bagatelles*, wie sie Caylus, der mehr antiquarische Nachrichten wünschen mochte, nannte, die sich doch aber gut lesen, wie die Schilderung eines Aufzugs des Agouanischen Gesandten, der mit dem Aufzug einer Zigeuner-Horde S. 11. ff. verglichen wird; der Hunde-Krieg S. 13. und S. 8. der Inhalt eines in Constantinopel aufgeführten Stücks, das ein Mimus genannt zu werden verdiente. „Der Held des Stücks heifst *Caragus*, der mit allen Insignien des Gottes von Lampsacus auf der Bühne erscheint. Er vermählt sich im ersten Aufzug, und vollbringt das eheliche Werk in Gegenwart der ehrbaren Versammlung. Im zweyten Aufzug gebiert sein Weib, und das Kind hält auf der Stel-

Stelle ein sehr unflätiges Gespräch mit seinem Vater. Im dritten Aufzug wird Carragus ein Derwisch; gleich nachdem er Profess gethan, kommt ein furchtbarer Drache, der ihn und den ganzen Orden verschlingt. Endlich, da das Ungeheuer ein so schlechtes Mahl nicht verdauen kann, giebt es die Mönche, einen nach dem andern, wieder von sich. Diess ist das Ende des Stücks." Auf die Briefe von *Sevin* folgen Briefe verschiedener Reisenden an Caylus. Lehrreich ist *Lironcourt's* Schreiben aus Cairo 1749, worin die Wichtigkeit der Reisen nach Aegypten in wissenschaftlicher Hinsicht auseinandergesetzt, und ein Plan für Reisende in Ober-Aegypten entworfen wird. S. 48. „Die Reise ist nicht gefährlich für die Gesundheit. Die Luft ist in ganz Aegypten vortrefflich und wird immer besser, je hoher man hinauf kommt. Die Reisenden müssen nur keine schwache Brust haben. Die Brust und die Augen sind hier die einzigen Dinge, für die man zu fürchten hat. Ich rede nicht von der Pest, gegen die man sich durch die bekannten Vorkehrungen verwahrt." Ein gewisser *Legrand* ertheilt aus Cairo Nachrichten über das ägyptische Natrum, die aber nicht befriedigen. Von dem Gesandtschaftssecretär *Peyssonel* in Constantinopel und seinem Sohn kommen einige Briefe vor. Der Vater hatte über einem Thore von Nicaa zwey antike Colossal Köpfe des Hercules mit ausgehölten Augen und nachher noch einen Marmorkopf mit offenbar absichtlich und künstlich eben so gebildeten Augen gefunden, worüber er dem Gr. Caylus S. 53. ff. seine Meynung mittheilt. „Ich vermuthe, der Künstler hat seinem Bild dadurch mehr Lebhaftigkeit und Seele geben wollen; denn das Helldunkel, welches das Hohle der Augen, von der Tiefe eines Zolles, hervorbringt, stellt das Schwarze des Augapfels im Gegensatz des Weissen im Auge, gut dar. — Ich denke daher, dass die beiden Colossalköpfe von Nicaa, so wie der dritte, absichtlich so eingerichtet sind, um so mehr, da ihre Grösse voraussetzen lasst, dass sie so gestellt waren, dass man sie nur aus einer beträchtlichen Entfernung sah, von wo das Hohle der Augen die angegebene Wirkung desto leichter hervorbringen konnte. — Die Bildhauer jener Zeit rundeten überhaupt ab, was man von dem Augapfel sieht. Man findet selten Bildsaulen, in deren Augen der Bildhauer den Apfel ausgedrückt hätte; aber ich weiss nicht, ob man schon ein Beyspiel von diesem optischen Spiel und von diesem Helldunkel gesehen hat, welches die Höhlung eines Auges hervorbringt, das so aussieht, als habe man den Apfel herausgerissen, um ein Glasauge einzusetzen; um so mehr, als, bey diesem Kopfe, die Umrisse der Augenlieder gut gehalten und ausgedrückt sind, so dass man nicht voraussetzen kann, der Künstler habe einen Orest (Oedipus?) oder Homer oder einen andern Unglücklichen des Alterthums ausdrücken wollen, der der Augen beraubt worden. Man kann auch nicht annehmen, dass der Marmor eine Theatermaske vorstelle; denn man hat bemerkt, dass Masken nie einen Hals haben; aber dieser Kopf hat einen und zwar einen starken, wie der des Hercules ist." Ohne sich auf diese Feinheiten einzulassen, antwortet Caylus S. 70. ff.: „Die griechischen Künstler und die neuern guten Bildhauer haben nie den Augapfel ausgedrückt, dieser Theil ist der glätteste von allen Theilen des Körpers und kann nur vom Maler mit Wahrheit ausgedrückt werden. Ausserdem scheint es mir ein Vortheil für den Bildhauer, dass er dem Zuschauer das Vergnügen lasst, den Augen selbst den Blick zu geben, den er bewundert, die Haltung und Bewegung, welche ihn die andern Theile denken lassen; es ist ein *Sous-entendu*, wenn sie wollen; aber es hat vielleicht eine grössere Feinheit in der Kunst, und noch mehr anziehendes als in der Unterhaltung." Der jüngere *Peyssonel* giebt unter andern Nachricht über ein von ihm schon grösstentheils in Creta ausgearbeitetes Werk, die Geschichte dieser Insel umfassend, dessen Vollendung und Erscheinung durch seine Zurückberufung gehemmt worden zu seyn scheint. Unter andern Antiken, von denen er Nachricht giebt, wird einer Bildsaule der Julia Mammaea, auf deren Kopf man das natürliche Haar sehr deutlich von dem künstlichen oder einer Haartour unterscheidet S. 83. ff., gedacht, und S. 90. mit einer ganz ähnlichen Büste der Mammaea in dem *Recueil des antiquités de Venise* verglichen. Man weiss, z. B. aus Nicolai's Schrift über die Perücken, dass in Potsdam eine antike Bildsäule mit einer Haartour ist, die man abnehmen kann. Ein paar Briefe vom Baumeister *Leroy* können wir übergehen, da ihr Inhalt dem Wesentlichen nach aus des Vfs. *Ruines de la Grèce* bekannt ist. Angehängt ist ein Aufsatz der von Bonaparte nach Morea abgeschickten Corsen (*Stephanopoli*) über ihre Landsleute, die *Mainotten*, welche sehr ins Schöne gemalt sind, wie bereits *Manso* in seiner Schulschrift über die Mainotten 1801 gezeigt hat. (S. A. L. Z. 1802. Nr. 85.)

So weit die Briefe. Den grössern Theil des Buches füllen Actenstücke anderer Art aus; zuerst ein geschichtlicher Bericht von *Anquetil de Briancourt* über sein in Surate geführtes Consulat, an den Minister Vergennes. Er enthalt eine Schilderung der politischen und Kriegs-Ereignisse seiner Zeit und des Handels von Surate; die Unternehmungen der Engländer gegen die Maratten; den tapfern Widerstand von Surate gegen die Angriffe der Engländer und den endlichen Fall dieser Stadt 1778; die besondern Schicksale des Consuls und seine Gefangenschaft. Dazu gehört noch eine Urkunde über die der französischen Nation vom Gross-Mogul Aureng-Zeb ertheilten Privilegien. Das nächste Stück ist eine Uebersetzung der ersten und eines Theils der zweyten Reise von *Paterson* ins Innere von Afrika, die sich im Nachlass eines französischen Naturforschers gefunden, und die man des Abdrucks für würdig gehalten hat, ungeachtet schon eine französische Uebersetzung 1790 davon vorhanden ist. Darauf folgt ein Aufsatz eines Missionar *Beschi* über den Kalender der Indier, den er zum Besten der Ausländer, die in Indien reisen und dort Verhältnisse haben, entworfen hat. In einem Anhang wird noch ein Bruchstück aus der Beschrei-

schreibung einer Reise gegeben, die *Caylus* als Jüngling 1716 in die Levante gemacht hat. Die Beschreibung von Constantinopel ist ausgehoben, die für uns nichts Neues enthält. Den Beschluss macht ein Elogium der Gräfin *Caylus* von *Rémond* und ein Trauerbrief über dieselbe vom Abbé *Conti*. Man sieht, der Inhalt dieses ganzen Buchs ist so mannigfaltig als der Werth der einzelnen Aufsätze verschieden. Es ist sehr lobenswerth, dass man in Frankreich wetteifert, den literarischen Nachlass berühmter Männer der Vergessenheit zu entreissen; nur müsste man durch sorgfältigern Scheidungsprocess das Bedeutende von dem Unwichtigen sondern.

1) Weissenfels u. Leipzig, in d. Böseschen Buchh.: *Bruchstücke* oder die verlorne Brieftasche eines reisenden Schriftstellers. 1803. 174 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendas. b. Ebendems.: *Unterhaltungen* für trübe und heitere Stunden. 1803. VI. u. 227 S. 8. (15 gr.)

In Nr. 1., einem Allerley von Erzählungen, Maximen, Betrachtungen über Welt und Leben, ist vielleicht die erste Erzählung: *Trennung und Wiedersehen*, die gefälligste. Gegen den Charakter einer ernsten und sittlichen Stimmung, der mehrern Stücken aufgedrückt ist, stechen sehr die Aufsätze Nr. 5. 6. ab; der erste, ein Dialog über einen Traum, ist eine flache Posse; der andere: *der wahre Philosoph*, enthält schlüpfrige Scenen, auf eine sehr gemeine Art ausgedrückt. In den Bemerkungen über verschiedene Arten von Reisen, und über die drey Charaktere der Mädchen kommt einiges gutgedachte und gut gesagte vor. Am Schluss steht: Ende des ersten Bändchens.

Ob wohl Nr. 2. denselben oder dieselben Urheber hat? Die Aufsätze dieser Sammlung machen auf keine mehr als flüchtige Unterhaltung, auf keine Originalität Anspruch, aber man wird sie nicht ohne die Empfindung einiger ganz angenehm damit verbrachter Stunden aus der Hand legen. Die *Erinnerungen aus der Lectüre meiner Jugendzeit* enthalten eine, hier unvollendet abgebrochene, Feengeschichte, dergleichen der Vf. in einer Bibliothek seines Oheims als Knabe gelesen zu haben vorgiebt. Eine Anzahl komischer Schilderungen, nach einem alten Buch: *Aventures amoureuses et galantes* bearbeitet, sind zum Theil drollicht genug. Für die ernstere Unterhaltung ist mehr durch eine Uebersetzung von Poggi's merkwürdigem Schreiben an Leonardo von Arezzo über die Anklage, Vertheidigung, Verurtheilung und Hinrichtung des Hieronymus von Prag, und durch die briefliche Schilderung Lorenzo Medicis auf seinem Todbette, von Angelo Poliziani gesorgt. Auch bey diesem Buch wird am Ende ein zweytes Bändchen versprochen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Abbildung und Beschreibung eines rauchverzehrenden Sparofens*, welcher alle Vortheile der Oefen und Kamine in sich vereinigt, für jeden Brennstoff anwendbar, und in Rücksicht auf Bequemlichkeit und Gesundheit sehr empfehlungswürdig ist. Eine Erfindung des berühmten Dr. *Franklin*. Vervollkommnet und gezeichnet von *Boreux*, Architekt und Ingenieur. 1803. 8 S. gr. 4. m. K. So viel es ohne Zeichnung möglich ist, wird man sich von diesem ganz einfachen Ofen aus folgender kurzen Beschreibung einen Begriff machen können. Da, wo die Stube durch eine Feuermauer von einem Kamine geschieden wird, macht man etwa 2½ Fuss hoch über dem Boden der Stube eine Oeffnung in den Kamin, und nun wird ein etwa 3 Fuss hoher eiserner Ofen so angerückt, dass er mit der hintern Wand noch etwas in die Mauer hineinsticht. Dieser Ofen hat eine doppelte hintere Wand, so dass beide hintere Wände ein paar starke Finger breit von einander abstehen. Aus dem Ofen geht zu oberst an der hintern Seite eine Oeffnung, welche auf die in der Feuermauer durchgebrochene Oeffnung passt, doch so dass der zwischen den beiden hintern Wänden verschlossene Raum hierdurch in keine Communication mit dem inneren Ofenraum gebracht wird. Dagegen wird eben dieser verschlossene, vom Vordertheil des Ofens abgesonderte Raum, oben durch [illegible] Seitenöffnung mit der Stube, und unten durch eine [illegible] nung und angesetzte Röhre mit der freyen Luft [illegible] Hause in Communication gebracht. Der Ofen i[illegible] einem Rost versehen. Indem nun Feuer über[illegible] schürt wird, wovon der Rauch und andere [illegible] tauglich gewordene Stoffe durch die obere [illegible] ziehen, wird die vordere von den be[illegible] des Ofens stark erhitzt, und hiermit zug[illegible] de zwischen den beiden Hinterwänden des Ofens befindlichen Luft beträchtlich erhöht; diese erhitzte Luft strömt daher oben in die Stube, und neue kalte Luft folgt von aussen durch die untere Oeffnung wieder nach, die dann in jenem Raume sogleich wieder erhitzt wird, so dass hierdurch beständig frische gesunde Luft im hohen Grade erwärmt in die Stube einströmt, wogegen verdorbene Luft aus der Stube durch den Ofen in den Kamin beständig abzieht. Was nun Hr. *Boreux* von der Güte dieses Ofens in Bezug auf die Gesundheit rühmt, ist völlig gegründet. Aber in Bezug auf den Namen eines Sparofens hat er sehr auffallende Mängel, und es lässt sich von ihm nichts weiter behaupten, als dass durch das an der hintern Seite angebrachte Behältniss zwischen den beiden eisernen Wänden, die mit den Kaminöfen unzertrennlich verbundene Feuerverschwendung ansehnlich vermindert werde. Der offene Weg des Feuers zur Kaminöffnung ist der Weg zur Verschwendung. Diesem Strome wird hier kein Hinderniss entgegengesetzt; es geschieht weiter nichts, als dass man die auf diesem Wege der Verschwendung vorüber eilenden Feuertheile, anstatt sie auf dem Wege der Sparsamkeit zum Ziele zu leiten, nur nöthigt, wenigstens auf dieser Flucht noch ein gutes Werk auszuüben. Diess besteht in der Erwärmung der durch das hintere Behältniss in die Stube einströmenden Luft. Der Vf. will zehn Jahre [illegible] mit diesem Ofen sein Wohnzimmer (im Dache des höchsten Hauses zu Dinant an der Maass, das den Nord- und Westwinden [illegible]setzt war!) Tag und Nacht *auch in den strengsten Wintern* [illegible] mit 3 Klafter Holz warm erhalten haben; das Z[illegible] 10 Fuss breit und 30 (dreyssig!) Fuss lang! Den [illegible] sollte man so etwas nicht versagen wollen, wenig[illegible] Glauben bey ihm zu finden hoffen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 12. April 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Calcutta u. London, b. Wilson u. Comp.: *The Persian Moonshee, by Francis Gladwin*, Esq. 1801. 106 einfache, 74 doppelte und 82 einfache Seiten. 4.

Die entscheidendste Empfehlung der persischen Sprachkunde und folglich auch eines solchen Hülfsmittel für dieselbe ist das vorangesetzte Decret des Bengalischen General-Gouverneurs vom 21. Dec. 1798. dass nach dem 1. Jan. 1801 niemand in die Dienste der ostindischen Compagnie in jenen Gegenden aufgenommen werden solle, der nicht zuvor in einem Examen hinreichende Bekanntschaft mit den dortigen Gesetzen und Verordnungen und mit den verschiedenen einheimischen Sprachen, welche auf seine Amtsführung Einfluss haben können, bewiesen habe. Deswegen wurde auch das gegenwärtige Werk an Ort und Stelle vornehmlich für diejenigen bearbeitet, welche um der Bedürfnisse des täglichen Verkehrs willen das Persische lernen wollen. Im ersten, dem grammatikalischen, Theil giebt der Vf. S. 5—19. in dieser Absicht ein vollständiges Syllabarium, um ordentlich buchstabieren zu lernen; hierauf folgen 13 Kupfertafeln, zur Uebung im Nachmalen der persischen Hauptzüge. Die Regeln von Pronomen, Nomen und Verbum sind in möglichster Einfachheit gegeben, und überall durch Paradigmen deutlich gemacht, auch die Namen der Zahlen, Monate etc. angehängt. Von S. 81—92. folgt in Kupfer gestochen der *Pundnameh von Sady* (Sadi's Sittenbüchlein) mit einer englischen Uebersetzung. Ganz der morgenländische Gnomen-Stil, dessen Unterscheidung von der Prose in einzelnen, oft auffallend metaphorischen Vergleichungen, in der Kürze der Sätze und Gegensätze, auch im Wohlklang der gewählten Worte und Endreime besteht. Leider aber ist ein glänzender Einfall meist von mehreren bloss schleppenden Zeilen umgeben, fast wie wenn jedesmal die schwere Ausgeburt eine Entkräftung zur Folge gehabt hätte. Wir wollen aus diesen leeren und sehr entbehrlichen Umgebungen einiges herausheben, was der Morgenländer als die „Perlen der Rede" ansieht.

Freygebigkeit ist die Tinctur, das Kupfer des Mangels in Geld zu verwandeln.

Demuthig ist der wahre Weise. Ein Zweig, je mehr er von Früchten voll ist, senkt sein Haupt zur Erde herab.

Wen der *Uebermuth* an der Hand führt, der fällt, so lang er ist, in die Grube. Für den Uebermuth bezahlt das Unglück die Zinse.

Um *Kenntnisse zu gewinnen*, verzehre dich selbst wie ein Licht. Suche den Umgang deines Todfeindes, wenn er weise ist, lieber, als den eines unwissenden Freundes. Die Köpfe der Unwissenden sind wie an den Flaschen die Stöpsel.

Dein Reich besteht, wenn du die *Gerechtigkeit* zur Mitregentin erhebst. Wünschest du ein Monument? Die Welt hat keinen besseren Baumeister als die Gerechtigkeit.

Tyranney ist der Herbstwind für das Paradies der Erde. Seufzer der Unterdrückten sind so heiss, dass sie Land und Meer in Flammen setzen können.

O mein Herz! erwirbst du *Zufriedenheit*: so bist du Monarch im Reiche der Ruhe. Bist du nicht reich: so bist du steuerfrey.

Umzingelt dich die Schlange der Kargheit: so hüte dich vor Vergiftung aus dem Becher des *Geizes*. Wirst du Sklave der Habsucht: so hast du die Früchte des Lebens dem Sturm hingegeben. Besässest du Karuns Reichthümer, du würdest wie ein Wolf immer nur auf Beute lauern, wie ein Esel unter der Last der Arbeit erliegen.

Die Rose der *Wahrhaftigkeit* ist ohne Dornen (?).

Geduld hat den Schlüssel zum Thor der Hoffnung. Sie ist die Eroberin dessen, was du begehrst.

Blick auf, o Mensch, zu diesem Gewölbe von Purpur und Gold. Es steht fest ohne Säulen und helle Fackeln leuchten darin! Hienieden aber macht das Schicksal dich zum Nachtwächter, jenen zum König etc. Doch schnell eilt diess Leben zum Ende.

Gute Früchte wachsen nicht aus schlechter Aussaat. Nichts ist in der Welt so gut, dass nicht das schlimme daraus erwachsen könnte.

Hänge dein Herz nicht an diese Erdenwohnung. Die frischen Winde, welche dich erquicken, treiben auch Wolken herbey und Regen.

Diess möchten so ziemlich die Perlen alle seyn, welche der berühmte Sadi in seinem Sittengedicht auf 10 Seiten zerstreut hat. Immer mag man sich der Ausbeute des morgenländischen Genius freuen, wenn sie ausgewählt ist. Aber, im Ganzen betrachtet kann sie nur der, welchem das Fremde als fremd und als ein mühsamer Erwerb desto theurer ist, für Reichthum erklären.

S. 95—104. sind Aufschriften von Firmans, Briefen, Contracten etc. Formulare von Wechseln, Klageschriften u. dgl. S. 106. 7. Proben arabischer Kaligraphie in Kupfer gestochen. Erwünschte Uebungsstücke auch für Gelehrte, die von Manuscripten entfernt leben.

Der zweyte Theil enthält zuerst 76 persisch-englische Erzählungen im leichten Stil, doch schon ohne Vocalzeichen. Die meisten drehen sich um irgend einen Zug von Schlauheit oder Witz. Ob sie alle von orientalischer Erfindung seyen, kann Rec. nicht be-

stim-

stimmen. Die 13te enthält eben das Urtheil, durch welches der Knoten in Shakespears Juden von Venedig gelöst wird. S. 30—42. folgen Nachrichten über alte Philosophen, von Emir Khowend Schach. Von griechischen, persischen etc. Weltweisen wird irgend eine moralische Geschichte, gleichsam als ihr Symbolum, erzählt. Die Geschichte der Philosophie kann nichts dadurch gewinnen. Wohl aber sieht man (z. B. in der Erzählung von Sokrates Tod) wie der Orientale, auch wenn er zu einer Nachricht einen fremden, historischen Stoff hat, alles in seine Localitäten und Ansichten travestirt. Von Plato, welcher am meisten gepriesen wird, ist als sein letztes Wort angegeben: Ich kam in die Welt durch Zwang, lebte in ihr unter Wundern, und gehe ab mit Abscheu: Diess nur weiss ich am besten, dass ich nichts weiss! — Die beiden letzten sind Saufertes (?), welcher ein Schüler von Aristoteles gewesen seyn soll, und Abu zer Jemeher, „der grösste Philosoph unter Nushirwan," dessen Vizier er gewesen seyn soll. Die Auswahl dieses Bruchstücks philosophischer Legenden möchte in jeder Rücksicht das am wenigsten Zweckmässige seyn. S. 44. bis 77. geben historische, ächt orientalische Nachrichten von Eigenthümlichkeiten in dem Betragen, der Hofetiquette, den Regierungsgeschäften, Reisen, Jagden etc. des Sultan Schah Jehan. Diese ganze Tagesordnung des Schah ist, auch abgesehen von dem blossen Zweck der Sprachkunde, leicht das interessanteste und sonderbarste Stück der Sammlung.

Der dritte Theil ist für den Zweck des Vfs. der nützlichste. Er giebt persisch-englische Gespräche über Gegenstände des täglichen Lebens. Nach all diesem aber unterliess es die englische Religiosität oder vielmehr die bey dem Engländer charakteristische Kirchenanhänglichkeit nicht, drey Kapitel aus dem Evang. des Matthäus anzuhängen, sogar neu aus dem Griechischen übersetzt durch *Will. Chambers*, Esq. und überdiess mit Anmerkungen zu einer — gelehrten — Rechtfertigung der Uebersetzung versehen, was επηρεαζειν und καρφος und τριβολος bedeute. Die Gottseligkeit ist unstreitig in allen Dingen gut. Aber die Gottesdienstlichkeit schärft, wie man auch aus diesem Beyspiel sieht, nicht immer den so nöthigen Sinn für das Passende und Zweckmässige. Hr. *Ch.* hat hier unstreitig auch „zur Unzeit" Gutes thun wollen. Das beste in seinen Anmerkungen ist S. 80. 81. ein Excerpt aus mehrern persischen Lexicographen über die Bedeutung des Worts حسكك τριβολος, welches auch von eisernen Fussangeln, die man dem Feinde in den Weg wirft, gebraucht wird. Auch die mehrmals und schon S. 4. vorkommende Bemerkung wollen wir nicht übergehen, dass nicht nur der Ausländer äusserst schwer oder gar nicht die verwandten Laute, wie ص und س, ذ und ز u. dgl. richtig aussprechen lerne, sondern dass selbst der Perser die aus dem Arabischen bloss für Worte von arabischem Ursprung aufgenommenen Buchstaben ث ح ص ض ط ظ ع ق selten so ausspreche, wie der Araber genau es erfodert.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CÖLN, b. Hammer: *Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur.* Nebst Bruchstücken aus einer Handschrift. 1803. 415 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Was *Herder* in der *Adrastea* Nr. 3. sagt: „Wir Deutsche gehen mit Stammbüchern umher die Sprüche und Maximen Anderer uns erbittend, so im Leben, so in der Literatur bey jedem Anlass" — das mag immerhin von den meisten unserer Sentenzen-Sammlungen gelten, auf das vorliegende Werk ist es gewiss nicht anwendbar. Alles müsste Rec. trügen, oder diese *Betrachtungen und Gedanken* sind das Werk eines berühmten deutschen Originalschriftstellers, der sich selbst durch seine Aeusserungen über *Russland* und durch die angehängten Fragmente aus einer *Handschrift* für jeden Kenner seiner frühern Werke hinlänglich charakterisirt zu haben scheint. Weit *entfernt*, eine sogenannte Blumenlese, eine gewöhnliche *Compilation* aus hundert andern Werken zu liefern, theilt er uns hier nichts, als die Resultate seiner eigenen Beobachtungen und seines eigenen Nachdenkens mit, in denen der Mann von grosser Welt- und Menschenkenntniss, der scharfsinnige Denker, und der originelle Schriftsteller unverkennbar ist. Mag er auch hier und da diesem zu kühn, jenem zu paradox, einem andern nicht immer ganz neu erscheinen, mag er in seinen politischen Urtheilen bisweilen zu hart, in seinen literarischen dann und wann vielleicht zu einseitig seyn; mag er endlich der Stärke und der Lebhaftigkeit des Ausdrucks, bisweilen die *Feinheit* und die Schicklichkeit desselben aufgeopfert haben (z. B. S. 1. 53. 64. 100. 240. u. s. w.), sein Werk enthält dennoch einen Schatz von neuen, grossen, erhabenen, begeisternden, überraschenden, und vortrefflich gesagten Gedanken, den man in wenig Büchern von diesem Umfange wiederfinden wird.

So bunt nun auch immer die Mischung derselben seyn mag: so lassen sie sich doch sehr leicht in *politische*, *philosophisch-moralische*, und *literarische* unterscheiden. Von allen dreyen mögen hier einige Proben stehn. I. *Politische*. S. 14. Der fanatisch-royalistische Schriftsteller ist mir eben so verhasst, als der fanatisch-democratische. Gewöhnlich vertheidigt der erste einen sultanischen Despotismus, und schadet einer guten Sache; der andere baut ohne Grund, und thut dasselbe. Beide sind nun ausser der Zeit. Der *erste* suche nur von dem Aeussern des *zweyten* etwas Gefälligeres und Gesetzlicheres anzunehmen: so wird alles recht gut gehen. Düstre, stolze Tapeten-Könige aus der spanisch-österreichischen Zeit sind jetzt nur für das Theater gut. Wir wollen jetzt *Menschen* unter der Krone sehen, und zeigen sie sich so — wer wagte aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen? S. 30. Wollte man die meisten Staaten den gallischen Entwickelungen, *so weit sie nützlich sind, und seyn können*, näher bringen: so müsste man das übrig gebliebene des Feudalsystems nach und nach ausrotten;

ten; wollte man *Rufsland* den übrigen europäischen näher bringen: so müfste man das Gegentheil thun, man müfste das Feudalfystem, in der besten Art, nach und nach einzuführen suchen, damit dieser Staat den Kreis der andern durchlaufen könne. S. 38—50. *Ueber Kaiser Alexander den ersten.* Vortreffliche Ideen, vortrefflich gesagt, um dieses einzigen Auffatzes willen wäre das Buch des Ankaufs werth. — Hier nur der Schluss. — „Ich habe nie über einen Regenten ein Wort geschrieben, nie einem geschmeichelt; werde ich es nun nach meiner Erfahrung, in meinen Jahren, gegen den zu thun wagen, den ich für den Edelsten der jetzt Lebenden seines Standes halte? Und warum sollte ich nicht sagen: *den ich liebe?* — Ich danke dem schönen Genius, der jetzt so *menschlich gut* über Rufsland herrscht, oder besser und wahrer, der es zu edlen Zwecken leitet, ich danke ihm den reinsten Genufs meines Geistes, im stillen Beschauen seines Wirkens, und Er ist der einzige Regent, dessen *Geschichtschreiber* ich seyn will; wenn ich so lange lebe, bis das Werk, das Er begonnen, etwas vollendeter da steht. Mein Glaube an seinen Geist, und sein Herz ist so fest, dafs ich überzeugt bin, ich werde dann nur nöthig haben, alles oben Gesagte durch eine Reihe schöner, weiser und zweckmäfsiger Thaten zu belegen." Als Gegenstück dazu lese man S. 128. was der Vf. über Despotie und Despotomanie sagt. II. *Philosophisch - moralische.* S. 3. Wenn ich auch die höchste und dünnste Stufe der skeptischen Leiter bestiegen habe: so führt mich immer die *Poesie* (im hohen Sinne des Worts) einige Stufen abwärts. Sie beweist den moralischen Sinn im Menschen, und diese schaffende, erhebende, beseligende Kraft konnte nur aus ihm entspringen. Alle Virtuosität, die Tugend selbst ist Poesie, und wird nur von den sanften, glänzenden Fittigen derselben emporgetragen, und gehalten; auch beweist der Lohn, den beide in der Welt finden, ihre nahe Verwandtschaft. S. 8. Bey keinem Volke hat die schöne und täuschende Idee von immer steigender Veredlung des Menschengeschlechts mehr gläubige Anhänger und Verehrer gefunden, als bey den Deutschen. Vielleicht darum, weil sie noch das moralisch beste Volk unter den cultivirten Völkern unserer Erde sind. Wer wird es nun einem edlen Manne verargen, oder seinen Glauben zu nah' an die widersprechende Erfahrung halten, wenn er diesen durch schöne dichterische Blicke und platonische Gedanken zu befördern sucht? Sein Glaube entspringt aus seinem Herzen, und hoffentlich auch aus dem Herzen seines Volks, und ist mit jener Poesie verwandt, von welcher ich oben sprach. S. 187. Wenn plötzlich das Wesen aller Wesen den dicken dunkeln Vorhang wegzöge, der uns seine Geheimnisse verbirgt, ich glaube, die Auflösung derselben würde so einfach erhaben seyn, dafs das Menschengeschlecht vor Bewunderung erstarrte. Ein recht kek vernünftelnder Philosoph würde vielleicht ärgerlich ausrufen: Ist es nur das? Und der Freche würde mit diesen Worten, ohne es zu wollen, das Höchste gesagt haben. III. *Literarische* S. 94. *Diderot* hat gezeigt, wie man über ästhetische Gegenstände schreiben mufs. Er entwickelt uns die tiefsten Geheimnisse der Kunst so klar und deutlich, dafs sie jeder versteht, und sich jeder ihrer erfreuen kann. Das *deutsche, schwerfällige; systematische, mit Terminologie beladene, auf Stelzen gehende, philosophisch-ästhetische Gewäsch*, der auf dunstender Kohlengluth aufgewärmte Enthusiasmus, womit sie es nicht vergulden, sondern verkupfern, ist von allem deutschen Gewäsch das unerträglichste für einen Mann, der an Klarheit gewöhnt ist. Diderot hat ihnen, ich sage es noch einmal, gezeigt, wie man mit Feinheit, Wärme und Bestimmtheit über diese Gegenstände schreiben kann, und seine Sallons enthalten nebst seinen Betrachtungen über die Malerey, die erste aller Poetiken und Rhetoriken nicht der Form nach, sondern des kräftigen, vollen und wahren Inhaltes wegen. Der Dichter und der Philosoph gehen hier vertraulich und leicht in der schönsten Verbindung zusammen, und keiner schadet dem andern. Nur *Lessing* kann neben ihm bestehen etc. — Fast möchte es aus dieser und einigen andern Stellen z. B. S. 79. scheinen, als ob unserm geistvollem Vf. auch über das baltische Meer hinüber etwas von unsern neusten *ästhetischen Staaren* zu Gehör gekommen wäre. S. 162. War je ein Dichter von der Natur zur Epopee mit allem ausgerüstet, was Grofses dazu gehört: so ist es *Schiller.* Seine besten Tragödien haben einen epischen Schwung, und hat sein Genie durch die bisherigen Kraftäufserungen nicht zuviel gethan: so wünschte ich herzlich, dafs ihm die Muse der Epopee in einer recht glücklichen Stunde erscheinen möge. S. 174. Ich habe viel grofse Männer und berühmte Schriftsteller genannt, aber noch nicht den reinsten moralischen Menschen, der mir in einem Leben von beynahe funfzig Jahren vorgekommen ist. Dieser war *Georg Schlosser* aus Frankfurt am Mayn. — In ihm hatte sich die menschliche Natur veredelt, und er selbst leitete sein ganzes Leben hindurch, alle seine erworbenen grofsen Kenntniffe nur auf diesen Zweck. Kein unreiner Faden läuft durch das reine Gewebe seines Lebens, und er führte ein sehr thätiges Leben. Ich möchte sagen, nur die Tugend war sein Genie, und machte es aus, so kräftig, so ganz, und vollendet stellte er sie dar. S. 168. Ist *Wielands* vortrefflichen, einzigen Gedichten ihrer Art, als Musarion, Oberon, den Rittergedichten, Mährchen u. s. w. herrscht eine griechisch-italiänische Phantasie, mit deutschem Gefühl erwärmt, und durch schöne, menschliche Philosophie veredelt. Ich habe ihn noch nicht als Dichter genannt, aber braucht man den zu nennen, der ganz Europa gezeigt hat, dafs die Grazien im Geleite schöner Weisheit, und doch ohne fieberhafte Ueberspannung, immer gefälliger Dichtung, feiner Sinnlichkeit und Harmonie der Sprache, auch in einem Deutschen sich vereinigt haben? Von allen unsern Dichtern ist er *derjenige*, welcher den Ausländern am meisten gefällt, und gefallen mufste. Seine Stoffe gehören allen Völkern, und liegen der Phantasie einer jeden gleich nah; und ob ihm gleich die Behandlung derselben eigenthümlich zugehört: so ist

sie doch dem Geiste jedes cultivirten Volkes angemessen. Wie viel könnte man nicht noch über ihn sagen? Es sey genug, wenn ich hinzusetze: Er allein hat den sanften Rosenschimmer über unsern Parnass gezaubert, der die grelle ernste Farbe derselben erheitert, und das düster erhabene, ihn oft verhüllende Gewölk erhellt." — Und dennoch — *Risum teneatis Amici* — meynt ein gewisser junger eben so lächerlicher als unverschämter ästhetischer Fanfaron einen solchen Mann mit zwey Worten zu vernichten! Wohl unserm geistvollen Verfasser, dass er seinen Namen verschwiegen hat, er würde sonst wohl gar von jenem possierlichen Kritikus mit *einem* Worte expedirt.

Wir schliessen mit einer Stelle, die unsern Vf. und sein ganzes Buch charakterisirt S. 138.: „Es gehört hohe moralische Kraft dazu, den Verstand durch Welterfahrung, durch thätiges Geschäftsleben, und in dem Umgange mit höhern Ständen aufzuklären, ohne dass das Herz in dieser Schule austrockne. Ich kenne darum nichts Interessanteres, als einen welterfahrnen Mann mit grauen Haaren, der nach ehrenvollem thätigen Leben zu seinen Verwandten und Jugendfreunden zurückkehrt, und den alle, obgleich die Zeit sein Aeusseres verwittert hat, doch noch an seinem gesunden Herzen, seinem Geist, Sinn und seiner Denkungsart wieder erkennen. Dieses nenne ich den Kern im Menschen aufbewahren, und darauf arbeite ich hin, überzeugt, dass der innere Mensch nie altert, wenn Verstand und Herz sich nicht trennen. Mir ist die Morgenröthe der Jugend noch nicht untergegangen, ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend: so ist sie um so sanfter und milder, und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem schimmernden Dufte schweben." — Gewiss wird niemand dieses Werk aus der Hand legen, ohne dem hohen edlen Sinne des Vfs. für Wahrheit, Tugend und Menschenglück, den er selbst da, wo ihn viele verlieren, zu bewahren wusste, die gebührende Hochachtung zu zollen. Und so gilt von ihm, was er S. 180. sagt: „wenn ein Mann ein Buch schreibt, in dem er eigene Gedanken und Erfindungsstoff verarbeitet hat, und wenn er dabey aufrichtig verfahren ist: so giebt er dem Publicum nicht allein einen Theil seines Selbst damit, er lasst es in sein Innerstes blicken, und überreicht ihm noch obendrein *das Maass* seiner moralischen Kräfte. Zerreisst sein Werk nur immer, er gab euch doch nur von seinem Ueberflusse, und das Ganze, das er in sich ausgebildet hat, bleibt ihm unversehrt." — Was die S. 284. anfangenden Bruchstücke aus einer Handschrift mit dem Titel: *das zu frühe Erwachen des Genius der Menschheit* anlangt: so können wir über dieselben kein bestimmtes Urtheil fällen; aber wenn der Vf. auch mit dem Dichter des *Giaffar* u. s. w. nicht eine und dieselbe Person seyn sollte: so ist er wenigstens ein sehr naher Geistesverwandter von ihm.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Hinrichs: *Karls und Emiliens vergnügte Spielstunden.* Oder: *neue Kinderspiele* für eine gesellige, muntere und lehrreiche Unterhaltung von *G. C. Claudius.* Dem Alter von 8—14 Jahren gewidmet. 1803. VIII. u. 280 S. 8. Mit 4 Kupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Heilbronn u. Leipzig, b. Class: *Neue Kinderbibliothek* von *G. C. Claudius.* 1803. 204 S. gr. 8. (16 gr.)

Die Idee zu dem angenehm und nützlich unterhaltenden Buche Nr. 1. ist vermuthlich durch Gutsmuths Spiele in dem Vf. geweckt worden. Das Ganze *soll* in zwey Bänden beschlossen werden, und die *Spiele* des ersten erwarten erst ihren vollen Aufschluss *und* weitere Anwendung im zweyten. Der Vf. dichtet, einige Familien hätten sich zu einer *Sonntagsgesellschaft* vereinigt, um ihren Kindern eine *passende Unterhaltung* unter ihren Augen und unter ihrer Mitwirkung zu verschaffen. Das erste Bändchen enthält fünf Spiele und gesellschaftliche Unterhaltungen über dieselben und bey Gelegenheit derselben. So wird bey dem Spiele: *Armer Blinder, kannst du rathen?* Hauy's Bildungsanstalt für Blinde in Paris, aus Meyer's Briefen aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs ausführlich geschildert und von den Uebungen der Blinden, durch Gefühl den Sinn des Gesichts zu ersetzen, wird Veranlassung zu ähnlichen Sinnübungen im Spiel genommen. (Auch den Taubstummen-Anstalten wird sich manche nützliche und angenehme Uebung abborgen lassen, z. B. eine eigne Art von Gefühlsprache, indem man Jemanden auf den *Rücken* schreibt, was dieser errathen muss). Die Dankbarkeit gegen Hauy's Verdienst um die blinde Menschheit giebt der kleinen Gesellschaft den Gedanken ein, dessen Büste zu bekränzen, worauf auch auf dem blauen Umschlag angespielt wird. Bey der letzten Unterhaltung; *die stummen Sprecher*, oder das Blumenspiel, dürfte die Spottsucht leicht zu viel Nahrung finden, wenn nicht sorgfältig vorgebaut wird.

Nr. 2. ist für Kinder von dem Alter zwischen 10 bis 12 Jahren zur Unterhaltung bestimmt. Man findet hier eine Umarbeitung von des Vfs. *Joseph Freeland*, einem Kinder-Robinson; vier kurze Erzählungen, und den Anfang eines kleinen Romans: *die Familie Willmann*, die allerhand häusliche Scenen zum Besten giebt und in folgendem Bändchen fortgesetzt wird. Es ist eine Unart und Täuschung, dass jetzt bey so vielen Büchern, wie den beiden, die wir angezeigt haben, nicht auf dem Titel angegeben wird, dass noch Theile folgen sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. April 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HERRMANNSTADT, b. Hochmeister: *Siebenbürgische Quartalschrift. — Siebenter Jahrgang. Erstes Heft* oder *Quartal.* 1799. S. 1—80. *Zweytes Heft.* 1800. S. 81—176. *Drittes Heft.* 1801. S. 177—272. *Viertes Heft.* 1801. S. 273—366. 8.

Der 4te, 5te und 6te Jahrgang dieser nützlichen Zeitschrift sind in der A. L. Z. 1800. No. 203. angezeigt. Rec. muss leider fürchten, dass dieser der letzte Band sey, den er durch eine gedrängte Anzeige bekannt zu machen hat. Denn, obgleich die Hn. Herausgeber sich am Schlusse dieses Jahrgangs wegen der Fortsetzung dieser periodischen Schrift weder bejahend, noch verneinend erklären: so hat doch Rec. die Nachricht erhalten, dass der Verleger den Druck dieser Quartalschrift nicht mehr fortsetzen wolle, weil sie nicht von einer hinlänglichen Anzahl Pränumeranten unterstützt werde. In der That ist es nicht wenig befremdend, in dem den ersten Heften dieses Jahrgangs angehängten Pränumeranten-Verzeichniss nur 28 Namen zu finden. Diese Zahl ist — zugegeben selbst, dass der bisherige Plan dieses Journals zu enge und meist nur für die sogenannte sächsische Nation berechnet war, — offenbar zu klein, wenn man auch nur an die grosse Zahl der sächsischen Pfarrer denkt, welche sich bey dem Genusse ihrer Zehend-Quarten besser als norddeutsche Pfarrer stehen, und doch wohl ein paar Gulden jährlich auf vaterländische Literatur wenden könnten. Rec. hofft jedoch, dass in den jetzigen der Literatur günstigen Friedenszeiten diese Zeitschrift in einer andern Gestalt, und bey einem erweiterten Plan, unter der Leitung eines einzigen geschickten Herausgebers, durch Theilnahme der sächsischen Nation nicht nur, sondern auch des Adels und der Honoratioren unter den Ungern und Szeklern, mittelst nachdrücklicherer Anwerbung von Pränumeranten zu einem neuen und lebendigern Daseyn erwachen werde. Auch die bisherigen Bände, deren Herausgabe zuerst Hr. *Filtsch*, als Rector zu Herrmanstadt, jetzt Pfarrer in Urwegen ganz allein, dann bey seiner Entfernung von Herrmannstadt, Hr. Abbé *Eder* und Hr. Conrector *Binder* mitbesorgten, haben der Staatskunde, Literatur und Geschichte von Siebenbürgen wichtige Dienste geleistet, welches auch die folgende Anzeige des 7ten Jahrganges bestätigen wird.

Erstes Heft. 1) *Sechster Beytrag zur Gelehrtengeschichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler,* aus den Handschriften des sel. *Seivert.* Dieser Beytrag enthält die Namen *Fasching, Felvintzi, Ferentzi, Forrö, Frosch, Füzeri, Gelei, Geleus, Gosárvári, Gyulafi, Gyulai, Haller, Hegyesi, Horváth.* So mangelhaft auch diese Seivertischen Nachrichten sind, (wie z. E. auch von dem berühmten Jesuiten *Fasching* viel mehr hätte gesagt werden können und sollen:) so sehr wäre es zu bedauern, wenn davon nicht alles von A—Z. gedruckt würde. Rec. fodert daher Hn. *Filtsch* auf, den Verfolg dieser Beyträge auf dem nächsten Wege, der sich ihm anbietet, z. B. in der Zeitschrift von und für Ungern im Druck zu liefern. 2) *Nekrolog.* Diessmal eine Nachricht vom Zeidner Pfarrer *Georg Draudt,* (Offenbar zu lang für eine siebenbürgische, also nicht bloss sächsische Quartalschrift) von *Samuel Kräutner,* Apotheker in Herrmannstadt, von *Matthias Göbbel,* Pfarrer zu Szakadat, und *Mich. Schindler,* Pfarrer von Hezeldorf. Von allen diesen hat nur Kräutner für das literarische Publicum Interesse, als ein in der Botanik und Chemie wohlbewanderter und wohlthätiger Mann. 3) *Vaterländische Anzeigen.* Ein kurzes Protocoll der Mvásákheser Gesellschaft für Ungrische Sprache; von ihrer 34ten bis 38ten Versammlung. Wie kommt es jedoch, dass man von dieser Gesellschaft, seitdem der junge Graf Dominik Teleki gestorben, Hr. Aranka von dem Secretariat derselben entfernt ist, und der Hr. Graf Mich. Teleki den Vorsitz, Hr. Mich. v. Székely aber das Secretariat übernommen hat, gar nichts mehr hört und sieht? — Nur reger und ungetheilter Eifer und Enthusiasmus für Literatur vermag solche Gesellschaften aufrecht zu erhalten. Unter den der Gesellschaft nach 1798. vorgelegten Ausarbeitungen verdienten mehrere die Bekanntmachung. So z. B. eine Untersuchung über die Herkunft und Verwandtschaft des Joh. v. Hunyad — *Jos. Takátsens* Elegie über die Ebene von Mohács — über den Titel des ungrischen Grosrichters Sarehas Decr. Lad. L. 3. C. 2. über die Siegel der 3 Nationen in Siebenbürgen u. s. w. — Beschluss der Anzeige der gräfl. Dominik *Telekischen* Reisebeschreibung — *Schlözers* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen, recensirt von Herder. — *Binders Methodus inveniendi Sinus Arcuum nplicium, n. numerum seu integrum, seu fractum significante* (1797. 16 S. 8.) wird angezeigt, und die zweckmässige Verfügung des evangelischen Consistoriums zu Herrmannstadt angefügt, zu Folge welcher jeder der künftigen Professoren des Herrmannstädter Gymnasiums vor dem Antritt seines Amtes eine Dissertation schreiben und vertheidigen soll — Anzeige von *Martini Bolla e Scholis piis Hist. universalis* 1798 et 1799. *Claudiopoli.* Zuletzt theilt Hr.

Hr. Conrector *Binder*, die vom evangelischen Pfarrer *Georg Akner* 1726 mit einem *Quadrante bicubitali* angestellten astronomischen Beobachtungen mit, zu Folge deren das sächsische Dorf *Alesch* (bey den Ungern Nagy-Szölös genannt) im Schäsburger Stuhle unter der Breite von 46° 17′ 55″ und das Dorf Zenderesch im Kükülloer Comitat (von den Ungern Szénaverös genannt) unter der Breite von 46° 13″ liegt.

Zweytes Heft. 1) *Franz Joseph Sulzer* über den wahren Standort der Trajanischen Brücke. Eine topographische Berichtigung zu seinem gedruckten Werke aus dessen hinterlassenen Handschriften gezogen, und mit Anmerkungen versehen von *Andr. Thorwächter* (Evangelischen Pfarrer zu Bolkatsch.) Hr. S. sucht durch topographische Data die auch schon von *Schwarz (ed. Plinii panegyr.)* geäusserte Meynung zu befestigen: dass die Trümmer bey Tscheleh, und nicht jene bey Szörénes die Ueberreste der Trajanischen Brücke seyen. Zu dieser Meynung bekennt sich auch der Herausgeber. Allein S. war bey aller seiner sonstigen Geschicklichkeit bekanntlich kein grosser kritischer Antiquar; er liebte in der alten Geschichte Hypothesen, und Hr. *Thorwächter*, der schwerlich alles, was *Marsigli*, *Mannert*, *Engel* über diesen Gegenstand geschrieben haben, gelesen oder den Procopius nachgeschlagen hat, der die Verschiedenheit zwischen der Beschreibung des Dio Cassius und des Grafen *Marsigli* hinlänglich aus dem veränderten Laufe des Stroms erklärt, masst sich in der Sache ein Urtheil an, das ihm schwerlich zukommt. Die bekannte Inschrift: *Providentia Augusti ... sub pigrum ecce rapitur et Danuvius* wird weder von *Mannert* noch von *Engel* als Beweis ihrer Meynung angeführt, vielmehr bezweifelt Hr. v. *Engel* deren Aechtheit ausdrücklich in der *Commentatio de Expeditionibus Trojani ad Danubium.* (Viennae 1794. 8. p. 223.) Doch wichtiger für das Publicum, als diese antiquarische Erörterung dürfte die Nachricht seyn, die Rec. davon geben kann, dass, da von Sulzers Dazien bekanntlich nur der geographisch-statistische Theil in 3 Bänden (Wien, b. Gräfer 1781. 8.) gedruckt ist, der historische Theil ebenfalls fast ganz vollständig bey der Wittwe des Seligen zu Kronstadt in Handschrift liegt, und nur auf einen billigen Verleger wartet, der sich um so eher finden sollte, da alle öffentliche und Privatbibliotheken, welche die erwähnten 3 Bände besitzen, auch den 4ten historischen anschaffen würden. Dieser dürfte zumal für die neuere Geschichte der Moldau und Wallachey wichtig seyn, da Sulzer sich lange in diesen Ländern aufhielt, die Wallachische Sprache verstand, und ungedruckte Chroniken benutzte. 2) *Die Bürgermeister von Mediasch* nebst einigen zur Aufklärung der Geschichte gelegentlich eingestreuten Bemerkungen (wahrscheinlich von Hn. *Bollmann*, Prof. in Mediasch.) Von gelegentlich eingestreuten Bemerkungen ist jene über die Erbgrafen (eine Art Patriciat) und über den Jacob Piso, einen gebornen Mediascher, Lehrer K. Ludwigs I. auszuzeichnen. 3) *Nekrolog.* Unter dieser Rubrik erscheint sowohl eine Lebensbeschreibung des verdienten Reichsgrafen *Joseph Teleki v. Szék*, von dessen Sohne *Ladislaus*. Diese gut gerathene kurze Biographie hat Rec. auch in einzelnen Abdrücken gesehen. Der sel. Graf *Joseph Teleki* hat seinen Namen unter den Gelehrten, als deren Mitgenossen, Wohlthäter und Beschützer er sich zeigte, und unter den Protestanten, deren warmer und unerschrockener Vertreter er unter vier Monarchen war, unvergesslich gemacht. Ohne Begierde nach Aemtern und Ehrenstellen, sagte er vor dem Throne Worte der treuen Wahrheit, und ward von vier Monarchen als treuer Vasall und als Wahrheitsfreund zugleich geschätzt. Durch den Ankauf der gesammten Cornidesischen Bibliothek hat er für die Freunde der Vaterlandskunde einen kostbaren Schatz aufbewahrt, den nun sein Sohn, der Hr. Graf *Ladislaus Teleki*, der Vf. dieser dankbaren Biographie besitzt, und ohne Zweifel dem Gebrauche der Gelehrten zugänglich machen wird. 4) *Vergleichung der Siebenbürgischen mit Wiener und Pariser Maassen*, von *Joh. Binder*. Eine nützliche Arbeit, so lange nämlich die Regierung die Verschiedenheiten in Maassen und Gewichten duldet. Denn z. E. in Wien bedeutet ein Eymer 40 Wiener Maass, in Ungern 30 Wiener Maass, in Siebenbürgen gar nur 8. Die Siebenbürgischen Kaufleute, meistens Armenier, kaufen die Waaren in Wien nach der Wiener Elle, und verkaufen sie in Siebenbürgen nach der um ⅕ kürzern siebenbürgischen Elle dennoch theurer als sie die Wiener Elle bezahlt haben. 5) *Literarische Anzeige* nämlich von *Ant. Mártonfy's* (19 Nov. 1799) *Initia Speculae Batthyanianae Albensis;* aber weniger gründlich als die in des Hn. v. Zach's Journale. Was aber bisher auf dieser südöstlichsten von allen Sternwarten Europens nicht geleistet worden ist, wird wohl künftig geleistet werden. Zwar setzt des verstorbenen Siebenbürgischen Bischofs, Ignatz Grafen v. Batthyáni Stiftungsbrief der Erweiterung der Wissenschaft dadurch Schranken, dass nach demselben der Director dieser Sternwarte immer katholisch, ja sogar ein Domherr des Karlsburger Kapitels seyn muss, (wodurch die neue Kategorie eines Canonicus Astronomus entsteht); doch sucht des jetzigen Hn. Bischofs, Joseph v. Mártonfy Excellenz der Sache dadurch abzuhelfen, dass er einen jungen Clerikus an der Seite des Wiener Astronoms Abbé's Triesneker unterrichten lässt, und wohl auch auf weitere Reisen schicken wird, damit er dereinst der Karlsburger Sternwarte mit Ehre vorstehe. — Was könnte es wohl auch schaden, wenn dieser Canonicus Astronomus einen protestantischen Gehülfen hätte, im Fall sich gerade ein solcher fände, der Gewinn für die Wissenschaft verspräche? 6) Ehrenbezeugungen. 7) Feyerlichkeit bey dem Namenstage des k. Gouverneurs Grafen Georg Bánffy im J. 1800, nachdem er von einer beschwerlichen Krankheit genesen war.

Drittes Heft. 1) *Die Bürgermeister v. Mediasch.* S. 182. einige Nachrichten von Laurent. Töppelt, einem

nem Mediascher, dem Vf. der *Orig. et Occaf. Tranff.* 2) *Von der Viehseuche in Schellenberg*, nahe am rothen Thurm Pass 1795 vom Schellenberger Pfarrer *Jacob Michaelis*. Der Vf. brauchte vor allen andern das bewährteste Gegenmittel, die Absonderung des gesunden Viehes vom kranken, dann zum Trank Gerstenwasser, als Medicin aber Breyklösse, die aus Schwefel, *Schneckenhäuschen*, Gliedwurzel, (*rad. Convallariae multiflorae*) und Gerstenbrey sonderbar genug zusammengesetzt waren. 3) *Nekrolog. Joh. Benj. Schmied*, Oberlieutenant beym k. k. Ingenieurcorps (erschossen 1798 25 Jul. vor Mantua). Auch diese Nachricht ist für eine *Siebenbürgische* Quartalschrift zu lang. Skizze zur Biographie *Joh. Hedwig's*, Prof. zu Leipzig, (geboren zu Cronstadt in Siebenbürgen 1730 gestorben 8 Dec. 1799) von einem seiner dankbarsten Verehrer in Siebenbürgen. Auf Männer, wie Hedwig war, wie Hr. Ob. v. Zach ist, kann ihr Vaterland stolz seyn, und die guten Köpfe Ungerns und Siebenbürgens, die das nicht leisten, was sie zu leisten wünschten, können sich damit trösten, dass sie es unter andern Umständen gewiss geleistet hätten. 4) *Historische Merkwürdigkeiten aus Burzenland* (d. h. aus Kronstadt und aus dem Kronstädter District, den der Burzelfluss durchläuft) von *L. J. Marienburg*, (Conrector zu Kronstadt.) Dieser fleissige Geschichtsforscher, der dem Vernehmen nach auch an einem *Diplomatario Barcensi* sammelt, macht uns hier A) auf *das alte Burzenländer Wappen* aufmerksam, welches er nach einem Siegel an einer Urkunde vom J. 1420 beschreibt. Es ist eine grosse silberne Lilie im schwarzen Felde; oberhalb rechts und links ein Stern, über dem ganzen Wappen eine offene Krone von zwey schwebenden Engeln gehalten. Hr. M. hat Recht, wenn er dieses Wappen, der Lilie und andrer Umstände wegen, wo nicht von Karl Robert, doch von Ludwig I. ertheilt glaubt. B) *Die Heldenburg (castrum Heltwen) im Burzenland*. Der Vf. zweifelt zwar an der Schlözerischen Behauptung, dass die Bevölkerung des Burzenlandes durch Deutsche nicht früher als im 13ten Jahrhundert durch die deutschen Ritter begonnen habe; indem alte Kirchenglocken noch Inschriften aus dem XI. Jahrhundert darbieten sollen, welches er weiter zu beweisen verspricht (und welches in der That auch einen umständlichern Beweis erfodert); die Erbauung der Heldenburg, 1 Stunde weit von Krisba, aber ist er geneigt, den belobten Rittern zuzuschreiben, obgleich er dieselbe nur in einer Urkunde vom J. 1377 zuerst erwähnt gefunden hat. Seine Gründe (S. 237) beruhen auf der Localität, wiewohl Rec. die Ordnung in der Darstellung umkehren würde. Rec. glaubt nämlich, die deutschen Ritter dürften zuerst Crucburg (d. h. Kreutz ohnweit Keisd, wie Rec. glaubt, nach dem Vf. aber *Nyén* ein schon im Háromszéker Stuhlsbezirk liegendes Dorf, welches dem Rec. unwahrscheinlich vorkommt) gegründet, hierauf die Verschanzungen am Altfluss bey Királyhalom (Königshügel) und Halmagy aufgeworfen, sofort die Heldenburg, Marienburg, Kronstädter Burg und Törzburg gebauet haben; denn so gieng ihr Vorrücken südöstlich wider die Cumaner immer vorwärts. 5) *Karl Christian v. Steinburg über die Bollmannische Muthmassung in Betreff der Silva Blaeorum et Bissenorum*, dass nämlich darunter das Vorwerk Thurzon im Repser Stuhl zu verstehen sey. Der Vf. zeigt das Unstatthafte dieser Muthmassung aus der Localität. 6) *Verhältniss der Stadt Kronstadt gegen die umliegenden Dörfer.* Einige besitzt Kronstadt als adliches Eigenthum mit den Rechten adlicher Grundbesitzer, worüber ein merkwürdiges Privilegium vom J. 1500 angeführt wird — andre freye sächsische Ortschaften heissen in alten Urkunden *Villae annexae* und bilden den Kronstädter District. Die Absicht dieses zweckmässigen Aufsatzes, wie besonders dessen Fortsetzung im 4ten Hefte ausweist, ist zu zeigen, dass es dem gemeinschaftlichen Heil der Stadt sowohl, als der freyen sächsischen Dörfer selbst am zuträglichsten, so wie der alten sächsischen Verfassung am angemessensten sey, wenn der Magistrat von Kronstadt eine nicht drückende, wohl aber zweckmässig leitende und beschützende politische und juridische Oberaufsicht über die Dörfer behält, und wenn daher die Dörfer auch ein billiges Quantum der Besoldung des Magistrats beytragen. Diese Meynung ist nach dem Urtheil des Rec. ganz gegründet, denn bey wichtigern politischen und rechtlichen Verhandlungen reicht dennoch die Kenntniss einer Dorfsmunicipalität (des Dorfhanns und der Aeltesten) nicht zu. 7) *Klinische Beobachtungen.* Von 2 Redlingerischen (Drastischen) Pillen sey der Bandwurm von einer Frau völlig abgegangen. Die beygefügten Anmerkungen eines Arztes sind zur gehörigen Würdigung dieser Beobachtung sehr dienlich. 8) *Literarische Anzeigen.* Die Ebene von Troja von *Lenz* (1798) wird deswegen auch hier angezeigt, weil S. 1—89 eigentlich vom Hn. Conrector *Binder* herrührt — *Dictionarium Latino-Ung. et Ungar. Latino Germ. d. Franc. Pariz. Pápai nova Ed. Haner de scriptoribus rerum Hung. oc. Transf. saecl. XVII.* — Ueber die Analyse der siebenbürgischen Gesundbrunnen. — *Eder Breviarium juris Transf.* und andere Werke, welche die Leser grösstentheils schon aus der A. L. Z. kennen.

Viertes Heft. 1) *Siebenter Beytrag zur Gelehrtengeschichte der Siebenbürgen, Ungern und Szekler*, umfasst den Buchstaben J. und die Namen *Jarai, Jassfalvi, Jasaberenyi, Illyés, Illosvanus, Intzédi, Istvanfi* (*Paul.*) Von diesen ist der Artikel *Illosvanus* der interessanteste, aber das Gesagte reicht bey weitem nicht hin, den Mann daraus kennen zu lernen. 2) *Verhältniss der Stadt Kronstadt zu den umliegenden Dörfern.* Fortsetzung und Schluss. Schade dass mehrere Urkunden nur verstümmelt, und wenige ganz gegeben worden. 3) *Ueber das Entstehen der Stadt Kronstadt*, vom Hn. *Georg v. Herman.* Kronstadt, bey den Burzelländer Sachsen *Kruhnen* genannt, ist nach einigen Kalender-Chroniken 1203 nach andern 1188 erbaut. Der Vf. ist geneigt, Kronstadt seiner ersten Gründung nach, für noch älter zu halten: er giebt zu verstehen, die Kronstädter seyen mit den übrigen Sachsen unter Geysa II. ins Land gekommen. Der Haupt-

Hauptbeweis beruht aber auf einer Urkunde vom J. 1181. laut welcher sich die Kronstädter bey dem K. Matthias Corvinus in allgemeinen Ausdrücken darauf beriefen: „*quod ipsi per divos reges Hungariae praesertim Geysam, Andream, Carolum, Ludovicum* .. *ab* „*omni solutione theloniorum in perpetuum exemti sint.*"— Wäre diess in und laut der Urkunde erwiesen, und nicht bloss angeführt worden: so hätte Rec. keinen Anstand, dem Hn. v. H. beyzutreten. Allein da unbestimmten Anführungen zu eignen Gunsten nicht zu trauen ist, und andre Urkunden vom J. 1211 von der „*terra Burza inculta et deserta* reden: so kann Rec. dem Vf. nicht beypflichten. 4) *Ueber den Raupenfrass* in den Kirschengärten bey Kronstadt. Die Kronstädter und Heltauer Kirschen sind in ganz Siebenbürgen berühmt: seit 10 Jahren verwüsten aber verschiedene (hier zum Theil naturhistorisch beschriebene) Raupen die Kronstädter Kirschengärten. Der Vf. theilt aus Feige's Anweisung zur sichern Vertilgung des Blütenwicklers u. s. w. (Berlin 1790) und aus eignen Erfahrungen Gegenmittel mit. 5) *Nekrolog. Joh. Gottl. Ziegler*, Pfarrer zu Bolkatsch, starb d. 3. Oct. 1798. *Mich. Conradt*, Pfarrer zu Doborka, st. d. 12 May 1780. Beide sind für das gelehrte und auswärtige Publikum nicht sehr interessante Männer. 6) *Literarische Anzeige von Scriptores rerum Transs.* T. II. Vol. I. Der Vf. dieser Anzeige hat dem Geschichtforscher durch das Schema der durch Hn. *Eder* in diesem Theil neu bekanntgemachten Urkunden einen guten Dienst geleistet. 7) *Bruchstück aus dem Tagebuch eines Reisenden.* Anlage eines 16jährigen Debretziner Schülers Erös zur Kupferstecherey und kurze Erwähnung von dem daselbst unter des Prof. Budai Aufsicht gestochenen und abgedruckten Schulatlasse. 8) *Lectionskatalog des Herrmannstädter Gymnasiums.* Mit Vergnügen sieht Rec., dass derselbe den Bedürfnissen der neuern Zeiten angepasst sey. Möchte nun auch die Herrmannstädter Stadtcasse die Besoldungen der Professoren so erhöhen, dass diese nicht genöthigt wären zum geistlichen Stande überzutreten, wenn sie sich so eben erst zu Schuldocenten gebildet haben. — Ein *alphabetisches Inhaltsverzeichniss von 7 Bänden* ist vom Hn. Conrector *Binder* gar zu summarisch auf 4 Seiten zusammengepresst worden.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Seeger: *Magazin für Kinder* zur Bildung des Herzens und Verstandes. Nach den Franz. der Frau le Prince *de Beaumont* frey bearbeitet, von *Hnr. Aug. Kerndorffer*. Dr. d. Philos. M. e. Kpf. 1802. XXIV u. 428 S. gr. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

2) Berlin, b. Nauck: *Contes moraux* tirés des Oeuvres de Mr. *Berquin*. Und mit einem zweyten Titel: *Lectures ou Recueil de Contes* tirés des Oeuvres de Mr. Berquin. Avec un Vocabulaire qui renferme toutes les phrases nécessaires à faciliter l'intelligence des contes. A l'usage des écoles par D. D. *Rosenau*. 1802. X u. 138 S. 8. (12 gr.)

Die Schriften der Frau von Beaumont und Berquin's sind hier auf eine sehr verschiedne Art für die deutsche Jugend zugerichtet; aus den letztern hat der Herausg. von No. 2. die anziehendsten Erzählungen ausgewählt und in der Ursprache nebst einer Phraseologie abdrucken lassen; die der erstern hat Hr. Kerndörffer nicht übersetzt, sondern ganz *frey* und nach einem eignen Plane bearbeitet. Er *verstieg* sich, wie es ihm beliebt sich auszudrücken, um vieles weiter, als Frau von Beaumont, und wollte der Jugend in diesem Magazin, das ziemlich *bändereich* werden dürfte, eine Encyclopädie der *wissenswürdigsten* Wissenschaften in die Hand geben. Moral, sittliche Lebensklugheit, Ausrottung verderblicher Vorurtheile, Naturgeschichte, Naturlehre, Erdbeschreibung, Geschichte, Technologie, neue Entdeckungen und nützliche Erfindungen, alles soll hier seinen Platz finden. Da sich Frau von Beaumont ein engeres Ziel gesteckt hatte und vornämlich für Frauenzimmer geschrieben zu haben schien, dagegen der Vf. beiden Geschlechtern nützlich zu werden sucht: so musste er natürlich vieles in Form und Materie der Urschrift abändern, und es ist dennoch aus der Urschrift das grösstentheils aus jungen Mädchen bestehende Personale, welches für die deutsche Bearbeitung nicht mehr passt, stehen geblieben. An die Stelle der Erzählungen aus der Bibel, womit Frau v. Beaumont so freygebig ist, sind Erzählungen aus der Geschichte der deutschen Vorzeit und überhaupt aus der Geschichte getreten. Diese mit Länderbeschreibung, Naturgeschichte, Physik, Technologie, Mythologie, Fabeln, Erzählungen u. dgl. wechseln in diesen Unterhaltungen einer Mme Weise mit ihren Pflegekindern ab. Dem Vortrage wünschen wir noch etwas mehr kindliche Einfalt (nicht kindisch tändelnden Ton) und Leben und weniger Periodologie, vorzüglich im Moralisiren. Wir stiessen auf einige Druckfehler, die mehrmals wiederholt werden, wie *Cacalus*, *Jocosta*. So wunderliche Erklärungen von Mythen, wie die S. 390 von Minotaurus, sind schlimmer, als wenn man gar nicht erklärt und nur erzählt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 13. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Marburg, in d. neuen akadem. Buchh.: *Handbuch der christlichen Dogmengeschichte* von *Wilhelm Münscher*, Consist. Rathe, Doctor u. Prof. der Theologie zu Marburg. *Dritter Band.* 1802. X. u. 558 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Theil dieses schätzbaren Werks ist von einem andern Rec. A. L. Z. 1798. Nr. 207. beurtheilt worden; von dem 1798 herausgekommenen *zweyten* Bande haben wir in den Erg. Bl. zur A. L. Z. 1803. Nr. 28. Nachricht gegeben. Der Rec. des *ersten* Bandes tadelte besonders an Hn. *M.*, „dass er die einzelnen Dogmen zur Bezeichnung der Anordnung gebraucht habe," und war der Meynung, dass diese Schrift „für die Berichtigung alter Vorurtheile und für die Aufklärung dunkler Regionen in der Geschichte des christlichen Lehrbegriffs nicht viel leiste." Allein in diesen Tadel können wir nicht einstimmen, da wir fest überzeugt sind, dass die blos *chronologische* Methode, wie sie von Einigen in Vorschlag gebracht und versucht worden ist, bey weitem den Gewinn nicht gewähre, der aus einer zweckmässigen Verbindung der chronologischen mit der Sachordnung hervorgeht. Hr. *M.* hat dieses dadurch zu erreichen gesucht, dass er der Geschichte der einzelnen Dogmen in jeder Periode (deren er *sieben* annimmt) eine *allgemeine Geschichte der Dogmatik* vorausgehen lässt. Unsers Bedünkens hätte zwar Hr. *M.* noch besser gethan, wenn er die ganze Geschichte der Dogmatik, wobey die von ihm aus der Kirchengeschichte herübergezogenen Perioden schickliche Ruhepunkte abgeben könnten, ununterbrochen geliefert, und sodann die einzelnen Dogmen, nach ihren Hauptveränderungen pragmatisch dargestellt hätte. Dadurch würde nicht nur die leichtere Uebersicht und fruchtbarere Auffassung des Ganzen ungemein befördert, sondern auch manche Wiederholungen (wir verweisen z. B. auf die Lehre von Gott Th. 1. S. 345—375. vergl. Th. 3. S. 277. ff.), welche bey dieser Methode beynah nothwendig sind, vermieden worden seyn. Aber dieser Unbequemlichkeit ungeachtet billigen wir es gar sehr, dass Hr. *M.* sich nicht damit begnügt hat. die Vorstellungsarten und Systeme der einzelnen Kirchenväter der Reihe nach aufzustellen, (wobey der Wiederholungen und unnützen Weitläuftigkeiten noch weit mehr vorkommen), sondern, dass er sich das Verdienst einer pragmatischen Zusammenstellung, die dem wissenschaftlichen Theologen und eigenem Forscher neue Untersuchungen und dem praktischen Gottesgelehrten fruchtbare Resultate gewährt, erworben hat.

In der Vorrede S. II—V. erklärt sich der Vf. „gegen diejenigen Gelehrten, welche tadelnde Einwürfe gegen die von ihm gewählte Abtheilung der Perioden gemacht haben." Es ist diess namentlich von *Ziegler* (in *Gabler's* Neuest. theol. Journal 1. B. 4. St. S. 325. ff.) und *Augusti* (Neue theol. Blätter etc. 2. B. 2. St. S. 12. ff.) geschehen. Hr. *M.* bedauert, „dass dabey vorausgesetzt ist, er habe seine Abtheilungen, ohne weitere Gründe dafür zu haben, auf ein Geradewohl aus der allgemeinen Kirchengeschichte herübergetragen." Dem Rec. scheint diess nicht so; er wenigstens ist weit davon entfernt, einem solchen Manne eine so unüberlegte Wahl zuschreiben zu wollen. Allein auch jetzt, nachdem Hr. *M.* seine Wahl gerechtfertiget hat, bleiben dem Rec. dieselben Zweifel gegen die Zweckmässigkeit jener Wahl übrig. Vollkommen wahr ist's, wenn der Vf. behauptet, dass jene Perioden dem Freunde der Dogmengeschichte nicht sowohl der kirchenhistorischen Thatsachen wegen, als vielmehr darum wichtig sind, weil um diese Zeit wichtige Veränderungen in dem Geiste und der Behandlungsart der Dogmatik vorgegangen sind, und dass also derjenige, der eine Geschichte *aller* Dogmen liefern will, sie zu Ruhepunkten machen müsse. Allein das alles gilt doch eigentlich nur von der *Geschichte der Dogmatik.* Da wird z. B. die Periode des Nicänischen Concils nicht sowohl wegen des Häretikers Arius, und der Verhandlungen über die Homousie des Logos, sondern vielmehr wegen des Normativen der ökumenischen Kirchenversammlungen, und wegen des symbolisirenden Geistes jenes Zeitalters wichtig. Aber in der Darstellung der einzelnen Dogmen, oder im speciellen Theil der Dogmengeschichte, will man ja eben nur die Veränderungen *dieser* Glaubenslehre erfahren. Warum soll nun die Lehre von Gott, von der Erbsünde u. s. w. Ruhepunkte selbst an solchen Stellen, wo keine Hauptveränderung entsteht, erhalten? Wir können also die Vertheidigung des Vfs. nur in Absicht auf den allgemeinen Theil der Dogmengeschichte gelten lassen. Hier aber sind wir ganz seiner Meynung.

Dieser *dritte* Band beginnt mit der *zweyten Periode: Vom Anfange der Arianischen Streitigkeit bis auf den Tod des Römischen Bischofs, Gregor's des Grossen, oder von dem Jahre* 320—604. Die I. Abtheilung S. 1—228. enthält die allgemeine Geschichte der Dogmatik. Auf den ersten Blick könnte es zwar scheinen, als ob die Bemerkungen über Staatsverfassung, Hie-

Hierarchie, Mönchswesen u. s. w. der Kirchengeschichte schicklicher hätten überlassen werden sollen. Indess hat sich der Vf. S. V. befriedigend über diese μεταβασις εις αλλο γενος erklärt: „weil die Hauptsache bey einer solchen Geschichte doch darin bestehen soll, die Grundsatze und den Geist, nach welchem die Dogmatik in jedem Zeitalter bearbeitet wurde, und die Umstände, welche hierauf Einfluss hatten, aufzufassen und darzustellen." Ueber den Geist und Einfluss des *Mönchswesens* finden sich S. 32—41. mehrere treffliche Bemerkungen, welche besonders jetzt, wo eine gewisse philosophisch - theosophische Schule sich zum unbedingten Vertheidiger der Möncherey aufwirft, Aufmerksamkeit verdienen. Auch jetzt hört man selbst Protestanten sagen, das Mönchsleben sey „die wahre, die höchste, die göttliche Philosophie, gegen welche also alle menschliche Wissenschaft sehr weit zurückstehen müsse." Die Ausdrücke, deren sich *Theodoret* in seiner ιστορια Φιλοθεος so häufig bedient, stimmen vollkommen mit den neuesten Lobeserhebungen überein. Mönche sind της Φιλοσοφιας αθληται; Klöster aber της Φιλοσοφιας Φροντιστηρια und της ακρας και θειας Φιλοσοφιας γυμνασια. Schade nur, dass diese neuen philosophischen Athleten, wenigstens in Deutschland, in Gefahr stehen, ihr Reich, das nicht von dieser Welt ist, zu verlieren und ihre geweihten Kampfsplätze verlassen zu müssen, wo sie sich denn bald in der grosseu Welt verlieren werden! Auch Rec. stimmt Hn. *M.* bey, wenn er S. 35. in der Note sagt: „Die Geschichte des Mönchswesens, die von den Katholischen und den Protestanten grösstentheils partheyisch behandelt worden ist, dürfte einer sehr interessanten Bearbeitung fähig seyn, wenn sie einen unbefangenen philosophischen Bearbeiter fände. Wie für den Anatomen widernatürliche Körpergestalten die merkwürdigsten sind, so geben auch seltsame Verirrungen des Geistes dem Menschenbeochter die lehrreichsten Aufschlüsse." Die Bemerkungen über den *Einfluss der Philosophie* S. 53. ff. *Tradition* S. 132. ff., so wie über die *Kirchenlehrer* dieser Periode S. 196. ff. haben dem Rec. vorzüglich gefallen. Mit Recht wird dem helldenkenden und kraftvollen *Augustinus* ein eigener Paragraph (§. 50.) gewidmet, worin er gegen die Verunglimpfungen der neuern protestantischen Theologen, die bey seiner Beurtheilung immer nur an den, ihm freylich nicht zur Ehre gereichenden, Streit mit dem Pelagius denken, nachdrücklich in Schutz genommen wird. Der Vf. räumt ihm in der Reihe der Kirchenväter unter den Denkern die erste Stelle ein. S. 220. ist von dem grössern Religionsunterricht (λογος κατηχητικος ὁ μεγας) des *Gregorius von Nyssa* die Rede. „Diese Schrift, urtheilt Hr. *M.*, ist der einzige Versuch einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Dogmatik, welchen dieses Zeitalter aufzuweisen hat." Wir hätten gewünscht, dass der Vf. einige Hauptmomente aus dieser wichtigen Schrift, worin Gregorius die in den Unterricht gehörigen Dogmen *philosophisch* zu erweisen bemüht ist, ausgehoben hätte. Rec. kann sich nicht enthalten, eine Stelle daraus, die den denkenden und mit den Bedürfnissen seines Zeitalters innigst vertrauten Mann documentirt, den Lesern zum Genuss darzubieten: Ου μεν αυτος της διδασκαλιας τροπος επι παντων ἁρμοσ των προσιοντων τω λογω· αλλα τας των θρησκειων διαφορας μεθαρμοζειν προσηκει την κατηχησιν. Προς τον αυτον μεν ὁρωντας τυ λογυ σκοπον, ουχ ὁμοιοτροπως δε τας κατασκευας χρωμενοις· αλλαις γαρ ὑποληψεσιν ὁ Ιυδαϊζων προειληπται καὶ τω Ελληνισμω συζων ἑτεραις· ὁτε Ανομιος καὶ ὁ Μανιχαιος, καὶ ὁι κατα Μαρκιωνα καὶ Ουαλεντινον καὶ Βασιλιδην καὶ ὁ λοιπος καταλογος των κατα τας ἁιρεσεις πλανωμενων, ιδιαις ἑκαστος ὑποληψεσι προσειλημμενων αναγκαιαν ποιυσι την προς τας εκεινων ὑπονοιας μαχην· κατα γαρ το ειδος τυ νοσυ τον τροπον της θεραπειας προσαρμοστεον." S. Gregor. Nyss. Opp. T. II. p. 475. (Ed. Paris. 1615. fol.). Wenn Hr. *M.* S. 221. Theodoret's επιτομη ἁιρετικης κακομυθιας durch: „*Werk von den ketzerischen Fabeln*" übersetzt, so drückt diess offenbar das Original nicht stark genug aus, da es das *heillose, verdammungswürdige Fabelwesen der Ketzer* seyn sollte.

Die *zweyte* Abtheilung, oder die *Geschichte der einzelnen Dogmen* enthält drey Abschnitte. 1) *Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums.* Am ausführlichsten hat sich der Vf. mit den Einwürfen des Apostaten *Julianus* beschäftiget, über dessen gelehrte Bildung und Charakter man einige eingreifendere Bemerkungen, als die S. 259. mitgetheilten sind, wünschen möchte. 2) *Lehre von Gott, seinen Eigenschaften und Werken.* (Mitgenommen ist zugeich die Lehre von der Schöpfung, der Engeln, Dämonen, der Vorsehung und Theodicee). S. 286. berichtiget der Vf. eine historische Unrichtigkeit, welche *Wundemann* (Th. 1. S. 130.) dem sel. *Cramer* nachschrieb: dass *Victorinus*, ein Schriftsteller des vierten Jahrhunderts, in seiner Schrift wider die Arianer einen kosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes geliefert habe, welcher auch *in extenso* mitgetheilt wird, da doch in *Fabii Marii Victorini* (im vierten Jahrhundert) Buch: *de Trinitate* kein Wort davon steht, sondern in der ähnlichen Schrift des *Richard a Sancto Victore* im zwölften Jahrhundert!! 3) *Lehre von der Trinität.* Mit Recht der ausführlichste Theil, weil in diesem Zeitraum, unter unzählichen Kämpfen und bey einem bewundernswürdigen Aufwand von Scharfsinn und Feinheit der Speculation, das System von numerischer Einheit und persönlicher Verschiedenheit der heiligen Trias, wie es viele Jahrhunderte hindurch nachgesprochen wurde, sich ausbildete. Wir müssen dem Vf. das Zeugniss geben, dass er diese verwickelte Materie mit viel Gelehrsamkeit, Bündigkeit und fasslicher Darstellungsgabe behandelt habe. Indess glaubt Rec. auf der andern Seite doch auch, dass sich, unbeschadet der Deutlichkeit, Manches *kürzer* hätte zusammenfassen lassen; ja, er kann nicht umhin, Hn. *M.* darüber in Anspruch zu nehmen, dass er zu weit in's Gebiet der *Kirchengeschichte* hineingegangen ist. Namentlich ist diess §. 45. 48. 64. 65. 66. u. a. der Fall. Rec. hat des Vfs. Abhandlung: *Ueber den Sinn der*

der *Nicänischen Glaubensformel* in *Henke's* N. Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. 6. B. 2. St. mit Vergnügen und Beystimmung gelesen; für den gegenwärtigen Zweck scheint aber S. 380. ff. etwas zu viel daraus entlehnt zu seyn. S. 379. Wird die Erklärung des Arius; dass der Sohn ατρεπτος και αναλλοιωτος sey, angeführt, ohne dass dabey der Unterschied beider Ausdrücke bemerklich gemacht ist. Ατρεπτος bezieht sich auf die Veränderung des Wesens; αναλλοιωτος aber auf die Veränderung des Willens. S. 440. wäre zu bemerken gewesen, dass die Arianer den *Brief an die Hebräer* verwarfen; S. *Epiphan.* Opp. T. I. p. 760. (Ed. Petav.) obgleich Arius selbst sich auf Hebr. 3, 2. berief. Ibid. p. 336. Rec. würde S. 448., wo von den Vernunftbeweisen der Arianer und seiner Gegner (besonders des Athanasius) die Rede ist, die Sache kurz so zusammengefasst haben: Athanasius war glücklicher in den *Antithesen*, als in den Thesen, wo er oft gerade in denselben Fehler fiel, den er antithetisch an seinen Gegnern siegreich rügte. S. 79. u. a. steht „das Buch des *Syrachiden*" unrichtig statt *Sirachiden* (Σειραχ oder Σιραχ). Mehrere Bizarrerien der Orthographie, welche in den ersten Theilen vorkommen, z. B. *Sele*, *Merkmaale* u. a. sind jetzt vermieden, so wie überhaupt der Stil gar merklich gewonnen hat. S. 531. hätte der Ausdruck: „*der Benediktiner Herausgeber*" leicht mit einem andern minder schwerfälligen vertauscht werden können. Statt der ungewöhnlichen Uebersetzung der griechischen oder lateinischen Büchertitel z. B. S. 201. *Anker.* S. 274. *Stadt Gottes* u. a. würde die Anführung des Original-Titels literarisch richtiger seyn. Wir wünschen, die Fortsetzung dieses brauchbaren Handbuchs recht bald anzeigen zu können.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Königslutter, b. Culemann: *Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Festtage des Jahres von Jakob Christian Wieland*, Abte zu Amelunxborn, Generalsup. im Weserdistricte, und erstem Prediger zu Holzminden. *Erster Band.* 1801. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Riga, b. Hartmann: *Predigten über freye Texte.* Von *August Albanus*, der W. W. Doctor, zweytem Wochenprediger der deutschen Stadtgemeinde, wie auch Inspector und Rector der Domschule zu Riga. *Erster Band.* 1802. 314 S. 8. (Vom Neujahrs-Tage bis zum Trinitatis-Feste). (1 Rthlr. 12 gr.)

Zwey Sammlungen von Predigten, welche zwar an Form und Gehalte einander nicht gleich sind, aber doch auch nicht so ungleich, dass wir sie nicht neben einander stellen dürften. Die Predigten von Nr. 1. sind über die gewöhnlichen Perikopen gehalten, bey denen von Nr. 2. steht an der Spitze ein freyer Text meistentheils nur als Motto. Doch ist auf jeden der Sonn- und Festtage, welche der Titel andeutet, eine Predigt gerechnet, in welcher auch bisweilen auf das Dogma des Tages Rücksicht genommen wird. In den Predigten der ersten Sammlung zeigt sich, was der Vf. als Prediger leisten kann, in denen der zweyten ahnet man lieber, was er leisten werde, doch findet man auch in ihnen lautere Religions- und Christenthumskenntniss, einen praktischen Sinn, und einen grossen Reichthum an Ideen; aber die erstern zeichnen sich durchgängig durch eine gereifte Beurtheilung dessen aus, was auf die Kanzel gehört und wie es gesagt werden muss. Sie sind in der That ein schätzbares Andenken des Vfs. für die Gemeine, bey welcher er in Braunschweig stand, aber auch ein dankenswerthes Geschenk für das grössere Publicum. Die abgehandelten Sätze sind zwar meistentheils oft genug in Predigten bearbeitet worden, aber die Ausführung des Vfs. ist anziehend, lichtvoll, und beredt, obgleich nicht rednerisch. Die wohlgeordnete, leicht zu übersehende Eintheilung der reichhaltigen Materialien und das Anspruchslose in der Behandlung derselben macht diese Sammlung auch jungen Predigern zu ihrem Studium empfehlungswerth. In Darstellung der positiven Christenthumslehren und Hindeutung auf kirchliche Meynungen ist der Vf. bey aller Freymüthigkeit sehr vorsichtig, und wird nicht leicht einem Andersdenkenden wehe thun. Etwas zu nahe an religiöser Schwärmerey streift er vorbey in der Predigt: *Von dem fortdauernden Andenken unserer verstorbenen rechtschaffenen Freunde an uns*; worin er nicht nur dieses wahrscheinlich zu machen sucht, sondern auch meynet, die Verstorbenen würden auf mancherley Wegen zu erfahren wissen, was auf Erden vorgehe. Rec. findet diese Materie wohl zu einem interessanten Gespräche in geselligen Zirkeln religiöser Freunde, aber nicht für einen Kanzelvortrag geeignet. — Wir zeichnen noch einige sehr wohl abgehandelte Themata aus: *Zur richtigen Beurtheilung des vielen Bösen, welches in der Welt geschieht*, über Matth. 2, 13. ff. *Von der Achtung gegen öffentliche Armenanstalten*, über Matth. 2, 1. ff. *über die wichtige Wahrheit: Kinder sind Kinder*, Luc. 2, 41. ff. *Von dem christlichen Glauben an eine ewige Belohnung des Guten, als einem Beförderungsmittel einer uneigennützigen Tugend*, über Luc. 2, 13. ff.

Der Vf. von Nr. 2. sagt in der Vorrede, dass ein Theil dieser Predigten in Wochenversammlungen, meistens vor Zuhörerinnen; der andere zwar an Festtagen, aber vor Leuten aus den niedern Volksclassen gehalten worden sey, und dass dieses Einfluss auf die Wahl der Materien und die Behandlungsart gehabt habe. Wir hätten diesen Einfluss, insbesondere auf die Behandlungsart, anders gewünscht. Das weibliche Auditorium scheint den Vf. zu einer poetischen Sprache und malerischen Darstellung, und diese zu mancherley Uebertreibungen veranlasst zu haben. Er hat es oft bloss auf Rührung angelegt, ohne im geringsten für Belehrung zu sorgen. Die Predigt z. B. welche für den Sonntag Palmarum angezeigt ist, *der verurtheilte Jesus* ist nichts anders als die Erklärung

eines poetischen Gemäldes von der Verurtheilung Jesu durch Pilatus. „Da steht er nun," hebt der Vf. S. 238. an, „der gegeifselte, der verspottete, der verurtheilte Jesus Christus! Da steht er vor seinen Mördern und Peinigern — der einzige Mensch unter so vielen Menschengestalten! Da stehet er wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden soll und verstummet. (In diesem Lammsgesicht findet aber Hr. Albanus bald darauf ausserordentlich viel Ausdruck.) Um ihn her Schaaren schadenfroher Gesichter, die ihn *angrinzen* mit den Verzerrungen der siegenden Bosheit. — Dort Kaiphas an ihrer Spitze, mit der scheinheiligen Larve, und unter allen der Einzige, den der Verurtheilte kaum des Anblicks würdiget. Hier Pilatus mit den *gewaschenen Händen* und dem ewig befleckten Gewissen, es nicht wagend, dem Auge seines Verurtheilten zu begegnen. — In der Entfernung jenseits die Freunde Jesu und sein Johannes und seine Mutter, starr und versteinert, und können noch nicht weinen! — Und da hoch oben über Allen, Gott, der gehört hat das Verdammungsurtheil u. s. w. Lasset uns bey diesem Gemälde verweilen, es ist das einzige in seiner Art, seit dem die Welt erschaffen ist; öffnet die Augen eures Geistes und betrachtet es mit unverwandten Blicke." Nun fängt der Vf. an, die Mienen eines jeden zu deuten, und schildert die Empfindungen, von welchen sie der Ausdruck seyn sollen. Da liest er denn z. B. in dem Gesichte Jesu unter andern auch mit Rücksicht auf die Frau des Pilatus: „möchte ich dein gutes Weib trösten können, die über mich, ach die über dich weinen wird." — Ein Blick des *Römers* Pilatus auf Kaiphas soll soviel sagen, als: „Welch ein Mensch dieser Hohepriester, der Erste seiner geistlichen Würde nach, und auch der Erste seiner *satanischen* Bosheit nach!" — Mit der Gattin des Pilatus macht sich Hr. *A.* viel zu schaffen. Noch in dieser Predigt läfst er, „ihre lieblichste Gestalt ihres Mannes bösem Gewissen zu einer quälenden Furie" werden; und in einem andern Vortrage: *dass die Verläumdung ihren Trost für den Verläumdeten selbst mitbringt*, wird der Warnung, welche sie ihrem Manne geben liefs, wieder zweymal ein grofses Gewicht beygelegt. In dieser zuletzt angeführten Predigt giebt es der Uebertreibungen unerträglich viele, und *Hr. Alb.* weifs kaum lebhaft genug zu schildern, wie sehr Jesus dadurch müsse getröstet worden seyn, dafs er unter so viel tausend heuchlerischen und boshaften Menschen doch zwey aufrichtige Herzen gefunden habe, von denen seine Unschuld anerkannt worden sey, den Pilatus, der ein männliches und starkes Wort für ihn geredet habe, und seine tugendliebende Gemalin. — Wir müssen noch zwey andere Fehler rügen, welche die sonst in mancher Hinsicht nützlichen Vorträge des Vfs. entstellen; und wir bitten ihn, bey künftigen Predigerarbeiten gegen dieselben auf seiner Hut zu seyn. Der erste ist ein bis zum Lächerlichen getriebenes *Teleologisiren*, was durch die pomphafte Sprache noch auffallender wird. Die sehr viel Gutes enthaltende Predigt: *Ueber die bewundernswürdige Einrichtung der menschlichen Natur;* ist in dem Ton der Anschlagezettel eines französischen Artisten bearbeitet. Wer kann folgende Stelle ertragen: „Wir würden essen und trinken *müssen*, wenn auch Speise und Trank durch die herbste Bitterkeit uns widerlich gemacht würde; wir *müssten* es, weil es unsere unerlässliche Pflicht ist, Gesundheit und Leben zu erhalten. Aber in *Vergessenheit* brachte unser Vater im Himmel die immerwährende Vorstellung von *Pflicht*, die als Pflicht betrachtet, schon durch ihre unaufhörlich zu wiederholende Erfüllung lästig und unerträglich werden würde; er vertilgte gewissermafsen den Gedanken an Pflicht durch die Annehmlichkeit der Nahrungsmittel. Und damit auch derselbe Wohlgeschmack durch beständiges Einerley nicht seinen *Reiz* verlieren möge, so giebt es für uns eine solche *Menge* der verschiedensten Lebensmittel, dafs wir täglich durch neue Zusammensetzungen immerfort *des lieblichsten* Wohlgeschmackes uns erfreuen können." — Der andere Fehler ist ein Hin- und Herschwanken in dogmatischen und moralischen Meynungen und Urtheilen. — So würdig sich Hr. *A.* über Gott auszudrücken pflegt: so schreibt er doch S. 257. „Sie (die *Juden*) rufen Gottes Rache selbst über ihr und ihrer Kinder Haupt herab! Ja, Gottes Rache ist über ihr Haupt herabgekommen und drückt sie noch." — In der 29sten Predigt: *Wie weit wir es in der Vollkommenheit schon in diesem Leben bringen können* (sollte heifsen: von den verschiedenen Stufen der Vollkommenheit u. s. w.) sagt der Vf.: „Mehr verlangt weder die Vernunft, noch der erklärte Wille Gottes von uns; beide fodern nicht, dafs der Mensch, so lange er in diesem zerbrechlichen Leibe wallet, sich zur ganz reinen Uneigennützigkeit in der Erfüllung seiner Pflichten erheben soll." In der folgenden Predigt wird aber von dem ächten Wohlthäter verlangt, (S. 501.) dafs er sich durchaus keiner andern Absicht bewufst sey, als seiner Pflicht Gnüge leisten und Gutes aufser sich stiften zu wollen. — Nach der 29sten Predigt ist der Vf. der Meynung: die meisten Christen stünden auf der Stufe der Vollkommenheit, dafs sie nicht mehr mit Wissen und Willen nur pflichtwidrige Handlungen, auch nicht in Sachen von minder wichtiger Bedeutung begiengen. Dieser Behauptung wird auf allen Seiten in den übrigen Predigten und zwar mit Recht widersprochen. — Wenn der Vf. künftig seine Phantasie mehr zügeln, und seine Begriffe mehr läutern und schärfer bestimmen wird, so werden seine Predigten gewifs weit besser als diese den Zweck christlicher Religionsvorträge erreichen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Neuestes theologisches Journal*, herausgegeben von Dr. *Joh. Phil. Gabler*. 1800 u. 1801. *Fünfter* Band 640 S. *Sechster* Band 656 S. *Siebenter* Band 668 S. *Achter* Band 632 S. 8.

Wir fassen diese vier Bände von den letzten beiden Jahren wieder zusammen, und suchen die darin befindlichen Auffätze so kurz als möglich zu beurtheilen. Im 5ten Bd. 1 St. find zwey Auffätze von dem Herausg. und Hn. D. *Vogel*, welche sich auf das philosophische Journal von *Fichte* und *Niethhammer* beziehen, und für das objective Daseyn Gottes streiten. In dem ersten erklärt sich der Herausg. gegen den Fichte'schen dogmatischen Idealismus als eine widernatürliche Ansicht der Dinge mit Recht, so wie gegen die Ausfälle des philosophischen Journals auf ihn und sein Journal: allein er scheint sich über jenen Idealismus in Beziehung auf die christliche Theologie hin und wieder etwas zu stark auszudrücken. Wenn es z. B. S. 4. heisst: „die christliche Religion „fetzt das objective Daseyn Gottes voraus. Sie würde „also aufhören, eine *vernünftige* Religion zu seyn, „so bald die Gründe für den Idealismus überwiegend „wären, und ein vernünftiger Religionslehrer könnte „nicht mehr mit gutem Gewissen und ohne den Heuchler zu spielen, *christlicher* Theologe seyn. — Als„dann müfste auch das theologische Journal aufhören, „ein *christliches* zu seyn; denn es würde für den Her„ausg. eben so subjectiv *unvernünftig* seyn, das ob„jective Daseyn Gottes ferner noch zu glauben, so „wie es ihm bis jetzt subjectiv unvernünftig ist, das „objective Daseyn Gottes zu leugnen u. s. w." Da jener Idealismus nur *eine* Art philosophischer Ansichten der Dinge ist: so schliesst eine jede andre Art von Ansicht noch nicht gleich *alle Vernunft* aus. Selbst aber auch bey der Anwendung jenes Idealismus auf die christliche Religion würde diese doch noch immer *vernünftig* und *christlich* bleiben, in sofern sich derselbe eine *moralische göttliche Vorsehung* sehr gern gefallen lassen würde, welche die Grundlage jeder wahren Religion, also auch der christlichen, ist. Nur würde von dem biblischen Realismus etwa eben so abstrahirt werden müssen, als man in der Theologie von dem unphilosophischen Anthropomorphismus derselben schon längst abstrahirt hat. — Hr. *Vogel* giebt im zweyten Auffatze eine *Bestätigung des theoretisch-praktischen Beweises vom objectiven Daseyn Gottes* gegen die Aeufserungen des Hn. Ritter und der Herausgeber im philosophischen Journal 10 B. 3 Heft über seinen im theologischen Journal 2 B. 1 St. geführten Beweis. Ueber diesen Beweis selbst haben wir schon in der Recension jenes Bandes des theologischen Journals geurtheilt. Er gründet sich auf eine Deduction der *Vernunftnothwendigkeit*, wofür wir lieber *Vernunftmäfsigkeit* substituiren würden. Der anmaafsende Ton jenes Journals wird mit Recht zurück gewiesen, und hat sich als unerträglich schon selbst überlebt. — Im 2. St. *Ueber den ersten Erfinder der Lüge, dafs der Kurfürst Johann von Sachsen kurz vor seinem Tode zur katholischen Religion zurückgekehrt sey*, vom *Herausg*. Wenn nach Plank (Gesch. d. prot. Lehrbegriffs B. 3. Th. 1. S. 239. Anm. 63.) zwischen Andr. Fabricius und Joh. Nas von Brixen entschieden werden soll: so hat sie jener zuerst erzählt. — Im 3 St. *Ueber die verschiedenen möglichen Gesichtspunkte des Für und Wider bey der Fichteschen Gotteslehre*, von *Vogel*, als Einleitung zu einer Recension von 15 Schriften über die Fichtesche Gotteslehre. *Kritische Untersuchung über den Text des Cod. Uffenbach. 2. Wetst. 53.* vom *Herausgeber*. Diese schätzbare Probe einer sorgfältigen kritischen Untersuchung über den Werth eines Codex giebt das Resultat, dafs wenn gleich dieser treffliche Codex nicht über das 8 Jahrhundert hinaus geht, er doch wohl eine genaue Abschrift eines uralten Codex seyn mufs. Dieser gehörte entweder schon zu einer eignen alten Recension, oder er bildete erst selbst eine eigne Recension, wenn er ein *Codex criticus* war, welcher aus verschiedenen alten Handschriften die Lesarten, die ihm die vorzüglichsten schienen, auswählte, und dadurch einen eignen Text bildete, welches Hr. G. für wahrscheinlich hält. — Im 4 St. *Uebersicht der englischen theologischen Literatur* von Hn. *Rosenmüller d. J.* Im 6 St. *Ueberblick des Zustandes der Religion und der theologischen Literatur in Holland am Schlusse des 18. Jahrhunderts*. In des 6ten B. 3. St. *Ueber den Unterschied zwischen Auslegung und Erklärung, erläutert durch die verschiedene Behandlungsart der Versuchungsgeschichte Jesu* vom *Herausg*. Der Vf. fetzt den Unterschied zwischen *Auslegen* und *Erklären* so fest, dafs sich das erstere nur auf die Erforschung *des Sinnes* bezieht, das letztere aber auf die Aufklärung *der Sache selbst*. Wir glauben aber, dafs dieser Unterschied im Sprachgebrauche nicht gegründet ist, wonach sich *Auslegen* mehr auf die *Deutung der Absicht und des Zwecks* bezieht, als auf die Erklärung der Worte. Wenn man sagt: meine Worte oder Handlungen sind mir übel ausgelegt — so geht diefs entweder auf die Absicht oder den Zweck. Man würde also eher den Unterschied mit den Ausdrücken *Wort-*

erklärung und *Sacherklärung* bezeichnen können, wie man es auch schon that, und Hr. *G.* selbst S. 227. gethan hat. *Auslegung* würde dagegen mehr die Deutung zu einem Zwecke seyn, z. B. die Anwendung für die Praxis u. s. w. Jenem Unterschiede zu Folge erklärt nun Hr. *G.* die Versuchungsgeschichte, und zeigt, dass die Evangelisten dieselbe eigentlich verstanden haben, wie sie die Worterklärung angiebt, wodurch wir aber noch nicht gezwungen würden, sie eben so zu verstehen, in sofern wir nicht die Ueberzeugung von der jüdischen Dämonologie hätten, wie sie. Für uns bedürfe die Sache einer weitern Aufklärung. Da nun *Matthäus* diese Geschichte nur aus Jesu Munde selbst haben konnte, und Jesus das Herumführen vom Satan nicht eigentlich genommen haben kann: so muss es eine *innere* Versuchung gewesen seyn. Diese lässt sich wieder auf dreyerley Weise erklären; allein Hr. *G.* zieht die von einer *Vision in der Wüste* als die leichteste vor. In der Vision konnte Jesus schnell an die verschiedensten und entlegensten Orte versetzt werden, und blieb doch mit seinem Körper auf einer Stelle in der Wüste. Diese Vision wurde ferner *sehr leicht* und *natürlich* (?) hervorgebracht durch Fasten und angestrengte Meditation, bey einem ohnehin reitzbaren Nervensysteme, besonders im Orient, und an einem so einsamen Orte. Der Stoff zu den Versuchungen *kam aus einzelnen Begierden der Sinnlichkeit*, so wie der Stoff zu den Widerlegungen aus eignen festen Grundsätzen der Vernunft. — Allein in dem Wunsche, unversehrt vom Tempel unter die Menge herab schweben, und alle Reiche der Welt beherrschen zu können, liegen nicht sowohl Begierden der Sinnlichkeit, als vielmehr Neigung zu einer kindischen Ostentation und unbegränzte Ruhm- oder Herrschsucht, die zusammen gleich stark den ehrwürdigen Charakter Jesu compromittiren. Man kann daher nicht wohl annehmen, dass diese Geschichte von Jesu selbst erzählt ist; sondern muss sie vielmehr für eine jüdisch-christliche Sage halten, die in die Evangelien gekommen ist, wie manche andre, welches sich aus dem Entstehen der ersten Evangelien und unsrer Uebersetzung des Matthäus sehr gut erklären lässt. So bald man aber nicht geneigt ist, diess anzunehmen: so bleibt die Erklärung von einer Vision die beste von allen vorhandenen. Nur verliert der Charakter Jesu ausserordentlich dabey. — Im 5 St. *Berichtigung verschiedener neuen Meynungen über den Ursprung der Lesart ὁ λύει 1 Joh. 4, 3.* vom *Herausg.* Die Sache dieser Lesart wird so gründlich und gelehrt aus einander gesetzt, dass darüber keine Missverständnisse weiter vorkommen können, wie sie sich bey *Carpzov*, *Lange* und andern finden, die hier sämmtlich berichtigt sind. — In des 7 B. 1 St. *Ueber die Fortschritte der religiösen Cultur im 18. Jahrhundert. In einer Uebersicht von Religionsvorträgen des Hn. D. Reinhard.* Es ist eine etwas seltsame Idee, die Fortschritte der religiösen Cultur aus Predigten kennen lernen zu wollen, die ihrer Natur nach den Gegenstand nur berühren, nicht einmal entwickeln, vielweniger erschöpfen können. Wollte man zeigen, wie dieser Gegenstand homiletisch zu behandeln sey: so konnten dazu R—s Predigten vortrefflich dienen, nicht aber diese Fortschritte selbst kennen zu lernen, eben deswegen, weil es Predigten sind. Da man indessen das Seltsame nicht gefühlt hat, wenn Hr. *Politz* schreibseligen Andenkens aus R—s. Predigten ein *Corpus doctrinae Reinhardianum* compilirt: so kann man diese Seltsamkeit noch eher gelten lassen. — Im 2 St. *Ueber den Zweck, die Quellen und die Interpolationen der Apostelgeschichte* von Dr. *Ziegler*. Der Zweck der Apostelgeschichte ist im Allgemeinen, eine Geschichte der Ausbreitung des Christenthums seit der Himmelfahrt zu liefern, so weit sie Lukas kannte. Sie enthält also nur Fragmente, und Petrus und Paulus sind deswegen die vorzüglichsten Helden dieser Geschichte, weil sie theils die thätigsten und vorzüglichsten Missionare waren, theils Lukas von ihnen gerade am meisten wusste. Seine Quellen sind ausgemacht theils die mündliche Tradition, theils die eigne Erfahrung; die erste besonders im ersten Theil der Apostelgeschichte vor seiner Verbindung mit Paulus K. 1 — 16, 10. die zweyte in dem übrigen bis zu Ende. Allein für den ersten Theil scheint er auch noch schriftliche Quellen benutzt zu haben, z. B. das Sendschreiben der Gemeine zu Jerusalem an die Gemeine zu Antiochien K. 15. und wahrscheinlich auch noch ein Κηρυγμα Πετρου und Πραξεις Πετρου. Vielleicht fand er auch schon die Rede des Stephanus K. 7. schriftlich vor. Endlich lassen sich Zusätze, Glossen und Interpolationen in einer solchen Schrift am ersten erwarten. Die vielen Glossen kann man aus der Griesbachischen Ausgabe kennen lernen. Als Interpolationen sind folgende Stellen bezeichnet K. 2, 9—11. K. 5, 12—14. K. 8, 1. K. 13, 32. *Kurze Prüfung einiger philosophischen Hauptgründe gegen die Wunder, nebst etlichen andern Ansichten dieses Gegenstandes* vom *Herausg.* Hr. *G.* prüft hier die Gründe für die Unmöglichkeit der Wunder und Offenbarung im philosophischen Sinne, *die* der Vf. der Schrift „*Ausführliche Erklärung der in den mosaischen Schriften enthaltenen Wundergeschichten aus natürlichen Ursachen* Berlin 1800." vorgetragen hat, übernimmt einmal die Rolle eines Vertheidigers der Wunder, um zu zeigen, dass die Angriffe darauf grösstentheils sehr hinfällig sind, und sagt bey dieser Gelegenheit so viel Wahres und Treffendes, dass wir die Gründe jenes Vfs. völlig widerlegt halten, bis auf einen einzigen, welcher aber auch ein Hauptgrund ist, wenn ihn gleich der Vf. nicht in seiner ganzen Stärke vorgetragen hat. Wäre er ein Meister in seiner Kunst: so würde er sich hiemit begnügt, und alles übrige vorbey gelassen haben, weil es zu viel beweist. Der Vf. behauptet, dass der Begriff eines Wunders überhaupt, und eine übernatürliche Offenbarung insbesondere, den nothwendigen Gesetzen unsers Erkenntnissvermögens widerstreite, *weil eine Ursache ausser der Zeit verbunden mit einer Wirkung in der Zeit etwas ganz ungedenkbares, ein Nexus ohne Zusammenhang sey.* Allein er zeigt nicht, *warum* es denn ungedenkbar sey, und so ist es ganz natürlich, dass sich Hr. *G.* von der Wahrheit dieses Satzes nicht überzeugen

gen kann. Vielmehr behauptet dieser, dass der Zusammenhang zwischen Ursach und Wirkung ja noch bleibe, *wenn auch die Ursach in der übersinnlichen Welt zu suchen sey.* Allein hier ist gerade der schwierige Punkt, der geläugnet wird. Jener Vf. könnte nämlich so argumentiren. Die Causalität gilt nur für die Natur, und lässt sich nicht ohne Sprung und Fehlschluss auf die Uebersinnlichkeit übertragen. Denke ich mir also die Wirkung einer übersinnlichen ausserweltlichen Intelligenz nach der Causalität auf die Natur: so muss ich diese Intelligenz durch einen Akt meines Verstandes erst *in die Natur* setzen, und sie zu einem Naturwesen machen, welches sie doch nicht seyn soll. Mithin ist ein Causalnexus zwischen der Uebersinnlichkeit und Natur ungedenkbar, wenn nicht die übersinnliche Intelligenz selbst Natur werden soll, welches sie doch nicht seyn soll. Diess muss nun allerdings auch von der Schöpfung gelten, wie Hr. G. sehr richtig bemerkt. Da wir uns also hier in dem Felde des Unfassbaren und Unbegreiflichen befinden: so können wir unsern vernunftmässigen Glauben nicht sowohl auf theoretische Gründe stützen, sondern wir müssen ihn auf moralische Gründe bauen, in sofern unsre moralische Natur die eigentliche Grundlage aller wahren Religion ist. Unterdessen gilt diess bloss von philosophischen Ueberzeugungsgründen, und nicht von populären; denn für die Menschheit im Allgemeinen sind die theoretischen Glaubensgründe überzeugender als die moralischen, eben deswegen, weil das Volk nicht Philosoph ist. Doch auch von diesem allen abgesehen, und die Möglichkeit eines Wunders als übernatürlich bewirkte Begebenheit in der Natur zugegeben: so ist doch hiermit nichts für uns gewonnen, in sofern es unmöglich ist, eine solche Begebenheit zu *erkennen*, da uns durchaus ein Kriterium fehlt, wonach wir entscheiden könnten, was natürlich und was übernatürlich wäre. Wir sind vielmehr von unserer Vernunft gezwungen, alle Begebenheiten in der Natur als natürlich zu betrachten, da wir nicht wissen können, wo die Naturkräfte aufhören, um den Anfang einer übernatürlichen Kraft annehmen zu müssen. Daher sagt Hr. G. S. 196. mit Recht „ob die Wunder Jesu *übernatürliche* oder nur „*wunderbare*, wenn gleich natürliche Begebenheiten „gewesen sind, ist eine andre Frage." Alles was man von jeher in der Welt nach dem Ideenkreise der jedesmaligen Menschen und im populären Sinne *Wunder* genannt hat, und noch jetzt so nennt, ist im philosophischen Sinne nichts mehr als *wunderbare* Begebenheit. — Da dieser Gegenstand jetzt so vielen Missverständnissen ausgesetzt ist: so haben wir nicht umhin gekonnt, ein paar sich darauf beziehende Hauptpunkte näher aus einander zu setzen. — Im 4. St. *Ueber die verschiedene mythische Behandlungsart der christlichen Urgeschichte* vom *Herausg.* Nur von dem öffentlichen Lehramte Jesu haben wir durch Augenzeugen zuverlässige Nachrichten, aber von der Geburt und Kindheit Jesu haben wir nur Sagen oder Mythen. Diese lassen sich eintheilen in *historische* Mythen, worin etwas rein historisches zum Grunde liegt, welches aber hier nach dem herrschenden jüdischen Geschmack weiter ausgemalt worden ist, und in *philosophische* Mythen, die aus blossem Räsonnement, besonders aus Anwendung gewisser Stellen des A. T. auf Jesus entstanden sind, ohne dass eine wahre Thatsache zum Grunde läge. [Da in den hebräischen Sagen nicht viel ächte Philosophie zu finden ist: so wäre der Ausdruck *räsonnirende* oder *philosophirende* Sagen oder Mythen vielleicht treffender]. Diesen Unterschied nun auf die Geschichte Jesu angewandt: so wird z. B. die Geburtsgeschichte Jesu vom Vf. für einen räsonnirenden Mythus erklärt, so wie die des Täufers Johannes nicht minder. — Im 5. und 6. St. *Ueber die Gränzen der Kirchengewalt protestantischer Konsistorien und Kirchenvorsteher über die Religionslehrer in Glaubenssachen* vom *Herausg.* Auch in diesem Aufsatze, der uns nur etwas zu wortreich, gedehnt und nicht ohne häufige Wiederholungen zu seyn scheint, sind von dem Vf. treffliche Grundsätze vertheidigt, wie man sie von einem liberalen protestantischen Theologen schon erwarten kann. Wenn gleich dem Sachverständigen darin nicht viel Neues gesagt wird: so kann es doch nicht schaden, das Bekannte bisweilen zu wiederholen und es auf die gegenwärtige Zeit anzuwenden, besonders wenn Veranlassung dazu in der Zeitgeschichte vorhanden ist. In einem solchen Falle aber wird Bestimmtheit, Bündigkeit und Kürze am ersten Eingang finden und überzeugen, besonders wenn der Gegenstand in einer kurzen Abhandlung doch nicht erschöpft werden kann, wie es auch hier der Fall ist. Alle Kirchengewalt bezieht sich bloss auf religiöse Handlungen und auf kirchliche Angelegenheiten [also mit einem Worte auf den äussern Cultus und was dazu gehört], nicht aber auf Glaubens- und Gewissenssachen; denn sie soll nur dafür sorgen, dass es in der Kirche bey der gemeinschaftlichen Religionsübung ordentlich und zweckmässig zugehe S. 453. Allein in der Folge stellt der Vf. doch auch den öffentlichen Lehrtropus unter die Kirchengewalt, in sofern wenigstens diese verlangen kann, dass er historisch vorgetragen werde. Daher hätte dieser wohl gleich zu dem äussern Cultus gezählt werden müssen, um die Eintheilung vollständig zu haben. Unter Glaubenssachen, welche hier als gleichbedeutend mit Gewissenssachen genommen sind, werden nämlich der subjective Glaube und die subjective Ueberzeugung verstanden, worüber sich die Kirchengewalt auf keine Weise erstrecken kann. Der Protestantismus ferner besteht nicht sowohl in einer Summe von Dogmen, als vielmehr in Grundsätzen, die bey der Protestation 1529 an den Tag gelegt sind, wonach die Basis der protestantischen Religion und Kirche auf *Unabhängigkeit von aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen*, und *Freyheit der Bibelerklärung nach richtigen Auslegungsregeln beruht* S. 457. Diess ist der historische Protestantismus, wovon nicht abgewichen werden darf. Allein S. 472. wo dasselbe noch einmal wiederholt ist, wird für den zweyten Satz „*alleinige Anerkennung der heiligen Schrift als einer untrüglichen Richtschnur des Glaubens und Lebens*

beits" gesetzt, und dann so fortgefahren. „Finden „wir nur noch in der heiligen Schrift eine sichere *für „sich bestehende, und nicht erst von der Uebereinstimmung „mit der Vernunft abgeleitete* Richtschnur des Glau„bens und Lebens: so sind und bleiben wir Prote„stanten, so abweichend auch unsre Ueberzeugungen „von den Lehrmeynungen der ersten Reformatoren „seyn mögen. *So bald wir aber das für sich bestehende „göttliche Ansehen der heiligen Schrift nicht mehr an„nehmen, sondern nur die Vernunft als Schiedsrichte„rin in der Religionslehre anerkennen:* so ist das nicht „mehr Protestantismus, sondern Rationalismus, denn „wir verwerfen die Grundlage jener Protestation, wo„her wir den Namen Protestanten haben." Darauf gründet der Vf. alsdann den Vorschlag, dass es den Rationalisten erlaubt werden möchte, eine abgesonderte Religionsparthey im Staate auszumachen, weil sie nun einmal nicht zu den Protestanten gehören. Wenn wir auch in allem Uebrigen mit dem würdigen Vf. übereinstimmen: so können wir es doch unmöglich in den angeführten letzten Punkten. Sein Begriff vom historischen Protestantismus ist zu eng gefasst, und daher sind auch die Folgerungen zu eng geworden. Der Geist erhebt sich über den Buchstaben, und der historische Protestantismus kann nicht bloss von dem Buchstaben der ersten Protestation im J. 1529 abhängig gemacht werden (denn wie vielmal hat die neue Religionsparthey nicht sonst noch protestirt bey der Reformation?), sondern muss aus dem ganzen Geiste der Reformationsgeschichte hervor gehen. Hiernach besteht nun der Geist des historischen Protestantismus *in einer continuirlichen Protestation gegen allen unbiblischen Aberglauben und Gewissenszwang, so wie in dem Rechte einer continuirlichen Verbesserung des Lehrbegriffs nach der Bibel,* wonach auch der Charakter eines Protestanten bestimmt werden muss. Es kann hier nicht der Ort seyn, dieses historisch zu beweisen: allein wir wollen doch wenigstens einen historischen Punkt anführen, der wichtig genug ist. Als die Katholiken zu Augsburg 1530 vor Abfassung ihrer Confutation die Protestanten fragen liessen, ob sie zu ihrer Confession noch etwas hinzuzusetzen hätten, oder ob sie bey derselben zu bleiben gedächten? so bemerkten diese die Schlinge bald, und liessen antworten, dass sie nicht gewillt wären, sich die Hände binden zu lassen, wenn sie in Zukunft noch etwas zu verbessern fänden. Hieraus ergiebt sich klar der Grundsatz einer continuirlichen Verbesserung. Wenn es ferner nicht mehr Protestantismus seyn soll, so bald nur die *Vernunft* als Schiedsrichterin in der Religionslehre angenommen wird: so sehen wir nicht ein, wie der Protestant dieser Richterin ausweichen will, um nur eine Offenbarung anzuerkennen, und wie er nur irgend einen Satz daraus annehmen kann, ohne Uebereinstimmung mit seiner Vernunft. Also bleibt auf jeden Fall die Vernunft die höchste, mithin am End auch die einzige Schiedsrichterin bey einer Religionslehre, selbst bey einer geoffenbarten, und die heilig Schrift kann keine für sich bestehende Richtschnu des Glaubens seyn, als nur in sofern sie mit der Vernunft übereinstimmt, denn schon die blosse Anerkennung, dass sie es sey, ist Uebereinstimmung mit der Vernunft, weil der Mensch nichts wider seine Vernunft anerkennen und annehmen kann. Mag daher ein protestantischer Religionslehrer Rationalist oder Supernaturalist seyn: so bleibt er immer ein Protestant, wenn er sich nur nach jenem Geiste des Protestantismus richtet. Der verschiedene Gesichtspunkt aber, aus dem die Bibel betrachtet wird, gehört mit zu der bessern Einsicht in die Bibel, die der Vf. selbst seit der Reformation anerkennt.

(Der Beschluss folgt.)

RECHTSGELAHRTHEIT.

Schwerin u. Wismar: *A. D. Weber* — Beyträge *zu der Lehre von den gerichtlichen Klagen und Einreden.* 2*tes* und 3*tes* Stück. 1802. 139 S. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec. die Fortsetzung dieser äusserst lehrreichen und interessanten Beyträge an. Der Name des Vfs. erspart uns ein allgemeines Lob, auch bedarf es keines weitläuftigen Auszuges, da gewiss kein Freund der Rechtswissenschaft diese, wie die übrigen Schriften des Vfs., ungelesen lassen wird. Wir begnügen uns daher mit folgender kurzer Inhaltsanzeige. Nr. 10. enthält mehrere zweckdienliche Regeln über die geschickte Wahl der Klagen. In Nr. 11. zeigt der Vf. sehr befriedigend, dass der Gerichtsstand der gelegenen Sache und des Contracts ausschliesslich sey. Besonders interessant ist die Ausführung Nr. 12., dass der privilegirte Gerichtsstand mitleidswürdiger Personen gar nicht existire, worin Rec. Hn. *W.* ganz eben so beystimmt, wie in den Bemerkungen unter Nr. 13. 14. über die Executiv-Klage aus einem *instrumento indiscreto* und die Einrede des Eigenthums gegen Contracts-Klagen. Die Regel: *excipiens non fatetur* wird in Nr. 15. besonders gegen *Gönner* vertheidigt, welcher noch wohl stärker widerlegt werden könnte, als hier geschehen ist, so bald man nur aufmerksam darauf macht, dass die Pflicht, sich einzulassen, selbst dem kanonischen Recht nicht fremd ist, und dass nur die Reichsgesetze eine *specielle* Einlassung fodern. Die letzte Abhandlung enthält den Beweis, dass nach Röm. Recht der Besitz von der Beweislast bey der *actio negatoria* befreye. Sowohl in der Behauptung, als den Gründen stimmt Rec. dem Vf. bey. Möchte uns doch Hr. *W.* recht bald mit einer Fortsetzung dieser Abhandlungen beschenken!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

NÜRNBERG, b. Monath u. Kufsler: *Neuestes theologisches Journal*, herausg. von D. *Joh. Phil. Gabler*, *Fünfter* bis *achter Band* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In des 8. Bd. 1 St. *Hat die Ebnerische Handschrift des N. T. das erste Kapitel Matthäi, oder nicht?* vom *Herausg.* Es wird umständlich genug gezeigt, dass diese Nürnbergsche Handschrift nach einer Vergleichung des Hn. *v. Murr* das erste Kap. Matth. wirklich hat. Indessen will Hr. G. doch noch eine neue Vergleichung anstellen. — Im 4 St. *Ueber die Versuchungsgeschichte Jesu. Ein abgenöthigter Nachtrag vom Herausg.* Dieser Aufsatz ist eine Vertheidigung gegen Hn. M. *Schulz* in Leipzig, der in einem anmassenden Tone die beiden letzten Erklärungen, welche Hr. G. im 6 B. 3 St. dieses Journals von der Versuchungsgeschichte gab, in *Augusti's* theologischer Monatsschrift 1 Jahrg. 12 Heft angegriffen hatte. Wir halten den Gegner für völlig widerlegt, und freuen uns der Versicherung, dass, wenn dergleichen Vertheidigungen noch weiter nothwendig werden möchten, alles kurz und *nachdrücklich* von statten gehen soll, um Raum für wichtigere Sachen zu gewinnen. In der That wird auch der Raum für die Recensionen zu sehr beengt, und es bleiben zu viele zurück, welches dem Journal selbst nachtheilig werden dürfte. Da Hr. G. die Meynung, welche die Versuchungsgeschichte für eine aufgenommene jüdisch-christliche Tradition hält, besser als durch Hn. *Schulze* begründet zu sehen wünscht: so bemerken wir noch, dass ihre Entstehung am besten in des Hn. Pastors *Schmidt exegetischen Beyträgen* entwickelt ist, und dass sich eine Interpolation etwa in unsre griechische Uebersetzung des Matthäus auch sehr wahrscheinlich machen lässt, welches zu zeigen hier nur der Ort nicht ist. Auf jeden Fall ist der Umstand, dass *Johannes* der vertrauteste Liebling Jesu diese Geschichte nicht hat, schon an und für sich sehr wichtig. Hätte sie Jesus erzählt: so würde Johannes sie am ersten haben wissen müssen. — Im 5. St. *Ueber die vorgebliche Verwandtschaft der Juden und Spartaner* 1 *Mackab.* 12. *vom Hofr. Bruns, mit einem literarischen Nachtrag vom Herausg.* In einem Briefe, den der König *Arius* von Sparta an den *Onias* geschickt haben soll, wird behauptet, man habe in einer Urkunde gefunden, Spartaner und Juden wären Brüder und Abkömmlinge Abrahams 1 Mack. 12, 21. Eine Abschrift von diesem Briefe legte *Jonathan* seinem Schreiben an die Spartaner bey, worin er um die Erneuerung dieser alten Brüderschaft und Freundschaft ersuchte. V. 5—11. Auch im zweyten Buche der Mackab. 5, 9. geschieht dieser Verwandtschaft beyläufig Erwähnung. Abgesehen von der Aechtheit des ersten Briefes, bleibt doch eine Sage unter den Juden übrig, dass sie ein mit den Spartanern verwandtes Volk wären. Den Ursprung dieser Sage weiset Hr. B. sehr scharfsinnig nach. *Cyrenaica* wurde von den *Theräern*, d. i. den Einwohnern der *Spartanischen* Insel *Thera* angebauet Herod. 4 §. 150 ff. Daher nennt *Josephus* d. b. J. 2, 16. 4. die Cyrener το Λακωνων γενος. *Ptolemäus Lagi* versetzte eine Colonie Juden nach Cyrene Jos. c. Apio. 2, 4. Diese wurden den Einwohnern einverleibt, machten die 4 Classe aus, und nannten sich grade zu Cyrener. Wenn sich nun die Juden von Cyrene in diesem Lichte betrachteten: so *konnten* sie auch die Spartaner als ein mit ihnen durch Abstammung und gemeinschaftliches Blut eng verbundenes Volk ansehen. Nun mussten sie aber auch den Abraham für den Stammvater der Spartaner halten, wie sie es auch in dem Briefe thun, den die Spartaner angeblich nach Jerusalem geschickt haben u. s. w. Unstreitig ist eine solche oder ähnliche Ideenverbindung die Grundlage von jenem erdichteten Briefe. Der Herausg. liefert dazu eine schätzbare gelehrte Uebersicht der verschiedenen Erklärungen und Meynungen von 1 Mack. 12. mit eingewebten Beurtheilungen derselben. — *Ueber die erste Ausgabe der deutschen katholischen Confutation der Augsb. Confession vom M. I. C. Bertram, nebst einem Nachtrage vom Herausg.* Eine erste deutsche Ausgabe vom J. 1572, wie so häufig angeführt wird, existirt gar nicht. Es ist in diesem Jahre so wenig das deutsche Original der Confutation erschienen, als eine Uebersetzung des lateinischen Textes, welcher erst 1573 vom *Andr. Fabricius* in sein. Harmon. A. C. herausgegeben wurde. Die ersten deutschen Uebersetzungen lieferten *Chytraeus* und *Coelestin* 1576 und 1577. Nach der sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Herausg. ist jene Unrichtigkeit aus *Joh. Joach. Müller's* Historie der evangelischen Stände Protestation und Augsb. Conf. Jena 1705. 4. abzuleiten, der den *Joh. Müller* in s. Augsb. Conf. 1630. 4. falsch verstanden, und dabey die unrichtige Jahrszahl 1572 statt 1573 nachgeschrieben hatte. Die spätern Theologen schrieben wieder den Joh. Joach. Müller ab, und so wurde der Irrthum allgemein. — Endlich im 6 St. *Von der ersten Brandenburgschen Kirchenordnung vom Prof. Veesenmeyer.* Sie ist vom J. 1540

Die Exemplaria sind sehr selten, und der Vf. hat das seinige beschrieben. Aus der Probe über die Beybehaltung der Fasten sieht man, dass sie noch sehr katholisirt. *Von Johann Clauss'ens in deutsche Verse gebrachtem Psalter, von ebendemselben Vf.* Eine kurze Geschichte dieser Uebersetzung mit einer Probe daraus. Sie ist vielleicht der erste Versuch einer deutschen metrischen Uebersetzung aller Psalme, denn wenn sie gleich wegen der Schwierigkeit einen Verleger zu finden erst 1542 mit *Camerar's* Vorrede heraus kam, in welchem Jahre auch die *Gamersfelderische* Uebersetzung erschien, so war sie doch schon 1540 völlig fertig — *Neue Uebersetzung und Erklärung des 110 Psalms.* Der Vf. ist ein Gelehrter in Stockholm, Schüler des berühmten Aurivillius, dem sowohl die richtige Erklärung dieses Psalms nicht vom Messias, sondern von David, als auch die Uebersetzung in die ihm fremde deutsche Sprache Ehre macht. Er bezieht den Psalm auf die Rebellion Absoloms, in welcher Verlegenheit und Niedergeschlagenheit David wahrscheinlich seine Zuflucht zum Orakel genommen, und vom Oberpriester Zadok oder Abjathar die Antwort erhalten habe: halte dich ruhig meiner Rechte vertrauend; während der Zeit will ich deine Feinde zum Schemel deiner Füsse hinstrecken. Diefer Spruch sey zum Thema des Dichters einer spätern Zeit geworden, welcher die Grösse und die Macht des Gottes der Juden besingen wollte. Der Psalm zerfalle in drey Abtheilungen. Die erste, V. 1 enthalte den Orakelspruch selbst. Die zweyte, vom 2 V. bis in die Hälfte des 5ten, male die Erfüllung des Orakels ausführlicher aus, und in der dritten finde sich die Lehre, welche aus dieser Begebenheit gezogen werde, nämlich wie fürchterlich sich Jehovah an den Feinden der Juden [besser an *seinen* Feinden, wenn der Psalm von Absoloms Rebellion erklärt wird] räche. Man lernt schon hieraus den eignen Denker kennen, wenn gleich die Hypothese des Vfs nicht ohne Schwierigkeit ist, z. B. in Hinsicht der Trennung des 5 V., die immer etwas hart bleibt. Ausserdem zeichnet sich der Vf. durch folgende Erklärungen aus. Das Sitzen zur Rechten Gottes erklärt er durch: sich ganz kummerlos bey allen Vorfällen einzig dem Schutze Gottes und der göttlichen Vorsehung überlassen, insofern das Sitzen ein Bild des Friedens und eines ruhigen, kummerlosen Lebens sey, 2 Kön. 14, 10. Zach. 1, 11. [Allein das Sitzen *zur Rechten eines Monarchen* heisst doch bestimmter, theils gleiche Ehre mit ihm geniessen, theils an seiner Stelle herrschen.] Ferner übersetzt er den 2 V. „Dir sandte Jehovah aus Zion eine mächtige Stütze; deine Feinde *züchtigte er.*" Er liest nämlich רָדָה für רְדֵה; allein weil das Futur. vorhergegangen ist: so müsste nun auch das Futur. folgen, [illegible] wenigstens das Participium. V. 3. „Mit dir wa[illegible]ie Heerführer am Tage der Schlacht auf den [illegible] des Landes." Er liest mit den LXX und [illegible] עִמְּךָ wegen des Parallelismus לְךָ. Diess ist [illegible]nnehmlich; dagegen ist die Lesart בהררי *auf* [illegible]en als die leichtere verwerflich. Auch haben LXX und Vulg. unsre Lesart gehabt. V. 4. „Deine ganze Lebenszeit wirst du Fürst seyn, und *von* mir eingesetzt ein fest begründeter König." Alles, was hier zur Rechtfertigung dieser Uebersetzung beygebracht wird, ist recht gut; nur ist die Hauptschwierigkeit nicht gehoben עַל־דִּבְרָתִי kann nicht heissen *von mir eingesetzt*, sondern es heisst statt *pro ratione, propterea quod, eo ut* u. s. w. Eccles. 3, 18. 8. 2. 7. 13. Dan. 2, 30. 4. 14. Daher muss man wohl bey der alten Erklärung bleiben. David wird deswegen mit dem Melchisedek verglichen, weil dieser auch König und Priester zugleich war, und weil er auch ruhig zu Salem blieb, während Abraham mit den Kananitern Krieg führte. Der gelehrte Vf. schliesst mit der Versicherung, dass ohne eine erkünstelte Erklärung hier keine Weissagung vom Messias statt finden könne, worin wir ihm völlig beystimmen.

PÄDAGOGIK.

BRAUNSCHWEIG u. HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Das Industrieschulwesen*, ein wesentliches und erreichbares Bedürfniss aller Bürger- und Landschulen. Von C. L. F. *Lachmann*, ältestem Prediger an der Andreas Kirche zu Braunschweig. 1802. X u. 277 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Das Ganze des Industrieschulwesens ist nirgends, selbst nicht bey Wagemann, so umfassend und vollständig abgehandelt worden als vom Vf., dessen Eifer, für die in den Preussischen Staaten beziehlten Schulreformen mitzuwirken, schon aus andern Schriften bekannt ist. Die Basis seiner Abhandlung ist der Satz: Nicht die Volksmenge an sich, sondern die Masse der zum Erwerb wirksamen Kräfte eines Staates und die Art ihrer Wirksamkeit bestimmt die Macht und das Glück eines Staates; daher ist immer fortgehende Vervielfältigung der Erzeugnisse und Vermannichfaltigung ihrer Verarbeitung, das Mittel zur Vermehrung des Naturaleinkommens und zum Flor eines Staates. Hiermit ist wenigstens die cameralistische Wichtigkeit von Industrieschulen vorzüglich für die producirenden Classen schon hinlänglich begründet, wird aber im Buche noch weiter entwickelt.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit dem Industrieschulwesen, wie es bisher meistens betrieben worden, und mit der Aufstellung der Art von Industrieschulen, die der Vf. allgemein eingeführt wissen will, und die er selbst in Braunschweig eingeführt hat. (S. 78 ff.) In der Darstellung derselben vermissen wir aber eine recht deutliche, bestimmte Auseinandersetzung, und finden statt deren hingeworfne, nicht genugsam ausgearbeitete und ausgebildete, Ideen. Das Charakteristische seiner Art von Industrie-Schulen besteht darin, dass die Handarbeit mit dem Unterricht (dem wissenschaftlichen, nicht der Anleitung zu den Handarbeiten, die doch in besondre Stunden verwiesen wird) möglichst *gleichzeitig* verbunden wird, oder, wie

wie sich der Vf. anderswo noch bestimmter ausdrückt: „dafs während alles Unterrichts, bey welchem die Hände der Kinder ruhen, jegliches Kind etwas Nützliches zu thun hat, das es als Nebensache betreibt.“ Er nimmt blofs die Zeit aus, wo Uebungen im Schreiben, im Rechnen an der Tafel und Uebungen der Andacht gehalten werden. (Aber wie wird es denn mit den Leseübungen, mit dem geographischen Unterricht u. dgl gehalten?) Wir fassen das Wesentliche meist mit den eignen Worten des Vfs. zusammen: „Die Menschen aller erwerbenden Stände sind zu Berufsgeschäften bestimmt, bey welchen sie lebenslang mit geschäftigen Händen Arbeiten betreiben müssen, die durch ihre Einförmigkeit ermüden und unerträglich werden, wenn sie dabey nicht allerley Gedanken haben, nicht im Gespräche mit Andern sich unterhalten, ein Lied singen, manches Auswendiggelernte überdenken und wiederholen, oder falls sie hiezu nicht genug Geistesbildung erhalten haben, sich ein — Stückchen pfeifen!“ „Man erzieht also Menschen, deren Beruf diese gleichzeitig vereinigte Seelen- und Körper-Uebung fodert, [diefs scheint im Zusammenhang zu heifsen: „die mechanischen Geschäfte erfodern, sollen sie anders nicht lästig werden, dafs man sich dabey durch allerley Gedanken die Zeit vertreibe,“ nicht aber, was noch wichtiger ist: „der Arbeiter soll sein Geschäft so wenig als möglich maschinenmäfsig betreiben, sondern es durch Nachdenken immer mehr vervollkommnen“] am glücklichsten, wenn man sie früh durch Schulübungen auf ihren künftigen Beruf vorbereitet“. „Sollte es nicht der menschlichen Natur angemessen seyn, den Leib und die Seele zugleich zu bilden, da beide immerfort auf einander wirken, und durch ihre Unruhe den Wink des Schöpfers verrathen? Sollte man nicht die unruhigen, durch Wachsthum gereizten Hände des Kindes beschäftigen müssen, wenn blofs der Kopf mit Gegenständen des Denkens unterhalten wird? Hindert nicht diefs den Muthwillen der muntern Köpfe am schicklichsten, die zumal in zahlreichen Classen durch Einen Lehrer nicht genug beschäftigt werden können? — Füllt nicht die Handarbeit jede Lücke mit etwas Nützlichem aus, die dem Schulkinde, welches Etwas schon weifs, jedesmal während der Zeit, dafs diefs mit andern nachgeholt wird, übrig bleibt? Macht nicht solche Beschäftigung Allen die Arbeit durch frohe Gewöhnung zum Vergnügen?“ Kinder fassen alle Belehrungen, die sie gelegentlich bekommen, leichter als solche, bey welchen sie eigentliche Absicht sehen. Die Arbeit befördert also mehr die Aufmerksamkeit, als dafs sie sie stört. Nur verlange man nicht, dafs jedes Kind in jedem Augenblick eines angestrengtern Nachdenkens die Arbeit promt fortsetzen sollte [wir setzen hinzu; oder, dafs das Kind in Augenblicken, wo die Arbeit eine genauere Aufmerksamkeit fodert, dem Lehrer in seinem Vortrage folgen sollte!] Jedem Kinde, ja selbst dem ungebildeten Erwachsnen, fällt die Aufmerksamkeit und das angestrengte Nachdenken schwer, wenn man seine Sinne dabey unbeschäftigt läfst. Ist der Ungebildete, also auch das Kind, in einer Art von Bewegung: so ist er auch zu einer andern aufgelegt. Ist er gezwungen, unthätig da zu sitzen: so verliert er in Kurzem alle Aufmerksamkeit. — Diefs sind die Principien, auf welchen der Vf. sein Ideal der vollkommensten Industrieschule erbaut, und an welche er in der zweyten Abtheilung einen Plan zur Umschaffung aller Bürger- und Landschulen in solche Industrieschulen anknüpft, die Schwierigkeiten, die sich der Ausführung in den Weg stellen würden, aufzählt und sie wegzuräumen bemüht ist. In dieser Abtheilung kommen viele vortreffliche Bemerkungen vor, die der Vf. aus dem Schatze eigner Erfahrung mittheilt, welche geprüft, beherzigt, und, wenn auch nicht ohne Einschränkung, doch theilweise angewendet zu werden verdienen. Was die Idee einer solchen Industrieschule, wie sie der Vf. verlangt, betrifft: so können unstreitig ganz leichte, ganz mechanische und kein Geräusch verursachende Handarbeiten in viele Lehrstunden eingeführt werden; dagegen aber andre Lehrgegenstände eine ungetheilte Richtung der Aufmerksamkeit auf diese, und andre Handarbeiten ebenfalls eine ungetheilte, und durch keine andern Gedanken zerstreute Aufmerksamkeit erfodern. Wenn wir auch die Schule aus dem Gesichtspunkt einer Vorbereitung fürs Leben betrachten: so dürfte doch wohl auch darauf Bedacht zu nehmen seyn, dafs die Gewohnheit, während des Arbeitens seine Gedanken mit *heterogenen* Dingen zu beschäftigen, nicht etwa dereinst der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten Abbruch thue, und blofs lebendige Arbeitsmaschinen hervorbringe (deren Seele etwas ganz anders thut als ihr Körper), statt dafs vielleicht andre Meister, die sich gewöhnt haben, ihre ganze Aufmerksamkeit ihrem Geschäft zu widmen, bessere und vollkommnere Arbeit liefern möchten.

Wir erwähnen noch, dafs der Vf. seiner Schrift eine kurze Apologie des Zauderns in den Reformen des Schulwesens vorausgeschickt hat, welche wir unterschreiben, insofern das Zaudern einzig in dem Bestreben, durch langsames und bedachtsames Wirken das Bessere und Vollkommnere hervorzubringen, aber nicht in Schlaffheit, Trägheit, Mangel an Eifer und in andern unlautern Triebfedern, seinen Grund hat.

KOPENHAGEN, b. Schubothe: *Comparatio inter commoda atque incommoda educationis publicae et privatae.* Scripsit *H. B. Melchior*, Dr. philos. et praeceptor mathes. atqu. phys. in paedag. Herlosiano. 1802. 132 S. gr. 8. (8 gr.)

In dieser Schrift, welche nur in einem sehr scholastischen Latein geschrieben ist, findet man, was über diese Frage die besten Pädagogiker gesagt haben, zusammengestellt. Der Verf. zeigt, dafs man keiner von beiden Erziehungsarten unbedingt und ohne Rücksicht auf Umstände den Vorrang über die andre einräumen könne; dafs, wenn alle

les übrige gleich ist, die häusliche Erziehung die wohlthätigste für die Kinderjahre, die öffentliche für die Jünglingsjahre sey, dass sich die Vortheile beider Erziehungsarten noch am besten durch kleinere, den Familieneinrichtungen nahe kommende Institute, oder, da diese für die unbemittelte Menge zu kostbar, dadurch erreichen lassen, dass junge Leute zwar zu Hause erzogen werden, aber den Unterricht in Sprachen und Wissenschaften auf öffentlichen Schulanstalten des Orts erhalten. Für Mädchen, deren Bestimmung in dem häuslichen Kreise beschlossen liegt, schickt sich die öffentliche Erziehung nicht.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, im Verl. d. Dykischen Buchh.: *Die Religion Jesu.* Im katechetischen Unterrichte vorgetragen von *Ludw. Pflaum*, Mittagspredigern u. Katecheten an der Hauptkirche zu Ansbach. *Zweyte verbesserte Ausgabe.* 1803. XXXII u. 200 S. 8. (10 gr.)

Die erste Ausgabe dieses Religionslehrbuchs, welche dem Rec. nicht zu Gesicht gekommen ist, muss sich sehr schnell vergriffen haben; denn die Vorrede derselben ist im Jun. 1802 und die zur zweyten Ausgabe im Nov. desselben Jahres geschrieben. Die im Vorberichte aufgestellten Grundsätze, nach welchen dieses Lehrbuch abgefasst ist, erwecken schon für Inhalt und Form ein günstiges Vorurtheil. Wir können hier nur einige derselben ausheben: S. VI. In einem Katechismus der Lehre Jesu darf das, was nur Einkleidung einer Wahrheit, oder Accomodation ist, nicht als die Wahrheit selbst vorgetragen werden. S. VII. — es darf nichts vorkommen, was eigentlich nur in die Prolegomene der Religionslehre gehört, oder als Anhang angefügt werden sollte. Sehr richtig! Bey der Ausarbeitung selbst sind auch diese Grundsätze als Regeln befolgt worden. Ein kurzer Unterricht von Jesus ist in der Einleitung vorausgeschickt und die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion im Anhange erwiesen. In der Religion (slehre) Jesu selbst kommt die Lehre von Gott, den Tugendvorschriften, Folgen der Tugend, nebst kurzer Erläuterung der Lehre von der Auferstehung, dem Weltgericht etc. und von den Tugendmitteln vor. Reine und würdige Religionsbegriffe, gute Ordnung und Präcision und Deutlichkeit im Ausdrucke machen dieses Lehrbuch vor vielen andern empfehlungswerth. Vorzüglich ist es geeignet, Confirmanden mit Nutzen in die Hände gegeben zu werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Braunschweig*, b. Reichard: *Auserlesene Sammlung der schönsten Gedanken und Aussprüche grosser Männer der Vorzeit, als Beytrag zur Beförderung der Weisheit und Menschenkenntniss.* Ein interessantes, aufklärendes und das Herz veredelndes Lesebuch, besonders für Jünglinge, aber auch für Aeltern, Lehrer und Erzieher brauchbar, von *Karl Rose*, Subrector am Gymnasio zu Soest. 1802. 9 Bog. 8. (9 gr.) An Weitläuftigkeit und Selbstlob geht dem Titel des Buchs, wie man sieht, nichts ab. Jener verspricht mehr als dieser leistet. Eigentlich enthält es kurze Anekdoten, sinnreiche, witzige Reden und Antworten berühmter Männer aus der alten und neueren Zeit, wie sie z. B. beym *Gellius*, der ebenfalls sein Contingent dazu geliefert hat, vorkommen, ohne die Quellen zu benennen, aus welchen sie entlehnt sind. Die Auswahl ist jedoch nicht durchgehends streng, kritisch und am wenigsten mit steter Hinsicht auf die Zwecke gemacht, die der Titel angiebt; denn eine Vorrede, die uns über diesen Umstand belehrte, hat der Vf., vielleicht um sich nicht zu binden und zu compromittiren — denn mit den Titeln nimmt man es ja gewöhnlich so genau nicht — beyzufügen für unnöthig gehalten. Mehrere Anekdoten und Sprüche sind triviale Gemeinplätze, und die Schreibart ist nicht immer correct und gebildet genug. Einige Stellen werden unser Urtheil rechtfertigen. S. 5. lässt sich ein Richter von der einen Parthey mit einem Kruge Oel, von der andern mit einem fetten Schwein bestechen: diese erhält das günstige Urtheil, gegen die andere entschuldiget sich der Richter so: lieber Freund, ich hätte mich billig an dein Geschenk erinnern und dir Recht aus Dankbarkeit sprechen sollen, aber es kam eine fette Sau in mein Haus, zerbrach den Oelkrug und machte das Oel zu nichte — und so hab ich hernach deiner schändlich *vergessen*. S. 9. Als dem *Euripides* jemand vorwarf, er hatte einen *stinkenden Odem*, sprach er: das ist kein Wunder, denn es sind viele Geheimnisse darin verfault. S. 11. Als *Diogenes* einmal von einem sehr reichen aber auch sehr unwissenden Manne zu Gaste gebeten *wurde:* so *wurde* er in lauter schöne Zimmer geführt und in einem derselben *wurde* gespeiset. Da er nun ausspeien musste, spie er seinem Wirth ins Gesicht, und sagte: ich weiss in diesem Hause keinen unreinern Ort, wo ich hinspeien könnte. Diogenes Laërt. erzählt diese Anekdote weit wahrscheinlicher und besser. S. 12. „*Epictet* sprach sehr schön: in Gesellschaft soll man den Grossen und Höhern weichen, die Kleinern und Geringern vertragen und eines bessern belehren, die seines Gleichen aber sind, beyfallen." Epictet mag das sehr schön gesagt haben. Hier ist es aber sehr schlecht nachgesagt. Eben so wird auf derselben Seite von *Thales* gesagt: er habe es für das *leichteste* gehalten, andere Leute zu tadeln oder *ihnen* zu rathen und *vermahnen*. Nach S. 13. soll *Sokrates* gesagt haben, der Adel sey eine gute Vermischung des Leibes mit der Seele. Diese Gedanken und Sprüche, die noch sehr vermehrt werden könnten, sind eben nicht auserlesen. S. 19. steht: einem das Trinken *ablehren* statt abgewöhnen, S. 28. *in's* Spiegel sehen. Oft ist *vor* statt *fur* und *fur* statt *vor* gesetzt. An mehrern Stellen werden Socrates u. a. alte Philosophen *weise Heiden* genannt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 16. April 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, in d. Walter. Kunst- u. Buchh.: *Entwurf einer medicinischen Pharmacologie* nach den Principien der Erregungstheorie von D. *J. J. Loos.* 1802. 170 S. 8. (14 gr.)

Nirgends zeigen sich die Lücken der bisherigen Erregungstheorie auffallender, als in dem Gebiete der Pharmacologie, wo die Einseitigkeit jener Grundsätze nicht mehr zureichen will, um eine befriedigende Ansicht der Arzneykörper in ihrem so verschiedenen Verhältniss zum Organismus zu gewähren. Indessen erleichterte sich Hr. *L.*, der diese Schwierigkeit sehr wohl gefühlt zu haben scheint, sein Geschäft um ein bedeutendes dadurch, dass er sich begnügte, die Principien der Erregungstheorie nur in ihrer allgemeinsten Beziehung auf Pharmacologie hinzustellen, und statt tiefer in das Detail derselben einzudringen, ein trockenes Verzeichniss von Arzneyen gab, in welchem sich weder zweckmässige, den wahren Differenzen der Mittel entsprechende Ordnung, noch Richtigkeit in der Bestimmung ihrer Heilkräfte entdecken lässt.

Die Einleitung abgerechnet, besteht diese Schrift aus zwey Abschnitten, deren erster die *theoretische*, der andere aber die *empirische Pharmacologie* in sich begreift. In jenem findet man die hierher gehörigen allgemeinen Begriffe auseinandergesetzt, die Gründe für und wider die Möglichkeit und Nothwendigkeit einer theoretischen Pharmacologie erwogen, die herrschenden Meynungen über die Wirkungsart der Arzneyen geprüft, die Grundsätze der Erregungstheorie auf die Wirkungen der Mittel und ihre Classification angewendet, die Kriterien der Arzneykräfte bestimmt u. s. w. In diesem werden die einzelnen Arzneymittel selbst abgehandelt, und nach den im ersten Abschnitt aufgestellten Principien geordnet. — Gleich Anfangs S. 9. heisst es: „*Arzneyen* sind gewisse Substanzen, wodurch der gestörte Normalzustand organischer Naturen wieder hergestellt werden kann. Sie müssen aber von *Heilmitteln* überhaupt unterschieden werden; denn zu diesen gehören alle auf den Organismus einwirkende Potenzen etc. Ganz unleugbar sind aber diese Bestimmungen viel zu vag, und besonders ist nicht einzusehen, wie alle, auf den Organismus einwirkende Potenzen zu den Heilmitteln gehören sollen. — In der Theorie der Wirkungen und der Wirkungsart der Arzneyen folgt der Vf. fast ganz Hn. *Röschlaub*, dessen Ideen vom Wechselverhältniss der organischen und unorganischen Natur, von Receptivität und Aktivität, von Oxydation und Desoxydation etc. hier zum Grunde gelegt, und; wiewohl nur ganz im allgemeinen, auf Pharmacologie bezogen werden. Es war zu erwarten, dass Hr. *L.*, als Anhänger der Erregungstheorie, sich gegen die Annahme specifischer Reizmittel erklären würde; allein die angeführten Gründe sind nicht hinreichend, um wenigstens den Erfahrungssatz zu widerlegen, dass selbst im normalen Zustande gewisse Mittel auf gewisse Organe eine so auffallend bestimmte Wirkung äussern. — Was (S. 38.) die Eintheilung der Arzneyen in *remittirende* oder *antisthenische* Mittel, in *permanente* und in *diffusible* Reizmittel anlangt, so ist sie zwar ganz im Geiste der Erregungstheorie; doch dünkt sie uns zur Classification der Arzneykörper untauglich, weil zwischen den incitirenden und antisthenischen Mitteln eben so wenig, als zwischen den permanenten und diffusiblen Reizen eine Gränze zu ziehen ist, und dasselbe Mittel in verschiedenen Gaben und auf verschiedene Organismen angewendet, bald incitirend, bald schwächend wirken kann. Auch wird man dem Vf. wohl schwerlich in der Behauptung (S. 38—41.) ganz beystimmen können, dass permanente Reize mehr bey directer, diffusible hingegen mehr bey indirecter Schwäche passend wären; und wenn er (S. 41.) von den erstern sogar sagt, dass sie die Mitte zwischen den antisthenischen Mitteln und den diffusiblen Reizen halten: so ist diess ein Satz, mit welchem sich durchaus kein vernünftiger Gedanke verbinden lässt. Eben so wenig ist (S. 52.) die Eintheilung der remittirenden Mittel in *erschlaffende*, *ausleerende* und *oxydirende* zu billigen. Sie ist viel zu einseitig und schwankend, und eben deshalb für die Anordnung der einzelnen Mittel unbrauchbar.

Am wenigsten befriedigend ist wohl unstreitig der Inhalt des zweyten Abschnitts, in welchem man zwar die gebräuchlichsten Arzneysubstanzen, jedoch ohne hinlängliche Sachkunde und auf eine so oberflächliche Weise abgehandelt findet, dass es Rec. unbegreiflich ist, wie Hr. *L.* das höchst Mangelhafte seiner Arbeit nicht fühlen konnte. Es werden hier die einzelnen Mittel fast willkürlich und mit gänzlicher Vernachlässigung der näheren Bestimmungen ihrer Differenzen, bloss nach den Rubriken obiger Classen und nach der Verschiedenheit des Naturreichs angeführt, ihre äusseren Kennzeichen nur obenhin, und ihre Bestandtheile fast gar nicht berührt. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn man unter der Classe der antisthenischen Mittel sogar *Radix Salab*, *Calcaria pura*, *Melae majalis* und *proscarabaeus*, *Millepedes*, *Herba Nicotiana*, *Aloë*, *Rad. Squillae*, sämmtliche Antimonial- Zink- Kupfer- und Queck

Quecksilberbereitungen, den Schwefel, die spanischen Fliegen, den Senf u. a. m. erblickt? Vermuthlich dachte Hr. *L.* nur an die erschlaffenden und ausleerenden Wirkungen dieser Mittel, die ja aber offenbar blofs relativ sind, keineswegs aber an die unleugbar reizenden Kräfte derselben. Diese, und ähnliche Fehler, würde der Vf. wenigstens zum Theil, sicher vermieden haben, wenn er, bey der Bearbeitung der Pharmacologie, etwas mehr die Chemie zu Rathe gezogen hätte, der er übrigens, wie sich aus mehreren Stellen seines Buchs ergiebt, nicht ganz hold zu seyn scheint.

BRESLAU, b. Barth u. Hamberger: *Aktenstücke, die Möglichkeit der gänzlichen Blatterausrottung und Verbesserung der Medicinalanstalten in den preussischen Staaten betreffend.* Herausgegeben von *J. B. Gebel*, Physikus zu Frankenstein in Schlesien. 1802. 144 S. 8. (19 gr.)

Vorliegende Aktenstücke haben gröfstentheils auch den Herausgeber zum Verfasser. Hr. *G.* zeigt einen sehr rühmlichen Eifer, seinem Vaterlande durch freymüthige Aufdeckung der Mängel der Medicinalanstalten, besonders auf dem platten Lande im Preufsischen zu nutzen; und da diese Mängel auch in sehr vielen anderen Ländern eben so dringend Abhülfe erfodern: so verdient der Vf. den Dank des grofseren Publicums für diese Schrift, die Rec. als einen schönen Beytrag zur Staatsarzneykunde empfehlen kann. Das Wesentliche aus derselben ist folgendes.

Der Vf. hatte die Pockenausrottung zur Absicht, schrieb deshalb an die Stände seines Kreises, liefs einen Aufruf zur Gründung einer Gesellschaft zur Minderung des Pockenelends ergehen, schrieb an den König und überreichte demselben seinen Plan. Der König foderte das Gutachten des Obercollegii medici über denselben, dieses erstattete auch seinen Bericht; das Resultat von diesem aber war: dafs alles, was bisher über die Art und Weise der Pockenausrottung geschrieben sey, theils unausführbar, theils nicht erschöpfend scheine, und dafs alle Vorschläge sich auf eine falsche Voraussetzung, dafs die Mittheilung der Pocken nur allein durch körperliche Berührung geschehe, gründeten. Dieses Gutachten wurde dem Herausgeber zugeschickt, er aber zugleich aufgefodert, Vorschläge zu machen, wie der Pockenepidemie ohne grofsen Kostenaufwand möglichst gesteuert, und das daraus entstehende Uebel vermindert werden könne. Nach diesen Aktenstücken folgt der Auffatz, den der Vf. den 16ten May 1799 mittelst Schreibens übergab, der den gröfsten Theil der Schrift ausmacht. Nachdem der Vf. anerkannt hat, dafs die Pocken geradezu und unmittelbar nicht ausgerottet werden können, dafs aber doch gegen die Möglichkeit der Ausrottung keine Zweifel obwalten, und dafs es daher Pflicht des Staats sey, sie vorzubereiten, welches nur durch Vereinigung der Volkslehrer und Volksärzte möglich sey; so handelt er nicht nur von der Milderung und Ausrottung der Pocken insbesondere, sondern auch vorzüglich von Verbesserung der Medicinalanstalten überhaupt. Als Belege hat der Vf. allenthalben die nöthige Literatur beygefügt. Der Vf. will, dafs Volkslehrer sich Kenntnisse in der Volksarzneykunde, besonders der Diätetik erwerben, und diese unter das Volk, besonders durch Unterricht in den Schulen verbreiten sollen. Was der Vf. über eine gute medicinische Verfassung überhaupt, und über Physiker, Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen besonders sagt, verdient sehr beherzigt zu werden. Bey den Vorschlägen zur Minderung des Pockenübels liegt noch die Inoculation der Menschenpocken zum Grunde; da wir aber seit der Zeit die Kuhpocken-Impfung als vorzüglicher kennen, so sind jene Vorschläge für jetzt nicht mehr zweckmäfsig. Eben dieses gilt auch von dem unter Nr. XIII. gelieferten Gutachten des Obercollegii medici et Sanitatis über diesen Gegenstand. Der Vorschlag des Vfs. zur Herbeyschaffung der Kosten für das medicinische Personale verdient nach des Rec. Urtheil Beherzigung; er ist dieser: man soll den *Sanitatsrath*, der zugleich Physikus seyn kann, im Magistrat mit anstellen, lieber dafür eine andere Magistratsperson ausgehen lassen, und jenem das Gehalt dieses zutheilen. Der Vorschlag, das Königschiefsen in den Städten abzuschaffen, dürfte wohl manchen Widerspruch finden. Eben so dürfte sich mehreres gegen den 8ten Abschnitt, der einige Bruchstücke über Krankheiten der Thiere, ihre Behandlung und Anstalten dagegen enthält, einwenden lassen. — Unter Nr. XIV. findet man sehr lehrreiche Bemerkungen des Vfs. über die Militär-Medicinal-Verfassung in das Preufsischen Staaten. Rec. wünscht, dafs Hr. General-Chirurgus *Görcke*, dem das Pr. Mil. Med. Wesen schon manche Verbesserung zu verdanken hat, die Vorschläge des Vfs. seiner Aufmerksamkeit würdigen möge.

Aus den im zweyten Anhange befindlichen zwey Briefen lernt man das Hebammenwesen in *Schlesien* in einem schlechten Zustande kennen. Die in einer Note gegebene Nachricht, wie viel in Schlesien in den Jahren 1798 bis 1800 Frauen in der Geburt, in den Wochen und an Blutflüssen, wie viele Kinder in dem ersten Jahre gestorben und wie viele todt geboren sind, ist allein schon zur Ueberzeugung hinreichend.

PARIS, b. Gabon: *Essai sur les pertes, qui précèdent, accompagnent ou suivent l'accouchement.* Présenté à l'ecole de médecine de Paris par *C. H. Valentin.* an. X. (1802.) 122 S. 8.

Diese Schrift bietet dem erfahrenern Arzte nichts dar, was seiner Aufmerksamkeit werth wäre; vorausgesetzt, dafs er mit den besten Schriften der französischen Geburtshelfer über diesen Gegenstand bekannt sey; dem minder geübten und belesenen kann sie eine nützliche Uebersicht gewähren. Sie ist der erste Versuch eines fleifsigen Anfängers, bey dem man folglich noch kein gereiftes Urtheil, noch keine eigene Erfahrung suchen muss. Eine einzige Beobachtung S. 67. hatte der Vf. selbst zu machen Gelegenheit, wo er nach fruchtlosem Zusammenpressen der Ge-

Gebärmutter von aufsen, den nach einer glücklichen Niederkunft entstehenden Blutfluss doch am Ende durch kalte Umschläge von Essig und Wasser stillen musste. Uebrigens ist die Ordnung der vorliegenden Schrift folgende. Zuerst einige allgemeine Betrachtungen über den Bau der Gebärmutter, und den Zusammenhang des Mutterkuchens mit derselben. Dass der Vf. keine richtigen Begriffe von dem Umtausche der Säfte zwischen Mutter und Kind habe, beweist die ihm wahrscheinliche Behauptung, dass der Mutterkuchen aufser den ihn ernährenden Gefäfsen auch solche Gefäfse erhalte, welche das Blut hergeben, das durch den Mutterkuchen zum Fötus gelangen soll. Die neuesten Beobachtungen nämlich machen es höchstwahrlich, dass der Fötus nur Sauerstoff enthaltende Lymphe durch den Mutterkuchen erhalte. Der Vf. handelt dann von den Blutflüssen während der Schwangerschaft, von denen, welche dem Abortus vorangehen, welche nach den sechs ersten Schwangerschaftsmonaten entstehen; von der Ansitzung des Mutterkuchens auf dem Muttermunde; von den nach der Niederkunft entstehenden Blutflüssen, welche entweder durch Unthätigkeit der Gebärmutter, Zwillingsgeburt, (der Vf. behauptet, allermeistens haben beide Zwillinge nur einen Mutterkuchen, welches nach Rec. Erfahrung wenigstens gar nicht der Fall ist,) zu schnelles Wegnehmen der Nachgeburt, anfangende und vollkommene Umkehrung der Gebärmutter (*dépression* und *renversement*) veranlasst werden. Der Vf. giebt in eigenen Abschnitten jedesmal Ursachen, Diagnose, Prognose und Heilart dieser Blutflüsse an, und durchwebt das Ganze mit Krankheitsgeschichten aus einigen der besten Autoren. Am Ende handelt er noch von den innerlichen Blutflüssen. Bestimmte Angabe der Heilmittel und des Verfahrens in den einzelnen Fällen, unter den verschiedenen Umständen und bey dieser oder jener Complication darf man hier nicht erwarten; das würde das verdienstliche Werk eines bewährten Praktikers seyn, und eben das ist es, was junge Aerzte leider so sehr entbehren, die sich bey den allgemeinen Catheder- und Compendien-Vorschriften nur zu oft verlassen fühlen, und gerade in so dringenden Gefahren, wie sie oft bey Blutflüssen entstehen, am leichtesten den Kopf verlieren.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Sammlung kleiner Abhandlungen und Beobachtungen über die Rose der neugebornen Kinder und die Verhärtung des Zellgewebes*, herausgegeben von Dr. J. C. L. *Reddelien*, prakt. Arzte zu Wismar. 1802. VIII u. 127 S. 8. (12 gr.)

Schon vor ein paar Jahren liefs der Vf. einen Aufsatz über die Rose der Neugebornen im X. Band St. IV. des Hufelandischen Journals anonym einrücken, den er aber jetzt selbst für sehr unvollkommen erklärt, und daher ganz umgearbeitet dem Publicum hier vorlegt. Die Rose der Neugebornen kommt eben nicht äusserst selten vor. Die Ursache derselben ist theils äusserlich, theils innerlich, indem das Kind von der Muttermilch bey ausbrechenden Leidenschaften der Mutter leidet. Die Heilmethode sey daher durch passende, auf das Kind mittelbar oder unmittelbar hinwirkende, anfangs besonders ausleerende, schweifstreibende, dann durch erregende Mittel zu bezwecken. Aeusserlich seyen laue Bäder, Einreibungen von Opium, aromatische Kräutersäckgen mit China, Kampfer, Blasenpflaster anzuwenden. — Nun folgen von S. 29. bis 70. die wörtlich nachgedruckten Beobachtungen eines *Rob. Bromfield's*, *Maxw. Gartshore's*, und *Thom. Walsham's* über diesen Gegenstand, welche in den Sammlungen für praktische Aerzte B. XVI. und B. XIX. bereits zu lesen sind. — Auch die zweyte Abhandlung über die *Verhärtung des Zellgewebes der neugebornen Kinder*, von *Andry* ist blofs eine Uebersetzung aus der *Encyclopedie methodique*, die sich gröfstentheils auch schon in dem XV. Band der Sammlungen praktischer Aerzte nach den frühern Beobachtungen des französischen Vfs. vorfindet. Uebrigens aber hat Hr. *Reddelien* das Verdienst, dass er in dieser Monographie das Wesentlichste, was zeither zerstreut über diese Kinderkrankheiten von alten sowohl als neuen Schriftstellern, besonders den französischen und englischen verhandelt wurde, gesammelt und geordnet hat.

Leipzig, b. Graffé: *Der Selbstarzt* wie er seyn sollte. Eine unterhaltende Morgenlectüre für Herrn und Damen. 1802. X. u. 596 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der *erste* Band dieses populären Werkes holt etwas weit aus, indem der Vf., der auch Herausgeber des *Gesundheits-Tempels* ist, von den Bestandtheilen des Menschen, von dem Grundstoffe der drey Naturreiche, von der physischen-chemischen-mechanischen-organischen-thierischen Natur, vom Geschlecht, von Idiosynkrasie, erblicher Anlage zu Krankheiten etc. den Uebergang auf den Nutzen der Diätetik, und zu den sogenannten nicht natürlichen Dingen macht, und auf 596 S. den gutmüthigen Leser ziemlich redselig von der *Luft* und ihren chemischen und physischen Bestandtheilen, von *Speise* und *Trank*, dem noch etwas über *Küchengeschirre*, Rauch- und Schnupf-Tabak angehängt ist, unterhält, oder auch langweilt. Zuweilen trifft man auf ganz neu gewagte und witzige Erklärungen, z. B. „dass, weil Wasserstoff, Stickstoff, „Kieselerde etc. im menschlichen Körper enthalten wä„ren, nicht zu verwundern sey, wenn manche Men„schen schon bey Lebzeiten zu Gläsern verschlacken, „und zu wahren Wein- und Branntwein-Bouteillen „werden, vornehmlich dann, wenn der Schwefel, „der sich besonders im Gehirn befindet, seinen Brenn„stoff dazu hergiebt, da bekanntlich aus dem Zusam„menschmelzen jener Salze — der Gewächs- und Mi„neralalkalien — und der Kieselerde das Glas entsteht." — Dafür aber sind die Begriffe, Organismus, Organisirung, deutlich auseinandergesetzt. Der Mensch ist, wie jedes Thier und jede Pflanze ein organisirtes und sich selbst organisirendes Wesen: diesem zufolge hat es eine organische Natur, d. i. organische Kräfte, die organische Wirkungen hervorbringen. — Was der Vf. über

über Anthropologie überhaupt sagt, ist zwar meistens nach den neuern Grundsätzen geordnet, möchte aber wohl eben deswegen für manchen Nichtarzt weniger unterhaltend und verständlich seyn, als die nachfolgenden Abschnitte über den Nutzen der Diätetik, Alter-Leibes-Gemüths-Beschaffenheit, Idiosynkrasie, Gewohnheit, Temperamente, etc. die eine angenehme, lehrreiche Lectüre gewähren. Weiterhin gefiel Rec. der Artikel über Luft vorzüglich wohl. Bey Gelegenheit der Elektricität äussert der Vf. den Wunsch, welchen auch schon andere Physiker thaten, „dass „bey Eheleuten der eine Theil einen Ueberfluss, der „andere einen Mangel an Elektricität besitze. Denn „wenn die Elektricitäten zweyer Personen ungleich „seyen, so ersetze der Mangel der einen den Ueberfluss der andern, und erhalte durch dieses beständige Geben und Nehmen der überflüsigen und fehlenden Elektricität den physischen und moralischen Zustand auf beiden Seiten. Daher es wohl gethan seyn „würde, wenn Personen, die sich einander heyrathen „wollen, erst das Verhältniss der in ihnen wohnenden Elektricität zu einander prüften." — Schade nur, dass wir diesen Ehestands-Elektrometer noch nicht besitzen, und wenn wir ihn auch besäsen, die Ehen dennoch nicht darnach geschlossen oder glücklicher werden würden! Die Speisen und deren leichtere und schwerere Verdaulichkeit werden, so wie das Getränke, nach den Reichen der Natur einzeln abgehandelt. Eine reife Ananas mag wohl nie dem Geschmacksinn des Vfs. nahe gekommen seyn, weil er so ungerecht ist, von ihr zu sagen: „wer so glücklich ist eine zu „bekommen, darf sich nur nicht an ihr laben, wenn „er einen bösen Hals, schwache oder verletzte Lungen, Blutspeyen und eine Gallenkolik hat. Sie besitzt einen sehr scharfen Saft, der alle diese Uebel „verschlimmert."

Königsberg, b. Nicolovius: *Taschenbuch für angehende Aerzte und Wundärzte über die praktische Arzneymittellehre in ihrem ganzen Umfange. Dritter Theil.* 1801. 293 S. 8. (20 gr.)

Diese Anweisung, Recepte zu verschreiben, zeichnet sich in nichts vor ältern ähnlichen aus, im Gegentheile greift sie mehr, aber nicht zweckmäfsig ins Chemisch-Pharmaceutische ein, was nicht eigentlich für den praktischen Arzt, noch weniger für den Wundarzt gehört. Ein wenig sonderbar werden die lateinischen Schulbenennungen der Bestandtheile eines Recepts, des *adjuvans* durch *Unterstützer*, des *corrigens* durch *Verbesserer*, des *Constituens* durch *Formgeber* des *excipiens* durch *Sammler, Vereiniger* übersetzt. Als Muster wird eine *Mixtur* mit Goldschwefel, weiter eine Menge Regeln über die Farbe der Arzneyen gegeben, die leicht einer andern Ansicht fähig wären, z. B. man solle ganz weisse Pulver, wasserhelle farblose Mixturen meiden, man solle zu Emulsionen weisse Säfte, als *Syrup. papav. Maeados* setzen, Sennaaufguss durch *Hb. scrophular.* das *Sal. angl.* und *sedlicens.* durch *Cremor tartari* verbessern, Zinnober in Oblaten gewickelt nehmen lassen u. dgl. wichtige Dinge mehr!

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Moralische Gemälde für die gebildete Jugend.* Von *Jakob Glatz*, Lehrer am Erziehungs-Institute zu Schnepfenthal. *Zweytes Heft.* Mit dem Bildnisse *Guts Muths* und drey Kupf. 1803. XVI. u. 144 S. 4.

Nach des Rec. Ueberzeugung gehören die *moralischen* Gemälde des Hn. G. zu den unterhaltendsten Jugendbüchern. Was wir bey der Anzeige des ersten Hefts 1801. Nr. 183. zum Lobe der anziehenden und rührenden Darstellungsgabe des Vfs. gesagt haben, das müssen wir auch bey diesem Hefte wiederholen. Es bestehet aus drey Erzählungen, welche überschrieben sind: der edle Soldat, der Wahrheitsfreund und der Leichtsinnige. In allen drey Aufsätzen ist die moralische Tendenz unverkennbar; aus dem zweyten leuchtet sie aber ganz besonders hervor. Aus der kurzen Biographie des verdienten Hn. Hofraths *Guths Muths*, mit welcher dieses Heft eröffnet wird, erfährt man unter andern, dass Hr. G. M., ausser mehrern mit und ohne seinen Namen herausgegebenen Schriften, auch an den Salzmann'schen *Unterhaltungen* und *Reisen der Salzmann'schen Zöglinge* vielen Antheil habe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrheit. *Altdorf: Nachricht von der Anstalt für arme Kranke zu Altdorf* vom May 1800 bis dahin 1801 nebst einem Berichte von der hier und in der benachbarten Gegend vorgenommenen Kuhpockenimpfung. Herausgegeben von D. *Christian Erich v. Fabrice*, Prof. d. An. und Chir. 1801. 46 S. 8. (3 gr.) Hr. *v. F.*, welcher seit dem Tode des verdienstvollen Prof *Ackermann* die Besorgung der Krankenanstalt für Arme zu Altdorf übernommen hat, liefert hier nach vorausgeschickter Berechnung der Einnahmen und Ausgaben das Verzeichniss der in dem genannten Jahre aufgenommenen Kranken, und giebt zugleich das Versprechen, mit diesem Institute, wenn es nur ferner nicht an milden Beyträgen fehlt, eine kleine Accouchiranstalt zum Nutzen der Studierenden zu verbinden. In den mitgetheilten Bemerkungen über die Kuhpocken erzählt der Vf. die Resultate, welche er aus seinen an 379 Impflingen gemachten Beobachtungen gezogen hat; Bemerkungen, die nur wenige Seiten füllen, aber wirklich schätzbarer sind, als viele der gröfseren Abhandlungen, die wir über Kuhpocken erhalten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. April 1803.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Hempel: *Die Kunst zu denken.* Ein Seitenstück zur Kunst Bücher zu lesen. Von *J. A. Bergk.* 1802. 29½ Bog. gr. 8. (2 Rthlr.)

Aus dem etwas zu wortreichen und gedehnten Inhalte der zwey ersten Kapitel von dem Zwecke dieses Buchs und dem Begriffe der Kunst zu denken, erhellt, dass hier keine allgemeine Logik, sondern eine Anweisung zum richtigen und gehaltreichen Selbstdenken in Ansehung *bestimmter Gegenstände* gegeben werden soll. Wir kennen aber keine andere Kunst zu denken als die, welche in der Elementar- und Methodenlehre der *allgemeinen Logik* gelehrt wird. Um über einzelne bestimmte Gegenstände richtig, wahr und gehaltreich zu denken, muss man den Gegenstand, und die Wissenschaft oder Kunst, zu welcher er gehort, selbst gründlich studieren, und der mündliche und schriftliche Unterricht über diese und jene Wissenschaft oder Kunst, diesen oder jenen besondern Gegenstand derselben, ist der einzige Wegweiser für den Lehrling, der Erkenntnisse davon zu erlangen sucht. Eben darum, weil die *allgemeine* Logik eine Wissenschaft *a priori* von den nothwendigen Gesetzen des Denkens in Ansehung *aller Gegenstände* überhaupt ist, bestimmen ihre Gesetze auch die Art und Weise, wie die Vernunft bey der Behandlung bestimmter Gegenstände ihres Nachdenkens, zur Bewirkung einer vollkommenen Erkenntniss von denselben, verfahren soll, und lehrt mithin allein die Kunst zu denken. Alles Uebrige, was beym Denken über bestimmte Gegenstände vorkommen mag, ist bloss materiell und wird durch die Natur des Gegenstandes der Erkenntniss und der Wissenschaft, zu welcher er gehört, selbst bestimmt. Die Methode oder das richtige und erschöpfende Verfahren der Vernunft, um sich in Ansehung eines Gegenstandes oder einer Wissenschaft vollständige Erkenntniss zu erwerben, ist unmittelbar, in und mit der Ausführung der Theorie über einen solchen Gegenstand und des Systems einer solchen Wissenschaft gegeben. Wie also die allgemeine Logik in der Elementarlehre die Bedingungen der Vollkommenheit einer Erkenntniss, und in der Methodenlehre die Art und Weise, das Mannigfaltige der Erkenntniss zu einer Wissenschaft zu verbinden, zum Gegenstand hat; so würde eine solche sogenannte Kunst zu denken, wie sie sich der Vf. des gegenwärtigen Werks vorstellt, lediglich mit dem Materiellen der mannigfaltigen Erkenntnisse, dem Inhalte der Gegenstände des Denkens, mit vollständiger Ausführung einzelner Objecte der äussern und innern Erfahrung und aller einzelnen Wissenschaften, da seine Absicht gar nicht auf das *Formelle* gerichtet seyn soll, sich beschäftigen müssen. Das alles leistet nun dieses Werk nicht, und kann es auch vermöge seines beschränkten Umfanges und sollte es wohl auch nicht leisten. Was wir hier erhalten, ist eine Sammlung von 31 Aufsätzen über Materien, die sich auf die Erziehung des Menschen zum Selbstdenken beziehen, über Regeln, Grundsätze, Maximen, Mittel und Wege, die man befolgen und einschlagen müsse, um selbst denken zu lernen, oder Andere zum Selbstdenken zu führen, über die Hindernisse, Fehler und Irrthümer, die man dabey zu überwinden, zu entfernen und zu vermeiden hat, über die äussern und innern Bedingungen des Selbstdenkenlernens u. s. w. Alle diese Dinge sind an sich ganz nützlich, allein sie sind nur das nicht, was sie nach der Ankündigung des Vfs. seyn sollen, eine Anweisung zum Selbstdenken über *bestimmte* Gegenstände. In dem 7ten bis zum 9ten Kapitel werden zwar drey Materien herausgehoben und Vorschriften gegeben, was man an denselben beobachten und wie man, zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, bey ihrer Beobachtung verfahren soll; sie sind die äussere Natur, der Mensch, in wie fern er sich selbst zum Gegenstand seines Denkens macht, und andere Menschen. Allein wenn man auch diese allgemeinen Gegenstände als *bestimmte* annimmt: so betreffen doch die in Ansehung ihrer gegebenen Anweisungen nur die blosse Form des Denkens und Beobachtens derselben, und sind im Grunde nur eine Anwendung der logischen Regeln auf sie. Auch sind sie nicht erschöpft. Zum Beyspiel, wie der Vf. verfährt, heben wir hier nur die Hauptmomente des 7ten Kapitels von der Beobachtung der äussern Natur aus. Die äussere Natur, heisst es, muss der erste Gegenstand seyn, woran der Mensch seine Denkkraft übt. Wollen wir durch die Beobachtung der Natur selbst denken lernen: so müssen wir die Verschiedenheiten, nächst diesen die Aehnlichkeiten, welche mehr Aufmerksamkeit erfordern, an den mancherley Gegenständen kennen lernen; wir müssen diese alsdann auch in ihre Bestandtheile auflösen und zergliedern, um zu erfahren, was ihnen zugehört, welche Wirkungen sie äussern, und in welchem Verhältnisse sie durch diese zum Ganzen stehen. Dann muss man zur Erforschung der Ursachen und Wirkungen, die man gewahr wird, fortgehen. Alle diese vorausgegangenen Denkübungen setzen uns nunmehr in den Stand, Schlüsse zu machen, und von dem Allgemeinen zu dem Besondern herunter, und von diesem zu jenem hinauf zu stei-

gen. Hierbey etwas vom Schliefsen und von der kategorifchen, hypothetifchen und disjunctiven Schlufsart. Da durch den öftern Gebrauch diefer Art zu denken die Vernunft geübt und ausgebildet wird: fo kann man nunmehr zur Auffuchung der letzten Gründe der Dinge und zur erften Urfache von allem, was da ift, und zuletzt zur Erforfchung des Zwecks, Nutzens und Schadens der Dinge übergehen. Nach diefem wird noch erklärt, was klare und deutliche, individuelle, particuläre und allgemeine(!) Begriffe find, worin das Abftrahiren, die logifche und reale Wahrheit beftehe. Das ift in der That nicht viel; alles hat keinen materiellen, fondern einen blofs formellen Gehalt, und die Regeln laffen fich auf noch andere als Gegenftände der äufsern Natur anwenden; übrigens erfchöpft das Gefagte den Umfang des fo reichhaltigen Gegenftandes auf keine Weife. Dann folgen, Kapitel 10—14. die *Hülfsmittel* zur Beförderung des richtigen und gehaltreichen Denkens, nämlich das Zweifeln, das Bücherlefen, als Denkübung, die Verfertigung fchriftlicher Auffätze, Umgang mit denkenden und geiftreichen Männern, Difputiren, Freyheit im Denken und Schreiben, freye Staatsverfaffungen, Reifen, Tagebücher u. a. Nach dem Kapitel vom Bücherlefen, wird ein Verzeichnifs der gedanken- und geiftreichften Schriftfteller unter den neuern cultivirten Nationen, Deutfchen, Franzofen, Engländern, Italiänern, Holländern und Spaniern mitgetheilt, das befonders in Anfehung der drey letztern fehr dürftig ausgefallen ift. Von Holländern werden nur zwey, *Spinoza* und *Hemfterhuis*, und von Spaniern der einzige *Cervantes* angeführt. Aufser dem ift in diefem Verzeichniffe gar keine Ordnung beobachtet, Dichter, Philofophen, Gefchichtfchreiber u. f. w. ftehen vermifcht untereinander, und überhaupt vermifst man dabey eine dem Zwecke des Buchs entfprechende Auswahl und Anordnung. — Von nun an ift die Folge der Materien mehr rhapfodifch als fyftematifch, und man fieht nicht immer, warum eine Materie gerade an der Stelle fteht, die fie einnimmt. 15. Kap. Wie mufs die Erziehung befchaffen feyn, wenn man die Denkkraft an Selbftthätigkeit gewöhnen will? 16. Kap. Ueber einige Hinderniffe in der Erlernung des Selbftdenkens, und über die Mittel fie hinweg zu räumen. 17. Kap. Fernere Maxime, die man bey der Erziehung zum Selbftdenken und beym Forfchen nach Wahrheit beobachten mufs. (Hätte zum Kap. 15. gezogen werden können.) 18. Kap. Wie flöfst man fich Intereffe am Nachdenken ein, und wie unterhält man daffelbe in fich? (Würde eine angemeffenere Stelle in den Kapiteln von der Vorbereitung zum Selbftdenken gefunden haben.) 19. Kap. Welche Fehler mufs man bey der Erlernung des Selbftdenkens vermeiden? (Hätte nach 6 folgen müffen.) 20. Kap. Hat das Denken Gränzen und wie viel giebt es Methoden zu denken. (Gehörte beffer oben hin in das 6fte Kap. Der Inhalt ift theils der Kritik der reinen Vernunft, theils der logifchen Methodenlehre eigen. Auch wird von dem analytifchen und fynthetifchen Denken weiter nichts gefagt, und es konnte davon auch weiter nichts gefagt werden, als was zu jener Methodenlehre gehört, die doch nicht in dem Plane des Vfs. liegen foll.) 21. Kap. Welche Vermögen und Kräfte des menfchlichen Geiftes unterftützen und erleichtern das Denken? (Steht auch nicht an feinem rechten Orte. Sinnlichkeit, Einbildungskraft und Gedächtnifs find auch mehr als blofse Unterftützungs- und Erleichterungsmittel des Denkens.) 22. Kap. Wie lernt man fyftematifch denken und welchen Nutzen hat diefe Denkart? (Da die Regeln des fyftematifchen Denkens gar nicht von den Objecten des Denkens abhängen, fondern die blofse Form der Erkenntniffe betreffen: fo gehören fie eigentlich auch nicht hierher, fondern ebenfalls zur logifchen Methodenlehre.) 23. Kap. Ueber die Urfachen der Irrthümer im Denken und über die Mittel, diefe zu vermeiden. (Die Ausführung ift auch blofs logifch und kann nicht anders feyn, weil fich von *materieller* Wahrheit und von *materiellem* Irrthum überhaupt *kein allgemeines* Kriterium angeben läfst, fondern ein *beftimmter* Gegenftand vorausgefetzt werden mufs, wenn foll ausgefagt werden können, ob er materielle Wahrheit oder Irrthum enthalte.) 24. Kap. Durch welche Mittel kann man in fich die Geneigtheit, immer mit feinem Zeitalter in der Aufklärung fortzugehen, erwecken und unterhalten? (Hätte bey 18 mit ausgeführt werden können; zur Kunft zu denken gehört aber diefer Gegenftand eigentlich gar nicht.) 25. Kap. Ueber die Gefetze des menfchlichen Denkens und Erkennens. (Ift blofs allgemein- und transfcendental-logifcher Natur, und hätte auch fchon weiter oben abgehandelt werden müffen.) Vom 26ften Kap. an bis zu Ende handelt der Vf. noch befonders von den hiftorifchen und philofophifchen Wiffenfchaften und von den fchönen Künften, fo wie von dem Verfahren, welches man zu beobachten habe, wenn man in denfelben richtig urtheilen wolle. Er liefert hier eine Ueberficht aller Theile der hiftorifchen und philofophifchen Wiffenfchaften, und in Anfehung diefer letztern, der theoretifchen und praktifchen Philofophie und der Kritik der Urtheilskraft, um den Gang zu bezeichnen, den die Kritik überhaupt genommen hat, um fich der Wahrheit und Vollftändigkeit des Inhalts eines jeden Zweiges diefer Wiffenfchaften zu verfichern. Man fieht doch, obgleich der Vf. blofs bey dem *Syftem* ftehen bleibt, und in den befondern Inhalt deffelben bey jeder einzelnen Wiffenfchaft, nach ihrem ganzen Umfange, nicht felbft eingeht, dafs ihm der Zweck und die Idee feines Unternehmens, die ihm bey dem Anfange und der Fortfetzung deffelben nur dunkel vorgefchwebt hatten, hier am Ende klarer geworden ift. Wahrfcheinlich würde er diefes Unternehmen aber aufgegeben haben, wenn er den ganzen Umfang deffelben, und die für einen *Einzigen* unüberfteiglichen Schwierigkeiten feiner Ausführung, bey der Entwerfung des Plans dazu, deutlich eingefehen hätte. Die Schreibart und Darftellungsmanier des Vfs. fcheint hier noch diefelbe zu feyn, die ein anderer Rec. an dem im Jahre 1799 zu Jena erfchienenen Buche deffelben, der *Kunft Bücher zu lefen* etc. (in Nr. 267. diefer Zeit. Sept. 1800.) gerügt hat.

hat. Er weiſs ſich, bey ſeiner auſserdem ganz angenehmen und gebildeten Schreibart, doch nicht kurz und gedrängt genug zu faſſen, und fällt oft ins Declamatoriſche und in dunkles Pathos; z. B. S. 74. „Alles unſer Leben auf dieſer Erde fängt mit dem Erwachen der äuſsern Sinne an, welche die Thore zur innern Lebendigkeit ſind, und welche die erſten Materialien zum Denken herbeyführen. — Todte und lebendige Gegenſtande ſind die Hieroglyphen, die wir verſtehen lernen müſſen. Sie enthalten den Schlüſſel zu den Geheimniſſen, die in uns und in Andern verborgen liegen. Aber wir müſſen bey den Betrachtungen der Natur etwas wagen, wenn wir auch fallen, und wir müſſen urtheilen und entſcheiden, wenn wir auch irren ſollten." (Wir dächten, man gäbe dem jungen Denker lieber die Lehre, nicht eher zu urtheilen und zu entſcheiden, als bis er ſich der Richtigkeit ſeines Urtheils verſichert habe. Bey folgender Stelle hätten wir uns doch erſt beſonnen, ehe wir ſie niedergeſchrieben hätten; ſie iſt gar zu kühn.) S. 84. „Die Auſsenwelt exiſtirt im Raume, und der Raum, der die bloſse Form der äuſsern Sinne iſt, im Menſchen, *alſo* iſt der Menſch der *Träger aller Dinge.* Wer erſchrickt nicht vor dem Gedanken, daſs er alle Menſchen, gute und böſe, Sclaven und Tyrannen, Räuber und Mörder, und das ganze Syſtem der Natur, alle Revolutionen und alle Verheerungen in ſich trägt? Und was iſt der Menſch? Kann nicht alles aus ihm werden? Iſt nicht etwa bloſs der Mangel an Gelegenheit zum Böſen ſein Schutzgeiſt?" Der Vf. hält viel von Kühnheit und Beſonnenheit im Denken; er ordnet aber jene dieſer nicht immer unter, wie es doch ſeyn ſollte. Auch folgende Stelle iſt Beweis von gröſserer Kühnheit als Beſonnenheit: „Das Denken iſt die beſte Arzney, wenn wir uns krank fühlen: (das läſst ſich bezweifeln, und es iſt nicht wahr, wenn uns die Krankheit zum Denken unfähig macht,) es ruft Kräfte zur Thätigkeit auf, von welchen niemand als wir ſelbſt zu unſerer Heilung Gebrauch machen können. (Wenn das erſtere weniger problematiſch wäre, als es wirklich iſt, ſo brauchte man ſich über das letztere gar nicht zu verwundern.) Dasjenige, was vorher kraftlos hinſank, ſteht durch das Selbſtdenken verjüngt zum Leben auf." Wir halten es doch für ſicherer, man lieſse, wenn man *kraftlos* auf das Krankenlager hingeſunken iſt, lieber den Arzt für ſich *ſelbſtdenken*, und verſchöbe dieſes bedenkliche Geſchäft auf beſſere Zeiten.

HAMBURG, b. Bohn: *Timarete oder von der Freundſchaft.* 1802. 11½ Bog. 8. (16 gr.)

Was hier über Freundſchaft geſagt wird, iſt weder mit philoſophiſchem Geiſte oder auch nur ſinnreich gedacht, noch gefällig vorgetragen. Der Titel ſcheint eine äſthetiſche Form des Vortrags anzukündigen; dieſe iſt aber die gewöhnliche acroamatiſche, in (20) Kapiteln, beſtehende. Raiſonnement und Darſtellung ſind gleich mangelhaft, und die Natur des abgehandelten Gegenſtandes, über welche in unſern Zeiten ſo vieles Licht verbreitet worden, iſt hier von neuem in Schatten geſtellt. Folgende Beyſpiele werden dieſes Urtheil beſtätigen. S. 7. ff. ſoll bewieſen werden, daſs Liebe nicht Freundſchaft ſey. Unter Liebe, heiſst es, verſtehen wir hier ſo wenig Wirkungen des Geſchlechtstriebes, als künſtliche Wendungen der Eigenliebe, oder ſittliche Liebeserweiſe, d. i. Pflichtübungen aus Menſchenfreundlichkeit, ſondern *Liebe im eigentlichen Verſtande.* Von dieſer Liebe wird aber weiter nichts geſagt, als, ſie ſey eine Gemüthsbewegung oder etwas Leidenſchaftliches. Beide, fährt der Vf. fort, Liebe und Freundſchaft, haben einen Gegenſtand, an dem ſie Vollkommenheit gewahr nehmen; beide ſehnen ſich nach Genuſs. Die Liebe iſt entweder eine Gemüthsbewegung, oder eine Leidenſchaft, oder eine heftige Begierde der Seele; bey der Freundſchaft kann dergleichen auch ſeyn, ſie kann in alle Schwärmereyen der Liebe übergehen, aber es iſt ihr Weſentliches nicht; denn ſonſt würde ihr baldiges Ende, wie einer jeden Spannung oder Leidenſchaft *in der Natur* gegründet ſeyn. Von der wahren Freundſchaft verlangt man aber und findet auch bey ihr Beſtändigkeit. Alſo iſt ſie vielmehr für eine *Gemüthsſtimmung*, als für eine *Gemüthsbewegung*, *Spannung* oder *Leidenſchaft* zu halten. (Der Schluſs, weil die Liebe, wegen der Spannung oder Leidenſchaft, ihr baldiges Ende in der Natur findet, Freundſchaft aber *beſtändig* iſt, ſo iſt letztere keine *Gemüthsſpannung* ſondern eine *Gemüthsſtimmung*, iſt ausnehmend bündig und einleuchtend. Aber da auch bey der Freundſchaft Leidenſchaft oder Spannung ſeyn kann, wie der Vf. oben meynte, was wird denn nun aus dieſer? Wir rathen bloſs, indem wir uns in die Art, wie der Vf. zu philoſophieren pflegt, verſetzen: bey der Liebe iſt ſtete Spannung, keine Stimmung, bey der Freundſchaft können beide ſeyn. Sobald bey jener die Spannung vorüber iſt, erreicht ſie ihr natürliches Ende; dieſe hingegen ſtirbt, wenn auch die Spannung aufhört, darum noch nicht, denn ſie hat noch einen Rückenhalt, die Stimmung, und die bleibt ihr immer. Warum gerade die Liebe der *Stimmung* entbehren, und dieſe nothwendig *beharrlich* ſeyn ſoll, darüber mögen ſich nun auch Andere die Köpfe zerbrechen.) Der zweyte Unterſchied zwiſchen Liebe und Freundſchaft beſteht darin, daſs jene durch *empfundene*, oder *geahnte* oder *erträumte* Schönheit des Körpers, des Geiſtes oder des Herzens erregt wird, dieſe hingegen ſich auf *bewuſste* Anerkennung guter Eigenſchaften bezieht, alſo bey ihr nicht die *Blindheit* der Liebe ſtatt findet. (Auch hier hat der Vf. manches Räthſel zu löſen übrig gelaſſen.) Nach S. 10. iſt *Geneigtheit* und *Wohlwollen* zwar *Freundſchaftlichkeit*, aber nicht *Freundſchaft* oder *Freundheit.* — Zur Freundſchaft verlangt der Vf. *Bekanntſchaft*, ja ſogar perſönliche, weil ſonſt keine beſtimmte und *bewuſste* Anerkennung von Vorzügen ſeyn kann; doch hält er noch eine Freundſchaft unter Menſchen, die ſich einander nie, oder ſelten und wenig geſehen haben, für möglich. Dieſe „können einander ſehr hoch ſchätzen, ſchriftlich mit einander umgehen, auch Vertraulichkeit, ſo fern es Briefe geſtatten, ſeitdem und ſo lan-

ge es Briefliebe giebt, unter sich herrschen lassen. Das kann für eine *Art von Freundschaft* gelten, die einigen wortarmen, ungeselligen und seltsamen Menschen, oder solchen, an deren Gestalt und Körper etwas sehr unangenehmes und die Sinne beleidigendes sich findet, *einzig* erreichbar ist. Keiner von ihnen sieht, riecht und fühlt in der Entfernung das Widrige, die Fehler und Gebrechen des Andern; sie sind in Briefen gesprächig, geistreich und herzlich; und die Häkeleyen, die, sobald sie bey einander wären, sich einstellen würden, fallen weg." — Obgleich S. 17. geäussert wird, dass Freundschaft auf Tugend gegründet und mit ihr vergesellschaftet seyn sollte: so wird doch gleich darauf behauptet, dass es auch unter *Lasterhaften* Freundschaft geben könne; der Beweis besteht in folgenden Fragen? „Sind denn alle Lasterhafte, Räuber und Mörder, Verschwörer und Empörer? die grössten greulichsten kühnsten Frevler? Werden unter dem allgemeinen Begriffe der Lasterhaften nicht viele begriffen, die so sanft als Lämmer sind? nicht alle, die sich von irgend einer nicht zu billigenden Gesinnung leiten lassen und sich einer pflichtwidrigen Lebensart ergeben, oder sich einzelne unrechtmässige Handlungen oder schlechte Sitten nachsehen? Und können diese nicht anderweitig gute schätzungswerthe Eigenschaften haben? nicht wenigstens solche, die es nach dem, wenn auch verkehrten, thörigten und falschen, Dafürhalten von ihres gleichen sind." (Wie reimt sich das aber mit der obigen Behauptung, dass sich die Freundschaft auf *bewusste* Anerkennung *guter* Eigenschaften gründe und nicht *blind* sey?) Nach S. 24. soll ohne *Eigennützigkeit* an Freundschaft gar nicht zu denken seyn. Doch müsse man darunter nicht den groben, niedrigen, sondern, wie er sich gewöhnlich bey den bessern Menschen finde, einen *feinen, geistigen und zum Theil sittlichen* Eigennutz verstehen. Bey dieser Gelegenheit ergeht ein Strafgericht über die Thoren, die die Menschen tadelten und verachteten, weil sie diesem Eigennutze nachgingen; der Vf. hat aber die Sache nicht wohl überlegt; man tadelt die Menschen nicht, weil sie ihren eigenen Nutzen befördern, sondern, weil sie denselben zum Grundsatz ihres Handelns machen, und ihn nicht dem Pflichtgesetz unterwerfen. Nach dem Vf. giebt es folgende Arten von Freundschaft: meist körperliche oder grobsinnliche; feiner sinnliche und *geschmackliche*; herzliche, gefühlvolle und empfindsame; geistige, wissenschaftliche oder Künstlerfreundschaft; einfache und Freundschaft mit mehrern; ernsthafte, innige, fröhliche; schmeichlerische; schlichte und rohe; mit Einschränkung oder mit Aufwand verbundene; feyerliche; eigennützige und uneigennützige Freundschaft; welche Arten, nach dieser Anlage, noch mit sehr vielen ähnlichen hätten vermehrt werden können. Dass Vf. gern neue Wörter schafft, wird man schon an den in dieser Anzeige angeführten Wörtern, *Gemüthsspannung*, *Freundschaftlichkeit*, *Freundheit*, *geschmacklich*, bemerkt haben; es kommen im Buche noch andere vor, z. B. ein *Bewohlthateter*, *ebenherzig*, *necessarius* heisst ein *Nötigling*, *familiaris* ein *Wönlicher*, *positive und negative Electricität*, *geberiche und haberiche Blitzlichkeit*.

STATISTIK.

Rom, nella Stamp. Cracas: *Elenco Degli Emi Signori Cardinali Delle Congregazioni, e Tribunali, e Della famiglia Pontificia dell' anno* MDCCCII. Con Licenc. de' Sup. e Privilegio. 92 S. kl. 8.

Die Einrichtung dieses Staats-Kalenders vom Kirchen-Staate (welchen man fast als den Antipoden aller guten Staatsverwaltungen ansehen kann,) ist seit 1790 in Deutschland durch *von Schwarzkopf's* Abhandlungen in der *Berlinischen Monatsschrift* (1790. Sept S. 234. bis 263.) und in dem Werke *über Staats- und Adresskalender* (1792. 8. S. 217—236.) bekannt geworden. Seitdem wurde die jährliche Herausgabe durch den Kriegs- und Revolutionszustand in Rom mehrmals, und zuletzt für das Jahr 1802, durch politische Ursachen unterbrochen. Unter letztern war das *Geschlechts-Register der regierenden Häuser in Europa*, wegen Anerkennung der neugeschaffenen Staaten, und das *Register der wirklichen und Titular-Bischöfe in allen Welttheilen*, wegen der Umstaltung in Deutschland und Frankreich, ein grosser Stein des Anstosses. In der vorliegenden Ausgabe, welche im Novemb. 1802 erschien, sind diese Abschnitte, in welchen sich ehedem das Staatssystem des römischen Stuhls auf eine so merkwürdige Weise, vornehmlich auch gegen England und Preussen, zeichnete, ganz ausgelassen. Ferner fehlen die gelehrten Anstalten, namentlich die Akademie *dell' Sapienza*, oder Gregorianische Universität, das Kirchersche Antiquitäten und Naturhistorische-Cabinet, das Collegium von ausübenden Aerzten u. s. w. Durch diese und andere Omissionen entsteht die Verschiedenheit der Seitenzahl gegen den Jahrgang 1782, der 352, mithin beynahe vierfach mehrere Seiten zählt, so wie auch die des viel eingeschränktern Titels. — Bey den Cardinälen ist hier noch die letzte Promotion vom Januar 1803 nachzutragen. In ihrem Lebens-Alter ist das des thätigen Staats-Secretärs Consalvi (45), sodann das des Jüngsten — Borbone (25) und der drey Senioren Migazzi, (89) Albani (82) und Borgia (72) zu bemerken. Den unter dem vorigen und jetzigen Papste Verstorbenen wird S. 31—34. das hergebrachte Denkmal gestiftet. Die gehässigen Congregationen, *della S. Romana, ed universale inquisizione — de propaganda fide — Dell' indice*, sodann die beiden *Sopra la correzione de Libri Della Chiesa orientale* und *D. Loreto* sind unverändert geblieben.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 19. April 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Danzig, a. K. d. Herausg.; gedr. b. Wedel: *Handbuch zur praktischen Kenntniss der königl. preussischen Accise-Verfassung und Gesetze,* zunächst für königl. Accise-Officianten des preussischen Staates, alsdann für das ganze accisepflichtige Publicum bestimmt und herausgegeben von *Carl Wilhelm Schilling,* Kreiscalculator bey der westpreussischen Accise- und Zoll-Direction zu Danzig. *Erster Band.* 1802. 488 S. 4.

Schon aus der Zueignungsschrift an den Staats-Minister v. Struensee läfst sich abnehmen, wie wenig der Vf. im Stande sey, sich auszudrücken. „Aus dem Grunde, weil dem Minister das Wohl des Vaterlands am Herzen liegt," wird er aufgefodert „die Herausgabe des Buchs, seines Schutzes zu würdigen." Zur Entschuldigung des schlechten Stils sagt der Vf.: „dafs es bey allen Büchern nur darauf ankäme, was, und nicht wie es gesagt werde, diess wisse der Minister aus eigener ruhmvollen (!) Erfahrung." Von der platten Weitläuftigkeit, und von dem gemeinen Stil, die in diesem Buche herrschen, mag nur eine Periode aus dem 1. §. zur Probe dienen: „Der Verstand bildet „also, entweder Begriffe, oder Urtheile, oder Schlüsse; und auf derselben Art und Weise, wie der Verstand Begriffe bildet, wie er urtheilt, und wie er „schliefst, werden die in ihm gegründeten Begriffe „beruhen. Haben wir nun den Begriff über einen „Gegenstand, hier z. B. über die Accise-Verfassung, erst „völlig berichtigt und festgesetzt, dann kann unsere „Vernunft nicht mehr anders urtheilen und schliessen, „als: von wahrgenommener Wirkung auf eine wirkende Ursach; und umgekehrt: von Ordnung auf „einen Ordnenden, von Gesetzen auf einen Gesetzgeber. Aus welchem allen sich folgern läfst: die Vernunft ist das Vermögen etwas zu begreifen, und der „Verstand das Vermögen etwas zu verstehen; so, wie „man etwas begreift, wenn man die Bedingung der „Folge, oder den Grund der Wahrheit des Schlussatzes mit der Folge aus den Vordersätzen, oder dem „Bedingten des Grundes, was sich aus ihm begreifen „läfst, kennt. Auf diese Weise wird man zu dem „klaren Begriff logisch gelangen, durch den man sich „das Besondere der königl. preussischen Accise-Verfassung richtig denken kann, deren Existenz man „verstehet, wenn man sich darunter nach einer gewissen Denkform denkt, dafs sie seit 1684 bis zu jetziger Zeit, unter verschiedenen Abänderungen, in den „Städten der preussischen Ländern diesseits der Weser, „von Berlin aus den Gesichtspunkt angenommen, mit „Ausschluss der Fürstenthümer Ansbach und Bayreuth, „wie auch Süd- und Neu-Ost-Preussens, vorhanden ist, „wobey man ihre Existenz begreift, wenn man diese „von der Ursache ihrer Entstehung ableitet."

Auf die Frage: wie viel dem Landesherrn erlegt werden müsse, antwortet der Vf. S. 20.: „wenn ein „Unterthan nach Abzug aller Unkosten, und auch seines und der Seinigen Unterhalt 1000 Thaler gewinnt, „dann soll er 200 Thaler Abgaben geben" und hienach meynt er, könne nun die Accise leicht festgesetzt werden.

Ehe der Vf. den Hauptgegenstand behandelt, liefert er eine förmliche Geographie des preussischen Staats, dann eine Beschreibung sämmtlicher directen Abgaben, welches zwar mit lobenswerther Mühsamkeit, aber auch mit einer ermüdenden Weitläuftigkeit geschieht. Nach diesem Allen fängt er erst an die Accise zu berühren, und zwar mit einer Herzählung aller Vorwürfe, die man diesem *modo collectandi* macht, und einer langweiligen, aber nicht befriedigenden Widerlegung dieser gemachten Einwürfe. Unter diesem Geschwätz finden sich einige gute Bemerkungen, z. B. S. 144. dafs es thöricht sey, die vielen verschiedenen Auflagen auf ein Object zu belasten, und nicht in Eins zu schmelzen; dagegen ist der Vorschlag, nur eine mäfsige Abgabe für Handlung und Consumtion zu bestimmen, und alle Restitution sowohl als Versendung aus unversteuerten Lägern abzuschaffen, unausführbar, und die Befolgung desselben würde von sehr nachtheiligen Folgen seyn.

Auf einmal findet man den ost- und westpreussischen Accise-Tarif, den ältesten und undeutlichsten von allen, desgleichen das Reglement, abgedruckt, und von weitläuftigen Bemerkungen begleitet.

Das Ganze ist überhaupt ein Chaos, das, so wie es da ist, nicht von Nutzen seyn kann. Wenn indessen alle Digressionen ausgelassen, die Phrasen verkürzt, die Wiederholungen getilgt, die Einschaltungen ausgestrichen und der Stil verbessert würden: so würde es zwar immer noch kein systematisches Handbuch seyn, sich aber doch zum Nachschlagen qualificiren, weil der Vf. keine Mühe gespart hat, den Ursprung der bestehenden Einrichtungen zu erforschen, und darüber Licht zu verbreiten, wofür man ihm Dank wissen würde, wenn er Ordnung beobachtet, und auf die Darstellung Fleiss gewendet hätte.

Köln, b. Rommerskircher: *Historische und politische Anmerkungen über das Concordat zwischen der französischen Regierung und Sr. Heiligkeit Papst Pius VII. u. s. w. Von einem Katholiken.* 1802. VIII. u. 115 S. 8. (6 gr.)

Seit der Bekanntmachung des Concordats sind, wie leicht vorauszusehn war, lateinische, deutsche und französische Flugschriften auf dem linken Rheinufer in allen 4 Rheindepartements in Menge erschienen; aber nur äusserst wenige sind geniefsbar, und unter diesen Wenigen verdient *Platz'ens Verbindlichkeit der Eroberten Frankreichs nach Religions- und Staatsgrundsätzen* etc. Maynz, X. J. 1802. 8. vorzüglich aber die vorliegende Schrift, die im Novbr. 1802. erschien, eine Auszeichnung. Der Vf. gehört unstreitig zu den seltenen Männern, die ruhig und vorurtheilsfrey den Gegenstand ihrer Untersuchungen verfolgen. Er geht jeden Punkt des Concordats, und jeden §ph. desselben genau durch; beleuchtet unpartheyisch die Beweggründe, die Frankreich bey der Vollziehung des Concordats haben musste, um den neuen französischen Staat, der gegen die deutsche Gränze eine grosse Anzahl Protestanten gewonnen hat, gegen allen Druck des Katholicismus zu schützen, alle verhasste intolerante Gesinnungen durch einen weisen Cultus zu verdrängen, jede Meynung von einer herrschenden Kirche völlig auszumerzen, religiöse Bürger der christlichen Kirche, als ruhige Bürger des Staats durch eine allgemeine Vorschrift zu vereinigen, und die in landesherrliche Domainen verwandelten Reichthümer der Kirche für den Schatz des Staats zu sichern. Mit einer Freymüthigkeit, die man selten bey einem Kölner antrifft, und mit einer Einsicht, die den Vf. zur Würde eines kritischen Schriftstellers erhebt, nimmt er allenthalben Rücksicht auf die ältere und neuere Staaten- und Kirchengeschichte, besonders in Bezug auf das linke Rheinufer, und die an dieser Seite gelegenen ehemals kürfürstl. Länder, wobey er zwar bescheiden, jedoch kräftig gegen den *Aberglauben* und *Unglauben* eifert, die schädlichen Wirkungen der *Wallfahrten* schildert, und um dem grosen Haufen diese Puppe seiner sinnlichen Gottesverehrungen nicht völlig zu rauben, ihn auf Stadt-Kölnische Gnadenbilder verweiset, und daselbst die Opfer seiner Andacht eben so gut, als über dem Rhein ins Bergische, darzubringen empfiehlt, falls es schlechterdings zu einem katholischen Christen erfoderlich sey, wenigstens des Jahrs *Einmal* zu einem gewissen Heiligen zu wallfahrten. Dergleichen und viele andre helle Bemerkungen, mit beständiger Rücksicht auf Beförderung des wahren Christenthums, zeichnen diese Schrift aus, die ausserdem eine Menge historisch-literarischer Notizen enthält. Verschiedene Druckfehler in den Citaten und Provinzialismen verdienen bey einer neuen Auflage verbessert zu werden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Erfurt, b. Keyser: *Almanach der Fortschritte, neuesten Erfindungen und Entdeckungen in Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken* von Ostern 1795 bis Ostern 1801. Herausgegeben von *G. C. B. Busch. Erster* Band 348 S. mit 10 Kupfert u. noch verschiedneo Figuren. *Zweyter* Band 630 S. mit 4 Kupfert. *Dritter* Band 584 S. mit 3 Kupft. *Vierter* Band 700 S. mit 3 Kupfert. *Fünfter* Band. 548 S. mit 2 Kupfert. *Sechster* Band 632 S. mit 2 Kupfert. 1798 — 1802. 8. (10 Rthlr. 22 gr.)

Bey der allgemeinen Regsamkeit in allen Fächern des menschlichen Wissens, war es gewifs ein guter Gedanke, jede neue Erfindung, Entdeckung, Bereicherung in den Künsten und Wissenschaften aufzuzeichnen, um sie nicht, bey der Fülle von allem, was die jetzige Lesewelt in Bewegung setzt, verloren gehen zu lassen. Wir geben zu, dafs nicht alles für neu ausgegebene wirklich neu, gut und wahr seyn mag, genug, wenn es nur auf den Geist der Zeit einwirkte, mit der intellectuellen Cultur in Verbindung stand, ein Denkstein werden konnte, an welchem die Nachwelt erkennen möge, wie weit wir in der Ausbildung waren, was wir für neue Erfindung, für grossen Fortschritt im Wissen hielten. So war also ein Repertorium der jährlichen Novitäten dem jetztlebenden Lesepublicum nothwendig, und wird der künftigen Generation interessant genug seyn. Aber in der That kann auch unsere Zeit stolz seyn auf alles, was ihr Andenken mit hinüber begleitet, was sie künftiger Zeit zu überliefern hat. Freylich wird es wohl kaum in Eines Menschen Kraft stehn, diess Wissenswürdige aller Disciplinen aufzufassen, so wenig als es für Eines Rec. Fassungs- und Urtheilskraft möglich seyn wird, eine richtige Kritik über das Unternehmen selbst zu liefern. Genug, wenn der Herausg. nur nichts Wichtiges vergafs, und wir eine allgemeine Uebersicht der Fächer, welche bearbeitet worden sind, der Art, wie das geschehen ist, der Vorzüge und Mängel der Arbeit im Allgemeinen geben.

Der Herausg., bekannt durch ein Handbuch der Erfindungen, bildete seine Idee zur Ausführung dieses Werks nach einigen französischen Vorarbeiten. Er theilte das Ganze in 4 Abschnitte, Wissenschaften, Künste, Manufacturen, Handwerke. Im *ersten* Bande ist unter andern enthalten: in der Naturgeschichte eine neue Nachricht vom Daseyn des Einhorns, von *Gerbis Curculio odontalgicus*, mehrere neue Mineralien und Metalle, das Titanium, in der Physik Nachricht von *Rumfords* Photometer, *Creve's* Metallreiz, in der Chemie von vielen neuen Untersuchungen bekannter Mineralien und wohlfeilere und kürzere Vorrichtungen bey chemischen Präparationen, z. E. des Hahnemannschen Quecksilbers, in der Anatomie und Physiologie die Untersuchung über die Herznerven, die fibröse Structur der Krystall-Linse, in der Medicin Untersuchungen der Ruhr, der Gasarten bey der Lungenschwindsucht, die Weigelsche Curart gegen Bandwurm, die Brücknersche Heilart der Klumpfüsse, in der Oekonomie mannichfaltige Versuche, die Kartoffeln möglichst gut zu benutzen, den Brand im Waizen

zen zu verhüten, das Heu aufzubewahren, in den Künsten das Meyersche Bogenklavier, Rölligs Orphika, Christs Wintercopulation, Notizen von der Stenographie, von der Bleiglasur.

Im 2ten Bande werden unter andern mehrere neue Thierarten, neue Pflanzen und Mineralien beschrieben, es werden Quatremere-Disjonvals Beobachtungen über die Spinnen angeführt, Nachrichten von den Pariser Filetmaschinen und mehrern neuen physikalischen Instrumenten, in der Medicin von Sömmerings Untersuchungen über das Organ der Seele, über die Fortdauer des Bewufstseyns nach der Enthauptung (freylich blofse Hypothesen!), Humbolds Versuche über die Muskel- und Nervenfasern, Reils chemische Vorstellungsart der Vitalität, das Brownsche System, Hufelands Makrobiotik, Späths Schlagfähigkeit der Holzgattungen, die Zerstörung des Borkenkäfers, Sacombe's Reformation der Geburtshülfe, Chladni's Entdeckungen in der Tonkunst, Wolke's Pasigraphie Nachricht gegeben.

Aus dem 3ten Bande machen wir besonders aufmerksam auf Cuviers und Vaillants Bereicherungen der Naturgeschichte, Klaproths neue Untersuchungen des Tellurium, Spinell, der Australerde, des Witherit und der Strotianerde, Guytons Gravimeter, Werners Theorie der Wärme und des Feuers, Schraders Theorie der Electricität, Wichmanns Zweifel gegen die Lehre von den Zähnen, Berchtolds Oeleinreibungen, Perkins Metallnadeln, Hallenbergs horizontale Windmühlen, Herschels System über die Sonne und Fixsterne (dieser Band ist besonders reich an astronomischen Entdeckungen, die wir nicht alle anführen können), Humbolds Entdeckungen über die Natur der Grubenwetter, Baders Theorie der Saug- und Hebepumpen, die Vorschläge gegen die Waldinsekten und Raupen, Pefslers Dreschmaschine, Burdons eiserne Brücken, Hettlingers Federmosaik, Voglers Orchestrion, Diels Obstorangerie in Scherben, die Telegraphik, Vierheiligs vortreffliche Büchereinbände.

Der 4te Band zeigt unter mehrern Merkwürdigkeiten, die wir übergehen, noch folgende an: mehrere neue Arten von Thieren, sowohl Säugethiere, als Vögel, Fische und Insekten, von Arnims neue Theorie der electrischen Erscheinungen, Bohnenbergers Electricitatsverdoppler, Vauquelins Chromium (ein neues Metall) und Berillerde (eine neue Erdart), Brera's anatriptische Versuche, Pefslers Rettungsmethode scheintodt begrabener Menschen, Jenners Versuche der Impfung mit Kuhpocken (ohne Zweifel die gröfste Entdeckung, unter allen bisher genannten!), la Granges Theorie der analytischen Functionen, Pansner's Pyrotelegraph, Schröters Bestimmung der Durchmesser der Jupiterstrabanten, die Einführung der reitenden Artillerie, das Trocknen der Salzsole an der Luft und Sonne, Sommerville's neuer Pflug, Achards Runkelrübenzucker.

Unter den Abhandlungen des 5ten Bandes zeichnen wir namentlich folgende aus: die Entdeckung eines neuen Fossils, des Siderits, ferner des Chrysoliths, der Yttererde, der Agusterde, des Reichischen Fiebermittels, des Hahnemannschen Präservativs gegen Scharlach, die nähere Beschreibung der Radesyge, die Erfindung und Vervollkommung der Stereotypen.

Mit dem 6ten Bande schliefst sich das erste Sexennium dieses Almanachs. In der Sammlung dieses Theiles verdienen vielleicht vorzugsweise folgende Entdeckungen in Erinnerung gebracht zu werden: Herschels Meynung von der Erwärmung der Sonnenstrahlen, Volta's Versuche mit dem Galvanischen Reizmittel, Hassenfratz Revolution in der Chemie, Lukas Entdeckung, faule Wasser trinkbar zu machen, Berthollet und Gmelins Bestätigung der Eigenthümlichkeit der zoonischen Säure, Vauquelins Entdeckung des schweflichtsauren Schwefelnatrums, Hösch Zeugungstheorie, Matthieu's Mittel gegen Bandwurm, die verschiedenen Dampfmaschinen, die englischen Riegelwege, Piazzi's Entdeckung des Planeten Hera (*Ceres Ferdinandea*), die Hafelmeyerschen erhabenen Wachsfiguren, Fürers wasserdichte Tücher.

Am reichsten an neuen Entdeckungen sind die Fächer Naturgeschichte, Physik, Chemie, Astronomie und mechanische Künste. Oft sind die Entdeckungen freylich auch unbedeutend. Wir rechnen dahin mancherley neue Farben, Gartenkünste und Arzneymittel, mechanische und chirurgische Instrumente, die Nachricht, dafs schon Hales die Ausdünstung der Pflanzen gekannt habe, dafs Asant und Ochsengalle gegen Säure im Magen helfe, das sympathetische Mittel mit einer Taube gegen Epilepsie, die Reichisch-Thilowsche Auspumpemaschine der Blähungen, Osianders Kunstsprache in der Geburtshülfe, die unnützen Mittel gegen Beschädigungen der Hasen an Bäumen, die Nachricht von den eingeschlossenen Kröten, vom Racknitzschen Baumkabinet, Heckers Theorie des Zahnens, Jawandts Mittel gegen Strangurie zahnender Kinder, Nolde's Versuch einer Volksarzneykunde, Arnemann's Versuch eine Arzneymittelkunde zu begründen, Richters Beobachtung über den Nutzen purgirender Mittel beym Brande, die Hufnägel in Scheidewasser aufgelöfst und mit Baumöl vermischt, gegen Geschwüre, die Weintreber als Brennmateriale angewandt, das Heizen der Wohnzimmer ohne Oefen, die weitläuftige Nachricht von den Wigandschen Mutterkränzen, die Beddoesische Meynung vom Verdünnen des Blattereiters, die Tecamezrinde, der Adiowaensame, die Vorschläge zur Verbesserung der Wundarzneykunst, eine Maschine ohne Feuer zu kochen, mehrere Auszüge unbedeutender Abhandlungen aus Hufelands, Röschlaubs u. a. Zeitschriften, manche geburtshülfliche Instrumente, der weitläuftige Auszug aus Heinekens Schrift vom Magnetismus, Sheldons phantastische Einbalsamirung seiner Maitresse, Pops figürliche Darstellung der Erregungstheorie, so überhaupt viele medicinische vermeyntliche Entdeckungen, die Reinekeschen neuen Arzneymittel, worunter ein Liniment von einer Unze Bisam und einem Loth Olivenöl circa 2 Carolins kostet, Eckartshausens mancherley Systeme, Henslers Vorzüge des Dehnens und Reckens, die Nachricht von der Vollendung einiger Statuen, Kaiser Pauls Erfindung neuer Artillerie-

rieſtücke, das Verfahren Theriak für Zucker anwendbar zu machen, Stricke aus der Altheepflanze zu machen u. ſ. w. Auch wurde, noch während der Fortſetzung des Almanachs, manche Entdeckung durch die andere widerlegt, z. E. Lentin's Verſuche durch Schmidt und Göttling, die Sömmerringſchen Hypotheſen, die Köllneriſche von der Euſtachſchen Röhre, die Wirkung des Metallreizes. Endlich kommen auch manche Entdeckungen mehrmals, kürzer und weitläuftiger vor; vom Tellurium, Humbolds Verſuche, Reils chemiſche Theorie, Hufelands Queckſilberſeife, Hargens Empfehlung des Vitrioläthers gegen ſchweres Gehör, Hahnemanns Präſervativ. Bey alle dem bleibt aber dieſer Almanach immer ein nützliches Unternehmen, welchem wir viele Unterſtützung und lange Dauer wünſchen. Wir eröffnen dem Herausg. nur unſern Wunſch, die Auszüge nicht bloſs wörtlich aus den Büchern und Journalen zu machen, ſondern den Geiſt derſelben in gedrängter, kritiſcher Kürze zu geben; nicht alles durch einander, ſondern nur das Bewährte und Wichtige aufzunehmen! Denn wozu hier Erfindungen müſſiger Köpfe, welche gleich den luftigen Erſcheinungen, heute erſcheinen und morgen vergeſſen werden? Dadurch wird zwar das Werk weitläuftig, aber gewiſs weniger brauchbar und angenehm, als wenn der Herausg. unſern Rath befolgt, und ſtrenger in der Auswahl, ſchärfer in der Kritik, kürzer in der Darſtellung zu ſeyn ſich befleiſsigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Lippſtadt*, gedr. b. Lange: *Einige Bemerkungen über die deutſche Sprache*; und *einige Worte an einen Theil der Aeltern Lippſtadts*, Schulprogramm, von *Joh. Heinr. Phil. Seidenſtücker*, Rector des Gymnaſiums zu Lippſtadt. 1801. 92 S. 8. Die Bemerkungen über die deutſche Sprache betreffen den richtigen und oft verwechſelten Gebrauch des Perfects und Imperfects, einiger Caſus, einiger Pronomina, Adverbien und Conjunctionen, namentlich *er war — er iſt geweſen*; der Jüngling blüht *wie* eine Roſe — *als* eine Roſe; *da — weil — als — indem*; *unverbeſſerlich*; — hierhin — *umher — herum*; *worin — worein*; mit Dero *gütigſter* oder *gütigſten* Erlaubniſs; *daher* — alſo; *wo — womit — mit welchem*; *der — welcher*; *er — derſelbe*; *ſich — ihnen — denſelben*; *koſten — verſichern — kleiden — lehren — mich* oder *mir*? er tritt *mich* oder *mir* auf den Fuſs?

Hr. *S.* hat alle dieſe Zweifel faſt ohne Ausnahme richtig, wenigſtens unſerm Urtheil nach, entſchieden, und wir müſſen dieſe kleine Schrift als ſehr leſenswerth empfehlen. Nur in nachfolgenden wenigen Stücken kann der Rec. ihm nicht beyſtimmen. Der Grund, warum man das *Imperfectum* (das in der That ganz mit Unrecht dieſen Namen führt) oder *Perfectum* in Erzählungen brauchen müſſe, liegt gewiſs nicht in dem nähern oder entferntern Raum, wie Hr. *S.* allzu ſinnreich behauptet, das *nah* und *ferne* mag nun buchſtäblich oder vergleichsweiſe zu verſtehen ſeyn: er liegt in der mehreren oder mindern Gewiſsheit, welche Gewiſsheit freylich oft mit der Nähe und Ferne des Orts, wo die Begebenheit geſchah, in Verhältniſs ſteht. Ueberhaupt denkt ſich der Rec. drey Stufen der Gewiſsheit bey erzählten Begebenheiten; *der Fürſt ſoll geſtorben ſeyn — der Fürſt iſt geſtorben — der Fürſt ſtarb*. Bey dem Perfectum kann immer noch jemand auftreten und ſagen: „der Fürſt iſt *nicht* geſtorben." Leugnet man aber die Sache die im Imperfectum erzählt ward: ſo trifft die Verneinung nur den Zuſatz von einem Umſtande, er mag nun ausgedrückt oder verſchwiegen ſeyn, z. B. „der Fürſt ſtarb nicht" nämlich: an dieſem Zufall. Eben dieſes Imperfectum heiſst daher das hiſtoriſche, weil man nicht eher eine Begebenheit in die Geſchichte aufnimmt, bis ihre Gewiſsheit möglichſt durch Zeugniſſe oder allgemeinen Glauben beſtätigt iſt: denn ſcheint auch oft ein Factum iſt oder ſcheint, das im Perfectum erzählt wird; ſo muſs es doch erſt durch Prüfung ſo qualificirt werden, daſs die Geſchichte es aufnehme und in ihrem Tempus erzähle. Nach unſerm Bedünken kann daher der Nürnberger (S. 8.) ſeinem Leipziger Freunde wohl ſchreiben: „vor drey oder vier Wochen (freylich nicht vor 8 Tagen, binnen welcher Zeit der Nürnberger nicht wohl die Nachricht ſo weither haben konnte) fiel bey Rom eine blutige Schlacht vor," denn der Nürnberger kann einen ſehr zuverläſsigen Correſpondenten dort haben, der ihm die ſichre Nachricht von der Schlacht giebt. Die Phraſe S. 10. „die Welt brachte ſich nicht ſelbſt hervor." würden wir nicht eben philoſophiſche Sprache nennen, ſondern ſie gehört nur nicht in den Unterricht gegen Zöglinge, in welchem eine mehr populäre Sprache herrſchen muſs. Bey dieſer Gelegenheit bemerken wir noch, daſs die höhere, und zumal die poetiſche oder die ihr ſich nähernde Schreibart mit dem Imperfect als etwas gewiſſes, erzählt, was entweder noch problematiſch oder ſchlechthin Dichtung iſt. — *Unverbeſſerlich* (*inemendabilis*) ein allerdings zweydeutiges Wort, gefällt dem Rec. eben ſo wenig, als das dafür vorgeſchlagene *unbeſſerlich*. Wir wüſsten aber deſſen ſchlimmen Sinn vor der Hand auch durch kein einfaches Wort, ohne Umſchreibung auszudrücken. — Was den Caſus, den das Zeitwort *koſten* für das Subject fodert, betrifft: ſo ſtimmen wir mehr Adelungen bey, der die Frage für unausgemacht, und daher einſtweilen den Dativ und Accuſativ für gleich erlaubt hält. So viel ſcheint gewiſs, der ältere Gebrauch war für den Accuſativ. *Friſch* hat in ſeinem Wörterbuche: *mich* koſtet das ſo viel. In der Gegend, wo Rec. am meiſten gelebt hat, in der Mitte Deutſchlands, und wo ſelbſt der gemeine Bürger und Bauer *mir*, wie in deſſen ganzen nördlichen Theil, das *mir* mit dem *mich* verwechſelt, ſagt man, *mich* koſtet es. — Nun aber giebt die Erfahrung, daſs die Umgangsſprache in ihrem Felde wie durch Inſtinct geleitet, weniger irrt, als die Schriftſprache, die oft nur Autoritäten fröhnt und Copie von Copie iſt. (So muſs im öſtlichen Deutſchland ſelbſt der gebildetere Zögling die verſchiedene Ausſprache und richtige Schreibung des *b* und *p*; *d* und *t*, erſt durch Unterricht lernen, die längs dem Rhein und Neckar das Kind von ſelbſt weiſs.) Der gleiche Fall iſt bey „*mich* dünkt" (oder däucht) und „*mir* dünkt", das hier Hr. *S.* übergangen hat, wo es auch eine Stelle hätte finden können. In des Rec. Gegend braucht der gemeine Mann das *mich*, und *Friſch* iſt gleicher Meynung.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

OEKONOMIE.

GIESSEN, b. Heyer: *Friedrich Pilgers*, Hauptmanns und Thierarztes, *Lehrbuch zum Unterricht des Landmanns I. wie er gesundes Vieh anschaffen und erziehen, II. dasselbe gesund erhalten, und vor Krankheiten bewahren, III. sein krankes Vieh behandeln, und dessen schnell verlaufende Krankheiten selbst heilen müsse.* 1802. 468 S. 8. (20 gr.)

Was man in diesem Werke zu erwarten hat, ersieht man schon aus dem vorgesetzten ausführlichen Titel. Der Vf. richtet seine Belehrungen auf die Erziehung, Wartung und Behandlung der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Schweine. Erfahrungskenntnisse, Freymüthigkeit, und Eifer für das gemeine Beste sind dem Vf. nicht abzusprechen. Einzelne Materien sind besonders vollständig und lehrreich abgehandelt. Bekannte Gegenstände, wie z. B. die Wichtigkeit des Viehstandes für den Landmann, die Gründe, die ihn bewegen müssen, alle auf die Erhaltung des Viehs sich beziehende Pflichten zu erfüllen, hätte er kürzer vortragen können, auch das, was auf alle Thiere passt, nicht bey jeder einzelnen Gattung, bey den Pferden, Kühen, Schafen, Schweinen von neuem wiederholen dürfen. Wir machen es uns zur Pflicht, dasjenige, was uns beym Lesen dieses Buchs der Bemerkung werth schien auszuzeichnen. Der Verf. schildert sehr eindringlich die Nachtheile, die aus dem frühen Zulassen junger Thiere zur Begattung entstehen. Bey der Geburt der Thiere wird die Beobachtung der möglichsten Vorsicht empfohlen. Selbst bey schweren Geburten soll man der Natur Freyheit lassen, indem durch voreilige, oder übel angewandte Hülfe grosser Schaden geschieht. Man erschrickt über die S. 83. und ff. befindliche Schilderung von der barbarischen Art, mit welcher unberufene Geburtshelfer im Hessischen zu Werke gehen; die Gräuel, welche hier aufgestellt werden, sind empörend. Der Vf. war selbst Zeuge, dass in dem einzigen Oberamte Giessen, in einem Zeitraum von zwey Monaten, 38 Kühe bloss am Kalben ihr Leben einbüssen mussten. Eine eben so grausame Behandlung erlaubte man sich in der dortigen Gegend beym Castriren der Thiere. Der Vf. giebt, sowohl was diesen Gegenstand, als was die Geburtshülfe betrifft, eine brauchbare Anleitung zu einem zweckmässigern Verfahren. Aus der S. 130. in der Anmerkung aufgeworfenen Frage: Warum man die Schafe im Sommer und nicht gegen den Herbst zum Widder lässt? muss man schliessen, dass in der Gegend des Vfs. die mit unsern strengen Wintern unverträgliche Gewohnheit herrscht, die Begattung der Schafe im Sommer zu gestatten. Gegen die Vertheidigung der offenen und halb offenen Schafställe, wobey sich der Vf. auf einen grossen Sachverständigen, nämlich *Daubenton*, bezieht, will Rec. nur bemerken, dass *Daubenton* seinen Katechismus der Schafzucht für ein weit wärmeres Klima schrieb, und dass in unsren nördlichen Gegenden nicht einmal Schafe, vielweniger Lämmer, in solchen strengen Wintern, als der Vf. nach S. 186 und 187 in den Jahren 1799 und 1800 erlebte, oder als der letzte war, in offenen oder halb offenen Ställen ohne Lebensgefahr ausdauern können. Von den Betrügereyen der Rosstäuscher, besonders der Juden beym Kauf und Verkauf des Viehs, macht der Vf. im 11. Kapitel des 1. Hauptstücks sehr viele bisher weniger bekannte namhaft. Dieser Abschnitt enthält viel belehrendes. Dass aber eine Polizeyaufsicht auf den Viehmärkten, unter Zuziehung eines Thierarztes, den grossen Nutzen schaffen würde, welchen der Vf. sich verspricht, bezweifeln wir und besorgen vielmehr, dass durch solche Einmischung verwickeltere Processe veranlasst werden können. In dem Kap. von der Stallfütterung, werden aus der Gegend des Vfs. einige auffallende Beyspiele von dem Leichtsinn und der Sorglosigkeit des Gesindes angeführt. Rattengift wird in den Ställen so unvorsichtig hingelegt, dass Kühe es verschlucken und daran sterben. Der Vf. erlebte, nach seiner Behauptung, alle Monate Beyspiele, dass Rindvieh durch verschluckte Nadeln, welche das Gesinde im Futter verliert, getödtet wird. Sogar soll das Vieh Taschenmesser, welche die Mägde verlieren, verschlucken. Solche Erscheinungen kommen doch in der Gegend, in welcher Rec. lebt, nicht vor. Unter den Gründen zur Empfehlung der Stallfütterung S. 231 ff. hätte der Vortheil, dass das Vieh bey dem Weidengang die aufkeimenden Pflanzen durch Abfressen und Zertreten zerstört, dass bey der Stallfütterung ein reicherer Wuchs des Futters befördert wird, und von einem Morgen, der abgemähet wird, mehr Kühe im Stall gefüttert werden können, als wenn eben dieser Morgen beweidet wird, mit angeführt werden müssen. In Ansehung der Rindviehpest verdienen die Beobachtungen des Vfs. um so mehr Aufmerksamkeit, da er in den Jahren 1795—1799 von dieser fürchterlichen Seuche, welche damals auf den Rheinufern, in der Pfalz, in Schwaben, Franken, Bayern, bis an die Oesterreichischen und Böhmischen Gränzen wüthete, selbst Zeuge war. Der Vf behauptet, dass von manchen

chen Aerzten, die Anspruch auf Kenntnisse machen, unverzeihliche Fehler begangen werden. Sie haben in Ortschaften Stallungen untersucht, um krankes Vieh aufzufinden, und durch diese Untersuchungen die Seuche von dem kranken Vieh zu dem gesunden hingebracht. Nach den Erfahrungen des Vfs. fiel von dem Vieh eher solches, das durch übermässige Arbeit abgetrieben war, als solches, welches eine weniger barbarische Behandlung erfahren hatte. Wo die Aerzte durch Aderlassen, oder durch Laxanzen, oder durch Salz-Füttern vorgearbeitet hatten, da wüthete die Viehpest am mehresten. Der Vf. ist daher gegen den Gebrauch der Präservativmittel. Doch spricht er dem Humboldschen Mittel, mit Vitriolöl auf Salz gegossen, den Stall zu durchräuchern, den Nutzen nicht ab. Auch empfiehlt er eine grosse Butte in den Stall zu setzen, sie halb mit gehackter Eichenrinde, und dann mit Wasser zu füllen, dieses Gemische auf einander sauern zu lassen, und, nach öfterer Umrührung mit einem Besen, die Wände, die Streu und das Vieh damit zu bespritzen. Der Vf. bezieht sich an mehrern Stellen darauf, dass er die Rindviehpest und die übrigen Viehkrankheiten deshalb in diesem Buch nur kurz abgehandelt habe, weil eine weitläuftige Auseinandersetzung derselben in einem andern Werk: über Epidemien und ansteckende Krankheiten der vierfüssigen Hausthiere folgen werde. Uebrigens war es Rec., was die Schreibart des vorliegenden Buchs betrifft, sehr auffallend, *dis* statt *dieses*, *selbsten* statt *selbst*, und *das* Ort für *der* Ort, zu lesen.

Riga, b. Hartmann: *Grundsätze zu einer theoretischen und praktischen Verbesserung der Landwirthschaft in Liefland.* Nach den zweckmässigsten ökonomischen Schriften entworfen und für Liefland bearbeitet von *W. Ch. Friebe*, beständigem Secretär und Ehrenmitgliede der liefländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät, wie auch der St. Petersburgischen freyen ökonomischen und der Jenaischen Naturforschenden Gesellschaft Mitglied. *Erstes Bändchen.* 1802. 158 S. 8. (12 gr.)

Diese Schrift ist der Anfang einer Abhandlung, welche bereits in einer Sammlung von Aufsätzen der liefländischen ökonomischen Societät vorkommt, ihrer Gemeinnützigkeit wegen aber besonders abgedruckt worden. Sie enthält eine Zusammenstellung von theoretischen und praktischen Versuchen und Erfahrungen, sowohl aus Thaers Einleitung zur Kenntniss der Englischen Landwirthschaft, als auch aus einigen andern neuern classischen ökonomischen Werken, mit steter Anwendung auf Lieflands Boden und Landwirthschaft. Das vorliegende erste Bändchen hat zwey Abschnitte, von welchen der erste die allgemeinen Grundsätze zur Kenntniss der Erdoberfläche, die Untersuchung der Erdarten, und der verschiedenen Gattungen des Bodens; der zweyte aber die Lehre von der Düngung enthält. Die übrigen Gegenstände des Landbaues sollen auf gleiche Weise bearbeitet, nachfolgen. Praktische und thätige Landwirthe sollen hierdurch veranlasst werden, diese Grundsätze genau zu prüfen, eigne Versuche anzustellen, und ihre Erfahrungen der ökonomischen Societät einzusenden, damit aus diesen Resultaten ein Handbuch für die liefländische Landwirthschaft, zur allgemeinen Verbesserung derselben, entworfen werden könne. Zur Ausführung dieses wohlthätigen Plans trägt auch der Vf. das Seinige bey; und wenn er fortfährt, den folgenden Theilen den Fleiss und die Sorgfalt zu widmen, die aus der vorliegenden Arbeit hervorleuchten, und nur immer den Gesichtspunkt im Auge behält, die Hauptverbesserungen treu und fasslich darzustellen, und ihre Anwendbarkeit auf Lieflands Boden zu zeigen: so wird am sichersten Aufklärung unter den Landwirthen verbreitet, Nachahmung erweckt, und Verbesserung in allen Zweigen der Landwirthschaft bewirkt werden. Sehr zweckmässig ist es daher, dass der Vf. am Schluss eines jeden abgehandelten Gegenstandes, eine Uebersicht der Versuche liefert, die nach dem vorgetragenen Abschnitt anzustellen sind, und hiebey auf die Seitenzahlen hinweiset, wo die Theorie auseinandergesetzt ist. Diese Uebersichten dienen zur Wiederholung des Vorgetragenen, und erleichtern demjenigen, welcher wirklich Versuche machen will, die Auswahl zwischen dem wichtigern und minder wichtigen, zwischen dem, was nach dem eigenthümlichen Boden eines jeden mit weniger oder mehr Schwierigkeiten auszuführen ist. Auch ist Rec. von dem vielfachen Nutzen überzeugt, der zu erwarten seyn würde, wenn nach dem Wunsch des Vfs. S. 24 und 25 bey den Gütervermessungen die Höhe und Tiefe der Oberfläche gegen das nächste Gewässer, die Hauptabdachung gegen das nächste Niveau, die Abzugsfähigen Gegenden, die Hauptbestandtheile der Oberfläche nach chemischen Untersuchungen, die Erdarten, welche der Cultur fähig und nicht fähig sind, die Wiesen nach den darauf wachsenden Pflanzen, und ob sie trocken oder nass sind, die nivellirten Moräste und ihr Torfgehalt und die Gegenden, die mehr zur Waldcultur als zum Ackerbau geschickt sind, in den Karten bezeichnet und angegeben würden. Eine solche Karte würde dem Gutsbesitzer die anschauende Kenntniss von der Beschaffenheit seines Guts gewähren, ihn in den Stand setzen, auch in der Ferne die Landwirthschaftsverbesserungen in allen ihren Theilen anzugeben, und nachher die wirklich vollbrachten Meliorationen mit aller Genauigkeit zu controlliren: auch würde man bey Kaufs- und Verkaufsgeschäften den Werth eines Guts aus einer solchen Karte weit sichrer, als bisher möglich war, beurtheilen können. Am Schluss des Buchs wird durch eine Zeichnung aus *Robert Somerville* vollständiger Uebersicht der Düngemittel dem Landwirth Anleitung gegeben, wie er, um sich von den zweckmässigsten Düngemitteln, welche am besten für seinen Boden passen, und von dem Gedeihen der Gewächse auf einem solchen Boden bey verschiedenen Düngemitteln am leichtesten zu überzeugen, auf einem in kleine Quadrate eingetheilten Felde Versuche anstellen soll.

soll. Auch hier wird auf die vorausgeschickte Theorie durch Anführung der Seitenzahlen verwiesen. In dem Raisonnement S. 10 nach welchem der Landbau, als die alleinige Haupterwerbsquelle von Liefland geschildert wird, kann man dem Vf. nicht ganz beytreten. Wenigstens ist Rec. überzeugt, dass ein freyer blühender Handel von Riga schneller und zuverlässiger auf das Emporkommen des Ackerbaues in Liefland wirken müsse, als umgekehrt alle auf den Ackerbau verwandte Industrie, den Handel von Riga zu heben im Stande ist. Endlich bemerkt Rec. noch, dass die vorliegende Schrift für den Ausländer um so belehrender werden würde, wenn es dem Vf. gefällig wäre, in der nächsten Fortsetzung die Verhältnisse der in Liefland üblichen Feld- und Getraidemaasse, Gewichte und Münzsorten, durch Vergleichung mit den bekanntesten deutschen Maassen, Gewichten und Münzen ein für allemal auseinander zu setzen.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Ueber die Krankheiten sämmtlicher zur Oekonomie gehörigen Hausthiere.* Ein zum Behuf akademischer Vorlesungen bestimmtes Handbuch, entworfen von J. D. *Metzger*, Sr. königl. Majestät von Preussen Geheimen Rath, Leibarzt u. Professor. 1802. XVI u. 184 S. 8. (12 gr.)

Der Mangel eines Compendiums zu Vorlesungen über die Krankheiten der Hausthiere, und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die unter den Oekonomen herrschenden Vorurtheile in Ansehung der Viehkrankheiten auszurotten, und ihre Begriffe über diesen Gegenstand zu berichtigen, veranlassten den Vf. zur Herausgabe dieses Handbuchs. Man findet hierin, wenn nicht alle, doch die gewöhnlichsten Krankheiten der Hausthiere abgehandelt. Voran gehen allgemeine Vorschriften und Mittel zur Erhaltung der Hausthiere bey ihrer Gesundheit, Belehrungen über Zucht und Lebensordnung der Hausthiere, nebst einer Darstellung der Vorbeugungs-Maassregeln gegen drohende allgemeine Krankheiten, und der Grundsätze der Lebensordnung, welche bey eingerissenen Krankheiten zu befolgen sind. Hiernächst werden die Krankheiten, welche bey allen Arten der vierfüssigen Hausthiere vorkommen, der Reihe nach durchgegangen. Der Vf. rechnet hieher: entzündliche Krankheiten, den Milzbrand, Pestbeulen, Wurmkrankheiten, Koliken und Trommelsucht, Frühgebähren nebst schweren Geburten, und äusserliche Gebrechen. Hierauf folgen in einem besondern Abschnitt die Krankheiten, welche nur bey gewissen Gattungen der vierfüssigen Hausthiere vorkommen. Alle speciellen Krankheiten des Rindviehs, der Pferde, der Schweine und der Hunde sind hier in besondern Kapiteln abgehandelt. Die nachfolgenden Abschnitte haben die Krankheiten des Federviehs, der Fische und der Bienen zum Gegenstande. Zum Schluss dieses Buchs wird ein Entwurf eines Arzney-Vorraths für den Thierarzt und eine Notiz von Schriften über Thierarzneykunde für den Oekonomen geliefert. Man erkennt in diesem Lehrbuche überall den gründlichen Denker, der nicht bloss andern nachschreibt, sondern die Grundsätze, welche er aufstellt, selbst vorher geprüft hat. Mit sichtbaren Fleisse hat sich der Vf. bemüht, in der Behandlung eines Gegenstandes Vollständigkeit und Kürze zu verbinden, auch so viel möglich Trockenheit, die sonst solchen Lehrvorträgen so sehr eigen ist, zu vermeiden. Bey jeder Krankheit werden die äussern und innern Symptome die Krankheits-Ursachen, die Vorbeugungs- und Heilmittel angegeben. In den Abschnitten von den besondern Krankheiten einzelner Thiergattungen wird auch das Nöthigste von dem Temperament und der jeder Thiergattung eignen Natur beygebracht. Von der Rindviehseuche sagt der Vf. S. 56. dass sie nie einzeln (sporadisch) vorkomme, nur allzu oft epizootisch herrsche, und mehrentheils nicht eher nachlasse bis ein fünfter *oder wohl gar* ein zehnter Theil der von der Krankheit betroffenen Thiere getödtet worden. Dieses in Ansehung der Mortalität angegebene Verhältniss ist unverständlich. Hr. M. wollte vermuthlich sagen, dass fünf bis zehn Theile von dem kranken Vieh durch den Tod verloren gehen, aber in diesem Fall hätte zur richtigen Darstellung des Verhältnisses der ganze Bestand des kranken Viehes in einer Zahl angegeben werden müssen. Sehr treffend ist S. 63 und 64 die Bemerkung, dass die Leichenöffnungen bey der Rindviehseuche noch nicht in allen Perioden der Krankheit hinlänglich wiederholt worden, und dass also über denjenigen Befund in den Leichnamen, der dieser Krankheit ganz eigenthümlich ist, bis jetzt noch nichts bestimmt werden kann. Mit Recht hat der Vf. in den §. 215—233 die gefährliche Krankheit der Hundswuth sehr ausführlich abgehandelt. Aber wäre es nicht auch gut gewesen, ein besonders Capitel den Krankheiten der Katzen zu widmen, da sie doch offenbar zu den nützlichen Hausthieren mit gehören, und das häufige Wegsterben derselben, welches sich vor einigen Jahren in mehreren Gegenden Deutschlands zeigte, mancherley Besorgnisse wegen der überhand nehmenden Ratten und Mäuse zu erregen anfing? Der Vf. klagt über Leere in der Literatur über Krankheiten der Fische, und führt nur: *den vollkommenen Fischer* von G. J. *Wagner*, Breslau 1758 als die einzige Schrift an, die ihm vorgekommen ist. In des geschätzten Hofr. *Beckmann's* Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft sind aber mehrere angeführt. Auch in dem *Forst-, Fisch- und Jagd-Lexicon* finden sich unter dem Artikel Fische, einige Bemerkungen über die Krankheiten derselben. Schliesslich wünscht Rec. noch, dass Hn. M's Vorlesungen nicht bloss von angehenden Oekonomen, sondern auch von denjenigen, die sich zu Cameral-Bedienungen vorbereiten, fleissig besucht und benützt werden mögen. Letztere würden mit richtigen Begriffen von Viehkrankheiten, sie mögen zu höhern oder niedern Stellen gelangen, viel Gutes stiften können, und wir würden, wenn die Beamten nur erst allgemein aufgeklärt wären, zur Zeit der eintretenden Seuchen, selbst von den Landesbehörden, statt der bisher oft

schwan-

schwankenden Verfügungen, zweckmäfsigere Anordnungen zu erwarten haben.

KINDERSCHRIFTEN.

1) Leipzig, b. Schladebach: *Kleines Fabelbuch für Kinder edler Erziehung.* Oder *Lehren der Tugend und sittlichen Klugheit* in Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen, von *H. A. Kerndörffer.* 1802. XIV und 208 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Neuburg u. Aarnheim, im Reichscommissions- u Industrie-Bureau: *Auserlesene Belehrungen und Unterhaltungen für die wissbegierige Jugend, zur Erweckung guter Gesinnungen und Entschliessungen in ihren Herzen, und zur Uebung im Declamiren.* (Ohne Jahr). 90 S. gr. 8.

No. 1. enthält Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Zöglingen über die vorzüglichsten Lehren der Tugend und Lebensklugheit, so weit sie für das jugendliche Alter passen, versinnlicht durch Fabeln in der Manier der Aesopischen, welche allerdings eine angenehme und unvermerkt auch belehrende Lectüre gewähren werden. Denn wir erwarten mehr von diesen aus den Fabeln sich von selbst darbietender und aufdringenden Winken. als von den umständlichen Nutzanwendungen, in welchen der Vf. nicht ausführlich genug seyn zu können meynte, da er das Büchlein für die eigne Lectüre der Kinder, ohne fremde Mitwirkung, bestimmte. Wenn der wohlmeynende Vf. solche junge Leser findet, welche diese Anwendungen nicht überschlagen: so hat er sich glücklich zu preisen. Die beygefügten 8 Kupfer vertheuern das Buch und entstellen es vornehmlich durch die aufgekleckften grellen Farben.

Die in No. 2. als Dialogen eingekleideten Belehrungen haben ihr Gutes; doch ist der jugendliche Ton nicht recht getroffen, und die kleinen Männerchen reden zum Theil wie Socratesse und Platonen. Der Vf. wünscht, dafs seine Dialogen in den mittlern Classen höherer Schulen oder auch in Bürgerschulen zum Auswendiglernen und zur Uebung im Declamiren gebraucht werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Kirchengeschichte. *Nürnberg,* b. Lechner: *Nachrichten von Gallus Korn,* eines Dominicaner-Mönchs zu Nürnberg und standhaften Vertheidigers der evangelischen Wahrheit, Leben und Schriften. Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergischen Kirchen- und Reformations-Geschichte. Von *Johann Georg Friedrich Held,* Frühprediger an der Margarethen-Kirche. 1802. 55 S. 8. (4 gr.) Ungeachtet Hr. *Held* gar nichts, bisher unbekannt gebliebenes von diesem *Gallus Korn,* auch Gallus Galleus genannt, ehemaligen Dominicaner oder Prediger Mönch in *Nürnberg,* der zwar nicht unter die eigentlichen Nürnbergischen Reformatoren, doch aber unter die ersten standhaften Bekenner der evangelischen Wahrheit gezählet werden kann, mittheilen konnte: so verdiente doch auch das wenige, das man von demselben weifs, aufs neue in Erinnerung gebracht zu werden. Nach des Vfs. eigenen Geständnifs, ist von dieses *Gallus Korn* Geburtsjahr, Jugendgeschichte, Studien und Aufnahme in den Prediger-Orden gar nichts bekannt. Sein Vater *Hans Korn,* war Bürger und Genannter des gröfsern Raths in Nürnberg. Bekanntermafsen waren die *Augustiner* die ersten in Nürnberg, welche für die von Luther so herzhaft angefangene Kirchenverbesserung und für die Einführung der reinen evangelischen Lehre stimmten. Allein desto eifrigere Widersacher derselben waren die *Dominicaner.* Dafs *Gallus Korn,* der mit diesen Gesinnungen seiner Ordensbrüder nicht übereinstimmte, mit seiner Meynung im J. 1522 öffentlich hervortrat, wurde vermuthlich durch das in eben diesem Jahre ergangene Verbot des Magistrats veranlafst, wodurch allen Predigern und Mönchen ernstlich untersagt wurde, etwas von Zwietracht in Religionssachen auf die Kanzel zu bringen. *Gallus Korn,* mit der Stimmung des Raths gar zu gut bekannt, liefs sich dadurch nicht abschrecken, seine Meynung in zwey Predigten öffentlich zu erklären: so wie er dieselbe auch in einer nachmals gedruckten Schrift bekannt machte. Beide Predigten waren so beschaffen, dafs sie seinen Conventbrüdern misfallen mussten. Die Folge davon war diese, dafs ihm das weitere Predigen von dem ganzen Convent ernstlich verboten wurde. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich durch die Flucht aus dem Kloster zu retten, um den fernern Verfolgungen zu entgehen. Unterstützt durch seine Freunde, glückte es ihm auch wirklich, seinen gefafsten Vorsatz auszuführen. Dafs er nach Wittenberg gezogen sey, ist ungewifs; desto gewisser aber ist es, dafs er sich zu dem bekannten *Johann von Schwartzenberg* begeben habe, von welchem er auch aufs freundschaftlichste aufgenommen wurde. Diefs ist alles, was uns von dem Schicksal dieses Mannes bekannt worden ist. Vermuthlich starb er bald nachher in dem Dienste dieses seines Gönners. Aus einer Schrift von ihm unter dem Titel: *Warum die Kirch vier Evangelisten hat angenommen, eyn papistisch frag. Ein Christliche antwort darüber* u. s. w. datirt zu *Schwartzenberg. Anno tausent funffhundert vier und zwantzig am 26. tag des Aprillen* ist zu ersehen, dafs er wenigstens in diesem Jahre noch am Leben war. Ausführlich hat derselbe die Verfolgung, die er von den Domicanern in Nürnberg auszustehen hatte, in einer eigenen Schrift beschrieben, die Hr. H. am Schlusse abdrucken lassen. Sie hat den Titel: *Eyn Handlung wie es eynem Prediger Munch zu Nürenberg mit seinen Ordensbrudern von wegen der Evangelischen warheyt gangen ist. Anno M. D. XXII,* in 4. Rec. besitzt von derselben noch *drey andere,* von der erst angezeigten verschiedene Ausgaben. Am Ende derselben heifst es: *Geben am XII. Junii in unser ellenden Herberg Anno M. D. XXII,* Ob unter *der elenden Herberg* sein Kloster zu verstehen sey, will Rec. nicht entscheiden. Doch ist es wahrscheinlicher, dafs er diese Schrift, worin er die Ursache seiner Entweichung bekannt machen wollte, erst nach — als vor derselben, entworfen habe.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 20. April 1803.

GESCHICHTE.

PRESBURG u. PEST, b. Landerer: *Josephi Koller*, Cathedralis Ecclesiae Quinqueecclesiensis Lectoris et Canonici, Praepositi S. Joannis Baptistae de Castro Quinqueecclesiensi, *historia Episcopatus Quinqueecclesiensis*. Tomus V. complectitur Res gestas ab anno 1505. usque 1552. 1801. 358 S. 8.

Bey diesem vortrefflichen Werke, welches nicht nur die Geschichte des Fünfkirchner Bisthums, sondern die Ungerische Geschichte überhaupt durch mitgetheilte ungedruckte Urkunden und Denkmäler erlautert, ist nur der langsame Gang des Drucks zu beklagen. Die vorigen Bände — denn auf diese mit wenigen Worten zurückzugehen, sey dem Rec. erlaubt, da dieses Werks in der A. L. Z. bisher nicht erwähnt worden — erschienen in folgender Reihe bey demselben Verleger: B. I. vom J. 1000 bis 1219. 1782. 472 S. B. II. vom J. 1219 bis 1346. 1782. 493 S. B. III. vom J. 1346 bis 1459. 1784. 430 S. B. IV. vom J. 1459 bis 1505. 1796. 531 S. Also zwischen der Erscheinung des III. und IV. Bandes verflossen 12 Jahre, und zwischen jener des IV. und V. fünf Jahre — nicht durch Schuld des Vfs. welcher z. B. B. IV. S. 521. versichert, er habe den vierten Band schon 1770 verfasst, im J. 1782 zur Censur eingereicht, 1783 zurückerhalten und zum Druck abgegeben, sondern durch Saumseligkeit des Verlegers. Da nun allem Ansehen nach wenigstens drey oder vier Bände zur Vollständigkeit des Werks nachfolgen müssen: so haben die Käufer desselben eine sehr entfernte Hoffnung, es vollständig zu besitzen. In dem ersten Bande wurde, ausser den sparsamen Urkunden älterer Zeiten, auch noch in vier Anhängen verschiedenes mitgetheilt, was der Vf. über manche Gegenstände der Ungerischen Geschichte durch Forschen herausgebracht hatte; nämlich Appendix I. und IV. Untersuchung über die Glaubwürdigkeit der Urkunde Stephans I. für das Kloster zu Martinsberg vom J. 1001., welche vom Vf. eifrig verfochten wird, — App. II. Excerpte aus einem alten Missalcodex des Presburger Domkapitels, in welchem zugleich das älteste Denkmal der Ungerischen Sprache enthalten ist. App. III. Urkunden über die Familie Sztáray als Nachkommen des Palatins Rado. — Im zweyten Bande steht unter andern das Excerpt aus den Rechnungen der päpstlichen Zehend-Commissarien, vom J. 1332—1335. Dieses Excerpt betrifft nur die Fünfkirchner Diöcese. Es wäre aber für die alte Ungerische Geographie, Numismatik und Geschichte sehr zu wünschen, dass diese sämmtlichen Rechnungen, welche Koller, Katona und Schönwiesner nur als Handschriften anführen, einmal ganz und authentisch richtig abgedruckt würden. Im dritten Bande befinden sich unter den mitgetheilten Urkunden sehr viele, welche der vormalige Bischof von Fünfkirchen Klimó aus der Vaticanischen Bibliothek (aus welcher auch obige Rechnungen sind) hat abschreiben lassen, und andere, welche der fleissige *Kerchelich* zur Geschichte des Fünfkirchner Bisthums gesammelt hat. Diess nämliche gilt vom vierten Bande, worin einige Urkunden aus dem Kanzleyformelbuch des Thomas de Nyirkálló zu Matthias I. Zeiten eingerückt sind, welches Formelbuch aber Hr. v. *Kovachich* unlängst ganz herausgegeben zu haben, das Verdienst hat. (S. A. L. Z. 1800. Nr. 215.) Ferner benutzte der Vf. im vierten Bande einen doppelten handschriftlichen *Codex epistolarum Matthiae I.* und bemühte sich sehr rühmlich und glücklich, die Lebensumstände des berühmten Janus Pannonius aufzuklären. Im Anhange des vierten Bandes verbessert der Vf. 1796 vieles von dem, was er 1782 geschrieben hatte: obschon er jeden seiner Bände vom Bischof und Kapitel zu Fünfkirchen durchsehen liess, um durch deren Einsichten und Kenntnisse die seinigen zu ergänzen. Das *Registrum proventuum Regalium* von 1494 und 1495, woraus der Vf. S. 475—490. nur ein Excerpt zum Besten giebt, hat Hr. v. *Engel* (im I. Theil der Geschichte des Ungerischen Reichs) ganz abdrucken lassen. Von dem Vf. dieses *Registri*, dem Reichsschatzmeister Bischof Sigmund Ernst v. Fünfkirchen hat der Vf. die Lebensumstände lesenswürdig zusammengestellt.

Ein noch wichtigerer Mann, der vielgeltende Minister Vlad. des II. der Freund des Hauses Oesterreich, der Bischof von Fünfkirchen Georg Szakmári, tritt im vorliegenden fünften Bande auf, wird aber leider nur mit 48 S. abgefertigt. Dieser Mann verdient eine eigene Biographie, zu welcher hier der Vf. einige Materialien liefert. Den Vorrath derselben vermehrt die Abhandlung über Zápolya in des Hn. v. Schedius Zeitschrift von und für Ungern Th. I. Heft 2. und 3. Dass der Vf. auch neuere Werke, die ihm bekannt werden, benutze, hat er durch den Gebrauch der v. Retzerischen Ausgabe des Hieronymus Balbus im fünften Bande gezeigt. Zur Ausbeute aus dem Vatican gehört auch eine Anzahl officieller Briefe des päpstlichen Gesandten Anton Pulleo, Baro de Burgio. S. 80—96. und 101. 106—132. vom J. 1524. 1525. und 1526. Ueber die Art, wie Ludwig II. in der Schlacht bey Mohátsch geblieben sey? stellt der Vf. S. 67. und 157. Un-

Unterfuchungen an. Einer der merkwürdigern Bischöfe von Fünfkirchen war Anton Verantius vom J. 1553 bis 1557, wo er zum Erlauer Bisthum befördert wurde. Die Reifebefchreibung des Verantius von Ofen nach Adrianopel, woraus der Vf. S. 340. nur ein Bruchftück mittheilt, ift ebenfalls fchon ganz gedruckt, herausgegeben von Fortis, Venedig 1774. 4. Viele Urkunden, die Hr. Pray aus dem Archiv der Königlichen Kammer abfchreiben durfte, hat er Hn. Koller mit edler Bereitwilligkeit mitgetheilt. Rec., der folche Bereicherungen der Ungerifchen Gefchichte mit neuen Urkunden fehr gern fieht, wünfcht von Herzen die baldige fchnellere Fortfetzung diefes Werkes.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Fabula de Pfyche et Cupidine.* Disquifitio mythologica autore *Birgero Thorlacio*, Prof. extraord. philol. gr. et rom. in univerfit. Havn. et feminar. paedagogico. 1802. 69 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf., ein durch Studien und Reifen gebildeter Humanift, ftellt von diefem Mythus, der Myfterien angehört haben foll, eine fchätzbare Monographie auf.

Wir verdanken die Kenntnifs deffelben Mythus den Metamorphofen des Apulejus, der ihn ohne Zweifel einem Griechen nacherzählte. [Diefe Behauptung hat der Vf. gar nicht begründet.] Diefer Schriftfteller fowohl als Lucianus fcheinen ihre Zaubergefchichte vom Efel aus einem Werke des Lucius von Paträ entlehnt zu haben, deffen Photius gedenkt. Ob aber in diefem auch die Epifode von der Pfyche enthalten war, ift fehr zu bezweifeln, da fie wenigftens im Lucianus nicht fteht, auch einen ganz andern, reinern und höhern Charakter als das Uebrige hat. Fulgentius, der die Gefchichte der Pfyche fummarifch nach dem Apulejus erzählt, nennt einen Ariftophontes von Athen, der fie mit einem grofsen Wortfchwall vorgetragen habe. Wir wiffen aber nicht, wann diefer gefchrieben hat, und ob er älter oder jünger ift als Apulejus. Die Grundlage der Epifode im Apulejus gehört einem andern Schriftfteller und zwar einem Griechen an, die Ausführung und Ausfchmückung aber dem Apulejus, auf deffen Rechnung auch mehrere unzeitige und müfsige Einfchiebfel und allegorifche Wefen im Gefchmack feiner Zeit zu fetzen find. Apulejus fcheint im goldnen Efel überhaupt eine folche Menge fchmutziger Gefchichten aufgehäuft zu haben, um zu zeigen, welches Sittenverderbnifs in den Familien feiner Zeit geherrfcht habe, wie fehr Ehebruch, Blutfchande und alle Art von Ausfchweifungen im Schwange gegangen und felbft durch Zauberey und die Schlupfwinkel fchmutziger Myfterien gehegt worden fey. Zu diefen Schmutzgemälden liefert er nun ein ftark contraftirendes Gegenftück in der Gefchichte der Pfyche, deren Tendenz ift, die Hinderniffe darzuftellen, welche gemeiniglich der ehelichen Treue gelegt werden.

Je weniger die Fabel der Pfyche von den Schriftftellern berührt wird, defto häufiger kommt fie auf alten Werken der bildenden Kunft, in Statuen, Reliefs und vornehmlich in Gemmen, vor, die fämmtlich u[nter] drey Claffen gebracht werden können, einige, d[e]ren Stil und Kunft dem Zeitalter der blühenden Kü[n]fte Griechenlands anzugehören fcheinen und daher b[e]weifen, dafs die Fabel weit älter als Apulejus ift, me[h]rere, welche das Anfehen von römifchen Nachahmu[n]gen griechifcher Werke haben, die meiften, welch[e] das Zeitalter der finkenden Kunft verrathen. Amor und Pfyche kommen ftets auf Kunftwerken geflügelt vor. Wann die Kunft zuerft den Amor beflügelt ha[t], ift kaum zu entfcheiden. Ein Scholium zum Ari[fto]phanes nennt die Vorftellung der Nike und des E[ros] mit Schwingen eine Neuerung [vgl. Vofs mytholog[i]fche Briefe Bd. 2. S. 30. 31.], und im Paufanias wird felten der Flügel des Eros gedacht. Die Seele (ψυχή) ftellte die ältefte Kunft in menfchlicher Geftalt o[der], wenn als Schatten der Unterwelt, mit verhülltem Haupt. Um die Schnelligkeit der Gedanken, die Erhebung der Seele über das Irdifche, ihren Flug in andere Welten zu bezeichnen, fing man an ihr Flügel beyzufügen, meift die eines Schmetterlings, oder fie felbft als Schmetterling abzubilden. Diefe Vorftellungsarten der Seele wurden auf die Pfyche übergetragen. Der ganze Cyclus der Fabel von Amor und der Pfyche nun, findet fich in einer Reihe von Werken der alten Kunft nach einzelnen Acten dargeftellt; von ihrem erften Entfchlafen an in dem Thal, in welches fie von den Zephyrn war getragen worden, durch den Zuftand ihrer Erniedrigung und der ihr auferlegten Arbeiten und Prüfungen bis zum Stand ihrer Erhöhung und der Hochzeit im Olympus, und zwar diefs alles mit geringen Abweichungen vom Apulejus, jedoch mit der Einfchränkung, dafs in den alten Bildwerken keine Spur von den Schweftern und Aeltern der Pfyche vorkommt, denen doch Apulejus eine wichtige Rolle beylegt, und eben fo wenig von der Ceres, der Juno und dem krankliegenden Cupido, bey welchen Apulejus fo lange verweilt.

Der Sinn der Fabel ift vorhin fchon angedeutet worden. Er ift geprüfte und belohnte eheliche Liebe und Treue. Es ift ein moralifcher Mythus aus den Myfterien, durch deffen fymbolifche und dramatifche Vorftellung die eingeweihten Frauen an die Gefahren der Schönheit, an die Pflichten der Gattin, an den Werth der weiblichen Unfchuld erinnert, und ihnen die Belohnungen der ehelichen Treue und Keufchheit vorgehalten wurden. So viel ift gewifs, dafs in den Myfterien nicht blofs cosmogonifche, phyfifche, hiftorifche Mythen, fondern auch, vorzüglich in etwas fpätern Zeiten, moralifche Philofopheme durch Aufzüge anfchaulicher gemacht wurden. Der Name Pfyche kommt auch im Petronius als eine myftifche Perfon vor. In Apulejus Fabel hat die fo oft wiederkehrende Zahl *Drey* auch etwas myftifches. Dreymal wird Pfyche von ihren Schweftern befucht; dreymal fleht fie vergeblich den Beyftand der Götter an; dreymal wird fie gezüchtigt; drey Arbeiten mufs fie auf der Oberwelt verrichten u. f. w. Nicht weniger haben ihre Irrfale, Prüfungen und Läuterungen ein myfti-

mystisches Ansehen und kommen mehr oder weniger mit denen überein, welche die Einzuweihenden auszustehen hatten. Ein anderer, bisher übersehener, Umstand spricht gleichfalls für den Antheil dieser Fabel an den Mysterien. Auf einem alten Gefäss liegt zu den Füssen der Psyche ein *Spiegel*, dergleichen häufig auf den griechischen Vasen vorkommen, deren Vorstellungen sich auf Weihungen beziehen. [Diess lasst sich aus dem Apulejus selbst bestätigen: denn in seiner Schilderung der Procession der Isis-Mysterien (Bd. II. p. 261. Elmenhorst. Ausgabe) kommen Frauen vor: *nitentibus speculis pone tergum reversis, venienti deae obvium commonstrabant obsequium: et quae pectines eburneos ferentes etc.* Sie trugen die Spiegel auf dem Rücken, als sollte die hinter ihnen folgende Statue der Isis hineinsehen. Der Gebrauch, Kamm und Spiegel den Göttern, vermuthlich in den Mysterien, vorzuhalten, wird auch vom Seneca im 95sten Briefe erwähnt: *Vetemus — strigiles Jovi ferre, et speculum tenere Junoni.* Der Spiegel zu den Füssen der Psyche wird wohl auf ihre Aufnahme in den Olymp oder auf ihre heilige Hochzeitsfeyer deuten. [Vgl. *Böttiger* gr. Vasengemälde Heft 3. S. 59.]

Dass die Fabel vom Amor und der Psyche zu den Bacchus-Orgien übergegangen, beweisen mehrere Arbeiten der alten Kunst, in welchen theils Psychen in dionysischen Aufzügen, theils mit Attributen der Bacchanten vorkommen. Aber auch in die Priapejischen Mysterien schlich sich die Vorstellung dieser Fabel, wenigstens der Hochzeit der Psyche, ein, wie aus dem Petronius Kap. 26. erhellt.

Wahrscheinlich gehörte dieser lehrende Mythus eigentlich den Mysterien der Venus und der Amor, sey es zu Cnidus, zu Thespia oder sonstwo, an. Da sich mehrere Umstände in Griechenland vereinigten, das weibliche Geschlecht herabzuwürdigen, und an die Stelle ehelicher Liebe den Umgang mit Hetären und Knaben zu setzen, und so Ausschweifungen aller Art immer mehr überhand nahmen, gegen welche die Gesetzgeber nur wenig vermochten: so suchte man wenigstens durch die Mysterien eine reinere Liebe zu dem himmlischen Amor und der himmlischen Venus zu wecken. Dass es auch Mysterien für das weibliche Geschlecht gab, ist bekannt; in solchen Mysterien, die vermuthlich der ehelichen Venus gewidmet waren, konnte nun die Fabel von der Psyche die eingeweihten Weiber auf den Werth der rechtmässigen Ehe und der ehelichen Treue aufmerksam machen. [Aber nach dem Obigen hätten ja noch mehr die Männer — denn diese waren in hoherm Grade die Ausschweifenden, als ihre Ehefrauen — solcher Ermahnungen bedurft, ausser ihnen vornehmlich die Hetären, die aber wohl schwerlich an den Mysterien Antheil nahmen, ausgenommen an den Mysterien der Venus Pandemos.]

In dem Umstand, dass der Mythus zu den Mysterien gehörte, ist der Grund zu suchen, warum die Schriftsteller bis auf Apulejus Zeit davon geschwiegen. Erst gegen das Ende des ersten Jahrhunderts und weiterhin machte die überhandnehmende Menge geheimer Verbindungen und der Geist der Zeit, dass die Geheimnisse derselben nicht mehr so heilig bewahrt wurden. Die Kunstwerke eines ältern Zeitalters, die sich auf den Amor und die Psyche beziehen, waren vielleicht für die Mysterien gearbeitet, und wurden in den Logen aufbewahrt.

Anfangs war die Fabel vermuthlich weit einfacher. Es war die Geschichte einer Gattin, die, durch ihre Neugierde ins Unglück gestürzt, in allen Widerwärtigkeiten ihrem Gatten zugethan blieb, und endlich glücklich wurde. Der erste Schriftsteller, der sie ins profane Publicum brachte, wer er auch gewesen seyn mag, oder selbst Apulejus, spann sie weiter aus, und setzte vermuthlich die Geschichte von ihren Aeltern und Schwestern und anders hinzu. Für die Kunstwerke entstehen nun drey Epochen, die erste, wo die Fabel den Mysterien der Venus oder des Amor angehörte, die zweyte, wo sie in die Bacchanalien übergegangen war, die dritte, wo sie sich unter die Priapeja und unter Mysterien von ähnlichem Schlag verloren hatte. Endlich gehören noch eine Anzahl von Bildwerken zu den blossen Spielen der Künstlerlaune und Phantasie.

Wir haben manche gute Bemerkungen des Vfs. übergehen müssen, um nicht zu weitläufig zu werden, und um noch Raum für Einiges, was uns diese Abhandlung an die Hand gab, zu behalten. Als der älteste von den noch vorhandnen Schriftstellern, die der Fabel der Psyche wenigstens anspielend gedenken, ist Petronius in der angeführten Stelle anzusehen. Etwa zu Nero's Zeit wurde also schon der schöne Mythus von der Hochzeit der Psyche in den priapejischen Weihungen entweiht. In Lucius von Paträ, der ein Zeitgenosse des Lucianus gewesen zu seyn scheint, kam die Fabel schwerlich vor, theils, weil sein Werk Geschichten verschiedner *Verwandlungen* enthielt, die Fabel der Psyche aber mit keinen eigentlichen Verwandlungen zu thun hat; theils, weil bey ihm nicht wohl Platz für diese Episode in der Geschichte des Esels seyn konnte, da letztre, seiner breiten Erzählungsart ungeachtet, bey ihm nur zwey Bücher einnahm, so viel als beynahe Apulejus bloss für die Episode braucht; theils, weil Photius auch als denkbar annimmt, dass Lucius seinen Esel aus dem des Lucianus, in welchem doch nichts von der Psyche vorkommt, ausgezogen habe. Was den Aristophontes betrifft: so ist sein Zeitalter freylich nicht bekannt; indess scheinen seine griechischen Erzählungen, welche den Titel δυσαρεστεια führten, anzuzeigen, dass er in ihnen die Schicksale der Psyche und ihrer Schwestern von der Seite der Unzufriedenheit derselben mit ihrer Lage aufgefasst hatte. Bey aller übrigen Ungewissheit leuchtet so viel ein, Apulejus war nicht Erfinder seines kleinen Romans im Romane, der auch viel zu einfach, viel zu rein und zart ist, als dass er aus dem Kopfe dieses Neuplatonischen Schwärmers so hätte kommen können. Sehr treffend urtheilt Hr. v. *Ramdohr* in der Venus Ura-

Urania 3. Th. 1. Abh. S. 282. über dieses Mährchen, von dem er scharfsinnig vermuthet, dass eine ältere Pantomime aus den Mysterien zum Grunde gelegen (Rythmus und Tanz waren, nach Lucian. de saltat. 16, wesentliche Stücke der Weihungen), folgendes: „So wie die rednerische Composition da vorliegt, ist sie ein Meisterstück der Erfindung, das bey einer reineren Diction ein vollkommenes Werk der schönen Kunst seyn würde. Uns wird sie darum hauptsächlich wichtig, weil die zarte Weiblichkeit der Psyche, (wenn ich die Rache an den Schwestern ausnehme) so schön darin dargestellt wird, und weil die eheliche Liebe des Amors für seine Gattin die feinsten Empfindungen wahrer Zärtlichkeit verräth." Das Ganze würden wir am liebsten, wenigstens seinen Hauptbestandtheilen nach, für eines der zartesten Erzeugnisse morgenländischer Einbildungskraft halten, eine schöne Dichtung der Mysterien-Priester der Astarte in Phönicien und auf Cyprus, ähnlich dem dort einheimischen schönen Adonismythus, der die Qualen und Irrsale der liebenden Venus, die Trauer über Adonis Tod, die Freude über den wieder gefundenen ausdrückte. Die Adonispriester in Phönicien und die Isis- oder Osiris-Priester in Aegypten fraternisirten miteinander. Wie wenn nun Apulejus diesen Mythus in den Isis-Mysterien, in denen er alle drey Grade erhalten hatte, (s. Metamorph. L. 11. Vgl. *Diss. L. Apulejum Aegyptiis mysteriis ter initiatum praeside Oberlin exam. subjicit J. J. Jaegle. Argentor.* 1786. 4.), kennen gelernt und etwa in einer solchen, weltlichen Umkleidung, wenn wir so sagen dürfen, vorgetragen hätte, dass man ihm deswegen nichts zur Last legen konnte? Denn er giebt sich wenigstens im 11ten Buche das Ansehen, als sey er nicht gemeynt, was er bey der Einweihung in die Teletä gesehen, auszuplaudern. Auf jeden Fall hat in der Fabel der Psyche das Zauberschloss in der Menschenleeren Gegend, in welchem Psyche von unsichtbaren Händen bedient, von unbekannten Stimmen umtönt, von einem nie gesehenen Bräutigam allnächtlich besucht wird, und manches andere, mehr das Gepräge des Morgenlandes als Griechenlandes.

Da wir die Fabel wahrscheinlich nicht mehr ganz in ihrer Urgestalt haben: so dürfte ihr geheimer Sinn auch wohl problematisch bleiben. Wahrscheinlich besteht sie in der Form, die ihr Apulejus geliehen, aus einem Gemisch von Pythagorisch-Platonischen Ideen, mit mehr als Einem Mythus aus den Mysterien amalgamirt. Hieher gehörige Ideen aus den Schulen der Philosophen, die vielleicht zuletzt auch wieder aus den geheimen Weihungen ihren Ursprung hatten, waren z. B. die Verirrungen und Leiden der mit einem Körper verbundnen Seele (ψυχή) in dem irdischen Leben. S. Wyttenbach Plut. de ser. num. vind. p. 34 ff. die Vereinigung zweyer Naturen (Gott und Mensch), in der Person eines Dämon (Eros) n menschlichen Leidenschaften (Psyche). S. Husch Anal. crit. p. 41. ff. Ist noch eine Einheit der Leh in dem Mythus, wie er im Apulejus ausgebildet wo den, anzutreffen: so möchte man hier eine Theori der *Uebel* in der Welt zu suchen haben, die durc Unzufriedenheit mit seinem Zustand, durch *Neugier* und Ungehorsam entstehen, versinnlicht durch das Beyspiel eines Weibes, durch welches Geschlecht das Alterthum überhaupt die Uebel in die Welt kommen lässt, weil es Schwachheit und Gebrechlichkeit als das Charakteristische desselben anerkennt. (Vgl. Buttmanns Bemerkungen über die Fabel der Pandora in der Berl. Monatsschrift.) Die Reinigung von der Verschuldung dachte man sich nun im Sinn der Aegyptisch-Pythagorischen Seelenwanderungslehre *durch* eine Reihe von harten Büssungen, Arbeiten und Prüfungen, durch welche die Seele hindurch gehen muss, ehe sie zu ihrer Unschuld und Reinheit zurückkehrt. (Dass Psyche noch nahe am Ziele ihrer *Läuterung* abermals durch Neugier fällt, und die Büchse *mit dem* mystischen Inhalt eröffnet, scheint nicht zu dem Ganzen zu passen und ein Einschiebsel des Apulejus zu seyn: sie würde ja durch dieses neue Vergehen die vorigen Büssungen unnütz gemacht haben. Wollte wohl der Interpolator der Fabel die unbezwingliche Neugierde des andern Geschlechts dadurch *bezeichnen*, wohin auch Hr. Thorlacius winkt?) Nach *vollendeter* Läuterung folgt der Zustand der Belohnung und Seligkeit als eine heilige Hochzeit (*ἱερὸς γάμος*) oder Theogamie, wie die des Bacchus und der Ariadne, vorgestellt. Dieser Schluss ist ganz in der Weise der Repräsentationen in den Mysterien, und der Neuplatoniker Proclus nennt in Tim. l. 1. p. 16. ausdrücklich *τοὺς ἐν ἀποῤῥήτοις λεγομένους ἱεροὺς γάμους*. Das Ganze hat also drey Acte: der Stand der Unschuld, der Stand der Büssungen und der Stand der Belohnung. Bemerken wir nur noch, dass die ganze Fabel keinesweges als ein müssiges Emblem im Apulejus anzusehen ist, sondern eine wesentliche Beziehung auf Apulejus eigne, durch Neugierde und Verschuldung herbeygeführte Schicksale, Büssungen und endliche Belohnungen hat, wie das ganze Werk und namentlich die Worte des Hierophanten der Isis an den Apulejus l. 11. p. 263. deutlich genug verrathen: „*Multis et variis exantlatis laboribus magnisque Fortunae tempestatibus et maximis actus procellis, ad portum Quietis et aram Misericordiae tandem Luci venisti; nec tibi natales ac ne dignitas quidem, vel ipsa, qua flores, usquam doctrina profuit; sed lubrico florentis aetatulae, ad serviles delapsus voluptates, curiositatis improsperae sinistrum praemium reportasti. Sed utrumque Fortunae caecitas, dum te pessimis periculis discruciat, ad religiosam istam beatitudinem improvida produxit malitia.*"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. April 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Druckerey: *Notitia Hungaricae Rei numariae* ab origine ad praesens tempus auctore *Stephano Schönwiesner*, Presb. Säcl. R. Universitatis Pestanae Bibliothecario.. 1801. 576 S. 4. m. XX Kpfr.

So ist denn glücklicher Weise auch in diesem Felde der ungrischen Geschichtsforschung die Bahn durch Hn. *S.* gebrochen. Seit zwey Jahrzehnden hat der Vf. dasselbe vorbereitet. Die erste Veranlassung zu demselben gab ihm der gelehrte Domherr zu Fünfkirchen *Jos. Koller*, durch das Geschenk einer schönen Sammlung von Münzen-Abbildungen. Als Bibliothekar der k. Universität konnte der Hr. Vf. auch das mit der Bibliothek der k. Univ. verbundene Münzkabinet benutzen, und ohne Zweifel stand dem Vf. auch der Zugang zu den berühmtesten Münzsammlungen des k. k. Hofes, der Grafen Festetics, Vitzai, Széchényi, des Hn. v. Semsey u. a. m. offen. Indessen giebt er eben so wenig Nachricht, ob er alle diese Sammlungen und welche er besucht habe, als er der Abbildungen erwähnt, die vom Gräfl. Festeticsischen Münzcabinet erschienen und freylich schwer zu haben sind. Das vorliegende Werk sollte vor mehrern Jahren in der bischöfl. Druckerey zu Karlsburg in Siebenbürgen auf Veranstaltung des siebenbürgischen Bischofs Grafen Ignaz Batthyani erscheinen, dem der Vf. seine Handschrift verkauft hatte, und es waren schon 19 Kupfertafeln dazu von Mansfeld gestochen. Nach dem Tode dieses Bischofs veranstaltete sein gelehrter Nachfolger, der Bischof Joseph v. Mártonfy, dass dem Vf. sowohl die Handschrift als die Kupfertafeln unentgeldlich zurückgestellt wurden. Nun gab er seiner Handschrift die letzte Feile, und verkaufte sie abermals — ein Loos, das in solchen Fällen selten ungerschen Schriftstellern zu Theil wird — der k. Univ. Buchdruckerey nebst den 19 Kupfertafeln, zu welchen nun die 20ste hinzu kam.

Absichtlich sagte Rec. oben: der Vf. habe mit diesem Werke die Bahn gebrochen; [denn des Piaristen *Simonchich diss. de Numismatica Ung. Diplomaticae adcomodata* enthält eigentlich nur die Münz-Geschichte des Guldens (*florenus*)] nicht aber, er habe alles damit geleistet. Bescheiden sagt eben dieses der Vf. selbst in der Vorrede: „*Intelligent lucubratione ista exhiberi specimen quoddam Operis Numismatici, suo in genere primi, atque ideo si numeris omnibus non sit absolutum, venia digni. Alioquin hoc argumenti genus est ejusmodi, quod supplementis augeri possit ac perfici.*" — Rec. hätte die Gelegenheit ergriffen, auch in dieser Anzeige mit Hülfe eines ihm zugänglichen reichen Münz-Cabinets etwas zur künftigen Vervollkommnung dieses Werkes beyzutragen, wenn ihn nicht besonders die Betrachtung abgehalten hätte, dass des kaiserlichen Münzcabinets zu Wien beträchtlicher Vorrath an ungrischen und siebenbürgischen Münzen dem Vernehmen nach durch Hn. Abbé *Neumann*, und eben so die gräfl. Széchényische sehr reichhaltige ungrisch-siebenbürgische Münzensammlung durch einen geschickten Mann, (vielleicht Hn. *Schönwiesner* selbst) bald beschrieben, und somit für die Erweiterung der Wissenschaft hinlänglich gesorgt werden soll.

Rec. beschränkt sich demnach auf folgende Inhaltsanzeige mit eingestreuten wenigen Bemerkungen. *Pars prior. Diss. prima. De re numaria priscorum Hungariae populorum* in 6 Kapiteln. Von den atilanischen, griechischen, altbarbarischen, römischen, byzantinischen und fränkischen Münzen, die vor der Ankunft der Ungern geprägt worden, endlich von zwey neuerlich in Ungern gefundenen Schätzen. Auch hier zeigt sich der Vf., so wie in den *Antiquitatibus Sabar.* und andern frühern Schriften als einen kritischen und belesenen Alterthumsforscher; doch wird wegen sehr vieler Stücke, die er nicht gesehen, dieser Abschnitt die meiste Nachlese veranlassen. Von dem ersten Schatz, der 1797 im Krassnaer Comitat zu Szilágy Somlyó gefunden worden, geben die Inschriften der Münzen chronologische Auskunft; aber räthselhaft ist die Kette von Gold, an welcher lauter Handwerks- und ökonomische Instrumente im verjüngten Maasstabe aus Gold angebracht sind: als Hämmer, Scheren, Zangen, Leitern, Ruder, ein Boot sogar mit einem rudernden Matrosen. Rec. kommt es am wahrscheinlichsten vor, dass von Valens und Gratianus ein barbarischer Fürst nicht nur einen Tribut, sondern auch Modelle von allerhand Werkzeugen der Cultur, die er unter seinem Volke einführen wollte, begehrt habe; und dass ihm durch diese Kette, in beiderley Rücksichten gewillfahrt worden. Von dem zweyten Schatz, der 1799 im Forontaler Comitat entdeckt, und von unserm Vf. S. 81 ff. sehr unbefriedigend und sogar unrichtig beschrieben worden, ist das Urtheil ebenfalls sehr schwer. Er besteht in goldenen Krügen mit erhabenen Figuren in nicht allzu rohem Stil, in Schalen mit Gazellenköpfen, Bechern und Schaalen mit Inschriften, die Hr. S. unrichtig angegeben hat; (So z. E. heisst es nicht: EATATOC ANAΠATCON sondern ÜΔΑΤΟC nicht BOVΑΑ sondern BOUHAA) und die man vom Hn. Abbé *Neumann* richtiger verzeichnet erwarten dürfte. Die zwey le-

lesbaren Worte der einen Inschrift *ὕδατος αναπαυσου* sind offenbar griechisch: die Worte der andern Inschrift sind aber weder griechisch noch slavisch, obwohl darunter die Worte ZOAHAN (Shupan) TECH (Desse? s. v. *Engel's* Gesch. von Servien S. 197) vorkommen, einige andre Schriftcharaktere scheinen koptisch zu seyn; eine Meynung, in der Rec. bestärkt worden, seitdem er Akerblads Erklärung der Inschrift zu Rosette gesehen. Die Figuren der Krüge haben ein sehr afrikanisches Ansehen, und an einigen ist die Mohrenphysiognomie nicht zu verkennen; der Hauptschmuck einiger scheint aus emporstehenden Federn, der Halsschmuck aus einer Schnur mit Korallen zu bestehen; auf mehrern Vorstellungen kämpfen Menschen in Schuppenpanzern mit geflügelten Ungeheuern, etlichemal ist die Ibis abgebildet, auch haben die Pflanzen gleichsam ein afrikanisches Ansehen; nackte Weiber werden von grofsen Raubvogeln davon getragen, auch sieht man einen (mauritanischen?) Reuter in der einen Hand eine Stange mit 2 Zacken, in der andern einen abgehauenen Menschenkopf haltend, und einen Gefangenen mit sich schleppend. Ohne der Beschreibung und dem Urtheil des Hn. Abbé *Neumann* vorzugreifen, glaubt Rec., der Schatz mochte zwey türkischen Befehlshabern angehört haben, (und etwa von einem ungrischen Krieger abgenommen worden seyn) wovon einer ehedem in Aegypten commandirt und dort jene goldene Gefäfse an sich gebracht haben kann, die eigentlich als ein caravanenmäfsiges Trinkgeräth betrachtet werden können, wovon ein paar Schaalen auch mit Schnallen zum Anschnallen an das Kameel oder Pferd versehen sind, der andre aber in Griechenland und Servien goldne Schaalen geraubt haben kann. Für den Zweck, die Wifsbegierde der Sachverständigen auf diesen Gegenstand richten zu helfen, sey das Gesagte genug, so viel merkwürdige Umstände Rec. auch übergehen mufste.

Pars altera. Dissertatio secunda. De re numaria Hungarorum sub ducibus ac regibus periodi primae ab anno 900–1301. Von den Herzogen hat man keine Münzen; das kriegerische Nomadenvolk Magyaren genannt, borgte seinen Ausdruck für Münze *penz*, vom slavischen *penjas* (mittelbar vom lateinischen *pensa*). Von den Konigen hat man aus diesem Zeitraum nur silberne, und zwar zuerst gröfsere, hernach (seit Ladislaus I.) kleinere, hellerförmige, später auch kupferne Münzen, (S. 87. das ungrische Wort *Filer* möchte Rec. nicht von *fél*, halb, sondern vom Deutschen Heller ableiten). Die dem K. Stephan I. zugeschriebene goldne Münze in Gotha ist auch nach *Schläger's* Urtheil nicht von ihm (S. 93.) Dafs man unter Pannonia eine Münzstadt oder Münzstätte zu verstehen habe, dürfte sehr zu bezweifeln seyn (S. 110. vergl. 108 u. 98 *Sándor Sokféle* VIII. 219.) so wie diese ältern ungrischen Münzen überhaupt noch eine kritische Revision bedürfen. *Geysa*, *Geese*, *Geubitzes*, *Götz* scheinen dem Rec. gleichbedeutend. (S. 110.) Die Behauptung, dafs die Münzen mit CLHANUS REX und LADLAUS REX von Stephan II. herrühren, hat Hr. *S.* S. 123. sehr wahrscheinlich gemacht. Bey S. 127. hätte bemerkt werden können, dafs Bela's III. Aufenthalt am byzantischen Hof auch an seinen Münzen kennen sey. Vielleicht rühret das ungrische Wappen mit dem Patriarchen-Kreuz zuerst von Bela III. und dem Oriente her, denn es findet sich zuerst am deutlichsten in einem Schildchen auf Bela's III. Münze. Die dieses Kreuz darstellende Münze Tab. II. fig. 4 hat auf der Rückseite so offenbar byzantinische Verzierungen, dafs sie schwerlich dem K. Bela III. abgeläugnet werden könnte. *Pray de vetere reginas Hung. coronandi more* S. 55) hat auch Siegel von den Zeiten vor Bela IV. mit dem Patriarchen Kreuz geliefert: worüber uns Hr. *S.* aus der handschriftlichen Sphragistik desselben leicht bestimmtere Angaben hätte mittheilen können. S. 131. Die Münzen angeblich *Andreas* des II. mit dem Lamm verglichen mit dem *Breslauer* Groschen Nro. 150. und mit dem ABC verdienen noch eine weitere Beleuchtung: so wie viel andres, welches Rec. übergehen mufs. Von einem Cumanischen Löwen als einer heraldischen *Figur* auf den Münzen des Cumanischen Ladislaus kann (*S. 145*) die Rede nicht wohl seyn; denn Cumanien *bedeutet* heraldisch und diplomatisch die Wallachey und Moldau. Bey jeder Periode handelt der Vf. sehr zweckmäfsig, auch die eigentliche Geschichte des Münzwesens während derselben ab. So hat auch *hier* das 4te Kapitel der 2ten Abhandlung die *Ueberschrift: De ratione totius rei monetalis Hungaricae in prima periodo regum.* Hier wird gehandelt von libris (welche in Stephanischen Urkunden und Denkmälern öfters in sehr freygebiger Zahl vorkommen, und wobey der Vf. die Glaubwürdigkeit mancher sehr unglaubwürdigen Urkunden durch einen willkürlichen Unterschied zwischen einer *libra poenalis* und *communis* retten will.) *De marcis et fertonibus.* In Frankreich kamen die Marken oder halben Librae erst ums J. 1073. in Gebrauch; aber Diplome des heiligen Stephan I. vom J. 1036. die man als acht vertheidigen will, erwähnen sie schon. Ferto ist das deutsch-österreichische Vierting; eine Viertel-Mark 2 Unzen. *De pensis.* Ein *pensa* hielt 45, seit Bela I. 40 Denarien von Silber, und war einem Byzantiner Ducaten gleich. *Pondus* hiefs ¼ Mark. Ein *Denarius* vom heiligen Stephan ist 4½ Kreuzer werth (das Loth Silber zu 90 Kr. gerechnet) ein Ochs kostete damals 40 Denarius, 180 Kr. *Frisatici numi* wurden eigentlich zu Fritach, einer Salzburgischen Stadt in Kärnthen geschlagen, und cursirten in Ungern zu den Zeiten Belas III. und Emerichs; 5 davon machten ein Pondus aus. *Bannales* war das für Slavonien (das heutige Croatien) von seinen besondern Herzogen, vielleicht seit Soloman geschlagene Geld durch den darauf abgebildeten Marder kennbar. Aus der vom Vf angezogenen, aber misverstandenen und aus dem Zusammenhang gerissenen Urkunde Andreas II. vom J. 1217 folgt offenbar: dafs damals in Sclavonien gar kein königl. ungrisches, sondern lauter Banalgeld im Curse war. Der Marder ward zum Zeichen der Banal-Denarien, (deren 200 auf eine Mark von Hn. *S.* berechnet werden) deswegen genommen, weil der alte Tribut

Tribut von Slavonien in Natural-Mardern eingefodert wurde, (vergl. *v. Engel's* Geschichte des ungrischen Reichs II. S. 582 ff. und Hn. *Schönw.* weiter unten S. 197. Später cursirte das Banalgeld auch in Ungern und wurde z. E. auch zu Clausenburg gemünzt (S. 279) *Köllner Denarien* brachten die siebenbürgischen Sachsen mit, — eine neue Hindeutung auf ihre wahre Heimath. *Grossi Pragenses* kommen in einer ungrischen Urkunde vom J. 1209 vor; eine Angabe, die von ungrischen und böhmischen Diplomatikern noch kritisch zu prüfen wäre. (S. 168.) *Solidi, Byzantii, Romanati* etc. Der Ausdruck *florenus auri* kommt zuerst in einer Urkunde des J. 1278 vor; die *floreni* waren zu Florenz selbst erst 1252 entstanden. Das *lucrum Camerae* wird schon in Andreas II. Freyheitsbrief für die siebenbürgischen Sachsen aufgeführt. Leider hat der Vf. die herrlichen Aufschlüsse *Schlözer's* sowohl über diesen, des über den Ausdruck *cambiare* in der Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 577. übersehen. Auch Rec. ist der Meynung, dass der jährliche Münzwechsel, und die damit verbundene Plackerey von Andreas II. herrühre. S. 580. Die *Moneta quintae combustionis* hat der Vf. für diejenige erklärt: *„cui pars quinta deterioris metalli ex regis praescripto permixta erat.* Allein diess reimt sich nicht mit dem Worte *finatio*, welches (S. 303) span. mit *combustio* gleichbedeutend ist. Hierauf folgen Bruchstücke einer kurzen Geschichte des königlichen Berg- und Münzrechts.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GLOGAU, in d. neuen Günth. Buchh.: *Die Sitten von Panage.* Ein Lesebuch für die erwachsene, im Denken geübte Jugend. Aus dem Französischen frey übersetzt, zum Theil umgearbeitet und nach den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit eingerichtet, von *Gottlieb Benjam. Lehnert.* 1801. XXII u. 402 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das hier zum Theil übersetzte, zum Theil umgearbeitete Werk kam 1748 unter dem Titel: *Les moeurs* zu Amsterdam heraus, und machte damals als Versuch, die Moral von dem System der positiven Theologie unabhängig, und bloss auf Gründe der Vernunft gestützt darzustellen, unter einem Theile der Gelehrten, und als freymüthige Schilderung der Sitten, wie sie gewöhnlich sind, im Contrast mit den Sitten, wie sie seyn sollen, als treuer Sittenspiegel, in welchem der Aberglaube und der Despotismus der Geistlichen und Grossen sich nicht geschmeichelt fanden, unter einem Theile der Nation solche Sensation, dass es in demselben Jahre zu Paris öffentlich durch den Henker verbrannt wurde. Das Buch enthält für die damalige Zeiten viel Wahres und Beherzigungswerthes, und obgleich wissenschaftliche Gründlichkeit nicht sein Zweck war, doch in einem anmuthigen Gewande viele herrliche Gedanken, und treffende Sittengemälde, aus welchen ein reiner Geist der Humanität und Sittlichkeit hervorleuchtete, ungeachtet Selbstliebe als Grund und Princip der Sittlichkeit aufgestellt wurde; nur schade, dass diese mit andern weniger lautern, dem reinen Geiste der Sittlichkeit nicht entsprechenden, oft mystischen und schwärmerischen Gedanken vermischt waren, und zuletzt das Resultat erzeugten, dass beides aus einer einseitigen Ansicht der menschlichen Natur und inconsequenten Denkart hervorgegangen sey. Hr. L. wurde von dem Verleger aufgefodert, die Schrift auf eine den Bedürfnissen unserer Zeit angemessene Art zu übersetzen, und er fand bey näherer Durchsicht derselben keine Ursache, diese Arbeit nicht zu unternehmen. Indessen hielt er doch bey der localen und temporellen Bestimmung, welche sie hatte, für nöthig, manches wegzulassen, manches hinzuzusetzen, und ein Buch daraus zu machen, welches ohne die besondern Beziehungen auf Zeit und Ortverhältnisse „den Weg zur Geistes- und Lebensveredlung erhellte, und zeigte, wie man die richtigern Ideen der Moral gegen alles positive zu würdigen habe, was einzig und allein als wahrhaft vervollkommnend zu betrachten und zu wählen sey und worin eigentlich das Ziel der höhern Natur des Menschen bestehe"; und er fügte, damit nicht allein die männliche, sondern auch die weibliche Jugend moralische Belehrung fände, einen Auszug aus dem bekannten Briefe von *Swift* an ein Frauenzimmer bey ihrer Verheirathung hinzu. Ungeachtet nun gegen die Wahl dieses Originals und die Umarbeitung, wodurch gerade das wegblieb, was es für sein Zeitalter am interessantesten machte, mancher gegründete Einwurf statt fände; ungeachtet es uns an deutschen Werken der Art, die noch manchen Vorzug voraus haben, und für eine bestimmte Classe von Lesern noch zweckmässiger eingerichtet sind, kein Mangel ist: so müssen wir doch auf der andern Seite, um gerecht zu seyn, gestehen, dass auch diese Arbeit ihr Gutes habe, dass es strenge Sittenregeln und gut gewählte Gemälde aus dem Leben zur Uebung des sittlichen Urtheils und zur Bildung des Charakters aufstelle. Da übrigens diess Buch nur für die gebildeteren Classen bestimmt seyn kann: so wäre zu wünschen gewesen, der Herausgeber hätte auf den Stil, auf die Vermeidung unedler oder unschicklicher Ausdrücke, noch mehr Sorgfalt gewendet. Ausdrücke wie S. 137. *es ist ungerecht, menschenfeindliche Bitterkeiten nach Lappalien zu schleudern;* S. 140. mancher *Pinsel* sich fangen lässt; S. 264. wären Donamar und Lottchen frey von jeder Verbindung: so wären *ihre geheimen Spiele* (es ist die Rede vom Ehebruche) auch dann nicht zu rechtfertigen; ausser dem Ehestande sind sie nie erlaubt, — und mehrere dergleichen sind Verstösse gegen die Sprache, gegen den guten Ton und die Sittlichkeit, welche in einem Buche zu moralischen Zwecken für die Jugend aus den gebildetern Classen desto mehr Rüge verdienen.

HAN-

Hannover, b. Hahn: *Beyträge zur Kenntnifs und Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens* in den K. Braunschw. Lüneb. Kurlanden, gesammelt und herausgegeben von D. *J. C. Salfeld.* Dritten Bandes, 4tes Heft. 1802. VIII. u. 377—504 S. Vierten Bandes, 1tes u. 2tes Heft. 1802. 256 S. 8. (18 gr.)

Im vierten Heft handelt zuerst der Prediger *Trefurt* zu Hannover von den Unterhaltungskosten des Hanöverschen Schulseminariums, welche sich auf 2500 Rthlr. belaufen. Mit dieser mäfsigen Summe werden die Befoldungen eines ordentlichen Inspectors der Anstalt und vier anderer Lehrer, die Speisung von 32 Seminaristen, aufser den Präparanden des 1799 errichteten Nebeninstituts in dem Quartal von Weihnachten bis Ostern, die Beneficirung der eigentlichen Seminaristen und mehrerer Landschulmeister mit baarem Gelde in wöchentlichen Zahlungen, auch die Kosten der Unterhaltung der Gebäude, des Gartens, der auf diesem und jenen haftenden Lasten, der Feurung und des Lichts; des Honorars für Arzt und Wundarzt, der Medicinalrechnung und der Versorgung von etwa 400 Schulkindern mit den nöthigen Schulbüchern, Schreibmaterialien, Rechentafeln und andern Bedürfnissen, bestritten. Schon in der Geschichte des Schullehrer-Seminariums S. 140. wurde unumwunden erklärt, dafs in der currenten Einnahme gegen die currente Ausgabe vorerst und bey den dermaligen hohen Preisen der Lebensbedürfnisse ein jährliches Minus von 400 Rthlr. unvermeidlich sey. Dieses Deficit liefs sich zwar durch Verkleinerung und Zurückführung der Anstalt auf ihre ursprüngliche Einrichtung decken, aber nicht ohne grofsen Nachtheil derselben und des Landes selbst; daher dem Seminarium aufserordentliche Zuflüsse und Unterstützungen unentbehrlich bleiben. Die problematischen, auf die Beförderung der Aufnahme der Landschulen (insonderheit in den Braunsch. Lüneb. Kurlanden) abzielenden Ideen vom Past. *Beyer* in Hollenstedt enthalten Wahrheiten, die sehr beherzigt zu werden verdienen, können aber nicht ohne Weitläuftigkeit ausgezogen werden. Unter der Rubrik historischer Notizen werden verschiedene Königl. Verordnungen, Conf. Ausschreiben und kirchliche Veränderungen mitgetheilt. Wir heben nur die neue Einrichtung aus, nach welcher man mehrere Superintendenturen verkleinert und ihre Anzahl vermehrt hat, mit glücklichem Erfolg für die vollkommenere Verrichtung aller Ephoralgeschäfte überhaupt und insbesondere für die Aufnahme der Schulen. Ein Aufsatz von Past. *Krome* zu Rodewald entwickelt sehr gut den Unterschied zwischen Predigten und sonntäglichen Bibelvorlesungen. In den letztern soll zunächst der reine Sinn und Inhalt der biblischen Worte dargelegt und nur entfernt auf Beförderung frommer Empfindungen und Entschlüsse, de[r] vorzüglichen Absicht der Predigt, hingewirkt we[r]den. Diefs wird durch eine Probe erläutert. Die letzte Abhandlung dieses Stücks enthält sehr verständig[e] Betrachtungen über zweckmäfsige Einrichtung de[r] Confirmations-Handlung vom Past. *Breiger* zu Ha[m]burg. Die kirchliche Prüfung der Kinder am Confirmationstage wünscht der Vf. aus Gründen, die ge[]prüft zu werden verdienen, ganz abgestellt zu sehen.

Den vierten Band beginnt ein lesenswerther, durch zwey Stücke laufender, Aufsatz über Armenanstalten und deren Benutzung für den Zweck der Beförderung mehrerer Religiosität und Moralität in den untern Volksclassen, vom Superintendent *Hoppenstedt* zu Stolzenau. Sie beschreibt die von ihm eingeleiteten musterhaften Armenanstalten zu Stolzenau so ausführlich und detaillirt, und webt so viele praktische Bemerkungen über die zweckmäfsige Einrichtung und Verwaltung des Armenwesens überhaupt, so wie besonders über die dabey zu nehmende Richtung auf die Beförderung der Legalität, Moralität und Religiosität der Armen ein, dafs sie gewifs dem Gedachtesten beygezählt werden kann, was wir über diesen Gegenstand besitzen. Der kleine Beytrag vom Pastor *Meyer* zu Neuenkirchen über Beförderung des bessern Singens der gewöhnlichen Gesangmelodien auf dem Lande, giebt an, wie die Gemeinden am leichtesten zu einer guten Melodienkenntnifs durch fleifsig mit der Schuljugend angestellte Singübungen gelangen können. Die fragmentarischen Nachrichten über einen am 9ten April 1799 zu Hannover hingerichteten Missethäter vom Hofcapellan *Reinhold* sind eben so sehr psychologisch merkwürdig, als insonderheit lehrreich für junge Prediger, welche Delinquenten beystehen sollen.

* * *

Hannover, in d. Ritscher. Buchh.: *Ueber den Umgang mit Menschen.* Von *Adolph Frhn. v. Knigge.* In drey Theilen. Siebente verbesserte Auflage. Mit dem Porträt des Vfs. 1801. 1 Th. XIV u. 220 S. 2 Th. XVI u. 269 S. 3 Th. 214 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 260.)

Salzburg, in d. Mayr. Buchh.: *Episteln und Evangelien auf alle Sonntage, Feste und auf andere Tage des Jahres.* Von Neuem aus dem Griechischen übersetzt zur Erbauung für Viele. 2te Auflage. 1802. XVI u. 256 S. 8. Mit 1 Kpf. (7 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1799. No. 15.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 22. April 1803.

GESCHICHTE.

OFEN, in d. Univ. Dr.: *Notitia Hungaricae Rei numariae* ab origine ad praesens tempus, auctore *Stephano Schönwiesner*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dissertatio Tertia de Re Numaria Hungarorum sub Regibus periodi secundae ab anno Christi 1301—1526. Die Einleitung macht aufmerksam darauf, dass Karl Robert zuerst Groschen und florentinische Ducaten prägen liess, — Ludwig I. den Ducaten zumal durch das Bild des heiligen Ladislaus einen Nationalstempel gab, — Matthias Corvinus zuerst Denkmünzen (?) und Vlad. II. zuerst grössere Münzen eine Unze schwer schlagen, auch die Jahre der christlichen Zeitrechnung darauf setzen liess. Was der Vf. S. 186. für eine Münze Otto's (Fig. 73.) hält, dürfte eher für eine Münze des Gubernators Szilágyi vor der Krönung des Matthias Corvinus gelten, dessen jugendlicher Kopf auf der Vorder- und dessen Raaben auf der Rückseite erscheinen. Nach S. 192. bedeutet das S. auf den Karolinischen Groschen Schemnitz, *Syrmium* oder *Strigonium*, und A. oder E. den Münzmeister, — eine Auslegung, die sich auf spätere Analogie gründet. S. 195. Auf den *Monetis Regis pro Sclavonia* ist freylich noch manches räthselhaft: jedoch scheint von den zwey gekrönten Köpfen einer den König von Ungern, der andere den *Regem juniorem*, oder den *Ducem Slavoniae* zu bedeuten. Diese alte Form behielt denn auch Karl Robert bey. — Ueber den Menschenkopf auf Ludwig'schen Münzen, S. 206. vermuthen einige, dass er eine gewisse Münzstätte bedeute, so wie die Krone auf den *denariis coronatis Ludovici I. et Mariae* anzeigt, dass diese Denarien in Presburg gemünzt worden (ein Umstand, der aus dem Presburger Archiv erweislich ist, aber vom Vf. nicht berührt wird, S. 207.). Andere glauben, es sey damit auf Bosnien und auf die aus Bosnien geholte Gemalin Ludwigs I. angespielt; noch andere halten es nach der Analogie des Robertischen Straussens für ein Lieblingszeichen Ludwigs. S. 208. Der Vf. sah noch keine Münze, auf welcher *Maria Rex Hungariae* hiess: auch S. 216. keine Groschen von Sigismund. S. 218. Das Emblem des Drachenordens war ein zirkelförmig gekrümmter Lindwurm (Drache), der seinen Schwanz biss, und über welchem ein strahlendes Kreuz lag. (*Dlugoss ad a.* 1429). Es scheint daher die Anmerkung des Vfs. nicht ganz passend zu seyn. S. 218. Der erste österreichische Regent Albert liess seinen Silber-Münzen viel Kupfer beymischen. Einige vermuthen, dass seine Wittwe Elisabeth jene etwas seltene Münze habe prägen lassen, auf deren Vorderseite ein ungekrönter Frauenkopf, auf der Rückseite aber die Inschrift (*Civita*) *S. BUDENSIS.* zu sehen ist. S. 222. bemerkt der Vf. den Ursprung des Namens Corvinus, nämlich vom Dorfe Hollós, (in *Corvino Viconatus*, sagt Bonf. und der Glossator setzt am Rande der Hanauer Ausgabe S. 423. Hollós). Allein wo liegt dieses Dorf Hollós? Ist es mit Holló mezo (Raabenfeld) im innern Szolnoker Comitat gleichbedeutend? Ist nicht der Name Corvinus, wie Ursinus, ein Wappen-Namen? S. 227. Unter Ladislaus Posthumus kommt zuerst das Patriarchalkreuz auf einen dreyfachen Hügel gestellt auf Münzen vor. Man vergleiche hier die nächstens anzuzeigende zweyte Ausgabe von *Schwartners* Diplomatik 1802. S. 179. (Die diplomatische Sphragistik und die Numismatik müssen sich einander wechselseitig erläutern.) — Die S. 229—230. beschriebenen Denkmünzen von Matthias Corvinus kann Rec. nicht für gleichzeitig mit demselben; noch die Ducaten 144 und 145 für ächt halten. Jene Denkmünze scheint aus einer und derselben Fabrik zu seyn mit jener Nr. 180. S. 236. Der nächste Grund, warum Matthias Corvinus die Abbildung der heiligen Jungfrau Maria auf die Münzen setzen liess, mag wohl Nagybánya (*Rivulus Dominarum*) gewesen seyn, deren Bergwerke unter Mathias Corvinus am ergiebigsten waren. (v. *Engel's* Geschichte des ungerischen Reichs III. S. 16.). Die Buchstaben und kleinen Wappen auf den Ducaten brauchen noch Erklärung, von den Münzen mit dem kleinen Wappen, in dessen Mitte die Binde sich befindet, glauben einige, sie seyen nach Oesterreichs Eroberung geprägt, und die Binde deute auf Oesterreich. S. 245. Die Münze mit der Jahreszahl 1503 der Inschrift: *Patrona Moldaviae* u. s. w. ferner mit dem Corvinischen Raaben ist, besonders in Rücksicht auf die plumpe Variante, welche Cornides gesehen hat, (S. 247.) allem Ansehen nach für unächt zu erklären. S. 263. und 264. hätte erinnert werden sollen, dass der Einhorn Tharzonisch sey. (*Wagners Analecta Scepusii* IV. 60.). S. 270—344. enthalten wieder eine *Münzgeschichte der abgehandelten Periode*, in welcher die Münzreform Karl Roberts besonders ausführlich erläutert wird. Der Vf. theilt uns hier zuförderst Bruchstücke mit, aus einer sehr merkwürdigen Handschrift, nämlich aus der *Rechnung* der päpstlichen Zehendeinnehmer von den Jahren 1317—1342, welche Georg Klimo Bischof von Fünfkirchen aus der Vatikanischen Bibliothek abschreiben liess. Die Zehend-Einnehmer dieser Zeit hiessen Rufinus de Cimino, (alias Cibinio), Jacobus Be-

Berengarius de Bonofato, et Petrus Gervafi. Es wäre gewifs dem gefammten literarifchen Publicum angenehm gewefen, wenn der Vf. diefe ganze Handfchrift als Beylage feines Buchs und als Tomus 2. hätte abdrucken laffen, und hier nicht die Unart des fel. *Pray* befolgt hätte, von wichtigen Denkmälern nur einige Fragmente dem Publicum vorzulegen. *Jof. Koller*, Domherr von Fünfkirchen hat in *hiftoria Epifc. Quinqueeccl.* ebenfalls Bruchftücke davon geliefert. Die Verfchiedenheit der damals curfirenden Münzen und des Münzfufses felbft bey den verfchiedenen Münzftätten (zu Gran, zu Raab, zu Stuhlweifsenburg, zu Cheged (Szeged?) zu Syrmium, zu Zagrab, zu Verötze, zu Claufenburg, zu Herrmanftadt, zu Biftritz, zu Cafchau, und in Zips), die verfchiedenen Bedeutungen des Worts Marca fetzen den Lefer in Erftaunen, und erklären die Nothwendigkeit des Münzedikts vom J. 1342. Der Vf. hätte zur Erläuterung beyfetzen können, dafs die Presburger fogar noch 1323 fich vom K. Karl Robert die Freyheit geben liefsen, *quolibet denariorum genere perfruendi*. (Unter *cruatis banalibus* verfteht Rec. Karolinifche mit Vögeln und Vögelköpfen, welche die päpftlichen Einnehmer für Kraniche, *grues*, hielten. Die *banales Chulatii* könnten etwa die zu Gyula dem heutigen Karlsburg geprägten feyn?) Die päpftlichen Einnehmer liefsen fich die Bezahlung in allerhand Münzen gefallen; fie fetzten fie aber hernach alle in florentiner Ducaten, oder in Venezianifche Zechinen um, und fchleppten (S. 284.) 7612 Ducaten aus Ungern nach Rom. S. 287. ftimmt Rec. dem Vf. nicht bey, wenn er unter 150 *penfis aureorum*, in einer Urkunde des J. 1320, 150 Unzen Ducaten verfteht — vielmehr fcheint es 150 Stück Ducaten zu bedeuten, denn foviel kann ungefähr für jene Zeiten der Pachtfchilling von drey Dörfern betragen haben, keineswegs aber 1350 Ducaten. Auch diefe Urkunde hat Hr. *Sch.* nicht ganz geliefert. — Das Münzedikt Karl Roberts vom J. 1342, welches im *Corpus Juris*, wiewohl unrichtig, den Titel eines Decretums führt, ift zwar nur Erneuerung eines fchon 1338 eingeführten Syftems, und nur für die Münzkammer von Cremnitz, und die zu ihrem Bezirk gehörenden Comitate feftgefetzt: Rec. glaubt aber mit dem Vf., es feyen ähnliche Edicte an alle damals im ungerifchen Reiche beftehende Münzkammern und Münzftattenauffeher ergangen. Durch diefes Münzedikt wurde ein beftändiger Fufs eingeführt, nach welchem aus der feinen Mark Silber 480 Denarien oder aus einer Mark Pagament-Silber 360 Denarien geprägt werden follten; die fchlechtern ungerifchen Münzen von 5 Jahren zurück, die Wiener, die böhmifchen Groffi, die Batfcher Denarien, die in diefem Diftrict im Gang waren, follten aufser Curs gefetzt feyn. Um das neue Geld bald im Umlauf zu bringen, ward mit der neuen Ausprägung auch eine Anftalt zur Einwechslung, und eine Abgabe von jedem Hausthor, die in der neuen Münze entrichtet werden mufste, angeordnet. Das Abgabenfyftem *juxta portas* befteht auch noch jetzt, hat aber einen ganz andern idealifchen Sinn. Der Vf. berechnet aus den Angaben, dafs damals fich der Werth des Goldes zu jenem des Silbers verhielt wie 1 zu 11½. Die Königl. privilegirten Freyftädte waren von der Münzaustaufchungs-Plakerey, und dem *Lucro Camerae* verfchont, nur fechs andere (die der Vf. S. 303. ganz unrecht freye Städte nennt) der Comitatsgerichtsbarkeit unterworfene Städte mufsten fich die Einwechfelung gefallen laffen, oder die Plakerey abkaufen. Das Wort *Pifetum* (S. 309) kommt her von *pondus (pefo, pezzeto* Italiänifch). Dafs ein Ban von Slavonien 1344 das Recht und die Pflicht Münze zu prägen verpachtete, davon hat Hr. *Sch.* eine leider! abermals verftümmelte Urkunde zum Beweis S. 314. angeführt. Unter Ludwig I. war *Arnoldus de Crucina* päpftlicher Zehendeinnehmer, aus deffen Rechnungen aber Hr. *Sch.* nur eine einzige Stelle beybringt. Ludwig I. behielt übrigens den Carolinifchen Münzfufs, und die Rechnung von 1 Gulden zu 90 Denarien. Sigmund fetzte die Rechnung feft von 1 Gulden zu 100 Denarien; eine Mark Münz- oder Pagament-Silber ward damals zu 400 Denarien ausgeprägt. S. 322. Der Betrag, wofür Sigmund die Zipfer XVI. Städte verpfandete, habe 155.400 Ducaten ausgemacht. S. 325. Der Illosvaifche Codex lieft im Albertifchen Decret *lega* (nicht *liga*, wie es gedruckt fteht). Unter Elifabeth und Ladislaus Pofthumus verfchlimmerte fich das Münzwefen, auf einen Goldgulden gingen 1453, 200 Denarien. Matthias Corvinus ftellte erft 1464 den Sigismundifchen Münzfufs her. Bey Vlad. II. hat der Vf. von den in der Gefchichte des ungerifchen Reichs des Hn. v. *Engel* B. I. herausgegebenen zwey wichtigen Handfchriften, dem Finanzregifter des Reichs von den J. 1494 und 1495 und der Thurnfchwambifchen Bergwerksgefchichte gehörigen Gebrauch gemacht. Ein ähnliches Finanzregifter ift auch von Ludwig II. Zeiten vorhanden, aber von Niemanden herausgegeben, daher auch der Vf. davon keinen Gebrauch hat machen können. Uebrigens hat der Vf. die Münzverfchlimmerung unter Ludwig II. und deren betrübte Folgen, die niemals auszubleiben pflegen, warnend gefchildert.

Differtatio Quarta de Re Numaria Hungarorum fub Regibus periodi tertiae ab anno 1527—1800. Hier hält es Rec. nicht mehr für nöthig, dem Vf. genau zu folgen; denn um die Zeit wird es in der Münzkunde heller. Dennoch kann man dem Vf. hier am meiften Auslaffungen und Fehler nachweifen, und zwar nicht allein aus Münzfammlungen, fondern auch aus Büchern und Abbildungen, die der Vf. nachzufchlagen verfäumt, oder keine Gelegenheit gehabt hat. An einigen Orten will und darf der Vf. nicht alles erklären, wie z. B. S. 412. Die dafelbft angeführte fehr merkwürdige Münze will fo viel fagen; dafs andächtige katholifche Ungern, mit den Neuerungen Leopolds I. mifsvergnügt, die heilige Jungfrau Maria anriefen, dafs fie als die Schutzfrau des ungerifchen Reichs die ungerifche Conftitution retten möge. Auf den äfthetifchen Werth der verfchiedenen öfterreichifchen Denkmünzen, oder vielmehr der darauf vorgeftellten Sinnbil-

ilder und abgedruckten Inschriften hat sich Hr. *Sch.* icht eingelassen, und leider! hätte er auch in dieser Rücksicht wenige loben können.

Dissertatio Quinta de numis Principum Transsilvaniae et aliis varii argumenti ad Hungariam hujusque provincias spectantibus. Bey den siebenbürgischen Münzen fehlt dem Vf. auch noch so manches zur Vollständigkeit; er hat sich meistens an *Seiverts* Ausgabe von Koleséri gehalten, und wie es scheint, selbst Siebenbürgen und die dasigen Cabinette nicht besucht. Hn. *Eders* Probe von Nachtragen zu *Seiverts* Angaben, die neulich in der Zeitschrift von und für Ungern zu lesen waren, wird den Vf. von der Nothwendigkeit, hierin weiter zu forschen, überzeugen. Ein eignes *Caput quartum* handelt: *De Numis tempore bellorum Civilium signatis;* aber ohne Abbildungen. Zur Bekräftigung dessen, dass Frankreich bey den ungerischen Tumulten die Hand im Spiel hatte, führt der Vf. sehr zweckmäsig die Anekdote aus *Toll* (S. 545.) an, nach welcher Emrich Tökolyi während seines kurzen Besitzes der Bergstädte wirklich Münz-Stempel hat stechen lassen mit der Inschrift *Ludov. XIV. Gall. et Nav. Rex Patronus et Protector Hungariae.* Das *Caput V. de aliis varii argumenti numis ad Hungariam hujusque provincias quoquo modo spectantibus* enthält grofsentheils Denkmünzen auf ungerische und siebenbürgische Grofse und auf einige wenige Gelehrte. Auch dieses Kapitel ist einer grofsen Vermehrung fähig und bedürftig. Auf der XX. Kupfertafel hätten allenfalls noch mehr Münz Abbildungen Platz gehabt, und von der Münze 396, welche als eine Zugabe betrachtet werden kann, hat Rec. im Buche keine Erwähnung oder Erklärung bemerkt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Heerbraudt: *Rhapsodien moralischen und religiösen Inhalts*, mit einem Anhange von Briefen über die Religion, als Beytrage zur Würdigung des Geistes unserer Zeit. 1801. 276 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Schrift ist kein blinder Verehrer des Neuen, aber auch kein *querulus laudator temporis acti*, sondern ein prüfender freymüthiger Wahrheitsfreund. Die Rhapsodien heben mit der Anklage unsers Zeitalters, in Hinsicht des sittlichen Verfalls an, wohin ein überhand nehmender Egoismus, eine ausgebreitete herrschende Sinnlichkeit, üppige Weichlichkeit, und die damit verbundene Schlaffheit, und endlich der Verfall der Religion gerechnet wird. Die Anklagen werden alle gehörig gewürdiget, und endigen sich mit Wünschen und Hoffnungen des Fortschreitens ins Bessere, welches zwar kein Gegenstand des Wissens, aber doch des Glaubens sey, indem sich aus der Erfahrung vieles für und dawider sagen liesse, und auf beiden Seiten sich Uebertreibungen fänden. Der Egoismus sey herrschender unter uns geworden, welches, unter andern, aus dem Mangel am Familiengeiste, und aus der immer mehr einreissenden Ehescheu hergeleitet wird. Die Anklage hingegen grösserer Ueppigkeit treffe unser Zeitalter weniger ausschliessend, als der vorige Vorwurf. Man könne sogar sagen: die rohere Genussucht habe abgenommen; allein die verfeinerte Sinnlichkeit, der zunehmende, raffinirte Luxus, in seinem Missverhaltniss zum Erwerb, sey es, was wir in unserm Zeitalter anzuklagen hätten; doch bemerkt er richtig und gut: soll Roheit verdrängt werden, so muss der Sinn für das Schöne, Gefällige, Leichte, Zierliche im Bequemen angebaut, gepflegt werden; aber Sittlichkeit gehe voraus, die Grazie folge! Wir dürfen hier dem Vf. nicht weiter folgen, wenn wir noch etwas von seinen Briefen über die Religion anführen wollen. Immer von Jugend auf, sagt er, schien es mir: Religion sey mehr eine Art von Poesie des Herzens, oder die schönste reinste Poesie desselben; sie gehe vom Gefühl aus, und erleuchte von da die Vernunft, als dass sie vorzüglich von Vernunft aus dieses Geschaft betreibe. Diese Poesie wird nun erklärt durch tiefes Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verstand. (Ist diess eine befriedigende Erklärung? Und wie kann ein Gefühl erleuchten? Erwärmen kann es. Und wie kann ein Gefühl im Einklange mit Einbildungskraft und Verstand die Vernunft erleuchten? Beschäftigt die Religion den Verstand oder die Vernunft? Beschäftigt sie, wie der Vf. selbst hinzusetzt, den ganzen Menschen, so muss sie ja auch die Vernunft beschaftigen. Oder macht Einbildungskraft und Verstand den ganzen Menschen aus? Der Vf. müsste denn den Verstand in allgemeinerer Bedeutung nehmen, da er zugleich auch die Vernunft mit in sich begreift. Aber das ist doch mit philosophischer Schärfe nicht gesprochen. Und warum soll nun die Religion gerade Poesie seyn? Hier müsste sich der Vf. deutlicher und bestimmter erklärt haben. Wenn wir auch zugeben, dass Sittlichkeit und Religion vom Gefühl ausgehet, so ist doch Poesie und Gefühl nicht einerley. Zwar, sagt der Vf., das Gefühl, von dem ich rede, ist moralischer Art, ich möchte es eine Empfänglichkeit fürs Wahre nennen.) Eine Aeusserung dieses Gefühls ist das Gewissen — diess ist da vor der entwickelten Vernunft. (Daran zweifelt der Rec. und glaubt vielmehr, dass es sich mit der Vernunft entwickele; daher es sich auch in Kindern vor dem Gebrauche der Vernunft nicht regt. Und ist Empfänglichkeit fürs Wahre schon moralisches Gefühl selbst? Oder ist Empfanglichkeit für Sittlichkeit und Religion schon Sittlichkeit und Religion selbst? Das moralische Gefühl nennt der Vf. Form der Vernunft. Denken wir uns aber nun das moralische Gefühl, oder die Vernunft deutlicher? Und ist die Vernunft lauter sittliches Gefühl?) Dergleichen Paradoxien finden sich in diesen Briefen mehrere. Wir übergehen die übrigen Untersuchungen: kann Religion gelehrt werden? Giebt es eine Religionswissenschaft? Giebt es mehrere Religionen? Ist Religion perfectibel? etc. Wir empfehlen übrigens diese Schrift als eine interessante Lectüre. Die Sprache ist gröfstentheils körnig, anzie-

ziehend, hier und dort ſtark und hinreiſsend; aber auch zum Theil zu geſucht und ſchimmernd.

Leipzig, b. Gräff: *Helios der Titan*, oder *Rom und Neapel*. Eine Zeitſchrift aus Italien, von dem Vf. des Natalis. *Erſtes Heft*. 1802. 326 S. *Zweytes Heft*. 1803. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Der Herausgeber dieſes periodiſchen Werkes iſt Hr. *Benkowitz*, der ſich jetzt zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit in *Neapel* aufhält. Er hat uns eine ſehr reichhaltige *Olla potrida* geliefert, worin das Gute und Schlechte, das Intereſſante und das Langweilige, bunt unter einander gemiſcht iſt. Wir wollen zuerſt von dem *Schlechten* ſprechen, ohne jedoch das *Gute* mit Stillſchweigen zu übergehen.

Unter die *ſchlechten* und *langweiligen* Aufſätze, rechnen wir zuförderſt alle die Artikel, in denen uns der Vf. bloſs von ſeiner Krankheit, ſeiner Jugendgeſchichte, ſeinen Empfindungen u. ſ. w. kurz von ſeinem lieben werthen Ich unterhält. Hierher gehören z. B. in dem *erſten Hefte* gleich zu Aufange die Aufſätze: *Veranlaſſung meiner Reiſe*, *Sehnſucht nach Welſchlands mildem Himmel*, und weiterhin *Erinnerungen an die ehemaligen Freunde meines Lebens*, wo der Vf. faſt drey Bogen mit den unbedeutenden Ereigniſſen ſeiner früheren Jahre anfüllt, und uns weder ſeine kindiſchen Spiele, noch ſeine Studentenbekanntſchaften erlaſst; ohne daſs man begreift, wie ein ſolcher Aufſatz in dieſe Zeitſchrift paſst. Hierher gehören endlich auch die unſcientifiſchen Erzählungen ſeiner Krankheiten, wie z. B. im *zweyten* Hefte S. 179. ff. eine zu finden iſt. — Auch rechnen wir zu dieſen Artikeln alle artiſtiſchen Aufſätze, z. B. im *erſten* Hefte: *die Peterskirche in Rom*, und im *zweyten* Hefte: *das Innere der Peterskirche*, wo Hr. *B.* ganz und gar nicht in ſeinem Fache iſt. Eben das gilt von den Niaiſerien, wie z. B. im *erſten* Hefte: *Aſtrico al Cielo*. — *Wie die Italiäner mit Feuer umgehen*. — *Barbiere in Italien* u. ſ. w. wo Hr. B. ſehr krank geweſen ſeyn muſs. Noch müſſen wir endlich die eingeſtreuten *Gedichte* hierher rechnen, die ſehr gelind geſprochen, wenigſtens mittelmäſsig ſind! — Wie viel intereſſantes hätte uns der Vf. ſtatt alles dieſes Wuſtes, von zwey ſo wichtigen Städten mittheilen können. — Daſs es ihm dazu gar nicht an Stoffe, und gewiſſermaaſsen auch nicht an Talenten fehle, beweiſen die vielen *guten*, und *unterhaltenden* Aufſätze, womit er die *gröſsere* Hälfte ſeiner Zeitſchrift ausgeſtattet hat. So giebt er uns z. B. in beiden Heften eine Reihe ſehr angenehmer und brauchbarer Nachrichten über *Wohnungen*, *Lebensmittel*, *Preiſe der Dinge*, *Einrichtungen*, *die Fremde*, *beſonders Kranke zu machen* haben, u. ſ. w. wofür ihm mancher künftige Reiſende danken wird; ſo liefert er recht artige Notizen über *die Theater zu Neapel*, die viele Leſer intereſſiren werden; ſo enthalten mehrere Aufſätze Bemerkungen über die *Gegenden* und die *Phyſiognomie von Neapel*, die man nicht ohne Vergnügen leſen wird. — Daſſelbe läſst ſich von den *Anekdoten aus der Geſchichte des Tags*, von den *ſorgfältigen meteorologiſchen Bemerkungen*, von der *Beſchreibung des königlichen Einzuges in Neapel*, von der *Fahrt nach Iſchia*, von dem wirklich ſehr brav gruppirten Gemälde: *das Weihnachtsfeſt zu Neapel* ſagen. Solche Aufſätze hätte Hr. *B.* durchgängig liefern ſollen, und ſein Werk würde noch einmal ſo intereſſant geworden ſeyn.

Zum Glück ſcheint Hr. B. das auch bereits ſelbſt in der Mitte des *zweyten* Heftes gefühlt zu haben; wie dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen kann. Wird Hr. B. bey dieſem guten Gedanken bleiben; wird er uns mit ſeinen Jugend- und Krankheitsgeſchichten, ſeinen artiſtiſchen Raiſonnements, und beſonders mit ſeinen *Verſen* verſchonen; wird er einſehen, daſs man *weniger für ſich*, als für das *Publicum* ſchreiben; und *mehr* von ſeinem *Gegenſtande*, als von dem lieben *Ich* ſprechen müſſe: ſo wird es einer *ſolchen* Zeitſchrift nie an Intereſſe und Mannigfaltigkeit, folglich auch nicht an Leſern fehlen; und ſo wird das Publicum mit dem Vf. und der Vf. mit dem Publicum völlig zufrieden ſeyn.

Noch hätten wir ein Wort über den affectirten *Titel*, und die Niaiſerien der *Vorrede* zu ſagen; wir wollen aber dieſen Miſsgriff nicht weiter rügen, ſondern nur bloſs noch die Verſicherung geben, daſs das Aeuſsere dieſes Journales ſehr einladend und ſehr geſchmackvoll iſt.

* * *

Lobenstein, in d. Illgenſchen Hofbuchh.: *Das unglückliche Kind oder das Kind meines Vaters*, nach dem Franzöſiſchen des *A. J. Dumaniant*, Verfaſſer der Schickſale eines Ausgewanderten, der offenen Fehde u. ſ. w. 1803. 1. Th. 244 S. 2. Th. 248 S. 8. (16 gr.) — Ein neuer Titel zu dem im Jahre 1800 erſchienenen Buche: *Das Kind meines Vaters, oder Einfluſs der Erziehung auf den Charakter* u. ſ. w. Die Rec. davon ſ. A. L. Z. 1801. Nr. 201.

Druckfehler. In Nr. 67. d. J. S. 533. Z. 32. von oben l. *nicht* ſt. *leicht* und in Nr. 68. S. 538. Z. 18. von oben l. *mehrern* ſt. *mehrere*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. April 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

RAAB, gedr. b. Streibig: *Sokféle.* Ira's egybe fzede *Sándor István.* (Vielerley. Verfafst und gefammelt von Stephan Sándor). *Erftes* und *zweytes* Stück 1791. 167 u. 163 S. *Drittes* Stück 1793. 226 S. *Viertes* Stück 1796. 241 S. *Fünftes* Stück 1798. 249 S. *Sechftes* Stück 1799. 271 S. *Siebentes* bis *achtes* Stück 1801. 256 u. 263 S. 8. nebft einem kurzen Inhalts-Verzeichnifs.

Hr. v. *Sándor*, ein Neutraer Edelmann, von den Einkünften feiner Güter in einer glücklichen Unabhängigkeit meiftens in Wien lebend, durch Reifen ins Ausland und emfiges Studieren gebildet, widmet feine Mufe der Verbreitung verfchiedener nützlicher Kenntniffe in ungarifcher Sprache, vorzüglich aber folcher Kenntniffe, welche Ungarn felbft, deffen Literatur, und das Studium der ungarifchen Sprache betreffen.

Rec. gedenkt der Kürze wegen aus den älteften Heften nur das auch für Ausländer Intereffantere auszuheben, zumal da der Vf. manches, was in frühern Heften fteht, in den fpätern berichtigt, oder weiter ausgeführt hat.

I. Stück. Kurze Nachrichten über die heutigen Nationen Europens, über einige Regenten Ungarns und über einige Religions-Stifter. Nicht alltäglich find die biographifchen Notizen von Franz Rákótzi, und die Nachricht vom Aufftande des Pero im J. 1735. S. 141—151. Statiftifche Angaben über die Macht des Haufes Oefterreich. Fürs J. 1788. fchätzt der Vf. die Einkünfte deffelben auf 100 Millionen. Der Vorfchlag des Vfs. (S. 154.) zu neuen ungarifchen Benennungen der Monate ift beyfallswerther, als der Vorfchlag (S. 153. u. St. III. S. 138.) neuer ungarifcher Zahlzeichen. S. 154. hätte der Vf. die Gefchmacklofigkeit derer rügen follen, welche fich damit abgeben, Hexameter zufammen zu fetzen, in denen nur ein Vokal herrfcht, als z. B.: *Hanyás artalmas vala gyakran a' nyavalyásnak,* wobey jedoch nicht zu leugnen ift, dafs die ungarifche Sprache nach ihrem Bau zu folchen Künfteleyen fich mehr bequemt, als jede andre. — Ein intereffanter Abfchnitt folgt unter der Auffchrift: *Zu wünfchende neue ungarifche Bücher.* In einigen Punkten find die Wünfche des Vfs. in Erfüllung gegangen. Z. B. in Betreff einer *Hungaria numismatica*; aber in mehrern andern noch nicht, z. B. in Betreff eines guten ungarifchen Wörterbuchs, und einer guten Gefchichte von Ungarn in ungarifcher Sprache; denn von der letzteren hat man aufser *Joakhim Szekérs* Werk, gar nichts. Tinodi, Valkai, Nagybatzai, Hosvaj, Pajko, Balaffa (der ungarifche Amphion VI. S. 73.), Benitzki, Rimai, Zrini, Liszti, Kohári und andre ältre ungarifche Dichter warten noch bis diefe Stunde auf einen Herausgeber.

Das *II.* Stück enthält meiftens Anekdoten, darunter z. B. einige von Fontana Rofa, vom Grafen Ozobor. Ein Verzeichnifs alter und gewiffermaafsen ein Vorfchlag neuer ungarifcher Benennungen für Länder, Städte und Flüffe S. 144. f., worunter z. B. Baráti für München, Korontály für Kärnthen, Luzony für Portugiefen, Nador Orfzág für die Pfalz. So etwas feftzufetzen und einzuführen, fcheint eigentlich das Werk einer ungarifchen Sprachakademie zu feyn. Vgl. auch IV. S. 229. folg.

Im *III.* Stück findet man unter andern: Regierungsjahre der ungarifchen Könige, der Kaifer, der Könige von England u. f. w. Wunfch einer ungarifchen Literatur-Zeitung; eine kurze Nachricht von dem prächtigen Mefsandachtsbuch Matthiens I. zu Brüffel, wohin es durch Ludwigs II. Wittwe, Anna gelangt ift, deffen auch Blainville erwähnt, und welches vielleicht mit dem Schiffe, das mit des Herzogs Albert Sachen beladen war, untergegangen feyn mag (VI. 169.). *Vom ruffifchen Ungarn*: aus Coxe wird eine 1491 unter Joh. Wafiliewitfch auf ein Thor des Kreml's zu Moskau gefetzte Infchrift angeführt: worin Jvan unter andern auch *Dux Ongarie, Permie, Bulgarie* heifst. In dem Auffatze von den alten Religionsgebräuchen der Ungarn, hätte der Vf. das Buch, aus dem er gefchöpft hat, anzeigen follen, nämlich *Cornedeffii diff. de Religione veterum Hungarorum* (Viennae 1701. 8.). S. 80. *Von* ungedruckten und gedruckten *alten ungarifchen Schriften.* Diefs ift ein Lieblingsthema des Vfs., der manche feltne bibliographifche Angaben gefammelt hat. Hier liefert er eine aus eigner Einficht gemachte Befchreibung der älteften ungarifchen Ueberfetzung von Aefops Fabeln (vom J. 1536.), und ein Verzeichnifs der im XVI. Jahrhundert gedruckten ungarifchen Bücher. Diefes Verzeichnifs hat der Vf. feitdem mehr vervollftändigt, und auch auf die folgenden Jahrhunderte ausgedehnt, fo dafs fich von ihm ein Generalverzeichnifs der in ungarifcher Sprache gefchriebenen Bücher bis 1800 erwarten läfst. S. 108. Ein ausführlicher Wunfch, dafs ein gelehrter Ungar eine Reife nach *Rufsland* unternehme, um *der Ungarn* Sprachverwandte dafelbft aufzufuchen. Ueber diefe *Sprachverwandte* macht er Auszüge aus *Pallas, Fifcher*, aus *Ihre's Lexicon Lapponicum*

cum 1780. aus *Dobrowski* (VI. S. 126. u. 171.). S. 128. Tabellen über die Bevolkerung von Ungarn nach Districten, Comitaten und Städten, so wie nach den Nationen aus dem politischen Journal übersetzt.

Das *IV.* Stück liefert einen Aufsatz von der Lage der pannonisch römischen Colonien nach Schönwiesner, wobey Mannert nicht verglichen ist. Wenige Bemerkungen über das ungarische Münzwesen, die aber jetzt nach Erscheinung des Schönwiesnerischen Werks unbedeutend sind, vgl. VI. S. 190. folg. Wichtiger für ungarische Sprachforscher sind des Vfs. etymologisch-orthographische Untersuchungen über einzelne ungarische Wörter und seine Verbesserungen und Zusätze zum I. u. II. St. S. 202. fg. Ein Probestück von des Freyh. Ladisl. *Amadé* Gedichten, deren Herausgabe der Vf. wünscht.

Das *V.* Stück ist zur grösern Hälfte der Naturgeschichte gewidmet. S. 134. giebt der Vf. aus eigner Einsicht die Beschreibung des für das älteste gehaltenen ungarischen Buchs des heil. Pauli Briefe 1533 zu Krakau. Mehrere alte Wörter und Redensarten werden aus demselben ausgehoben und erläutert. Eben diess geschieht mit Pesti's und Sylvesters neuem Testament. — Bey dem Exemplar des letztern, welches der Vf. in die Hände bekam, hatte ein katholischer Geistlicher, weil es die Uebersetzung eines Lutheraners war, der unter des vortrefflichen Nádasdi Schutz lebte, die Bemerkung beygeschrieben: *Perversus interpres in uno nomine et Nebulo maximus una cum suo Domino et Patrono Nadasdi. Deus retribuat Vobis pro Vestris meritis hic et in futuro seculo rotas et ignem perpetuum.* — Adam Kollér, k. k. Bibliothekar schrieb aber hierunter: *Modestia Vestra nota sit omnibus.* — Weiterhin folgen Auszüge aus der seltenen Chronik des Sebast. Tinódi. Clausenb. 1554, welche Istvánsi stark benutzt, ja hin und wieder wörtlich übersetzt hat, vgl. VIII. S. 50. fg.; so wie aus Vincenz Lyrinia vom ächten christlichen Glauben. Wien 1561, übersetzt vom Fünfkirchner Bischof Georg Draskovits, und Notizen von Károlyis Bibelübersetzung. Visóly 1590. Beygefügt ist eine nützliche Tabelle, welche die Orthographie aller beschriebenen sechs alten ungarischen Bücher vergleicht. S. 247. giebt der Vf. von einigen von ihm gebrauchten neuen ungarischen Ausdrücken Rechenschaft.

VI. Stück. Ueber die Bibliothek Matthias I. woraus aber nichts neues zu lernen ist. Von Svatoplugs Lustaufenthalte zu *Theben*, (einem heutigen Bergschloss an der Donau, zwischen Wien und Presburg.) So wie Vesprém ganz richtig vom deutschen Weissbrunn abgeleitet wird: eben so kommt der Name The[illegible] unstreitig vom Slavischen Worte Divina, Djevina [illegible]en) her, (Mädchenburg, Magdeburg); blofs [illegible]ung aber ist es, dass hier die Slavische Venus [illegible]worden sey. S. 63. hat der Vf. einen interessan[illegible] eines mit ungarischer Cavallerie nach Sici[illegible] [illegible]ommenen Officiers Rudnai von 11. May 1724 [illegible]kt, worin er unter andern meldet, dass ein [illegible]ter und eine Nonne kürzlich wegen Ketzereyen [illegible]erno lebendig verbrannt, und auf dieses Auto-dafe 24000 Gulden verwendet, den ungarischen Soldaten aber nicht gehörig der Sold bezahlt worden. Man bedauert, dass man nicht mehr solcher Briefe zu lesen bekomme. — Ferner liefert er Auszüge aus der ungarischen Biographie der h. Margaretha, herausgegeben von Pray 1777; neugebrauchte ungarische Ausdrücke in einer physikalischen Abhandlung. *Verschiedene Bemerkungen* meistens über ungarische Ausdrücke. Dass Stephan I. bis an das alte Carnuntum geherrscht, hier, bey Deutsch-Altenburg eine Kirche auf der Gränze erbaut, und erst Aba die Strecke von Deutsch Altenburg bis Wolfsthal an Oesterreich abgetreten habe? ist noch zu erweisen. S. 119. bedauert der Vf. mit Recht: dass Zriny's ungarisches Gedicht betitelt: die Syrene des adriatischen Meers, nicht mit diplomatischer Treue nach dem Original herausgegeben worden; und S. 132. dass bey dem Mangel an literarischen Akademien, Zeitungen u. s. w. manche ungarische Schriftsteller erst nach ihrem Tode bekannt und geschätzt werden. So sey Gyöngyösi bey Lebzeiten († 1704) kaum irgendwo erwähnt: so sey sein Name und sein Dichtertalent erst in der letzten Hälfte des XVIII. Jahrh. aus der Vergessenheit hervorgezogen worden. — Am Ende folgen eigene Gedichte des Vfs.

VII. Stück. Ueber die alten Bewohner Ungarns, und über das Alterthum der mit verschiedenen Namen, z. B. Biater bezeichneten Münzen; *freylich mehr* Fragen als Antworten. Ein Verzeichniss der Schriftsteller über die finnische Sprachverwandtschaft und Abkunft der Ungarn, auf Veranlassung der *Schlözerischen* Anmerkung zu *Gyarmathi Affinitas linguae Hung. cum linguis Fennicae Orig.* S. 58. *Geschichte des ungarischen Theaters* nach dem Intell. Bl. der A. L. Z. (1798. Nr. 149. denn der Vf. vergass zu citiren), mit eigenen sehr schätzbaren Bemerkungen des Vfs.; z. B. ist nach ihm der Vf. des 1779 bekannt gemachten Entwurfs zu einem ungarischen Nationaltheater der Hauptmann Trendel; die Comödie vom Sündenfall der ersten Aeltern (Debretzin 1575 von Lorenz Szegedi) und die Clytemnestra von Peter Bornemiszsza (ums J. 1580 übersetzt) sollen die ältesten ungarischen Theaterstücke seyn. Es folgen zwey Aufsätze von den Gesängen und Tänzen der alten Ungern; von den Residenzen der ältern cumanischen und ungarischen Fürsten; und von dem Ursprung der Ungarn von den Hunnen. Der Vf. scheint den Glauben daran nicht ganz fahren zu lassen: trotz dem allen, was er über die finnische Verwandtschaft der Ungarn selbst vorgebracht hat. Rec. kann nicht umhin, dem Vf. hie und da mehr historische Kritik zu wünschen. Der Name Hunni und Cuni (letzteres für Cumani genommen), wird von ihm unhistorisch verwechselt. Den Namen Magyaren leitet er vom Bruder des hunnischen Fürsten Gordas, Namens Muageres her, der zu den Zeiten Justinians I. lebte, und von welchem Theophanes spricht. S. 85. wird die wichtige Frage aufgeworfen: woher es komme, dass es jetzt unterthänige ungarische Bauern gebe, da unter Almus und Arpad kein Ungar im Stande der Unterthänigkeit sich befunden habe? aber nicht gehörig beantwortet. Sehr

rich-

richtig bemerkt der Vf. selbst, dass Stephan der Heilige in der altungarischen Verfassung viel geändert habe. — Vom Haar und vom Barttragen bey den Cumanern und bey den Ungarn; und vom Pferdefleischessen; diess hörte bey den Ungarn auf, so bald sie Christen wurden. S. 92—104. abermals allerhand Münzbemerkungen. Dann von den ungarischen Diminutiven. S. 108. ist eine Vorstellung der neuen Schriftzeichen auf einer Kupfertafel beygebunden, welche Gyarmathi und Révaj für einige der ungarischen Sprache eigene Laute vorgeschlagen haben. Rec. findet solche Vorschläge sehr unnöthig, und diese Schriftzeichen scheinen ihm so beschaffen, dass sie den Druck und die Schrift in ungarischer Sprache gar sehr entstellen würden. Auch kann Rec. den übertriebenen und ausschliesslichen Magyarismus, der sich in solchen Vorschlägen gefällt, nicht loben. S. 110. Von der ungarischen Benennung Erdély für Siebenbürgen. Die Behauptung, dass *el, elvi, elvöl* vormals so viel bedeutet habe, als über oder jenseits, hat der Vf. VIII. S. 56. mit einem Beyspiel erwiesen. Von den Szeklern und Valachen (das Richtige sehr mit Unrichtigem vermischt). Die Eintheilung der Szekler nach Stühlen ist nicht alt, wohl aber jene nach Stämmen und Geschlechtern. Richtig ist es, dass die Wallachen als ein Gemisch von römischen Colonien und von Slaven angesehen werden können. Ueber die alte Stadt Ofen und deren Namen Etzelburg. Den Aufsatz über die Tataren und Bulgaren gilt die obige Erinnerung. Tsingis und Ogus soll ungarisch so viel bedeuten, als tsengos (klingend), und okos (verständig). Die Bulgaren hält der Vf. von ihrem Ursprung an für eine slavische Nation, und es scheint ihm nicht möglich, dass irgend eine Nation ihre Sprache jemals verlasse oder vergesse, um eine fremde anzunehmen. Warum sprechen aber jetzt alle Nachkommen der Tataren, welche China erobert haben, chinesisch? Der Vf. vergisst auch die historische Erfahrung, wenn er die Möglichkeit leugnet, dass eine fremde wenig zahlreiche Nation, welche andre viel zahlreichere Eingeborne unterjocht und mit denselben einen Staat bildet, nicht zuletzt mit diesen Eingebornen vermischt werden, und ihre Sprache vergessen könne. War diess nicht auch der Fall bey den Franken in Gallien? Rec. wünscht auch durch dieses Beyspiel den Vf. vor einer gewissen Einseitigkeit im Urtheil, welche an mehrern Orten sichtbar wird, zu warnen. S. 143. Den Namen *Geysa* erklärt der Vf. für Izsa oder Jesus. Etwas Besseres hat Cornedess in den *Vindiciis Anonymi Belae Regis Not.* (1801. 4.) über diesen Namen gesagt. S. 146. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts im J. 1716 reiste ein gewisser Sam. Turkolyi aus Szikszó nach Russland, und ward russischer Officier. In einem Briefe aus Astrachan v. 1725 beschrieb er die alten Sitze der Ungarn an der Wolga und Kuma; an letzterm Flusse wäre die Residenz der Fürsten gewesen; in der Krimm gebe es 7 Dörfer, die ungarisch reden. *Zuerst* gab diesen Brief heraus *Joseph Torkos* in *Schediasmate geographico historico Hungaros intra et inprimis extra Hungariam degentes VIII. segmentis succincte repraesentante.* Jaurini 1747.). Dann liess ihn auch der Domherr in Zips, *Joh. Molnár* in seinem *Magyar Konyoház* III. S. 284. drucken; aber seine Abschrift klingt oft anders, als die Torkossische. Der Torkossische Brief ist an Turkolyis Verwandte zu Szikszó, der Molnárische an einen Geistlichen gerichtet. Der Vf. setzt zu diesen zwey Ausgaben noch die dritte aus einer Copie einer alten Copie hinzu, und bemerkt in Noten die Varianten der zwey vorigen Ausgaben; auch fügt er S. 164. einige Data über die Lebensumstände des Turkolyi bey. Der Vf. erweisst ziemlich deutlich, dass das Molnárische Exemplar von einem Geistlichen verfälscht worden seyn müsse. Der Brief ist für die ungarische Geschichte merkwürdig, und der Vf. hat sich um die kritische Berichtigung desselben verdient gemacht. Wir wünschten eine deutsche Uebersetzung in der Zeitschrift von und für Ungarn. — Durch die Bemerkungen über mehrere ungarische Wörter (S. 165—256.) zeigt der Vf. deutlich seinen competenten Beruf zu einem ungarischen Lexicographen. Möchte es ihm doch gefallen, seinem Vaterlande durch ein von ihm selbst bearbeitetes Wörterbuch nützlich zu werden! (vgl. VIII. 47.).

Das *VIII.* Stück eröffnet ein Aufsatz vom *Anonymus B. R. Not.* dessen Glaubwürdigkeit der Vf. weiter unten S. 47. mit Recht in Schutz nimmt. Hier hat der Vf. ein schätzbares, aber leider noch nicht vollständiges Verzeichniss der in diesem alten historischen Schriftsteller vorkommenden alten ungarischen Orts- Fluss- Personen Namen, sammt ihren heutigen Parallelen eingerückt. Hie und da hat Rec. Unrichtigkeiten bemerkt, z. B. *Bissenorum terra* ist nicht das heutige Bessarabien, Menumoront ist richtiger Meny-Máros. Die Comitate, in denen jeder Ort liegt, hätten überall namhaft gemacht, und die Verweisung auf die Gorogischen Karten geschehen sollen. Der Vf. sollte diesen Aufsatz mit Benutzung der *Cornidessischen Vindiciarum* neu bearbeiten. Ein gleich schätzbares Verzeichniss hat der Vf. auch aus dem *Judicio ferri candentis* herausgehoben. Der ungarische Ausdruck beym *Anonymus B. R. Not.* hat nach dem Gefühl des Rec. eine ältere Form, als in dem ums Jahr 1214—1235 zusammengeschriebenen *Judicio ferri candentis.* Die Bemerkung des Vfs. über das Entstehen der ungarischen Personen-Namen (S. 39.) ist nicht zu übersehen. S. 40. folgt ein sehr nützliches und erwünschtes Verzeichniss der Grammatiken und Wörterbücher der ungarischen Sprache; ferner der Untersuchungen über die Sprache selbst, und über deren Verwandtschaft mit andern. Dann theilt der Vf. Excerpte mit aus Heltai, Pétsi und Füsös. Heltai wird zuerst als Historiker, dann in Rücksicht der Sprache gehörig gewürdigt. Petsi's Buch vom J. 1598 ist ascetischen Inhalts; Füsös aber, Hofprediger des Gabriel Bethlen, dessen Königsspiegel 1622 zu Bartfeld gedruckt ist, war ein gelehrter und belesener Mann. Weiterhin liefert der Vf. Excerpte aus Strahlenberg, Schlözers Nordisch. Geschichte und aus Georgis Beschreibung aller Nationen des russischen Reichs über die finnische und ungarische Sprachverwandtschaft;

und

und eine interessante Zusammenstellung aller derer, die in irgend einer Gattung von Schriftstellerey in der ungarischen Sprache die ersten waren. S. 89 bis 197. wieder lauter Bemerkungen über einzelne ungarische Wörter und Ausdrücke. Z. B. über den Ausdruck Remek-munka (Meisterwerk), welcher verworfen wird — über das Wort Nádor Ispány u. s. w. Die Bemerkungen sind meistens sehr treffend und zweckmässig. Falsch ist der Satz, dass Alt-Cumanisch und Ungarisch einerley sey. Ein cumanisches Vater-Unser, s. in Alters Miscellaneen. Wien 1799. S. 166. f. S. 197 — 253. *Verschiedene historische Bemerkungen*, z. B. über die Avaren (noch jetzt nennen die ungarischen Slovaken einen Riesen Oborski Tschlowek), über den Namen Leel (eines alten ungarischen Generals), über den unzweckmässigen Krieg Matthiens I. wider Podiebrad, welcher dem päpstlichen Hofe zur Last fällt. — Auf die Frage: Wie kommt es, dass zu Visóly ausser einer Bibel sonst nichts gedruckt worden? antwortet der Vf.: Ein reicher und andächtiger Grundherr und Edelmann liess eine Druckerey sammt dem Personale dahin bloss der Bibel wegen kommen, und schickte sie nach geendigtem Drucke wieder weg. Die Ungarn sollten doch aufhören, sich Scythen zu nennen. — Die unirten Raitzen an der Drau heissen Schoketzen. (Hier wäre *Hacquets Oryctographia Carniolica* zu vergleichen). — Dass das Wort Cumanen, von Koma, Gevatter herkommen sollte, wird der Vf. wohl selbst nicht mehr glauben (S. 209.), und mit der Zeit wird er sich auch endlich überzeugen, dass Hunni, Cuni und Ungri drey verschiedene V[ö]ker, dem Klingklang zu Trotze, sind (S. 219.). — Peter Kisvitzai muss einen persönlichen Hass wid[er] die Szekler gehegt haben, weil er mehrere Sprich[-] wörter auf eine denselben nachtheilige Weise falsc[h] auslegt. — Unter der *Civitas Pannonia* versteht eine alte deutsche Heiligenlegende vom J. 1488. die Sta[dt] Stein am Anger. Vgl. *Schönwiesner in re num.* 98. 10[9.] 110. S. 248. hätte der Vf. zu den Gegenden, welc[he] von den Waldungen und der Holzart ihren Nam[en] haben, auch den Tserhát (im Neograder und [ei]ne[n] Theil des Pesther Comitats) und mehrere andre [hin]zusetzen können. Die sogenannte Szilagy-sás in Sie[-]benbürgen hat ihren Namen von Szilsa oder Szilaja. S. 244. Die Namen *Bela* (Slavisch), Albertus (Lateinisch), Weiss, Vaic (Deutsch) seyen gleichbedeutend. (Dass aber Waitzen von Weiss, Vaic oder Albert den Namen habe, will dem Rec. nicht einleuchten.) Muthmaasungen von der Reichsversammlung unter Salomann, ob sie zu Tartzal oder zu Ventsellö gehalten worden. Zuletzt liesst man einige kleine Gedichte des Vfs.

Aus dieser Anzeige wird es den Lesern klar seyn, dass dieses Buch unter die nützlichern Arbeiten der neuern ungarischen Schriftsteller gehöre, und dass der innere Gehalt und das Interesse desselben mit jedem Hefte steige. Was dem Rec. bey einem solchen Mancherley am nöthigsten dünkt, ist *ein brauchbares Realregister*, zumal da von einerley Gegenstand *in* früheren und späteren Heften die Rede ist, etwa beym zehnten Hefte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *London*, b. K. d. Vf.: *On the Phenomena, Causes, and Treatment of Sea-Sickness. By Edward Miller*, M. D. of New-York, 1802. 40 S. 8. 1 Schill. engl. Sterl. (7 gr. Sächs.) Diese Schrift ist, ihrer Gemeinnützigkeit wegen für das Seewesen und alle die Seereisen unternehmen wollen, aus *The Medical Repository, and Review of American publications on Medicine, Surgery, and the auxiliary branches of Philosophy*. Vol. IV. (New-York 1801. 8.) von S. 34—74. besonders abgedruckt. Sie enthält eine Reihe interessanter Bemerkungen für die, welche Reisen zur See unternehmen. Wir wollen daher die wesentlichsten derselben ausheben.

Der Vf. sagt: die schwingenden Bewegungen des Schiffes, die in der englischen Seesprache *pichting* genannt würden, wobey bald der hintere, bald der vordere Theil des Schiffes abwechselnd auf- und niedergeht, so wie die von einer Seite zur andern, welche man *rolling* nenne, waren die unangenehmsten von allen (beide Ausdrücke und deren Erklärung vermisset man in allen 3 Bänden des *Rodingschen allg. Wörterbuchs der Marine*). Je kleiner das Schiff sey, desto schneller wirke diese Bewegung auf den Menschen, und erzeuge, zumal bey denjenigen, die entweder nie, oder seit mehreren Jahren nicht zur See gefahren, eine gewisse Uebelkeit, die man *Seekrankheit* nenne, und die von jungen Leuten ungleich stärker, als von Personen des mittlern Alters empfunden würde. Alte bekamen sie gar nicht. (Angaben, die Rec. aus eigener Erfahrung als vollkommen richtig bekräftigen kann). Der Vf. sagt weiter: Bey Menschen von einer dunkeln Farbe, ist diese Krankheit weit weniger heftig, als bey denen, die eine weisse glatte Haut haben. Jetzt beschreibt der Vf. alle mit dieser Krankheit verbundenen Uebel und Unbequemlichkeiten, die auch schon andre längst erzählt haben. Ein Glück ist es, dass diese Krankheit nicht lange dauert, indem sie sogleich aufhört, wenn man sich an die Bewegung des Schiffs gewöhnt hat, welches selten länger als 8 Tage anhält. Schiffs-Zwieback, kaltes Fleisch mit Pfeffer und Salz, sind die passendsten Nahrungsmittel; und zum Getränke dienen Limonade, Salzwasser, Cyder (Aepfelmost) und Champagnerwein, kurz Alles, was viel kohlensaures Gas enthält. So viel als möglich muss man sich auf dem Verdecke aufhalten, und sich mit irgend einer Arbeit, etwan mit Pumpen, jedoch nicht übermässig beschäftigen. Der Vf. empfiehlt, den Unterleib mit einem Gürtel oder Schnupftuch zusammen zu binden, auch einen Löffel voll Seewasser zu trinken. (Das *erste* ist bey jeder heftigen Bewegung, wie im Wettlaufen, oder schnellen an einander haltenden Reiten ebenfalls zu empfehlen, welches man bey Läufern, oder Courier-Reitern gewahr wird; das *letzte* aber dient dazu, das Erbrechen zu befördern und gelinde abzuführen, anderer Vorschriften, welche die Erfahrung bestätiget, nicht zu gedenken). Hr. Dr. *M.* versichert, dass er bey seiner ersten Seereise, wo er ganze 8 Tage hindurch, äusserst elend gewesen sey, versucht habe, ausser den so eben angeführten Mitteln, die ihm nichts geholfen, auch Opium in starken Dosen zu nehmen, welches aber eben so wenig von günstigem *Erfolge* gewesen. Das einzige Mittel, welches ihm Erleichterung verschaffte, hätte in dem Genusse eines starken Kaffee mit Zucker, aber ohne Milch bestanden. (Diess half auch dem Rec. in diesem Zustande; und er kann aus häufiger Erfahrung versichern, dass einem jeden Seereisenden, der keine Schiffsarbeit zu verrichten, folglich keine heftige Bewegung hat, statt des häufigen Branntweintrinkens, das nur eine widernatürliche Wallung im Blute verursachet, nichts besseres als starker Kaffee ohne Milch, mit etwas Zwieback, des Tages dreymal genommen, statt alles Essens und Trinkens, das beste Nahrungs- und Heilmittel für einen Seekranken ist, wodurch er bald genesen, und zu jeder andern gesunden Schiffskost desto besser aufgelegt werden wird.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 25. April 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEIPZIG, b. Graffe: *Wahrheiten zum Nachdenken und zur Warnung für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey*, in zehen Reden, welche in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten, und auf Verlangen dem Drucke überlassen hat D. *Johann Friedrich Burscher*, des hohen Stifts Meissen Prälat u. s. w. 1802. 260 S. 8 (20 gr.)

Von eines Professor Primarius und Seniors der theologischen Facultät in einer Universitätskirche vor Studenten und vielleicht auch vor Professoren gehaltenen und nun für alle Christen dieser Zeit und jeder Parthey gedruckten Predigten fodert man mit Recht, dass sie nicht nur in Absicht der Materien die Resultate des vom gelehrten Dogmatismus abgezogenen reinen Denkens über das Wesentliche der Religion seyn, und anstatt absprechender Kathedertheologie nur praktische Religionswahrheiten enthalten, sondern auch in Absicht der Form Muster eines bündigen, gemeinverständlichen erbauenden Vortrags, nicht Kathedervorlesungen, nicht polemischen Inhaltes seyn werden, damit die Studenten lernen, nicht nur *was*, sondern auch, *wie* sie künftig mit Nutzen predigen sollen. Nach dieser billigen Foderung wird Rec. die gegenwärtigen beurtheilen.

Ueberhaupt ist des Vfs. hohe Werthschätzung der christlichen Religion darin eben so sichtbar, als sein Eifer sie bey andern zu befördern, und das ist ihre gute Seite, wenn nur die Art und Weise, letztern zu äussern, der guten Sache nicht so sehr schadete. Es ist freylich nichts Ungewöhnliches, dass ein alter akademischer Lehrer, der sein erlerntes System nun seit so langen Jahren nach seinen ein für allemal fertig geschriebenen Heften vorgetragen hat, auf demselben als auf unumstösslichen und einzigen Wahrheiten ruhet, ohne je eine Revision desselben durch Vergleichung mit demjenigen, was an Jahren jüngere Gelehrte untersucht und geschrieben haben, der Mühe werth zu halten, dass er vielmehr diess Geschäfte unter seiner Würde hält; nur kommt es auf den Ton an, mit dem man diess der gelehrten Welt sagt. Die *drey ersten Predigten* über das Evangelium am Sonntage Jubilate lehren, dass die unter den Christen seit der Apostel Zeiten in allen christlichen Partheyen fortwährende Taufe, Abendmahls - und Sonntagsfeyer drey Denkmale sind, dass die von Jesu seinen Jüngern verheissene Auferstehung in Erfüllung gegangen ist, da widrigenfalls weder sie das Christenthum gestiftet, noch die Völker es angenommen haben würden. Das ist zum Theil richtig; wenn er aber sagt, dass Jesus Marc. 16 seine Jünger, die auf Jesu Vorhersagung allerdings seine Auferstehung hätten erwarten können und sollen, *darum* gescholten habe, weil sie dieselbe nicht aus der Vergleichung der Weissagungen der Propheten erwartet hatten; so müsste Jesus ihnen eine so gelehrte Kenntniss und Deutung der prophetischen Schriften, als der Vf. besitzt, zugetrauet haben, wovon das Gegentheil aus Joh. 16, 12. Luc. 24, 44—46. Apostg. 1, 6. erhellet; denn des Petrus Deutung des 16ten Ps. Apostg. 2. war unstreitig eine später in ihm entstandene Idee. Dass nach S. 14. Jesus vom Paulus nach jener Vision auf dem Wege zu Damascus *noch öfter* sey gesehen worden, steht 1 Cor. 15 und 2 Cor. 12 nicht, und steht nirgends geschrieben. „Dass der geringste vernünftig nachdenkende Christ alles Vernünfteln über Geschichten und Sachen der christlichen Religion, man möge es Philosophie, oder Licht, oder Aufklärung, oder Stärke des Geistes nennen, durch das Daseyn der Taufe widerlegen und bejammern könne" ist, wie der ganze 2te Theil der ersten Predigt, sehr unbestimmt gesagt. In der *dritten Predigt* über die Sonntagsfeyer werden alle Stellen aus den Schriften der apostolischen und Kirchenväter, sogar aus des Plinius Briefen angeführt, zu beweisen, dass der Sonntag seit der Apostel Zeiten zum Gedächtniss der Auferstehung Jesu gefeyert worden, welches unstreitig auf das Katheder und nicht auf die Kanzel gehört. S. 80 wird schlechthin behauptet, dass die Apocalypse von keinem andern, als dem Apostel Johannes geschrieben worden, welches kritisch und historisch zu beweisen dem Vf. schwer werden möchte. Die *IVte Predigt* hat die Ueberschrift: „Die wahre Grösse Jesu nach den Zeugnissen himmlischer Boten in Vergleichung mit dem Zusammenhange der heil. Schrift A. und N. T." über das Evangelium Matth. 2., wo er von dem Ausdruck „neugeborner König der Juden" sogleich zu der Ankündigung Gabriels an Maria und Zacharias übergeht und behauptet, χριστος κυριος sey eben das, was Maschiach Jehovah heisst, welche beide letzten Worte er in appositione nimmt und übersetzt: „der Gesalbte, der von Natur und von Ewigkeit Jehovah selbst ist" da doch Jehovah, nach den ähnlichen Ausdrücken Malach Jehovah, Ebed Jehovah, bene Elohim im Genetiv zu verstehen ist, „der Geweihete des Jehovah". *Pr. V.* „Wie viel auf alles das ankomme, was in der heil. Schrift geschrieben steht" über Matth. 4, 1 ff. wo er, ob er gleich den Unterschied zwischen Buchstabe und Sinn zugegeben hat, dennoch als religiöse Gewissenssache behauptet, alles nach dem ersten buchstäblichen Sinne zu verstehen, was

was in der Schrift vom Teufel steht, nicht nur als von einer redenden und handelnden Person, sondern als dem bösen Geiste (Ariman) und dessen Einwirkung auf Menschen, wobey er gleichwohl zugiebt, es sey nicht nöthig zu behaupten oder auch nur zu vermuthen, daſs er Christo in körperlicher menschlicher Gestalt erschienen sey, so wenig wie die Jesum hernach bedienenden Engel: (so müſste hier also gar keine Wirkung auf die Sinne, sondern auf die Einbildungskraft Jesu statt gefunden haben, welches gerade die Meynung derer ist, wider die er so heftig streitet) „es komme aber gar nichts darauf an, ob wir diese Geschichte genug verstehen" (??) Nun geht er zu dem allgemeinern Thema vom Canon des A. und N. T. über, wozu er denn alle in vollständigen Ausgaben der Bibel befindliche Schriften rechnen zu müssen behauptet, „wenn man ihn für einen wahren und sichern Wegweiser und nicht für einen solchen halten solle, der sich selbst verirrt, und andern den Weg zeigen will", S. 129 wobey denn wieder — nachdem er aufs neue zugestanden, „daſs Christus und die App. Stellen des A. T. nicht buchstäblich, sondern nach dem Sinne und Inhalt anführen, daſs nicht alles richtig übersetzt, nicht alles für alle Zeiten geschrieben, nicht für alle Menschen brauchbar und verständlich ist" — bittere Ausfälle *„auf die Menschen von gestern her"* d. i. auf Gelehrte, die jünger als der Vf. sind, vorkommen, „die mit den Worten irgend einer Schriftstelle nach gelehrten oder ungelehrten Eigendünkel umgehen, die manche Geschichte, Geschlechtsregister, Zeitrechnungen und zu unsern Zeiten unverständliche Stellen nicht als Wort Gottes zur Seligkeit ansehen." Hier läſst er nun seiner bittern Laune, noch mehr als schon bisher hin und wieder, vollen Lauf, mit einer so absprechenden Anmaſsung und einem so stolz verachtendem Herabschauen auf verdiente Gelehrte, weil sie jünger als er sind, dessen wirklich gelehrte Männer sich schämen, und mit Ausdrücken, die nur in der Sprache der sich infallibel dünkenden römischen Hierarchie vorzukommen pflegen. So etwas kann ein alter Professor wohl jungen Studenten vorsagen, die aber, wenn sie noch ungebildet genug sind, das Gesagte auf sein Wort zu glauben, dadurch gewiſs nicht zu bescheidenen selbstprüfenden Religionslehrern, sondern zu eben so absprechenden, eigenes Schriftstudium für überflüſsig, ja sündlich haltenden Eiferern gebildet werden. Sein Beweisgrund ist: „Christus beruft sich gegen den Teufel darauf: es steht geschrieben" aber er gesteht selbst, daſs auch der Teufel sich darauf beruft: es steht geschrieben. Also hat ja nicht jede Berufung auf Sprüche der h. Schrift Beweiskraft. Satan, meynt er, habe selbst mehr geglaubt und die h. Schrift mehr geachtet, als die jüngern gelehrten Schriftausleger — die er im Sinne hatte. — Solche Miſsdeutungen von Schriftstellen, wie Satan macht, um zu verwegnen Unternehmungen, zur Volkstäuschung zu überreden, sollen also Beweise von Glauben und Achtung der Schrift seyn!! Wie weit kann blinder Eifer führen!!! Die *Vte Predigt* behandelt die Frage, ob es eine gegründete Einwendung gegen die Wahrheit und Göttlichkeit des Evangeliums ist, daſs es nicht allen Völkern und Menschen bekannt gemacht worden. (Eine Einwendung, die nicht leicht jemand wider die *Göttlichkeit* des Evangeliums gemacht hat. Der Vf. verwechselt hier Wahrheit mit allgemeiner Unentbehrlichkeit zum Seligwerden bey denen, die es nicht kennen.) Nach einigen guten aber sehr bekannten Bemerkungen meynt der Vf., es sey unter den wildesten Völkern keine unbekannte Sache, daſs in der Christen Händen eine h. Schrift sey (so wie andre von der Existenz eines Korans und Vedams und anderer von andern Völkern für heilig gehaltenen Schriften historische Nachricht haben können, ohne von ihrem Inhalte zu wissen oder sie für *ihnen merkwürdig* zu erkennen) und die Reisen europäischer Kaufleute und Seefahrer scheinen ihm ein hinlängliches Mittel zur Bekanntmachung der christlichen Religion. (woran, nach der Geschichte, von Kaufleuten, Schiffscapitains und Matrosen wohl nicht gedacht wird, wenn man die einzelnen Missionarien in Ost- und Westindien, Grönland, Otaheite ausnimmt). S. 161 meynt er, „daſs da, wo das Evangelium nicht geprediget wird und werden darf, vielleicht Gottes Geist im Verborgenen desto mehr wirkt, und daſs Gott den Willen es anzunehmen, wenn sie es kenneten, *eben so* viel gelten lasse, als unser Bekenntniſs und *unsern starken* Glauben an dieselbe" welches gerade seine ganze Behauptung der Nothwendigkeit aufhebt. In der *VIIten Predigt* wird der Sinn der drey Matth. 2, 13—23 angeführten Weissagungen nach den im 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts gewöhnlichen hermeneutischen Maximen entwickelt. Von der 2ten, „er soll Nazarenus heiſsen" gesteht er, sie sey in den Schriften des A. T. nicht befindlich, sondern eine mündliche Tradition (ein Umstand, den die Talmudisten und die römischen Theologen wohl zu benutzen verstehen!) die aber durch Matthäi Anführung den Werth einer schriftlichen Weissagung erhalten habe (!!) Die *VIIIte Predigt* soll zeigen, „wie ein ungelehrter Christ leicht wissen könne, welche Bücher zur h. Schrift A. T. gehören, und wie ein Gelehrter den sichersten Weg gehen kann, um sich nicht mit andern zu verirren." Den letztern giebt er die Belehrung, daſs jetzt Rabbaniten und Karaiten übereinstimmig alle in unserm Canon des A. T. vorhandene Schriften aufgenommen haben und anerkennen; daſs auf alles darin Geschriebene, man möge so wenig davon verstehen und zu gebrauchen wissen, als man wolle, doch sehr viel ankomme — (Also auch auf die israelitischen Annalen? auf die verwünschenden Psalmen?? — ihren historischen Werth, als Documente der Volksgeschichte und der jedesmaligen religiösen Denkungsart, als die älteste merkwürdige Urkunde der Menschengeschichte, wird niemand verkennen, hier ist aber vom religiösen Werthe die Rede. Gewiſs hat Jesus selbst die historischen Schriften des A. T. nicht für inspirirt, nicht für Gottes Wort gehalten. In seinen aufgezeichneten Reden ist keine Spur davon). Die *IXte Predigt* soll beweisen, daſs die zu uns

ns gesandte christliche Lehre ihrem Wesen nach om Anfange her (schon im A. T.) die seligmachene göttliche Lehre gewesen sey. Gleich im Eingange ündigt er eine richtigere, christlichere Auslegungsrt des A. T. an, als unter denen jetzt gewöhnlich ey, die sich zu Auslegern desselben *aufwerfen* (!!) uf Matth. 5, 18 und Luc. 24, 44 gründet er den Satz: bis ans Ende der Welt und bis in Ewigkeit müsse ales geschehen, was dem A. T. zu folge geschehen solle (vielleicht hatte er das 1000jährige Reich Christi uf Erden im Sinne) und keines von den Geboten desselben, sie mögen Glauben oder Thun betreffen, dürfe verworfen werden. Dennoch gesteht er gleich darauf, dass durch Jesum Heyden und Israeliten vom levitischen Gesetze entbunden worden. Er schliesst fo: „weil Christus und Paulus auf Mose und die Propheten hinweisen: so sind die wesentlichen Lehren des Christenthums, von Jesu als wahrem Gott und Menschen und dem Erlöser aller Menschen, von der Vergebung der Sünden durch den Glauben an ihn schon im A. T. geoffenbaret" — (welch ein Schluss!) „Moses und die Propheten haben keine eigentliche Glaubenslehre oder Dogmatik gelehrt, sondern vorausgesetzt". (Welche Glaubenslehren dann? die vorhin angeführten von Christo? woher weiss der Vf. das? in Mose und den Propheten finden diejenigen, die es nicht hineintragen, nichts davon. Wahr ist es, Moses hat *keine* Glaubenslehren gelehrt; die Wahrheit, dass Gott nicht nur Weltschöpfer und Weltregierer, sondern auch moralischer Oberherr, gerechter und barmherziger Schutzherr sey, war schon Glaube der Patriarchen, nur ein Gesetz nach des Volkes damaligem Bedürfniss, wider Abgötterey und Bilderdienst, wider abergläubigen Missbrauch des Namens Gottes, von der Sabbathsfeyer und von den ersten Foderungen des Natur- und gesellschaftlichen Rechtes gab er dem rohen verwilderten Volke, und auf ihr Land berechnete Verordnungen. Da kommt freylich nichts von christlicher Glaubens- und feinerer moralischer Lehre vor. Simeons, der Hanna, des Zacharias Aeusserungen von Christo, auf die der Vf. sich beruft, drücken auch noch gar nicht unsre christlich-religiösen Begriffe und Erwartungen von Christo, sondern nur die Hoffnung einer politisch-religiösen Volksverbesserung aus. Der Brief an die Hebräer beweiset auch gar nicht, dass man vor Christi Zeiten dergleichen Vorstellungen der Typologie gehabt habe, wie der Vf. des Briefes hinein deutet: so wie Jesu Weisung Matth. 22. auf Pf. 110. hin vielmehr beweiset, dass man bisher unter dem Sohne Davids nur einen Monarchen auf seinem Throne verstanden, und V. 32. 33. bey der Benennung: „Gott Abraham, Isaak und Jacob" bisher nicht an deren unsterbliche Fortdauer, sondern nur an das unveränderte Verhältniss Gottes gegen sie, wie gegen jene Stammväter gedacht habe, weshalb Jesus sie unter dieser Ansicht auf die ihnen neue Idee führt). S. 230 schiebt der Vf. bey dem Ausdruck Pauli „dem Abraham Glauben zur Gerechtigkeit anrechnen" gleich den Zwischensatz, den Paulus nicht hat, ein „um des allgemeinen Erlösers und Weltheylandes" da doch nur von Abrahams Glauben, dass Sara werde schwanger werden, dort Genes. 15. die Rede war, wovon P. nur überhaupt die Anwendung auf den Werth des Glaubens an Gottes Zusagen macht. Ueberhaupt sieht man, dass der Vf. die *Historie* von Jesu Leben, Thun und Leiden zum Hauptinhalt der christlichen Lehre macht, da sie doch nur das Fundament der Wahrheit und Göttlichkeit seiner göttlichen Sendung *zum Lehren* ist. Wäre die christliche Lehre, wie sie im N. T. geschrieben steht, vom Anfange des Menschengeschlechtes an schon ihren wesentlichen Stücken, Lehrsätzen und Geboten nach, die den Menschen bekannt gewesene seligmachende Lehre gewesen; wozu wurde denn Jesus noch von Gott gesandt? und was ist dann noch sein Verdienst *als Lehrer?* warum heisst er denn das Licht der Welt? In der *Xten Predigt* will der Vf. zeigen, dass das Daseyn des jüdischen Volks unter uns, und dass ihre Sabbathsfeyer und ihre drey Festfeyern die ursprüngliche *Göttlichkeit* der mosaischen Bücher und Geschichte beweisen — die doch nur ihr Alterthum und historische Wahrheit darthun, die gewiss mit Inspiration und ursprünglicher Göttlichkeit nicht einerley ist.

Aus der in allen 10 Predigten herrschenden Art zu denken und abzusprechen, sieht man deutlich, dass es dem Vf. nur darum zu thun war, gegen seine in der Jugend von seinen damaligen Lehrern angenommene Theorie der Theologie keine neueren Einsichten *an Jahren jüngerer* Gelehrten aufkommen zu lassen, zu deren unpartheyischen Prüfung es ihm an Lust, oder an freyem Wahrheitssinne fehlt. Damit der Vf. nicht etwa einem solchen ihm verächtlichen Menschen *von gestern her* die Abfassung dieser Recension zuschreibe: so stehe hier am Schlusse die Versicherung, dass Rec. an Jahren älter als Hr. B. ist, und dass nur reine Liebe zur Wahrheit seine Feder geführt hat.

NATURGESCHICHTE.

Frankfurt am M., b. Körner: *Handbuch des Zubereitens und Aufbewahrens der Thiere aller Classen*, welche für Naturaliencabinette bestimmt sind; enthaltend die Methoden des Bürgers *Nicolas*, der Herren *Schaumburg* und *Hoffmann*. Herausgegeben von *Karl Phil. Christ. Stein*. Mit (2) Kpf. 1802. XVI 159 u. 46 S. 8. (16 gr.)

Der erste und grösste Theil dieses Werkes ist eine Uebersetzung von *J. J. Nicolas Méthode de préparer et conserver les animaux des toutes les classes* etc., welche gut und fliessend gerathen ist, und einige wenige Anmerkungen vom Uebers. erhalten hat; in dem zweyten hat derselbe eine Beschreibung der Methode des Hn. Hof Intendanten *Schaumburg* und eine kurze Nachricht vom Verfahren des Hn. *Hoffmann* beym Ausstopfen der Thiere geliefert.

Nicolas Verfahren hat unstreitig in Anwendung der Mittel, die beym Ausstopfen angewendet werden, um die darnach zubereiteten Thierhäute vor Insecten zu sichern, grosse Vorzüge, und verdiente wenigstens zum Theil angewandt zu werden. Diese Sicherungsmittel bestehn in einer Flüssigkeit aus 1½ Pfund Gerberlohe, 4 Unzen Alaun und 20 Pfund Wasser zum Zubereiten der Haut; einer seifenartigen Salbe aus 1 Pfund weisser Seife, ½ Pfund Potasche, 4 Unzen Alaun, 2 Pfund Wasser, 4 Unzen Naphta und 4 Unzen Kampfer zum Bestreichen der Haut, und nicht gänzlich gereinigten Theile; und einem Liquor aus 1 Unze weisser Seife, 2 Unzen Kampfer, eben so viel Coloquinten und 2 Pfund Weinstein, zum Bestreichen der Federn und Haare nach dem Ausstopfen. Dieser letzte Liquor muss unstreitig der Schönheit und natürlichen Farbe oft nachtheilig seyn. Hr. *Schaumburg* wendet, wenn man anders auf dem Alaun, der beym Ausbalgen das Beschmutzen zu verhüten eingerieben werden soll, keine Rücksicht nimmt, kein Verwahrungsmittel als die dichten Kasten an, Hr. *Hoffmann* hingegen reibt die Haut mit einem Pulver aus Alaun, Salmiak, Tabacksasche und Aloe ein, und sichert freylich viel durch das Wegnehmen des Kopfes, bis auf die Kinnladen, und Ersetzen desselben durch Werg, wird dadurch gewiss viel an der natürlichen Bildung Kopfes verlieren.

Die Methode des B. *Nicolas* ist wegen des Biegens und Verbindens der Dräthe sehr mühsam, der Hn. *Schaumburg* und *Hoffmann* sind leichter; bequemsten und besten hat es Rec. stets gefunden, wenn man bey kleinen Thieren den ganzen Rumpf, bey andern ein künstliches Rückgrath aus Kork schneidet, in dem sich die Dräthe leicht befestigen lassen, und wodurch die Mühe des Ausstopfens, und das Geben einer natürlichen Stellung sehr erleichtert wird. Das Einsetzen der künstlichen Augen, da die Haut über den Kopf gezogen ist, wie der B. N. will, hat vor der Vorschrift des Hn. *Sch.*, sie von aussen einzusetzen, grosse Vorzüge.

Wir würden zu weitläufig seyn müssen, wenn wir uns mehr ins Detail der drey hier angegebenen Methoden einlassen, sie vergleichen und unsre Meinung darüber äussern wollten; wir begnügen uns daher, diese Schrift als lehrreich den Sammlern ausgestopfter Thiere zu empfehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Ohne Druckort, (wahrscheinlich zu Regensburg:) *Etwas von den Religionsverhältnissen katholischer Lande und Unterthanen gegen ihre neue evangelische Landesherren; und den katholischen und evangelischen Reichsstimmen.* 1803. 72 S. 8. (7 gr.) In dem Deputationshauptschluss ist die Gränzlinie der oft in einander fliessenden religiösen und politischen Verfassung nicht genau bestimmt. Man hat §. 60 desselben in den säcularisirten Landen die *Landes-Verträge* und *reichsgesetzliche Normen* in Ansehung der politischen Verfassung bestätiget; die Religionsübung aber §. 63. gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt, jedoch nur in Ansehung des Kirchenguts und Schulfonds den Besitzstand des Westph. Friedens beybehalten, dagegen den neuen Landesherrn gestattet, auch andern Religions-Verwandten den *vollen Genuss burgerlicher Rechte* zu ertheilen. Der Vf. fühlt die Gerechtigkeit und Billigkeit einer allgemeinen wechselseitigen Duldung aller drey Religionsverwandten in jedem deutschen Lande, behauptet aber nicht ohne Grund, dass es ungerecht seyn würde, dieses Princip nur auf die Entschädigungs-Lande zu erstrecken, (wie solches besonders mit Wirtemberg der Fall zu seyn scheine) in den alten Landen hingegen den vorigen strengen Besitz beyzubehalten. Er zeigt das unbillige Missverhältniss, welches darin liegt, dass einer Seits die Religions-Eigenschaft der Reichstags-Stimmen, nach dem neuern Grundsatz des evangelischen Körpers, (bey Kur-Sachsen, Wirtemberg, Hessen-Cassel, Nassau-Saarbrücken und Pappenheim) sich bisher nach der Landes-Religion gerichtet habe, und anderer Seits nunmehr bey säcularisirten katholischen Landern, welche evangelischen Fürsten zugefallen, sich nach der Religion der letztern richten solle? — Nur eines von beiden könne gültig seyn: entweder müsse das reciprocum jenes Grundsatzes bey allen säcularisirten katholischen Ländern angenommen werden; oder man müsse durch einen Reichs-Schluss festsetzen, dass künftig die Stimmen nicht mehr nach der Religion des Landes, sondern des Landesherrn zu bemessen, dass daher die katholischen Fürsten evangelischer Staaten ihrer Reverse zu entbinden, und das Normal-Jahr nur in Rücksicht der Kirchen- und Schul-Güter beyzubehalten sey. Da ferner der evangelische Reichs-Theil bisher (zuletzt noch bey der Introduction von Schwarzburg und Thurn und Taxis) behauptet habe: dass gegen eine neue katholische Stimme, wegen der gleichen Rechte, auch eine neue evangelische einzuführen sey: so könne der katholische Theil, bey dermaliger Einführung und Readmission neuer Stimmen, diesen Satz sich umgekehrt zueignen. Zuletzt werden die in der kaiserlichen Wahlcapitulation Art. I. §. 5. und dem bisherigen Reichs-Herkommen gegründete Erfodernisse erzählt, welche zur Qualification neuer kurfürstlicher und fürstlicher Stimmen gehören, und der Einführung derselben vorausgehen müssen. — Der innere Werth dieser Schrift wird übrigens dadurch erhöhet, dass solche aus einer vorzüglichen Comitial-Feder geflossen ist, und grösstentheils den Gesichtspunct darstellt, aus welchem der kaiserliche Hof den darin behandelten Gegenstand anzusehen scheinet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 26. April 1803.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Martini: *Die Spatziergänge, oder die Kunst spatzieren zu gehen.* Von *Karl Gottlob Schelle.* 1802. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede an die Kunstrichter klagt der Vf., dass noch immer zu viel speculirt würde, und nur wenige Denker sich zu Gegenständen des Lebens herablieſsen. Die gegenwärtige Schrift soll daher ein Versuch seyn, die Philosophie in die Welt einzuführen, und einen nicht unwichtigen Gegenstand im Geiste der Philosophie zu behandeln. Dieser Gegenstand greift, in wiefern er philosophisch behandelt werden soll, in die Erfahrungsseelenlehre, die Diätetik und die Geschmackslehre ein. In diesen drey Rücksichten ist er auch hier abgehandelt, zwar so, dass nicht jede derselben einen eigenen Theil begründet, sondern alle drey, nach jedesmaliger Veranlassung, in einander laufen; doch hat der diätetische Theil noch ein besonderes Kapitel erhalten. Hr. *Sch.* hat seine Materie gröfstentheils erschöpft, und wahrscheinlich um der Vollständigkeit willen, und weil es doch, so viel wir wissen, das erste Mal ist, dass sie in einer besondern Schrift abgehandelt wird, freylich auch viele Bemerkungen und Erfahrungen aufgenommen, die schon von dem gröfsten Theile seiner Leser gemacht worden sind. Auch ist der Gegenstand an sich schon von der Beschaffenheit, dass sein Inhalt eben nicht tief erforscht zu werden braucht, sondern für nur einigermaaſsen aufmerksame Denker so ziemlich offen daliegt; daher man von einem Schriftsteller, der sich einmal seiner Ausführung unterzogen hat, eine reiche Ausbeute ganz neuer Ideen und Ansichten nicht wohl verlangen kann. Hier und da hätte aber Hr. *S.* seine Bemerkungen wohl etwas weniger flach halten, und seine Darstellungen da, wo das Gefühl mit in das Interesse gezogen werden soll, oder wo der Geschmack über diesen oder jenen Gegenstand urtheilt, etwas ästhetischer fassen können. In 18 Kapiteln wird gehandelt: von der Nothwendigkeit der körperlichen Bewegung für Körper und Geist; Spatzierengehn ist mehr als bloſse körperliche Bewegung; Natur und Menschheit, als Gegenstände des Lustwandelns im Allgemeinen; Interesse des Geistes und Bedingungen beym Lustwandeln; Nothwendigkeit des gleichmäſsigen Lustwandeln in der Natur und auf öffentlichen Promenaden; Einfluss des einsamen Spatzierengehens im Freyen auf Entwicklung des eigenen Geistes; öffentliche Promenaden auf Alleen, das schicklichste Local für sie, und Eindrücke, die sie gewähren; Lustgärten; Spatzierengehn, Reiten und Fahren (warum nicht auch vom Schlittenfahren und Schlittschuhlaufen?); besondere Betrachtung der Spatziergänge im Freyen; Einfluss derselben auf das Herz; Berge; Thäler; Feld, Wiese und Wald; Tages- und Jahreszeiten; die Natur nach Maaſsgabe unserer Empfindungen; Charaktere einzelner Parthieen, Gegenstände der Natur; Bewegung und Ruhe in der Natur; einiges über die physischen Bedingungen des Spatzierengehens. Wir heben noch hie und da einen Gedanken aus, um die Manier des Vfs. kenntlicher zu machen, und begleiten ihn, wo wir es nöthig finden, mit unsern Bemerkungen. Lustwandeln soll für den Geist Erholung, für den Körper Beförderungsmittel der Gesundheit seyn. (Allerdings für solche, die viel sitzen und den Geist anstrengen müssen). Deshalb muss sich der Lustwandler alles methodischen, strengen Denkens, alles schlauen, raffinirten und gespannten Beobachtens entschlagen. Die Aufmerksamkeit des Geistes muss mehr ein angenehmes Spiel als Ernst seyn. (Da es, ausser dem Spatzierengehn, noch mehrere Mittel giebt, den Geist zu erheitern, und den Körper zu stärken, z. B. Gartenbeschäftigungen, Billiard und andere gesellschaftliche mit Bewegung und Thätigkeit des Körpers und Geistes verknüpfte Spiele: so wäre vielleicht eine Parallele derselben mit dem Spatzierengehen hier nicht an der unrechten Stelle gewesen). Etwas zu hart und nicht modificirt genug ist das Urtheil, dass nur gemeine Menschen, ohne Geistescultur, das Bedürfniss des Lustwandelns nicht fühlten, und dass, um dieses Geistesbedürfniss darnach zu gewinnen, ein Grad von Bildung, ein Kreis von Ideen nöthig sey, den nicht jedermann besitze. Es giebt sehr viele gemeine Menschen, die gern spatzieren gehen und sehr cultivirte und ungemeine, die dieses Bedürfniss weniger fühlen. Der Vf. bezieht sich zwar in den angehängten *Erläuterungen* auf eine Stelle in *Kants Kritik der Urtheilskraft*, in welcher es heisst, dass ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur zu nehmen, ein Kennzeichen einer guten Seele sey, und dass, wenn dieses Interesse habituell sey, es wenigstens eine dem moralischen Gefühl günstige Stimmung des Gemüths anzeige, wenn es sich mit der Beschauung der Natur gern verbinde. Aber das sagt doch im Grunde ganz etwas anderes; um dieses unmittelbare Interesse an der Natur zu nehmen, braucht man gerade nicht spatzieren zu gehen, man kann auch die Gegenstände, eine Blumenflor, eine Vogelhecke u. dgl. in der Nähe haben; und auch gewöhnliche Menschen finden ein unmittelbares Interesse an der Schönheit der Natur, ohne den Grad der Bildung und den Kreis von Ideen zu haben

ben, den der Vf. bey denen, die das Bedürfnifs des Spatzierengehens fühlen, voraussetzt. Uebrigens sagt der Vf. in der Folge selbst, dafs das Interesse des Lustwandlers an der Natur nicht *intellectuell* seyn müsse, weil dieses über den blofsen Eindruck der Dinge hinausginge, und das freye Spiel der Vorstellkräfte in ein den Geist anstrengendes und den Körper ermattendes Geschäft verwandle; dieses würde also jenen Grad von Bildung und jenen Umfang von Ideen so nothwendig eben nicht machen. Freylich wird es immer besser für den Lustwandler seyn, wenn er Naturkenntnisse, Einsichten und Ideen, die ihm schon geläufig sind, mitbringt; und wir konnen dem Vf. nicht beystimmen, wenn er meynt, es lasse sich zweifeln, ob ein Naturkundiger, der sich gewöhnet habe, die Naturdinge in ihre Bestandtheilezu zerlegen und in Classen zu ordnen, das reine Interesse des dem blofsen Anblick derselben hingegebenen unbefangenen Betrachters, an der Natur zu nehmen vermöge. Kenntnifs der Natur schliefst ja das reine Interesse an derselben nicht aus, und beides, der Total-Eindruck, den die gesammte vor ihm ausgebreitete Natur auf ihren Kenner macht, und seine auf einen besondern Gegenstand gerichtete Aufmerksamkeit, kann gar wohl mit einander bestehen. Wir dächten vielmehr, der Genufs eines solchen in der freyen Natur müfste noch mannigfaltiger und höher seyn, als der des blofsen Beschauers; und dafs die Erforschung der Natur das Gefühl des Menschen gegen die Totaleindrücke der freyen, offenen Natur abstumpfen sollte, liegt doch wahrhaftig in diesem Studium und in den darin erlangten Einsichten und Kenntnissen selbst nicht. — Mit dem Interesse des Lustwandlers an der Natur, das eigentlich das ästhetische seyn müsse, weil nur bey diesem ein freyes Spiel der Gemüthskräfte statt finde, müsse sich das ästhetische Interesse an der Menschheit verbinden. Es gäbe Menschen, welche das bunte Gewühl einer fröhlichen auf Spatziergänge sich ergiefsenden Menge nicht leicht betrachten könnten, ohne sogleich von dem gefallenden Eindruck *glänzender* Gestalten sich in moralische und intellectuelle Betrachtungen über Luxus, Verfall der Sitten, Fortschritte der Cultur, zu verlieren. Zu den inneren Bedingungen des Spatzierengehens rechnet der Vf. Unbefangenheit und Sorgenlosigkeit des Gemüths; zu den äufsern, einen grofsen volkreichen Ort, wo die wenigsten sich begegnender Spatziergänger sich kennen, und dafs diese durch nichts sowohl in Ansehung des Orts und der Zeit eingeschränkt werden. Man müsse zuweilen mit Bequemlichkeit Fufsreisen in Gegenden machen, die grofse und erhabene Verhältnisse darböten, um den Geist zu erweitern; zu den gewöhnlichen Spatziergängen ins Freye bedürfe es der *grofsen* Natur nicht; sie fodere den Geist zur Thätigkeit zu stark auf, als dafs man sich ihr immer nähern möchte. (Man wird jedoch dieser, wenn man keine andere haben kann, so gut gewohnt, als der flachen, einförmigen Gegenden). Ueber den Einflufs des einsamen Lustwandelns im Freyen ganz gute Ideen; nur hätte noch bemerkt werden sollen, dafs bey einsamen Spatziergängen, die uns keine neuen Gegenstände, sondern immer nur d alten uns schon längst bekannten darbieten, der Gei des Denkers immer noch unwillkürlich von den G ständen, die er aus seiner Studierstube mit sich nimm angezogen und in Betrachtungen verflochten werde von denen es ihm Mühe kostet, sich loszureifsen, und die ihm also die gesuchte Zerstreuung und Erholung unmöglich machen. Gewöhnliche oder solche Menschen; deren Lebensart keine solche Anstrengung des Geistes erfodert, sind dieser Gefahr nicht ausgesetzt, und für diese dürften einsame Spatziergänge heilsamer seyn. Wenn S. 84. geäufsert wird, dafs man sich an Orten, wo wirklich angenehme Spatziergänge wären, die man aber nur selten und wenig besuche, der Cultur eben nicht rühmen dürfe: so scheint es uns vielmehr einen hohen Grad von Cultur vorauszusetzen, wenn man an dem, was man schon so *oft* genossen hat, und täglich geniefsen kann, zuletzt *keinen* Gefallen mehr findet; dafs das Gewöhn*liche zuletzt* seinen Reiz verliert, liegt auch in der Natur unseres Geistes. Warum das weibliche Geschlecht, nach S. 96. gesellige Promenaden mehr als einsame in der freyen Natur lieben soll, ist uns auch nicht einleuchtend. Die Damen gingen wohl eben so gern, als die Herren, im Freyen allein spatzieren, wenn sie es für schicklich hielten, und ein Frauenzimmer, das auf besuchten Spatziergängen keinen Begleiter oder keine Begleiterin findet, wird eine solche Promenade bald verlassen und eher das Freye suchen, ohne sich von dem „Eindruck des geselligen Lustwandelns anderer unter schönen Anlagen von Scenen und Parthien der Natur" halten zu lassen. Folgende das Reiten betreffende Bemerkung dürfte unter den bekannten, die über das Spatzierengehen, Reiten und Fahren gemacht werden, wohl die einzige seyn, die jeder Leser noch nicht selbst gemacht hätte; die Wahrheit derselben lassen wir dahin gestellt seyn. „Erwägt man, heifst es S. 113. dasjenige, was dem Spatzierenreiten, in Absicht auf *geistigen Werth*, eigen ist: so theilt die rege Bewegung auf einem *belebten Thiere* den Gegenständen, die man erblickt, selbst Bewegung und Leben mit, und belebt dadurch den Geist." In folgender Stelle ist die Naturmalerey doch wohl etwas *mehr* als pathetisch: „Die Phaenomene des Tags *beschreiben* den grofsen Lichtraum und Lebenskreis der Natur. Aufgang und Untergang der Sonne sind die hervorstechendsten Punkte des doppelten Wendekreises, der Katastrophen des Tags. Morgen und Abend versetzen die Natur aus Dunkel, todter Ruhe und Einsamkeit in hellen Tag, reges Leben, allgemeine Thätigkeit und führen sie darein zurück. Bisweilen scheint der Mond, wann er *bald* nach Sonnenuntergang aufgeht, die *kaum entschlummerte* Welt zu einem Nachspiel des Lichts und Lebens einzuladen" u. s. w. Den Beschlufs des Buchs machen, von S. 208—283. *Erläuterungen* über in demselben vorkommende Stellen; sie enthalten nähere Bestimmungen, Bestätigungen, literarische und kritische Bemerkungen, und besonders eine Menge auf den Inhalt sich beziehender treffender Urtheile, Bemerkungen und interessanter schöner Naturschilderun-

ngen aus Wieland, Rousseau, Kant, Roucher, Fr. chulz, Dupati, Brydone u. a. die freylich gegen die n Buche selbst — etwas abstechen.

GESCHICHTE.

London, b. White: *The Sports and Pastimes of the People of England;* including the rural and domestic recreations, may-games, mummeries, pageants, processions and pompous spectacles, from the earliest period to the present time; illustrated by engravings selected from ancient paintings; in which are represented most of the popular diversions. By *Jos. Strutt.* 1801. L. u. 361 S. 4. mit 40 Kupfern. (21 Rthlr.)

Der Vf. bemerkt sehr richtig im Eingange, dass, um ein Volk genau kennen zu lernen und seinen Charakter ganz zu beurtheilen, wir dem Menschen in sein bürgerliches und häusliches Leben folgen, und mit der ganzen Art, wie er seine Zeit hinbringt, mit seinen Belustigungen und Spielen uns bekannt machen müssen. Diesen Zweck für England zu befördern, werden hier 40 Kupfer geliefert, die nach alten Originalgemälden gestochen sind. Da die letztern aus einer Zeit herrühren, in welcher die Kunst entweder noch in ihrer Kindheit war, oder sehr wenig Fortschritte gemacht hatte: so tragen die Kupferstiche, in denen der Künstler genau das Original darzustellen suchte, das Gepräge der Zeit, aus der sie herstammen. Als Kunstwerke betrachtet, haben sie sehr wenig Verdienst, obschon das Buch dadurch sehr theuer geworden ist. — Die 50 Seiten lange Einleitung enthält merkwürdige Nachrichten und interessante Bemerkungen über die Bewohner Grossbritanniens in verschiedenen Zeitaltern, in Rücksicht auf ihre Belustigungen und Spiele. Der Liebhaber des Alterthums findet hier eine reiche Aernte, die er weiter in den Quellen verfolgen kann, welche der Vf. sorgfältig angiebt. Dabey werden eine Menge Stellen aus alten Dichtern und andern Schriftstellern angeführt und zum Theil erläutert. Der Vf. fängt mit den alten Britten an, geht auf die Sachsen und Dänen über, kommt dann auf die Normänner, und nähert sich endlich mehr oder weniger seinen eigenen Zeiten. Das Werk selbst, welches auf 301 Seiten die Beschreibung der Spiele und Belustigungen enthält, ist in 4 Bücher getheilt. I. Ländliche Belustigungen der höhern Stände, als Gemeine-Jagd, Falkenjagd und Pferderennen. Hier findet man viel Interessantes über den Charakter der Grossen und ihre Lebensart, über die Geistlichkeit, das weibliche Geschlecht, Gesetze, die verschiedenen Thiere, die man jagte, und die mancherley Hunde, oder auch Falken, die man dazu gebrauchte. Nebenher etwas über Fischerey und verschiedene Arten des Vogelfanges. II. Allgemeine ländliche Spiele und Belustigungen. Hier findet man den Bogen, die Armbrust, das Werfen mit Steinen, Gewicht und dem Spiesse; Ringen, Schrittschuhlaufen, Schwimmen, Rudern, Segeln, mancherley Arten des Ballspieles, Beilken, Cricket. III. Spiele, Uebungen und Belustigungen in Städten oder nahe daran gelegenen Orten, Turniere, verschiedene Arten von Spiessgefechten, die Quintane, deren hier eine grosse Mannigfaltigkeit angegeben wird, und verschiedene merkwürdige Gesetze. Desgleichen mancherley Vorstellungen und Arten von Schauspielen, geistliche sowohl als weltliche; Vorstellungen in Kirchen, Marionetten, Pantomime, bewegliche Gemälde. Ueber brittische, nordische und angelsachsische Tonkünstler und Dichter; Taschenspieler, Seiltänzer, Quacksalber; mancherley Künste, die von abgerichteten Pferden, Affen, Bären, Hunden etc. gemacht werden, worunter besonders ein auf Taf. 23. abgebildeter Hahn, der auf Stelzen einher tritt, und ein Bär, der den Burzelbaum schlägt, belustigend ist. Menschen, die sich in mancherley Thiere verkleiden; Mummereyen und Maskeraden; vielerley Arten des Kegelschiebens; Ochsen- und Dachshetzen, Hahnengefechte, Kaninchen- und Eichhörnchenjagr. IV. Mancherley häusliche Belustigungen und Spiele, deren mehrere besondern Jahreszeiten eigen waren. Musik, Balladensingen, Musikhäuser, Ursprung von Vauxhall, Ranelagh, Sadler's Wells, Opern, Oratorios, Glockenläuten, Billiard, Schaukeln. Stubenspiele, als Würfeln, Schach, Dame, Backgammon, Domino, Karten; Mayspiele, Weyhnachts- Ostern- und Pfingstspiele; Kinderspiele; unbekannte Spiele. Unter diesen letztern sind einige, welche Rec. nach dem Kupferstiche sehr wohl kennt, und die noch bisweilen in Deutschland und in der Schweiz auf Schulen, Dörfern und Jagdparthien gesehen werden. Sie laufen mehrentheils darauf hinaus, dass Jemand ein Kunststück macht, wobey andere, die es nachmachen sollen und nicht die Uebung haben, in ein mit Wasser angefülltes Gefässe fallen.

Aus dieser Anzeige wird man leicht sehen, dass dieses Werk nur für gewisse Leser ist. In Deutschland möchte es, theils wegen seines hohen Preises, theils wegen der Schwierigkeit, es zu lesen, wenig Glück machen. Ohne Unterlass stösst man auf Wörter, die sonst wenig oder gar nicht vorkommen, und die man in den Wörterbüchern vergebens sucht. Aber eben darum ist das Buch wichtig für den Liebhaber der englischen Sprache, welcher hier eine Menge ungewöhnlicher und seltener Ausdrücke und Wörter erklärt findet. Rec. hat von manchen dieser Ausdrücke, die ihm schon längst bekannt waren, erst durch dieses Werk einen umständlichen und deutlichen Begriff bekommen. In dieser Rücksicht wäre Manches daraus für die Wörterbücher zu gebrauchen.

Die Gemälde, wovon hier Kupferstiche geliefert werden, finden sich in Handschriften aus dem 8ten, 9ten, 10ten, 13ten und 14ten Jahrhundert, und gehören der königlichen Bodleyischen, Harleyischen, Sloanischen und andern Bibliotheken. Am Ende des Werkes sind sie alle umständlich angegeben.

Nürnberg, b. Lechner: *Meister Frantzen Nachrichter alhier in Nürnberg*, all sein Richten am Leben, sowohl seine Leibs Straffen, so Er ver Richt, alles hierin Ordentlich beschrieben, aus seinem selbst eigenen Buch abgeschrieben worden, Genau nach dem Manuscript abgedruckt und herausgegeben von *J. M. F. v. Endter*, Dr. u. Consulent. 1801. 184 Bl. 8.

Der indessen verstorbene Herausgeber dieser, in seiner Art vielleicht einzigen, Schrift konnte wohl bey der Bekanntmachung dieses *Blutregisters* keine andere Absicht haben, als die Leser desselben auf die ehemaligen finstern Zeiten aufmerksam zu machen, und dagegen die wohlthätigen Verbesserungen der Criminal-Justiz, die so sehr gegen die ehemalige absticht, sichtbar vor Augen zu legen. Dieser *Meister Frantz*, welcher eigentlich *Frantz Schmid* hiess, fing schon im J. 1573 zu *Bamberg* an, die Stelle seines Vaters daselbst zu vertreten, bis er in der Mitte des Jahrs 1578 sein schreckliches Geschäfte zu *Nürnberg* zu treiben anfing, welches er daselbst, bis zu Ende des J. 1615 ununterbrochen fortsetzte, wo er, wie er am Ende selbst meldet, seinen Dienst aufgegeben, *und wieder redlich gemacht worden ist*. Die Anzahl der Personen, die er während dieser Zeit, nach *Urtheil und Recht*, auf mancherley Weise vom Leben zum Tode gebracht, beläuft sich auf 361. Dazu kamen noch 345 andere Verbrecher, die, wie er selbst schreibt— „am Leibe gestraft und mit Ruden aussstreichen und Finger abschlagen worden." Bey jedem Missethäter wird der Name desselben, und sein Alter, dann das Verbrechen nebst der Art der Todesstrafe, die er deswegen zu erleiden hatte, ausführlich bemerkt. Hier nur etliche Beyspiele: „Im J. 1610 den 15. Martt. *Hans Kornmayer*, von Nürnberg, welcher das Zirkelschmidt hantwerk gelernet, bey einem Rinder 9 zinnerne Schüsseln, einen alten Mantel, 7 Eln weissen Loden (Tuch) 2 Pf. Prisillingholz, 6 Pf. Hirschen Unschlitt, einen schweinen Hammen, 2 baar Strümpf, gestohlen, das alles einem Juden zu Fürth um 7. und einen halben Gulden versetzt, zuvor bey einem Centner Weinstein gestolen, umb 7. und einen halben Gulden verkaufft — *aus gnaden* mit dem schwerdt gericht. Im Jahr 1612 den 1. Oct. *Lorentz Stollman* von Culmbach, ein Kutschenknecht und ein Dieb, so einem 150 fl. gestolen, aus einer Kutschen, solch gelt ihme zu Staffelstein wider gestolen worden, sonsten auch viel gestolen, dieweil er seines Stelens nit viel genossen, allhie *aus Gnaden* mit dem Schwerd gericht. *Barbara Wunderlin*, ein Kuplerin, allhie in die Backen brandt worden. *Clara Lengen*, ein Kuplerin allhie die Finger abgeschlagen. Merkwürdig ist die S. 100 Nr. 236. vorkommende weitläufige Beschreibung der Verbrechen des *Nicolaus von Gilgen*, sammt der Bestrafung desselben. Einige Abscheulichkeiten, die Meister Franz von seinen Missethätern erzählt, hätte der Herausgeber billig weglassen sollen.

Nürnberg, b. Schneider: *Monatliche historisch litterarisch-artistische Anzeigen* zur ältern und neuern Geschichte Nürnbergs für das Jahr 1802. Herausgegeben von *Johann Carl Sigmund Kiefhaber*, Substitut des Amts St. Clara u. s. w. 1802. 204 S. 8.

Voran steht ein Verzeichniss der Kirchenhandlungen, welche 1801 in *Nürnberg* und in den Vorstädten auch in *Altdorf* vorgefallen sind. Der Gebornen und Getauften waren 1068. der Getrauten 358. der Verstorbenen 1215. In *Altdorf* der Gebornen 153. der Getrauten 30. der Verstorbenen 195. Bey jedem Monate stehen, wie gewöhnlich voran, die Decrete der kaiserl. Untersuchungs-Commission sowohl, als des Magistrats. S. 33. Die Summe der Brandschäden betrug in diesem Jahre 15222 fl. Die Einschätzungssumme aber 16,094,600 fl. S. 72. u. f. Ein Beytrag zur Geschichte der Gefangennehmung des *Hieronymus Paumgärtner*, Senators zu Nürnberg, wodurch erwiesen wird, dass es *Albrecht von Rosenberg* war, der denselben auf seiner Heimreise vom Reichstag zu *Speyer* 1544 gefangen nahm, und auf das Schloss Michelfeld brachte, wo derselbe über ein ganzes Jahr im Gefängniss schmachten musste. Noch ausführlicher wird diese Geschichte S. 123. u. f. aus der eigenen Handschrift dieses *Hieronymus Paumgärtner* erzählt. S. 100. Das kostbare Bekleiden und eitle Schmücken, auch zur Schau ausstellen der todten Leichname wird bey Strafe von 25 fl. aufs neue verboten; ein Verbot, das bisher schon öfters, wiewohl immer vergebens, wiederholet worden. S. 114. Die seit einigen Jahren in *Altdorf* gemachte Anstalt für arme Kranke hat noch immer den besten Fortgang. In diesem Jahre waren es 194 Kranke, die daran Antheil nahmen. Den Beschluss macht eine tabellarische Uebersicht der Preise der vorzüglichsten Lebensbedürfnisse in *Nürnberg* im J. 1801. In der Vorrede zeigt Hr. *Kiefhaber* an, dass er diese Anzeigen, mit dem gegenwärtigen *sechsten* Bändchen beschliessen, dieselben aber, in vierteljährigen Heften unter dem veränderten Titel: *Nachrichten zur ältern und neuern Geschichte der freyen Reichsstadt Nürnberg* fortsetzen werde.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle*, b. Kunsth. Dreyssig: *Strickmuster und Modellbuch fur Frauenzimmer*. 6 Kupfert. 8. (8 gr.) das colorirte Titelblatt mit einbegriffen, wo ein Frauenzimmer am Tische sitzt und stickt, von einem Amor aber unterbrochen wird, der mit einem Arbeitsbeutel aus der Luft fällt, oder eigentlich zu der Dame herabschweben sollte. Ausser diesem verunglückten eleganten Gedanken findet sich in diesem Werkchen nichts neues und sehr wenig brauchbares.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 27. April 1803.

PHILOSOPHIE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Die Epochen der Vernunft nach der Idee einer Apodiktik.* Eine gemeinnützige Anmerkung zum Quodibet der neuesten Philosophie. Von *Friedr. Bouterwek.* 1802. 64 S. gr. 8. (6 gr.)

In der Vorrede klagt Hr. *B.*, dass seine im J. 1799 erschienene *Idee einer Apodiktik*, die zwar auf neue Ansichten dringe, aber nichts weniger als eine neuete Philosophie, in der neuesten Bedeutung des Worts, habe verkündigen sollen, missverstanden worden. Selbst der billige Bericht, den Hr. *Reinhold* in seinen neuen *Beyträgen* davon abgestattet habe, verkehre das Wesen der Idee der Apodiktik von Grund aus. In diesen *Epochen der Vernunft* soll also *das Wesen der philosophischen Denkart nach der Idee einer Apodiktik* so beschrieben werden, dass auch Leser, die nur wissen wollen, was bey dieser oder jener Philosophie im Grunde herauskomme, *die Resultate des Systems der Apodiktik* mit den Aussprüchen ihrer natürlichen Vernunft zusammen halten können. Diese Beschreibung ist auch, in der bekannten eleganten Schreibart des Vfs., so abgefasst, dass sie ihren Zweck nicht verfehlen wird. Sie richtet sich nicht nach dem in der Apodiktik befolgten Plan, sondern hebt nur den Geist, die Art und Weise, wie in derselben philosophirt wird, mit den aus derselben hervorgehenden Hauptresultaten hervor. Die Epochen oder Stufen der Vernunft, auf welchen die Menschheit unaufhörlich auf und absteigt, sind die der natürlichen, gelehrten und philosophischen Vernunft. Auf der Stufe der *natürlichen* Vernunft steht der Mensch überall, wo er *denkt*, ohne darnach zu fragen, wie es zugehe, dass er etwas denke und begreife. Auf dem Standpunkte der *gelehrten Vernunft* sieht der Mensch *Definitionen, Demonstrationen* und *systematische Einheit* des Wissens für das Wesen der Philosophie an, und glaubt über alle Zweifel zu triumphiren, wenn er einen *Satz* behauptet, den er aus andern Sätzen ableiten, d. h. demonstriren kann. Aber alle Befriedigung der Vernunft durch *Grundsätze* ist Selbsttäuschung. (Davon können wir uns schwerlich überzeugen, und wenn dieser Satz als Grundsatz angenommen würde, möchte er wohl selbst einer der täuschendsten seyn.) Wer demonstriren will, verbindet Vordersätze mit einem Schlusssatze in einen Syllogismus. *Vordersätze* und *Voraussetzungen* sind eins und dasselbe (im grammatischen Sinne, wohl aber nicht im logischen; in diesem sind nur problematische Urtheile, die zu Vordersätzen dienen, Voraussetzungen zu nennen, die Wahrheit des Satzes ist problematisch, man setzt ihn aber einstweilen als wahr voraus.) *Wenn* diese bezweifelt werden, so ist man genöthiget, wieder Lehrsätze als anerkannte Wahrheiten vorauszusetzen, und diesen Process so oft zu wiederholen, so lange die vorgebrachten Vernunftschlüsse noch keine Ueberzeugung bewirkt haben. (Wie aber, *wenn* die bey den Schlüssen zum Grunde gelegten Sätze *nicht* bezweifelt werden, und, ohne Verletzung der natürlichen, gesunden Vernunft, nicht bezweifelt werden können?) Auf der Stufe der *philosophischen* Vernunft ist das Denken allerdings auch ein Räsonniren; aber durch blosses Räsonniren lässt sich kein einziger neuer Begriff gewinnen. Ein Syllogismus ist nichts mehr als eine neue *Verbindung* von Begriffen. An Begriffen aber, d. h. an einfachen (!) Vorstellungen, hängt alles vernünftige Erkennen. Nur so fern meine Begriffe nicht auf Einbildung beruhen, ist in meinen Urtheilen mehr als Einbildung. Der letzte Probierstein der Wahrheit eines Urtheils kann also unmöglich ein Syllogismus seyn, (als Syllogismus freylich nicht; wir wüssten auch nicht, wer so etwas behauptete.) Nur im *unmittelbaren Bewusstseyn* kann ich philosophisch zweifeln und entscheiden. Im unmittelbaren Bewusstseyn giebt es aber schlechterdings noch keinen Grundsatz. (Das Bewusstseyn ist allerdings nichts, was eine Anschauung, einen Begriff, einen Grundsatz unmittelbar in sich fasste, und der unmittelbar aus ihm hervorginge; es begleitet nur alle meine Vorstellungen. Sobald ich aber eine Anschauung, einen Begriff, einen Grundsatz habe und denke, ist er doch in meinem Bewusstseyn, und dieses lässt sich von diesen Vorstellungen in mir nicht trennen. Auch mein Zweifeln und Entscheiden geschieht mit und in meinem Bewusstseyn. Da ich aber nicht ohne Gründe, Principien, Grundsätze, zweifeln und entscheiden kann: so müssen auch diese in meinem Bewusstseyn vorkommen. Wir begreifen also nicht, wie der Vf. habe sagen können, dass man zwar im unmittelbaren Bewusstseyn philosophisch zweifeln und entscheiden, dass es aber in demselben keinen Grundsatz geben könne.) Alles Zweifeln und Entscheiden in Grundsätzen ist, da sie schon Begriffe voraussetzen, die als gültig anerkannt worden, nur ein *mittelbares* Zweifeln und Entscheiden. (Dem Zusammenhange gemäss, scheint das Zweifeln und Entscheiden *in* Grundsätzen soviel als *nach* Grundsätzen zu bedeuten; wir können uns aber keinen Begriff davon machen, wie man im Bewusstseyn *philosophisch* zweifeln oder entscheiden könne *ohne* Grundsätze; da jedes philosophische Zweifeln oder Entscheiden die-

dieses Mittels nicht entbehren kann: so sehen wir auch nicht ein, worin der Grund des Unterschiedes zwischen mittelbarem und unmittelbarem Zweifeln oder Entscheiden liegen möge, es wäre denn, dass man ein *philosophisches* Zweifeln oder Entscheiden *ohne* Gründe annahme, welches aber widersprechend seyn würde.) Das unmittelbare Bewusstseyn meiner selbst und der Natur, fährt der Vf. nun fort, ist ein unergründlicher *Conflict entgegengesetzter Kräfte.* (Sollte wohl heissen: die *Wirkung* eines solchen Conflicts.) *Freyheit* und *Natur* bilden durch ihr unergründliches Zusammentreffen in einem Bewusstseyn mein ganzes *Erkennen. Freyheit* ist *reine* und *einfache Vernunft. Natur* ist das *Mannigfaltige* in und ausser mir, dessen Daseyn ich *empfinde.* (Wenn es eine *reine einfache* Vernunft giebt, und darunter nichts anders verstanden werden kann, als das selbstthätige Vermögen, reine Erkenntnisse *a priori*, unabhängig von allem, was ausser diesem Vermögen seyn mag, aus sich selbst hervorzubringen — und in wie fern sie ein solches selbstthätiges, und von nichts andern als von sich selbst abhängiges Vermögen ist, mag sie *Freyheit* heissen, wiewohl dieser Ausdruck die Natur der Vernunft in ihrem ganzen Umfange nicht sattsam charakterisirt; — so bedürfte es ja nicht nothwendig des Mitwirkens und Zusammentreffens der Natur mit jenem Vermögen, um mein *ganzes Erkennen* zu bilden, da ja ein Theil des Erkennens ihr, der reinen einfachen selbstthätigen Vernunft, unmittelbar selbst und ausschliesslich angehörte. Das scheint auch aus folgendem Satze zu fliessen, wenn es heisst:) Die reine Vernunft entdeckt sich *selbst* theoretisch und praktisch durch *Abstraction*, wenn wir als *freye* Wesen *unmittelbar* erkennen, dass wir *schlechterdings an keine* Natur gebunden sind. (Alle diese Dinge lassen sich nicht recht zusammen passen. Eine nähere Beleuchtung verstatten sie auch nicht, da sie der Vf. nicht näher und deutlicher bestimmt; einer nähern und bestimmtern Entwicklung und Darstellung hätten sie aber, nach dem Zwecke des Aufsatzes, allerdings bedurft, wenn sie derselben anders empfänglich gewesen wären. Das Uebrige dürfte auch dem aufmerksamsten denkenden Leser nicht klärer seyn; wir führen es bloss an, um nicht in den Wind zu kritisiren.) Der Grund aller Ueberzeugung ist die unvermittelte *Behauptung der Freyheit mit der Natur durch sich selbst.* Was das sey, werde wohl keiner, der wisse, was er sage, *erklärt* haben wollen. — Natur und Freyheit sind die beiden *Elemente des menschlichen Erkennens*, kein vernünftiger Syllogismus trägt uns höher. Da nun der Conflict der Freyheit mit der Natur durch das unmittelbare Bewusstseyn nicht aufgehoben wird, und durch Schlüsse nicht aufgehoben werden kann: so ist *das Bewusstseyn sich selbst ein ewiges Räthsel, und Befriedigung der Vernunft nach Wissensprincipien unmöglich.* Was uns im vollen Bewusstseyn unsers wirklichen Lebens durch Natur und Freyheit *gegeben* ist, das allein ist der Inhalt unsers möglichen Wissens. Nur aus dem Gegebenen können wir etwas *machen.* Nichts mehr und nichts weniger als *Analyse* des unendlichen Conflicts (oben hiess derselbe *unergründlich*) der Freyheit und Natur in einem Bewusstseyn ist die *Philosophie*, so fern sie *Wissenschaft* ist. — Das Wesen der *philosophischen Denkart* ist weder Wissenschaft noch guter Wille, sondern *das immer rege Bewusstseyn des Anfangs der Möglichkeit des menschlichen Verstehens.* In diesem Bewusstseyn, wo die Freyheit die Natur begrüsst, und wo alle Ueberzeugung anfängt und endigt, sind *Wahrheit* und *Moralität* Zweige eines und desselben Stammes, dessen Wurzel sich im Une[illegible]chen verliert. Aus diesem Bewusstseyn hebt der Verstand die Grundsätze hervor, nach denen wir fragen: was ist? und was soll seyn? — Wäre die Vernunft oder die Freyheit aus der Natur erklärbar: so entschlummerte die Philosophie im Schoosse des *Materialismus.* Wäre auch nur ein Strohhalm in der Natur, ohne Voraussetzung der Natur, erklärbar aus reiner Vernunft oder Freyheit, so bliebe uns keine Philosophie als ein *Freyheits-Idealismus.* Es gäbe vor der Vernunft kein Drittes, das weder Natur noch endliche Vernunft ist, und das eben das Ziel des rein vernünftigen Verlangens ist. Den Geist verlangt nach dem Geiste, sagt die Vernunft zum Anfange; der Geist findet den Geist, sagt sie zum Beschluss, und die philosophische *Wissenschaftslehre* verwandelt sich — in eine Philosophie des rein vernünftigen *Glaubens.* Wo der reine vernünftige Glaube sich *von aller Wissenschaft* ablöset, da fängt auch die *moralische* Ueberzeugung an. Ich kann nicht an Pflichten und Rechte denken, ohne eine *Geisterwelt* vorauszusetzen, in der ich lebe und wirke. Alle Moralität wird zur Unvernunft, wenn alles, was im Grunde ist, nichts, als Natur, ist. Aber die Vernunft, die eben darin *sich* entdeckt, dass sie von der Natur in *sich selbst* zurückkehren kann, findet, indem sie in sich selbst zurückkehrt, die moralische Welt. Indem ich mich *selbst* denke, denke ich unvermeidlich auch *meines Gleichen* in der weitesten Bedeutung des Worts, d. h. denkende und fühlende Wesen ausser mir, u. s. w. (Was hier wahr ist, ist nicht neu, oder nur in ein neues Gewand gekleidet, das Uebrige ist theils nicht bestimmt genug, theils nicht verständlich, theils mehr Werk der Phantasie als der blossen Reflexion, und entzieht sich deswegen dem nüchternen urtheilenden Verstande.) Dieser Hauptschrift folgen noch *zwey* Zugaben: Die erste stellt die Theoreme der Apodiktik, als *Disputations-Thesen*, für diejenigen auf, die es interessiren möchte, sie im klaren Zusammenhange zu übersehen. (Auch hier ist uns die Uebersicht *des Zusammenhanges* nicht immer *klar* gewesen.) Die *zweyte* ist gegen *Fichte* und *Schelling* gerichtet, und besteht in einer persiflirenden Correspondenz eines denkenden Wesens oder *Subject-Objects*, mit sich selbst, in zwey Sendschreiben, in welchen der Witz nicht selten so treffend ist, als manches Urtheil, das über die Meynungen beider Schriftsteller geradezu und unverhüllt gefället wird. Doch gefällt uns diese Behandlungsart, in welcher der vergleichende Witz die Hauptrolle spielt, gegen solche in der That nicht verächtliche Gegner, die immer nur mit Gründen der Vernunft be-

Krit-

ritten werden follten, überhaupt gar nicht, am wenigften von einem Philofophen, der dem Witze felbft so viele Blöfsen giebt.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Augsburg, a. K. d. Vf.: *Heinrich Bebel* nach feinem Leben und Schriften. Ein Beytrag zur ältern Literatur und zur gelehrten Gefchichte Schwabens, vom Geheimenrath *Zapf.* 1802. 320 S. 8.

2) Nürnberg, b. Lechner: *Jacob Locher genannt Philomufus* in biographifch - und literarifcher Hinficht. Ein Beytrag zur Erläuterung der gelehrten Gefchichte Bayerns und Schwabens, vom Geheimenrath *Zapf.* 1802. 171 S. 8.

Beide Gelehrte, *Heinrich Bebel* fowohl als *Jacob Locher* waren es allerdings werth, dafs ihr Andenken, nachdem ihre Namen und Verdienfte, fo viele Jahre hindurch, hinter einem dicken Nebel verfteckt geblieben waren, endlich einmal wieder erneuert wurde. Aber freylich wurde dazu ein Mann erfodert, der fich von mancherley Schwierigkeiten nicht abfchrecken liefs, wie diefs bey Hn. Z. der Fall war. Beide Biographien find mit vielen Merkwürdigkeiten jenes Zeitalters reichlich ausgeftattet; Rec. mufs es aber bey einer kurzen Anzeige der Lebensgefchichte beider Männer bewenden laffen, in der Hoffnung, Freunde der ältern Literatur ermuntert zu haben, der Lectüre beider Schriften felbft einige Stunden zu widmen. Von *Heinrich Bebels* Lebensgefchichte konnte der Vf. das wenigfte mit voller Gewifsheit anzeigen. Das Dorf Juftingen im Wirtenbergifchen war fein Geburtsort, wo fein Vater, *Heinrich Bebel*, zwar nur ein Bauer, aber doch ein ehrlicher und fleifsiger, und vermuthlich nicht unbegüterter Mann war. Aufser unferm *Bebel*, hatte er noch einen Sohn, der *Wolfgang* hiefs, 1506 Magifter, und nachher Doctor der Arzneykunde, wurde, und 1518 Dekan der philofophifchen Facultät zu Tübingen war. Das Jahr der Geburt unfers *Bebels* ift unbekannt, doch mag das J. 1475 oder 1476 dafür gelten. Schelkingen, ein Städtchen zwey Meilen von Ulm, war der Ort, wo er in der dafigen, damals guten Schule, den erften Grund feiner Gelehrfamkeit legte. Vermuthlich kam er um das J. 1491 nach Krakau, wo er fich zwar der Rechtsgelehrfamkeit widmete, aber fein Hauptaugenmerk immer auf die fchöne Literatur gerichtet feyn liefs, wie er denn dafelbft fchon 1492 mehrere Gedichte verfertigte, die nachher in feinen Werken abgedruckt wurden. *Bebels* Gelehrfamkeit blieb weder unbekannt, noch unbenutzt. Er wurde im J. 1497 als Lehrer der Beredfamkeit und Dichtkunft nach Tübingen berufen. Was der berühmte *Reuchlin* dafelbft für die hebräifche und griechifche Literatur war, das war *Bebel* für die lateinifche, und überhaupt für die humaniftifchen Studien. Ehre für ihn ift es, dafelbft des grofsen *Melanchthons* Lehrer gewefen zu feyn, der ihn hochfchätzte, auch ein griechifches Gedicht auf feinen Tod fchrieb. Als im J. 1502 die Peft in Tubingen zu wüthen anfieng, und die Univerfität an einem andern Ort verlegt wurde, machte *Bebel* während diefer Zeit gelehrte Reifen, unter andern auch nach *Infpruck*, wo ihn Kaifer *Maximilian I.* zum Dichter krönte. Seine vielen Bekanntfchaften mit den berühmteften Männern damaliger Zeit — feine gelehrten Streitigkeiten müffen wir übergehen, weil auch eine kurze Erzählung derfelben zu viel Raum erfodern würde. Schade, dafs ihn der Tod fo frühzeitig übereilte. Denn, obgleich fein Todesjahr verfchieden angegeben wird: fo ift es doch höchft wahrfcheinlich, dafs er nur ungefähr 40 oder 41 Jahr gelebt habe. Die *zweyte* Abtheilung enthält von S. 88—273. ein mit unbefchreiblichem Fleifs gefertigtes Verzeichnifs feiner Schriften und deren verfchiedenen, öfters wiederholten Ausgaben. Von S. 273—290. ein Verzeichnifs feines Briefwechfels. Den Befchlufs von S. 291—303. macht die aus einer Handfchrift abgedruckte Rede deffelben: *de neceffitate linguae latinae.* Zuletzt fteht ein brauchbares Regifter.

2) Zur Lebensgefchichte *Jacob Lochers* fand der Vf. in verfchiedenen von ihm angeführten Schriften, befonders aber in *Finauers Verfuch einer bayerifchen gelehrten Gefchichte*, und in *Kobolts bayerifchen gelehrten Lexicon*, zwar einige Materialien, die aber freylich nicht hinreichten, den Mann fo genau, als es wünfchenswerth war, kennen zu lernen. Dafs Hr. Z. viel weiter gekommen fey, als alle feine Vorgänger, lehrt der Augenfchein. *Jacob Locher*, der fich in der Folge den Namen *Philomufus* felbft beylegte, wurde zu Ehingen, einer Vorderöfterreichifchen Stadt an der Donau, geboren. Seine Aeltern find bisher unbekannt geblieben. Eben fo wenig kann das Jahr feiner Geburt mit Gewifsheit beftimmt werden; doch ift es höchft wahrfcheinlich das J. 1470 oder 1471. Vermuthlich erhielt er feine erfte Bildung in der Schule feiner Vaterftadt Ehingen; defto gewiffer ift es, dafs er, nach der damaligen Gewohnheit, wo alles, was Gelehrter feyn, oder auch nur heifsen wollte, nach *Italien* zog, die Lehranftalten zu Padua und Bologna befuchte, wo *Philipp Beroaldus* unter andern fein Lehrer war. Dafs diefes zwifchen 1484 und 1489 gefchehen fey, ift daher wahrfcheinlich, weil er in dem letztern Jahre nach Ingolftadt kam, wo er den 15. Junius in die Univerfitats-Matrikel eingefchrieben wurde. Er hatte dafelbft unter andern auch den berühmten *Conrad Celtis* zu feinem Lehrer. Da er noch einen andern Mufenfitz befuchen wollte, wählte er dazu Bafel. Hier war unter andern auch der berühmte *Sebaftian Brant* fein Lehrer. Diefes mufs zwifchen den J. 1491 und 1494 gefchehen feyn, weil *Brant* in diefem Jahre *Bafel* verliefs, und in feine Vaterftadt *Strasburg* zurück kehrte. Im J. 1495 wurde *Locher* zu Freyburg im Breisgau Lehrer der Rede- und Dichtkunft. Während feines Aufenthaltes dafelbft wiederfuhr ihm die Ehre, von dem Kaifer *Maximilian* die Dichterkrone zu erhalten. Im J. 1497 verliefs *Locher* Freyburg, und begab fich nach Ingolftadt, wo er das Lehramt der Dichtkunft erhielt. Mit welchem Bey-

Beyfall er hier gelehrt habe, beweisen seine Zuhörer aus allen Ständen, deren Namen er in einer 1518 zu Nürnberg gedruckten Schrift anzeigt. Die Zwistigkeiten, die zwischen ihm und dem Theologen *Georg Zingel* entstanden, waren Ursache, dass er Ingolstadt abermals verliess, und 1505 nach *Freyburg* zurückkehrte, woselbst er des *Ulrich Zasius*, seines ehemaligen Freundes, mit welchem er aber ebenfalls Streitigkeiten bekam, Nachfolger im Lehramt der Dichtkunst wurde. Doch war sein Aufenthalt daselbst abermals von kurzer Dauer. Die Verdriesslichkeiten, die er sich daselbst zugezogen hatte, nöthigten ihn, Freyburg wieder zu verlassen, und gleich zu Anfang des J. 1506 nach Ingolstadt zurückzukehren. Anfangs setzte er sich daselbst abermals vielen Verdriesslichkeiten, besonders durch seine Hitze, aus; doch scheinet er endlich ruhiger geworden zu seyn. Erst spät, nämlich 1515 verheyrathete er sich daselbst. Sein Sterbejahr wird zwar verschieden angegeben; am wahrscheinlichsten aber ist es, dass er 1528 gestorben sey. Durch die meistentheils umständliche und ausführliche Anzeige seiner vielen, freylich oft sehr kleinen Schriften, hat sich der Vf. kein geringes Verdienst erworben, indem sich der Leser, zu seinem Vergnügen in jene ältern Zeiten, wo sich wahre Gelehrsamkeit wieder gegen die bisherige Finsterniss mit Gewalt und mit dem besten Fortgang zu erheben suchte, versetzt sehen wird. Unter *Lochers* Schriften ist, ausser seiner trefflichen Ausgabe des *Horaz*, die er 1498 zu Strasburg herausgab, besonders seine lateinische Uebersetzung von *Seb. Brants Narrenschiff* merkwürdig, von welcher im J. 1497, wo sie zum erstenmal gedruckt worden, fünf verschiedene Ausgaben mit Holzschnitten erschienen sind. Den Beschluss macht des *Matthias Alberias* Rede, bey der Hochzeit *Lochers*. Sie wurde ohne Ort und Jahr, doch sicher 1519 gedruckt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Stendal*, b. Franzen u. Grosse: *Kleiner Katechismus der Leidenschaften*, angehenden Psychologen und Moralisten gewidmet, welche überhaupt selbst eine genauere moralische Erkenntniss der menschlichen Gemüther erlangen, besonders aber Andern einen vollständigen Unterricht in der Moral ertheilen wollen. 1802. 6 Bog. gr. 8. (6 gr.) Diese Bogen enthalten eigentlich einen fortlaufenden, und wie der Vf. glaubt, erweiternden und berichtigenden Commentar über das *vierte* Buch von Cicero's *Quaest. Tusc.* über die Leidenschaften, zum Besten angehender Studierenden, in Fragen und Antworten. Den Gang der Ciceronischen Untersuchungen über die Leidenschaften und die darin vorkommenden Definitionen von den einzelnen Arten derselben, hat der Vf. wie er sagt, beybehalten; aber diess gilt nur von der Eintheilung der Leidenschaften in ihre Gattungen und Arten, welche den ersten Abschnitt jenes vierten Buchs der tuscul. Untersuchungen ausmacht, nicht aber von den übrigen drey Abschnitten, aus welchen nur hier und da etwas vorkommt. An Zusätzen und Veränderungen hat es der Vf. freylich nicht fehlen lassen, und bis auf die Definitionen der besondern Arten der Leidenschaften, findet man nichts, worin diese Arbeit ihrem Originale nur im geringsten ähnlich wäre. Aber für wirkliche Berichtigungen und Verbesserungen können wir das, was der Vf. von dem Seinigen hinzuthat, unmöglich halten, und das meiste ist vielmehr verschlimmert worden. Der Vf. hat selbst keine deutlichen Begriffe von der Natur der Leidenschaften; er vermischt sie durchgängig mit den Affecten und den natürlichen Anlagen und Trieben: dass sie dem Begehrungsvermögen, die Affecten hingegen dem Gefühl angehören; dass der leidenschaftliche Mensch nach einem ihm von der Neigung vorgeschriebenen Zweck handelt u. s. w. davon weiss er nichts. Unter Affect in der weitern Bedeutung versteht er jede Bewegung in dem Menschen, diese zeige sich nun in dem Körper oder in der Seele, oder in beiden zugleich. Es giebt also nach ihm körperliche, *geistliche* und gemischte Affecten. Was Affect im engern Sinne seyn soll, erfährt man nicht. In diesem letzten Sinne ist ihm Heisshunger kein Affect, „denn nicht jede starke sinnliche Begierde und Verabscheuung heisst so," gleichwohl nimmt der Vf. auch bloss körperliche Affecten an und sagt, dass die Affecten nach den *Objecten*, so wie diese entweder *gut* oder *böse* wären, entweder in Begierden oder Verabscheuungen bestanden. Der Deutsche, heisst es ferner, nennt die Affecten auch Leidenschaften, oft heissen sie auch vorzugsweise Gemüthsbewegungen, auch Gemüthsneigungen oder schlechtweg Begierden, u. s. w. Wenn *Cicero*, nach *Zeno*, mit Recht die Leidenschaften verwirft: so nimmt sie sein Commentator gerade aus denselben Gründen der Peripatetiker, die jener widerlegt, in Schutz. „Da alle *Anlagen* und *Triebe* der Natur an sich gut sind, so sind auch die *Affecten* (oder, welches hier einerley ist, Leidenschaften) an sich gut, oder, auf *richtige* Gegenstände gelenkt und im gehörigen Maasse, keine Hindernisse, sondern Beförderungsmittel der Tugend" u. s. w. Auf so manche treffliche und wahre Stelle in diesem Buche *Cicero's* im 15. und 17. Kap. besonders auf diese: *Modum tu adhibes vitio? an vitium nullum est, non parere rationi? an ratio parum praecipit, nec bonum illud esse, quod aut cupias ardenter, aut adeptus efferas te insolenter? etc.* ist gar kein Bedacht genommen. Wenn der Vf. gewusst hätte, was Leidenschaften sind, nämlich Neigungen, welche die praktische Vernunft verhindern, die Willkür durch ihre Gesetze zu lenken; so würde er sich wohl gehütet haben, die Vertheidigung ihrer Nothwendigkeit und Nützlichkeit zu übernehmen. Die Schilderungen des Vfs. von den verschiedenen Arten von Leidenschaften, zu welchen er eine Menge von Dingen rechnet, die gar nicht dazu gehören, sind eben so weitschweifig als geschmacklos. Unter einer Menge von Wollustarten nennt und beschreibt er auch eine *curiöse*, eine *poetische* und eine *venerische*. Die Ungenügsamkeit soll sich unter andern auch durch das Studium der Arithmetik und der Brodwissenschaften kenntlich machen. Zu den Bereicherungen sollen ohne Zweifel auch wohl die Bemerkungen über die *Temperamente* gehören, z. B. „Der Mensch bekömmt sein Temperament, sobald er seinen Körper empfängt, und diesen erlangt er gleich in seiner Empfängniss, wozu Vater und Mutter ihr Contingent liefern." Die Temperamente sind Mischungen des elementarischen Feuers und der elementarischen Luft, z. B. „das cholerische ist eine Mischung der edelsten Theile des elementarischen Feuers mit den unedelsten Theilen der elementarischen Luft, dass also jenes beständig die Oberhand hat und 40, 50, 60 Grad ungefähr ausmacht, diese hingegen auf 10, 20 und aufs höchste 30 Grad in ihrer Kraft steigt" und dergleichen seltsames und einfältiges Zeug mehr, das wir der studierenden Jugend unmöglich empfehlen können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. April 1803.

OEKONOMIE.

Leipzig, in d. v. Klefeld. Buchh.: *Forstwirthschaftslehre* oder *Anleitung dem Mangel des Holzes zu steuern und dessen Vermehrung zu befördern.* Von *Christian Gottlob Göbel.* 1801. 198 S. 8. (16 gr.)

Diese Schrift soll nicht, wie etwa der Titel vermuthen lasst, für den Forstmann, sondern für den Staat bestimmt seyn. Das Forstwesen sagt der Vf. in der Vorr., habe er nicht als Forstwissenschaft, sondern als Forstwirthschaft betrachtet, und diese nicht mit dem Auge eines Forstmanns, sondern mit dem eines Patrioten statistisch angesehen; er habe nicht auf das Verhaltnifs Rückficht genommen, in welchem der Förster mit seinem Forste steht, sondern auf jenes, in welchem das Vaterland mit seinen Forsten sich befindet u. s. w.; das Manuscript habe er, da er nur ein praktischer Forstmann ist, durch einen Freund, der der Sprache gewachsen, ordnen und stilisiren lassen. Rec. muss alle diejenigen Länder, und besonders Kursachsen, für das diese Schrift eigentlich bestimmt ist, aufmerksam auf dieselbe machen, weil sie von Staat-, Sach- und Menschenkenntnifs zeugt, einen patriotisch denkenden, erfahrnen und scharfsinnigen Mann zum Vf. hat, und überdiess noch in einem blühenden Stile abgefasst ist. Es wird nöthig seyn, hier eine kurze Ueberficht derselben mitzutheilen.

Die *erste Abtheilung* handelt *von den wahren Ursachen der Holzverminderung in Sachsen.* Sie werden in *unvermeidliche* und *vermeidliche* eingetheilt. Zu jenen rechnet der Vf. 1) den siebenjahrigen Krieg nach seinen Wirkungen und Folgen auf die Waldungen; 2) die übertriebene und anhaltende Nasse in den Jahren 1771 und 1772, wo so vieles Holz in tiefliegenden Gegenden ersoff und verstockte, und nachher in verschiedenen spätern Jahren eingieng; 3) die grofsen Verwüstungen, welche in den gröfsten und besten Waldungen die Kiefernraupe und der Borkenkafer anrichteten, die um so verderblicher waren, weil die durch die Insecten zu Grunde gerichteten Stämme so im Holze verdorben waren, dafs sie das Fällen anderer zum Nutzen nöthiger Stämme nicht entbehrlich machten. Zu den *vermeidlichen* wird gezählt 1) ein gänzlicher Mangel einer statistischen Forstökonomie des ganzen Landes; 2) die uneingeschränkte Freyheit, wodurch den Waldungsbesitzern gestattet war, ihre Forste ganz nach ihrer Willkür zu behandeln; 3) Unkunde und Saumseligkeit so mancher Forstbedienten, die ihres Namens nicht würdig, sondern blofs Jäger waren, die für das Vergnügen ihres Fürsten sorgten; 4) die nicht forstmäfsig begangenen Holzdeuben, z. B. wenn junges Holz, Gipfel, Lassreifser u. s. w. gestohlen wurden; 5) eine nicht haushälterisch eingerichtete Feuerung; 6) unnöthige Holzverschwendung für Särge (sie wird berechnet); 7) die Ausfuhr der rohen Holzproducte; 8) Waldliebhaberey, durch welche das Holz zu sehr geschont und dadurch überständig wurde; 9) der Luxus unserer Zeiten, wo alte Gebäude moderner, bequemer und gröfser gemacht, Gärten und Lusthäuser gebaut werden mufsten u. s. w.

Die *zweyte Abtheilung* untersucht *die zu einer Holzvermehrung in Sachsen anzuwendenden Mittel.* Hier giebt es nach dem Vf. nur zwey durch richtige Anwendung zu befolgende Grundsätze, 1) *die vermeidlichen Ursachen der Verminderung der Holzmasse zu schwächen oder gar zu vernichten,* und 2) *solche Mittel anzuwenden, wodurch die im Lande befindliche Holzmasse für die Zukunft wirklich vergröfsert wird.* Bey dem *ersten* werden alle oben angegebene Ursachen des Holzmangels durchgegangen, und ihre zweckmäfsige und mögliche Wegräumung durch Befehle oder Belehrung angeben. Vorzüglich ausführlich handelt er von Holzdeuben, und unterscheidet sehr richtig, ob der Dieb, er sey, wer er wolle, stielt, *weil er will,* oder *weil er muss,* wobey er bemerkt, dafs man es dahin bringen sollte, dafs er nicht müfste; dann würde er vielleicht auch gar nicht wollen. Er fängt hier bey den Forstbedienten selbst an, die Holz stehlen müfsten, weil sie leben wollten, und von welchem sich dann das Uebel auf den Burschen, die Holzhauer u. s. w. fortpflanzte. Alsdann folgen die Soldaten, darauf die Armen, die kein Holz kaufen können. Den Soldaten soll man den Sold erhöhen, und den Armen unentgeldlich Holz geben, weil, wenn man es ihnen nicht giebt, sie es doch stehlen, und der Wald demungeachtet sein Holz entbehren muss. Noch liegt ihm auch die Abschaffung und Vergütung der Huth, der Waldhutsberechtigten gar sehr am Herzen. Bey dem *zweyten* Grundsatze oder der zweyten Unterabtheilung ist der *erste* Punct, dafs man wissen muss, wieviel und was für Holzgrund im Vaterlande angebaut werden muss; *zweytens* wie der nöthige Aufwand dabey zu bestreiten ist; *drittens* was zum Holzanbau für Holzarten, Pflanzschulen etc. gehören, und *viertens* wie die Forstbedienten dabey zu verfahren haben, um dem Vaterlande durch ihre Industrie neue Waldungen zu verschaffen. Bey dem zweyten Puncte nimmt er nicht allein die Forstcasse, sondern auch die Strafgelder der Forstverbrecher, die holzverzehren-

renden Gewerbe, die unbefugten Holzhändler, wozu er besonders die in der Nähe der Stadt Leipzig wohnende Wirthe rechnet, in Anspruch. Um Holzanbauer zu bilden, schlägt er ein Forstseminarium vor, und einstweilen, ehe diess seine Wirkungen äussere, müssten auf denjenigen Forsten, die die Cultur am nöthigsten hatten, Holzpflanzer, die aber dem Förster, Oberförster u. s. w. nicht untergeordnet wären, angestellt werden. Ein solcher Holzpflanzer hätte dann die Geburts- und der Förster die Mortalitätslisten der Bäume zu führen.

Der *Anhang* beschreibt die Bewirthschaftung des Privatforstes, den der Vf. verwaltet, und enthält mancherley schöne Erfahrungen. So sagt er unter andern S. 179 von Cultivirung eines Forstorts, wo die Schlagholz-Bestände licht, veraltet, und Grund und Boden schlecht ist: „Sobald im Spatherbst das Blatt vom Baume ist, lasse ich alles Moos und Streue auf dem ganzen Platze auf- und zusammenharken, auf Haufen bringen und wegschaffen, dann besäe ich, wenn anders das darauf gestandene Holz nicht selbst Samen gehabt hat, den ganzen Schlag verhältnissmässig bey feuchter Witterung mit Birkensamen, worunter ich dann im Frühjahr nach der Abholzung einzelnen Kiefernsamen sprenge. Durch diese Behandlungsart habe ich seit einigen Jahren auf dergleichen schlechten Boden vortrefflichen Wuchs erzeugt. Wie denn überhaupt einzelne Kiefern unter Birkenholz herrlichen Wuchs haben, und in funfzig Jahren guten Nutzen geben: so wie diess bey einzelnen Birken unter Kieferholze eben der Fall ist.“ Für diese Culturmethode werden gute Gründe beygefügt.

Leipzig, b. Barth: *Holzcultur durch Erfahrung erprobt nach Auswahl der vorzüglichsten Nutzhölzer.* Nebst Anhang einer kleinen Denkschrift über den *Safthieb der Laubhölzer* für alle Forstmänner und Waldbesitzer, von *Wilhelm Heinrich Käpler*, Herzogl. Sachsen-Weimar- u. Eisenachischen Wildmeister zu Ostheim etc. 1803. VIII u. 103 S. 8. (7 gr.)

Sowohl durch einige Schriften, als auch und vorzüglich durch Reisende, ist Hr. *Käpler* als ein geschickter und thätiger praktischer Forstmann bekannt, der natürlich auch in seinem Wirkungskreise manche Erfahrung gemacht haben muss, die das Forstpublicum interessiren. Seine auch hier wieder und fast in allen Forstjournalen schon abgedruckte Abhandlung über den *Safthieb* beweist diess, obgleich mehrere Kenner seines Reviers behaupten wollen, dass der schnelle und gute Wuchs seiner Schlaghölzer vorzüglich dem guten Boden zuzuschreiben sey. Hier in dieser kleinen Schrift finden wir zwar meist die richtigen Erfahrungen anderer über Holzcultur nur bestätigt, allein diess ist schon von einem solchen Forstwirth etwas werth; nur findet Rec. manches an der Methode auszusetzen. *Erstlich* sollten die Vorschriften *genauer* seyn, so dass dem Unerfahrnen kein Zweifel bey der Saat und Pflanzung übrig bliebe. So aber wird oft nicht recht wissen, wie er säen und pflanzen [soll]. Z. B. bey der Weisstanne wird ihm gleich einfallen, ob wohl die Saat im Freyen, so nach Vorschrift [ge]deihen möchte; er wird nicht wissen, wie weit [er] die Fichtenpflänzlinge aus einander setzen soll, und wenn die beste Zeit zum Verpflanzen des Lerchenbaums sey, ob im Herbst oder Frühjahr. *Zweytens* zieht er in dieser populären Schrift zu oft gegen [die] *neuen* und *gelehrten* Forstmänner ohne Noth [und] Grund zu Feld, auch gegen die Kritiker. In der Vorrede sagt er, man würde ihm entgegen schreyen: „Grundsätze sind der Geist der Wahrheit, [weg] mit dem Empiriker!“ Wer hat das gethan? und wer sollte das thun? Ueberhaupt kennt auch Rec. kein Forstbuch, in welchen man das Wort *Grundsätze* (ohne Erfahrung) so gebraucht wissen wollte, wie es Hr. K. hier braucht. *Drittens* sollte Hn. K's. Schrift, die er gemeinen Förstern bestimmt, auch wirklich so popular und verständlich seyn, wie er sie ausgiebt. Diess ist sie aber in vielen Fallen nicht. Schon die Vorrede ist denselben nicht ganz verständlich. Doch diess möchte seyn; allein auch in der Abhandlung selbst stösst man auf Stellen, wo z. B. vom Idealismus die Rede ist. S. 12 führt er einen *Satz*, den ihm ein philosophischer Arzt gesagt hat, an: „Die Pflanze, der Baum sey der erste Versuch *des allgemeinen Naturmagnets*, von der Erde sich *loszureissen*, Wurzel und Gipfel seyn die beiden *Pole*; sey einer verletzt: so sey weiteres vollständiges Produciren gehemmt.“ Manchmal giebt er den lateinischen Namen der Bäume, manchmal nicht. Von der Eiche sagt er, sie sey von zweyerley Art 1) die *Loheiche*, *quercus cum longo pediculo* (!) und 2) die *Steineiche*, *quercus latifolia*, *foemina* (!), *quercus robur*. Wenn Rec. tadeln wollte: so würde er noch manches zu tadeln finden; so z. B. die Behauptung, dass das Pfahlwurzel-Abschneiden der Eichenpflänzlinge am Schreibtische geboren seyn soll; dass die Rothbuche ins Freye gesäet werden müsse; dass er die Weissbuche um des *Geschlechts* willen (?) auf die Rothbuche folgen lässt, dass er vor der Hand nicht glaube, dass die *weisse Erle* auf trocknen Gebirgen wachse, weil zu zweifeln wäre, dass sie hierin von ihrer Schwester, der schwarzen Erle, von der Mutter Natur so unähnlich und vorzüglich ausgestattet seyn sollte u. s. w. Doch diess alles soll nur so viel sagen, wir hätten gewünscht, Hr. K. hätte nur, als ein guter Forstwirth, seine Erfahrungen über Holzcultur in gehöriger Ordnung, vollständig, plan und deutlich vorgetragen *ohne* alle Abschweifungen. Ja wir fodern ihn sogar *auf*, uns von seinem berühmten Reviere die *ganze Bewirthschaftungsart* vollständig, treu und ohne alle Schminke zu beschreiben; besonders empfehlen wir ihm alles, was nicht zum Zweck gehört, so wie alle lateinische Floskeln und Tiraden, die ohnehin eine fremde Hand zu verrathen scheinen, die ihm vielleicht das Manuscript ausputzen wollte und es verputzt hat, gänzlich wegzulassen.

Ber-

Berlin, b. Quien: *Naturgeschichte des Wildes.* Nebst einem Anhange. Ein Beytrag zur Geschichte der Jagerey. 1802. VIII u. 255 S. 8. (16 gr.)

Man kann doch wohl mit Recht verlangen, dass ein Schriftsteller wenigstens seinen Gegenstand kennen müsse, um mit Wahl über denselben compiliren zu können; oder wenn er auch nicht in die Literatur desselben eingeweiht ist, wie diess der Fall noch bey vielen Jagern seyn kann: so kann man doch hoffen, etwas neues zu finden. Allein bey diesem Buche findet keins von beiden statt, und Rec. muss die Leser warnen, sich nicht durch den Titel täuschen zu lassen, wie er durch denselben und die Vorrede getauscht worden ist. Er glaubt gar nicht, dass der Vf. eines von den hier beschriebenen *Döbelschen* Thieren kennt. Kann z. B. (Rec. schlägt das Buch auf ohne zu wählen) folgendes jetzt noch als ein Theil der Naturgeschichte des Wildes gelten?

„*Vom Neun-Tödter.*

Diese sind ein wenig kleiner, als die Krick-Elster, in ihren Eigenschaften aber jenen völlig gleich. Ihre Farbe ist etwas grauer.

Sie rauben nur ganz kleine Vögel. Grössere können sie nicht bezwingen. Wo Vogelheerde sind, fallen sie öfters auf die *aufgelaufenen* oder angebundenen kleinen Lockvögel und machen sie todt. Da sie nicht entfliehen können: so werden sie freylich leicht von ihnen bezwungen. Die Fabel, die ihm auch den Namen gegeben hat, erzählt von ihm, dass er alle Tage neunerley todt mache, ehe er etwas genosse, und er spiesse das Getödtete, es mögen Fliegen, Käfer u. dgl. seyn, auf spitzige Dornen."

Sogar die alten eklen Späschen, worüber jetzt vielleicht bloss ein liederlicher reisender Jäger noch lachen mag, findet man wieder. S. 6. sagt der Vf.: „Die Schönen (nämlich die Hindinnen) nehmen es auch mit der Treue nicht so strenge als die Hörnerträger und sie lassen sich, wo sie unvermerkt zu seyn glauben, gerne so ein Späschen von einem andern Herrn gefallen u. s. w. Der Beytrag zur Geschichte der Jägerey (?) enthält die alten Beschreibungen von einem Hauptjäger, vom Geben des Weidmessers u. s. w.

Schade um das schöne Papier und den guten Druck!

Kiel, in d. akad. Buchh.: *Ueber die Eichsaat.* Von *G. Sarauw.* 1802. Ohne die Vorrede 108 S. 8. (8 gr.)

Diess soll nach der Vorrede eine Probe von einem Werke seyn, welches unter dem Titel: *Anleitung zur Holzsaat* erscheinen soll, wenn ihn gründliche Beurtheiler nicht davon abrathen. Rec. muss dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dass er seinen Gegenstand nicht nur durchdacht, sondern auch dabey solche Erfahrungen gezeigt hat, dass er wohl im Stande ist, die bekannten Methoden der Art zu prüfen, und uns hie und da etwas neues zu sagen. *Erstlich* handelt er von der gewöhnlichen Eichen Ansaat im Walde an Ort und Stelle und *dann* in den Eichenkämpen. Bey der Abtheilung von schicklichen Boden ist besonders das, was er von der Abwechselung desselben in den Küstenländern Deutschlands sagt, interessant, und stimmt so wie das, was über die ungegründete Aengstlichkeit wegen des bestimmten Eichbodens, der allerdings auf den Gebrauch des Holzes Einfluss hat, behauptet wird, ganz mit Rec. eigenen Erfahrungen überein. Rec. muss es also für einen Gewinn der Forstwissenschaft erklären, wenn uns der Vf. mit einem vollständigen Werke über die Holzsaat beschenken will, besonders wenn er die Herausgabe desselben noch so lange verschiebt, bis er in den Hauptfällen bey allen Holzarten sich auf seine eigenen Erfahrungen beziehen kann. Wenn ihm dabey noch etwas zu rathen wäre, so möchte es vielleicht dieses seyn, bey seinen Angaben allezeit die Verfasser und die Seitenzahl ihrer Schriften zu nennen, die mit ihm übereinstimmen oder nicht, und nicht bloss die anzuführen, welche von ihm abgehen. Nur hierdurch erhält man die gehörige Uebersicht in einer Wissenschaft, da es der Vf. nicht, wie etwa *Hartig*, darauf anlegt, uns die sicherste und kürzeste Methode zur Anwendung für Förster anzugeben. Denn er kann es uns nicht zumuthen, dass wir grade seinen Angaben schlechtweg glauben sollen; so wie wir es ihm auch gar nicht verdenken, wenn er mit den bekannten Methoden nicht zufrieden ist. Genug, wenn er nur sagt, diess sind die Verfahrungsarten, die man hat, und diess sind unter denselben diejenigen, welche ich für meine Person bewährt und nicht bewährt finde. Bey einer Erfahrungswissenschaft kömmt auch sehr viel darauf an, *wer* die Beobachtungen erzählt. Es findet ein sehr grosser Unterschied im Erfahren und Beobachten statt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Braunschweig, b. Reichard: *Unterhaltendes und belehrendes Handbuch für Freunde edler Grundsätze,* von *S. D. A. R—e.* 1802. 13 Bog. 8. (15 gr.)

Wieder eine Sammlung von moralischen und politischen Sentenzen und Maximen, dergleichen seit einigen Jahren schon mehrere erschienen sind. Wenn auch solche Sammlungen, wegen der steten Abwechselungen der Gedanken, unterhaltend seyn mögen, wiewohl auch das ewige Einerley des dogmatischen aphoristischen Vortrags jungen sowohl als erwachsenen Lesern sehr bald beschwerlich werden dürfte: so gewähren sie doch selten eine gründliche Belehrung, da in den meisten Sätzen, die sie aufstellen, die Imperativen der Weisheit und Klugheit ganz isolirt und ohne beygefügte moralische Gründe dastehen, und in dem Chaos von Aphorismen der eine über den andern immer wieder vergessen wird. Den Nutzen, den eine Moral oder Klugheitslehre im Zusammenhange, ihre Lehrart sey nun dialogisch oder dogmatisch, stiftet, leisten dergleichen Sammlungen, besonders solche, in welchen alles unter einander geworfen ist, bey-

bey weitem nicht, und junge Leute diesen verworrenen Kram auswendig lernen zu lassen, würde sie zu blossen moralischen Schwätzern machen, ohne die moralische Denkungsart in ihnen zu begründen. Die gegenwärtige Sammlung scheint aus mehrern Compilationen ihrer Art zusammen gelesen zu seyn; von einem grossen Theile derselben erfährt man aber nicht, aus welchen Quellen es geflossen ist. Die Sätze, sagt der Herausg. im Vorberichte, folgen nicht ohne alle Ordnung auf einander; allein diese sogenannte Ordnung ist so gut als gar keine; denn obgleich eine Reihe von Sätzen unter gewissen Rubriken stehen: so beruhen doch diese selbst und ihre Folge auf keinem logischen Eintheilungsgrunde, und von vielen Aphorismen lässt sich ebenfalls kein Grund angeben, warum sie gerade da und nicht an einer andern Stelle stehen. Um sich von jener gerühmten Ordnung einen Begriff machen zu können, setzen wir noch die Ueberschriften, wie sie auf einander folgen, mit einigen darunter geordneten Aphorismen her. Mancherley Zustand der Menschen; (unter diese Aufschrift allein lassen sich schon sehr verschiedenartige Dinge bringen.) Schicksale und Unbestand. (Man liest hier unter andern die Warnung, man solle sich am meisten vor plötzlichem Glück hüten, weil es den Sonnenblicken im April gliche, auf welche Sturm und Ungewitter folgten. Wir wollten es wohl auf diese Gefahr wagen, das grosse Loos in der Londner Lotterie zu gewinnen.) Liebe, Ehe, Erziehung. (Man solle sich, wird gerathen, eine Genossin nicht nach dem Ideal äusserer Schönheit wählen, denn sie habe manchen bethört, und wäre fort gewesen, ehe man es sich versehen hätte. Uns geht es hier nicht anders, als dort mit dem plötzlichen Glücke.) Der Sommer des menschlichen Lebens, ächtes Streben nach Ehre und Würden; Pflichten der Kinder; von der Mässigkeit; von Triebsinn und mancherley Widerwärtigkeiten des Lebens. (Hier kommen unter andern folgende Sätze vor: „Verschwende dein Geld nicht am Spieltische und wage dein Vermögen nicht auf eine Karte". Eben so auch dieser: „Halte nicht das längste Leben für das glücklichste, sondern nur das, was am besten angewendet worden"; oder: „jeder Tag ist das Ende eines Jahres und der Anfang eines neuen", welchem an sich schon falschen Satze es ganz an moralischer Tendenz gebricht). Von der praktischen Religion; (was soll es heissen: wir haben oft Religion genug, einander zu hassen und zu verfolgen, aber nicht genug, einander zu lieben?) von den Fürsten und von dem Staate; religiöse und moralische Sentenzen; Lebensregeln und weise Aussprüche; ächte Grundsätze der praktischen Lebensweisheit; Denksprüche; Sprüche aus Philemon; kurze Sätze; einige Aussprüche des K. Mark Antonin über sich selbst; einige Lehrsätze über den Charakter der Menschheit; vermischte Sätze; Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkunde; die vorzüglichsten Gedanken — aus *de la Rochefaucault*; auserlesene Lehren der 7 Weisen Griechenlands; Sentenzen des Demokrates und Demophilus; einige Gedanken und Maximen Friedrichs des grossen, Königs von Preussen; Politisch-moralische Klugheitslehren; Beytrag zur Weisheit und Menschenkenntniss. — Wie viele sind nicht unter diesen speciellen Ueberschriften, die zugleich für die ganze Sammlung hätten gelten können.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Dresden*, in d. Hilscher. Buchh.: *Reise von Dresden nach Töplitz und in die umliegende Gegend*, zum Unterricht für diejenigen, welche sich dieses Bades zu bedienen gesonnen sind. In Briefen an einen Freund. 1802. 95 S. 8. (6 gr.) Eine genaue und umständliche Beschreibung von Töplitz und der Gegend umher, nebst Anzeige alles dessen, was den Fremden, der sich einige Zeit dort aufhält, interessiren kann, und Anweisung und Rath über das, was man zu beobachten, mitzunehmen, oder wie man sich über dieses und jenes vorzusehen hat. Insofern hat der Vf. geleistet, was er auf dem Titel verspricht, und verdient unsern Dank. Ob er aber nicht Alles das weit kürzer hätte fassen können, ist eine andere Frage. Man ist nun einmal gewohnt, über alles ein Buch zu schreiben, und keine Reise ist so klein, kein Weg so kurz, dass man nicht einige Seiten darüber füllt, seine Reisegesellschafter beschreibt, einen Wirth aufführt und so manches andere zu erzählen hat. So auch hier auf der kurzen Reise von Dresden nach Töplitz. Eben so hätte der Vf. manches andere unterdrücken können, was bloss ihn und seinen Freund angeht, und das grosse Publicum unmöglich interessiren kann. Dass übrigens mancher Badgast diess und jenes zu Töplitz mit andern Augen sehen wird, als der Vf., ist wohl natürlich zu erwarten; wenigstens könnte Rec. über verschiedene Puncte eine andre Meynung und andre Gefühle, die dieses oder jenes ihm eingeflösst hat, angeben. Aber es wäre immer nur Sache der Meynung, und nichts darunter von solcher Erheblichkeit, dass Rec. es der Mühe werth achtete, etwas zu rügen, oder sich in das Umständliche einzulassen.

Schöne Künste. *Halle*, b. d. Kunsthändler Dreyssig: *Strickmuster für Frauenzimmer*. Mit 10 Kpft. den Titel mitgerechnet 8. (8 gr.) Meistens brauchbare Muster aus andern Strickbüchern zusammengetragen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. April 1803.

PHYSIK.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Untersuchungen über den Ursprung und die Ausbildung der gegenwärtigen Anordnung des Weltgebäudes.* Von *C. W. Marschall von Bieberstein*, Margr. Bad. Vice-Reg. Präs. u. Kammerherrn, und *Ernst Franz Ludwig Marschall von Bieberstein*, Fürstl. Nass. geh. Rath. 1802. 266 S. 8. (16 gr.)

Die Vff. geben in dieser kleinen Schrift eine Ansicht von den Weltkörpern, nach welcher sie blofs durch Anziehungs- und Abstofsungskräfte, wovon sich die letztere, besonders in vorigen Zeiten auch durch excentrische Stöfse nach gewissen Richtungen thätig zeigten, — verbunden mit langen ruhigen Zwischenzuständen, ihre gegenwärtige Gestalt und Bewegung erhalten haben. Die Materie wird dabey als ursprünglich im Weltraume zerstreut vorausgesetzt. Es ist übrigens diese Darstellung ein bloser Umrifs, der nichts mehr als die Grundlinien, und eigentlich nicht einmal diese vollständig, enthält, indem vom Ursprung der organischen Einrichtung der Geschöpfe nichts aus einander gesetzt, sondern blofs das Mechanische in der leblosen Natur betrachtet wird. Das Werk zerfällt in zwey Theile, wovon sich der erste mit der Entstehung der Weltkörper und ihrem Naturbau überhaupt beschäftigt. Dieser Ursprung und Naturbau wird vorerst aus allgemeinen physisch-mechanischen Grundsätzen entwickelt. Es ist hier die Rede von der Bildung abgesonderter Körper im Weltraume; von der Naturbeschaffenheit und äufsern Gestalt der durch die frühere Vereinigung der zerstreuten Materie entstandenen Körper; von der Vergröfserung der im Weltraum abgesondert schwebenden Körper durch Zusammenstürzungen und von den Wirkungen dieser Naturbegebenheiten sowohl auf äufsere Gestalt als innern Bau. Es folgt dann ferner die Ausbildung der Weltkörper in den Zeiträumen zwischen ihren Zusammenstürzungen, wobey zugleich einige Rücksicht auf die Entstehung organischer Körper genommen wird, jedoch ohne sich auf eine weitere Erklarung darüber einzulassen. Ausführlicher von den Wirkungen der spätern grofsen Zusammenstürzungen der Weltkörper, besonders auf ihre organischen Producte. Nach diesen Entwickelungen vergleichen die Vff. die wirklichen Beobachtungen des Naturbaus der Weltkörper mit ihren Ansichten, wobey sie eine Menge interessanter Bemerkungen aus den besten geologischen und mineralogischen Schriftstellern benutzen. „Die Theile der Materie, — sagen die Vff. — nähern sich aus der Ferne wechselseitig, verbinden sich endlich zu Körpern, erhalten diese Verbindung durch gegenseitige Anziehung, und beweisen dadurch in der Erscheinung das Daseyn der *Anziehungskraft.* Durch den Widerstand, der sich zeigt, wenn ein Körper in den Raum eines andern zu dringen strebt, äufsert sich das Daseyn der *Abstofsung.* (Hieraus allein dürften sich wohl die in der Natur sichtbaren Repulsiv- und Expansivkräfte noch nicht begreifen lassen). In kleinern Abständen wirken materielle Verbindungen durch chemische Anziehungen auf einander, und hier zeigen sich mehrere verschiedene besondere Anziehungsgesetze, die von der besondern Natur dieser materiellen Verbindungen oder von gewissen Zuständen der Materien, deren Ursachen uns verborgen sind, abzuhängen scheinen. Der Bildung aller Weltkörper ging eine Zerstreuung der Theile voraus, und in diesem Zustande wirkten alle materiellen Theile so auf einander, dafs jeder von allen übrigen, nach einer kaum denkbaren Mannigfaltigkeit von Richtungen und Kräften endlich in einer gewissen *mittlern* angezogen wurde, wovon das Resultat die Bildung einer Menge von gröfsern Körpern in verschiedenen Gegenden des Weltraums war. Viele von diesen vergröfserten sich allmälich durch Vereinigung ihrer Massen und erlangten, so wie sie heran wuchsen, auch stärkere Kräfte, die sie in Stand setzten, noch mehrere solche in ihrer Reihe liegenden Massen mit sich zu vereinigen. Jene kleinern Massen waren bey ihrer ersten Bildung vermuthlich in einem der Flüssigkeit nahe kommenden Zustande. Während die Massen weiter heran wuchsen, bemühten sich die besondern Anziehungs- und Abstofsungskräfte ihrer Bestandtheile, sich immer mehr zu ordnen und die verschiedenen Körperarten hervorzubringen, welche Producte der chemischen Einwirkungen sind. Da sich alle Flüssigkeiten durch die Wirkung ihrer wechselseitigen Anziehungen in kugelförmige Gestalten ordnen: so mufsten auch die Weltkörper kugelförmig werden. Die innere Ausbildung dieser Weltkörper aber geschah durch Niederschläge, die sich besonders durch die Erdschichten zu erkennen geben. Die Flüssigkeiten, in welchen jene Niederschläge erfolgt waren, und die sich nicht selbst auch zu einer festen Masse gebildet hatten, bedeckten anfangs die feste Oberfläche und waren theils tropfbar, theils expansiv. Die letztern erhoben sich durch ihre gröfsere specifische Leichtigkeit über die erstern, und bildeten Atmosphären. Bey dem immer weiter gehenden Anwachs der Massen verbanden sich auch immer mehrere Weltkörper mit einander, und diese Verbindungen geschahen durch mehr oder weniger starke Zu-

Zusammenstürzungen, welche zuweilen mit sehr heftigen Stöfsen verbunden waren. So lange sich die Massen noch im flüssigem Zustande befanden, gaben diese Zusammenstürzungen keine besondern Phänomene; allein so bald sie zu festen Massen geworden waren, zeigten sich sehr auffallende Veränderungen und zwar bey den flüssigen Theilen durch Fluthen und bey den festen durch die mancherley Lagen und Winkel der Schichtenmassen, welche durch jene reissenden Ströme noch mehr unter einander gemengt, auch hie und da abgesetzt wurden. — Diese Ansicht gewinnt in der That viel Wahrscheinlichkeit, wenn man an die jetzt so viel Aufsehen erregenden Steine, die aus der Luft oder gar aus dem Monde gefallen seyn sollen, denkt; — wenn man sich vorstellt, dafs die neuen planetarischen Körper *Ceres* und *Pallas*, welche *Herschel* wegen ihrer Kleinheit *Asteroiden* nennt, und welche im Raume und in ihren Bahnen einander so nahe sind, dafs das sonst bekannte Planetengesetz hier fast gänzlich aufhört, — vielleicht auch solche Brocken sind, die bald oder spät auf diesen oder jenen Weltkörper fallen, und ihn durch ihre Niederlassungen und Ansiedelungen so modificiren können, dafs er sich kaum noch ähnlich sieht. — Und wer weifs, was Kometen angerichtet haben, wenn sie in ihren Bahnen auf planetarische Körper gestofsen sind! Die Versetzungen des Meerwassers auf vorher trockenen Boden werden sehr sinnreich, ebenfalls aus solchen Zusammenstürzungen, erklärt. Der *zweyte* Theil beschäftigt sich mit der *Entstehung* der *systematischen Verbindung der Weltkörper*, wobey ebenfalls die allgemeinen physisch-mechanischen Grundsätze zu Hülfe genommen werden. Stellt man sich vor, dafs die Einwirkung der bisher betrachteten Stofskräfte von irgend einer Zeit an ganz hätte aufhören können: so würde der Weltkörper, gleich als ob er wäre geworfen worden, — in der nämlichen Richtung und mit der Schnelligkeit, welche der fortdauernde Eindruck aller jener vergangenen Kräfte ihm gab, — beständig im im Raume fortgegangen seyn. Sonach mufs die Bewegung eines jeden der entstandenen Körper für jedes Moment in zwey Bewegungen zerfallen. Die eine, die sogenannte *Wurfbewegung*, rührt von den *vorgegangenen Einwirkungen* der übrigen Materien des Weltalls auf ihn her, die andere aber, die *gravitirende*, ist eine Folge der *gegenwärtigen Einwirkung* der äufsern Materie, und sucht ihn nach der mittlern Richtung zu leiten, die durch die mechanische Combination aller dieser Kräfte bestimmt wird. — Bey dieser Ansicht dringt sich aber die grofse Schwierigkeit auf, wie ein und dieselbe Grundkraft, die *anziehende*, sowohl jene *Stofskräfte* als auch die *gravitirende* in den Weltmassen zuwege gebracht haben soll. — Ferner da die Stofskräfte nach sehr verschiedenen Richtungen gewirkt haben müssen, wie man aus den so bunt durch einander liegenden Erd- und Steinschichten ersieht: so ist schwer zu begreifen, wie alle Planeten ohne Unterschied ihre drehende Bewegung gerade von Abend gegen Morgen haben bekommen können! Eine Erklärungsart, bey welcher die grofse Wirksamkeit der Sonne vorzüglich in Anwendung käme, w... deshalb wohl befriedigender ausfallen können; wäre dieses selbst nach gegenwärtiger Theorie z... warten gewesen, wo die Vff. der *Expansivkräfte* denken, ohne auf irgend eine Art Gebrauch da... zu machen. Es folgen nun noch weitere Betracht... gen über die Ungleichheiten der Weltkörpermass... über deren Ursache und die Bildung der Systeme, ... auch mathematische Darstellungen zu Hülfe genom... men werden, wovon sich aber hier in wenigen Z... len nichts mittheilen läfst. Eben so wenig, von ... allgemeinen Gesetzen und Regelmäfsigkeiten de... Ordnung der Weltsysteme, die hier aus der Th... hergeleitet und mit der Erfahrung zusammengest... werden. Was gegen das Ende folgt, zeigt von grofse... Bekanntschaft der Vff. mit dem neuern Zustande der Sternkunde und von einer blühenden Einbildungskraft bey der Ansicht des Weltalls.

ERDBESCHREIBUNG.

Gotha, in d. Ettinger. Buchh.: *Friedrich August Weber's kleine Reisen. Erster* Theil, welcher die vaterländischen Reisen enthält. 1802. XVIII. und 324 S. *Zweyter* Theil, welcher die *Fortsetzung* der vaterländischen Reisen enthält. *1802. 400 S.* 8. (3 Rthlr.)

Eine sonderbare Erscheinung von einem Schriftsteller! Im J. 1770 reiste der Vf. als ein 18jähriger Jüngling von der Schule seiner Vaterstadt, Heilbronn, auf die Universität Jena. Diese Reise, die er auf dem öffentlichen Postwagen machte, beschreibt er mit vieler Umständlichkeit, so wie Alles, was zwischen ihm und seinen Reisegefährten, einem Judenmädchen und ihrem Hüter, einem Kaufmannsdiener und dem Schaffner vorgeht. Ehe er noch in Jena einzieht, trifft er in einer Schenke Studenten von dort, welche alte Bekannte von ihm sind, und ihn sogleich in die Geheimnisse der Musensöhne einweihen. Diese und andere Sachelchen, die 60 Seiten einnehmen, läfst der Vf. jetzt, 1802, drucken! — Drey Jahre nachher reiste er von Göttingen nach Heilbronn; und auch diese Reise wird auf ungefähr 80 Seiten beschrieben. Einige Jahre nachher besuchte ihn zu Heilbronn ein Freund. Mit diesem durchwandert er seine Vaterstadt und die Gegend umher. Auch das wird auf mehr als 100 Seiten sehr umständlich erzählt. Man lernt hier, wenn diese und jene Kirche ausgebessert, oder abgeputzt, diese oder jene Stiftung gemacht worden ist, kurz man kommt in eine sehr umständliche Bekanntschaft mit den beschriebenen Gegenständen, so wie mit den Freunden und Freundinnen des Vfs., deren ganze Geschichte mehrentheils zum Besten gegeben wird. Den Beschlufs des ersten Bandes macht eine zweymalige Reise in den Kurort Löwenstein, den der Vf. auf das umständlichste beschreibt, und dessen Wasser gelehrt und genau untersucht wird.

Der *zweyte* Theil enthält auf 130 S. eine Reise nach Liebenzell, Deinach und Wildbad, nebst einer um-

umständlichen Beschreibung der Art, wie der Vf. reiste und einer eben so genauen Auskunft über die Gesellschaft, mit der er ging, über die Wirthshäuser, wo er einkehrte, und was da gesagt und gethan wurde. Die mineralischen Wasser analysirt er als Arzt, zeigt die Fälle an, in denen sie zu gebrauchen sind, und was man dabey zu beobachten hat. Die 2te Reise, die gegen 200 Seiten einnimmt, geht nach Marpach, in den Kurort Rietenau, zurück nach Marpach und Heilbronn. Hier lernt man mehrere Bekannte des Vfs. nebst ihren Frauen und ihrer Geschichte sehr umständlich kennen, und erfährt genau, wie sie den Vf. empfingen und was sie sagten und thaten. Den Beschluss macht eine Reise aus Heilbronn in das kaiserl. Lager bey Heidelberg, nach Manheim und Schwezingen und wieder zurück. Dass sich hier eine Beschreibung von Manheim etc. finde, wird der Leser von selbst erwarten. Der Vf. sucht alles sorgfältig auf, sieht auch die Gypsabgüsse zu Manheim, und bey dieser Gelegenheit schreibt er eine gelehrte Abhandlung über Laokoon, den farnesischen Herkules und die Flora, den sogenannten Klopffechter etc. Bey Gelegenheit der 12 Cäsarn nennt er einen jeden besonders und liefert seine Geschichte aus Suetonius und andern Schriftstellern. Dann kommt die Reihe an Antinous; an die Sappho, an Biblis und Caunus, an die Niobe und ihre Tochter etc. Bey Antinous citirt er alte Autoren wie Dio Cassius u. s. w.; und eben so schreibt er auf ein paar Seiten ab, was Füssli über die Niobe und was Wieland über Pergolese schrieben, nebst vielen andern Citaten.

Am Ende einer jeden dieser Reisen finden sich viele und lange Anmerkungen oder Excurse, die gewisse Theile des Textes erweitern und ausführlich erklären, oder auch die Lebensbeschreibungen der genannten Personen enthalten. So giebt er z. B. bey Gelegenheit seiner Tochter, die er im 10ten Jahre verlor, sehr umständlich ihren Charakter, ihre ganze Erziehung und ihre Krankheitsgeschichte. Endlich, damit ja nichts umkomme, erzählt er, dass er schon als ein Knabe von 10 Jahren einmal nach Manheim gereist sey, und dass er schon damals sein Tagebuch gehalten habe, aus welchem denn mehrere Auszüge dem Leser mitgetheilt werden.

Aus dieser Anzeige möchten wohl unsere Leser schliessen, dass diese zwey Bände von Reisebeschreibungen wenig Erbauliches enthalten; doch möchte Rec. diess nicht ohne Einschränkung sagen. Freylich hat er das Werk mehr als einmal mit Ungeduld auf die Seite gelegt, aber auch wieder zur Hand genommen, weil in der Schwatzhaftigkeit des Vfs. eine eigene Art von Gutmüthigkeit, Jovialilität, Herzlichkeit und Frohsinn herrscht. So unbedeutend oft seine Gegenstände sind und so langweilig seine Weitschweifigkeit uns wird: so weiss er uns doch wieder zu versöhnen, und durch die angeführten Eigenschaften für sich und die Seinigen zu interessiren. An seiner Sprache wäre vieles auszusetzen, und überdiess ist das Werk so fehlerhaft gedruckt, dass es schwer seyn würde zu entscheiden, was Sprachfehler und was Druckfehler sind. Von seiner Art scherzhaft zu schreiben, mag Folgendes zum Beyspiele dienen. B. II. S. 216. „Jupiter Pluvius war diessmal verborgen in seinem ehelichen Kämmerlein." S. 249. „Man liess sich durch Jupiter Pluvius, welcher sich aus seinem Ehestandskämmerlein schon in der verflossenen Nacht herausgefördert hatte, nicht abhalten" etc. S. 300. „Jupiter Pluvius war noch immer mit seiner nassmachenden Amtsverrichtung beschäftiget" etc. Ueberhaupt ist er in den Jupiter-Pluvius so verliebt, dass man ihn, ausser den angeführten Stellen, noch öfter wieder findet.

Bath, b. Cruttwell: *A Tour through the northern counties of England and the borders of Scotland. By the Rev. Rich. Warner.* 1802. Vol. I. 316 S. Vol. II. 300 S. 8. (6 Rthlr.)

Unter den Reisebeschreibungen, die die Engländer über ihr eigenes Land geliefert haben, ist diese eine der reichhaltigsten und besten. Die Reise geht durch einen höchst interessanten Strich von England, und der Vf. sucht überall das Merkwürdigste auf, beurtheilt es mit Verstand und Ruhe, und beschreibt es mit Simplicität. Gegen die Gewohnheit mehrerer seiner Vorgänger, die auch Geistliche waren, verhandelt er weder Theologie, noch Politik; seine moralischen Bemerkungen sind nicht gehäuft, und selbst über die Kirchen und ihre Denkmäler liefert er weniger, als Rec. in englischen Werken dieser Art zu finden gewohnt ist. Auch von statistischen Nachrichten, die die englischen Reisebeschreiber so gar sparsam über ihr eigenes Land geben, finden sich hier viele und interessante. Seine Beschreibungen von Gebäuden, Anlagen u. dgl. sind nicht zu umständlich, und also nicht ermüdend. Seine Verzeichnisse von Gemälden und andern Kunstsachen werden viele zu lang, andere zu kurz finden, und noch andere würden sie ihm vielleicht lieber ganz erlassen. Es ist immer eine kitzliche Sache, Nachrichten von solchen Sammlungen zu geben, die den Leser selten befriedigen, weil sie nicht anschaulich genug dargestellt werden können. Indessen darf der Reisebeschreiber sie nicht ganz übergehen, weil man sonst im Auslande keinen Begriff von den Schätzen erhielt, die dort aufgehäuft sind. Zwar kennen wir die hauptsächlichsten Sammlungen schon längst aus Volkmann; allein seit der Erscheinung seines Werkes hat sich manches geändert, und hin und wieder sind neue entstanden und alte vermehrt worden.

Theil I. (S. 22.) In dem sogenannten Glosterthale werden jährlich 7 bis 800 Tonnen Käse gemacht. Der Centner gilt 43, 44 bis 45 Schillinge. Die Geschäfte der Gloster-Nadelfabriken haben durch den letzten Krieg um ⅓ abgenommen. (S. 53.) In der Worcester Porcellan-Fabrike verdienen die Dreher wöchentl. 25 Sh. die Glasirer 21, und die Maler von 30 bis 42. Man machte Tassen für den türkischen Kaiser, das Paar zu 10 Guineen. Die Porcellanfabrike zu Derby beschäftiget zwischen 2 und 300 Menschen. In Sheffield (S. 187.) zählt der Vf. 45,694 Einwohner. (S. 197.) Eiserne Brücken

Brücken haben jetzt einen entschiedenen Vortheil über die steinernen, indem sie nur $\frac{1}{5}$ des Aufwandes und $\frac{1}{15}$ der Zeit, sie zu errichten, fodern. (Dieser sehr grosse Unterschied fiel Rec. auf; allein die Untersuchungen, die er über die Anschläge angestellt hat, die bey Gelegenheit der neuen Londner Brücke gemacht worden sind, zeigen, dass die Bemerkung so ziemlich richtig ist). Ueberdiess sollen die eisernen Brücken eben so dauerhaft seyn, als die steinernen, wo nicht noch dauerhafter. Bis hieher hat sich Hr. Wilson am besten auf diese Brücken verstanden, und kürzlich eine von ungeheurer Grösse nach Jamaica geschickt, die zu Kingston errichtet werden soll. — Newcastle beschäftigte im J. 1800 nicht weniger als 7840 Schiffe mit der Ausfuhr seiner Güter.

Theil II. S. 23. Umständliche und interessante Beschreibung von Bamborough-castle und seinen Rettungsanstalten für Seeleute, die man einem Bischofe Crewe zu danken hat. (S. 41.) In Berwick werden jährlich für 20,000 Pfund Str. Eyer aufgekauft. Vom Oct. 1797 bis Octbr. 1798 wurden 5254 Kisten davon nach London verschickt. Das jährliche Einkommen des Zollhauses dieser Stadt ist in 16 Jahren von 1000 auf 6000 Pf. Str. gestiegen. (S. 117.) Die Eisenbergwerke in der Gegend von Ulverstone sind so ergiebig, dass jährlich 20,000 Tonnen ausgeführt werden. Dabey ist das Erz so reich, dass es 75 in 100 hält. (S. 145.) Die Musterkarten einiger Manchester-Kaufleute enthalten mehr als 2000 Proben verschiedener Waaren. Die Herren Atkinson beschäftigen 1500 Menschen unter einem Dache. Man hat eine Maschine, die von 2 Personen besorgt wird, und die Arbeit von 580 Weibspersonen verrichtete. (S. 153.) Vor 17 Jahren legte der Herzog von Bridgewater 4 Fahrzeuge auf seinen Canalen an, und bot sie zu einem jährlichen Pachte von 200 Guineen aus, welchen niemand unternehmen wollte. Jetzt bringen sie dem Herzoge, nach Abzug aller Kosten, jährlich 4000 Pf. Str. ein. Die Kohlenbergwerke dieses Herzogs liefern täglich 300 Tonnen, wovon der Centner zu $3\frac{1}{2}$ Penny auf der Stelle verkauft wird. (Also beynahe 100 Pf. Str. täglich). Die Zahl der dabey angestellten Menschen ist 1300. (S. 163.) Unter den Salzgruben von Northwich befindet sich eine, aus der man täglich gegen 50 Tonnen Bergsalz ziehet. Der gesammte Ertrag des Berg- und Sulensalzes dieser Gegend soll sich jährlich auf 50,000 Tonnen belaufen. (S. 190.) In der Gegend von Colbrokedale ist ein gegossenes eisernes Rad von 162 Fuss im Umfange. (S. 215.) Boulton zu Soho beschäftiget, aller seiner Maschinen ungeachtet, 600 Menschen. Jede seiner Münzmaschinen prägt in 1 Minute von 70 bis 84 Stücke; beide Seiten, sowohl als der Rand, werden auf einmal geschlagen, und die Münze kommt aus der Maschine in ihrer ganzen Vollkommenheit. Auf diesen Maschinen können 4 zwölfjährige Knaben im Verlaufe von 6 Stunden 200,000 Stück Münzen prägen. (S. 222.) 15,000 Einwohner der Stadt Birmingham sollen im letzten Kriege ihr Handwerk gegen den Soldatenstand vertauscht haben. Doch setzt man die Bevölkerung dieser Stadt noch auf 70,000.

Th. I. S. 201. ist statt Scaleogni, Scagliuola, st. Cavacippi, Cavaceppi; S. 226. st. Carnialetti, und S. 230. st. Carmoletti Canaletti zu lesen.

LEIPZIG, b. Wolf u. C.: *Briefe über Italien geschrieben in den Jahren 1798 und 1799 vom Vf. der vertraulichen Briefe über Frankreich und Pr.* *Dritter* Band. 1802. XIV. u. 426 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. beruft sich auf das allgemeine Urtheil, das er in dieser Zeitung (1802. Nr. 165.) über die beiden ersten Bände dieses Werkes fällte, und das auch grösstentheils auf den 3ten passt. Der Vf. fährt fort, Italien zu behandeln, wie es von den mehresten seiner Vorgänger behandelt worden ist, d. h. er beschreibt die Orte und Gegenstände, die ihm vorkommen, und die von so vielen andern auch schon beschrieben worden sind. Rec. macht ihm dieses Recht nicht streitig, was sich auch übrigens darüber sagen liess, sondern bleibt bloss bey dem Versprechen stehen, das der Vf. in der Vorrede zum ersten Bande that, und nach welchem der Leser gerade etwas ganz anderes zu erwarten berechtiget war. Uebrigens passt dieser Vorwurf nicht auf den 3ten Bd., denn im J. 1799 *tritt der Vf. in* französische Kriegsdienste, und von der Zeit an beschreibt er die Begebenheiten des Tages, von denen er zum Theil Augenzeuge war. Dieser Zeitpunkt jedoch ist nur kurz, denn der Vf. wird sehr bald in Mantua eingeschlossen, wird mit der Festung übergeben, kommt in österreichische Gefangenschaft, und damit sind seine Reise und sein Werk geendiget.

Dieser Theil fängt mit der Abreise von Venedig an und geht über Padua, Vicenza, Verona (die Einwohner dieser letztern Stadt betrachtet er so ziemlich durch eine französische Brille, durch die sie sich freylich nicht auf das vortheilhafteste zeigten) bis Mailand, wo sich der Vf. eine geraume Zeit aufhält, und über deren Einwohner er mit derselben Härte urtheilt, die Rec. schon in den ersten Theilen bemerkte. Auch liefert er von hier aus mancherley aus der Geschichte des Tages, über den neapolitanischen Krieg und die erneuerten Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Frankreich. Ueber die Entwürfe dieses Feldzugs, Schlachten etc. nimmt er das Ansehen eines Kenners an, und beurtheilt, tadelt und verurtheilt die Fehler, welche die französischen sowohl als die kaiserl. Generale, nach ihm, gemacht haben. Von Mantua aus beschreibt er die Belagerung und liefert einige interessante Nachrichten. Manches über die französischen Armeen und den Soldaten insbesondere. Im Ganzen ist er, obschon in französischen Diensten, ziemlich unpartheyisch und billig, und gehört gewiss nicht unter die unbedingten Bewunderer, oder die Verblendeten und Hintergangenen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. April 1803.

GESCHICHTE.

Ofen, in d. Univ. Dr.: *Martini Schwartner*, Bibliothecae R. Scient. Universitatis Pestanae Custodis primi et Professoris Diplomaticae, *Introductio in rem diplomaticam Aevi intermedii praecipue Hungaricam.* Cum Tabulis V. aeri incisis. Editio 2. auctior et emendatior. 1802. 403 S. 8. (Pränn. Pr. 2 Guld. 15 Kr.)

Der Vf. erklärt diese seine neue Ausgabe für ein beynahe neues Werk. (*Praef. VIII. „ita prot priore auctior et emendatior, ut novum quodammo- opus suo jure dici debeat*,) und in der That durfte diess thun. Seit Erscheinung der ersten Ausgabe 'est 1790. 8.) also in 12 Jahren, arbeitete er mit seier gewohnten Thätigkeit an der Vervollkommnung esselben. Während in Deutschland in diesem Zeitium wenig für diese Wissenschaft geschah, (ausser atterer's und Schönemann's bekannten Schriften erielt die Diplomatik in einer mit andern Gegenständen sehr beschäftigten Zeitepoche keine sehr bedeutene Erweiterung) wühlte der Vf. in ungerischen Archien, las die beträchtlichen Urkunden-Sammlungen er Jesuiten Hevenesi und Kaprinaj durch, (von deren Entstehung und Inhalt er uns in der Vorrede interessane Nachrichten ertheilt) und benutzte die seit 1790 erchienenen Bereicherungen der ungerischen Geschiche mit Urkunden. So entstand ein Werk, dem man as gerechte Zeugnifs geben kann, dafs es nicht nur n Seitenzahl und engerm Druck, sondern auch an achreichthum und tieferem Eindringen ins Innere ler Wissenschaft die erste Ausgabe weit hinter sich äfst. Schade dafs (wie der Vf. S. 86. zu erkennen iebt) *Cornides Vindiciae Anonymi B. R. Not. ed. a Jo. Christ. Engel* (Budae 1802. 4.) erst während des Abdrucks seines Werks herauskamen. Der Vf. nennt ibrigens S. 48. seine Einleitung nur einen Vorhof zur Specialdiplomatik von Ungern, und wünscht selbst in ausführlicheres Werk darüber: (*donec filius pariae existat aliquis, qui ad modum Mabillonii, Bessclii Heumannique Rem diplomaticam Hungariae illustret confirmetque*). Rec. wüsste niemanden, dem dieser Ruhm mit besserem Rechte vorbehalten seyn könnte, ls den Vf. selbst. Wenn er indessen ein solches Werk, lem freylich mehrere Hindernisse im Wege stehen, nicht zu liefern wagen sollte: so wäre wenigstens zu wünschen, dafs Hr. v. *Schw.* dazu Vorarbeiten liefern nöge, die jetzt schon, und von Niemanden leicher als von ihm, geliefert werden können. So z. B. fehlt noch ein *Glossarium latinitatis medii Aevi Hungaricae;* — ein kritisch-chronologischer Real-Index aller schon aus Originalen oder Abschriften gedruckten Urkunden; — ein berichtigtes und vervollständigtes chronologisches vom Vf. selbst S. 264. gewünschtes Verzeichnifs der Erzbischöfe, Bischöfe, Reichsbaronen, Kanzler, Vicekanzler und Obergespänne, die am Schlusse der ungerischen Urkunden angeführt zu werden pflegen, ein Abdruck des vom Vf. S. 26. fg. erwähnten *Registri de Thuroch* u. s. w.

Nach diesen Vorerinnerungen geht Rec. zu einzelnen Bemerkungen über, die sich ihm beym Durchlesen des Buches, und in Hinsicht auf ungerische Specialdiplomatik darboten, und die hier nicht aus Tadelsucht, sondern aus Liebe zur Wissenschaft angebracht sind. S. 13. sagt der Vf. „*Commenta hujusmodi diplomatica in Hungaria non minori numero, quam alibi sunt obvia.* Er hätte zum Beyspiel die Urkunde von Andreas II. 1214 anführen sollen, nach welcher eine Familie von Atila abstammte. (*Pray diss. IV. p.* 75.) Niemals war die Königl. Kanzley so schlecht bestellt, als unter Andreas II. In einer Urkunde vom J. 1217 läfst sie K. Andreas II. selbst sagen: Er habe alle Privilegien der Zagraber Kirche, die man schon *abgeschrieben* aus alten und neuen Urkunden ihm vorgelegt habe, ohne weiters bestätigt, nach seinem Grundsatze: *ea, quae Deo data sunt, firma esse et irrevocabilia.* (*Katona*, beym J. 1217. S. 234.). Damals erhielt auch der Abt von Martinsberg (der dem K. Andreas früher, als er noch blofs Herzog war, wider den rechtmäfsigen K. Heinrich oder Emericus, staatsverrätherisch beystand) sehr leicht die Bestätigung des berüchtigten Stephanischen Schenkungsbriefes, vom J. 1001., welchem aber sehr bald darauf ein geweihter Mann, der Bischof von Vesaprim das *vitium falsitatis* eben so gut vorwarf, als unter K. Henrich der Bischof von Fünfkirchen ein gleiches von einer Schenkungsurkunde für die Abtey von Földvár behauptete, (Kat. in Emerico p. 544.) und erwiefs (Schwartn. p. 24.) S. 10. hätte bey Erwähnung der sogenannten *locorum credibilium* über die Entstehung derselben die Auskunft aus *Kovachich Vestigia Comitiorum* S. 113. gegeben werden sollen. Bey S. 56. ist Rec. ganz mit der Meynung des Vfs. dafs es nie ein eignes Magyarisches (oder wie man es verkehrt nennt, Hunnisch-Scythisches) Schrift-Alphabet gegeben, einverstanden. Die älteste ungerische Urkunde, welche Hr. v. *S.* gesehen, ist eine Quittung vom J. 1478. und die älteste Slavische ist ein Brief vom J. 1453. — Der Vf. macht S. 62. aufmerksam auf die noch zu bearbeitende Diplomatik der Nebenländer des ungerischen Reichs. Von der servischen Diplomatik hat Hr. v. *Engel* die ersten Spuren in

in Volcans Briefen an den Papst vom J. 1198. und in Stephans I. (Sohns von Neeman) Siegel angeführt. (S. die zu Halic 1801. erschienene Geschichte von Serwien S. 210. 212.) Ein gelehrter Serwier sollte freylich die noch zerstreuten Data zu einer Serwischen Diplomatik (wovon einige auch in *Montfaucons Palaeogr. Graeca* p. 449. vorkommen,) zusammenstellen, und einige der merkwürdigern im Carlowitzer Archiv befindlichen Urkunden, welche zum Theil mit goldnen Bullen versehen sind, (S. 163.) abbilden lassen. Von wallachischen Urkunden sagt unser Vf. S. 62. „*De Instrumentis lingua Valachica conscriptis nihil habeo, quod pro certo adferam.*“ Rec. glaubt jedoch, dass der Vf. etwas von den Diplomen der wallachischen Fürsten seit 1372, auf denen noch heut zu Tage manche Rechte von Fogaraser Edelleuten beruhen (aus *Benkös Milcovia* II. 283. und dem ungerischen Magazin I. S. 365.) und der Moldauischen seit 1387 (vorzüglich aus *Dogiel* I. S. 597.) hätte berühren sollen. Bey S. 75. und 255. wünschte Rec. einverständlich mit dem Vf. aber am liebsten von ihm selbst eine ordentliche und vollständige Tabelle über die Veränderungen der ungerischen Namen in den Diplomen, mit Anmerkungen, wie z. B. aus Geeser, Geysa, aus Benedictus, Bank gemacht worden, und wie eine und dieselbe Person auch zweyerley Namen geführt habe, z. B. Bela und Adalbertus. S. 139. ist Rec. nicht der Meynung des Vfs. über die Auslegung des Monogramms in der vorgeblichen Urkunde Stephans I. vom J. 1001. Der Vf. findet darin die Worte: *Stefanus Rex Augustus*: Rec. aber folgende: *Stefanus Dei Gratia Rex* (vergl. S. 234.) S. 146. fg. wäre bey Gelegenheit der Siegelverfälschungen im Verfolg dessen, was über Andreas II. schlechtbestellte Kanzley schon oben gesagt worden, auch noch anzuführen: *quod* (wie er selbst S. 123. sagt) *de adulteratione duplicis sigilli nostri antiqui liquido nobis constiterit, propter quod illud in medium sequestrari fecimus etc.* Von dem Gebrauche des schwarzen Wachses zu Siegeln in Ungern hat der Vf. S. 156. eine deutliche Spur vom J. 1367 angeführt; von Oblaten-Siegeln hat er aber auch nach neuern Untersuchungen kein älteres als vom J. 1602 in Ungern gefunden, citirt aber Hn. *Kindlinger*, der in Westphalen dergleichen vom J. 1571. folg. entdeckt hat. Zufolge S. 175. nimmt der Vf. an, dass das viermal gebälkte ungerische Wappen von K. Emerich herrühre, der vier Konigreiche in seinem Titel geführt, und eben so viele durch Balken im Wappen bezeichnet habe; eine sinnreiche Hypothese, welche eine weitere Prüfung verdient. Von Andreas II., der selbst ein Johanniter-Ritter gewesen, rühre das doppelte Kreuz her. (Hiermit stimmt aber Hr. *Schönwiesner* nach Anleitung einer Münze S. 128. in *Notitia Rei Num.* nicht überein.) Die drey Hügel bedeuten nach dem Vf. S. 179. nicht die Gebirge Tatra, Fatra, Matra, sondern die drey Stände: Prälaten, Baronen, Adliche. Ludwig I. vereinigte zuerst das Kreuz und die Balken. — Nach S. 187. vergl. S. 284. hat der Vf. unter den aufgedrückten Siegeln der Urkunden von Karl I. an bis Albert folgende Formeln gefunden: *Commissio Domini Regis relatio Henrici, Piponis etc.* S. 190. hätte nicht verschwiegen werden sollen, dass die *Corrigiae* vor dem XIII. Jahrhundert nach der Meynung und den Beweisen der vorzüglichsten Diplomatiker nicht üblich gewesen, welches Hr. *Gebhardi* in der vom Vf. citirten Stelle ganz richtig und zweckmässig in Anregung bringt. S. 200. ist der Vf. mit Palma der Meynung, dass Sigmund zuerst Wappen an ungerische Familien verliehen habe. Der älteste Wappenbrief sey vom J. 1401. Der Vf. hatte jedoch auf den viel ältern Gebrauch der Turniere in Ungern und auf die Zeichen, die man schon damals auf dem Helme führte, zurücksehen sollen; So z. B. weiss man von Karl Robert, dass er in Turnieren als sein Zeichen, einen Strauss auf dem Helme trug. Auch hätte sein Diplom vom J. 1326. in Erwägung gezogen werden sollen, wo es heisst: *Cristam inferius descriptam, quae vulgo Tzimer dicitur, in forma avis, scilicet Falconis aurei, habentis distensas blancas alas, . . eidem M. Nicolao . . in signum dilectionis specialis duximus conferendam.* (Vergl. die Münze Karl Roberts bey *Schönwiesner* Nr. 76. Tab. II.) Es wären auch wohl die schon im XIV. Jahrhundert vorkommenden Privatsiegel mit den spätern Wappen derselben Familien zu vergleichen. Dass z. B. die Bubek's auch später das nämliche Wappen brauchten, welches Detricus Bubek 1399. (S. *Batthyáni LL. eccl.*) in seinem Siegel führte, bestätigt *Bartholomaeides in Memorab. Csetnek* (Tab. I. Fig. 2.) und das Wappen des *Nic. Konth* vom J. 1363. bey *Wagner Collect. Geneal. I.* Fig. 14. vgl. 15. S. 202. Ein merkwürdiges Beyspiel *einer* auf drey Siegeln zerstückelten Inschrift geben die ständischen Siegel der drey Nationen in Siebenbürgen. S. 204. bey den Worten: *Cassovia prima fuit* — hätte auf die siebenbürgische Quartal Schrift VII. S. 216. zurückgesehen werden sollen. S. 210. hat der Vf., der sonst die diplomatische Literatur vollständig am gehörigen Orte beybringt, bey dem päpstlichen Fischer-Ringe vergessen, auf folgende sehr brauchbare Abhandlung zu verweisen: *Specimen inaugurale sphragistico-diplomaticum de annulo Piscatoris. Quod sub praesidio.. Georgii Andreae Willii.. pro consequendis Magisterii honoribus die 19. Jun. 1757 publico examini subjicit Joh. Gabr. Bezzel. Norimbergensis. (Altorfii* 40 S. 8.) — Bey S. 236. a) hätte nicht übergangen werden sollen, dass die älteren dalmatischen Diplomen, und besonders die angeblich von Coloman ausgestellten Urkunden für Spalatro und Trau von 1103 und 1108 sehr verdächtig sind, (v. *Engels* Geschichte des ungerischen Reichs II. S. 480.) Dass Rama S. 238.) eigentlich die Herzegovina, das südliche Bosnien bedeute, hat Raitsch (bey v. *Engel* III. 192.) bemerkt. Die eigentliche Bedeutung des Titels: *Regnum Cumaniae*, hat der Vf. nicht angegeben; auch hat Matthias Corvinus nicht nur Schlesien und die Lausitz, sondern auch Mähren besessen. (S. 235.) und in seinen Titeln geführt. Die Formeln, welcher sich die Könige von Ungern in ihren Verleihungen (zumal von Freyheiten an den Bürgerstand) im Eingange bedienten, drücken öfters sehr gesunde und sogar in unsern Zeiten hier und

nd da verkannte Grundsätze einer guten Staatsverwaltung aus, und hätten vom Vf. S. 243. mehr Lob, als Ironie verdient. Man lese nur die Urkunden, wie sie in *Schlözer's* kritischen Sammlungen S. 280. fg. in einer schönen Reihe zusammengestellt sind. S. 248. hätten die Beyspiele von sonderbaren Ursachen der Schenkungen noch sehr vermehrt werden können, und (weil die Sache lehrreich und wichtig ist,) der compendiarischen Kürze ungeachtet, vermehrt werden sollen, zumal da man ausser Hn. v. *Schwartners* Werke nichts befriedigendes in diesem Fache hat. S. 251. hat der Vf. das Beywort *gloriosus* oder *gloriosissimus*, vergessen, mittelst welchen die Könige von Ungern ihrer selbst, und ihrer Vorfahren und auch andere derselben (z. B. in *prologo Anonymus B. R. Not.*) gedachten. S. 254. hätte der Vf. bemerken sollen, dass einige Familien-Namen in Ungern allerdings schon in dem XI. Jahrhundert gebräuchlich waren, allein dass diese eingewanderte Deutsche und Italiäner gewesen. Stoff zur Ausführung dieser Bemerkung giebt *Thurotz II.* 10. seq. So z. B. lebte zu Salomons Zeiten Wyd von Guthkeled (Gutgeld?) (ibid. Kap. XVI.) Die Formel: *N. de genere* (oder *de generatione*) *N.* muss hierbey nothwendig erläutert werden. Bey S. 259. hätte schicklicher als S. 274. wegen mehrerer Beyspiele von verschiedenen Namen und Zweigen einer Hauptstammfamilie auf die *Collectanea genealogica*, von *Wagner* (Decades V.) verwiesen werden sollen, die zu Pest 1802 früher, als das Buch des Vf. erschienen. — S. 260. wird mit Recht der Missbrauch gerügt, der mit den sogenannten Prädicaten getrieben wird. Vorzüglich treiben denselben die siebenbürgischen Szekler, bey denen es fast allemal, statt z. B. *N. de Kézdi Szent Lélek*, welches gleichsam ein Grundeigenthum von diesem Orte anzeigt, heissen sollte: *ex Kézdi Szent Lélek*, weil sie daher stammen, ohne vielleicht einen Fussbreit Landes daselbst zu besitzen. S. 261. war dem Rec. sehr auffallend die Kürze, mit welcher der Vf. von den *Servientibus privatorum* spricht, und noch auffallender sein Stillschweigen über den Ausdruck *Jobbagyones* und dessen nach und nach so sehr veränderte Bedeutungen; der zur Erläuterung hierher nöthigen deutschen Literatur, z. B. *Estor de ministerialibus*, *Scheidt's* Nachrichten vom hohen und niedern Adel etc. hat der Vf. gar nicht gedacht. Dennoch ist es gerade hier, wo man dem Diplomatiker zurufen muss: *Hic Rhodus, hic salta!* Bey S. 262. glaubt Rec. dass das Wort: *Barones* — aus *Boerones*, oder *Bojarones* gebildet, und also Slavischen Ursprungs sey: (andere leiten es bekanntlich von Wahr, Wahren, ab); auch hält er es mit *Szarke* in Absicht auf die Ableitung des Worts *Nador Ispany*, und glaubt das *Nagy Ur* habe in den alten Zeiten den Herzog, und dann den König von Ungern bedeutet. Das Thema von den Grafen in Ungern ist besser als sonst irgendwo, mit Beybringung einer merkwürdigen Urkunde S. 267., aber doch nicht erschöpfend genug abgehandelt. So z. B. ist die Formel: *Comes pro tempore constitutus* nicht erwähnt, noch weniger ist der Unterschied erklärt, der z. B. in Zipsen zwischen dem *Comes pro tempore constitutus* und dem *Comes terrae Scepusiensis* (d. h. dem Präsidenten der XXIV. Königl. freyen Städte und Flecken) statt fand: vielmehr findet Rec. in dem Ausdruck des Vfs. S. 266. „*nec non Comes terrae Scepusiensis*, *Landgraf*, *qui anno demum* 1465 *perpetuus factus est*" — eine Ideenverwechselung. (S. *Schlözers* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 690.). S. 276. fg. lässt sich die ungeheure Summe von 1,280,000 Ducaten, die dem Uebertreter des Diploms vom heiligen Stephan für die Veszprimer Kirche zum heiligen Michael angedroht wird, durch nichts entschuldigen, und gehört mit zu den übrigen zahlreichern Kennzeichen der Unächtheit dieses Diploms. Im Gegensatz der Imprecationen und Verwünschungen, welche so manches Diplom schliessen, hatte der Vf. den päpstlichen am Ende der Bullen stehenden Wunsch: *Bene Valete*, erwähnen und aus „*Oelrichs de Siglo Pontificali Bene Valete.*" 1773. fol. erläutern sollen. Eben dieser *Oelrichs* hat ein *Programm de stampilla diplomatica.* Palaeo — Stettini et Rostock 1762. fol. herausgegeben, dessen bey S. 287. zu erwähnen, der Mühe werth gewesen wäre. Von der Art, durch Handzüge Urkunden zu unterfertigen, hätte aus *Cosmans* (eigentlich *Peter Ant. Franks*) Abhandlung vom grossen Namenshandzeichen Maximilians I. (Maynz 1786. 67 S. gr. 8.) ein Beyspiel angezogen werden können. S. 301. Das Herumreisen der Könige ward durch die überall zerstreuten *Udvarnicos* sehr begünstigt, von denen wir beym Vf. keine Auskunft erhalten haben. S. 329. Die im Diplom Belas II. für Dömes, falsch angezogene Epakte ist auch nur einer der mehrern Beweise wider die Aechtheit desselben. — Das angehängte *Diplomatarium* besteht aus XXXV. Urkunden (bey der ersten Ausgabe bestand es nur aus XII.) Die Besitzer der vorigen Ausgabe werden wünschen, dass keine Urkunden derselben hier wieder abgedruckt, sondern ihre Stellen durch ganz neue und noch ungedruckte ersetzt wären. Rec. hingegen richtet seinen Wunsch dahin, dass der Vf. bey einer künftigen Auflage seines Werks, welche dasselbe wohl bald erleben dürfte, einen Band ganz einer vollständigen Ausführung der Diplomatik, und den zweyten einem reichhaltigen Diplomatario von Urkunden aller Art, mit erläuternden kritischen, auf die Vorschriften der Diplomatik hinweisenden Anmerkungen widmen möge. An Materialien kann es ihm (wie aus der Vorrede erhellt) nicht fehlen, noch weniger aber gebricht es ihm an Geschicklichkeit und Fleiss, um dem vollen Glanze des Ruhmes „ein Mabillon für Ungern zu seyn," immer näher zu kommen.

Ohne Druckort: *Die Revolutionsgeschichte der Venezianer im Jahr* 1797. In Briefen bearbeitet von *J. F. Fick.* Mit der Ansicht des Markusplatzes. 1802. 318 und XXIV S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Eine Revolutionsgeschichte der Venezianer im J. 1802 herauszugeben, scheint etwas gewagt zu seyn; wenigstens werden viele die Frage aufwerfen, für welche Classe von deutschen Lesern das Werk eigen-

ten (ziemlich ſparſamen Druckes) füllen? Wie kommt es, daſs man mit dieſem Band nicht über das XIII. Jahrhundert rückt; und ſoll man ſich alſo, indem man auf jedes Jahrhundert einen Band rechnet, noch auf fünf ſolche dicke Quartbände gefaſst machen? Alles dieſes beantwortet ſich dadurch, daſs der Vf. für gut gefunden hat, das wenige Gold in gar viele unnütze Schlacken zu hüllen, d. h. die Urkunden nur als Vehikel zu brauchen, um in hochtönenden und langen Noten die Fülle ſeiner hiſtoriſchen Weisheit auszuſchütten. Zwar nimmt man von einem guten Diplomatiker und Hiſtoriker kurze pragmatiſche Sach- und Worterklärende Noten mit Dank an; zu einer ſolchen Claſſe gehören aber die allerwenigſten Noten des Vfs. Die überwiegend meiſten Anmerkungen enthalten baaren hiſtoriſchen Unſinn, den wir uns kaum zu erklären wüſsten, wenn uns der Vf. nicht den Schlüſſel dazu in der Vorrede gegeben hätte.

Als nämlich das Zipſer Comitat den Vf. zu der mit Gallizien abzuhaltenden Gränzberichtigungs-Commiſſion zog; und der Vf. alles das, was er wünſchte, mit Urkunden zu erweiſen nicht im Stande war, verfiel er auf die ungereimte Hypotheſe: man müſſe die Granzbeſtimmung des ungriſchen Reichs noch von den atilaniſchen Hunnen ableiten. Er theilte ſeine Arbeit dem Domherrn Pray mit; und dieſer warnte ihn auf die ihm eigne beſcheidene und feine Art, vor dem hiſtoriſchen Abgrund, in den er ſich ſtürzen wollte, in einem Briefe, den der Vf. ſelbſt in der Vorrede hat abdrucken laſſen. Unſer Vf. verſtand ſolche feine Erinnerungen nicht. In der Vorrede beharrt er auf ſeiner obigen Hypotheſe, und hofft ſogar, der kaiſ. königl. Hof werde gegen ſein Syſtem, nach welchem er die Gränzen Ungerns auch über Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Mähren erſtreckt, Böhmen aber und Schleſien zu den ungriſchen Nebenländern rechnet, gar nichts (*in his rerum aevi noſtri adjunctis*) einzuwenden haben. (Der Vf. hat wirklich und im Ernſt unternommen, dieſes Unfactum S. 100 ff. zu erweiſen). Da nun der Vf. keine Gelegenheit gefunden, ſein dieſsfälliges Syſtem in einem eignen Werke chronologiſch aufzuſtellen: ſo hat er daſſelbe, laut der Vorrede, damit es mit ihm nicht zu Grabe gehe, wenigſtens in die dieſem Werke angehangten Noten zerſtreut, und ſo daſſelbe — wärlich ein unſterbliches Meiſterſtück — vom Untergang [illegible] „*Ut adeo novitas operis hujus ad Hungarico* [illegible] *hiſtoriam — dignitati ſuae reſtit* [illegible] Haupt-Inhalt ſeiner Noten ſe[illegible] folgenden Worten: „*Diplom*[illegible] *occaſio obtulerat, Notas tam* [illegible] *norum vel Hungarorum* (wi[illegible] Vf. beides für gleichb[illegible] *nae Hiſtoriam comp*[illegible] *garis innexarum N*[illegible] *limitum Hungariae,* [illegible] *nem ſecutasque invo*[illegible]

Wer die Vorre[illegible] auf den ſonderbaren [illegible]

gefaſst ſeyn; jedoch übertreffen dieſelben wirkli[ch] alle Erwartungen. Hier ein paar Beyſpiele. [illegible] aus mit den eignen Worten des Vfs. S. 30. N. 14. „*Scepuſii nomen derivatur a Scyris. Attilae famoſa A. 451. expeditione Gallica (Sidon. Apollin. Paneg. Carm. VII.) ſociis, quos Procopius Caeſarienſis Nationem Gothicam fuiſſe, ac in ſeptentrionalibus* [illegible] *regionibus habitaſſe, Plinius autem usque ad* [illegible] *diffuſos fuiſſe, ap. Stritt. T. IV. Ind. geogr. p.* [illegible] *teſtatur, ſe ipſos Scyrpſer aut Szirpſzer (apud* [illegible] *enim lit. c. literae s. adjecta, ſibillum literae s.* [illegible] *bat; hodie loco c. utimur litera z.) Regionem* [illegible] *Scyrpſer vel etiam Zyrpſer Land, et mox* [illegible] *ra exmiſſa, Scypſer vel Sypſer Land, ita* [illegible] *quoque Scepuſienſe Scypſer hus vel Zypſer haus* [illegible] *bant, unde ſcilicet contractum illud Scypus poſtea* [illegible] *pus, non raro in antiquis diplomatibus occurrens* [illegible] *rivatur. Scyrorum memoriam Opidum quoque Scyr*[illegible] *in Zatorienſi Ducatu exiſtens, hodiedum retinet.* [illegible] *adeo ſub nomendatione Scepuſienſis terrae Comitatus quoque Uvarienſis* (der Vf. meynt damit den Altandezer Bezirk) *continebatur*". — Wo möglich noch einziger in ihrer Art iſt die Stelle S. 22. Not. 13 b. „*Morum igitur Philoſophia ſeu religione, qua unus* „*Deus Opt. Max. univerſi conditor et rector* [illegible] „*tur, per Lamam optimo ſucceſſu propagata,* [illegible] „*Hunnica Pinenſium Bonziorum, qui ridiculis quibusdam* „*falſorum numinum ſimulacris ſacrificabant, plane* [illegible] „*abhorrerent, Sinas quidem Gor — vel Tiar — bonz —* [illegible] „*hodierno quoque ſignificatu noſtro, veneficos aut ſuper-* „*ſtitionibus deditos, ſe ipſos autem Mogoc — os vel Ma-* „*gar — os* (cf. Pray ep. reſp. p. 100) *hoc eſt ge-* „*nuinos Magos, quorum nempe memoriam, Sinis* [illegible] „*tera canina carentibus Mougoli vel Mougali, etiam* [illegible] „*goli dicti per boreales muri regiones in moderna* [illegible] „*tali Tartaria, nec non Mongoles, re ipſa Mogores* [illegible] „*ſeptentrionalem Indiam, ac denique Magyari per Un-* „*gariam hodiedum retinent, appellare, novoque hoc* [illegible] „*velut populis, qui ſapientia et religione reliquas gentes* „*excellerent, nomine attributo, quod ſubinde ipſi* [illegible] „*Hunnorum Imperatores, nominis divini reverentia* [illegible] „*per autonomaſiam aſſumere maluerunt, gloriari* [illegible] „*rant.*"

Einſichtsvollere Leſer werden glauben: daſs dergleichen Stellen ihre Verwerflichkeit und Lächerlichkeit mit ſich führen — allein Rec. hat leider die Erfahrung gemacht, daſs es Leute giebt, die ſie gleich einem Evangelio glauben, und den Urheber derſelben für ein gro[illegible]ches Licht halten; daſs ferner ein einzig[illegible]es Buch wegen der Schwachheit der men[illegible]r Schaden anrichtet, als zehn [illegible] h[illegible]e Nutzen ſtiften können: zumal [illegible] gerügt wird.

[illegible] des Vfs. ſind inzwiſchen von [illegible] die 2te Note über das Verb[illegible] [illegible] Dounajetz geographiſch, die [illegible] r u. ſ. w. Aber auch von [illegible] einige nicht nöthig (wie [illegible] en Anmerkung geſagt wird, [illegible] den

.. Liefern aus Pray, Katona u. s. w. längst bekannt ..n muss) andere zu lang: in mehrern ist das Wahre .t dem Falschen, das Brauchbare mit dem Unbrauch..ren ärgerlich vermischt. So z. E. war es wohl der ..ühe werth, in der 8ten Note aufmerksam darauf zu ..ach en, dass sich schon Andr. II. erlaubt habe, vom ..veräusserlichen Grund und Boden der Zipser Deut..ien, einzelne Stücke abzuzwacken, und als adliches ..genthum wegzugeben; allein die nachfolgende Be..uptung, dass im Sároser Comitat das Novum Castrum ..(vár) zu suchen sey, dessen „*Comites et Duces* als gleich *Comites et Duces Scepusii* in alten Urkunden, ..d in jener Andreanischen 1209 vorkommen, leidet ..el Einschränkung.

Als vorzüglich merkwürdig und sehr brauchbar ..agegen zeichnet Rec. folgende Noten aus. S. 191. Not. 70. eine kurze Nachricht von dem berüchtigten Process zwischen dem Zipser Adel, und dem Zipser *Clerus*, über die Frage: ob letzterer auch von den sogenannten Allodialgründen des Zipser Adels den Zehnden zu nehmen habe? worin die königl. Tafel ..weymal bejahend, die oberste Justizstelle aber, oder ..eptemviraltafel zweymal und definitiv verneinend ..ntschied. — S. 392. Not. 92. Ein Holzstich mit der ..bbildung des alten Siegels der deutschen Zipser Uni..versität aus dem Siegel von einer Urkunde des J. 1295. ..chade dass der Vf. dieses Siegel nicht in einer sau..bern Kupfertafel, nach einer genauen Zeichnung mit..theilte. Das Original liegt in Donnersmarkt. Das ..ähnliche Siegel, welches *Gottfr. Schwarz* (*recensio critica Schmeizeliani de numis Transilvanicis commentarii* Rinteln 1764. S. 13) sah, hing an einer Urkunde des J. 1315. Schwarz sah auf dem seinigen drey Hügel, ..uf deren mittelsten das Kreuz stand; gegenwärtiger H..lzstich stellt nur einen einzigen Hügel, jedoch das doppelte Kreuz zwischen zwey Bäumen (dem Zei..chen eines durch Waldausrottung entstandenen Länd..chens) vor. Die Umschrift heisst: *Sigillum Saxonum de Cips;* auf einem spätern Siegel aber las der Vf. die Inschrift (S. 399) folgendermassen: *Sigillum Saxonum de Cip.* Hierüber fasels freylich der Vf. in ..der Anmerkung) *Vetus Germanorum Zip vel Zipf hodiernum Zipfel laciniam significat etc.*) das Factum ..aber, das er anführt, ist bedeutend, und einer nähern ..Untersuchung werth, wobey *Schlözer's* Geschichte der ..Deutschen in Siebenbürgen S. 668. zu vergleichen wä..ren. S. 400. Not. f. ist ein officieller Bericht des Ma..gistrats der Stadt Leutschau eingerückt, welcher zu ..erkennen giebt, warum diese alte Hauptstadt des Zip..ser deutschen Bundes die wenigsten Urkunden zur ..Geschichte desselben liefern könne.

In einer Schlussnote will der Vf. sich über Pray ..rheben, und beweisen, dass der Anonymus Belae R. ..Notarius, Bela I. und nicht dem III. angehöre. Rec. ..hofft, der Vf. werde indessen *Cornidessii Vindicias Anon. B. R. Notarii* (Budae 1801. 4.) gelesen, und von Cor..nides gelernt haben, wie ein guter Historiker eine ..che Frage abzuhandeln habe? und wie sich ein im ..nkel Ungerns bey eingeschränkten literarischen ..Hülfsmitteln arbeitender Mann billig hüten solle, einem mit Kenntnissen und Quellen umgebenen Erzhistoriographen, wie Pray, ins Blaue hinein zu widersprechen. Ein chronologisches Register aller aufgeführten Urkunden, und ein fleissig gearbeitetes Real-Register erleichtert den Gebrauch des Werks; und das letztere gewährt eine concentrirte Uebersicht aller der Behauptungen, die in den verschiedenen Noten des Vfs. zerstreut sind. Eine Fortsetzung ist immer zu wünschen, nur müsste der Vf. dabey Hn. *Pray's* Rathschläge befolgen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Helvetischer Revolutions-Almanach* für das Jahr 1801. 56 u. 177 S. 12. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendas.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1802. 214 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendas.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1803. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen der Herausgeber und Verleger haben diesen Almanach immerfort, in dem schon ehmals von uns gerühmten Werthe erhalten.

Der Jahrgang von 1801 enthält: 1) *Helvetische Chronik* vom Nov. 1799 bis August 1801. 2) *Den Regierungsetat der helvetischen Republik;* nämlich das Personal des gesetzgebenden Raths, des Vollziehungsraths, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegswesens, der Justiz und Polizey, der Finanzen, der innern Angelegenheiten, der Künste und Wissenschaften, nebst den ihnen zugehörigen Bureaux, des obersten Gerichtshof, die Regierungs-Statthalter in den Cantonen. 3) *Die Geschichte des Appenzeller Kriegs* bis zur Schlacht am Stoss (1400—1405.) 4) Fortgesetzte Skizze der helvetischen Revolution. Diese Abtheilung geht mit der nach dem Einzuge der französischen Truppen in das Waatland erlassenen Bottschaft des Directoriums v. 5. Febr. 1797 an, und endigt mit der Proclamation einer untheilbaren demokratisch-repräsentativen helvetischen Republik. Die Kupfer sind: der *Kirchgang zur Taufe*, ein niedliches Blättchen von König gezeichnet und von Lips gestochen; verschiedene bäurische Schweizertrachten; dann Gegenden; auf dem Wege nach Bethlehem von Meyer, Unterseen, Rinkenberg geätzt von König, Eglisau, geätzt von Bidermann; zwey ländliche Wohngebäude aus dem Canton Zürich; endlich eine Karte von Bisthum Basel, reducirt von Killer, gestochen von Lips.

Im Jahrgang 1802 sind enthalten die Alpenreise 1798 von Wyss, eine sentimentalische, durch praktische Digressionen häufig unterbrochne Beschreibung; das Buch, eine sehr rührende Erzählung von ebendemselben; geographischer Ueberblick des ehemaligen Cantons Bern; Höhenvergleichung der höchsten Gebirge in der bekannten Welt, mit denen in Helvetien.

lich bestimmt sey? Für das grosse Publicum, das bloss aus Neugierde liest, auch allenfalls zu seiner Zeit über die Begebenheiten sich oberflächlich zu unterrichten wünscht, ist es nicht; denn für dieses hat der Gegenstand den Reiz der Neuheit schon zu sehr verloren; auch ist es für diese Classe, die übrigens die Hauptbegebenheiten schon längst weiss, viel zu umständlich, kleinlich und weitschweifig. Für den eigentlichen Gelehrten und künftigen Geschichtschreiber ist es nicht befriedigend und gründlich genug, indem der Vf. keine wichtigen Quellen hatte, aus denen er schöpfen konnte, ja nicht einmal alle die Werke benutzt hat, die wir über die Revolution von Venedig besitzen. Die *Lettera ingenua ad un amico* etc. die venezianische Zeitung „*il nuovo Postiglione*" und die *Raccolta di carte publiche* (das wichtigste von den dreyen) sind die Werke, die er am häufigsten citirt. Das Uebrige ist das, was er selbst gesehen, oder hin und wieder gehört hat, und wobey in Zeiten der Unruhen und der Staatsumwälzungen, sich so manche Irrung natürlich einschleicht. Aber von einer dritten Seite könnte das Werk dem Publicum willkommen seyn, nämlich durch eine neue, interessante und anziehende Darstellung des Ganzen. Hierzu aber ist der Vf. ganz und gar nicht geeignet. Seine Manier ist äusserst weitschweifig und schwerfällig, und seine Sprache durchaus seltsam, gedehnt, hin und wieder abentheuerlich und nicht selten undeutsch. Um diesen Vorwurf zu rechtfertigen, will Rec. nicht hin und wieder Stellen aus dem ganzen Bande ausheben, sondern einen einzigen Bogen wählen; und das sey der erste. S. 15. „Für sie sank am Abendhimmel, allmälig die *Sonne der Hoffnung* nieder, und eine *dunkle Aussicht durch eine finstere Nacht schien allmälig sich zu nähern*, welche den Horizont über dem festen Lande der Republik Venedig *zu verdunkeln drohte*. Ebendaselbst. Mantua, welches *seine treuen Adlersflügel* mit Traurigkeit und Wehmuth, aber doch auch mit Ruhm und Ehre sinken liess. S. 7. Da sie noch überdiess befürchtete, *als* möchten die gutdenkenden Bewohner von Verona einen Aufstand erregen. S. 9. Zumal man aus dem Munde eben dieser Männer mit einer gewissen *Bedauerniss* vernehmen konnte." S. 16. „*W.* wollte nicht vor Venedig vorbeygehen, ohne viele *dessen Einwohner* mit seinem angenehmen Besuche in ihrer Stadt zu erfreuen." Der nämliche Bogen liefert noch mehrere Beyspiele lahmer Perioden und seltsamer Ausdrücke und Wendungen, wohin vorzüglich das Ende von S. 3. gehört, welche Periode aber zum Abschreiben zu lang ist. — „Das Vaterland des Livs und des jüngern Plins" (S. 11.) klingt sehr widerlich und affectirt. — Dass der Vf. höchst weitschweifig und bisweilen langweilig ist, scheint er selbst zu fühlen, und vertheidigt sich gewissermaassen dagegen *in* der Vorrede. Gleichwohl verspricht er halb und *halb* einen zweyten Band. — Das Ganze ist in Briefform bearbeitet, und, um dieser Erdichtung ein Ansehen von Wahrheit zu geben, lässt der Vf. ohne Unterlass eine Anrede an seinen Freund und gewisse Formeln einfliessen, die, wenn das Werk wirklich in Briefen geschrieben worden wäre, im Drucke hätten unterdrückt werden sollen. Wer mag in einer Revolutionsgeschichte Stellen wie folgende lesen! S. 188. „Hoffentlich hat Sie, mein Freund, der erquickende Schlaf in seine weichen Arme eingewiegt. Ich gönne Ihnen dieses schätzbare Glück des Lebens, und wünsche Ihnen dasselbe auch Zeit Ihres Lebens. Es ist spät, und ich fühle dieses Bedürfniss ganz. Nur noch einen Blick auf meinen Feuerzeug, und dann — gute Nacht." — Wie sehr dem Vf. daran lag, einen Band zusammen zu schreiben, zeigt er unter andern auch dadurch, dass er S. 268. und einige folgende mit dem Inhalte eines Gedichts anfüllt, „denn, sagt er, dieser schriftliche Aufsatz enthält zugleich so viele Wahrheiten, dass ich mich berede, *als* dürfte eine wesentliche Darstellung derselben meinen Lesern nicht ganz unwillkommen seyn."

* * *

PIRNA, in d. Arnoldischen Buchh.: *Beschreibung einer Maschine, die das Durchgehen der Reit- und Wagen-Pferde verhindert.* Nebst einem ausführlichen Unterricht über den Gebrauch derselben von *J. G. Herklotz.* Mit 5 Kupfertafeln. Neue wohlfeilere Ausgabe. 1802. 54 S. 8. (14 gr.) (S. d. Rec. im 2ten Jahrg. d. Ergänz. Blätter. Nr. 127.)

KLEINE SCHRIFTEN.

OEKONOMIE. *Cassel*, in d. Hampeschen Buchdruckerey: *Patriotischer Vorschlag zur Umschaffung aller öden und unfruchtbar gewordenen Waldreviere in nutzbaren Holzbestand.* (Von *J. C. Thomas.*) 1801. 52 S. 8. (6 gr.) Bloss des Vfs. guter Wille ist zu loben, der ihn angetrieben hat, diese Blätter drucken zu lassen, noch mehr aber eigene Versuche der Holzcultur zu machen. Er holt etwas weit aus, ehe er uns sagt, was er denn eigentlich für Holz auf solche Oeden bringen will, und diess sind denn nicht etwa Birken, nein, diese werden mit den andern Holzarten verworfen, sondern Fichten- und Kiefernpflanzen. Die Sache ist etwas zu einseitig behandelt. Passen denn in allen öden Boden Kiefern- und Fichtenpflanzen? Uebrigens sind Vorschlag und Verfahren dabey bekannt genug.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 30. April 1803.

GESCHICHTE.

Leutschau, gedr. b. Podhoranszky: *Supplementum Analectorum terrae scepusiensis notationibus ex veteri ac recentiore Hungarorum historia depromtis* auctore *Joanne Bárdosy*, R. majoris Gymnasii Leutschov. Directore ac Incl. Comitatus Scepus. Tabulae judic. Assessore illustratum, promotore et adjutore adm. rev. D. *Michaele Schmauk*, Parocho Matthaeivill. excusum. (T. I. Saeculum XI. XII. praecipue autem XIII.) 1802. 460 S. 4. Doppelter Index.

Wer es weiss, was des fleissigen und kritischen Jesuiten *Karl Wagner Analecta Scepusii* der ungrischen Geschichte für Dienste erwiesen haben, der freut sich über den Titel eines Buchs, das als *Supplementum Analectorum Scepusii* angekündigt wird. Es ist ganz richtig, dass so fleissig, sorgfältig und scharfblickend auch *Wagner* war, ihm doch manches alte Denkmal, manche schätzbare Urkunde entging; denn wo vermag Einer Alles zu leisten? — ganz richtig ferner, dass es sehr der Mühe werth wäre, in höchstens ein paar Quartbänden, das von *Wagner* übersehene nachzuholen.

Wenn man aber diess Buch näher einsieht: so erstaunt man, bey dem grossen Rufe, in dem Hr. B. als der jetzige Hauptschriftsteller in der Geschichte Ungerns bey gewissen Leuten steht, wie sich dieser Ergänzer zu *Wagnern* selbst verhalte.

Das *Gute*, was an diesem Buche ist, besteht hauptsächlich in mehrern vom Vf. neu oder aus Originalien verbessert herausgegebenen Urkunden als z. B. a) S. 1. eine vom J. 1091, welche jedoch mehr die Familie des Grafen Csáki als Zipsen betrifft. b) Eine von Heinrich Herzog von Cracau und Schlesien vom J. 1204. über deutsche Ansiedler am Dunajec. c) Eine von Andreas II. (S. 7.) von J. 1209. vom Vf. aus dem Original richtiger, als von *Wagner* aus einer Abschrift herausgegeben. d) Eine vom Crakauer Bischof Vislaus vom J. 1234 über eine neue Ansiedlung bey Lodemer. e) Eine vom Herzog Heinrich, über den Verkauf des Dorfs Rogoznik 1237. (Die Urkunden b. d. e. brachten die zur Gränzberichtigungs-Commission beorderten Gallizischen Commissare zum Erweis dessen mit, dass auch in den älteren Zeiten die Gränzen Polens mit Zipsen so wie jetzt, bestanden hätten) u. s. w. Um den Werth des Werks, so zu sagen, in Zahlverhältnissen zu bestimmen: so bemerkt Rec. nach angestellter sorgfältiger Uebersicht: es seyen hier überhaupt 118 Urkunden geliefert. Von diesen sind 63 ganz neu, und stehen in Wagner nicht, der Vf. hat sie theils aus Originalen, theils aus authentischen Transsumten, theils aus Processen, oder officiellen gedruckten Schriften gesammelt, und mit einer Sorgfalt, an welcher nichts Erhebliches getadelt werden kann, ziemlich getreu abdrucken lassen. Allein nicht nur in diesen 63 Urkunden meistens aus dem XIII. Jahrhundert besteht die Bereicherung, die der Geschichte durch dieses Werk zu Theil wird. 13 andre Urkunden hat der Vf. richtiger und vollständiger herausgegeben, als Wagner; wo er nämlich Originalien oder authentische Transsumten vor sich hatte, während Wagner sich bloss mit Abschriften behelfen musste. Auch für diese verdient Hr. B. den warmen Dank der Geschichtsforscher, welche sehr wohl wissen, wie viel es auf richtige Lesart bey Urkunden ankommt. Rec. will hievon bey Gelegenheit dieses Buchs ein merkwürdiges Beyspiel aufstellen: *Wagner* giebt in den *Analectis Scepusii* (I. S. 118) aus einer Abschrift eine Urkunde von Ladislaus dem Cumaner vom J. 1273, worin er dem Comes Elias das Dorf Garg schenkt: „*ita tamen, quod annuatim idem Elias Comes ratione ipsius terrae assumsit solvere unum florenum auri.* Hierauf gründet ganz natürlich Hr. *Schönwiesner* in *notitia rei num.* S. 170. folgende Bemerkung: „*Floreni auri, qui Florentiae* 1252 *exorti sunt, in Hungaria memorantur jam ad a.* 1278. Und dennoch ist diese Bemerkung falsch, weil die Wagnerische Lesart nicht richtig ist. Denn bey unserm Vf., der das Original vor sich hatte, heisst es: S. 120 *idem Comes Elias. . assumpsit solvere unum fertonem Auri.*

So weit geht also bey unserm Vf. der wahre und reine Gewinn für die Wissenschaft. Denn 42 andre Urkunden, die er ebenfalls hat der Länge nach abdrucken lassen, sind schon bey Wagner, oder bey Pray, Katona u. s. w. zu finden: und hatten höchstens der chronologischen Reihe wegen, in einem kurzen Auszuge erwähnt werden sollen. Hierüber entschuldigt sich jedoch der Vf. in der Vorrede und S. 134. 135. Note 65. mit den Wünschen seiner Pränumeranten, deren mehrere kein Exemplar von Wagner besässen. (Es sind aber noch gar viele Exemplare von Wagner zum Verkauf vorhanden) Wegen dieser wenigen After-Literatur-Freunde, die nicht einmal ihren eigenen Wagner besitzen, muss das übrige respectable Publicum für mehrere Wagnerische Urkunden aufs neue zahlen.

Gesetzt aber, man wolle auch diess noch mit Geduld tragen; so wird doch für jeden, der das Buch nicht gesehen, die Frage übrig bleiben: Wie kommt es, dass 118 Urkunden den Raum von 460 Quartseiten

ten (ziemlich sparsamen Druckes) füllen? Wie kommt es, dass man mit diesem Band nicht über das XIII. Jahrhundert rückt; und soll man sich also, indem man auf jedes Jahrhundert einen Band rechnet, noch auf fünf solche dicke Quartbände gefasst machen? Alles dieses beantwortet sich dadurch, dass der Vf. für gut gefunden hat, das wenige Gold in gar viele unnütze Schlacken zu hüllen, d. h. die Urkunden nur als Vehikel zu brauchen, um in hochtönenden und langen Noten die Fülle seiner historischen Weisheit auszuschütten. Zwar nimmt man von einem guten Diplomatiker und Historiker kurze pragmatische Sach- und Worterklärende Noten mit Dank an; zu einer solchen Classe gehören aber die allerwenigsten Noten des Vfs. Die überwiegend meisten Anmerkungen enthalten baaren historischen Unsinn, den wir uns kaum zu erklären wüssten, wenn uns der Vf. nicht den Schlüssel dazu in der Vorrede gegeben hätte.

Als nämlich das Zipser Comitat den Vf. zu der mit Gallizien abzuhaltenden Gränzberichtigungs-Commission zog; und der Vf. alles das, was er wünschte, mit Urkunden zu erweisen nicht im Stande war, verfiel er auf die ungereimte Hypothese: man müsse die Gränzbestimmung des ungrischen Reichs noch von den attilanischen Hunnen ableiten. Er theilte seine Arbeit dem Domherrn Pray mit; und dieser warnte ihn auf die ihm eigne bescheidene und feine Art, vor dem historischen Abgrund, in den er sich stürzen wollte, in einem Briefe, den der Vf. selbst in der Vorrede hat abdrucken lassen. Unser Vf. verstand solche feine Erinnerungen nicht. In der Vorrede beharrt er auf seiner obigen Hypothese, und hofft sogar, der kaif. königl. Hof werde gegen sein System, nach welchem er die Gränzen Ungerns auch über Oesterreich, Steyermark, Karnthen, Krain und Mähren erstreckt; Böhmen aber und Schlesien zu den ungrischen Nebenländern rechnet, gar nichts (*in his rerum aevi nostri adjunctis*) einzuwenden haben. (Der Vf. hat wirklich und im Ernst unternommen, dieses Unfactum S. 100 ff. zu erweisen). Da nun der Vf. keine Gelegenheit gefunden, sein diessfalliges System in einem eignen Werke chronologisch aufzustellen: so hat er dasselbe, laut der Vorrede, damit es mit ihm nicht zu Grabe gehe, wenigstens in die diesem Werke angehängten Noten zerstreut, und so dasselbe — wärlich ein unsterbliches Meisterstück — vom Untergang gerettet. „*Ut adeo novitas operis hujus ad Hungaricam veterem Historiam — dignitati suae restituendam pertineat.* Den Haupt-Inhalt seiner Noten schildert der Vf. selbst mit folgenden Worten: „*Diplomatibus his, ubicunque se occasio obtulerat, Notas tam Asiatico Europaeam Hunnorum vel Hungarorum* (wie man sieht, nimmt der Vf. beides für gleichbedeutend) *quam Periodi Arpadanae Historiam complexas, origines item variarum Hungaris innexarum Nationum et rituum, veterem denique limitum Hungariae, partiumque adnexarum constitutionem secutasque involutiones exhibeo*" —

Wer die Vorrede gelesen hat, wird also schon auf den sonderbaren Inhalt der Noten gewissermassen gefasst seyn; jedoch übertreffen dieselben wirklich alle Erwartungen. Hier ein paar Beyspiele, durchaus mit den eignen Worten des Vfs. S. 30. Note 14. „*Scepusii nomen derivatur a Scyris. Atilae in famosa A. 451. expeditione Gallica* (*Sidon. Apollin. in Paneg. Carm. VII.*) *sociis, quos Procopius Caesariensis Nationem Gothicam fuisse, ac in septentrionalibus Istri regionibus habitasse, Plinius autem usque ad Vistulam diffusos fuisse, ap. Stritt. T. IV. Ind. geogr. p. 296) testatur, se ipsos Scyrpser aut Szirpszer* (*apud veteres enim lit. s. literae s. adjecta, sibillum literae s. duplicabat; hodie loco c. utimur litera z.*) *Regionem suam Scyrpser vel etiam Zyrpser Land, et mox canina litera exmissa, Scypser vel Sypser Land, ita Castrum quoque Scepusiense Scypser hus vel Zypser haus vocabant, unde scilicet contractum illud Scypus postea Scepus, non raro in antiquis diplomatibus occurrens derivatur. Scyrorum memoriam Opidum quoque Scyrzyc in Zatoriensi Ducatu existens, hodiedum retinet. Ut adeo sub nomendatione Scepusiensis terrae Comitatus quoque Uvariensis* (der Vf. meynt damit den Altlandezer Bezirk) *contineatur*". — Wo möglich noch einziger in ihrer Art ist die Stelle S. 22. Not. 13 b. „*Morum igitur Philosophia seu religione, qua unus „Deus Opt. Max. universi conditor et rector adoraba„tur, per Lamam optimo successu propagata, quam „Hunnica Pinensium Bonziorum, qui ridiculis quibusdam „falsorum numinum simulacris sacrificabant, placitis „abhorrerent, Sinas quidem Gor — vel Gar — bonz — s, „hodierno quoque significatu nostro, veneficos aut super„stitionibus deditos, se ipsos autem Mogoc — os vel Ma„gar — os* (*cf. Pray ep. resp. p. 100*) *hoc est ge„nuinos Magos, quorum nempe memoriam, Sinis li„tera canina carentibus Mougoli vel Mougali, etiam Mon„goli dicti per boreales muri regiones in moderna orien„tali Tartaria, nec non Mongoles, re ipsa Mogores per „septentrionalem Indiam, ac denique Magyari per Hun„gariam hodiedum retinent, appellare, novoque hoc sibi, „velut populis, qui sapientia et religione reliquas gentes „excellerent, nomine attributo, quod subinde ipsi quoque „Hunnorum Imperatores, nominis divini reverentia ducti, „per autonomasiam assumere maluerunt, gloriari coepe„rant.*"

Einsichtsvollere Leser werden glauben: dass dergleichen Stellen ihre Verwerflichkeit und Lächerlichkeit mit sich führen — allein Rec. hat leider die Erfahrung gemacht, dass es Leute giebt, die sie gleich einem Evangelio glauben, und den Urheber derselben für ein grosses historisches Licht halten; dass ferner ein einziges unkritisches Buch wegen der Schwachheit der meisten Leser mehr Schaden anrichtet, als zehn kritische und gründliche Nutzen stiften können: zumal wenn es nicht gehörig gerügt wird.

Nicht alle Noten des Vfs. sind inzwischen von dieser Art. So z. E. ist die 2te Note über das Verhältniss der Flüsse Poprad und Donajetz geographisch, die 3te genealogisch brauchbar u. s. w. Aber auch von den Noten dieser Art sind einige nicht nöthig (wie z. E. das was in der 6ten Anmerkung gesagt wird, dem

len Lesern aus Pray, Katona u. s. w. längst bekannt seyn muss) andere zu lang: in mehrern ist das Wahre mit dem Falschen, das Brauchbare mit dem Unbrauchbaren ärgerlich vermischt. So z. E. war es wohl der Mühe werth, in der 8ten Note aufmerksam darauf zu machen, dass sich schon Andr. II. erlaubt habe, vom unveräusserlichen Grund und Boden der Zipser Deutschen, einzelne Stücke abzuzwacken, und als adliches Eigenthum wegzugeben; allein die nachfolgende Behauptung, dass im Sároser Comitat das Novum Castrum (Ujvár) zu suchen sey, dessen „*Comites et Duces* als zugleich *Comites et Duces Scepusii* in alten Urkunden, und in jener Andreanischen 1209 vorkommen, leidet viel Einschränkung.

Als vorzüglich merkwürdig und sehr brauchbar dagegen zeichnet Rec. folgende Noten aus. S. 191. Not. 70. eine kurze Nachricht von dem berüchtigten Process zwischen dem Zipser Adel, und dem Zipser Clerus, über die Frage: ob letzterer auch von den sogenannten Allodialgründen des Zipser Adels den Zehnden zu nehmen habe? worin die königl. Tafel zweymal bejahend, die oberste Justizstelle aber, oder Septemviraltafel zweymal und definitiv verneinend entschied. — S. 392. Not. 92. Ein Holzstich mit der Abbildung des alten Siegels der deutschen Zipser Universität aus dem Siegel von einer Urkunde des J. 1295. Schade dass der Vf. dieses Siegel nicht in einer saubern Kupfertafel, nach einer genauen Zeichnung mittheilte. Das Original liegt in Donnersmarkt. Das ähnliche Siegel, welches *Gottfr. Schwarz* (*recensio critica Schmeizeliani de numis Transilvanicis commentarii* Rinteln 1764. S. 13) sah, hing an einer Urkunde des J. 1315. Schwarz sah auf dem seinigen drey Hügel, auf deren mittelsten das Kreuz stand; gegenwärtiger Holzstich stellt nur einen einzigen Hügel, jedoch das doppelte Kreuz zwischen zwey Bäumen (dem Zeichen eines durch Waldausrottung entstandenen Ländchens) vor. Die Umschrift heisst: *Sigillum Saxonum de Cips;* auf einem spätern Siegel aber las der Vf. die Inschrift (S. 399) folgendermassen: *Sigillum Saxonum de Cip.* Hierüber fabelt freylich der Vf in der Anmerkung) *Vetus Germanorum Zip vel Zipf hodiernum Zipfel laciniam significat etc.*) das Factum aber, das er anführt, ist bedeutend, und einer nähern Untersuchung werth, wobey *Schlözer's* Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen S. 688. zu vergleichen wären. S. 400. Not. f. ist ein officieller Bericht des Magistrats der Stadt Leutschau eingerückt, welcher zu erkennen giebt, warum diese alte Hauptstadt des Zipser deutschen Bundes die wenigsten Urkunden zur Geschichte desselben liefern könne.

In einer Schlussnote will der Vf. sich über Pray erheben, und beweisen, dass der Anonymus Belae R. Notarius, Bela I. und nicht dem III. angehöre. Rec. hofft, der Vf. werde indessen *Cornidesii Vindicias Anon. B. R. Notarii* (Budae 1801. 4.) gelesen, und von Cornides gelernt haben, wie ein guter Historiker eine solche Frage abzuhandeln habe? und wie sich ein im Winkel Ungerns bey eingeschränkten literarischen Hülfsmitteln arbeitender Mann billig hüten solle, einem mit Kenntnissen und Quellen umgebenen Erzhistoriographen, wie Pray, ins Blaue hinein zu widersprechen. Ein chronologisches Register aller aufgeführten Urkunden, und ein fleissig gearbeitetes Real-Register erleichtert den Gebrauch des Werks; und das letztere gewährt eine concentrirte Uebersicht aller der Behauptungen, die in den verschiedenen Noten des Vfs. zerstreut sind. Eine Fortsetzung ist immer zu wünschen, nur müsste der Vf. dabey Hn. *Pray's* Rathschläge befolgen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zürich, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Helvetischer Revolutions-Almanach* für das Jahr 1801. 56 u. 177 S. 12. (1 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendas.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1802. 214 S. 12. (1 Rthlr. 12 gr.)

3) Ebendas.: *Helvetischer Almanach* für das Jahr 1803. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die Bemühungen der Herausgeber und Verleger haben diesen Almanach immerfort, in dem schon ehemals von uns gerühmten Werthe erhalten.

Der Jahrgang von 1801 enthält: 1) *Helvetische Chronik* vom Nov. 1799 bis August 1801. 2) *Den Regierungsetat der helvetischen Republik;* nämlich das Personal des gesetzgebenden Raths, des Vollziehungsraths, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, des Kriegswesens, der Justiz und Polizey, der Finanzen, der innern Angelegenheiten, der Künste und Wissenschaften, nebst den ihnen zugehörigen Bureaux, des obersten Gerichtshof, die Regierungs-Statthalter in den Cantonen. 3) *Die Geschichte des Appenzeller Kriegs* bis zur Schlacht am Stoss (1400—1405.) 4) Fortgesetzte Skizze der helvetischen Revolution. Diese Abtheilung geht mit der nach dem Einzuge der französischen Truppen in das Waatland erlassenen Bottschaft des Directoriums v. 5. Febr. 1797 an, und endigt mit der Proclamation einer untheilbaren demokratisch-repräsentativen helvetischen Republik. Die Kupfer sind: der *Kirchgang zur Taufe*, ein niedliches Blättchen von König gezeichnet und von Lips gestochen; verschiedene bäurische Schweizertrachten; dann Gegenden; auf dem Wege nach Bethlehem von Meyer, Unterseen, Rinkenberg geätzt von König, Eglisau, geätzt von Bidermann; zwey ländliche Wohngebäude aus dem Canton Zürich; endlich eine Karte von Bisthum Basel, reducirt von Killer, gestochen von Lips.

Im Jahrgang 1802 sind enthalten die Alpenreise 1798 von Wyss, eine sentimentalische, durch praktische Digressionen häufig unterbrochne Beschreibung; das *Buch*, eine sehr rührende Erzählung von ebendemselben; geographischer Ueberblick des ehemaligen Cantons Bern; Höhenvergleichung der höchsten Gebirge in der bekannten Welt, mit denen in Helvetien.

tien. Helvetische Chronik vom Sept. 1800. bis Jul. 1801. Die Kupfer sind, eine Bauernhochzeit von König gezeichnet und von Lips gestochen; eben so schön, wie der Kirchgang zur Taufe im vorigen Jahr. Bauerntrachten, Ansichten von der Stadt Bern; der Herbstsonntag auf der Petersinsel, im Bielersee; bäurische Wohnungen; Karte vom Bernergebiet nach Murdochs Entwerfungsart.

Im Jahrgang 1803. Kurze geographische Darstellung des Cantons Zürich. Helvetische Chronik vom Sept. 1801 bis Sept. 1802. Reise von Unterlacken nach Zürich und von da durch die kleinen Cantone zurück. Die Kupfer stellen vor die Weinlese am Zürichsee; Bauerntrachten; das Waisenhaus in Zürich; eine Ansicht von Zürich von der Nordseite; der Schützenplatz, eine öffentliche Promenade in Zürich; Gessners Denkmal, wozu noch eine Karte vom Zürcher Gebiet nach Murdochs Entwerfungsart nach dessen dermaligen Eintheilung in 15 Districte kömmt.

Man ersieht aus dieser Anzeige, in der wir die Gedichte und kleinen Notizen haben übergehen müssen, dass dieser Almanach besonders dem Statistiker, auch noch nach Ablauf des Jahrs brauchbar bleibt.

Jerusalem: *Leviathan oder Rabbinen und Juden.* Mehr als komischer Roman und doch Wahrheit, voll der kurzweiligsten Erzählungen und doch Ernst. Vom Vf. des Behemoth. Erste, zweyte und dritte Parascha. 1801. XVI u. 448 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mit andern Worten: dramatisirte Auszüge aus denen in Eisenmengers entdecktem Judenthum reichlich gesammelten Rabbinischen Thorheiten. Der angebliche Zweck, die Juden über die niedrige Rabbinenweisheit schamroth zu machen, hätte den Kitzel des Vfs., alles Scurrile und Obscöne vorzüglich auszuheben, hemmen sollen. Komisch genug gebehrdet sich der hochgelehrte, neue Leviathan selbst, indem er überall die Rabbinenschriften mit Seitenzahl und Kapitel citirt, auch vor jeder seiner Paraschen von den excerpirten rabbinischen Schriften und ihren hier citirten Ausgaben eine gelehrt scheinende Notiz giebt. Alle diese Gelehrsamkeit aber ist aus dem guten Eisenmenger abgeschrieben; und behält der Vf. gesunde Finger: so kann er noch so viele Parascha's daraus *in seiner* Weise travestiren, dass sein jetzt noch kleiner Leviathan sich vor dem grofsen rabbinischen Leviathan nicht mehr zu schämen haben wird. Wahrscheinlich bleibt auch dieser Leviathan, wie jener der Rabbinen, unfruchtbar.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Frankfurt a. M.*, b. Jäger: *Ueber Religion und Protestantismus.* Oder: *Rathschläge eines Weltbürgers zu einer zweckmäfsigen und dauerhaften Vereinigung beider protestantischen Kirchen.* Mit einem Vorwort von D. *F. W. H. Hufnagel.* Nebst Anwendung auf die versuchte und zum Theil bewirkte Vereinigung beider protestantischen Gemeinen über dem Rhein. 1803. 3 B. 8. geheftet (6 gr.) Als Rec. diese Bogen zu lesen anfing, drang sich ihm S. 3. 4. der Gedanke auf, dass er sie bereits gelesen hätte; er schlug nach, und fand in dem *siebenten Stücke* der *Augustischen theologischen Monatsschrift* 1802. eine Stelle einer Abhandlung des Hn. Pfarrers *Pöschel* zu *Bubenheim*, die der Vf. vorliegender Schrift *mit völlig denselben Worten* sich zueignet, ohne auch nur mit Einem Worte anzuzeigen, dass diese Ideen und selbst diese Ausdrücke Hn. *Poschels* Eigenthum seyn. Sollte man vielleicht, um diess zu erklären, annehmen müssen, dass Hr. P. auch der *Weltbürger* sey, der diese *Rathschläge* gegeben habe? Auf diess Hypothese führt den Rec. der übrige Inhalt dieser Bogen keineswegs, und er hält sie für ganz unwahrscheinlich. — Was übrigens die Sache selbst betrifft: so scheint zwar die Vereinigung beider protestantischen Kirchen sehr wünschenswerth, und da, wo beide Theile aufgeklärt genug sind, um sich einander zu verstehen, unter solchen begünstigenden äussern Umständen, als jenseits des Rheins und anderswo eintreten mögen, auch sehr leicht zu seyn, aber sie ist mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden, wenn irgend ein (*nicht* dogmatisches, *sondern* politisches, ökonomisches) Interesse von dem einen oder dem andern Theile, oder von beiden Theilen dabey aufgeopfert werden müsste; denn alsdann kann man Bedenklichkeiten auf Bedenklichkeiten häufen, deren Hebung man sich fest vornimmt *nie* zuzugeben, ob sie gleich alle leicht zu heben wären, *wenn* man einmal wirklich von *beiden* Seiten eine Vereinigung ernstlich wollte. Man richte doch gerade itzt nur seinen Blick auf Bremen, wo gutmüthige Kosmopoliten und fromme Gemüther noch vor weniger Zeit in der Entfernung glaubten, dass eine Vereinigung beider protestantischen Confessionen sehr leicht angehe, und wo doch, laut daher erhaltenen zuverlässigen Nachrichten, im November des vorigen Jahres die angesehensten Lutheraner in einer Supplik an den Senat schon zum Voraus *gegen eine Amalgamation beider Kirchenparteyen und gegen eine Einverleibung ihrer Prediger in das reformirte Ministerium protestirten*, obgleich niemand sie dazu einlud. Auch der Vf. dieser Bogen giebt sich nur Mühe *dogmatische* Schwierigkeiten zu heben, als ob vorzüglich solche hier in Betrachtung kämen, da doch von *dieser* Seite die Vereinigung beider Partheyen gewiss am wenigsten aufgehalten wird. Hätte er dagegen gezeigt, wie das *politische* und *ökonomische* Interesse beider Partheyen gegen einander ausgeglichen, und wie der bevorrechtete Theil vermocht werden könne, aus blofser Liebe zur Vereinigung beider Kirchenpartheyen den zurückgesetzten Theil in völlig gleiche Rechte mit sich zu setzen, hätte er, um die Sache durch Beyspiele zu erläutern, unter andern dargethan, wie sehr leicht (scilicet!) diess in der Stadt, wo der Vf. des Vorworts, Hr. D. *Hufnagel*, das erste kirchliche Amt bekleidet, angehe, und wie bereitwillig die dortigen Lutheraner seyn, die bis dahin genossenen Vorrechte mit ihren reformirten Mitbrüdern zu theilen und sich mit ihnen zu amalgamiren: so verdiente seine Schrift grösere Aufmerksamkeit; aber diess Problem hat er so wenig gelöset, dass er sich nicht einmal daran gewagt hat.

Monatsregister

vom

April 1803.

I. Verzeichniss der im April der A. L. Z. 1803 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.

)(

Gebel's

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 125.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deffelben Verlegers in demfelben Stücke vorkommen.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

L.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Majer

War-

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, in d. Weidmann. Buchh. und LONDON, b. Payne u. Mackinlay: *Homeri Carmina cum brevi annotatione. Accedunt variae lectiones et observationes veterum Grammaticorum cum nostrae aetatis critica;* curante *C. G. Heyne.* Tom. I—VIII. 1802. gr. 8. (Druckpap. ohne Vignetten 20 Rthlr. Mit Vignetten auf Schreibpap. 30 Rthlr.; auf holländ. Papier 50 Rthlr.)

Dieser Haupttitel kündigt eine vollständige Ausgabe der homerischen Gedichte an, wovon aber die in voriger Michaelismesse ausgegebenen acht Bände erst die Ilias und den dazu gehörigen Apparat begreifen. Daher führen die einzelnen Bände noch folgende besondere Titel:

Der erste und zweyte: *Homeri Ilias cum brevi annotatione,* curante *C. G. Heyne. Vol. primum.* Lib. I—XII. LXX. u. 691 S. nebst 5 in Kupf. gestochenen Schriftproben verschiedener Codd. *Vol. secundum.* Lib. XIII—XXIV. 671 S.

Der dritte: *Versio Latina Iliadis, praemissa commentatione de subsidiis studii in Homericis occupati,* curante *C. G. Heyne.* CXVIII. u. 619 S.

Der vierte bis achte: *Variae lectiones et observationes in Iliadem,* curante *C. G. Heyne. Vol. I. Pars I.* Lib. I—IV. VI. u. 704 S. — *Vol. I. Pars II.* Lib. V—IX. 732 S. — *Vol. II. Pars I.* Lib. X—XIV. 636 S. — *Vol. II. Pars II.* Lib. XV—XIX. 808 S. — *Vol. II. Pars III.* Lib. XX—XXIV. 845 S.

Die Absicht des berühmten Herausgebers war (Tom. I. Praef. p. VIII) theils ein berichtigter Text, und, was er Interpretation nennt, in kurzen Anmerkungen darunter; theils eine Uebersicht dessen, was alte und neue Erklärer Homers brauchbares gesagt haben, des wichtigeren mit sorgfältiger Umständlichkeit, des minder wichtigen wenigstens mit Anführung. Den ersten Theil bezeichnet der Titel: *Homeri carmina, cum brevi annotatione;* den andern der Zusatz: *accedunt variae lectiones et observationes veterum Grammaticorum cum nostrae aetatis critica.* Für den letzten Theil sollte aus den alten Grammatikern alles, was den Homer anzugehen schiene, in Scholien, Glossarien und Commentaren zusammengesucht werden; was die Neueren sowohl zur Berichtigung und Wortauslegung des homerischen Textes, als zur Erläuterung des mannigfaltigen Sachinhalts, beygetragen, das wollte der Herausgeber seinem Hauptzwecke anpassen (*cum consilii summa conjungere*), mit Beyfügung seines eigenen unmassgeblichen Urtheils.

Ob irgend eine Ausführung solches Entwurfs den Kennern Homers genug thun könnte, hätten wir fast bezweifelt. Wer, ehe er sich selbst allenfalls zu rathen weiss, mit Abhörung der verschiedensten Rathgeber anfängt, der verwirrt sich leicht in den widerstrebenden Meynungen, und erhält, wie mancher Anwohner grosser Bibliotheken, statt eigenes Lichts, prunkende Citate zur Ausbeute. Der Herausgeber hat sein Werk dem Genio Georgiae Augustae geheiliget, und in der Vorrede (Tom. I. p. XXXV) mit Rührung bekannt: „Dass er dieser Georgia Augusta und ihrer „Bibliothek nicht nur einen Schatz von alten Ausga„ben zur Beurtheilung der Lesarten, sondern über„haupt aller seiner Studien Nahrung und Zuwachs ver„danke, und dass ohne den königlichen Bücherschatz „seine ganze Bemühung um Homer nüchtern und dürf„tig gewesen seyn würde, oder ganz unterblieben. „Was also die altgriechische Literatur durch dieses „sein Werk etwa gewonnen habe, das sey nicht Ihm „anzurechnen: sondern theils seinem Amte auf dieser „Akademie, und dem überall verehrten Namen der „Georgia Augusta, der ihm herrliche Beyträge auch „von Ausländern verschaffte; theils dieser Bibliothek „der Georgia Augusta, der wohlthätigsten Pflegerin „der Wissenschaften, die für seinen vieljährigen Ei„fer, sie zu schmücken und zu versorgen, ihm den „Lohn gebe, dass er einige seiner Berufswissenschaft „nützliche Unternehmungen leichter, als es anderen „vergönnt war, ausführen konnte." Das klingt prächtig genug. Indess, bey aller Achtung für die Georgia Augusta und ihre Bibliothek und die Amtsgeschäftigkeit ihres Vorstehers, dürfte es manchem vorkommen, dass, wenn gleich zu literarischen Nachrichten, oder wohl gar (welches wir nicht recht begreifen) zur Kritik des Textes ein Vorrath seltener Ausgaben gehören mag, dennoch der ansehnlichste Theil dieses Werks, der Auszug aus alten und neueren Erklärern auch anderswo leicht unter rüstigen Händen sich gemacht hätte.

Zu den auszuziehenden alten Erklärungen Homers, waren dem Herausgeber in neuerer Zeit, die nach Ernesti eine bessere Interpretation für Homer und dadurch für die Bibel entstehen sah (Praef. XXIII bis XXVIII), so viele andere und so denkwürdige, nicht ohne des Herausgebers Lehre und Mitwirkung (p. XXV—XXXI), hinzugekommen, dass er über die Wahl der Auszüge und deren Anordnung lange in Verlegenheit war (p. XXVIII). Er blieb endlich bey dem erster

ersten Entwurf, grammatische Interpretation mit Erklärung der Sachen und der Gedanken zu verbinden; in dem anderen Theil aber (in jener gelehrten *Accessio*) die Schätze der Alten und der Neueren mit seinem bescheidenen Gutachten zusammenzufassen. Dem Ekel des Ueberflusses hoffte er durch eine höchst gedrängte Auswahl zu begegnen, indem er *fruchtlose Spitzfindigkeiten ganz verwürfe*, und vieles, was seit 10—20 Jahren die Neuheit verlor, kurz berührte, auch bey solchem Gemeingute (dessen er selbst vieles ohne Anspruch auf Dank in Umlauf gesetzt) keine Namen und Anführungen häufte, und noch weniger mit geräuschvoller Widerlegung sich befasste; überzeugt, dass ihn, der nur auf *Nützliches* achte, *wenn er vieles mit gutem Bedacht überginge*, keiner der Sorglosigkeit oder des Stolzes anklagen würde (p. XXIX—XXXI).

Die *Heynische* Arbeit demnach, die sich selbst als Compilation ankündigt und bewährt, vereiniget unter einem Titel zwey ungleichartige Theile. Der erste Theil besteht aus zwey Tomen, die den Text mit nothdürftigen Anmerkungen für Ungeübte enthalten, und welchem im dritten Tome die lateinische Uebersetzung der Clarke-Ernestischen Ausgabe, hin und wieder etwas verändert, sich anschliesst. Hr. *H.* macht uns auf die Kürze seines Vortrags, wie überhaupt, so besonders in diesen kurzen Erklärungen aufmerksam, und entschuldigt ihre unanmassende, nur auf Nutzen der Lehrlinge abzweckende Geringfügigkeit (p. XXXIX bis XLVII). Allerdings könnten die zwey ersten Tome, ohne die Uebersetzung besonders verkauft, dem Bedürfniss der Schulen dienen, wenn, bey sparsamerem Vortrag, mehrere Erläuterungen, die man jetzt grösstentheils in den Observationen zu suchen hat, und vor allen Dingen gründlichere, Raum gefunden, und zwischen Text und Anmerkungen mit kleinerer Schrift bescheidene Varianten, wie in Ernestis Ausgabe, die Stelle der grossen äolisch hauchenden Worte gefüllt hätten. Die fünf letzten Tome sind eigentlich für Kritiker bestimmt, denen sie theils die abweichenden Lesarten der Handschriften und der Ausgaben mit Beurtheilung, theils Auszüge aus Scholien und Glossarien, nebst des Herausgebers Betrachtungen darüber, ferner seine eigenen Ansichten und Widerlegungen anderer Erklärer, und bey jedem Gesange noch weitläuftige Excurse über Worte und Sachen, darbieten. Es wäre wiederum zu wünschen, dass man eine wirklich kritische Auswahl dieser Variantensammlung besonders, oder mit dem Texte zugleich, haben konnte. Die zufälligen Auszüge aus alten und neuen Erklärern sind nur demjenigen brauchbar, der die ausgezogenen Werke selber besitzt, und zu vergleichen Lust hat, was Hn. *Heyne* in einem geschäftlosen Augenblicke von Ungefähr wichtig oder unbedeutend oder verwerflich schien. Und dieses Vergnügen um wenigstens 20 Rthlr. zu erkaufen, möchte doch manchen unserer Sprachforscher belastigen; obgleich die ehrliebende Verlagshandlung den Preis für Papier, Druck und Verzierung nicht übertheuert hat, und wir besonders der Prachtausgabe von 50 Rthlr. viele Liebhaber in dem reichen England wünschen und weissagen.

Ein Werk, mit welchem eine lange Geschäftigkeit in der alten Literatur sich zu krönen verhiess, eine schon im Jahr 1783 (Hr. *Heyne* wundert sich selbst über den Zeitraum, Tom. I. Praef. p. IX.) angekündigte Ausgabe Homers, die endlich einmal den *Altvater der Poesie und der Gelehrsamkeit getreu darstellen und vollständig erklären sollte*, berechtigte zu ganz anderen Erwartungen. Mancher Schüler *sogar* und Liebhaber, wenn einer die acht dicken Bände der Ilias sich anschaffte, wird bey dem Genuss seines Antheils in den drey ersten Bänden aufseufzen: Warum für Leser Homers, die gediegene Kost bedürfen, noch immer jene vorkauende Interpretation, mit jener vorlallenden Wortübersetzung? Ist die verrufene Brücke des Unfleisses durch Hn. *Heyne's* dem Verleger geleistete Ausflickung so rühmlich und fest geworden, dass sie vor Schimpf und Beinbruch sichert? Was soll ferner uns das Schauspiel der aufgeblasenen Hauchbuchstaben, und die kränkende Einladung, zu den citatenreichen Excerpten? welche auch nur zu verstehen, wir Armen uns erst den Eustathius, die sämmtlichen Scholien und Glossare, sammt allen Erklärern homerischer Gegenstände anschaffen müssten! Vollends wird der strengere Gelehrte anstimmen: Wozu sogar uns die drey Bände Vorübung? Und in den letzten fünf Bänden, wozu, statt eigener Untersuchungen, wieder nur Vorspiel zu Untersuchungen, nur eilfertige Zettel mit Auszügen und Citaten, dergleichen ein heiterer Forscher bey Hunderten beschreibt, und nach der Entscheidung als ausgepresste Citronen hinwirft? Konnte der allzu beschäftigte Mann nicht wenigstens für Homer einmal seine eigenen Schatzkammern vieljähriger Betrachtungen öffnen, und dadurch die zerstreuenden Auszüge aus fremden, vielleicht grösstentheils, ersparen? Und welche Auszüge! Wie mangelhaft; wie ohne Absicht, oder mit Absicht, ausgegriffen; wie dem Hauptzwecke, diess durchzusetzen, jenes zurückzuhalten, mit leiser Hand angepasst!

Die Sache verdient von einsichtsvollen und gerechten Männern ernsthaft erwogen zu werden, *ne quid res publica detrimenti capiat*. Es gilt nichts geringeres, als Homers Gedichte, die Urquellen des altgriechischen Geistes, der durch unzähliche Ableitungen, lauterer und trüber, bis in unsere Zeiten sich ergoss, und die Wüsten der Ritter- und Mönchsbarbarey mit Anbau erfrischte, mit Menschlichkeit neu belebte. Es gilt eine von grossen und Aufsehen erregenden Anstalten begleitete, und durch eine ausführliche Selbstrecension empfohlene Unternehmung eines durch vieljährige Thätigkeit berühmt gewordenen Schulhauptes, die dem Einflusse jenes Geistes auf das nächste Zeitalter einen andern Lauf von der Quelle herab zu schaffen sich bemüht. Ohne einen etwas umständlichen Bericht lässt sich der Rechtsgang nicht einleiten. Wir geben ihn mit gewissenhafter Treue; und bescheiden uns, dass, weit entfernt, absprechen zu dürfen,

sen, wir selbst unter dem Ausspruche der Urtheilsfähigen stehen.

A. KRITIK.

Die *kritische Arbeit* des Herausgebers, welche sich theils auf *Anordnung des Textes*, theils auf *Beurtheilung der Gesänge überhaupt*, besonders in Rücksicht der *Aechtheit* und *Unächtheit* bezieht, wird billig zuerst erwogen. In Ansehung jener zwar (man nennt sie gewöhnlich die *niedere Kritik*), liess Hr. Heyne uns ehemals, aus Bescheidenheit entweder, oder aus überwiegender Achtung für fruchtbarere Studien, nicht mehr erwarten, als dass er sie wie *ein nebenher gehend Ding* (s. *Wolfs Briefe an Heyne* p. 145) bloss beyläufig, mehr dem Zunftherkommen gemäss als mit eigener Gründlichkeit, behandeln würde. Allein sobald die Wolfische Ilias ans Licht trat (1795), konnte der Wahrheitliebende sich nicht länger zurückhalten, auch öffentlich zu erklären: „dass „er schon seit mehreren *zwanzig* Jahren, besonders „seit der Erscheinung von Villoisons Homer, sich „ernstlich mit *einer neuen Recension Homers* beschäf„tiget habe." Vorzüglich liess er uns, in vorläufiger Ankündigung einer Societätsvorlesung (Götting. Anz. 1795 N. 132), für die Textesconstitution einen neuen und sicherern Wegweiser an dem aolischen Hauche erwarten, und bald darauf, nach veränderter Aufschrift jener Vorlesung (s. *Wolfs Briefe* p. 66. 83), und im Abdrucke selbst, auch wieder nicht erwarten, bis wir nunmehr endlich überzeugt werden, dass es ihm mit der *antiqua Homeri lectio indaganda, dijudicanda ac restituenda, etiam per digamma aeolicum* voller Ernst gewesen sey. Ja, er war es ihm schon vor *vierzig* Jahren, als nach seiner Berufung nach Göttingen (wie er T. VIII. p. 722 erzählt), „sein „Amt ihm die genauere Lectüre und Interpretation „des Homer (*accuratiorem Homeri lectionem et inter„pretationem*), und der Verleger die Ausgabe Virgils „auferlegten." Schon damals thaten die Hiatus in den homerischen Versen seinem Ohre weh (vgl. die Selbstrecension in *Wolfs Briefen* p. 77); späterhin ward durch die Einführung der Hauchbuchstaben in Dawes Buche, die mit seinen eigenen Bemerkungen übereinstimmte, sein Gemüth aufgerichtet (*erigebatur animus*); und da er mithin beynah ein halbes Jahrhundert lang auf jenen kritischen Wegweiser harrete: so sollte man hoffen, dass Phöbus Apollon ihm in dem äolischen Hauche einen recht günstigen (ἴκμενον οὖρον) verliehn habe. — Ob seine Beschäftigung mit der *höheren Kritik* der homerischen Gesänge durch eine gleiche respectable Reihe von Jahren auf Achtung und Aufmerksamkeit Ansprüche mache, wissen wir nicht genau: seit 1795 indess, wo eine von dem gemeinen Glauben abweichende Vorstellung über diesen Gegenstand, schon ihrer Neuheit halber, Aufsehen erregte, versicherte uns Hr. Heyne (s. *Wolfs Briefe* p. 30. 82), „dass er die Sache *immer so* vorgetragen habe." Bey den widerstrebenden Zeugnissen seiner Schriften, musste man annehmen, dass er jene Lehre, als eine esoterische, nur bey sich und etwa in dem Zirkel weniger Erkohrener gehegt, um sie nunmehr erst, die völlig gereifte Frucht vieljähriger Prüfungen, mit den siegreichsten Ueberzeugungsgründen dem Publicum darzulegen. Wahrscheinlich deutete auch hierauf die schon im J. 1783 gegebene Versicherung hin, dass alle seitherige Ausgaben Homers weit von dem Ideal entfernt seyen, welches Er im Geiste mit sich umher trage (*longe absunt ab eo, quod ad recensionem Homeri — desideres, talem certe, qualem nos quidem animo tanquam imagine et exemplo expressam circumferimus, Epist. ad Tychsen* vor dessen *Com. de Q. Smyrnaei Paralip. Hom.* p. VIII). Denn selbst auf die niedere Kritik hat die höhere hier einen entscheidenden Einfluss; und da Hr. *H.*, zum Behufe jener, sich mit einem grossen Apparat wichtiger und unwichtiger Hülfsmittel ausgerüstet: so wäre wohl die Voraussetzung verzeihlich, dass gegenseitig auch die höhere Kritik wieder dadurch gewonnen habe. Alle diese Betrachtungen fodern zu einer ernsthaften und verweilenden Untersuchung dessen auf, was von Hn. *Heyne* in beiderley Hinsicht geleistet worden ist.

I. *Anordnung des Textes, auch durch den äolischen Hauch.*

Setzte die Menge kritischer Subsidien, welche ein Herausgeber benutzen kann, ihn schon allein in den Stand, das Geschäft der Kritik mit Glück zu betreiben: so dürfte man nur auf die Vorreden zum ersten und dritten Bande verweisen, um für Hn. *Heynens* kritische Bemühungen das günstigste Vorurtheil zu erwecken. In beiden Vorreden macht uns Hr. *Heyne*, nicht ohne Wiederholungen, mit einem so reichen Apparat für die homerische Kritik bekannt, als vor ihm wohl die wenigsten Herausgeber dieses Dichters besassen, und überhaupt unter den Editoren griechischer Schriftsteller in unseren Tagen vielleicht nur *Wyttenbach* zu seinem Plutarch sich rühmen dürfte. Wir verdenken es dem Hn. *Heyne* keinesweges, dass er sich, bey Benutzung so vielfältiger Materialien, eine solche Erleichterung zu verschaffen suchte, wie sie der holländische Kritiker, nach einer merkwürdigen und beziehungsreichen Aeusserung in seiner Vorrede zum Plutarch (p. 33. 34) verschmähete; und mit Bewunderung sehen wir, dass die behende Thätigkeit des deutschen Herausgebers auch dann noch von unermüdlicher Geduld begleitet blieb, als die erkohrenen Gehülfen ihn allmälich verlassen hatten (Praefat. Tom. I. p. X. XI). Ausser einem sehr ansehnlichen Vorrathe alter und neuer Ausgaben, worunter wir bloss die neueste Oxforder (s. A. L. Z. 1802. Nr. 130) ungerne vermissen, und ausser den bekannten Grammatikern, deren Bemerkungen in neueren Zeiten durch die Scholien der Villoisonschen Ilias den bedeutendsten Zuwachs erhielten, benutzte Hr. *H.* sechs Breslauer Handschriften, vier von Hn. *Matthäi* aus Russland zu uns gebrachte, den ganzen homerischen Apparat, welchen sich *Herrm. Tollius* in Paris gesammelt, Verbesserungen von *Wasse* und mehrere andere Beyträge, die ihm aus England mitgetheilt wurden. Auf zwey davon legt er einen vorzüglich hohen Werth; zuerst

auf eine der wichtigften und älteften Handfchriften der Ilias mit Scholien, die ihr Befitzer *Townley* ihm zufchickte; fodann mehr als alles auf den von ihm fogenannten *Codex Bentlejanus*. Von jener Handfchrift entdeckte er, dafs es der längft für verloren gehaltene Florentinifche Codex des *Salviati* fey, woraus die Victorianifchen Scholien in München copirt find, die er fich ebenfalls zu verfchaffen wufste. Der Codex Bentlejanus aber befteht aus Noten, welche der berühmte Kritiker der Stephanifchen Ausgabe beygefchrieben hatte, theils um die Varianten einiger von ihm verglichenen Handfchriften aufzubewahren, theils um eine Textesänderung nach dem *Digamma aeolicum* zu verfuchen. Weniger jener Varianten halber (einen von Bentley benutzten Codex in dem *Colleg. Eton.* konnte Hr. *H.* fogar felbft gebrauchen), als wegen diefes Verfuches mit dem äolifchen Hauche, betrachtete der Herausgeber den Bentleyifchen Nachlafs, nicht ohne Bewegungen des Gemüths (*animi motu et affectu* T. VII. p. 724.), als einen der homerifchen Kritik höchft erfpriesslichen Schatz, den laut zu preifen er keine Gelegenheit verfäumt (vgl. T. I. p. XV. T. III. p. XCIII. T. VII. p. 724.).

Wir wiederholen es, dafs wir das Glück fowohl als die Geduld bewundern, womit Hr. *Heyne* diefs alles herbeygefchafft hat. Aufrichtig danken wir ihm für die Kenntnifs einiger *Scholien*, die an verfchiedenen Stellen zur Ergänzung der vorigen Sammlungen dienen; aber unbegrenzter würde unfer Dank dafür feyn, wenn es ihm gefallen hätte, ftatt *feiner* Auszüge uns die noch ungedruckten Scholien felbft zu geben. Auch wollen wir dankbar die Mühe erkennen, welche auf Vergleichung jener *Handfchriften* gewandt ift. In der That mögen an einigen Stellen neue Lesarten daraus gewonnen feyn, die man nicht für blofse Schreibfehler achten darf; follte man auch nirgends aus diefen Collationen eine zugleich wichtige und wahre Veränderung im Texte erbeutet haben: was derjenige freylich fehr bezweifeln wird, welcher den Apparat der homerifchen *Varr. Lectt.* genauer kennt. Ueberhaupt haben die Codices des Homer ohne Scholien wenigen Werth. Wie viel läfst fich nicht in der alten Sängerfprache anders und anders ftellen, felbft mit Glück, fo dafs man dadurch zwar Schwierigkeiten der Erklärung hebt, aber dem Texte, wie die Alten ihn hatten, keinen Schritt näher kommt! Welchen Werth behaupten demnach Lesarten der Handfchriften, auch die fcheinbarften, wenn fie der Autorität alter Scholiaften ermangeln? — Defto rühmlicher würde der Fleifs feyn, mit welchem Hr. *Heyne* das grofse Etymologikum und den Hefychius zu Rathe zog, um die Bemerkungen diefer Grammatiker in feinen Annotationen niederzulegen, wenn nur nicht fo manche Beyfpiele einer unzuverläffigen und partheylichen Mittheilung, die wir unten anführen werden, auch gegen die übrigen Excerpte ein gerechtes Mifstrauen erweckten. Gern hätten wir ihm für eine gröfsere Genauigkeit die zwecklofe Citation alter Autoren bey folchen Stellen erlaffen, wo die Angeführten kein Jota von dem jetzt gemeinen Texte abweichen; und überhaupt möchten wir Beurtheilung lieber als *Fleifs*, lieber eine vorfichtig gezogene Grenze der *Anführungen*, als breite Allgemeinheit und plan*lofen Umfang* loben. Zwar bewundern wir auch noch *in dem* Auffammeln und Herbeytragen fpäterer Zeugniffe Hn. *Heynens* Geduld, jedoch nicht mehr mit dem Wunfche gröfserer Zuverläffigkeit, fondern mit dem befcheidenern, dafs er weit öfter, wenigftens nach den erften Gefängen, durch Stillfchweigen verdammt haben möchte, was weder der Kritik, noch der Erklärung irgend einen Vortheil gewährt. Was follen uns die Citationen aus Plutarchus, Diogenes Laertius, Dio Chryfoftomus u. a. als Zeugniffe für eine Lesart? Kann ihr Anfehen hier das geringfte mehr gelten, als das einer Anna Comnena oder jedes byzantinifchen Hiftorikers? Selbft Apollonius, der von Hn. *H.* fo *treu*fleifsig angeführte Apollonius, deffen *Lexicon Homericum* wir im Auszuge haben, was thut er in den meiften Fällen anders, als dafs er den *ariftarchifchen* Text beftätiget? Wie kann alfo *fein Zeugnifs*, wenn es mit unferen zuletzt erhaltenen Scholien zufammentrifft, auf irgend eine ernfthafte Erwägung Anfpruch machen? Ruhiger Ernft des Nachdenkens würde felbft den angehenden Kritiker vor Anhäufung folcherley Citate, fo wie vor der Unüberlegtheit gefchützt haben, fich fogar bey fchwankenden Schreib*arten* auf die Autorität des Euftathius, des Hefychius u. f. w. zu berufen. Vollends von den Lesarten der *Ausgaben*, auch der unbedeutenden, zu reden, oder bey der Textesconftitution wohl gar davon auszugehen, welchem unzerftreueten Mann konnte das einfallen! Immerhin mag auch die Gefchichte der am Homer ausgeübten Kritik nicht ganz ohne Intereffe feyn. Allein da man von wenigen Editoren weifs, aus welchen Quellen fie gefchöpft, hingegen der in neueren Zeiten mit Sorgfalt verglichenen Handfchriften faft mehr als der Haupteditionen find, und durch diefe Handfchriften jede brauchbare Lesart weit ficherer bewahrt werden kann: fo liefs fich eine völlig befriedigende Gefchichte der Kritik geben, wenn man auch Taufende von Fehlern der alten Ausgaben nicht weiter berührte, und an demjenigen, was Barnes οἶκοθεν, und andere Träumer anderswoher beygebracht, die in folchen Fällen nicht unlöbliche *Kunft zu fchweigen* ausübte.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 2. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die mühevolle Auffammlung aller irgendwo erwähnten Lesarten und Irrungen der Abschreiber, sollte man glauben, müfste Hn. Heyne so oft auf dieselben Texteswort zurückgeführt haben, dafs da, wo das Bessere nur nachgeahmt werden durfte (einen weiteren Fortschritt erwarteten wir von Ihm, dem Beschäftigten, nicht) die Sorgfalt in Kleinigkeiten schwerer zu vernachlässigen, als zu beobachten war. Hr. H. widerlegt jenen Glauben. Er lasst I, 56 ἑα noch immer mit dem Accent; 158 hingegen, wo die Opposition das ὀρθοτονούμενον fodert, ἀλλὰ σοὶ noch immer ohne Accent drucken. V. 142 ἐπιτηδές, wenn es, wie Hr. H. annimmt, Adverbium seyn soll, mufste ἐπιτηδὲς geschrieben werden. Allein jenes ist das richtigere. Ἀκλεές (VII, 100), παλιμπετές (XVI, 395. Od. V, 27) und ἐπιτηδές (hier und Od. XV, 28) sind, als alte unregelmäfsige Contractionen, nach Einer Analogie zu beurtheilen. Ἀκλεὲς erwähnt auch Hr. H., und leitet es von ἀκλής, έος ab. Wozu aber eine Form vom Nominativ, die selbst nirgends vorkömmt, erdichten, um eine Anomalie zu erklären, die vor Augen liegt? Soll etwa auch πλέες (πλέονες) seyn von πλής? — V. 524 trennt Hr. H. ἄγε τοι durch ein Comma. Das Comma sagt Halt! Das unaccentuirte τοι, als die Enclitica zu ἄγε, sagt Fort! und Hr. H., wie es scheint, weifs beides zu vereinigen. V. 530 giebt er κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο, statt ἄπ' ἀθανάτοιο: den Grund läfst er errathen. Meynte er etwa, jede apocopirte Präposition ziehe den Accent zurück? Dann durfte er ja auch II, 39 nicht θήσειν γὰρ ἔτ' ἔμελλεν ἐπ' ἄλγεα schreiben, wo sich ἔπ' eher noch, aus einer andern Ursache, die wir auch errathen lassen, gerechtfertigt hätte. Oder glaubt er Aristarchs einzig wahre Lehre von der Anastrophe, welcher, obgleich nicht mit völliger Billigung, Hr. Wolf dennoch folgte, auch auf solche Fälle ausdehnen zu müssen, wo die Anastrophe auf Pronunciation gar keinen Einflufs hat? Oder spricht er ἀπ' ἀθανάτοιο und ἄπ' ἀθανάτοιο verschieden aus? Oder dachte er sich Anastrophe und Pronunciation überhaupt nicht in Verbindung? — Der Fortgang der Observationen zeigt, dafs Hr. Heyne eigentlich an gar nichts gedacht hat. Denn anderwärts (X, 304. XI, 520 u. f. w.) tadelt er den ehrlichen Barnes, dafs dieser die zwischen einem Substantiv und Adjectiv stehende Präposition anastrophirte, und nennt nunmehr das, was er selbst vorher, nur ohne Grund, that, *contra morem et usum*. Warum? Es folgt, sagt er, ein Epitheton. Aber folgte denn nach κρατὸς ἀπ' keines? — Nimmt man zu diesem Allen die Observation III, 240, wo dasjenige, was Hr. H. als *sexcenties inculcatum* hinwirft, gerade das Gegentheil von dem ist, was als Aristarchs Meynung hier angeführt wird: so gehet nur allzudeutlich hervor, dafs Hr. H. von der Lehre Aristarchs, so wie von dem Gebrauche der Anastrophe überhaupt, noch gar keinen Begriff habe. Doch hierüber werden sich Lehrlinge, zeitig gewarnt, aus anderen Büchern die nöthigen Belehrungen verschaffen: aber wer wird ihnen sagen, wie Hr. H. in δὴ῎πειτα, das er noch T. VII. p. 34 in Schutz nimmt, das —῎ — als sanft gehauchte Erhebung eines nicht lautenden Lautes wohl aussprechen mag?

Diefs und Vielerley dieser Art, was wir noch beybringen könnten, sind Kleinigkeiten, wir bekennen es; aber Kleinigkeiten, auf die Hr. H., noch neuerlich gegen den grammatischen Stolz eifernd, mit der vornehmen Miene des Kenners herabblickt, und deren gehörige Beachtung freylich keinem Herausgeber griechischer Autoren in unseren Tagen zu besonderem Verdienst angerechnet werden sollte.

Von ganz anderen Prämissen ist dasjenige abhängig, was eigentlich die Kritik des homerischen Textes ausmacht. In Ansehung derselben giebt es, wie die Sache noch stehet, zwey von einander wesentlich verschiedene Systeme. Nach dem gewöhnlichen, das noch vor kurzem an den Hn. *St. Croix* und *Hack* sehr männliche Vertheidiger fand, ist die Ilias, wie jedes spätere Werk der Dichtkunst, aus den Händen des Verfassers durch Abschrift unter die Griechen gekommen, und so auf die Nachwelt erhalten worden. Ist diese Vorstellung die richtige: so treten bey der Kritik des Textes, ungeachtet des höheren Alters desselben, ganz dieselben Regeln ein, die wir bey anderen Schriften des Alterthums befolgen; und, wenn nicht vielleicht die seltsamsten Veränderungen mit einem der Original-Exemplare vorgegangen sind, von denen Niemand etwas berichtet: so wird, bey der grofsen Harmonie so vieler Handschriften, die Herstellung des ursprünglichen Textes für uns nichts weniger, als ein zu vermessenes und unausführbares Unternehmen seyn. So dachte ohne Zweifel noch *Bentley*, dessen Spiel mit dem Digamma, das wir nachher genauer prüfen werden, ohne eine solche Voraussetzung kaum möglich gewesen wäre. Denn welcher einigermafsen nüchterne Beobachter möchte sich erdreisten, wenn dieser Buchstab schon in den ersten spä-

späterhin gemachten Abschriften gefehlt, durch Einrücken desselben den ächten alten Text darzustellen, und nicht vielmehr glauben, dass viele andere, grössere und kleinere, Abweichungen von der ersten Gestalt der Gesänge, welche jetzt aufs innigste in das Ganze verwebt sind, die gewöhnliche Art von Kritik hier anzuwenden verboten? Dieses Verbot nun schien eine neuerlich angestellte ernsthafte Untersuchung gerade zu geltend zu machen. Hr. *Wolf* suchte bekanntlich nicht allein zu beweisen, dass die Gesänge Homers und, wie er hinzufügte, anderer, die jenen fortgesetzt, Jahrhunderte lang *bloss* durch Recitiren oder Absingen verbreitet und erhalten worden, sondern auch, dass sie seit der Schriftverzeichnung noch eine Zeit lang der heutigen genauen Verbindung ihrer Theile und der jetzigen Totalform entbehrt hätten; dass man daher bey unserer Kritik des homerischen Textes schlechterdings nur auf die Norm des alexandrinischen Zeitalters und auf die wahrscheinlichsten Lesarten der besten alten Grammatiker sich beschränken müsse, wenn man nicht allen Ahndungen und Träumen ein freyes Feld eröffnen wolle.

Welche von beiden Meynungen Hr. *Heyne* jetzt eigentlich hege, ist schwer zu sagen; wenn er gleich hin und wieder, und im achten Bande in besonderen Excursen, sich wortreich über dergleichen Fragen vernehmen läfst. Auf der einen Seite bezeiget er, dass er, nicht geschreckt durch die *effrenata divinandi libido*, vor welcher Hr. *Wolf* (Proleg. p. VII) warnte, sich in Bestimmung des homerischen Textes weit über die Alexandriner zurück zu gehen getraue, und sucht diess Wagestück vorzüglich duch die Aufnahme und Ausbildung der Bentleyischen Ideen von Digamma auszuführen: auf der andern Seite giebt er häufig zu verstehen, dass Homer noch nicht geschrieben habe, und dass insofern über seinen Text keine kritische Sicherheit vorhanden sey. Bald hört er die Zeugnisse der Handschriften, ja selbst der Ausgaben mit einer Folgsamkeit an, welche man etwa bey einem Editor des Platon lobenswerth finden würde (Vgl. T. VIII. p. 227), hier die Bescheidenheit und Liberalität seiner Kritik anerkennend, die ihm nichts gegen die Codd. zu ändern erlaubte (p. 551), dort seine Unbeständigkeit in — Kleinigkeiten sich selber mit sanfter Ironie verweisend; bald fällt ihm ein, dass die Autorität der Codd., auch der ältesten, in den homerischen Gesängen doch von gar keinem Belange sey: *nam ex rhapsodorum recitationibus calamo exceptos codices admodum variare, necesse erat; ita, ut ad acumen potius judicis, quam ad librorum fidem, recurrere necesse esset* (T. VII. p. 510. Vgl. T. V. ad IX, 57); bald bedauert er wieder, dass die Grammatiker, statt ihrer leeren Disputationen, uns nicht vielmehr Bericht abgestattet, ob diese und jene Varietät sich auf das Ansehen der Handschriften (das er eben erst verwarf), und auf die Vergleichung mehrerer Exemplare gründe, oder nicht gründe (T. VII. p. 568). Ueberall aber ängstiget ihn der Zweifel, ob die Verschiedenheit der Lesarten wirkliche *variae lectiones*, oder *emendationes* seyen (T. VIII. ad XXI, 363): woraus für den Leser die neue Ungewissheit entspringt, was Hr. H. sich unter den letzten wohl dachte, und ob denn, seiner Meynung nach, nicht auch die Rhapsoden emendirt haben.

Bey so unausgebildeten Begriffen von der homerischen Kritik und bey so schwankenden Grundsatzen, als Hr. *Heyne* in seinem ganzen Werke an den Tag legt, befremdet es weniger, dass er nicht *bloss* jede noch so unbedeutende Veränderung der Abschreiber, jeden noch so albernen Einfall der *Grammatiker* seinen Tomen einzuverleiben bedacht war, *vertrauend* der auswählenden Beurtheilung einsichtsvollerer Leser; sondern dass er auch mit einer sehr mangelhaften Kenntniss der homerischen Prosodie und der altjonischen Sprache, eine eben so grosse Willkürlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes, als unerwogene Anhänglichkeit an Bentleys kritische Versuche, besonders mit dem Digamma, vereinte. Wir wollen die einzelnen Punkte dieser Anklage erhärten.

1) *Die unnütze Anhäufung der armseligsten Varianten* fällt fast auf jedem Blatte der Observationen ins Auge. Wer wird III, 51 bey den Worten δυσμενέσιν μὲν χάρμα, die Schreibfehler δυσμενέεσσι μὲν, δυσμενέεσσιν μὲν auch nur einer flüchtigen Erwähnung werth halten, oder sie gar zu einer Conjectur (δυσμενέεσσιν χάρμα), der rhythmischen Bewegung zum Trotz, missbrauchen? — Wer wird bey III, 272 ἥ οἱ παρ ξίφεος μ έ γ α κουλεὸν αἰὲν ἄωρτο, die Zeugnisse derer, welche das verschriebene μέγαν haben, mit Verwunderung der Reihe nach aufzählen? Ja, ob Abschreiber δ' ἔλαβε oder δὲ λάβε, ob sie μετὰ δ' ἐτράπετ' oder μετὰ δὲ τράπετ' gesetzt, auch diess beschäftiget unseren Observator: er verschmähet es nicht, sogar für Schreibarten, wie γίνεσθαι st. γίγνεσθαι, γινώσκειν st. γιγνώσκειν u. s. w. (T. IV. p. 281. T. V. 34) Citationen des Eustathius und Hesychius, als kritische Zeugnisse, anzuführen; und bey Wörtern zumal, deren Erklärung ihn in Verlegenheit bringt, sind ihm selbst Druckfehler der Barnesischen Ausgabe willkommen. So bey XI, 390 κωφὸν βέλος, wo er ohne Zweifel den Begriff von *surdum* ganz entfernt, und Widersprüche mit sich selbst (vgl. XIV, 16. T. VI. p. 522) vermieden, aber auch das Barnesische κουφὸν mit Schweigen übergangen haben würde, wenn er sich den Grundbegriff des Wortes κωφὸν (*unempfindlich* in activer und passiver Bedeutung) aus Valckenar's Note zu Ammonius S. 133, die er doch selber anführt, gehörig bekannt gemacht, wenn er die Bemerkung, dass Homer, wie Herodot, und die ältesten Schriftsteller überhaupt, das Wort nie für *taub*, immer für *stumm* brauchen (s. *Reiz Praef. ad Herodot.* p. XXIII. *Voss Mythol. Briefe I.* S. 101 etc.) mit Aufmerksamkeit erwogen, und die Analogie der Sprache, welche die Schärfe des Pfeiles auch durch στόμα oder στόμωμα bezeichnet, und ähnliche Metaphern erlaubt (s. *Porson. ad Eurip. Orest.* 1279), bey der Erklärung zu Rathe gezogen hätte. — Ein wenig scheinbarer ist der Druckfehler κόμην ἐν ὄρεσσι λέλοιπεν, st. τομὴν I, 235. Wenn aber Hr. H. seinen Vorgängern nachschreibt: *nimirum ex loco Virgilii Aen.*

XII,

XII, 209. *poſuitque comas —;* ſo führen wir gegen ihn ſeine eigene Autorität an ad Virgil. l. c., wo er richtiger erklärte.

2) *Die mangelhafte Kenntniſs der homeriſchen Proſodie* leuchtet nicht nur aus einer Menge zerſtreueter Obſervationen, ſondern noch deutlicher aus einem beſondern Excurs (T. VII. p. 400—416) hervor, worin Hr. *H.* die Reſultate ſeiner Unterſuchungen erwarten läſst. Anſtatt aber hier die Bemerkungen, welche Clarken entfielen, mit bloſsem Sammlerfleiſs an einander zu reihen, und durch eigene *Scilicet* bald zu beſtätigen, bald ſcheinbar zu berichtigen, hätte uns Hr. *H.* doch zuförderſt die Art, wie die Proſodie ſich in Homers Zeitalter bildete, lichtvoll und bündig entwickeln ſollen. Allein an das, was die Grundlage des Einzelnen ausmacht, ſcheint Hr. *H.* nicht gedacht zu haben: daſs nämlich die Sylbenmeſſung ſich vorzüglich unter dem Einfluſſe des allgemein herrſchenden *Hexameters* bildete, und daſs ſelbſt die meiſten Wortformen, aus deren Verſchiedenheit allein Hr. *H.* die verſchiedene Quantität der Sylben ableitet, anders ſeyn würden, wenn z. B. der Jambus, nicht der Hexameter, das älteſte künſtliche Maaſs in der Sprache geweſen wäre, welches die begeiſterten Laute der Sänger aufnahm. Ferner bildete ſich die Proſodie *noch vor der Schrift* in einer Menge von Grundſätzen aus; und es war hernach dem Urtheile der Griechen überlaſſen, wie ſie das *ſchreiben* wollten; was einmal eingeführt war. Sie richteten aber ihre Scriptur nicht, wie Hr. *H.* meynt, und wie er oftmals *pro explorato feſtgeſetzt* zu haben verſichert (T. VII. p. 413.), gegen die Ausſprache, ſondern wie natürlich, nach der richtigen Ausſprache ein, die ſeit den alten Zeiten keine Veränderung in Abſicht der Quantitäten erleiden konnten, auſser in einigen Fällen, wie ſie bey den Dramatikern erſcheinen. So verdoppelten ſie zwar oftmals ε und ο durch Verwandlung in η und ω, aber nur dann, wann der Vocal Naturlänge hatte: war das nicht, ſo wurde eher der folgende Mitlauter verdoppelt, oder man behalf ſich mit einer Incorrectheit, die man dem höheren Alterthum verzieh. So in ἕως ὁ παῖς ὥρμαινε — ἐπειδὴ zu Anfange des Verſes — ἀπονέοντο am Schluſſe u. ſ. w. Dergleichen Incorrectheiten würden allgemach feſter *Uſus,* jedoch nur in gewiſſen Wörtern: wiewohl die zierlichen Alexandriner ſie auch in dieſen Wörtern vermieden. Aus dieſem Bedürfniſſe nun, oder aus der Bequemlichkeit des hexametriſchen Rhythmus, der frühzeitig auf die Quantität wirkte, iſt fürs erſte zu erklären, wie die älteſte Poeſie Selbſtlauter, die an ſich mittelzeitig waren, α, ι, υ, in *denſelben* Wörtern bald lang, bald kurz gebrauchte. So finden wir ᾱνω und ᾰνω, ᾱνηρ und ᾰνηρ, ᾰγορη und ᾱγοραασθαι (II, 337), Ἰλιου προπάροιθε und Ἰλῐου ἐξαλάπαξεν, Ἰφιτου (II, 517) und Ἰφῐτου (XVII, 306). Ασκληπιου (II, 731) und Ασκλῆπῐου (IV, 194), ῥυομαι und ῥῠομαι u. ſ. w. Hr. *Heyne* ſucht ſolcherley zwar auch aus ſeinen Grundſätzen zu erklären, aber ſo ſchwankend und ungewiſs, daſs man gar bald nicht etwa die Feſtigkeit der Grundſätze, ſondern überhaupt das Daſeyn, bezweifeln muſs. Die erſte Sylbe in ἄνοιτο z. B. kommt bald lang, bald kurz vor. Dieſen Wechſel duldet Hr. *H.* ungern (*male habet* T. VII. p. 515), und ſchlägt, als Ausweg, das Doppelte vor: *entweder* νὺξ ἄννεται zu ſchreiben, wenigſtens zu ſprechen, *oder* eine zwiefache Form ᾰνω und ᾱνω anzunehmen. *Anderwärts* ruft er den Dämon Digammos zu Hülfe: ἄω hat die erſte Sylbe kurz; ſoll ſie lang ſeyn, flugs umgewandelt in ἀϝίω! (T. VII. p. 50). *Anderwärts* vergiſst er den Dämon (T. VII. p. 409), wo er auch aus der proſodiſchen Noth retten konnte. Ἄγω, ϝάγω, *frango* (behauptet Hr. *H.* T. IV. p. 598) hat die erſte Sylbe lang, ἄγω, *ago*, hingegen kurz. Demnach iſt IV, 214 τοῦ δ' ἐξελκομένοιο πάλιν ἄγεν ὀξέες ὄγκοι, *entweder* das ἄγεν zu erklären *retroacti, retroflexi ſunt hami; oder* zu leſen τοῦ δ' ἐξελκομένου ἄγεν (ϝάγεν) πάλιν ὀξέες ὄγκοι (ſo wie er auch p. 527 an mehreren Stellen das εᾰγη in ᾱγη (ϝαγη) und das εᾱγη in εϝᾰγη umzuändern befiehlt), *oder* — was am bequemſten iſt — der widerſtrebende Vers iſt als unächt zu ſtreichen. Dieſs heiſst Gründlichkeit der Forſchung, und weil dem Leſer dabey die Wahl frey bleibt, Humanität zugleich. Jedoch nichts geht leicht über die Recherchen, welche Hr. *Heyne* an 30 bis 35 Stellen ſeiner Obſervationen, und T. IV. p. 177—180 in einem eigenen Excurs über ἐρύω und ῥύομαι verhängt. Daſs das υ auch hier mittelzeitig war, und der Dichter die Wörter nach dem Bedürfniſſe des Rhythmus, bald kurz, bald lang gebrauchte, konnte, dünkt uns, ohne beſonderen Scharfblick wahrgenommen werden. Hr. H. dagegen lehrt: ἐρύω, *traho*, kürze die mittlere Sylbe, und ſey immer ϝερύω geſprochen worden; ῥύομαι, *tueor*, verlängere ſie, und ermangele des Hauches am Anfang, obgleich das alte Stammwort ῥύω ihn in der Mitte ῥύϝω gehabt zu haben ſcheine. Um dieſe Lehre geltend zu machen, werden nun *wenigſtens vierzig* Stellen verändert, und die wenigen, welche ſich ohne Aenderung fügen, mit Wohlgefallen betrachtet. Zur Probe führen wir nur die Veränderungen dreyer an, in Bezug auf die dreyfache Lehre. Die *erſte* wegen des digammirten ἐρύω; I, 141. Νῦν δ' ἄγε νῆα μέλαιναν ἐρύσσομεν εἰς ἅλα δῖαν. *Entweder*, meynt Hr. H., ſey hier μέλαιναν von einem Interpolator an den Platz eines ausgefallenen Beywortes gerückt worden, ſo daſs es etwa urſprünglich hieſs: Νῦν δὲ θοὴν, ἄγε, νῆα ϝερύσσομεν; *oder* man könne leſen: Νῦν δὲ μέλαιναν νῆα ϝερύσσομεν, obgleich dieſer Vers ihm ſelbſt nicht wohlklingend ſcheint; *oder* — was wieder am bequemſten — die ganze Stelle V. 140—147 ſey unächt, und um die Erzählung auszufüllen, von Rhapſoden eingeflickt worden. Mit unbeſiegbaren Gründen (*invictis argumentis*), fügt er beſcheiden hinzu, laſſe ſich ſolcherley nicht beweiſen. Die *unbeſiegbaren* wollten wir ihm erlaſſen, wenn wir nur überhaupt *Gründe* ſähen! — Die *zweyte* Stelle wegen der angenommenen Kürze in ἐρύω, ſo oft es *traho* bedeutet: XIV, 75 νῆες

δσαι πρῶται εἰρύαται. Nichts leichter, fagt Hr. H., als εἰρυνται zu ändern, und wenn dieselbe Aenderung in demselben Verse auch XV. 654 gemacht werden muss, was schadet das? — Die *dritte* Stelle, wegen der angenommenen Länge in ῥύομαι, *tueor:* IX. 396. οἵ τε πτολίεθρα ῥύονται. *Entweder* οἵ τε πτόλιας ῥύονται, *oder* οἳ ῥύονται πτολίεθρα, *oder* — der Vers ist unächt (T. V. p. 614); wie denn viele andere, auch im Hesiodus (T. IV. p. 178) *deshalb* für unächt erklärt werden. — Hr. H. will, wie er oftmals versichert, nur einen Grund legen, doch einen dauerhafteren (*fundum solidiorem T. I. Praef.* p. L), worauf andere, weniger Beschäftigtere, ein Gebäude aufführen können; nur sichere Fusstapfen (*vestigia certa*) will er uns zurück lassen, in die wir treten mögen. Wahrscheinlich hat er uns deshalb folgende Stellen, die er nicht berührt, zu eigener Berichtigung nach dem aufgestellten Muster überlassen: Od. XXII, 90. εἰρύσσατο δὲ φάσγανον ὀξύ. Od. XIV, 107. φυλάσσω τε ῥύομαί τε. Od. XV, 35. φυλάσσει τε ῥύεταί τε. Sonderbar, dass auch alte vorzügliche Zeugen hie und da εἰρύσσασθαι schrieben, wie Cod. Venet. in VIII, 143. X, 44. Bey Anwendung der Heynischen Lehre konnten sie sich die Verdoppelung ersparen; und der Lehrer hat Recht, ihnen T. V. p. 440 die *ignoratio prosodica* zu verweisen.

Ueber die Quantität von ἵλαος I, 583 findet sich eine, durch des Hn. *Voss* allzu einseitige Behauptung bey dem homeridischen Hymnus an Demeter 204 (*ed. Mitsch.*) veranlasste Observation, die wiederum keinen Ausgang giebt; oben V. 147 hatte Hr. *H.*, weil er sich nirgends herausfinden konnte, in der Verzweifelung nach dem kritischen Messer gelangt. Ein Ausgang scheint sich zu öffnen, wenn man die Stammsylbe ἱλ für mittelzeitig nimmt, die aber in Adjectiven durchaus lang, in einigen Verben auch kurz gebraucht wurde. Vom Adjectiv auf αος hatte schon Homer, wie Theokrit, eine zweyfache Form, mit langem und mit kurzem α: denn die letzte, die auch Moschus hat, nach *Vossens* Vorschlage durch Zusammenziehung zu tilgen, verbeut schon die Eurythmie, noch mehr der Gebrauch bey Pindar, wo keine Zusammenziehung verstattet wird. Die attische Endung εως floss manchmal in eine Sylbe: so beginnt bey Euripides ein Trimeter ἵλεως μὲν εἴη, *Hel.* 1013. Lang allein finden wir, vielleicht zufällig, die Stammsylbe in ἱλήκω. Aber lang oder kurz in ἵλημι: wovon ausser Homers ἵληθι, auch ἵλαθι als Daktyl mehrmal, und ἵλαμαι als Anapäst in dem kleineren *H. in Apoll.* 5. gebraucht wird; ferner, in ἱλάομαι und ἱλάσκομαι; wovon verlängt bey Homer ἱλασσόμεσθα Il. I, 444. ἱλάσσομαι Odyss. III, 419. ἱλάσκεσθαι Il. I, 386, dieselbigen auch bey Späteren vorkommen; und verkürzt bey Homer ἱλάονται Il. II, 550, ἱλάσσεαι Il. I, 147, ἱλασσάμενοι Il., 100, bey den Späteren ἱλάσθαι Apollon. II. 847, ἱλάονται Dionys. P. 853, ἱλάσκεο Theocr. Ep. XIII, 1. — Eine andere Regel der Quantität, welche Hr. Voss in der gedachten Ausgabe des Hymnus an Demeter V. 117, nachdem Clarke von grossen Kritikern überhört worden war, auffrischte und zur Heilung mehrerer Stellen anwandte, die nämlich, dass in φίλω die Stammsylbe lang, in φιλέω kurz sey, *wird* von Hr. *H.* zur Erklärung des lang gebrauchten φίλε κασίγνητε IV, 155 in der Observation versucht. *Er* nennt hier seine Vormänner nicht, aber *er macht auch* wirklich ihre Bemerkung zu der seinigen, die ihm kein Besonnener wieder abnehmen wird. „Da wahr„scheinlich, sagt er, eine doppelte Form dieses Wor„tes war, die eine mit langer Anfangssylbe, φίλω, „φίλομαι, φίλημι, die andere mit kurzer, φιλέω; „so könne man vermuthen, dass es auch ein doppel„tes φίλος und φίλος gegeben habe.“ Die Vermuthung, der er gleich wieder entsagt, sey ihm und dem Grammatiker Ptolemäus geschenkt. Aber wie? auch φίλημι hat die Anfangssylbe lang, und zwar weil es von φίλω ausgeht? Beides wird kein Grammatiker gut heissen; denn φίλημι kömmt von φιλέω und wird deshalb nicht anders als kurz, wie in καί σε φιλήμεναι Il. XXII, 265 gebraucht. „Ja hier ist es allerdings „kurz, sagt Hr. *H.*, in der dortigen Observation, aber „da es *anderswo lang* ist, so muss offenbar *ein* dop„pelter Stamm gewesen seyn, mit langer Anfangssyl„be, und mit kurzer, wovon φιλέω und andere her„vorgingen; und man kann nicht mit Clarke die Ver„kürzung aus der Natur des zweyten Futuri erklären.“ Wie nun? Erstlich ein doppelter Stamm, wovon *der* eine das angeblich lange φίλημι trägt; und dann *von* φίλημι wieder ein doppelter Stamm, worauf langes und kurzes wächst? Oder auf dem Doppelstamm wächst an einer Seite ein langes φίλημι, und gegenüber ein kurzes? Dabey geht einem der Kopf um, dass man, weswegen Clarke getadelt werde, nicht einmal fassen kann. Nur das *anderswo lange* φίλημι erbitten wir uns. Hr. *H.* rückt mit Il. XX, 304 hervor; dann sollen wir, was er bey Il. V, 117 und X, 280 gesagt, vergleichen, und einsehen, dass Homers φίλημι die Anfangssylbe bald lang bald kurz habe. Man fasse ein Herz, durch alle die dicken Bände sich durchzuschlagen! *Zuerst Il.* XX. 304 kömmt ein φίλατο zum Vorschein, welches Hr. *H.* ganz richtig von φίλω (nicht also von φίλημι) herleitet, mit einem *Clarke bene monuit;* er weist hierbey auf Il. XVII, *Exc.* p. 405, wo er dasselbige sagt, und wieder auf Il. V, 61 und 117 zurückweist. Bey Il. V, 61 wird ἐφίλατο von φίλω, φίλομαι und dem *gleichfalls langen* φίλημι (wahrscheinlich dem letzten allein) abgeleitet, und Clarke getadelt; bey V. 117 hingegen erklärt er φῖλαι, nach Clarke und der Wahrheit, wiederum deutlich für einen Spross von φίλομαι, mit Verweisung auf V. 61, wo er φίλημι zu begünstigen scheint. Wir haben noch Il. X, 280 zu vergleichen, und erfahren zu unserer Beruhigung, dass φῖλαι, wie φίλατο XX, 304, in der That von φίλομαι mit langer Anfangssylbe herkomme: *quod recte docuit Clarke.*

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Welch ein Chaos von hin und her wogendem Schutt! Wie doch konnte ein Veteran im Vortrage der Grammatik etwas so ungrammatisches dem Eustathius abnehmen, als: ἐφίλατο kömmt von φίλημι, wie ἵστατο von ἵστημι (also das Imperfect des Medii); und hievon der Imperativ φίλαι, wie τύψαι von ἐτυψάμην (also der erste Aorist)? Wie konnte er nur sich einbilden lassen, dass φίλημι der Form ἵστημι von στάω folge; da es kein φιλάω gab, und folglich das Medium nicht φίλαμαι, sondern φίλεμαι, und im Aeolischen φίλεμμαι von φίλεμμι heissen musste? Aber so gehts, wenn man hastig bald dem Eustathius, bald dem Clarke nachdenkt, und dabey noch den belehrenden Vordenker machen will!

Nach denselben Grundsätzen, die wir oben angaben, muss ferner die Sylbenmessung in σχέτλιος, ἀφνειότατος, Ἀπόλλων, Ἄρες u. s. w. beurtheilt werden. Wie hilft sich hier Hr. *Heyne*? Σχέτλιη III. 410 scheint er mit Wasse zweysylbig zu lesen. Entscheidender sagt er bey ὅς δὴ ἀφνειότατος XX, 220, man müsse ὅς δὴ Ἀφνειότατος aussprechen; wo doch das richtigere schon von Ernesti erinnert ward. Was endlich über Ἀπολλων, Ἄρες (wo auch der Accent etwas zeigt z. B. Ἄρες, Ἄρες V, 31) und Aehnliches von Hn. Heyne T. VII. p. 413 und anderwärts gesagt worden, müssen wir dem Leser, der *diese* Lehre der Prosodie noch lehrreich genug findet, und neue Widersprüche auszusöhnen Lust trägt (vgl. Observatt. ad II, 572. 828), zu eigenem Nachlesen empfehlen.

3) Die *eben so beschränkte Kenntniss der altionischen Sprache* ausführlicher zu erweisen, bleibt dem Theile dieser Recension, welcher die grammatische Worterklärung prüft, vorbehalten. Ein sehr unangenehmes Geschäft, das hier nur insofern eingeleitet werden muss, als jene Unkunde des Herausgebers auf die Anordnung des Textes mehr oder weniger nachtheilig gewirkt hat. Vergebens erwarteten wir in dem Excurse *de dialecto Homeri ionica* (T. VIII. p. 226—237) dasjenige mit gewählten Beyspielen erläutert, was sich auf das Charakteristische des Alt-Ionischen und auf den Unterschied desselben von dem neueren Ionismus, der Sprache Herodots, bezieht. Nicht einmal das hat Hr. H. bemerkt, was sich dem nach seinem Ohre so oft entscheidenden Kunstrichter doch zuerst darbieten musste: wie die homerische Mundart zwischen Weichheit und Härte (neuer Ionismus und Atticismus) in einer schönen Mitte steht; noch weniger, wie es denkbar sey, dass die homerischen Gesänge, wenn sie nicht frühzeitig in Schrift verzeichnet worden, in einem so eigenthümlichen Dialect auf uns gekommen sind. Desto häufiger wiederholt Hr. H. seine durchaus unbefriedigenden Bemerkungen über die Auslassung des (einen) Augments, die er für ionisch erklärt: ἄλγεα θῆκε statt ἄλγε' ἔθηκε; καὶ λίσσετο statt καὶ ἐλίσσετο; ἄρνε κέλευε III, 119 statt ἄρν' ἐκέλευε (was der Vergessliche kurz vorher V. 103 für ἄρνα nahm) u. s. w. Selbst unter dem Texte wird den Tironen diess eingeschärft, mit dem versichernden Zusatze: *Ionicum fuit*, oder gar, *debuit esse*. Für dieses *debuit* wird nun in den Observationen der Beweis theils aus alten Grammatikern geführt, theils aus dem *usus Herodoteus.* Wie das letzte, verstehen wir nicht; da wir nirgends Belehrung über die Fälle finden, wo Herodot, den besten Handschriften zufolge, ohne Augment schreiben soll: denn dass diess nicht der gewöhnliche Fall bey ihm sey, lehrt jeden der erste flüchtige Anblick. Dass aber die Grammatiker, welche in *manchen* Stellen auf die verkürzten Formen leiten, anderwärts die verlängerten einführen (I, 611), überhaupt bey Zu- und Weglassung des Augments das Ohr befragten, ist aus vielen Beyspielen höchst wahrscheinlich. Ihnen nachzuhören, getraute sich Hr. H. in einem ähnlichen Falle (T. VII p. 239 ad XVI, 583) nicht; in dem gegenwärtigen hört er noch feiner, als sie; ja, er nimmt sogar die Miene eines philosophirenden Hörers an. Allein hätte er es auch nur bey dieser Kleinigkeit mit Ernst versucht, Ahndungen und Wünsche auf feste Gründe zurück zu führen: so musste er bemerkt haben, dass *nichts thun* hier gerathener war, als eine Gloriole aus solchen Aenderungen zu suchen. Denn wenn die Auslassung des Augments ionisch ist, was ist denn ἠτίμησεν I, 11. 25. 46. 64 u. s. w.? Oder ist es nur da ionisch, wo das Metrum durch die Weglassung nicht gestört wird: warum nicht auch ὄρσε, ἕλε I, 10. 12, und anderwärts noch wunderlichere Formen, die ja dem Sylbenmasse keinen Eintrag thun?

Doch das *augmentum syllabicum* ist es vorzüglich, was Hn. *Heynens* Ohr nicht vertragen kann; und doch auch wieder verträgt. Ἑών, lehrt er T. VIII. p. 229, nicht aber ὤν, sey homerisch. Warum? weil jenes am häufigsten vorkommt. *Also* sey Od. XIX, 230 χρύσεοι ἐόντες zu schreiben; *also* der ganze Vers VII, 94, da er keine Aenderung zulässt, ohne Mitleid zu tilgen. Wie es dem XIX, 489 οὐδὲ τροφοῦ οὔσης

σης — ergehen soll, welchen das Gedächtnifs ihm jetzt nicht darbot, werden wir vermuthlich dereinst bey der Odyffee erfahren. Wir kehren zur Ilias zurück. I, 199 änderte er ὤμβησε δ' Ἀχιλεὺς, μετὰ δὲ τράπετ' (ft. δ' ἐτράπετ'), und behielt gleichwohl αὐτίκα δ' ἔγνω bey. Warum nicht αὐτίκα δὲ γνῶ? Und vielleicht auch I, 64 ὅτι τόσσον χώσατο? — I, 464 corrigirt er σπλάγχνα πάσαντο. Aber das Ohr würde fich noch mehr ergötzen, wenn es hiefse: Αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ μῆρα κάη καὶ σπλάγχνα πάσαντο. Eben fo II, 308 ἔνθα φάνη μέγα σῆμα, und anderwärts. Diefs giebt Operngriechifch; das hier den alten Grammatikern freylich nicht an der rechten Stelle zu feyn fchien. — Wer mit Befonnenheit eine kleine Kühnheit begehen will, der kann VIII, 75 und Od. XXI, 413 fchreiben oder vorfchlagen μεγάλα κτύπε (wie μεγάλα βρέμει IV, 425), wo doch diefs Ausdrucksvollere Niemand hat, und gegen das fchwächer tönende μέγαλ' ἔκτυπε fich auch Hn. *Heynens* Ohr nicht bewegt. Dagegen meynt er, δὲ λάβε (XX, 418) klinge dem Ohr beffer als δ' ἔλαβε, wo wir feither des Glaubens waren, dafs, nach richtiger Ausfprache, folcherley Fälle nur das Auge, keinesweges das Ohr afficiren. Uebrigens wundert fich Hr. *H.* felbft an mehreren Stellen, dafs die zufammengefetzten Verba blofs nach den Foderungen der rhythmifchen Verhältniffe, bald mit bald ohne Augment vorkommen; wie ἔκθορον und ἐξέθορον, ἔκφυγεν und ἐξέφυγεν und viele ähnliche. Der Lehrling wundere fich einen Augenblick mit ihm; aber der verftändige Lehrer wecke das Selbftprüfen durch das warnende Beyfpiel, dafs Verwunderung nicht immer der Weisheit Anfang fey! — Eben fo wenig war Hr. *H.*, wie es fcheint, über den homerifchen Artikel im Klaren. Gleich zu Anfange bey dem bekannten οὕνεκα τὸν Χρύσην hebt er mit der falfchen Bemerkung an, dafs Homer den Gebrauch des *articulus praepofitivus* gar nicht gekannt habe: doch fchwankt er auch wieder, und verbeut uns, in einem fo alten Dichter, wo der Artikel nach dem gewöhnlichen Gebrauche doch zuweilen vorkomme, grammatifche Subtilität zu fuchen. Subtil wird freylich Niemand das finden, was Hr. *H.* über τὸν Χρύσην vorbringt. Er führt allerley Umwandlungen und Deutungen von Aelteren und Neueren an, denen er die feinige hinzufügt: nur die wahre Bemerkung, dafs Homer den Artikel blofs zur Erhebung oder Auszeichnung des Begriffes gebrauche (f. *Reiz de profod. graec. accent. inclin.* p. 74), wie ihn fpäterhin noch die Tragiker blofs berühmten Eigennamen mit Nachdruck vorfetzten (f. *Porfon. ad Eurip. Phoen.* 145), werden die Lehrlinge auch hier aus anderen Büchern auf die angefochtene Stelle müffen anwenden lernen. Noch in derfelben Rhapfodie vergifst Hr. *H.* das Gefagte, und erinnert fich wieder deffelben, fo wie es der Zufall fügt. Denn I, 185 nimmt er an τὸ σὸν γέρας keinen Anftofs, und damit er den Artikel hier nicht überfehen zu haben fcheine, wiederholt er treulich, ohne berichtigenden Wink, Plutarchs Bemerkung, dafs diefer Vers alle *partes orationis*, mithin auch den Artikel, befaffe. Hingegen I, 207 fchärft er von neuem ein, dafs der Dichter den Artikel nicht habe; die gewöhnliche Lesart τὸ σὸν μένος wird deshalb mit einem *Male* verdammt, und τεὸν μένος an ihre Stelle gefetzt. Ganz anders wiederum bey anderen Stellen. Τὸν ἐμὸν χόλον IV, 42 wagt er nicht zu ändern; ja bey VI, 41 ἧπερ οἱ ἄλλοι und vielen anderen noch merkwürdigeren Verfen, wo *bald* der im Homer noch nicht gefonderte Sprachgebrauch von ἄλλοι und οἱ ἄλλοι erklärt (I, 300. III, 73), *bald* der homerifche Artikel als Vorläufer des beftimmteren Sprachgebrauchs beachtet werden mufste (I, 167. IX, 11), winkt Hr. *H.* nicht einmal, oder bringt wieder etwas Falfches vor (I, 465): fo wie denn auch II, 1. die ganz fchiefe Interpunction (vor θεοί) und Erklärung, welche er aufftellt, aus jener Unkunde gefloffen ift. Die Worte ἄλλοι (hier *caeteri*, οἱ ἄλλοι) θεοί müffen eng verbunden, und auf fie mufs das folgende Δία bezogen werden; alfo nicht, wie Hr. *H.* will: *alii, fcilicet dii hominesque*, fondern vielmehr: *caeteri dii dormiebant, ut et homines, heroes ad Trojam: Jupiter unus erat infomnis.* Glücklicher Weife vergafs Hr. *H.* auch hier, wie gewöhnlich, die lateinifche Verfion nach feiner Erklärung zu ändern. Diefe Inconfequenz, welche er fchon allein in der Beurtheilung des homerifchen Artikels beging, zu vergüten, hat er endlich T. VII. p. 427 in einem grammatifchen Excurs über mehrere Anmerkungen, „welche Clarke nach feiner Sitte fechshundertmal wiederholte", fich an dasjenige, was Er eben fo oft vergafs, erinnert; fodann die „*fatis decantata obfervatio*, dafs Homer den Artikel nicht kenne", durch Verweifung auf Köppens und Wolfs Obfervationen (die der letzte fchon längft durch gehörige Einfchränkung felbft zurück nahm, *ad Reiz. l. c.* p. 74) gerechtfertiget, und am Ende noch einige Verfe, welche fich jener Obfervation hartnäckig widerfetzten, entweder durch kritifche Umwandlungen zurecht geftellt, oder als unächte verworfen. Die noch übrigen, fehr zahlreichen Verfe werden wahrfcheinlich bey der Odyffee ihre Würdigung empfahen, und Hn. Heynens Geneigtheit, „fich auch bey Kleinigkeiten von erwogenen Regeln leiten zu laffen, weil der Mangel eines „feften Urtheils überall befchwerlich fey" (*moleftum eft in omni re, certum judicium fi videas tibi haud adeffe* T. VII. p. 443), in ein defto glänzenderes Licht ftellen.

4) *Die grofse Willkührlichkeit im Beurtheilen und Aendern des Textes* geht aus dem Gefagten von felbft hervor, und ergiebt fich aus vielen anderen Beyfpielen. Ein Glück ift es — oder follen wir es Verdienft nennen? — dafs Hr. *Heyne* gewöhnlich den Muth nicht hatte, feine Muthmafsungen und Wünfche in den Text zu erheben, fondern die Wolfifche Recenfion viel häufiger, als fich erwarten liefs, befolgte. Denn ein Text nach Heynifchen Lesarten zugerichtet, und zugleich mit Andeutungen der Verfe, die er für unächt hält, verfehen, müfste Erftaunen erregen. Auch jetzt noch werden nicht wenige der neu aufgenommenen Lesarten künftig in die Noten zurückkehren

ren müssen. So durfte gleich I, 260 in Nestors Rede ἤδη γάρ ποτ' ἐγὼ καὶ ἀρείοσιν ἠέπερ ἡμῖν ἀνδράσιν ὡμίλησα, das ἡμῖν nicht in das unbescheidenere ὑμῖν verwandelt werden. Unbescheiden? *Scilicet ex nostro decori sensu*, sagt Hr. *H.* zweifelnd, und vergass, dass Homer jene Art von bescheidener Communication auch anderwärts (II, 194.) liebt, dass die ganze Rede Nestors eine *ächte Humanität* nach alter Weise athmet, und dass die folgenden Worte, worin sich Nestor den Helden der Vorzeit mit Bescheidenheit nachsetzt (καὶ οὔποτέ μ' οἵγ' ἀθέριζον), mit diesem ὑμῖν, wodurch er sich stolz über seine Zeitgenossen erhebt, den widrigsten Contrast bilden würde. — III, 193 hat Hr. *H.* μείων μὲν κεφαλὴν Ἀγαμέμνονος gesetzt, mit Befremdung, dass diese aristarchische Lesart der gemeinen κεφαλῇ so lange habe nachstehen müssen. *Offendit in hac*, sagt er, *eum fuisse minorem capite Agamemnonis: immo vero, minor Agamemnone erat, capite; altero non nisi humeros hujus attingente.* Und doch folgt sogleich ὤμοισιν, στέρνοισιν, was ihn nicht befremdete. In einem eigenen Excurs (T. V. p. 180) sucht Hr. *H.* die Frage zu beantworten, ob man εὐκτίμενον, εὐναιόμενον u. s. w. schreiben müsse, oder εὖ κτίμενον, εὖ ναιόμενον. Er meynt das letzte, und führt es, wie mehreres Aehnliche, durch die ganze Ilias ein. Allein das Gegentheil wird ihm hoffentlich selbst klar werden, wenn er an das pindarische ἀγακτίμενος denkt. Denn ein Wort ἄγα war vermuthlich den alten Griechen unbekannt. Auch will der Grund nichts sagen, dessen sich Hr. *H.* für seine Schreibart bedient: dass die Sprache kein Verbum εὔκτιμι, noch εὐκτίζω, darbiete. Ein Verbum πασιμέλειν gab es gewiss eben so wenig; und wer zweifelt, dass Aristarch, der besonders dergleichen Verbindungen einführte, πασιμέλουσα Od. XII, 70 richtig schrieb? Aehnlich ist der Fall mit κάρη κομόωντες, εὖ ποιητος, wie dem Hn. *H.* statt καρηκομόωντες, εὐποίητος beliebt. Aber, sagt er, von καρηκομόωντες giebt es ja kein Verbum καρηκομᾶν, auch nicht καρηκόμης. Soll das heissen, diese Wörter seyen der griechischen Sprache überhaupt fremd: so bescheiden wir uns, dass Hn. *H.*, um diese Entdeckung zu machen, mehr Bücher, als uns, zu Gebote stehen; soll es aber heissen, die Wörter kommen nur in den homerischen Gesängen nicht vor: so sieht man das freylich den Formen an, wenn man sich erinnert, dass man im Homer nur Hexameter lieset. Gleichwohl begreifen wir durchaus nicht, warum Homer, wenn er je sagen *wollte*, Zeus habe dem Apollo verliehen καρηκομᾶν, in der Analogie seiner Sprache Schwierigkeiten gefunden haben sollte. Nur würden wir, bey dergleichen Argumentationen, natürlich über den Infinitiv nicht mehr ins Helle kommen, als über das Particip. Εὐρυκρείειν lesen wir ja auch nicht; nicht einmal κρείειν oder κρεειν, und dennoch εὐρυκρείων. Wird uns etwa Hr. *Heyne* dereinst in der Odyssee einen εὐρὺ κρείων Ἀγαμέμνων, eine εὐρὺ ἀγυιὰ πόλις geben? — Wie glücklich ist man da noch bey der deutschen Sprache! Nur selten fragt einmal da ein Schriftsetzer, ob er eine *wohlverstandene* Substitutat, wie eine *missverstandene*, setzen soll. Eine *übel angewandte* aber dürfte es wenigstens nicht genannt werden, wenn Hr. *Heyne*, anstatt im Texte solche Neuerungen zu versuchen, die wichtigere Frage erwogen hätte, wo der Sinn die Unterscheidung des ὅδε von ὁ δὲ, des τόνδε von τὸν δὲ u. s. w. erfodere. Diese kleinen Partikeln machen ihm zwar oft zu schaffen, aber das Rechte verfehlt er gewöhnlich: wie z. B. I, 82, wo er die richtige Lesart des Cod. Venet. und Fragm. Eton. ἀλλά τε, welche Homer in dieser Verbindung immer beobachtet (II, 754. X, 226. XIX, 165. Odyss. XII, 64. 67), verwirft, ohne die andere Lesart ἀλλά γε auch nur durch Ein Beyspiel zu rechtfertigen. Auch schon bey v. 14 führte ihn das τε irre. Er giebt hier der Stephanischen Lesart στέμμα τ' ἔχων *unbezweifelt* (*sine dubio*) den Vorzug. Gleichwohl ist die richtige Verbindung: ἦλθεν ἔχων στέμματα (unten freylich στέμμα v. 28, nach bekannter Dichtersitte, welche ἅρμα und ἅρματα, τόξον und τόξα vertauscht), λυσόμενός τε καὶ φέρων ἄποινα. Die letzten beiden Participien bezeichnen die Zwecke des Weges: und es kann keine ähnliche Stelle geben, wo so ein τε oder καὶ nachhinkte, wie nach Hn. *H's.* Meynung hier folgen würde. Oder wollte man etwa v. 45 τόξα τ' ἔχων ὤμοισιν, in einer ähnlichen Verbindung, auch ertragen? — Nicht weniger grundlos ist v. 289 die Verbindung zweyer Wörter ἅ-τιν' in Eines ἄτιν': die Erklärung der Alten, welche Hr. *H.* mit einem *quam indocte!* stempelt, ist die einzig wahre: *in quo* (ἅ für εἰς ἅ, ἐν οἷς) *non credo quemquam ei obediturum esse.* Der Grund ist doppelt. Einmal setzt Homer *allzeit*, wie einem Herausgeber, der mit *indocte!* abfertiget, nicht fremd seyn sollte, für ἅτινα im Plural ἅσσα, was auch hier das Sylbenmass nicht hinderte. Sodann wäre diess gar kein consequenter Gedanke: *omnibus, quid faciant, imperare cupit — in quibus rebus ego mecum constitui, ei non parere*, vielmehr: *in quibus rebus erunt, opinor, qui ei non parebunt.* Τινὰ bezeichnet *Manchen* (den Sprechenden mit eingeschlossen), oder, was Eins ist, ἅ τιν' οὐ steht hier für ἃ οὔτινα, *neminem.* Denn οὔτις, nach dem homerischen Sprachgebrauch, ist *nemo*; οὐδεὶς ist mehr, *ne unus, ne ullus quidem.* — I, 454 τιμήσας μὲν ἐμέ. *Poterat*, sagt Hr. *H.*, *esse quoque* ἔκλυες τιμήσας. Wie willkührlich! folgt denn nicht ἴψαο und das auf μὲν bezogene δέ? Und wie verstand er denn ἔκλυες τιμήσας? — III, 429 billigt er wiederum einen Schreibfehler des Eustathius ὃς ἐμὸς πρότερον πόσις ἦεν (statt πρότερος), den kein Kritiker des Homer für etwas anderes erkennen, oder höher, als das ὁ μὲν Μενέλαος III, 213. das τοῖσιν III, 16. und unzählich andere Druck- oder Schreibfehler des compilirenden Bischoffs, achten wird. — Oft aber versteht Hr. *H.* nicht einmal den Sinn der alten Grammatiker, wenn er, ihren Aussagen zufolge, eine Lesart beurtheilen oder wählen will. Ἐχθόδοπος, lehrt er zu I, 518, sey *invisus.* Keineswegs: eher *infestus* (*Sophocl. Philoctet.* 1137) und ἐχθοδοπῆσαι wird gewöhnlich *absolute*, ohne Casus, gebraucht. So nahm es Aristarch auch hier (*inimice tumultuari*), indem er im folgenden Verse den Nominativ Ἥρη setzte. Hr. *H.* lässt

läfst ihn dagegen αὐτῇ ergänzen, und differirt nun über eine Conftruction, an welche jener gar nicht gedacht hat; ohne den wahren Grund zu ahnden, weshalb die Aenderung des Grammatikers nicht Statt haben kann. Was Apollonius (Lex. p. 515 ed. Toll.) mit feinem Excerpt aus Apion fagen wollte über οὐλοχύτας ἀνέλοντο, und προβάλοντο I, 449. 458 ahndete Hr. H. noch weniger, da ein Schreibfehler den Sinn des Grammatikers verdunkelt. Er läfst es daher wiederum in dem, was er nicht verfteht, beym Verwundern bewenden.

5) *Die unerwogene Anhänglichkeit an Bentley's kritifche Verfuche, befonders mit dem Digamma*, ift es aber ganz vorzüglich, wodurch Hr. *Heyne* feine Willkührlichkeit in Anordnung des Textes krönt. Dafs Bentley überhaupt für die Kritik des Homer das hervorragende Talent nicht befafs, welches bey feiner Behandlung der Komiker und des römifchen Lyrikers unfere Bewunderung erregt: diefs vermuthete Hr. *Wolf* fchon in den Prolegom. zum Homer S. 116, jetzt wird die Vermuthung durch fo viele Beweife beftätiget, dafs man in den meiften Emendations-Vorfchlägen, welche Hr. H. aus dem fogenannten *Codex Bentlejanus* mittheilt, nichts von *Bentley*, aufser feiner Kühnheit, entdeckt. Um fich von diefer wunderlichen Keckheit, womit Bentley gegen alle im Homer nothwendig geltende παράδοσις κριτικὴ zu Werke ging, einen vorläufigen Begriff zu machen, darf man nur einige feiner Verbefferungen, fo wie fie fich beym flüchtigen Durchblättern darbieten, ohne Rückficht auf das von Hn. H. beygefügte *fagaciter, acute* u. f. w. erwägen. Z. B. Ἰλιόϕι oftmals für Ἰλίου, υἷες Ἰϕιτόϕι, II, 518. ἀγρεῖον ὁρῶν für ἰδών, II, 269. εἰσορόων ftatt εἰσανιδών, XVI, 232. (ὁρᾶν und ἰδεῖν ift ihm alfo Eins!). Νῦν αὐτῶν, ὅσσοι ftatt τούς, II, 681. πολλὰ μάλ' οὐκ ἐθέλουσαν· ὁ μὲν δή, ftatt ἐθέλουσα, XVIII, 434. (eine Conjectur, die dem Hn. *Heyne* fehr glücklich, *admodum felix*, fcheint: eine glücklichere macht der Lobredner gleich felbft, indem er den 433 Vers ausftreicht!!) Εἰσορόων πόλεμόν τε ἰωκήν τε κρυόεσσαν, ftatt εἰσορ. πόνον αἰπὺν, ἰῶκα τε δακρυόεσσαν XI, 600. Um einem Hiatus zu entgehen, fcheut fich Bentley fogar nicht, μυὸς aus dem Lateinifchen aufzunehmen, IX, 57. XVI, 847. XIX, 194 u. f. w. In der That fuchen wir noch immer in allen fünf Tomen der Heynifchen Obfervationen nur nach Einer wirklich glücklichen oder recht fcheinbaren Conjectur, welche wir, als würdig eines *Bentley*, dem Lefer aufführen könnten. Eine fcharffinnige ἀθέτησις von III, 144, auf die wir uns zur Zeit befchränken müffen, gehört in das Gebiet der höheren Kritik. Möge den Hn. H. diefs tröften, wenn mehrere Lefer mit uns zu der Ueberzeugung gelangen follten, dafs das ganze Glück *feiner* homerifchen Kritik ebenfalls auf — Ein gut gefetztes Comma (II, 395 ὅτε κινήσει Νότος ἐλθών, προβλῆτι σκ.), und auf Eine gut angebrachte ἀθέτησις (II, 488 — 492 von welchen Verfen wenigftens einige verwerflich fcheinen) zurück bringen laffe!

Unwahrfcheinlich wird das freylich befonders denen vorkommen, die dem äolifchen Hauche, welchem nicht blofs viele hundert gangbare Lesarten, fondern eben fo viel feither für ächt gehaltene Verfe dahin finken, die verheifsene Wunderkraft zutrauten. Leider hat Hr. H. diefs Vertrauen fo *wenig belohnt*, dafs er die *doctrinam de Digammo accurate tradere* fogar für unnöthig oder planwidrig erklärt (T. VII. p. 708), und dadurch feine ganze fogenannte Kritik in ein myfteriöfes Dunkel hüllt. Den Nebel zu zerftreuen, folgt der lehrbegierige Lefer den Verweifungen von einem Bande zum anderen; vergebens fängt er beym fünften oder fechften Bande an, die an fo vielen Stellen zerftreueten Bemerkungen über diefen Gegenftand und die verwandten vom Hiatus und dem paragogifchen N fich allmälich zufammen zu ftellen, um die Confequenz der neuen Belehrungen mit Einem Blicke zu überfehen: mit jedem neuen Anfatze der Feder heifst ihn der Obfervator das *Vorige* berichtigen, und das Berichtigte wieder anders *faffen*; und im fiebenten Bande endlich, wo Hr. H. fich *fchreibend* des Stoffes bemächtiget haben konnte, verwickelt er den Ermüdeten auf der einen Seite in neue Schwierigkeiten, auf der anderen überrafcht er ihn mit dem nach fo langer Beobachtung (*multa obfervatio* p. 708), und bey fo weit ausgefponnenen Discuffionen (p. 704-772) kaum glaublichen Geftändniffe, dafs er *felbft*, der neue Lehrer des Digamma, welcher den *nicht genugfam* überlegten Bemerkungen der erften Bände (*nondum fatis caute appofitis*, *Praefat.* T. I. p. XLV) Verzeihung erbat, doch am Ende, nach allen Ueberlegungen, auf nichts weiter, als von leeren Träumereyen (der Engländer) auf *Einiges* Zuverläfsige und Gewiffe gerathen fey (*ab opinionum et ariolationum commentis ad certiora nonnulla et veriora delatus effe mihi videor* p. 709); ja, noch im letzten Bande wird die ganze Sache wiederum blofs eine *ariolatio*, aber *probabilis*, genannt (T. VIII. p. 791). Selbft diefe Art der Behandlung, fo wenig fie dem ruhigen Ernft einer abgefchloffenen Forfchung geziemt, oder dem Unterricht unvorbereiteter Lefer zufagt, kann gewiffermafsen die Aufmerkfamkeit fchärfen auf eine Lehre, welche der Ilias eine fo grofse kritifche Reform gebracht hat, und eine noch gröfsere den übrigen Werken des alten Sängers, auch dem Hefiodus (T. VII. p. 136. 717), droht. Wir achten es daher für zwiefache Pflicht, wo nicht felbft die Sache durch abgewogene Gründe zur Entfcheidung zu bringen, doch die Entfcheidung den Einfichtsvolleren durch Ordnen und Zufammenfügen der Heynifchen Meynungen zu erleichtern.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 3. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dafs *die älteste* Sprache der Ionier (noch vor Homer) oft Hiatus hatte, worunter wir überhaupt den Zusammenstofs zweyer Vocale ohne Elision verstehen; das erhellet theils daraus, weil das paragogische N, welches noch späterhin zuweilen da wegfällt, wo es sonst zu stehen pflegt, nicht gleich Anfangs in der Sprache vorhanden seyn konnte, theils aus so vielen Wortformen im Homer, welche die Anhäufung der Vocale im alten Ionismus bezeugen (δηϊόωσιν, ἀοιδιάει, οἰΐεται u. s. w.), theils aus dem vocalenreichen Dialekte des Herodot, welcher des N ἐφελκυστικὸν fast gänzlich ermangelt. Dafs aber *im Zeitalter Homers* der Endbuchstab N bereits da war, ist wahrscheinlich aus dem Gebrauche desselben in der Thesis so vieler Verse, wo es noch Niemand eingefallen ist, aus Spondeen Trochäen zu machen: z. B. Σὺν κείνῃσι νηυσί. Εὗρε δ' εὐρυόπα Κρονίδην u. s. w. Was die Arsis anlangt: so hatte Hr. *Wolf* in der ersten Ausgabe des Homer, nach dem Vorgange Brunks im Apollonius Rhodius, eine Neuerung versucht, wodurch der Endbuchstabe N verdrängt wurde; aber die Neuerung war unrichtig: ein *laboriosus error*, wie Hr. *W.* selbst, ihn mit neuer Arbeit verbessernd, schon in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Odyssee p. XXX bekannte. Den Irrthum hat jetzt gleichwohl Hr. *H.* wiederholt, dessen Ohr also seit so vielen Jahren Verse von der Art: Αὐτὰρ ἐπεὶ ὄμοσέ τε τελεύτησέ τε — ertrug. Nach richtigeren Grundsätzen findet selbst am Ende der Verse, wenn gleich ein Mitlauter den folgenden Vers anfängt, das N seine Stelle: denn jeder Vers macht für sich eine rhythmische Periode aus, die am Schluss ihre Vollständigkeit fodert; und überdiess hat das kurze ε, wenn es den Vers endiget, etwas hinfälliges und dem Ohr unbehagliches. Es ist daher nicht genug, wenn Hr. *H.* (T. IV. p. 444) sagt: *Ultima jam per se pro longa habetur;* wo er von dieser Anfügung des N am Ende des Verses noch hinzusetzt: *Hunc quidem usum prorsus esse rejiciendum, in aperto est.* Bey solchen Aeusserungen, die durch keinen Grund unterstützt werden, wundert man sich billig über den entscheidenden Ton des sonst so bescheidenen, d. h. ohne Euphemismus, des unstät hin und her schwankenden Interpreten. Ja, ein seltsameres Beyspiel von Bescheidenheit: er fragt am Ende dieses Auffatzes (p. 447), wie wir es mit solchen Fällen halten mögen, wo der kurze Vocal in der Arsis vor einem anderen Vocal tritt: ἂψ ἀνεχώρησε, ὦχρος — Ὄγμον ἐλαύνωσι ἀνδρός. — Doch däucht es ihm selbst hart, das σε ω, σι αν ohne N als einen Spondeus auszusprechen. Könnte indess (was sich Hr. *H.* p. 445 sogar gefallen lässt) im Griechischen ein Buchstab ausgesprochen werden, der nicht geschrieben wird: so wäre es ja wohl besser, das N überall auszumerzen; und nicht bloss ὀστεόφι θίς, sondern auch ὀφέλλωσί τέ ἑ τιμῇ und τίωσί ἑ ἄνακτες zu schreiben. Die Pronunciation wird den Hiatus schon ausfüllen! — Bey aller Unregelmässigkeit, womit in den meisten Codd. die N bald gesetzt, bald nicht gesetzt werden, hat doch, wie die Vergleichung weniger Handschriften und der alten Scholien lehrt, die in den besten Ausgaben bisher übliche Schreibart die gröfste Autorität des Alterthums für sich.

Jedoch wir brechen ab von dem N zu reden, zumal da Hr. *H.*, ob er gleich (T. IV. p 443) *de vero ac certo usu* des Buchstabens zu handeln versprach, in den Addendis p. 694 wie unwillig beyfügt: *De νυ ἐφελκυστικῷ pro suo quisque statuet sensu: quae in antiquioribus veriora sunt, adhuc latent;* mit welcher Aeusserung er auch seinen Excurs über den homerischen Dialekt beschliesst: *de quibus pro suo quisque statuet seu lubitu seu judicio.* Entweder also sind diess so nichtswürdige Armseligkeiten, als etwa hie und da ein Comma mehr oder weniger; nun, warum denn Seitenlang darüber sprechen? oder es kommt etwas darauf an; dann, dächten wir, müsste sich die Willkür verlieren, wenn richtige Grundsätze (*certiora nonnulla et veriora* T. VII. p. 709) aufgestellt werden, und der humane Verfasser dürfte diejenigen, die etwa noch gegründetere Grundsätze von ihm foderten, nicht mit dem abwehrenden *cum quopiam contendere non lubet* (T. VII. p. 708) zurückweisen.

Wir kehren zu dem Hiatus beym Homer zurück. *De hiatu in Homericis* ist glücklicher Weise ein eigener Excurs (T. VII. p. 130) überschrieben, woraus wir zuförderst sehen, was Hr. *H.* sonst gewöhnlich *hiatus in Homero* (statt *apud Homerum*) obvios nenne: ein Ausdruck, der eben so, wie ehemals die *naevi in Virgilio*, dem Unkundigen des Deutschlateins die Vermuthung erwecken könnte, Hr. *H.* habe an den Körpern seiner Dichter gewisse Oeffnungen und Flecken entdeckt. In jenem Excurs geht Hr. *H.* von dem Satze aus: es sey unleugbar, dass Homer in seinen Versen den Hiatus aufs sorgfältigste vermieden habe

Auf der anderen Seite jedoch feyen viele Hiatus übrig und unvertilgbar: auch das laffe fich nicht leugnen. Diefs aber feyen in vielen Verfen nur Fehler, die entweder fchon gehoben wären, oder fich noch heben liefsen; ein grofser Theil der Verfe habe auch damals, als fie gemacht wurden, die Hiatus noch nicht gehabt. (Ein Räthfel, das fich nachher löfst.) Nachdem ihm nun fchon 30 Jahre und darüber die fchwierige Materie im Kopfe gelegen, gebe er endlich jetzt Einiges, was ausgemacht zu feyn fcheine (*nonnulla, quae liquere viderentur*). Ausgemacht aber dünkt ihm zuerft, dafs man einen Hiatus nur dann anerkenne, wann einfache, kurze Vocale vor anderen Vocalen vorausgehen: κάθησο ἐμῷ — — καθῆστο ἐπιγνάμψασα (p. 132). Hier hat uns Hr. *H.* zu fagen vergeffen, was diefer *ganz willkürlichen* Beftimmung zum Grunde liege: ob blofs fein Ohr, das wir aus den obigen Bemerkungen über das Augment und Schlufs — N, und früher noch aus dem Rhythmus feiner lateinifchen Profa kennen lernten, oder auch Zeugniffe der Quintiliane und griechifcher Redekünftler, der *veterum Graecorum* γνησίων (wie er fich ausdrückt), die uns allenfalls ftatt eigener Ohren dienen können. Anftatt deffen bemerkt er (wonach Niemand fragte), dafs im Homer kurze Vocale elidirt werden, und giebt davon mehrere Beyfpiele. (Wer zweifelt *daran?* Höchftens hätte er den Zweifel hier auflöfen follen, ob im Homer ὅτι und τι feinen Vocal verlieren könne: zu welcher Auflöfung fich fchon in den *Supplend. ad Lib. I*, 244. To. IV. p. 676. Gelegenheit bot.) Vom υ erinnert er fich fo wenig, als irgend jemand von uns, einer Elifion: auch, fetzt er hinzu, *mache diefer Vocal keinen Hiatus;* wie die *Compofita* εὐβαλος, εὐωναγυία bewiefen. *Daher*, folgert er weiter, laffe fich mit Recht zweifeln, ob Homer gefagt habe τίς δὲ σὺ ἐσσί; und nicht vielmehr τίς δὲ σύ γ' ἐσσί; wie Hr. *H.* wirklich den Vers XIV, 247 theils auf derfelben Seite noch (p. 133), theils in den *Obfervatt.* T. VII. p. 49 verändert. (Entweder wir verftehen hier Hn. *H's.* Latein gar nicht, oder er hat feine Schlufsfolge in drey unmittelbar auf einander folgenden Zeilen durch einen fchreyenden Widerfpruch zerftört. Dafs ein anderer Widerfpruch in einer weiteren Entfernung T. VI. p. 72 vorkommt, wo υ zwar nicht elidirt werden, aber doch einen Hiatus verurfachen foll; diefs befremdet bey Hn. *H.* weniger.) Dafs die Hiatus, fährt er fort, fchon den alten Ioniern mifsfielen, beftätige der Gebrauch des N vor einem Vocal. Das Gegentheil laffe fich zwar aus dem Herodot fchliefsen, durch deffen Nichtgebrauch des N wirklich ein Zweifel entftehe, ob diefer Endbuchftab urfprünglich im Homer beygefügt worden fey: allein man dürfe Homers Ionismus nicht (*hier* nicht, meynt er: oben bey feiner Lehre vom Augment that er's, fogar mit willkürlicher und unerwiefener Vorausfetzung.) aus dem Herodot beftimmen wollen. Das oft vorkommende τε ἰδὲ müffe daher in τ' ἠδὲ verwandelt werden.

Diefs letzte macht den Uebergang zu einigen Proben von Emendationen, um den Hiatus des ι zu tilgen. Z. B. V, 463. müffe man lefen ἐς τί γ' ἔτι für ἐς τι ἔτι (womit bisher die meiften Ohren zufrieden waren); anderwärts müffe man ein γ' einfchieben (πρεσβύτερος δὲ σύ γ' ἐσσί, XI, 786); über anderes die Obfervationen befragen.

Noch fehle aber ein Hauptmittel gegen die *fonft* unheilbaren Hiatus. Nämlich die wichtigfte Urfache, dafs *fo viele* Hiatus entftehen konnten, fey *darin zu* fuchen; weil man die wahre homerifche *Ausfprache* eines Digamma (*Terentianus Maurus*, u. a. fagen, *digammos litera*, Hr. *H.* aber declinirt das Wort gewöhnlich *digammum*, als *Neutrum:* was Prifcian verwarf, und die beften Kritiker mifsbilligen, f. *Burm. ad Quintil.* I, 4. p. 40) vor den mit Vocalen anfangenden Wörtern nicht kannte (T. VII. p. 136. coll. p. 716. ff.). Diefe Unkunde habe fchon die gelehrteften Alexandriner, ja lange vor ihnen einen Aefchylus, Pindarus u. f. w. gedrückt: in Attika fcheine der Hauch, oder vielmehr Buchftab, (denn Hr. *H.* vergleicht ihn felbft p. 710. mit dem W der Engländer, und führt, allem Mifsverftändniffe vorzubeugen, das Wort *one* zur Erläuterung an,) fchon zur Zeit der *erften* Schriftverzeichnung des Homer unbekannt gewefen zu *feyn;* auch die *fpäteren* (!) Rhapfoden hätten ihn nicht gekannt, wohl aber die *früheren*, wie aus ihren Interpolationen erhelle. Wie? verftehen wir noch nicht; aber nur weiter! — Es fügt fich zuweilen, dafs das in den alten Scholien fo häufige ἀθετεῖται auch folche Verfe trifft, in denen Hr. *H.* ein vernachläffigtes Digamma argwohnte. Dadurch beftätigt fich ihm feine Theorie vom Digamma. *Dadurch?* — nach welcher Logik? Die Alten bis Xenophanes, Aefchylus u. f. w. zurück, hatten ja, wie er eben fagte, keinen Gedanken an ein Digamma! Aber was geht auch den Kritiker die Logik an!

Hr. *Heyne* wiederholt fein Raifonnement — wir enthalten uns eines andern Wortes — an vielen Stellen der Obfervationen, ganz wie ers fchon ehemals in den *Göttingifchen Anzeigen* 1795. Nr. 203 anhub. Schon in diefer Selbftrecenfion fagte er gerade zu: „der uns unbekannte Hauch diente ftatt eines Mitlau„ters, und durch denfelben fallen *alle* die *Hiatus* „weg, und wir erhalten zugleich für die Kritik eine Cha„rakteriftik, einen neuen Beftimmungsgrund von dem, „was ächt und unächt, alter oder fpäter Machwerk „ift." Jetzt vermifst er fich von Neuem, durch diefen Wind geleitet, fogar Interpolationen der früheren und fpäteren Rhapfoden im Homer auszuwittern: nur dafs er nunmehr befcheidener zu verftehen giebt, *alle* Hiatus liefsen fich doch durch jene Suppofitionen noch immer nicht heben. Aber eines Theils wären fie unbedeutend, und würden durch Abfätze oder Paufen in der Ausfprache der Verfe zuläffig (p. 136): anderen Theils wäre auch nicht aller Tage Abend; noch könnte man nicht im Schatten feiner Pflanzungen ruhen; aber die fpäteren Enkel, hofft er, würden es. *Utentur iis* (fo fchliefst er T. VII. p. 726.) *pro fuo quisque confilio, aut pro lubitu ac voluntate; eruntque, qui ea, quae a me poft alios inchoata funt,*

fent, perficient. Non enim nobis — ista ſcrimus, ſed *S e r i s f a c t u r a n e p o t i b u s u m b r a m.* Bejammern wird hier Mancher ſein Loos, daſs er um ein halbes Säculum zu früh in die Welt geſetzt ward; und ſich kaum mit uns durch Hemſterhuys und Valckenaers Beyſpiel tröſten, welche auch dahin ſtarben, ohne die Wirkungen des belebenden und zerſtörenden Hauches, wiewohl er damals ſchon in *Dawes Miſcellan.* zu wehen begann, mit eigenen Augen erblickt zu haben.

Die *Anderen* aber, nach welchen Hr. *H.*, dem Obigen zufolge, die Sache in Anregung bringt, ſind einige Engländer, unter denen *Bentley* unglücklicher Weiſe oben an ſteht. Zwar hatte Bentley bey ſeinen Lebzeiten der neuen Erfindung nur *einmal* (Hr. *H.* ſagt *ſelten*; doch kann er ſelbſt nur ein Citat zum Milton anführen, *T. VII.* p. 721), und hier nur beyläufig gedacht; doch *jetzt*, meynt Hr. *H.*, werde ſein Scharfſinn durch das Digamma, *ſummi ingenii acumen* (p. 772), deſto glänzender bewährt, und er ſpreche deſto lauter in den Anmerkungen, die er der oben gedachten Stephaniſchen Ausgabe Homers beygeſchrieben hatte. *Dawes* ſtimmt bekanntlich in der Hauptſache mit Bentley überein; *Foſter* ſpricht zu wenig davon, und iſt verblendet von der Bentleyiſchen Erfindung; *Payne Knight* endlich bringt durch ſeine Schwärmereyen keinen Schritt weiter. In der That nimmt auch Hr. *H.*, wiewohl er die Grundſätze über das Digamma mit einer unerwarteten Keckheit weiter verfolgt, doch die Grundſätze ſelbſt ſämmtlich aus dem Bentleyiſchen Nachlaſs, auch den z. B., daſs dieſer Hauch eine Poſition machen helfe (vgl. *Bentl. ad* Il. 751.), und ſelbſt die Art der Bezeichnung durch F oder *F*, nicht durch W, wie *Dawes* verſuchte: mit welchem übrigens Hr. *H.*, auch bey verſchiedener Bezeichnung, in der Ausſprache einig zu ſeyn verſichert (T. VII. p. 715). Daſs übrigens Bentley's Erfindung von Pope und anderen ſeiner Landsleute mit ſpöttiſchem Lächeln empfangen wurde, befremdet uns eben ſo wenig, als daſs der beſcheidenere Clarke ihrer nur *ſelten* (Hr. H. p. 722 ſagt hier, *nur einmal*; aber es kommen, auſser XVI, 172 auch bey I, 51. III, 151. und noch bey XXII und XXIV Beziehungen darauf vor) in ſeinen Noten zum Homer gedachte. Ja, hätte Bentley entweder ſelbſt ſeinen Einfall mittelſt einer vollſtändigen Induction durch Beyſpiele zu prüfen verſucht, oder auch nur den Miſsbrauch, den ſein ohne Prüfung verarbeiteter Nachlaſs verurſacht hat, ahnden können; hätte ihm überdieſs unſer Apparat von homeriſchen Hülfsmitteln zu Gebote geſtanden: wir hegen das gute Vertraun zu ſeinem mit Wahrheitsliebe verbundenen Scharfſinn, daſs er das Digamma-Spiel ſelbſt, und zuerſt, würde aufgegeben haben. Ob demnach *Dorville* (z. *Chariton* p. 202 oder p. 323 der Leipziger Ausgabe) und *Erneſti* (z. Il. XVI, 172. 371) zu hart davon urtheilten, wollen wir jetzt unterſuchen.

Die erſte und natürlichſte Frage iſt: Wann muſs man annehmen, daſs ein mit einem Vocal anhebendes Wort das Digamma, oder, wie Dawes das Ding nannte, das *Vau ionicum*, *vorne* gehabt habe? und wie wird überhaupt die neue Lehre, in Bezug auf den *Anfang der Wörter*, am leichteſten durch den homeriſchen Text durchgeführt? Aus Hn. *Heynens* zerſtreueten Bemerkungen gehen folgende Antworten hervor, die am bequemſten, wie in der *Logica Probabilium*, auf Zahlen zurück gebracht werden: 1) Man ſchreibt vorn ein Wort mit dem Digamma, wenn in allen oder in den meiſten Verſen, worin es vorkommt, ohne dieſe Suppoſition ein Hiatus entſtehen würde, z. B. *οἶκος* (ἡμετέρῳ ἐνὶ οἴκῳ), *ἶσος* (δαίμονι ἶσος), *οἶνος* (αἴθοπα οἶνον) u. ſ. w. Nur muſs 2) das Wort, dem wir das Digamma anheften wollen, nicht bloſs zu Anfange des Verſes vorkommen, weil in dieſem Falle nichts für und nichts gegen das Digamma entſchieden werden kann. 3) Man führt überhaupt dieſe neue Lehre am leichteſten durch, wenn man ſich gefallen läſst, drey bis vier zufällig nach Wunſch fallende Beyſpiele, wovon gerade entgegengeſetzte Exempel nicht im Homer vorkommen, für eine zur Entſcheidung hinreichende Zahl zu achten; 4) wenn man geneigt iſt, zu glauben, daſs ein oder zwey Beyſpiele, die ſich dreyen oder vieren entgegenſtellen, das Machwerk *jüngerer* Rhapſoden ſind; 5) Wenn man ſo billig iſt, mit einer ſcheinbaren Aenderung der nicht nach Wunſch fallenden Beyſpiele vorlieb zu nehmen.

Sind auf dieſe Art die Wörter beſtimmt, welche digammirt werden dürfen: ſo werden ſich verſchiedene Fälle darbieten, worin ſie vorkommen, oder verſchiedene Verhältniſſe, in denen ſie zu dem unmittelbar vorhergehenden Worte ſtehen. Die Ueberſicht dieſer Fälle, welche zum Theil die Behandlung des nächſt vorhergehenden Wortes, oder auch wohl die Beurtheilung des ganzen Verſes beſtimmen, wird vielleicht durch folgende aus Hn. *Heynens* Verfahrungsart abgezogene Formeln dem Leſer erleichtert werden: 1) Gehet dem Worte, welches mit einem Vocal anhebt, ein Mitlauter vorher, zu Ende einer langen Sylbe: ſo ſchadet dieſs der Anwendung des Digamma nicht. (Ein häufig vorkommender Fall.) 2) Geht ein paragogiſches N vorher, zu Ende einer kurzen Sylbe: ſo ſchadet es auch nicht; man wirft das N weg. (Auch häufig.) 3) Geht ein langer Vocal oder ein Diphthong vorher: ſo kanns auch nicht ſchaden. (Sehr häufig.) 4) Gehet ein kurzer Vocal vorher: ſo hilft es. (Noch häufiger.) 5) Geht ein anderer Mitlauter, als das paragogiſche N, zu Ende einer kurzen Sylbe vorher: dann ſchadet es, und man muſs corrigiren. Will der Vers ſich nicht corrigiren laſſen: ſo verwirft man ihn, als Machwerk eines Rhapſoden. (Der letzte Fall iſt einer der ſeltneren.) 6) Gehet ein apoſtrophirter Mitlauter vorher, wie τὸν δ' ἰδέειν: dann muſs auch geändert werden.

Doch um die Schneidekritik nicht zu oft auszuüben, wird der Bedachtſame, der jede Willkürlichke-

keit scheut, immer wieder zu der beunruhigenden Frage zurückkehren: durch *wie viel keinem Anstoss unterworfene Verse* muss das Digamma zu Anfang eines Wortes autorisirt werden, um sich auch in den übrigen Stellen behaupten zu können? Zwey Verse, meynt Hr. *H.* p. 764, seyen zu wenig. Wir sollten es auch meynen. Denn vor allen Dingen sind die Möglichkeiten in den *Endungen der ionischen Wörter* zu berechnen und zugleich das *Bedürfniss des hexametrischen Rhythmus*. Erst durch eine solche Gegenrechnung, die uns aber hier in ein zu weitläuftiges Detail führen würde, möchte klar werden, von welcher Seite die Hypothese für einen Bentley eine Zeit lang täuschend seyn konnte. Kurz, es könnten zehn und mehrere Fälle vorkommen, wo sich gegen die Annahme des Digamma nichts einwenden liesse; und die Ursache des für den Digammisten glücklichen Zufalls läge doch ganz wo anders. Indess, die eben genannte Zahl angenommen, versuche doch Jemand, wie viel Wörter er in zehn Versen auffindet, denen sich kein entgegengesetztes Beyspiel bieten lasse!

Beyspiele werden überhaupt die neue Lehre glücklicher aufhellen. Ἄστυ kommt vor im Anfange des Verses; wodurch der Digammist nichts gewinnt: wiederum nach einer langen Sylbe, die den vorhergehenden Fuss endet; wodurch er wieder nichts gewinnt: aber auch nach zwey Kürzen, wie ποτὶ ἄστυ. Aus dem letzten Falle wird nun geschlossen, ἄστυ habe überall (*ubique* p. 734) das Digamma. Setzt man einen Fall von der Art entgegen: τὸν δ' ἄστυ; nun, dann muss corrigirt werden. Dem ἄστυ ähnlich sind Wörter, wie ἔδνον, εἷμα u. s. w. Käme ἔχεν εἵματα vor; nur getrost das ν getilgt! Ἅρμα hingegen kann nach so vielen Stellen, wo ἀγκύλον, εὔξοον, εὔτροχον, καμπύλον, παγχρύσεον, χρυσόζυγον vorangeht, kein Digamma gehabt haben. Was man aber aus V, 237 ἔλαυνε τὰ ἅρματα machen solle, davon haben wir noch keinen Unterricht, oder Rec. hat den irgendwo versteckten Wink übersehen. Vielleicht gilt hier der Apostroph für einen Mitlauter. Man liesst, nach Hn. *H's.* Theorie, auch was nicht da steht! — Ob Ὀδυσσεὺς ein Digamma habe? Man wird, nach obigen Grundsätzen, Nein sagen müssen, da der Name beynahe nicht anders vorkommt, als wie in Αὐτὰρ Ὀδυσσεύς, Ἔνθ' Ὀδυσεύς, δῖος Ὀδυσσεύς, Φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ, und diese Fälle sehr zahlreich sind. Käme hingegen der Name nur drey bis viermal vor, wie so manches andere Wort dieser Art, und ein paarmal vorn, oder sonst an einer nichts entscheidenden Stelle: was würde man dann anzunehmen haben? Antwort: Noch wissen wir es nicht; die Würfel müssen entscheiden! Aber wie nun, wenn ἠράτο Ὀδυσσῆι φίλος υἱὸς erscheint? Dann ist ein leidiger Hiatus zu heilen: man probiere also an den drey Stellen, Odyss. I, 129. III, 64. XVI, 48. Gesetzt nun endlich, ein so mit O anfangender Name würde nur an drey der gleichen Stellen auf *diese* Art gefunden: nun, dann würde nicht das vorhergehende Wort von dem Hiatus geheilt, sondern dem Namen selbst das *Digamma* vorgeheftet. Jetzt ist, durch den ersten glücklichen Fall Ὀδυσσεὺς sicher; und mag auch feindselig gegen das Schneidegeräth die vorhergehenden Wörter, oder ganze Verse bedrohen: wir erhalten doch keine *Wodyssea*, wie Dawes immer die *Wilias* citirte. Ἴλιος nämlich ist Ϝίλιος nach Dawes, Ϝίλιος nach Hn. *Heyne* (T. VIII. p. 728), *quum s a e p e et u b i q u e occurrat cum digammo*. Doch *eine* Stelle, heisst es sofort, sündige gegen den Hauch VI, 386: „sie werde daher von Rechtswegen für interpolirt gehalten" (*merito pro interpolato habetur*). Von wem denn? Von Hn. *Heyne* selbst, der eigentlich sagen will: für unächt habe *Er* (T. V. p. 268) den 386 und 387 Vers, und weil er einmal dabey war, den Sinn der Rede zu verstümmeln, die drey folgenden noch obendrein erklärt. Jenes *u b i q u e* leidet indess noch mehr Einschränkung. Einige Seiten nachher (T. VII. p. 759) werden, mit Uebergehung des ersten Beyspieles, noch drey andere angeführt, welche gegen den Hauch sich hartnäckig sträuben (II, 230. V, 204. XIII, 349), und über alle drey ebenfalls das *Interpolatum* ausgesprochen. Weiter in den *Supplendis* (p. 808) kommt ein noch schlimmerer Vers *VII*, 345. der nicht allein weichen will, und daher einen ganzen Haufen anderer Verse in seinen Ruin zieht. Nun hatte man nach den *Supplendis* endlich von der Humanität des Hn. *H. Poenitenda* erwarten sollen, worin ein neues Licht über Ϝίλιος verbreitet würde: aber man findet nichts, ausser noch einmal (T. VIII. p. 138) ein heilloses Gegenbeyspiel (XXI, 128), das denn auch durch eine zweyfache Cur (für κιχείομεν Ἰλίου *entweder* κιχῶμεν Ϝιλίου *oder* κιχείω Ϝιλίου) zum Schweigen gebracht wird. — Schlimm steht es um Ilios. Schlimmer, wenigstens nicht besser, um die πότνια Ἥρη, die so oft auch λευκώλενος Ἥρη, χρυσόθρονος Ἥρη ist: wo im ersten Fall ein böser Hiatus, und wenn man ihn heben will, im letzten Falle, durch das Ϝ, weil es ganz als Mitlauter wirken soll, eine lästige Position sich zeigt. Allein die Hoheitblickende Here, ob sie gleich unser Digammist in mehreren Excursen (T. I. p. 173. T. VII. p. 728. 756) zu fassen sucht, hat ihn doch zu einem bescheidenen Verstummen gebracht.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 4. May 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Wien, b. Geistinger: *Kallidion.* Ein episches Gedicht in sieben Gesängen, von *Fridelberg.* 1802. 157 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Inhalt dieses Gedichts ist folgender. Kallidion, ein junges korinthisches Mädchen von vorzüglicher Schönheit, aber arm und älternlos, wird von einem Greise aufgenommen, der Künstler ist. Früher schon hatte sie, als Zuschauerin eines Wettringens, den sich darin auszeichnenden jungen Lysias lieb gewonnen. Eine Alte, die ihr zur Aufseherin gegeben ist, beredet sie einst, in einer Nacht ihren vorgeblichen Zauberbeschwörungen beyzuwohnen, ruft den Schatten ihres Vaters hervor, und läfst dann, auf ihren Wunsch, den Lysias erscheinen, von dessen zärtlichen Zumuthungen sie sich jedoch losreifst. Der alte Bildhauer beredet sie, in seiner Werkstätte zum Modell einer Venus zu dienen. Sie entkleidet sich; schnell springen die Thüren auf; vor Entsetzen, von mehrern Zeugen gesehen zu werden, sinkt sie in Ohnmacht. Während derselben wird sie entführt, und erfährt hernach, dafs ein reicher ägyptischer Kaufmann sie erhandelt habe, um sie dem Könige, einem wollüstigen, aber von der Gicht entkräfteten, Tyrannen, zu überliefern. Ein Verschnittner, der ihr zum Wächter gegeben wird, geräth mit ihr in ein Liebesverständnifs; diefs wird entdeckt, und Beide werden von dem Könige zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt. Durch einen plötzlichen Ueberfall der Feinde werden sie indefs gerettet und nehmen die Flucht. Auf derselben thut Kallidion Wunder des Muths und der Entschlossenheit. Ein Löwe, dem sie einen Pfeil aus der Wunde zieht, wird zur Dankbarkeit ihr Begleiter. Ueberall, wohin sie kommt, wird sie bewundert. In Memphis soll sie Königin werden; aber sie entsagt dem Throne, überläfst diefs Glück einer Andern, flieht abermals in Gesellschaft ihres Mohren, des Löwen, und eines scythischen Weisen, der ihr Führer und Rathgeber wird. Sie gehn zu Schiffe nach Athen, leiden aber Schiffbruch; und Kallidion verliert dadurch ihre Gefährten. Sie allein rettet sich auf einer Trümmer, und wird von einem Delphin ans Land getragen. Hier findet sie den König mit seinem Heere im Kampfe gegen die Amazonen begriffen. Ihre Erscheinung und grofse Schönheit erregt allgemeines Erstaunen; man hält sie für eine vom Neptun dem Könige zu Hülfe gesandte Meersgöttin. Auf ihren Antrag gehen die Amazonen den Vergleich ein, dafs ihr Zwist durch den Preis der Schönheit entschieden, und dieser von einem mit Weiberreizen noch völlig unbekannten Knaben der Schönsten zuerkannt werden soll. Die Preiswerberinnen versammeln sich unbekleidet im Bade; und der Knabe entscheidet für Kallidion, die ihnen erklärt, dafs Grazie mehr als Schönheit vermöge, und dafs in jener ihr Zauber liege. Durch Liebe vereinen sich die beiden feindlichen Partheyen. Aus Sehnsucht nach ihrem Vaterlande eilt Kallidion hinweg. Sie wird aber auf ihrem Wege von wilden Bachantinnen überfallen, und aus deren Händen durch einen Jüngling gerettet, eben denjenigen, welcher ihr den Preis der Schönheit zuerkannte, und nun dafür den Minnesold verlangt. Indefs entkommt sie ihm durch den Vorwand, sich vorher zu baden, löset sein fernhin angebundenes Rofs, und eilt auf diesem davon. Unterweges wird sie durch die Erscheinung ihres Vaters angehalten, der noch lebt, und den die Perser in die Gefangenschaft zu führen im Begriff sind. Sie sucht ihn zu befreyen; aber umsonst; und nun folgt sie mit nach Babylon. Hier findet sie ihre ehemalige vertraute Freundin Leucippe wieder, als Geliebte und Beherrscherin des Königs. Diesem letztern wird Kallidion vorgeführt; und sie bietet sich ganz zu seinem Dienste an, wenn er ihren Vater frey lassen will. Diefs geschieht; und nun zieht sie an der Spitze der Perser wider die Griechen aus, deren Anführer Lysias ist. Die Perser werden geschlagen; und Kallidion findet in dem griechischen Heerführer ihren Geliebten wieder, dem sie aber den Wunsch seiner Liebe versagt, und den sie mit Fragen und Erzählungen hinzuhalten weifs. Jetzt kommt sie nach Athen, und dann nach Korinth, wo sie den Bildhauer aufsucht, und sichs gefallen läfst, ihm als Modell zu dienen, nach welchem er die Statue der Venus vollendet, die nach Cythere gebracht wird. Die junge Aspasia wird ihre Schülerin in der Kunst zu gefallen. In einem dramatischen Tanze wird das Urtheil des Paris gespielt; sie übernimmt die Rolle der Juno, und erhält vom Alexis den Preis. Bald hernach entdeckt sie die Untreue des Lysias, der in einer Vertraulichkeit mit der Aspasia überfallen wird, zu dessen Rettung sie aber dennoch behülflich ist. Ein sophistischer Redner wiegelt die Athener wider den Lysias auf, indem er ihm und der Kallidion Verrätherey und Einverständnifs mit den Persern Schuld giebt. Lysias wird ins Gefängnifs geworfen. Er soll den Giftbecher trinken; indem aber erscheint Kallidion, und trinkt ebenfalls von dem vermeynten Gifte, um ihm im Tode zu folgen. Lysias versinkt in einen tiefen Schlaf. Jener Redner bewirbt sich um Kallidions Liebe, und, da sie ihn verschmäht, schreit er sie in Athen für eine Zauberin aus. Kalli-

dion erscheint in der Volksversammlung, ihr zur Seiten ein Greis, und viele Sklavinnen in ihrem Gefolge. Jener ist ihr Vater, und erzählt ihre edle Unternehmung für die Bewirkung seiner Freyheit. Das Volk erklärt sich nun zu ihrem Vortheil, und ist bereit, sie an ihren Feinden und Verläumdern zu rächen; auch bereut es, durch ihre Anrede noch mehr gerührt, den Tod des Lysias. Auf einmal erscheint der Löwe, legt sich zu ihren Füssen, und mit ihm zeigt sich ihr treuer Mohr. Sie eilt in den Kerker des Lysias, der wieder erwacht und auflebt. Beide gehen nach Elis, und erhalten im Wettlaufe den Preis. Lysias reicht seinen Lorbeerkranz der Kallidion. Im Wettstreite der Dichter singt ihr Alexis einen Lobgesang; und, dringend vom Volk und ihrem Herzen aufgefodert, gewährt sie sich dem Lysias.

Der Vf. dieses Gedichts hat sich nicht darüber erklärt, ob, oder in wiefern, der Stoff desselben von ihm selbst erfunden und angeordnet sey; aber Beides, Erfindung und Anordnung wird man schon aus dem hier gegebenen Auszuge des Inhalts und Plans beurtheilen können. Man sieht, dass der Charakter derselben, im Ganzen genommen, mehr romanhaft, als eigentlich historisch ist; und solch einer freyern Dichtung müssen denn wohl einige Unwahrscheinlichkeiten und Lücken in Hinsicht auf genauen Zusammenhang und natürliche Entwickelung der Begebenheiten aus einander, übersehen werden. Indess würde diese Nachsicht unserm Vf. ohne Zweifel mehr zu Statten kommen, wenn er die Scene seiner Handlung mehr in eine romantische als historische Welt verlegt hätte; obgleich der eigentliche Zeitpunkt der Vorfälle nirgend bestimmt genug angegeben, sondern nur aus einigen einzelnen Umständen der Personen und Oerter ungefähr zu errathen ist. Eine ähnliche Unbestimmtheit findet sich in den Charakteren der handelnden Personen, selbst den Charakter der Hauptperson nicht ausgenommen, der sich schwerlich in ein Bild von festen und durchaus zu Einem Ganzen harmonirenden Zügen dürfte vereinigen lassen. Die Tendenz des Gedichts wird in der ersten Stanze so angekündigt:

> Sing, Muse! was ein Weib vermag,
> Geschmückt mit Schönheit, Witz und Jugend;
> Sing, wie sie oft mit Einem Zauberschlag
> Zertrümmerte die Fesseln rauher Tugend.
> Führ' uns die goldne Zeit zurück,
> Wo Schönheit nur, zu Griechenlandes Glück,
> Die Gottheit war, der Alles Weihrauch streute,
> Zu deren Dienst sich Held und Sklave weihte.

Hiernach also scheint die Allgewalt und der Triumph weiblicher Schönheit das Hauptaugenmerk des Dichters gewesen zu seyn; und dadurch hätten denn auch alle Vorfälle, wenigstens alle wesentliche Theile der Haupthandlung und alle Aeusserungen des Hauptcharakters, motivirt werden müssen; welches jedoch schwerlich der Fall ist. Und dieser Mangel an Einheit und Consistenz bringt, wenigstens nach des Rec. Gefühl, beym Lesen dieses Gedichts eine gewisse Unbehaglichkeit hervor, die dem vollen, anhaltenden Interesse nicht wenig im Wege steht, und nicht etwa bloss eine Wirkung der eingewebten wundervollen Umstände seyn möchte. Der Wunsch, den der Vf. in der dritten Stanze an die Göttin der Schönheit richtet:

> Wenn im Gesang, den, von dir aufgefodert,
> Mein Mund beginnt, der kleinste Strahl
> Von deiner goldnen Flamme lodert,
> So *sing'* ich dir und mir ein unvergänglich Mahl.
> Bey seinem Anblick soll der Männer Wange glühen,
> Soll Jugendglanz der Greise Stirn' umziehen;
> Des Mädchens Auge schwimm' Entzückens voll,
> Es *schmelze* jedes Herz, das nie von Sehnsucht schwoll!

möchte wohl nicht ganz in Erfüllung gehen; wenigstens wird diess Dichterwerk dem Gebildeten und durch Meisterwerke dieser Art verwöhnten Leser keinen ungestörten und völlig befriedigenden Genuss gewähren. Bey dem Allen verdient jedoch der Vf. recht viel Ermunterung; er verräth eine glückliche poetische Anlage, eine ergiebige, wenn gleich noch nicht hinlänglich gezügelte Phantasie, und ein wahrlich nicht gemeines Talent der Darstellung. Der gewiss nicht leichte Bau der achtzeiligen Stanzen ist ihm *hier* und da sehr gelungen, und die in *dieser Hinsicht noch* fehlende Vollkommenheit ist ihm bey dem, was er hier schon geleistet hat, gewiss nicht unerreichbar. Auf Sprache und Schreibart hat er zwar im Ganzen sichtbare Sorgfalt verwendet, nur nicht in dem Grade, den ein vollendetes Gedicht erfodert. Nicht selten wird sein Ausdruck zu prosaisch und niedrig; z. B. Ges. 1. St. 18.

> Doch *ging dabey das Mindeste nicht vor*,
> Dess sich Diane selbst zu schämen hätte.

Oder Ges. 3. St. 44.:

> Da spotteten die Waller bitterlich
> Des blinden Glücks, das heut' uns *affenmässig liebet*,
> Und morgen selbst den Wütherich
> Vom Thron auf Folterbänke *schiebet*.

Unter vielen glücklichen und leichten Versen giebt es doch auch noch manche, die dem Ohre beschwerlich fallen. Einer der unleidlichsten steht S. 146., wo gewünscht wird, alle Welt müsse einst den höchsten Ruhm und Preis

> Dem Schönsten, der schön fühlt, schön spricht, schön handelt, geben.

Und wer kann die Reime: *beträufelt — bezweifelt, Aegypten — liebten, Fackel — Orakel*, ertragen? — Ungleich sind endlich auch die Gemälde und Beschreibungen in diesem Gedichte; unter die misslungensten möchte wohl die von den Amazonen, S. 77. St. 25 bis 27. gehören.

Mün-

Münster, b. Theissing: *Abhandlung über die wichtigsten Redefiguren*, zum Gebrauche der Gymnasien Münsterlands; von *Joseph Steiner*, Prof. der Philologie und Kanonikus in Münster. 1802. XVI. und 230 S. 8. (16 gr.)

Ueber einen von allen ältern und neuern Rhetorikern so oft, und zum Theil so ausführlich behandelten Gegenstand, läfst sich freylich nicht viel Neues in Hinsicht auf die Theorie erwarten; wohl aber läfst sich demselben durch die Behandlungsart und praktische Anwendung manche neue Ansicht abgewinnen. Diefs ist denn auch das Hauptverdienst des gegenwärtigen Lehrbuchs, dessen Vf. ohnehin nicht die Absicht hatte, eine vollständige Theorie aller Redefiguren aufzustellen, sondern nur der Jugend das Wichtigste aus dieser Lehre als Mittel zur Bildung des Stils und Geschmacks vorzutragen. Man weiss, mit wie vielen unnützen Dingen die Lehre von den Redefiguren überhäuft, und wie viel Ueberzähliges in die Musterung derselben hineingebracht ist; und selbst unsre bessern Stil-Anweisungen sind von dieser Ueberzähligkeit nicht frey. Zu loben ist es daher, dass unser Vf. nur die wichtigsten und fruchtbarsten aushob, und lieber den Begriffen von einigen derselben eine weitere Ausdehnung gab, als die Menge der Kunstwörter häufte. Desto weniger aber hat er die Beyspiele gespart, die mit Einsicht und Geschmack gewählt sind, und diefs Lehrbuch für den Unterricht vorzüglich brauchbar machen. Zugleich aber hat der Vf. auch den Ursprung, die Wirkung der von ihm ausgehobenen vornehmsten Redefiguren, und die Regeln bey ihrer Anwendung, psychologisch zu entwickeln gesucht; und die Schönheiten in den Beyspielen nicht unbemerkt, folglich Urtheilskraft und Gefühl seiner Lehrlinge nicht unbeschäftigt gelassen. Dafs er die gewöhnlichen, immer doch unvollständigen oder unrichtigen Eintheilungen der Figuren verliefs, und sie nur nach einander durchging, wird man ihm so wenig zum Fehler anrechnen dürfen, als seine Befolgung der vom *Quintilian* gegebenen Erklärung der Figuren überhaupt; obgleich *Adelung* und Andre von derselben abgingen, und die Redefiguren durch solche Modificationen des Ausdrucks erklärten, wodurch die untern Seelenkräfte in Bewegung gesetzt werden. Denn hierin liegt nicht sowohl ihr Wesen, als ihre Wirkung; auch ist dieser Charakter nicht ausschliesend, noch für die Jugend fasslich genug.

Hamburg, b. Nestler: *Reden über die Malerey* von *Josua Reynolds*, Ritter und Präsidenten der kön. Akademie der Künste in London. Mit biographischen Nachrichten über ihn. Aus dem Englischen von Kosmeli. 1802. 241 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wohl schwerlich vermöchte der Ueberfetzer mit haltbaren Gründen darzuthun, dafs eine Uebertragung dieser Reden in unsere Sprache Bedürfnifs gewesen sey, und Kunst oder Geschmack Nutzen davon zu erwarten haben; hingegen kann man sich für das Gegentheil auf Mengs berufen, der von Reynolds Schriften geurtheilt hat: „Junge Künstler würden dadurch zu Irrthum und Oberflächlichkeit verleitet.“ Die Richtigkeit dieses Ausspruchs könnten wir allenfalls mit einer Menge Stellen belegen. Mit welcher beschränkten Ansicht und Unbill spricht Reynolds z. B. an verschiedenen Stellen vom Paul Veronese und Tintoretto! Ja in der ersten Rede erkühnt er sich gar zu sagen: „Rafael sey nach dem Anblick der Gemälde in der Sixtinischen Capelle *auf einmal* von einer *trocknen, gothischen, sogar nüchternen Manier* zum grofsen Stil in der Malerey übergegangen.“ Nachher aber widerspricht er sich selbst in der fünften Rede, wo behauptet wird: „Rafael habe jene *Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit* der Manier nie ganz überwinden können, die er von seinem Lehrmeister her angenommen.“ Warum sollen aber nun gerade die Gemälde der Sixtinischen Capelle beym Rafael den Uebergang zum grofsen Stil bewirkt haben? War er denn vorher zur Zeit, da ihm Reynolds noch Trockenheit und gothische Manier Schuld giebt, mit den Werken des Michel Angelo völlig unbekannt? Und mit welchem Recht kann die Transfiguration, die Madonne zu Dresden, das Bildnifs von Leo X. oder irgend eine von Rafaels spätern Arbeiten der Trockenheit, beynahe Kleinlichkeit, beschuldigt werden? Doch es sey genug, wir befürchten unsere Leser mit Widerlegung dergleichen Geschwätzes zu ermüden.

Den Ruhm also, welchen diese Reden erlangt haben, mufs man nicht ihrem Gehalt beymessen, sondern dem rhetorischen Schmucke, den wir ihnen nicht abstreiten wollen. Es ist behauptet worden, und die Behauptung wird selbst von innern Wahrscheinlichkeitsgründen unterstützt, dafs Burke sie abgefafst und Reynolds diesem blofs den Stoff dazu gegeben habe. Ueberhaupt hat Reynolds 15 Reden gehalten. Dieses Bändchen enthält 6 derselben, nebst Nachrichten von seinem Leben. Die Ueberfetzung mag im Ganzen befriedigend seyn; nur sind die vielen Druckfehler, welche besonders die Namen der Maler entstellen, äufserst beschwerlich.

RÖMISCHE LITERATUR.

Wittenberg u. Zerbst, b. Zimmermann: *L. Annäus Seneka.* Herausgegeben von *Johann Georg Karl Klotzsch. Erster* Theil. 1799. XLVI. und 431 S. *Zweyter* Theil. 1802. XXXVI. u. 474 S. gr. 8. (2 Rthlr. 14 gr.)

Eine Bearbeitung von des Philosophen Seneca Leben, so wie sie von dem Vf. angelegt worden und nach den Rubriken, die vor beiden Theilen verzeichnet sind, hat etwas ungemein Anziehendes. Es konnte ein treues und lebendiges Gemälde der Geschichte jener merkwürdigen Zeitläufe, eine psychologische Entwicklung und Schilderung von Senecas Charakter und innerer Geschichte, eine Einleitung in die Lehre und den Geist der stoischen Philosophie, wie sie durch den Seneca modificirt wurde, hier erwartet werden. Diese

Erwartungen findet man nicht ganz in diesem Werke befriedigt, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil sich der Vf. so viel Künsteleyen, willkürliche Ergänzungen und Phantasiespiele in der Zusammensetzung von Seneca's Leben erlaubte, am auffallendsten im ersten Theile. Zwar bezeugt er selbst ganz richtig: „Es bedarf keiner romanhaften Einkleidung und beliebiger Zusätze bey dem grosen Reichthum an Materialien, den die Geschichtschreiber und Seneca selbst liefern." „Nur die geschickte Zusammenstellung der einzeln zerstreuten Umstände, die er mit aller ihm möglichen Sorgfalt aufgesammelt hat, muss, auch ohne dichterischen Schmuck, die Einheit des Ganzen hervorbringen." Aber was er hier tadelt, hat er selbst nicht vermieden, was er als Norm aufstellt, hat er nicht befolgt. Sein Werk ist, was einen grosen Theil der aus Seneca's Leben angegebnen Thatsachen und Züge betrifft, im buchstablichen Sinne Roman, welches wir beweisen würden, wenn es nicht schon von andern Recensenten geschehen wäre, und wenn wir nicht darauf rechnen könnten, dass diess Jeder, der sich nur ein wenig in dieses Buch hineingelesen hat, selbst finden würde. Dagegen verkennen wir das Gute und Verdienstliche dieses Werkes, insonderheit in der Darstellung der stoischen Philosophie, in den Auszügen aus den philosophischen und physischen Schriften Seneca's, selbst aus den Tragodien, und in der Einstreuung lehrreicher Bemerkungen aus dem Gebiet der Psychologie und der Lebensweisheit, ganz und gar nicht. Für eine eigentlich gelehrte Bearbeitung will er sein *Werk um* so weniger angesehen wissen, als er (der Professor der Dichtkunst auf einer Universität — Wittenberg!!) gesteht, *in einer von literärischen Hülfsmitteln und Verbindungen gänzlich entblossten Lage* zu seyn. Doch lasst sich der Vf. bisweilen, z. B. in den beygegebnen Anmerkungen, auf einzelne gelehrte Fragen, wie über die Aechtheit der *Apokolokyntosis* ein, die er des Weisen der Stoa eigentlich unwürdig hält, und höchstens als ein Kind der muthwilligen Laune gelten lasst. Er stellt die sonderbare Meynung auf: Seneca habe es etwa an den Saturnalien improvisirt, ein Schnellschreiber sogleich aufgefasst, und so habe es sich erhalten können.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *London*, b. Johnson: *An Inquiry into the Knowledge of the ancient Hebrews concerning a future state.* By *Joseph Priestley*, L. L. D. F. R. S. etc. 1801. 67 S. 8. (2 Sh.)

London, b. Lakington: *A few plain reasons, why we should believe in Christ and adhere to his religion, address'd to the Patrons and Professors of the new Philosophy.* By *Rich. Cumberland* Esq. 1801. 46 S. 8. (1 Sh. 6 d.)

Einem Deutschen ist es unmöglich, dergleichen Schriften zu beurtheilen, ohne sich bey denen, welche an Namen hangen, den Verdacht hartnäckiger Ungerechtigkeit gegen die Theologen jenseits des Canals auszusetzen. Priestley! welch ein vielfach gelehrter und nach seiner localen Wirksamkeit sehr schätzbarer Mann; überdiess in England das verehrte Oberhaupt und Muster derer, welche sich über Religion und Christenthum zu denken erlauben. Dieser achtungswerthe Gelehrte, gerade da er (S. V.) Macht, Willen und Musse (in America) zu haben bekennt, um in Theologie und Philosophie etwas zu leisten, schreibt, während er einem unitarischen Institut von 14 Wissbegierigen über altes und neues Testament Vorlesungen hält, ein Pamphlet, worin er alle Psalmenstellen, die Gott einen gerechten Richter der Welt nennen (1, 5. 9. 7. etc.) für Anspielungen auf das jüngste Gericht erklärt. Andere Stellen, dass die Milden die Erde besitzen sollen, Ps. 5. 10. wie Matth. 6. 28. gehen ihm auf die Zeit nach der Todtenauferstehung. Dass er Jes. 26, 19. 46, 17. 49, 16. ohne alle Ahnung von poetischer Sprache, von der Körperauferstehung deute, darüber kann man sich nach dem vorigen gar nicht wundern. Auch fallt ihm nicht ein, zu fragen, um welche Zeit Dan. 12. verfasst seyn möchte. Nur Ein Punkt fiel ihm doch in die Augen, dass nämlich im A. T. der nächste Zustand nach dem Tode als ein schattenartiger beschrieben sey. Diess sieht er bey David, Salomo und Hiob. Er geht aber zu weit, wenn er eine völlige Empfindungslosigkeit angedeutet findet, und wenn er ferner Hiob 21, 30. Ps. 5. 5. davon erklärt, dass nach dem A. T. die Gottlosen bey der Todtenauferstehung vernichtet werden sollten. Gutmüthig aber nimmt er an, dass ungeachtet dieser Drohung in einer entfernten Zeitperiode ihnen Gnade wiederfahren werde. — In einem Anhange erklärt P. *Jes.* 18. um zu zeigen, dass er „nicht, wie einige neue Schrifterklärer, diese Prophezeihung auf *Frankreich* beziehe, auch Frankreich nicht für den Antichrist halte, welcher übrigens jetzt bald am Ende seiner Gewalt sey, worauf die zweyte Zukunft Christi folge!!

Die neue Philosophie, welche Hn. *Cumberland* in Bewegung setzt, ist *Payne's Age of reason* u. dgl. Dinge, die in Deutschland fast keine Feder beunruhigt haben. Aber Hr. *C.* hat auch starke Steine des Anstoses (*Stumbling bloks in the way of his faith*) zu vertheidigen. Sein erstes Mysterium ist, dass (S. 30.) die Maria, weil einmal ein Prophet von einer jungfraulichen Geburt gesprochen hatte, nicht nur vor der Geburt Jesu eine reine Jungfrau war, sondern auch ungeachtet der Entbindung völlig Jungfrau blieb. „Wenn einmal, sagt *C.* ein „Mysterium vorging in der Natur und Construction des Leibs „Jesu, warum sollte nicht auch in der Art seiner Geburt ein „solches statt gefunden haben?" Und wer vermöchte hier Hn. *C.* einer Inconsequenz zu beschuldigen!? Mit Rührung, als ein Mann von Jahren, schliesst er in einer patriotischen Homilie, deren Thema (S. 42.) ist: *Vertheidiget euren Gott,* meine Freunde! *so wird er euch vertheidigen.* Fasset Glauben in eure Seele, um eure *Altäre* zu schützen, so wird Gott Muth in eure Herzen geben, um eure *Küsten* zu beschützen! Der gute Mann hat auch ein Poema in 8 Büchern gemacht: *Calvary, or the Death of Christ.* 2 Voll. dessen „Tendenzen" aus den bisherigen leicht zu bestimmen sind. Beides verkauft Mr. Lakington, in „*the temple of the Muses*" *Finsbury Square.*

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der Nro. 126. abgebrochenen Recension.)

Die Ἥρη nämlich ist dem Hn. *Heyne* auf seinem kritischen Streifzuge, den er mit dem Dämon Digammos anstellt, die *una vox, de qua quid statuendum sit,* **nondum** *habet* (das **nondum** scheint indess noch ein *Supplendum* zu versprechen). *Qui paullo audacior fuerit* (das ist Er nicht!) *potest utique pronuntiare, posteriorem usum* (λευκώλενος Ἥρη) *prodere seriorem auctorem, seu ut ille interpolaverit versum, seu ut ipse versus arguat auctorem diversum a ceteris.* — Kaum war die Ἥρη vorüber, so begegnet dem Hn. *Heyne* die πότνια Ἥβη (IV, 2), die wieder sonst καλλίσφυρος Ἥβη genannt wird. Wer erräth, was Hr. *H.* thut? (To. IV. p. 533 denn der Hauptexcurs über die digammirten Wörter T. VII. hat auch dieses, wie andere, vergessen.) Er schickt der Armen die selbst hülflose Ἥρη zu Hülfe. Man soll lesen πότνια Ἥρη *(dicendum erit, locum hunc esse interpolatum).* In Apollonius Lexicon nämlich ist ein verschriebenes Citat, μετὰ δέ σφισι πότνια Ἥρη. Aus diesem folgert Hr. H., *seu casu seu consilio* sey Ἥβη statt Ἥρη in den Text, ursprünglich aber der 3te und 4te Vers von einem *späteren* Rhapsoden eingerückt worden. Der Verdacht werde begründet, weil *Hebe* nirgends (*nusquam* d. h. im Heynischen Latein nirgends ausser dieser Stelle) im Homer den Nectar mische. Leider (*Caeterum*, fügt der scharf abwägende Kritikus hinzu) finde sich aber die Hebe *hier* überall vor, bey Hesychius, beym Etymologen, bey Athenäus, und selbst (welch ein Zeuge!) bey Apollonius anderwärts: denn jener Schreibfehler kommt nur unter dem Worte μετὰ bey ihm vor. — Ἶρις wird natürlich Ϝῖρις: denn immer erscheint ja ποδήνεμος ὠκέα Ἶρις, und glücklicher Weise nie ποδήνεμος Ἶρις. Hr. H. thut indess (T. VIII. p. 760), als ob XI, 27 die *einzige* widerstrebende Stelle sey. Er weiset deshalb in die Observationen zurück, wo (T. VI. p. 122) τρεῖς ἑκάτερθ', ἰρίσσιν ἐοικότες bescheiden in τρεῖς Ϝεκάθεν Ϝιρίσι ϜεϜοικότες umgewandelt wird. Wie aber V, 353 τὴν μὲν ἄρ' Ἶρις ἑλοῦσα — ? Hier und an andern Stellen hat uns Hr. H. vermuthlich die kleine Cür zu eigener Uebung überlassen. — Der Bettler Ἶρος, der sich offenbar gleiches Stammes rühmt, wird, sollte man glauben, mit der Ἶρις wenigstens das glückliche Loos des Digamma theilen. Nicht so! ruft Hr. *H.* dazwischen, *respuit digamma* (T. VII. p. 760): **nam ductum nomen ab εἴρω**, *idem quod* ἐρέω, *dico, nuntio.* Aber von *demselben* Worte leitete ja Hr. *H.* oben T. VI. p. 122 auch Ἶρις ab; ja εἴρω selbst, in dieser Bedeutung, (in der anderen, *interrogo*, nicht!!) wird T. VII. p. 751 zu den digammirten Wörtern gezählt. Wie also erklären wir uns jenes *Nam?* Vielleicht, dass der arme Irus, was er in der Iliade verlor, in der Odyssee wieder empfängt: ἢ τάχα Ϝῖρος ἄϜιρος, XVIII, 72 ἢ ἀλύεις, ὅτι Ϝῖρον ἐνίκησας, 332 μή τις τοι τάχα Ϝίρου ἀμείνων u. s. w. Dagegen ist freylich Od. XVIII, 38 ὁ ξεῖνος τε καὶ Ἶρος. Aber nur τε weg, und die Digammenlehre siegt. — Die Wörter ἔπος, εἴπω haben nach dem bekannten Register bey Dawes (Miscell. crit. p. 156), der, um die Ruhe der Leser besorgt, die Ausnahmen übergeht, ein unleugbares Digamma. Gleichwohl kehrt die Formel ὄφρ' εἴπω, nach Hn. *H.* eigener Rechnung (T. VII. p. 625) auf zwanzig mal im Homer wieder. Was also hiermit zu thun? Bentley interpolirte ὄφρ' αὐδῶ. Aber, sagt Hr. H., diess kommt *nusquam* vor. — Was liegt daran? Der Conjecturen, die etwas nirgends vorkommendes darbieten, sind ja bis zu dieser Stelle der Ilias (XIX, 102) genug dagewesen. *Videtur* **itaque** *esse versus a rhapsodis memoriter interjectus.* — *Memoriter?* Freylich: aber auch gemacht müssen sie ihn haben, die *jüngeren* Rhapsoden. Wie mögen nun von den *älteren* alle die Anfänge der Reden eingeleitet worden seyn, welche der Vers ankündigt: ὄφρ' εἴπω, τά με θυμὸς ἐνὶ στήθεσσι κελεύει? — Aber, wird der Digammist hinzufügen, oft sind doch vor εἴπω, ἔπος, Kürzen lang gebraucht (z. B. ἅλιον ἔπος, XVIII, 324 ἀπόβλητον ἔπος, II, 361 u. s. w.) welche also durch das Ϝ oder W die Position leiden. Nur nicht zu rasch mit dem *Also!* Der Schluss möchte lächerlich erscheinen bey Erwägung so vieler Fälle, wo Kürzen in der *Arsis* auch vor anderen Wörtern verlangert werden, die kein Digamma annehmen wollen, und denen Niemand, auch Hr. H. sogar nicht, eins zuspricht, z. B. βέλος ἐχέπευκες I, 51 ὃς ἔτλης, XXII, 236. Sind wohl diese Beyspiele von dem ἐποιχόμενος ἐπέεσσι XVII, 215 verschieden, wo Hr. *H.* (T. VII. p. 324) dem Eustathius das Spitzfindeln aus Unkunde des Digamma vorrückt? Und tritt am Ende derselbe Fall nicht in παρείπων und ähnlichen ein?

Jedoch über die *Composita*, so wie über die *Derivata*, hat Hr. *Heyne* noch eine besondere Theorie, der man wenigstens das Spitzfindeln (*argutari*) nicht vorwerfen wird: es geht darin alles so ziemlich ohne *acumen* von Statten. Wer von bescheidenen und

conſequenten Muthmaſsungen ausgeht, der dürfte vorausſetzen, daſs in beiden Gattungen von Worten die Digammen ſich, trotz aller veränderten Ausſprache, noch am erſten erhalten hätten. Nein! ſagt Hr. H., und bald auch wieder Ja! *Solent compoſita variare*, T. VII. p. 756. Hier einige Beyſpiele! Ἦρ ſoll das Digamma nicht haben (T. VII. p. 755), wiewohl es aus dem digammirten ϝέαρ zuſammengezogen iſt, und auch vom *Terentianus*, mittelſt des Hauches, zur Ableitung des lat. *Ver* gebraucht wird: εἰαρινός hingegen hat den Blaſehauch wieder (T. VII. p. 247), auch das bisher unbekannte ἠαρινός, welches Hr. H. in der Obſ. III, 7, wahrſcheinlich aus den Schätzen der Göttingiſchen Bibliothek, mittheilt, ſoll ϝηαρινὸς gehaucht werden. Ἁδεῖν ſey ohne Digamma, *wegen* III, 173. ἥνδανε aber, oder vielmer ἅνδανε habe eins (p. 755); und *daher* (p. 767) müſſe man ἐπιϝανδάνει ſchreiben, und *ohne Zweifel* ἀϝανδάνει ſt. ἀφανδάνει, Od. XVI, 387. Ἰδεῖν giebt ϝιδεῖν; aber bey εἰσανιδών, ἐπιδεῖν u. ſ. w. verſchwinde der Hauch, der ja *hier* keine Poſition hervorbringen dürfe. Das Digamma ſey herrſchend in εἶπεν, ἔπος u. ſ. w. (p. 749); aber nicht in ἐξεῖπεν (es müſste *dann* werden ἐκείπεν!); auch nicht in ἠπητής (auſser vielleicht Odyſſ. XXI, 306); gleichfalls nicht in ἕσπω ſtatt ἕπω; *ſine controverſia* aber ϝεῖπον und doch zuweilen auch ἐϝεῖπον. Εἶμα habe das Digamma; daher κακοϝείμων; aber nicht ἀνϝείμων. Auch ἓ ſey unbezweifelt digammirt, aber wunderbar, daſs zwiſchen ϝε und αὐτὸν (wie Hr. H. nach Reizens Vorgange, zu Wolfs Theogonie des Heſiodus p. 106 mit häufig wiederholter Erinnerung trennt) den Alten ein Hiatus beliebte (*mirum, placuiſſe in hoc ipſo hiatum* T. VII. p. 307). Wunderbar freylich, wenn das ϝε wahr wäre! Aber noch wunderbarer, was nur allzu wahr iſt, daſs Hr. H. nicht einſah, es gebe ganz denſelben Hiat, wenn das Wort auch ungetrennt ἑαυτὸν geſchrieben würde! — ϝοικίζω iſt in der Ordnung: man ſollte nun auch ἀποϝοικίζω erwarten, *attamen*, ſagt Hr. H. (p. 766), Od. XII, 135. νῆσον ἀπῴκισε! Ἄγω, *frango*, ſoll ϝάγω ſeyn; aber mit dem abgeleiteten ἀκτή will es ſchon wieder nicht gehen (p. 730). Ἄναξ unbezweifelt ϝάναξ; aber ἤνασσε? Nun, das muſs ἐϝάνασσε werden (p. 755). Doch was Hr. H. von ϝέτης und ἑταῖρος (p. 752), von ϝῖφι und ἴφθιμος, nicht ϝίφθιμος (p. 761), wiewohl auch das erſte wieder Schwierigkeiten macht (T. IV. p. 610. T. V. p. 284), und unſchuldige ἀθετήσεις herbeyführt, was er ferner von ϝὸς, ἐϝὸς, ϝεϝὸς mit endlicher Beruhigung über ſo viele Ausnahmen, die ſich doch nun durch *drey* Formen bezwingen lieſsen (T. VII. p. 748), von ϝοῖκα, ἔϝοικα, ϝέϝοικα (p. 736. 740), von ϝώλπα, ἔϝωλπα, ϝέϝολπα (p. 745), und ſo vielen anderen *Derivatis* beybringt, die er bald zu hauchen, bald nicht zu hauchen gebeut, und mit welcher Geſchicklichkeit oder Ungeſchicklichkeit er den Hauch nach dem homeriſchen Verſe, und den Vers wieder nach dem Hauche beurtheilt: das müſſen wir, von dem ewigen Hauchen und Anblaſen betäubt, dem Leſer zu eigener Beherzigung überlaſſen. Auch ſchweigen wir hier von dem ſchon oben bey der Proſodie berührten Miſsbrauch, den Hr. H., nach dem Vorgange einiger Engländer, von ſeinem Digamma macht (T. VII. p. 771), um die Länge mancher Vocale zu erklären. Ἀΐω, z. B. iſt kurz, ohne Digamma; lang, mit dem Digamma. Das Spiel iſt bequem und kurzweilig zugleich: doch vergiſst Hr. H. ſelbſt wieder, die Anwendung davon auf τίω und τίω zu machen (T. VII. p. 409), wo ihn das mittelzeitige ι in einen *krauſen* Handel verwickelt. Auf τίϝω aber und τίϝσω wendet er es an (vgl. p. 408); und wahrſcheinlich erhalten wir auch bald von einem neuen Herausgeber des Heſiodus τίϝμη: ſo wie Dawes ehedem mit πολλὰ Wλισσομένη — παρὰ Wρηγμῖνι θαλάσσης — κίκλυWσεν δὲ μάλα Wμεγα u. ſ. w. Auge und Ohr erfreute. Mit unter zwar nennt Hr. *Heyne* dieſs Poſſen (*luſus* T. VII. p. 768); doch iſt wenigſtens Conſequenz darin. Allein wenn Hr. H. das Digamma in der Mitte der Wörter bald ſetzt, bald nicht ſetzt; wenn er γλαϝκιόϝων oder WλαWκιοWων (ſt. γλαυκιόων), aber zugleich auch δῖϝος oder δῖWος verſchmäht, wovon doch die Lateiner ihr *divus* herleiten, wie *Achivi* von Ἀχαιοί; wenn er gleichwohl δάϝιος (p. 768) anerkennt, und ἄϝιδι nicht geſchrieben zu haben *bedauert* (p. 732): wie nennen wir das? Bey dem letzten Worte iſt das Bedauern um ſo auffallender, da es ſcheint, als habe Hr. H., der philoſophiſchen Etymologie zu gefallen, ἀΐδης für das urſprüngliche Wort, ἅϊς hingegen für das *Contractum* gehalten.

Das Digamma führt uns auf den Hiatus zurück, deſſen Bekämpfung es erleichtern ſollte. Daſs der Sieg, ſo muthig er begann, von Hn. *Heyne* nicht *vollſtändig* erlangt worden ſey, ſcheint er ſelbſt gefühlt, und ſich daher, wo das Digamma hartnäckig den Dienſt verſagte, ein paar andere Nothknechte beſtellt zu haben. Auſser der Cäſur, lehrt er T. V. p. 581, wenn der Ton ruhe, ſey der Hiatus erträglich: πίουνος Διὶ, | οὐδέ τι τίσι, IX, 238. Hier alſo am Ende des *vierten* Fuſses. Aber auch am Ende des *erſten* (T. VII. p. 136): ἀλλ' ἄνα, | εἰ I, 247. Φαίνοπι | Ἀσιάδῃ, XVII, 583. (Eine gute Ausſicht für Odyſſ. XVII, 443!) Auch im *dritten* Fuſse: ἀλλ ἀκέουσα κάθησο | ἐμῷ I, 565 κεινὴ δὲ τρυφάλεια | ἅμ' ἕσπετο V, 270. Dergleichen vergiſst er zuweilen wieder: wie IV, 295, wo *er* ein τ' hineinſetzt, des Sylbenmaaſses wegen (T. IV. p. 711); auch III, 376, wo an dem T. VII. p. 136 für fehlerfrey erkannten Verſe doch T. IV. p. 529 geſchnitzelt wird.

Heiſst das nicht Unkunde mit Leichtſinn und Willkürlichkeit paaren? Oder ſoll die Unkunde der homeriſchen Kritik der Muth des rüſtigen Kritikers erſetzen, und den Leichtſinn die Betrachtung beſchönigen, daſs doch in manchen Stellen das Corrigiren mit ſcheinbarer Leichtigkeit von Statten gehe, daſs ſelbſt der Schreibfehler eines unbedeutenden Codex manchmal (wie VII, 467) mit der Conjectur harmonire? Leicht iſt es freylich, τὸ κρήγυον εἶπας I, 106 in τὰ κρήγυα ϝεῖπας, und umgekehrt ὅρκια ἔσσονται XXII, 266 in ὅρκιον ἐσσεῖται, zu verwandeln; leicht die Worte umzuſtellen zur Erreichung des Zwecks; Leicht

leicht endlich, ein γε, ϱα, τε und dergleichen einzuschieben, wenn nicht etwa unglücklicher weise ein anderes γε in der Nähe steht (IV, 96. XXI, 112), oder wenn nicht dem eingeschobenen τε, gegen den Sprachgebrauch, den Hr. *H.* nicht kennt, blofs Wörter folgen, nicht Sätze mit *Verbis* (IX, 374. Vgl. Od. IV, 87). Aber ist das Leichte auch immer erlaubt, zumal nach den Grundsätzen der Kritik, die bey Homer gelten, um dessen Text eine Masora (wie Hr. H. T. VII. p. 47 selbst einmal ahndet) feste Schranken gezogen hat? Und dann, sind Umwandelungen von der Art: Αἴας, ὃς εἶδός τ' ἠδὲ περὶ ἔργα τέτυκτο, statt ὃς περὶ μὲν εἶδος, περὶ δ' ἔργα κ. τ. Τ. XVII, 279: βλάψας με Ϝεκαϝεργε, st. ἔβλαψας μ' Ἑκάεργε XXII, 15, so wie sie zu hunderten vorkommen; sind Ausmerzungen anderer Hunderte von Versen, die sich der neuen Lehre nicht fügen wollen, und nicht blofs mit einem *At* sich bedauern lassen, auch leicht, auch verzeihlich? Vergl. III, 224. VI, 150. 151. coll. XX, 214. VI, 477. X, 497. XV, 505. XVI, 735. XVII, 739. XX, 67 u. s. w. Oftmals hat Hr. *H.*, und nur ganz neuerlich noch, die Conjecturalkritik, zu welcher er nie Fähigkeit zeigte, als „eine Art Combinationskunst verrufen, welche viele Geduld erfodere, ja als eine mühselige Arbeit, die „Buchstaben anders zusammenzustellen und die alten „Schriftzüge auszudenken, die der Abschreiber mag „verkannt oder verwechselt haben, um nun in den „Vers passende Worte daraus zu errathen." Was er im Homer thut, um sich als Kritiker zu zeigen, erfodert weder Kunst, noch Geduld, noch Denken: es ist das leichteste und leichtsinnigste Spiel, das man treiben kann, um ohne kritischen Scharfsinn und ohne alle Divinationsgabe den Text seines Autors durch Neuerungen auszuzeichnen.

Dass es mithin besser war, wenn Hr. *H.*, wenigstens in Ansehung des Digamma, frühzeitig den Entschluss fasste, die ganze Mühe aufzugeben (*operAE se abdicare*, hat der sonst scharfsichtige Corrector Praef. Vol. I. p. XI, wie *projicuum*, und noch manches Andere übersehen), scheint aus dem Angeführten genugsam zu erhellen. Dass aber künftigen Herausgebern der ältesten Dichter, den äolischen Hauch einzuführen oder beyzubehalten, nicht weiter gelüste; diess wird, hoffen wir, schon die Beachtung der Analogie in den *Derivatis* und *Compositis*, und mehr als alles, die Erwägung der gerügten Willkürlichkeit bewirken. Sollte gleichwohl noch Jemand das Vertrauen hegen, dass man mit nüchternem Sinne die Willkürlichkeit auf sichere Grundsätze zurückbringen könne: so bitten wir ihn, folgende Puncte mit uns im Zusammenhange zu überdenken:

a) Der Hiatus, den der Zusammenstoss offener Töne bewirkt, ist und bleibt, auch nach Hn. *Heynens* Geständniss, sehr oft im Homer, man mag noch so gewaltsame Mittel zu dessen Wegschaffung anwenden.

b) Nicht aber blofs in Fällen, welche dem δῶρα ἔδωκεν ähnlich sind, erkennen wir einen Hiatus, sondern auch in κήδε' ἐφῆκεν I, 445, in πρυμνήσι' ἔδησαν, 436 und vielen dieser Art, welche Hr. H. gar nicht beachtet, endlich auch dann, wann ein langer Vocal oder ein Diphthong dem folgenden Vocale vorhergeht. Denn es hiesse, dünkt uns, sich auf eine sonderbare Weise selbst täuschen, wenn man *ohne alle Autorität*, und gegen das Urtheil des Ohres, (wir sollten meynen, *jedes* Ohrs,) diese letzten Fälle nicht als Hiatus wollte gelten lassen, weil man etwa die neuen Schwierigkeiten zu überwinden verzweifelte. Man nehme eine alte Aussprache der Diphthongen an, welche man will; sie unterscheidet sich so wenig von der eines langen Vocals, dass der Unterschied kaum in Betrachtung kommen kann: der lange Vocal selbst aber wird, eben so wie der Diphthong, in der Thesis eines Fusses oft kurz; und wie können lange u. Doppel-Vocale dann vollends anders als kurze Vocale gehört werden? Dennoch soll, nach der neuen Lehre, zwar in δὲ ἔπειτα, nicht aber in δὴ ἔπειτα, zwar in τί ἐγώ, nicht aber in τοι ἐγώ (IV, 54), nicht in χρυσέῳ ἀνὰ σκήπτρῳ, nicht in εἶναι ἄριστος u. s. w. ein Hiatus seyn. Ja, Hr. H. wirft sogar in ἐγών das ν, wenn ein Vocal folget, weg, und erinnert hundertmal, ohne es auch nur einmal zu beweisen, dass das ν (z. B. in ὃν δέ κ' ἐγὼν ἀπάνευθε II, 391) von den Grammatikern herrühre (*Grammaticis deberi*, T. IV. p. 268). Heisst das etwas anders, als ε | ε mache einen Hiatus, εεε mache ihn nicht; u. s. w.? und wo ist hier ein auch nur scheinbarer Grund der Hypothese zu entdecken?

c) Der neuere Jonismus (des Herodotus) liebt, wie wir schon oben bemerkten, die ununterbrochene Folge der Vocale, so offenbar, dass darin ein Hauptcharakter dieses Dialekts liegt. Was hieraus für den Homer folge, fällt in die Augen. Bey ihm nämlich werden eher mehr Hiatus seyn, als weniger; man wird eher annehmen müssen, dass die alten Grammatiker, an die attische Mundart gewöhnt, uns die Hiatus durch ihre ϱ', γ', τ', vermindert, als dass sie ein irgend brauchbares Mittel zu deren Tilgung verschmähet haben. In der That lässt sich erweisen, dass dergleichen Partikeln oft von den Grammatikern eingerückt worden. Wenn dagegen Hr. *Heyne* behauptet, dass Homer sonst (*alias*) den Hiatus sorgfältig vermeide (T. VII. p. 716): so sind es eigentlich jene eingerückten Partikeln, welche ihm das *alias* darbieten; allein wir begreifen nun nicht, wodurch er die Prämissen des ganzen Schlusses begründe.

d) Im attischen Dialect sind, wie aus den dramatischen Dichtern am deutlichsten erhellt, *alle* Hiatus unerlaubt; und es ist Gesetz, vor einem Vocal eben so den unelidirten Diphthong und langen Vocal, als den kurzen, zu vermeiden. (Beyläufig sieht man daraus, was einem attischen Ohr, dem man doch nicht manches deutsche entgegen stellen wird, ein Hiatus zu seyn schien.)

e) Da die attischen Dichter sich selbst zuweilen jenes Gesetz durch kleine Expletivpartikeln erleichtern: so war es natürlich, dass ein Gleiches oft im Homer geschah, um leicht zu vermeidende Hiatus zu entfernen. Allein wiewohl wir die jetzige Gestalt der homerischen Gesänge vorzüglich den Attikern danken, ehe die Grammatiker im alexandrinischen Zeitalter die letzte Hand daran legten: so hat man sich in Athen

doch

doch nicht erdreistet, auf gewaltsame Art dabey zu Werke zu gehn, und noch späterhin die sogenannte Chasmodie bald der Unvollkommenheit der älteren Sprache, bald einem schöneren und volleren Numerus zu Gute gehalten, oft aber auch der hohen Wirkung halber, die sie hervorbrachte, bewundert. Selbst die Lateiner, deren Aussprache unser Ohr verstimmt zu haben scheint, wagten im letzten Falle den Zusammenstoss offener Töne mit Glück: *ter sunt conati imponere Pelio Ossan*. Oder: *femineo ululatu*, Aen. IV, 603.

f) Was das Digamma insonderheit anlangt, welches jenen gewaltsamen Operationen des neuen Herausgebers vorzüglich zu statten kommt: so muss er, um die Einführung desselben in seinem Homer zu beschönigen, zuförderst einige Geschichtsdata verstellen oder umdeuten. Was kein Alter anders als *aeolicum digamma* nennt (vgl. *Quintilian*. I, 4. 7. 7, 26. *Apollon. Dyscol. Exc. Gram.* b. *Maittair. de Dial.* p. 425. u. a.), das soll, nach seiner Lehre, oder vielmehr nach der, welche er wahrscheinlich *Fischern* (*Animadvv. ad Veller. Gram.* I. p. 240) nachschrieb, auch ein *priscoionicum hellenicum* überhaupt, ja *pelasgicum* seyn (T. VII. p. 711). Denn wenn Dionysius von Halikarnass die Aussprache des Hauches in *gewissen* Wörtern den alten Hellenen zuschreibt: so soll er darunter *auch* die Ioner verstehn (p. 714); natürlich nicht die neueren, sondern die homerischen. Gleichwohl giebt Hr. *Heyne* selbst zu, dass kein alter Grammatiker in Alexandrien von Homers *ionischem Digamma* etwas gewusst: mithin scheint Dionysius die Ioner zu verstehen, ohne es selber zu wissen; und jetzt erst wird ihm, zugleich mit dem Leser, von dem neuen Interpreten das Verständniss eröffnet. Noch mehr! Dionysius führt ausdrücklich Ἑλένη, ἀνήρ, ἦρ, ἕλος als Wörter an, welche die Aeoler (oder Alt-Griechen) mit dem Digamma ausgesprochen haben. Aber gerade in *diesen* Wörtern will es bey Homer nicht vorkommen; d. h. diese Wörter wollen sich der Willkür des Kritikers nicht fügen. Doch auch diess macht ihn in seiner Hypothese nicht wankend; nicht einmal *Helena*, welche gegen alle bekannte Erfahrung, dass Eigennamen sich am längsten ohne Aenderung halten, doch gleichwohl ihr Ϝ verloren haben soll! Hätten Ioner, wie Aeoler, eine Ϝελένα gekannt: so hätte höchst wahrscheinlich alle spätere Gräcität auch Βελένα oder etwas ähnliches. Allein noch die Lateiner haben *Helena*; sie, die uns so manches äolische Digamma *in vinum*, *ver*, *Velia* u. s. w. verrathen.

g) Es ist überhaupt unmöglich, dass, wenn Homer einen solchen Buchstaben, wie das W der Engländer ist (Dionysius vergleicht bekanntlich das Digamma mit dem vor Vocalen hergehenden Ου), in seiner Sprache fand oder gebrauchte, derselbe späterhin deshalb wieder herausfallen konnte, weil er im neueren Ionismus so wenig, wie im Attischen war. Dazu besass der Buchstab zu viel Körper. Wer ihn wieder vertilgte, der durfte ja mit gleichem Recht es wagen, γὰξ für ἄναξ, oder sonst etwas, in der Sprache einzuführen. Ueberdiess, hat man nicht auch in anderen Stücken so vieles Nicht-Attische des homerischen Textes in Athen beybehalten? Und wie höchst unwahrscheinlich ist es, dass bey *Verfeinerung* der Sprache (*cultu sermonis politior succedente* T. VII. p. 716), dieser Buchstab sich heimlich weggeschlichen, und den *rauheren* Hiaten Platz gemacht habe? Denn als rauhe, ja schändliche *turpis hiatus* T. VII. p. 346) stellt sie Hr. *Heyne* überall dar, obgleich er anderwärts selbst wieder einschärft, dass das *ältere* immer rauher gewesen (*statuendum enim est, antiquiora esse horridiora*, T. IV. p. 281), und dass Er deshalb das Rauhere anderwärts, soweit es seine *liberale* und bescheidene Kritik erlaubte, dem Sanfteren vorgezogen habe (*asperiora praetuli iis, quae seriores mollierunt: neque dubitassem recipere passim plura, si novandi studio tenerer; modestius et liberalius mihi videbatur factum, si, quae sentirem, in observatis reponerem, quam si pro exploratis habita in contextum inferrem*, T. VIII. p. 551). Hier also Beybehaltung des Sanfteren, wo das Rauhere seyn sollte, aus Bescheidenheit; dort Entfernung des Rauheren, wo das Sanftere nicht war, auch aus Liberalität — gegen das Ohr: und dieses, wie jenes, soll man *pro explorato* annehmen. Wer vermag in diesen Widersprüchen einen *Zusammenhang* zu ergründen!

h) Wer mit der Doctrin der alten Grammatiker nur einigermassen bekannt ist, der wird nimmermehr annehmen, dass solche Veränderungen *in der älteren* Sprache, ohne Fortpflanzung irgend *einer dunkeln Sage* darüber, hätten vorgehen können. Dass aber keine solche Sage ihnen zugekommen, und dass der Gebrauch des Digamma nicht etwa *bloss für uns*, wie so manche andere Lehre der Grammatiker, verloren gegangen; davon überzeugt uns unwidersprechlich die Art, wie, von Zenodot an, alle Kritiker mit dem homerischen Texte verfahren sind. Hr. *Heyne* räumt diess selbst ein.

i) Auch andere Schriftsteller schweigen davon, dass je die Ioner, oder namentlich Homer, ein Digamma in der Sprache hatten; und was sie vom äolischen Digamma in gewissen Wörtern sagen, lässt sich wiederum auf dieselben Wörter, wenn sie im Homer vorkommen, *nicht* anwenden. Auch diess erkennt Hr. *Heyne* an.

k) Ausser England würde es nie einem Gelehrten in den Sinn gekommen seyn, einen solchen Buchstaben zur Ausfüllung der Hiaten zu gebrauchen. Wer in Italien ein ἀWειδιWάWει lieblicher fürs Ohr gefunden hätte, als ἀοιδιάει, den würde man gewiss nicht minder belacht haben, als wenn Jemand, nach Entfernung der leidigen Digamma, noch auf den Einfall gerathen sollte, den knackenden Laut der Hottentotten, wobey man *met de tong soetelyk tegens't verhemelt van den mond moet klappen* (S. *Leibnit. Collect. Etymol.* p. 377), in die homerische Sprache einzuführen. Hr. *H.* selbst bekennt (T. VII. p. 709), dass der empfohlene Hauch seinem Ohre nicht allzu lieblich klinge; und welches Ohr wird ihm hier seinen herzlichen Beyfall versagen?

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 5. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Die sogenannte *höhere Kritik*, welche theils die Aechtheit oder Unächtheit bald einzelner, bald mehrerer Stellen, theils die Entstehungsart and Authenticität des ganzen Gedichts untersucht, historisch einzuleiten, konnte eine Würdigung dessen, was die Alten für ihren Homer gethan, oder eine pragmatische Geschichte der homerischen Kritik, in einem Werke, das als Grundlage sich ankündiget, nicht füglich mit Schweigen übergangen werden. Hr. *Heyne*, wo er von der Geschichte der alten Recensionen sprechen sollte (Praefat. T. III), findet uns mit bibliographischen Nachrichten ab; oder wenn er von jener spricht, so läfst er uns zweifelhaft, ob nach Erscheinung der Wolfischen Prolegomenen, die gleichwohl dem Forscher noch manches übrig liessen, das Schweigen nicht rathsamer gewesen wäre. An einen Text des Antimachus z. B. glaubt Hr. *Heyne* so wenig, dass er die Meynung von der ἔκδοσις Ἀντιμάχου Κολοφωνίου (vgl. *Wolf* Prolegom. p. XL) wie einen gelehrten Irthum behandelt (T. V. p. 636. T. VIII. p. 232. 311. 532. 534. 568 und zuletzt noch p. 822).

Doch eine ernsthaftere Rüge gebühret dem Leichtsinn, womit Hr. *Heyne* die Kritik des Aechten oder Unächten an kürzeren oder längeren Stellen ausübt: Man sollte meynen, er müfste oft, wenn er über den Zenodot und andere ausmerzende Grammatiker weit hinaus ging, vor den neuen Versuchen selbst erschrocken seyn: so viel innere Unwahrscheinlichkeit haben die meisten unter ihnen; auf so grundlosem Boden stehen sie. Allein da Hr. *H.* einmal nicht bey dem Text Homers, wie ihn das gebildete Griechenland las, stehen bleiben, sondern den Gesang selbst, wie er aus dem Munde des ionischen Barden floss, oder von den Rhapsoden, aber (wie er zuweilen zu verstehen giebt) den *älteren*, wiederholt war, durch seine Muthmasungen darzustellen suchte: so mufste er nothwendig den Abweg der Kritik betreten, auf welchen sich das anderwärts (Praefat. Virgil. T. I. p. XLII) von ihm angewandte *Here, quae res in se neque consilium* u. s. w. mit gröfserem Recht anwenden läfst. Zu wünschen wäre hierbey, dafs er die Regeln dieser Kritik (die vorzüglich wohl die *Critica nostrae aetatis* auf dem Titel seyn mag), in einigen Excursen auf bestimmte Grundsätze zurückgeführt hätte, oder dafs er noch jetzo einen kleinen *Homerus in usum scholarum*, wie weiland *Lamotte* seine Ilias und er selbst den virgilischen *Culex* zurichtete, nach *seinen* kritischen Grundsatzen herausgeben möchte. Einen Text würden wir erhalten, der nicht blofs durch eine Menge grundloser Aenderungen in einzelnen Worten, nicht blofs durch Klammern zu vielen hunderten und vielfach abwechselnde Schrift, sondern durch Klammern in Klammern und neu erfundene Zeichen für neue Zweifel an den Zweifelsgründen des Bezweifelten, die Aufmerksamkeit an sich zöge. Denn wie verfährt im Ganzen Hr. *Heyne*? Will ein Wort den prosodischen Regeln, welche er jetzt für Regeln erkennt, späterhin widerruft, und die, auch nicht widerrufen, doch keine Regeln sind, sich nicht durch Aenderung fügen: der Vers ist unächt! Widerstrebt ein anderes dem äolischen Hauche, den Hr. *Heyne* selbst kaum noch im vorletzten Bande mit festerer Hand ergriffen zu haben sich schmeichelt: der Vers ist von *späteren* Rhapsoden eingeschaltet! Herausgeworfen, zerreifst er den Sinn und den Zusammenhang der Stelle: die ganze Stelle werde getilgt! Ein Grammatiker fügt zufällig seinen Obelus bey: desto besser! Der Obelus wird durch das Digamma geschärft, dessen magische Kraft das Verdammungs-Urtheil des Grammatikers, ihm selbst unbewusst, leitete. — Ein paar Verse haben grammatische Schwierigkeiten (XVII. 368. 369), und *Sinn* und *Worte* kommen bald darauf wieder vor. Weg alle mit ihnen! *an dieser Stelle* sind sie frostig und *schlecht gemacht* (*versus h. l. sunt jejuni et male cusi*, T. VII. p. 347). — Hier versammeln sich an der Pforte des Konigs *auch Jünglinge*, so wie die Greise (II. 789), um über des Staates Wohl zu rathschlagen: das ist ungewöhnlich, sagt unser Kritiker (der von der βουλῇ Ἀχαιῶν vermuthlich den Achill, Diomedes u. a. ausschliesst, um für die Greise Platz zu behalten): *also* ist der Vers von Rhapsoden eingeflickt! Dort, wo im Zweykampf der Held den blühenden Leib des Andern verletzte, *durch die Waffen das Fleisch und das dunkele Blut ihm berührend* (XXIII. 806), nimmt unser Interpret τὰ ἔνδινα für *Eingeweide*, und urtheilt, der Vers sey *unbezweifelt* das Product *eines etwas grausameren Rhapsoden* (*haud dubie versus est fetus rhapsodi paullo truculentioris*). In Barnes Ausgabe steht der Druckfehler διὰ τέντεα. Das sey *noch grausamer* (*atrocius etiam!*) urtheilt er, und am Ende will er die ganze Stelle vom Zweykampf für Interpolation *mehrerer* — grausamer oder nicht grausamer? — Rhapsoden erklären.

Nicht immer indefs führt die Kritik des Hn. *Heyne* eine so drohende Sprache. Bescheiden scheint er zuweilen die ungerechten ἀθετήσεις der Grammatiker, welch

welche er anführt, durch Stillschweigen zu — billigen. So z. B. I, 110. Ob hier nach Weglassung des Verses, die Verbindung ἀγορεύεις οὕνεκα (st. ὅτι) griechisch sey; ob, bey der σύντομος ἑρμηνεία, welche den Grammatikern gefällt, der Seher etwas anders den Danaern sage, als was sie ohne ihn auch vorher wussten; *diese* Fragen lässt Hr. *H.* unberührt. Anderwärts stellt er bey Erzählungen, die nach unserem Gefühl entbehrlich sind, dem künftigen Urtheiler anheim, die noch zurückgehaltene Sentenz mit Festigkeit auszusprechen (*narratio — ad sensum nostrum prorsus aliena a re et consilio et tempore. — Pronuntiet itaque aliquis me audentior, totum locum serius esse interpositum ex aliqua Heraclea!!* T. VII. p. 625. vgl. p. 728 u. a. St.) Zuweilen legt er's auch auf skeptische Betrachtungen an, dem Leser die Entscheidung überlassend. I, 365. *Mutter*, sagt Achilles, *du weisst das Alles; was soll ich es dir noch erzählen?* „Also, erinnert Hr. *H.* T. IV. p. 99. verweigert Achill, „das was genugsam bekannt ist, zu wiederholen. *Da-* „*durch* wird offenbar (*manifestum fit*), dass die 27 fol„genden Verse fremd sind (*esse alienos*). *Daher* haben „die Verse vom 366 bis zum 392 einen Obelus; und „sie würden *demnach* (*adeo*) herausgeworfen werden „müssen, wenn wir nur über die wahren Gründe „dieser Kritik gewiss wären, ob das bloss nach dem „Urtheil eines Grammatikers geschehe, oder nach einer „ältern Beglaubigung. Ja, wir können nicht einmal „das entscheiden, ob es wahrscheinlicher sey, dass „der Dichter nach Kürze, oder vielmehr nach Weitläufigkeit gestrebt habe. Kürze scheint zwar dem „einfachen Zeitalter mehr zu geziemen; und wahr„scheinlicher ist, dass Rhapsoden etwas angeflickt ha„ben, als was ihnen müssig schien, abgeschnitten; „auf der anderen Seite aber wird nicht übel in den „Scholien bemerkt, dass ohne die Verse wir nicht ein„mal erfahren, woher Chryseis erbeutet worden sey. — „Die Verse 372—376 haben ausser dem Obelus noch „ein anderes kritisches Zeichen: ohne Zweifel, weil „sie bereits oben gelesen wurden. Die Sache würde „gut seyn (*bene se haberet res*), wenn man nur gewiss „wüsste, ob diese Stelle nebst ähnlichen auf das An„sehn der Handschriften, die sie nicht hatten, oder „aus anderen kritischen Gründen bezeichnet wurde, „oder bloss nach dem Urtheile des Grammatikers, der „diese Wiederholung misbilligte. An sich ist es be„denklich, ein Urtheil zu fallen: man kann selbst aus „der Einfachheit des Alterthums das vertheidigen, dass „dieselben Worte zweymal wiederholt werden; nicht „weniger aber kann eben das von den Rhapsoden aus „dem Gedächtnisse (*memoriter*) eingeschaltet worden „seyn. In meinem Gemüth ist das Urtheil fest, es „sey wahrscheinlicher, dass dieses hinzugefügt wor„den, als weggeschnitten." Wir haben diese bündige Schlussfolgerung des Hn. *H.* mit bedenklichen Fragen über das, was nach seiner Meynung dem Alterthum Kürze heisse (wovon allenfalls auch Herodot Beyspiele liefert), oder über die Art, wie er nach jener ἀθέτησις den 365 Vers mit dem 393 verbinde, zu unterbrechen gescheut; noch weniger wollen wir jetzt, durch unzeitige Vergleichung der homerischen Wiederholungen mit der Kürze des Interpreten, das Bedauern stören, dass bey Versen, die auch, wenn sie unächt wären, doch hoffentlich ein wenig statt über die Alexandriner zurückgehen müssten, uns wiederum die *Autorität alter Handschriften* verlasse, und *dadurch* die feste Entscheidung des Kritikers *gehemmt* werde! — Gleiches Bedauern fühlt Hr. *H.* bey I, 474, obgleich er sichs auch da gefallen lässt, *einen* Vers zu tilgen, nach dessen Ausmerzung wir *von dem* Erfolge der heiligen Gesandtschaft kein *Wort* erfahren. Kurz vorher will er den 473 zugleich mit ausstreichen, als eine Ergänzung *späterer* Rhapsoden (T. IV. p. 130.); und hätte er gewusst, dass ein neuerer Aesthetiker die ganze Stelle 430—492, „als auffal„lend durch einen harten Uebergang und bedenkliche „Einzigkeit der Worte oder der Sachen, des diaskeua„stischen Ursprungs verdächtig" hielt: wahrscheinlich würde sein kritisches Messer mit Einem Schnitt ihn der ganzen Stelle entübriget haben.

Als Hauptprobe, wie umfassend und eindringend Hn. *H.* Kritik sey, verdient vorzüglich seine Hypothese vom Schilde des Achilles (T. VII. p. 581—*595*) erwähnt zu werden. Diese Beschreibung des *Schildes* war ursprünglich — was denkt der Leser wohl? — eine für sich bestehende Schilderung des *Menschenlebens*, von einem alten Dichter zu der Zeit *entworfen*, als man in Ionien und Italien über *Himmel und Erde* und über das menschliche Leben dichtend philosophirte, auch die Philosopheme sinnbildlich durch Kunst darzustellen versuchte. Weislich habe der alte Dichter seine Schilderung als Kopie eines diskusförmigen Kunstwerks gegeben, weil diese Gestalt sich zur Vorstellung des Himmels und der vom Ocean eingeschlossenen Erde am besten schicke. Von Homer könne die Beschreibung nicht seyn, aus mehreren Ursachen. Denn, um das Wichtigere zuerst anzuführen, „im homeri„schen Zeitalter habe die bildende Kunst noch nicht „den Grad von Vollkommenheit erreicht, welchen „das beschriebene Kunstwerk voraussetze." — Ein künstliches Werk wollen wir nennen, was den Namen eines Kunstwerks noch nicht verdienen soll, und bescheiden aus so vielen Stellen der Alten, auch des Homer, uns belehren, zu welch einer Lebhaftigkeit und zu welch einem Reichthum die künstliche Nachahmung schon in jenen frühen Zeiten emporstieg. Doch Hr. *H.* macht uns sogar diese Belehrung unnöthig. An eine künstlerische Composition soll hier überhaupt gar nicht gedacht werden, sondern bloss an eine poetische Dichtung, an ein *phantasma mere poëticum* p. 589, und er schärft uns p. 691 von Neuem ein, *disputationem de arte, qua res expressae sint aut exprimi potuerint, disputationem esse vanam; poëticum esse ingenii lusum, ab arte nunquam opere aliquo expressum.* Wozu also jene Erinnerung an die ältesten Kunstepochen? Es war ja genug, das *phantasma poëticum* zu würdigen. Genug für uns, die wir den Schild noch nicht aufgeben wollen, und gut für Hn. *H.*, der uns nun nicht zu sagen braucht, was denn für ein diskusförmiges Werk der nach-

nachbildende Dichter vor Augen haben mochte! Gut und auch nicht gut! Denn derselbe Hr. *H.* sagte kurz vorher p. 582. *hoc commentum ad artis normam et ad exemplum, quod animo sibi proposuerat, effinxisse poëtam necesse est. — Verbo clipeus Achillis a poëta fingi nequit, nisi jam tum similis artificii opera extarent, quaecumque tandem illa essent.* Was nun das für ein Diskus gewesen seyn könne, dessen künstlich verzierte Fläche die Darstellung eines ganzen Menschenlebens enthielt, und zu welchem Behuf er gebildet worden, erfahren wir zwar von Hn. *H.* nicht; aber der Widerspruch führt uns auf das Erste, auf die Unvollkommenheit der Kunst in Homers Zeitalter zurück, um Hn. *H.* Zweifel, welche er *daher* gegen das Alterthum dieser Schilderung erhebt, durch einen neuen Widerspruch zu lösen. Homer also vermochte so etwas noch nicht zu schildern; wohl aber konnte nach Hn. *H.* Meynung, „*entweder* ein Rhapsode, *oder* einer der Dia-„skeuasten kurz vor den Zeiten der Pisistratiden, jenes „*alte* Gedicht (*carmen illud antiquum*), oder einen „Theil desselben, obgleich an einem höchst unschick-„lichen Orte, der Ilias einweben." Ein sonderbares *entweder — oder*, das tiefe Einsicht in die Geschichte der homerischen Kritik verräth! Doch um die Diaskeuasten aus dem Spiel zu lassen, wie alt schätzt Hr. *H.* wohl ein Gedicht, das ein Rhapsode einschaltete? und wenn es der Rhapsode vielleicht gar auch verfertigte, wie alt wohl diesen Rhapsoden, den Kunstkenntnifs so weit über den Homer erhob? über den Homer, der ein Kunstwerk dieser Art nicht einmal dichterisch constituiren, der nicht einmal einfachere Kunstwerke seiner Zeit, welche er selbst beschreibt, zur Darstellung eines *göttlichen* Werkes durch seine feurige Phantasie idealisiren konnte! Dafs Hr. *H.* uns mit den Jahrszahlen, welche p. 590 die Zeit der Diaskeuase bestimmen sollen, hier nicht abfinden könne, begreift er hoffentlich nun selbst. — „Aber, fährt er fort, „auch das beschriebene Süjet ziemt nicht dem „kriegerischen Schilde eines Helden. Denn was ha-„ben Himmel, Erde und Meer, Städte und Feste, „Ackerbau, Viehzucht und Weinlese auf dem Schilde „eines Kriegers zu thun, worauf man vielmehr furcht-„bare Figuren und Schreckenscenen erwartet?" Ein bedachtsamer Forscher würde, dünkt uns, von dem, was da ist, auf das, was seyn konnte, schliessen, und alsdann erst das Warum mit Scheu gegen das Alterthum aufsuchen. Hr. *H.* verfährt umgekehrt: „Das „konnte nicht seyn, weil es *mir* nicht gefällt. Gleich-„wohl ist es da: *mithin* ist es unächt!" Bequemer ist das freylich, als den Ursachen nachzuspähen, warum der alte Dichter so dichtete. Fänden wir nun gleichwohl, dafs der weise Homer sehr oft die Schrecken des Krieges durch den Contrast des friedlichen Lebensgenusses erhöhe; dafs auch der Sänger des herkulischen Schildes friedliche Scenen mit kriegerischen zu paaren nicht verschmähete; dafs überhaupt, wo ein Schild nur mit wenigen und einfachen Figuren verziert war, diese natürlich furchtbar seyn mussten, da hingegen durch die Mannichfaltigkeit der Gruppen jene Wirkung des Contrastes hervorgebracht werden konnte; dafs höchst wahrscheinlich auch der älteste Cykliker Arktinus, den Quintus von Smyrna nachahmte, in seiner Aethiopis den Schild des Achilles mit gleichen Vorstellungen zu versehen kein Bedenken trug: fänden wir das Alles bey ruhiger Ueberlegung; würden wir dann von der unüberlegten Schneidekritik noch Gefahr fürchten? Oder wollten wir einer ernsthaften Beantwortung die naiven Fragen würdigen: ob der Dichter wohl glauben mochte, dafs die Menge der Bilder den Feind schrecken, oder dafs dieser Musse genug haben würde, die Figuren der Reihe nach anzuschauen? (*An putare potuit auctor, hostem, contra quem clipeus tolleretur, aut perterritum figuris tam operosae artis, aut in iis occupandis occupatum fore?* p. 588). — „Die Handlung der Ilias, meynt endlich Hr. *H.*, (p. 591 — 593) „werde durch die lange, „obwohl anmuthige Episode vom Schilde zu sehr un-„terbrochen, ohne dafs die Beschreibung der auf dem-„selben angebrachten Figuren und Gruppen dem Gan-„zen durch eine nothwendige Beziehung zu Statten „komme." Welche Handlung? welches Ganze? Hr. *H.* glaubte hier wieder bey den *Episodiis* des *hochepischen* Homerus zu seyn, und vergafs, dafs er den Fund von einer späteren Anordnung der Ilias auch einmal gefunden hatte. Doch sprach er kurz vorher noch von denen, *qui rhapsodias in corpus aliquod redegerant.* — Wir übergehen das Uebrige, welches theilweise betrachtet, nichts als *petitiones principii* enthält, und im Ganzen übersehen, ein Labyrinth von Widersprüchen zeigt, das mit gläubigem Muthe zu durchwandeln, die nüchterne Muse der Kritik verbeut.

Freue sich demnach, wen diese Proben ergötzen, des bescheidenen *Gründers* und *Bahnbrechers*, der *festes Trittes* ihm zu folgen uns beredet, wenn wir in der Kritik Homers nach Lobe streben; dem zuerst wir das vorzüglich verdanken, „dafs jenes *ungewisse* und „*schwankende Urtheil* über unächte und eingeschobene „Stellen im Homer, welches seither bald den Schein „einer seltenen Gelehrsamkeit, bald das Merkmal von „*Leichtsinn* und *Verwegenheit* trug, nunmehr *innerhalb* „*festbestimmter Gränzen* sich halten werde!" (*Habebunt quoque illi, qui in critica Homeri laudem sibi quaerent, vestigia certa, quibus insistendum sit; inprimis autem vaga illa et fluctuans dijudicatio de subditiis et interpolatis Homeri locis, quae modo rarae doctrinae speciem, modo levitatis et audaciae notam habuit, certos limites sibi obstructos habebit!* Praefat. T. I. p. L.)

Schon diese Kritik des Aechten und Unächten, womit sich Hr. *Heyne* an einzelnen Stellen versucht, lafst ungefähr ahnden, welches Licht von seinen Recherchen über die Entstehung, Um- und Ausbildung der homerischen Gesange überhaupt ausgehen werde. Diese Untersuchung erfoderte vorzüglich eine bedächtige, tief eindringende Kritik, und da Hr. *H.* sich dieselbe bis zum Schlusse des Werkes (T. VIII. p. 760 — 828) aufgespart hatte: so sollte man mit Recht erwarten, dafs er sich endlich zu bestimmten Ideen würde

verhol-

verholfen haben. *Endlich*, sagen wir: denn auf Hn. *Heynens* ehemalige Vorspiegelung, als habe er dieselben oder ähnliche Ideen schon lange vor Erscheinung der Wolfischen Prolegomenen gehabt, und immer in seinem Zirkel verbreitet, lassen wir uns hier nicht ein, da diesen Punkt der höheren Kritik, der nicht die homerischen, sondern die heynischen Recitationen und Schriften betrifft, bereits eine andere Recension (*Ergänzungsblätter* 1808. N. 43. 44) umständlich beleuchtet hat.

Er habe sich oft gewundert — so beginnt Hr. *H.* seine Untersuchung S. 760. — dass die Kritik über das *ganze* homerische Gedicht von der letzten Rhapsodie ausgegangen sey. Was man diesem Gesange vorgeworfen, lasse sich mit gleichem Rechte gegen die meisten anderen auch sagen. Denn was die Mattigkeit (*languor*) desselben anlange: so gehe es keine der homerischen Rhapsodien, worin nicht manches Matte sich finde, *saltem ad sensum nostrum*. Ueberdies sey in einem Werke einiges matt *vitio legentis* (das ist also auch im Werke?); anderes *vitio scriptoris*; noch anderes, weil es mit dem Hauptinhalt nicht in nothwendiger Verbindung stehe. So scheine Alles matt, was auf Hektors Tod folge, matt die Leichenspiele, matt verschiedene *certamina ex iis*; aber auf andere Weise (*alio modo*, als wie?), matt endlich *waren* (*languebant*), doch wieder nicht auf gleiche Weise, die Gefechte der Götter im 21 Buch. — Aber selbst in den *ersten* Büchern wie vieles könne man nicht mit gleichem Fuge matt schelten, sogar den grössten Theil (*pleraque!*) des dritten u. s. w. Ueberhaupt seyen im Homer unzählige Stellen (*innumera loca*), worin Schmuckloses nicht nur schmucklos, sondern oft frostig und bis zum Ekel (*ad fastidium*) des klügeren Lesers erzählt werde. In jenem letzten Gesange sey am Ende so wenig zu loben, als zu tadeln. Es sey nicht wahr, was *Jensius* von der Disharmonie des Schlusses mit dem Anfange des Werks sage: auch falsch, dass der hintere Theil eines Palastes dem Beschauer noch Bewunderung erregen müsse (!!) u. s. w. Er selbst, der bescheidene Kritiker, werde sich hüten, über alle dergleichen Fragen etwas vorzutragen, *tanquam satis exploratum;* er behaupte vielmehr, *dubitandi rationes esse satis multas, in alterutram autem partem statuendi, caussas justas haud suppetere*, p. 765.

Dass Hr. *Heyne* in Ansehung des *tanquam satis exploratum*, wie er's auch in seinem Latein verstand, redlich Wort gehalten habe, wird der Fortgang unserer Relation bewähren. Er habe sich, fährt Hr. H. S. 768 fort, nach einer *älteren* Autorität über die letzte Rhapsodie umgesehen; und siehe! es werde wirklich ein Vers daraus citirt vom Aristoteles. (Das freudige *Ecce!* erfreuet uns nicht: denn dass das Buch nicht jünger, als Aristoteles sey, verstand sich, unseres Bedünkens, von selbst. Allein Hr. H. nimmt zuweilen, wie T. VIII. p. 522, gar aus *Virgils* Nachahmung einen Beweis für das Alterthum einzelner Stellen her!!!) Der Dichter Antimachus (zu Sokrates Zeit) scheine die Rhapsodie *auch* gelesen zu haben (Auch? Freylich; und gewiss und wahrhaftig auch Herodot, wenn er gleich kein Wort davon spricht.) Das alles aber sey noch nicht genug; man wolle wissen, ob das Buch von *demjenigen* Verfasser *sey, der* die übrige Ilias gemacht hat (*qui reliquam Iliada condidit*). Diess also wird Hr. *H.* ausmitteln oder *zur* Sprache bringen!

Die scharfen Distinctionen des folgenden *Excurses* (p. 773) lassen anfangs noch mehr, als das Verheissene erwarten; am Ende aber bewähren sie von Neuem die Kunst des Hn. *Heyne*, bey Sachen, worüber der Leser eine bündige und lichtvolle Belehrung erwartet, die Aufmerksamkeit durch feine Abtheilungen und Unterabtheilungen zu zerstreuen. „Vom Gewissen und „Ausgemachten (was hat er denn ausgemacht?) gehe „ich zu Ungewissem fort, mit Nachsetzung jeder müs„sigen Frage bloss die Hauptmomente aufstellend, und „zwar so, dass das Uebrige sich mit Wahrscheinlichkeit „darauf gründen lasse.“ Die ganze Frage demnach über Homer und homerische Werke, müsse *schärfer*, als bisher geschah (*subtilius, quam adhuc factum esse video*), theils aus den Principien der historischen Kritik, theils aus grammatischen Gründen, *theils*, wie er noch zu verstehen giebt, aus *einem gewissen* Geruche (den ein Compilator nie *erhalten kann*) beurtheilt werden. Zuerst müsse man untersuchen, was auf Glaubwürdigkeit der Zeugen beruhe, und zwar zuförderst der älteren, dann der nächsten. Nun gebe es hier leider keine *fidem testium antiquiorum, überhaupt* keine *fidem historicam*, und *deshalb* könne man vom Homer, als Verfasser der Ilias (p. 819, nichts historisch Sicheres bestimmen. Ueberhaupt aber lassen sich drey Arten (*modi tres* p. 802) denken, wie die Ilias könne erwachsen seyn. Der *erste modus*, (die (gewöhnliche Meynung) dass gleich vom Anfange an, aus den Händen des ersten Verfassers dieses Epos vollendet hervorgegangen, sey nicht wahrscheinlich: denn Homer falle in eine Zeit, wo die Griechen noch keinen *cultus ingeniorum* besessen (ausser *scilicet*, den diese Werke beweisen): der Peloponnes (*was gehet dem Homer der Peloponnes an?*) habe noch in dorischer Barbarey gelegen: Attika selbst (selbst!) sey arm, ohne Städte gewesen (freylich ohne Städte, ausser Athen, wie immer noch nachher; und doch solche Hexameter! Dass doch auch Thucydides, der im Eingange seiner Geschichte der Armuth Griechenlands erwähnt, so etwas nicht anstaunte!). Die Ionier hätten kaum eben den Grund zu ihrem politischen Flor gelegt. (Was kümmern uns die *res florentes* bey den schönen Versen? Und, was die Hauptsache ausmacht, warum streicht denn Hr. *H. alle* die Verse im Homer aus, worin uns die Civilisation der Griechen als gar nicht unbedeutend vorgestellt wird?)

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

Unwahrscheinlich sey es, fährt Hr. *Heyne* fort, dass in einem solchen Zeitalter mit einem Male (*repente*) ein Mann entstanden sey, *qui conciperet animo epos, ingenio et arte mirabili adumbratum et inventum, regulis subtilibus circumscriptum, vasti tamen argumenti; in quo simul omnia essent elaboratissima, sermonis elegantia, modorum suavitas, tum sententiarum, morum, orationis simplicitas; uno verbo, summa ars cum iis ipsis, quae non nisi ante artem, simplicitate nativa se commendantia, adesse possunt.* Aber warum nimmt denn Hr. *H.* das so unwahrscheinliche *repente* an? Warum bleibt er nicht bey dem, was er bald darauf p. 824, des Vorigen uneingedenk, selbst behauptet: *non modo famam belli Trojani usque ad octavam vel nonam aetatem fuisse servatam, verum et carmina antiquiora, quibus ea fama jam condita fuerat: nec enim, quicquid Vellejus contra contendit ad assequendum facile esset, unde tam politus et suavis sermo Ionici carminis procedere potuisset, nisi jam* m u l t a c a r m i n a *antecesserant. Per ea itaque heroicae vitae mores et instituta jam ita multorum poëtarum studiis informata esse poterant, ut eorum imaginem reddere tam vividam facile possent.* Durch dieses *Nach und Nach* wird ja das Unwahrscheinliche wahrscheinlich. Auch stimmt damit, nicht aber mit der ersten Behauptung, dasjenige überein, was Hr. *Heyne* uns, zu unserem Befremden, p. 829 kund thut: er pflege aus vorhomerischen Mythen zu schliessen, *multa jam tum aliorum Poëtarum carmina, quibus Ionicus sermo tantopere expolitus esse potuit, de rebus quoque Troicis, extitisse, e quibus* f a c i l e e r a t, *deligere ea, quae inter se argumentis convenirent, et tandem in compagem aliquam convenirent.* Hier also erscheint das wieder leicht und begreiflich, was oben schwer und unwahrscheinlich war! — Wir würden noch einen Augenblick bey den sonderbaren Mythen verweilen, welche sich endlich in eine — schlichte *Erwähnung von etwas früherem* auflösen (wie VII, 132. VIII, 230. IX, 448. 328), wenn uns nicht Hn. *H's.* rasche Untersuchung zu dem zweyten Modus, wie die Ilias entstanden seyn könne, hinzöge. Jedoch auch diesen Modus, welcher p. 804 mit dem *Scilicet fingat* erläutert wird, billiget er nicht: und in der That ists ein wenig sehr unwahrscheinlich fingirt, dass Anfangs einer entweder die Niederlagen nach der Abwesenheit Achills, oder Achills Zorn für sich allein (*Achillis iram* p e r s e s o l a m, wie mag Hr. H. sich das vorstellen?) in einem Gedicht erzählt habe, und dass das Uebrige so nach und nach, beynahe zwiebelartig, an- und zugewachsen sey. Der dritte Modus endlich, den Hr. *H.* hier annimmt, ist der, dass ein einziger, durch Genie hervorragender Mann viele einzelne, über die verwandten Theile des trojanischen Krieges herumgehende Bardengesänge in ein Ganzes zusammengeordnet, oder, wie Hr. *H.* sich anderwärts ausdrückte, aus denselben ein solches Ganzes, als die Iliade ist, entworfen habe (Vgl. Götting. Anzeig. 1795. Nr. 203). *Jam ingenium illud praeclarum* (fährt Hr. *H.* p. 806 mit Begeisterung fort), *cui compagem hanc tam mirae artis debemus, nobis Homerus esto: τὸ ἔνθεον commune esse dicam ei cum ἀοιδοῖς illis antiquis, qui idem rerum, mythorum, phantasmatum, artis, vitae, exemplum animis suis impressum habuerant, eodemque sermone antiquo, numeroso, eadem cum simplicitate, suavitate, pari habitu et ornatu mythico, istius exempli tanquam imaginem in tabula carmine redhibuerant.*

Diese Hypothese zu erläutern oder zu bestätigen, was bringt denn Hr. *H.* nun vor? In der That nichts, was auch nur einen scheinbaren Zusammenhang hätte. Denn wozu das oft wiederholte Bedauern, dass es uns an historischen Zeugnissen fehle? Soll diess die Freyheit jener Hypothese beschönigen: so stehet so mancher Schriftsteller, selbst hellerer Zeiten, wie z. B. *Manilius*, entgegen, über den man auch nichts historisch Gewisses weiss, und *darum* doch nicht gegen die Authenticität seiner Schriften streitet. Oder soll das Bedauern zur Bescheidenheit und Vorsicht uns stimmen: warum denn selbst gemuthmasst, und dabey zu verstehen gegeben, dass das Alterthum wirklich einen gewissen Glauben beybehielt (*antiquitas hanc vulgo fidem* r e t i n u i t, *esse Homerum aliquem poëtam, auctorem Iliados et Odysseae* p. 820), dass aber der Glaube des Alterthums oft gar keinen Glauben verdiene (*posse haberi aliquid inter ea, quae* a n t i q u i t a t i s a u c t o r i t a t e *niti creduntur, quod tamen ab* u n i u s h o m i n i s *opinione, forte levitate ac temeritate, profectum, ab iis, qui primi rerum notitias collegerunt et scripto tradiderunt, temere arreptum, mox inter antiquas memorias locum obtinuerit, nuncque vetustatis auctoritate se tueatur,* p. 770). — Die hier sehr wichtige Frage über das spätere Zeitalter der Bücherschrift (s. *Wolf. Prolegom.* §. XI—XXV) schiebt Hr. *Heyne* bald als überflüssig auf die Seite (p. 796), bald setzt er sie als zur Befriedigung jedes Kenners beantwortet voraus (p. 812). Allein wie wenig Hr. *H.* selbst noch

noch vor kurzem (Götting. Anz. 1801. Nr. 175) mit Hn. *Wolfs* Antwort zufrieden war, iſt in Erinnerung. Dafür nimmt er einen Beweis ſeiner Hypotheſe von der bekannten Nachricht her, daſs die homeriſchen Gedichte Theilweiſe geſungen worden (p. 774). Was alſo in Theile aufgelöst wird, iſt urſprünglich kein Ganzes, noch weniger ein ächtes Ganzes geweſen!! Ueberhaupt, fügt er hinzu, hat man ſchon gezweifelt vor Alters, und von jeher waren ſcharfſinnige Männer (*viri acuti*), welche über die homeriſchen Gedichte anders, als der gemeine Haufen, dachten (*qui — non cum vulgo ſtatuerent* p. 773). Gehört Ariſtoteles ihm auch zu dem *Vulgus?* Denn deſſen Meynung vom Homer wird ja p. 821 als die *gemeine Vorſtellung* (*opinio communis*) angeführt. Ueberdieſs, wer waren denn jene ſcharfſichtigen Zweifler? Und vor allem, woran zweifelten ſie? Aus dem Zuſammenhange ſollte man muthmaſsen, daſs ihre Zweifel ſich auf den Urheber und auf die Anordnung der Ilias bezogen; daſs mithin ihr Scharfſinn gefunden habe, die Ilias ſey urſprünglich kein Epos, ſondern nur mehrere Theile verſchiedener Verfaſſer geweſen, und erſt einige Säcula nach Homer zu einem wohlgeordneten Ganzen gebildet worden. Aber wer weiſs von ſolchen Zweifeln? Hr. *H.* ſelbſt weiſs davon nichts: denn er ſagt kurz vorher, daſs man *erſt ſpät* auf dieſe Frage gekommen (*quod tam ſero in hanc quaeſtionem deventum eſt etc.* p. 773), und daſs man die Verſpätung theils der groſsen Religioſität gegen die homeriſchen Geſänge, theils dem verabſäumten Ernſt beym Studium dieſes Dichters zu Gute halten müſſe. Und genau beſehen, waren auch jene Zweifel nur bloſse Verwunderung (*dubitationes utique exortae ſunt ſaepe et a pluribus, verum eae fere ſe intra mirationem continuerunt!!* p. 772). Bis jetzt alſo noch immer keinen Beweis für die oben aufgeſtellte Hypotheſe; aber deſto mehr Widerſprüche! Die Verbindung der einzelnen Theile zu einem Ganzen, die *compages* (fangt Hr. *H.* p. 783 weitläuftig zu zeigen an) iſt zu wenig vollkommen. — Deſto beſſer, werden die Vertheidiger der gewöhnlichen Vorſtellung ſagen. Um ſo eher dürfen wir glauben, daſs die *compages* den alten Zeiten, worin Homer gelebt haben ſoll, angehöre; und wer weiſs denn, wie vielfache Schickſale das Werk erleiden muſste? Hr. H. ſelbſt wagt es nicht, *de antiquiore Homericorum carminum conditione aliquid pro explorato ſtatuere* (p. 790). Nur das iſt ihm gewiſs, daſs wir noch denſelben Homer, und dieſen ganz ſo haben, welchen und wie ihn die alexandriniſchen Grammatiker laſen; und wenn er ehemals (*Praefat. ad Pindarum* T. I. p. 25) die *Aechtheit* des Homer noch über die *Aechtheit* des Herodotus, des Pindarus, des Virgilius, der älteſten Schriftſteller, auch der hebräiſchen, von deren Verfalſchung ſogar eine religiöſe Furcht abhielt, weit hinaus rückte: ſo verſichert er jetzt (p. 791), mit jener unſchuldigen Aeuſserung nichts weiter gemeynt zu haben, als daſs der *unächte* (der von den Alexandrinern erſt *conſtituirte*) Homer noch jetzt in ſeiner ganzen *Aechtheit* uns übrig geblieben ſey. *Ψεύσομαι ἢ ἔτυμον ἐρέω; Lüg' ich, oder iſt Wahrheit mein Wort?* iſt der folgende Abſchnitt (p. 792) überſchrieben, in welchem Hr. *H.*, die Hypotheſe von jenem dritten *Modus* zu begründen, uns als unleugbar aufſtellt: daſs die homeriſchen Geſänge durch Recitiren aus dem Gedächtniſſe fortgepflanzt worden. Da er die Unterſuchung über die Schreibekunſt übergehet, ſo kann er auch das nicht beweiſen. Denn wodurch? daſs es Rhapſoden gab? Wir erinnern an die Geſänge eines Phemius und Demodokus, durch deren Beyſpiel Hr. *Wolf* (*Briefe an Heyne* p. 112) ſinnreich den deutlichſten Gegenbeweis führte, daſs Hr. *H.* mit dem ſeinigen ein wenig zu viel bewieſen habe. Und wo hat ſich denn Hr. *H.* erklärt, wie wohl das Memoriren geweſen ſeyn möge?

Doch auf dieſe Frage, wo denn Hr. *H.* dasjenige, was er als erklärt vorausſetzt, jemals erklärt habe, würden uns die letzten Excurſe noch oftmals zurückführen, wenn wir eine weitere Betrachtung derſelben fortſetzen, oder ſie gar mit den tief eindringenden Prolegomenen des Hn. *Wolf* in Vergleichung bringen wollten. Natürlich müſste dann auch unterſucht werden, ob und wo Hr. *H.* Commiſſuren und ſichtbar fremde Uebergänge in den Geſängen entdeckt; und wenn dann das Reſultat hervorginge, daſs er dieſe Entdeckungen *nirgends* gemacht habe: ſo würde ſich deutlicher noch, als aus dem angeführten Raiſonnement ergeben, daſs er den Beweis ſeiner Hypotheſe uns ſchuldig geblieben ſey.

Oder ſollen wir, zu Hn. *H's.* Ehre, das nicht *ſeine* Hypotheſe nennen, was nach der Bemerkung des Recenſenten, welcher unlängſt die *Wolfiſchen Briefe* beurtheilte (Ergänzungsblätter III. J. S. 349), eigentlich die Meynung eines Franzoſen war, die als leere Träumerey ſchon längſt vergeſſen zu ſeyn ſchien? Deſto merkwürdiger wäre dann, auch für unſere Zeit, das freymüthige Urtheil, welches ein achtungswerther Forſcher des Alterthums, *Moſes du Soul* (z. *Lucian.* T. IV. p. 574. Bip.), über jene Meynung ſeines Landsmanns, *Hedelin d'Aubignac*, ausſprach: *E noſtris quidam imperiti et barbari prorſus homines, Rhapſodias quum audiunt antiquis dicta Homeri poemata, nec quid ea vox ſit, niſi ex vernaculo idiomate aſſequi valentes, varia ſibi fingunt et diſſoluta carmina, nullo conſilio judiciove a caeco mendicabulo temere effuſa, in unum tandem corpus conſarcinata — Poëma heroicum nunc audire. Qui ſi cum Luciano haec ludentes effutirent, venia forſan digni putandi ſint. At ſeriò id agunt. — Horum ego temeritatem audaciamque, et pulcherrimarum rerum ignorationem ſummam, cum ſui ſaeculi ſuarumque rerum admiratione conjunctam, Boilaeis compeſcendam exagitandamque relinquo.*

Wenn auch nicht Furcht vor der ſtrafenden Satire eines Boileau, doch partheyloſe Erwägung der Wolfiſchen Prolegomenen, hätte unſeres Bedünkens den Hn. *H.* auf eine ganz andere Anſicht der Sache leiten ſollen. Fand er es aus Gründen unmöglich, oder wegen der Zeitumſtände nicht räthlich, die gemeine Vorſtellung von dem homeriſchen Epos länger zu ſchü-

schützen: so musste ihm doch leichter, als die Ausschmückung der Hypothese von Aubignac, die Annahme der Wolfischen Meynung seyn: dass die Anordnung der Gesange im Ganzen sehr auffallende Spuren einer absichtlichen Fortsetzung durch die ursprünglichen Verfasser selbst an sich trage. Diese Meynung zu begründen, hätte Hr. *H.* nothwendig folgende Fragen erörtern müssen: Warum kann Homer nicht der Anordner der Theile zu seinem Ganzen seyn? Und aus welchen inneren Spuren ist erweisbar, dass mehr als ein Menschenalter, dass drey oder vier Dichter diese Theile, als Fortsetzungen des wohlbekannten Cyklus der troischen Begebenheiten, hervorgebracht haben? Wenn Hr. *H.* diese Fragen mit Schärfe und Gründlichkeit beantwortet hätte: so gebührte ihm, obgleich nicht die Glorie der Erfindung, doch das unverächtliche Lob, dass durch ihn eine nur erst begonnene Untersuchung weiter fortgeführt (vgl. *Wolfs Briefe* p. 17. *Prolegom.* §. XXVI—XXXV), und mit festeren Gründen unterstützt worden wäre. Jetzt, da Hr. *H.* nicht nur diese Fragen unbeantwortet gelassen, sondern die Antwort sogar erschwert; da er gerade die Verse im Homer, welche den ungleichen Ton verrätherisch zu zeigen scheinen (wie XX, 67. 75. 177. 180 und schon früher viele andere Stellen) als unächt gestrichen, wetteifernd mit den alten, aber unmündigen Kritikern, welche durch dasselbe gewaltsame Mittel Gleichförmigkeit in das Werk zu bringen strebten; da er nirgends von der Rhapsodik, nirgends von der homerischen Kritik richtige Begriffe an den Tag gelegt, und wichtige Untersuchungen als unwichtig oder überflüssig ausgeschlossen; da er sogar die von ihm angenommene, aber nicht erwiesene Hypothese Aubignac's (den er nicht nennt) zuweilen wieder vergessen, und oftmals noch, wie wir oben zeigten, von Homer als dem einzigen Verfasser des ganzen Epos, und von dessen Werke als von einer schriftstellerischen Composition geurtheilt hat; da er endlich noch in den letzten Excursen, nach langem Hin- und Herwanken und mannigfaltigen Widersprüchen, dem unüberzeugten Leser wie verzweifelnd anzunehmen überlasst, was ihm beliebe (p. 822), und dadurch die Unzulänglichkeit seiner Gründe selbst eingesteht: jetzt müssen wir leider urtheilen, dass Vater Zeus ihm auch die letzte Bitte (p. 819):

> *Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,*
>
> Schaff' uns Heitre des Tags, und gieb mit den Augen zu schauen!

nicht mit gewährendem Wink erwiedert habe, sondern vielmehr jene überall vom Anfang bis zum Ende ausgebreitete Nacht voll düsterer Phantome (die Strafe des entweihenden Uebermuths!) einem von Homers Gottheit erleuchteten Seher den Ausruf abnöthigen werde:

> *Εἰδώλων γε πλέον πρόθυρον, πλείη δὲ καὶ αὐλὴ*
> *Ἱεμένων Ἔρεβόσδε ὑπὸ ζόφον· ἠέλιος δὲ*
> *Οὐρανοῦ ἐξαπόλωλε, κακὴ δ' ἐπιδέδρομεν ἀχλύς.*
>
> Voll ja der Schattengebild' ist die Flur, und voll auch der Vorhof,
> Die zum Erebos eilen in Finsterniss! Aber die Sonn' ist
> Ausgelöscht am Himmel, und rings herrscht grässliches Dunkel!

B. WORTERKLÄRUNG.

I. *Weitläuftiger Vortrag.* Es ist schon oben bemerkt worden, dass Hr. *H.* das Lob eines kurzen, gediegenen Ausdrucks seinen Erläuterungen überhaupt, vorzüglich aber den kurzen gemeinnützigen Noten unter dem Texte, nicht versagen kann; und unfehlbar wird seine gegebene Losung: *Wie kurz und bündig!* von fröhlichem Nachhallen erwiedert umher tönen. Sollen wir gestehen, dass uns bey der lockeren Weitläuftigkeit, worin ein dürftiger Inhalt sich ausdehnet, oft die Geduld verging, und ein unwilliges Wort auf der Zunge schwebte? Wir halten es zurück, und wollen dem Leser ein paar Proben aus dem Anfange der Noten ins Deutsche übersetzt vorlegen. — Unter Il. I, 14, mit langer Wiederholung der homerischen Worte, welche die Zahl allein oben nachweisen konnte, steht dieses: „*Στέμματ' ἔχων ἐν* „*χερσὶν — ἀνὰ σκήπτρῳ* bald nachher 28 ist *σκῆπτρον* „*καὶ στέμμα θεοῖο*. Es war folglich (*adeo*) die *Infu-* „*la* gefügt an den Stecken oder Stab, den Spiess, „des Anflehenden Tracht; anderswo sind die Hande „selbst mit *Vittis* angebunden (*religatae*) oder um- „wickelt. Es ist ferner *στέμμα Ἀπόλλωνος*, *die In-* „*fula des Apollo*, d. i. die jener als Apollo's Priester „zu tragen pflegte; nun aber trägt er sie an den Zep- „ter gebunden vor sich her.“ Aus dieser nachlässig hingegossenen Wortfülle, was hat sich der Jüngling von *στέμμα*, *insula* und *vittis* für eine Vorstellung geschöpft? — I, 38. „*Τενέδοιό τε ἶφι ἀνάσσεις.*“ (Oben mit den äolischen Hauchern: „*τε Fῖφι Fανάσσεις.*“) „Eben derselbe Gott, der eine vorzügliche „Verehrung empfängt, *schützet* die Stadt (*tuetur*), und „eben derselbe sagt man *regiert* (*regnat*), weil er der „Stadt *vorsteht* (*praeest*). Dass Apollo aber einen al- „ten Tempel auf der Insel Tenedos gehabt habe, er- „hellt schon aus dieser Stelle. *Ἶφι, Potenter.*“ Das letzte ist kurz genug; nur sieht man nicht, ob der Gott *nach Vermögen* schütze, regiere und vorstehe, oder *mit Macht*. Das vorhergehende wäre in der Manier eines Minellius oder Farnabius ründer und verständlicher interpretirt: Er waltet über Tenedos als Schutzgott. — Der Vers I, 70 vom Vogeldeuter Kalchas:

> *Der erkannte, was war, was seyn wird, oder zuvor war:*

wird grammatisch und philosophisch entwickelt, wie folgt: „Da die Stelle für diese Materie klassisch ist, so „wollen wir *mit einem Worte* erinnern, dass hier „aus der wahre Begriff der Weissager der alten Zeit „festgesetzt werde: die, mit Weltkenntniss und Er-

„fahrung und Klugheit ausgerüftet, Rathfchläge ga„ben und Erinnerungen. Alfo ὅς ᾔδη (*der erkann„te*) fürs erfte τὰ ὄντα (*was ift*), dafs er einfieht, „welches der Dinge and Ausgänge wahre Befchaf„fenheit und Natur fey; er vergleicht mit diefer „τὰ πρὸ ἐόντα (*was zuvor war*), d. i. τὰ προγεγενη„μένα (*was zuvor gefchehen war*); und hieraus fol„gert er τὰ ἐσσόμενα (*was feyn wird*), und fieht mit„hin (*adeo*) die künftigen Ausgänge der Dinge vor„her. Befonders, wenn fie in zweifelhaften, unge„gewiffen oder dunklen Dingen um Rath gefragt „wurden, gaben fie Antwort, wie an diefer Stel„le Kalchas wegen der Urfache des Zornes Apol„lo's . . . . Frühe fing diefe Klugheit an von göttli„chem Anhauche der Begeifterung hergeleitet zu wer„den (*repeti coepit*, für *coepta eft*), und folglich „glaubte man, dafs Weiffager ἔνθεοι (durch göttliche „Kraft) künftige Dinge vorausfagten; dann gaben fie „felber auch vor, dafs fie, von einem Gott ange„haucht, künftige Dinge vorausfagten." So breit diefer Wortftrom flutet, fo feicht ift er. Kluge Erwägung der Verhältniffe war dem Wahrfager allerdings nöthig; aber von rathgebender Klugheit zu gottbegeifterter Wahrfagung, welch ein Uebergang! „Man leitete frühe die Klugheit von Begeifterung „her, und folglich glaubte man es, und dann gaben „die Klugen fich felbft für Begeifterte!" Wurden denn Neftor und Odyffeus, weil fie, nach Homers Ausdrucke, *zugleich vorwärts fahen und rückwärts*, darum als Begeifterte, als Wahrfager, verehrt? Einen ganz anderen Urfprung hatte der Begriff der Wahrfagung: welchen zu ergründen, Hr. *Heyne* den Wahrfager Apollon, aus der täufchenden Verblendung eines Sonnenfymbols enthüllt, in feinem eigenen Lichte erkannt haben müfste. Von den Genien der drey Grundwefen, Erde, Waffer und Luft, woraus alles entfteht, und ihrem Dolmetfcher Apollon, glaubte man Anzeigen des Werdenden und des Gewordenen, zuerft in der Natur, und hiernächft in Schickfalen, zu erforfchen; diefen Volksglauben lenkten die Klügeren, und bewährten ihre Ausfprüche durch angebliche Verkündigung vorahndender Thiere (*οἰωνοί*) und andere Botfchaften aus dem innerften Orakel des Himmels, der Erde und des Meers. Auf folche Art wufste Apollons Priefter Kalchas, der *Vogelfchauer* (welchen Begriff Hr. *Heyne* unerklärt läfst), fowohl was damals gefchah, und gefchehen wollte, als was vormals gefchehen war, zu eröffnen. So durch Eingebung der Mufen, welche prophetifchen Quellen vorftanden, rühmte fich Homer das Einzelne der Ilias bis auf Namen und Zahlen des Schiffsverzeichniffes im Geifte zu fehn; Phemius aber und Demodokus auf ihren Eilanden ferne Begebenheiten des Krieges und der Meerfahrt. — Wir haben an diefen Proben einer nicht fruchtbaren Kürze ja wohl genug? Sonft bietet fich ganz in der Nähe V. 71 und 74 noch mehreres zum Genufs. Auch die erweiternde Redensart, *um es Einmal*, *mit einem Worte zu fagen*, dient fchon wieder beym nächften Vers 71, und fonft häufig, unbedeutende Noten (V. 4. 18. 39. 176) und Obfervationen (V. 9. 44. 45. 47. 68. 73. 101. 133) anzufchwellen. Sogar wird über diefe Anfchwellung bey V. 39 eine anfchwellende Erklärung gegeben: „Weil „wir nicht nur Worte und Gedanken (*fenfus*), fon„dern fogar die Begriffe (*notiones*) Homers beleuch„ten und in die Gemüther einprägen wollen: fo wer„den diefe Dinge angemerkt, aber *Einmal* und *an dem* „*erften Orte*, wo fie aufftofsen." Wir werden bald erfahren, dafs uns der Erklärer nicht fo wohlfeil davon kommen läfst.

Die überfchwänglich langen *Argumente*, durch welche wiederum kleinere Argumente den Weg zeigen müfsten, erfchreckten uns fchon durch den Anblick. Indefs haben wir einige gelefen, die uns vor anderen durch Kürze einluden. Sind die übrigen den zu III und IV gleich: fo vermifst man fogar hier, bey aller Weitfchweifigkeit, die nöthige Sorgfalt. Denn in dem erften find uns wenigftens zwey Irrthümer aufgefallen, und im Eingange zu dem vierten möchten wir doch niemand rathen, dem Hn. *Heyne*, welcher nach *Euftath.* bemerkt, dafs der Sieg im Zweykampfe mit Menelaus ungewifs geblieben, mehr zu glauben, als dem Agamemnon (Ende des III Buchs), und felbft dem Zeus (IV, 13).

II. Durch *verwirrte Anordnung* wird der Gebrauch der *diffufen* Wortinterpretationen noch fchwieriger gemacht, oft unmöglich. Ja, wäre nur alles in den Noten unter dem Texte gedolmetfcht; dann könnte man es wohlgemuth in einem Anfatze mit den Jünglingen durchwaten, oder auf Stelzen überhüpfen. Aber kaum ift man hindurch: fo verweifet ein ominöfes *v. Obff.* in einen anderen Tom, wo man auf dem jenfeitigen Trockenen wiederum vorwärts und rückwärts verwiefen wird. Dafs ja der Lefer den Nachweifungen nicht zu leichtfinnig folge, fondern bey Zeiten umkehre! Viel beffer, mit Sokrates wiffen, man wiffe nichts, als einem nachlaufen, der fich zu wiffen einbildet, was er am Ende auch nicht weifs! Vertieft man fich einmal in die acht dicken Tome:

Heu! male tum Libyae folis erratur in agris!

(Die Fortfetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 6. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein Unglück, das den Recensenten, welcher Hn. *Heynens* Nachweisungen trauete, gewitzigt hat, wird andere abschrecken. Bey sorglosem Umherschweifen gerieth er im 2 Tom auf den breiten Hellespontos, ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον Il. XVII, 432, und blickte von Ohngefähr auf die Note hinab: „ἐπὶ πλατὺν Ἑλ„λήσποντον. Es ist schon erinnert worden, dass bey „Homer der Name des Hellesponts sich weiter erstre„cke, sogar bis zum *Meer vor der Enge;* und dass „er also mit Recht *breit* heisse, in Rücksicht der Enge „selbst und der schmäleren Mündung. *v. Obss.*" Gesucht ward hurtig das befremdende Meer im 7 Tom., wo p. 355 dieses zum Vorschein kam: „Ueber das „Beywort des Hellespontes πλατὺς, breit, s. oben „bey VII, 86. Es ist nämlich bey Homer das *Meer vor* „*der Enge* Hellespont. v. Apollon. Lex. h. v." Statt des am angewiesenen Orte gehofften Schlüssels, zwey neue Nachweisungen, wo er vielleicht stecken könnte! Mit Verdruss über den Umweg ward T. I. Iliad. VII, 86 aufgeschlagen, und die befragte Note antwortete: „ἐπὶ πλατεῖ Ἑλλησπόντῳ breit, sintemal bey Homer „der *Hellespont* genannt wird für jenes *ganze Meer vor* „*dem Hellespont*, und für den *oberen oder nördlichen* „*Theil des ägäischen Meers* an dem Ufer Asiens." Die rednerische Erweiterung fiel ins Ohr; aber noch kein Aufschluss über das Meer, und — keine weitere Nachweisung. Auch ohne sie wagte sich der Trostbegierige an den V. Tom voll Observationen, und fand in der That über den *breiten Hellespont* ein Langes und Breites observirt: „Es observire auch der Venedische „Grammatiker, *dass ihn Homer breit nenne*, und ein „Zweyter füge hinzu, er sey breiter als sonst um den „Ausfluss des Skamandros; etwas ähnliches sage Eu„stathius, und unten bey XVII, 432 der Schol. B. „Freylich könne der Hellespont sowohl breit als eng „(*er gehe nicht über 7 Stadien hinaus*) genannt wer„den, in Vergleichung: wie Ernesti sehr gut auf Clar„kes und anderer Spitzfindigkeiten erwiedere." Wirklich? Ernesti spricht ja vom *Meere*, welches *longum et latum*, lang und breit, heissen könne; er selbst will hier die *Küste* des Hellesponts verstehn, *quae sane latissime patet*, die sich weit, nämlich in die Länge, ausdehnt. Das Meer und die Küste fasste Hr. *Heyne* auf, und fuhr also fort: „Da bey Homer der Name „des Hellesponts auf *des ägäischen Meers angränzende* „*Nordseite*, und selbst auf das *Gestade* von Troas, sich „bezieht; so sollte man das Beywort *breit* noch viel „weniger anfechten. Das Lexikon des Apollonius „lehrt: der Dichter nenne *breit* nicht den Hellespont „im Ganzen, sondern den Theil desselben um Troja; „denn bey Sestos und Abydos sey er nicht breit. Bey „welcher Stelle Villoison und Tollius nachzusehn sind. „Den Apollonius schrieb Hesychius aus. Beygetreten „ist neulich Jac. Bryant. Anders verstehts Dallaway „von der langen Aussicht des Hellesponts bey der Pro„pontis." Noch kein Beweis für das *Meer*, oder die *Nordseite des ägäischen Meers* draussen am Hellespont, sondern umgekehrt für die Südseite des dem Meere angränzenden Hellesponts. Jener Beweis wird in den Noten zum Apollonius stehen, dachte der Getäuschte, der keinen Apollonius zur Hand hatte. Warum aber, seufzte er, war Hr. *Heyne* seiner Strafpredigt gegen die April schickenden Wegweiser nicht eingedenk, welche in der Vorrede zur Ilias p. XXX so kräftig schliesst: *Quin tu, inquies, appone ea, quae aliunde si repetere voluissem, tuam operam haud desiderabam!*

Jene vier so erschwerten Noten und Observationen sind mit ihrem Schwalle von Worten und Nachweisungen durchaus unnütz. Auch Villoison und Tollius beym Apollonius liessen es sich nicht träumen, dass der Name Hellespont die angränzende Nordseite des ägäischen Meeres umfasst haben könnte; diesen Einfall bekam lediglich Hr. *Heyne*, als er beym Compiliren über Ernestis Anmerkung hinweghuschte. Strabo und die bekannten Geographen benennen Hellespont die ganze Meerenge zwischen dem thracischen Chersonesus und Asien, welche, von Kallipolis und Lampsakus an der Propontis südwärts bis zum thracischen Vorgebirge Mastusia mit dem Denkmale des Protesilaos, und zum troischen Sigeon, sich erstreckte, und dort in das ägäische Meer ausströmte. Im Innern zwischen Sestos und Abydos war die Enge nur 7 Stadien breit, oben bey Lampsakus gegen 40 Stadien, ungefähr eine Meile; am weitesten dehnte sich der Busen unterwärts gegen das ägäische Meer. Nur die südliche Ausdehnung, unter welcher das troische Ufer mit der Spitze Sigeon vorsprang, war der *breite Hellespontos* genannt, im Gegensatze des bey Abydos zusammengeengten; eben dieselbige, als die Nordgränze des priamischen Gebietes, nannte Achilles Il. XXIV, 545 den *unendlichen Hellespontos*, d. i. dessen Ende das Auge nicht absehen konnte. Besser demnach als alle erklärt der, welchen der vollständige Auszug des Hn. *Heyne* kaum anführt, Eustathius bey Il. VII, 86: Brei-

Breit ſey der Hellespont nicht überall, denn er enge ſich häufig, am meiſten dort (zwiſchen Seſtos und Abydos), wo er nicht über 7 Stadien ſich ausbreite; ſondern den Theil deſſelben gegen den Ausfluſs ins ägäiſche Meer bis zum Sigeon, den habe Homer den *breiten Hellespontos* genannt. Dieſen Theil auch nennt der Erdbeſchreiber Dionyſius 821 den *groſsen Hellespontos:* das iſt, den *breiten*, ſagt Euſtathius, oder den ſüdlichen Theil des Hellesponts. — Nun überblicke man noch einmal die vier Haufen Schutt, und bedaure den, der Perlen darunter ſucht! Mehreres der Art werden wir im Folgenden, zur Beurkundung anderer Dinge, aufwühlen müſſen.

III. *Mängel und Fehler.* Etwas Weitläuftigkeit und Verwirrung würde man dem beſchäftigten Interpreten zu Gute halten, wäre nur alles durchaus Nöthige, und dieſes gröſseren Theils richtig, erklärt worden. Ohne Auswahl bleiben wir bey dem Auffallenden der Worterklärung im *erſten* Geſange ſtehn; nur was gelegentlich von Gloſſen der folgenden Geſänge oder von anhaftenden Sachkenntniſſen ſich zudrängt, werden wir mitnehmen. Gleich I, 5 wird οἰωνοί, *hochfliegende Raubvögel*, ein feyerliches Wort der Weiſſagung, gar nicht erklärt; und V. 13 στέμμα mit *infula* abgefertiget: dagegen aber V. 20 der befehlende Infinitiv; und V. 22—25, man ſieht nicht einmal welche Dunkelheit, ſorgfältig beleuchtet. — Wie V. 39 der Weiſſager Apollon den Beynamen *Smintheus* von der Maus, und ähnliche von anderen erdhöhlenden Thieren, erhalten konnte, enträthſelt nicht leicht einer, der von dem Begriff eines Sonnenſymbols ausgeht; deswegen ſey die nichtige Obſervation ihm geſchenkt. Aber daſs er eben daſelbſt über ἔρεψα in den Noten ſchweigt; dann in den Obſervationen die ältere Bedeutung des *Deckens*, das iſt, des *vollendeten Baus*, anerkennt, und doch die ſpätere des *Kränzens* vorzieht, und Platons Urtheil, es werde *gebaut*, wunderlich findet: dies darf ihm nicht hingehen. — Bey V. 40 fehlt eine erklärende Note über die gemisdeuteten πίονα μηρία, daſs man mit *Fett umwickelte Schenkelknochen* verſtehn müſſe. Erſt V. 460—464 wird in den Noten erklärt: μηροὶ oder μῆρα ſeyn die ausgeſchnittenen Oberſchenkel, als die *fetteren* Theile des Opfers, die man mit der *Netzhaut* (*omentum*) zwieſach umwickelt, dann mit anderen Schnitzeln von *fetterem* Fleiſche überlegt und verbrannt habe. Hingegen in der Obſervation V. 464 wird den alten Grammatikern als wahrſcheinlich eingeräumt, daſs μηρία etwas *Ausgeſchnittenes aus den Schenkeln* (alſo nicht die ganzen μηροὶ oder Schenkel) ſeyn können; nur daſs ſie das Ausgeſchnittene für *Knochen* ausgeben, heiſst ſonderbar, das iſt, ohne Beweisführung verwerflich. Mit dem ſonderbaren *Knochenopfer*, welches Hr. *Heyne* bey Heſiodus angeſtaunt und hinweggewünſcht hatte, ſuchten ihn drey *Mythologiſche Briefe* des Hn. *Voſs* (II, 38 — 40) bekannt zu machen. Unleugbar iſt, wie ſchon ein Regiſter beweiſt: Homer nennt die *Schenkel* an Menſchen und Thieren durchaus μηροί, niemals μῆρα oder μηρία. Eben ſo unleugbar: *Was zum Opfer verbrannt wird*, nennt Homer durchaus μῆρα oder μηρία, und niemals μηροί. Wer dieſen beſtändigen, auch in der Folge fortdauernden Unterſchied nicht bemerkt hat, der kann freylich die vorliegende Stelle ſo auslegen: *Sie* ſchnitten die Schenkel aus, oder ſie löſten ſie aus ihren Gelenken, umwickelten ſie dann mit Fett, und legten Stücke darauf; dies zuſammen verbrannte der Greis, nämlich die eingewickelten und belegten μηρούς, die nachher verbrannt μῆρα in einer anderen Form heiſsen. Ein Kundiger verſteht hier *ausſchneiden*, durch einen Schnitt ausnehmen, in der Bedeutung, wie man einen Baum, ein Kalb ausſchneidet, einen Fiſch ausnimmt, und wie ἐκτέμνειν, verſchneiden: Durch Schnitte wurden die μηροὶ der inwendigen Theile entledigt, und dieſe nachher unter dem Namen μῆρα verbrannt. Ausgeſchnitten im gewöhnlicheren Sinne werden die inneren μῆρα oder μηρία ſelbſt: Odyſſ. III, 456, ἐκ μηρία τάμνον, und Apollon. I, 433, ἱερὰ μῆρ' ἐτάμοντο. In der erſten Bedeutung ſind auch bey Pauſanias (I. p. 42) die ausgeſchnittenen μηροὶ des Widders zu verſtehen, wo Hr. Voſs mit Unrecht eine Neuerung ſah. Und wenn Sophokles (Antig. 1006) die verbrannten μηρία nachher μηροὶ nennt, ſo iſt es die bekannte Figur, die den Namen des Ganzen auf den Haupttheil überträgt: ſo wie Il. V, 305 der Schenkel in der Hüfte, d. i. der Schenkelknochen im Hüftknochen, ſich dreht. *Jene* ausgeſchnittenen μηρία nun, die Hr. *Heyne* zugiebt, was können ſie, was dürfen ſie ſeyn, als *Schenkelknochen*; nachdem einmal der Gebrauch, ſie mit anderem Gebein zu opfern, durch einſtimmige Zeugniſſe des Heſiodus, mehrerer attiſchen Komiker, und aller alten Grammatiker, welche zum Theil die heſiodiſche Fabel vom Urſprunge des Knochenopfers mit ſpäteren Abweichungen erzählen, bewährt worden iſt?

Gegen die Voſſiſche Abhandlung erhob ſich neulich, ſeinen Freund zu vertreten, Hr. *Schneider* im Griechiſch-deutſchen Handwörterbuch unter Μηρίον; obgleich ſonſt Beſtimmungen des homeriſchen Sprachgebrauchs nicht zu den Hauptverdienſten des gelehrten Werks gehören, und aus den *myth. Briefen* nichts weiter, nicht einmal die unbeſtreitbare Bedeutung von πολύτροπος, angeführt wurde. Hr. Schneider, des herrſchenden Unterſchieds von μηρὸς und μηρίον uneingedenk, will aus Il. I, 460—464, nach obiger Weiſe, beiden denſelbigen Sinn geben; indeſs ſein Vertheidigter den Unterſchied einräumt. Auch den geringeren Umſtand, daſs *auf* die mit Fett umwickelten μηρία die Abſchnitzel gelegt worden ſeyn, erkennt Hr. *Heyne*; der Sachwalter verlangt ſie unter das Fett *hineingeſteckt*, weil der Sauhirt Odyſſ. XIV, 427 ἐς πίονα δημὸν ſie gelegt habe. Was ſoll das? *Hinzu* legte er ſie: welches allgemeine *hinzu* durch das übrigens gewöhnliche ἐπί, *darauf*, näher beſtimmt werden muſs. Für *hinein* hätte Homer das beſtimmtere ἐν gewählt, wie Odyſſ. II, 354 vom Einſchütten des Mehls, und XI, 3. 4 vom Einbringen in das Schiff; auch hätte er die Unordnung geſcheut, das zwiefach herum-

herumgewickelte Fett wieder aufwickeln zu lassen, damit noch etwas *hineingelegt* würde. Ferner hatte Hr. *Heyne* das allgemeine Wort des umhüllenden *Fettes* auf *omentum*, oder die fette *Netzhaut* des römischen Opfers, *eingeschränkt;* diess tadelte Hr. Voss, und bewies, *dass vorzüglich* das *Nierenfett* (anderes nicht ausgeschlossen) zu verstehen sey. Hr. Schneider erkennt die Allgemeinheit des Ausdrucks, aber zum Einwickeln, meynt er, sey die Netzhaut am bequemsten. Allerdings; aber *allein* war sie zum Verbrennen der gewaltigen Knochen nicht hinreichend; deshalb ward zu jedem Knochen unten und oben noch gediegenes Fett gefügt, und mit der Haut umwickelt. Für die umwickelnde Netzhaut übrigens zeugt der Scholiast des Apollonius I, 434, der καλύψαντες πύκα δημῷ, *dicht mit Fett umhüllend*, die Anmerkung macht: In die Netzhaut wickeln sie die Opfer, damit sie schnell brennen. „Es sey also, schliesst Hr. Schneider, „aus Homer allein nicht zu erweisen, dass μηρία fleischlose Knochen seyn." Richtig; nur als ausgeschnittene Theile der μηροὶ erscheinen sie dort, als Knochen bey allen Folgenden, die davon reden; ob und wie viel Fleisch daran hing, erforsche ein anderer. „Ja, meynt Hr. Schneider, wenn die Stelle „des Hesiodus ächt wäre!" Niemand zweifelte daran vor Hn. *Heyne*, dessen kahles Befremden doch ein Mann, wie Schneider, nicht für Kritik annimmt? „Auch bey den nachfolgenden Dichtern finde sich kein „deutlicher Beweis, dass *μηρία allein* die Knochen „seyn, welche zum Opfer verbrannt worden." Nicht *allein*, wie bey Homer, wurden nachmals die μηρία oder Schenkelknochen verbrannt (Myth. Br. II, p. 321), aber *zugleich* mit den später hinzugefügten: das bezeugen Dichter und Grammatiker. Oder wollte Hr. Schn. sagen, *μηρία seyn nicht bloss Knochen* ohne Fleisch? Davon konnte doch, ausser Hesiods *weissem Gebeine*, Menanders *unessbares* und *fleischloses* ihn überzeugen. Dass Aeschylus (Prom. 496) die Schenkelknochen mit dem Namen des ganzen Glieds κῶλα (wie oben Sophokles μηροί, *Schenkel*), genannt habe, will Hr. Schn. den Scholiasten nicht glauben; warum, sagt er nicht. „Pherekrates bey Clemens Strom. 7. „p. 847, *welchen Voss unvollständig anführe*, nenne „τὼ μηρὼ und ὀσφῦν, beide Schenkel und Kreuz, „übertreibe aber den Scherz, dass geizige Opferer den „Göttern nur die abgenagten Knochen darböten; und „eben so könne man die übrigen Beweisstellen des „Knochenopfers erklären." Die Stelle des Pherekrates hat Hr. Voss aus p. 716 der Ausgabe von 1688 vollständig angeführt; in der Potterschen von 1715 wird ὀσφῦς, ein Kreuzbein, dazu gegeben, welches den Beweis der geopferten Knochen sogar verstärkt. Wie? nur Geizige hätten fleischlose Knochen gebracht, und die Priester das empörende Opfer nicht abgewiesen? So freylich lässt sich alles übrige erklären! Ungerne bemerken wir noch, dass *Hüfte* oder *Lende* und *Hüftknochen*, für *Schenkel* und *Schenkelknochen*, in einem Griechisch-*deutschen* Wörterbuche nicht wohl stehn. Ἰσχίον soll *Hüfte, Lende* seyn, und μηρὸς dasselbige; also dreht sich Il. V, 305 Hüfte in Hüfte, oder Lende in Lende. Aber wie konnte Hr. Schneider einer mühsam gefundenen Kenntniss so begegnen? wie seine Parteyschrift in ein Schullexikon einrücken? Er, der des lauteren, *Magis amica veritas*, so würdig ist!

Il. I, 45 schreitet der erzürnte Apollon vom Olympos daher, τόξ' ὤμοισιν ἔχων, ἀμφηρεφέα τε φαρέτρην, *den Bogen auf der Schulter habend, und den ringsverschlossenen Köcher.* Es kann hier scheinen, sagt Hr. *Heyne*, *dass der Gott auch den Bogen auf der Schulter habe*, und zwar auf der linken, wie den Köcher auf der rechten. Da er aber in den berühmtesten Kunstwerken den Bogen *in der Hand* trägt, und es hier auch schicklicher ist, dass er mit schussfertigem Bogen daher wandle, um sogleich Pfeile von der Senne zu schnellen; so muss also erklärt werden: τόξ' ἔχων (*scil.* χερσὶν), *den Bogen in den Händen habend* (in beiden Händen); ὤμοισί τε ἀμφηρεφέα φαρέτρην, *und auf der Schulter den verschlossenen Köcher.* Welcher Sinn kann einer so durchgreifenden Interpretation widerstehen? Der Köcher hing häufig an der rechten Schulter; aber auch an der linken, Ovid. Met. VIII, 320; s. Spanh. Callim. in Dian. 212. — Bey V. 54. werden zwey verschriebene Zahlen in einem Scholion durch acht weitläuftige Zeilen berichtiget, mit dem Zusatz, diess habe *auch* Wassenberg gesehen. — V. 56, wird κήδετο γάρ erklärt: besorgt war, *entweder* Juno (woran jeder denkt), *oder* auch Achilles (der weit zurück steht); doch jenes sey besser. — V. 57, οἱ δ' ἐπεὶ οὖν ἤγερθεν, ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο (oder nach Hn. *H.* Grille, der ein Schreibfehler beystimmt, τε γένοντο): dem sorglosen Leser Tautologie, dem aufmerksamen fortschreitende Handlung vom Entstehn bis zur Vollendung. In der ersten Hälfte des Verses drängt sich, wie II, 91—98, die Volksmenge mit Getümmel heran; in der anderen, wie II, 99, harrt ruhig auf den Sitzen die vollständige Versammlung, und der Redner beginnt. Ein ähnliches Fortschreiten wird anderswo verkannt: z. B. Il. VII, 482 κοιμήσαντ' ἄρ ἔπειτα, καὶ ὕπνου δῶρον ἕλοντο. IX, 212 αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ πῦρ ἐκάη, καὶ φλὸξ ἐμαράνθη. Od. II, 378 αὐτὰρ ἐπεί ῥ' ὄμοσέν τε, τελεύτησέν τε τὸν ὅρκον. Hr. *H.* ist geneigt, zur Verhütung der Tautologie, mit Tollius ἤγερθεν von ἐγείρειν abzuleiten; gesteht aber, dass vom Versammeln des Volks ἀγείρειν, niemals ἐγείρειν, gesagt werde; und kommt dahin, die letzte Hälfte, als erklärenden Zusatz, aus alter Sprache zu entschuldigen. Uns deucht, in dem zierlichsten Modedeutsch könnte man die Sitzung einer gelehrten Societät so beschreiben: Als die Herren sich eingestellt, und die Gesellschaft bey einander war, nahm der Vorleser das Wort. — V. 78 bey ὀΐομαι ἄνδρα χολωσέμεν tadelt Hr. *H.* mit Recht die lateinische Uebersetzung *iratum fore*, die er gleichwohl zu ändern vergass; nicht *erbittert werden* heisse χολοῦν, sondern *erbittern*, wie der Scholiast es deute; und diess habe Wassenberg *auch schon* bemerkt. Nun aber deutet er selbst mit einem tüchtigen — Sprachfehler: ὀΐομαι (ἐμὲ) χολώσειν ἄνδρα. Verständige Schullehrer werden

den diesen bey Hn. *H.* nicht seltenen Verstoss unschädlich machen, und die Regel von neuem einscharfen: Wenn im Griechischen nach den Wörtern des Sagens, Meynens, Empfindens, das Subject wiederholt wird, so fügt sich zum folgenden Infinitiv entweder ein ausdrücklicher Nominativ, oder er wird als fortherrschend hinzugedacht; bey verändertem Subject aber der Accusativ: z. B. *ich* denke, dass *ich* erbittern werde, ὀίομαι (*scil.* ἐγὼ) χολώσειν; aber *ich* denke, dass *du* erbittern werdest, οἴομαι, σὲ χολώσειν. Schon der vorhergehende Vers, ὄμοσσον πρόφρων ἀρήξειν, hätte den Hn. *Heyne*, wenn er nicht überhin geschlüpft wäre, zurecht weisen können. Beide Fügungen finden sich vereint bey Thucydides VIII, 47: τοῖς τε γὰρ ἐπιχειρήμασιν ἑώρων οὐ κατορθοῦντες, καὶ τοὺς στρατιώτας ἀχθομένους τῇ μονῇ. Wir haben in einigen Fällen etwas ähnliches: *ich* meyne zu berichtigen, statt, dass *ich* berichtige; und *ich* meyne, dass *er* irre, wo uns die Fügung mit einem Infinitiv fehlt. Der Lateiner hat, bey fortherrschendem und bey verändertem Subject, den Accusativ mit dem Infinitiv, auch wo der Deutschlateiner den Nominativ hinschüttet: z. B. *bonum me esse malo, quam literatum.* Aber die Dichter wagten den Nominativ nach griechischem Gebrauch: z. B. Horaz Epist. I, 7. 21. *Vir bonus et sapiens dignis ait esse paratus*, für *se esse paratum*: wobey Bentley Virgils (Aen. II, 377) *sensit medios delapsus in hostes*, und Catulls (IV, 2) *Phaselus ille ait fuisse navium celerrimus*, zur Bestätigung anführt. Mehrere Beyspiele giebt *Sanctii Minerva* (*ed. Periz.* p. 430. 732) wo aber der Gräcismus unrichtig bestimmt wird; denn *ait rex* (*sc. ipse*) *hoc fecisse* wäre ein Gräcismus, aber *ajunt rex hoc fecisse* keinesweges. Virgils *sensit delapsus* erklärt sogar Hr. *Heyne*, durch Ruaus erinnert, für einen bekannten Gräcismus; den er bald darauf wieder vergass.

Nach mehreren ausgesponnenen Kleinigkeiten kömmt I, 98 der Erklärer auf ἑλικώπιδα κούρην oder Fελικώπιδα. „Dass das Beywort was schönes bedeute, sagt er, sey klar; aber der eigentliche Sinn sey „schon den Alten unbekannt. Viele verstehen (wie „seine Uebersetzung) *schwarze* Augen, unter diesen „selbst Kallimachus, Fragm. CCXC, wo man nachsehen könne. Vergleiche man ἑλίκωπας Ἀχαιοὺς (I, „389), so werde die Sache nicht deutlicher." *Mit einem Worte*, es könne ein Mädchen mit *schwarzen* Augen seyn, mit *beweglichen*, auch mit *grossen*, wenn „es mit ἑλικοβλέφαρος zusammenstimme, welches „kreisförmige und grosse Wimpern, und folglich (*adeoque*) Augen, anzeige." Ein bescheidener Ausspruch! Ihr könnt alle drey Recht haben; ich weiss es nicht. Mit solcher Bescheidenheit brüste sich, wer, wo Scharfsinn und Fleiss erfodert wird, nur Erkundigung, was der und der meyne, anwendet! Die alten Ausleger wussten zum Theil sehr bestimmt, was ἑλίκωψ und ἑλικῶπις bedeute; nur einige hatten besondere Erscheinungen. Einer verstand *schwarzäugige* Mädchen und Jünglinge, ein anderer rundäugige oder grossäugige (wozu also der Cyklop sich mit rechnen durfte), ein dritter solche, die zum Drehsterne des Bären blickten, oder die Ruder drehten, oder die alle Augen auf sich zogen, oder die Blicke verschämt wandten. *Für schwarzäugig* gab man gerade den armseligsten Beweis: Homer, sagt ein Scholiast, nenne des *Aelopus* Gewässer μέλαν, ein *dunkles*, und Kallimachus nenne dasselbige ἑλικώτατον, also müsse ἕλικος *dunkel* heissen; — oder auch *hell*, sagt ein andrer bey Sophokles, denn ἕλικες, Arm- und Ohrringe, sind blank. Diess finden wir bey Kallimachus Fragm. CCXC, wo uns Hr. *H. schwarzäugige Mädchen* nachweiset. Ohne so thörichte Scholien hätte jeder ἑλικώτατον ὕδωρ für *heftig gerolltes, wirbelvolles Gewässer* verstanden, und kaum auf Homers οἰνόπα, oder Hesychs Glosse bey ἑλικός, dass es συνεστραμμένος, περιφερής heisse, sich zu berufen gewürdigt. Von ἑλίσσειν, *drehen, rollen*, wovon ἑλικός, stammt auch ἑλιξόκερως und ἑλικόκερατος, *mit gedreheten, gebogenen Hörnern*, und ἑλίκωψ oder ἑλικῶπις, *mit leicht gewendetem, rasch umherfliegendem Blick*; so erklären es die verständigen Alten, ὁ τὴν ὄψιν γοργός, καὶ συχνὰ τοὺς ὦπας ἑλίσσων, ὅποι δέον ἐστί, καὶ μὴ νωθρός. *wer, lebhaft von Blick, schnell die Augen umherwendet, wohin er muss, nicht träg oder schläfrig.* Diesen Begriff, den auch Ossian häufig bezeichnet, z. B. *her blue-rolling eyes*, vertheidigte Hr. *Voss* im deutschen Museum 1779 II, p. 168, und suchte ihn in seiner Uebersetzung, von unsteren Nebenbegriffen des Rollens und Drehens gereiniget, zu veredeln: *das freudigblickende Mägdlein, frohblickende Söhne Achaia's.* Aber unrichtig erklärte Hr. *Voss* ἑλικοβλέφαρος, *mit gebogenen schöngerundeten Wimpern*; es ist ein völlig gleicher Naturausdruck eines lebhaften, feurigen Blickes: wobey man keinesweges an *kreisförmige*, noch weniger an *grosse Wimpern*, denken muss, sondern an *rege Wimpern* mit raschem Wurfe der Augen. Entscheidend ist bey Euripides Or. 1266. ἑλίσσετε νῦν βλέφαρον, *umher nun die Wimper gedreht!* wo keiner Lust haben wird zu dolmetschen: *Wölbt nun die Wimper in die Ründe, oder macht grosse Augen!* — Zu V. 100 giebt Hr. *H.* ein *Addendum*, worin τότε κέν μιν ἱλασσάμενοι πεπίθοιμεν einen doppelten Sinn enthält: *entweder* den gewöhnlichen, *tum placatum flexerimus*, wie Hr. *H.* auch IX, 112 πεπίθοιμεν richtig versteht; *oder*, was ihm hier durch den Kopf stürmte, *confidamus nos eum placaturos esse.* In unruhigen Augenblicken, sieht man, entfällt dem Hn. *H.* sogar der bekannte Unterschied des Activi und des Medii; dass πείθειν, *überreden, glauben machen*, und πείθεσθαι, *sich überreden, glauben, vertraun*, ihm einerley dünkt. Vielleicht, weil er, wessen er sich überredet, auch andere leicht zu überreden hofft.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 7. May 1803.

PHILOLOGIE.

PARIS, b. d. Verfasser: *Polygraphie ou l'art de correspondre*, à l'aide d'un dictionnaire, dans toutes les langues, même dans celles dont on ne possède pas seulement les lettres alphabétiques. Par *Zalkind Hourwitz*, ancien Interprète de la Bibliothèque Nationale. An 9. VIII u. 114 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Mehrmalen hat Rec. dieses Werkchen ganz und theilweise durchgelesen, und immer konnte er nicht eigentlich die rechte Seite finden, von der er es anzufassen hätte, um den Lesern den Inhalt desselben und sein Resultat zweckmäfsig, mit Beweisgründen, bündig, und ohne zu grofse Weitschweifigkeit vorzulegen. Endlich glaubte er, am besten zu thun, wenn er bey einer Probe der polygraphischen Schrift selbst anfienge. Und dazu soll denn folgende Stelle aus dem von dem Vf. S. 95 in unserer Muttersprache gegebenen Beyspiele dienen:

Blut Edeles a — *edè les* a b. *I farbe; — wie è ge*, j — g. *tod — bette k ù nd E' adel.*

Das heifst auf Deutsch: Edles und unedles Blut ist von *einer* Farbe; nicht die Wiege, sondern das Sterbebette, macht unsern Adel kund.

Meistentheils werden die Leser schon hierdurch in den Stand gesetzt seyn, die Verfahrungsart des Vfs. zu beurtheilen. Rec. fügt nur folgendes zur Erlauterung hinzu. Es werden, nach vorheriger Uebereinkunft aller Akademien (!!) in Europa, die einfachen Wörter (d. h. der Nominativus singularis eines jeden Substantivum, der Infinitivus eines jeden Verbum, die Adjectiva und Adverbia im Positivus, und die Indeclinabilia) jeder einzelnen Sprache nach dem, allgemein zum Grunde liegenden besten lateinischen (??) Lexicon gleich beziffert. Die übrigen Casus werden durch g. d. a ab. bezeichnet; der Pluralis durch einen Acutus in verschiedener Stellung; das Adjectivum durch einen Circumflex über dem Substantivum oder dessen Zahl; die Augmentativa und Diminutiva durch die prosodischen Zeichen; die Gradus comparationis durch die algebraischen Zeichen der Mehrheit, Verminderung, oder Gleichheit; die Pronomina durch die lateinischen grofsen Buchstaben A bis M mit mancherley Nebenzeichen und Verzierungen; die verschiedenen Genera, Tempora, Modi und Personen der Verborum durch eine Menge willkürlicher Charaktere, u. f. w., wie Alles dieses umständlich genug in der polygraphischen Grammatik und Syntaxis von S. 16—80 zu lernen ist und durch Beyspiele aus dem Lateinischen, Italiänischen, Spanischen, Portugiesischen, Englischen, Deutschen sogar aus dem Arabischen, Hebräischen und Rabbinischen erläutert wird.

Die Leser wissen gewifs schon hinreichend, woran sie mit dem Vf. sind. Wer von ihnen sich die undankbare Mühe geben will, das Buch selbst zu durchblättern, dem wird wahrscheinlich mehrmalen dabey (z. B. S. 36. 60 ff.) das bekannte Schulräthsel einfallen, wie man die Worte: *J'ai grand appetit*, mit zwey Buchstaben schreibe.

Bescheiden genug ist übrigens bey dem Allen noch der Titel der Schrift, die vermuthlich von der verunglückten Pariser Pasigraphie eine noch verunglücktere Nachahmung und auf keinen Fall geeignet ist, die Martern des Tantalus, wie der Vf. S. 1. die Verschiedenheit der Sprachen nennt, zu lindern, geschweige denn zu endigen. Wir würden höchstens dadurch nur jene Martern mit der Arbeit des Sisyphus vertauschen. Noch unglaublicher ist es, dafs, wie er S. 100 sagt, Männer von „*esprit*“ sein Werk einer davon zu befürchtenden Vernachläfsigung des Studium der Sprachen je sollten im Ernste schuldig erkannt haben können; sie verdienten sonst in der That das Urtheil, welches er voll Eifers über sie ausspricht: „*Que les gens d'esprit sont bêtes!*“

Zuverlässig ist, nach diesem Prodromus, das Publicum auf das S. 100 versprochene und auf lauter nomina propria gegründete System einer allgemeinen Sprache, das er Nomographie nennt, eben so wenig begierig, als Rec. es auf die etwanige Ehre ist, den Vf. durch portofreye Briefe von der Unzulänglichkeit seiner Vorschläge und der Unanwendbarkeit des Horazischen: — *his utere mecum*, womit er die Vorrede schliefst, zu überzeugen. Mag der Anfang derselben, worauf das eben Geäufserte zielt, den Beschluss dieser Anzeige machen. „*Si vous n'êtes pas*, fagt er, *du nombre de ces amateurs bizarres qui estiment moins les bons tableaux que les tableaux des bons maîtres, vous lirez cet Ouvrage avec toute l'attention que mérite l'importance du sujet, et si après l'avoir lu, vous trouvez quelques objections à me faire, vous voudrez bien me les adresser, franc de port: je m'empresserai d'y répondre, si je le puis, ou de convenir de mon erreur; mais à condition que vous ne me combattiez point avec des argumens métaphysiques. — D'ailleurs, vous ne gagnerez rien à cette victoire facile, si ce n'est la stérile gloriole d'avoir parlé le dernier, c'est à dire, de m'avoir vaincu, sans m'avoir convaincu de mon erreur*, u. f. w.

Küstrin, b. Neumann: *Neue Beyträge zur Verbesserung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde.* Herausgegeben von *Johann Friedrich Heynatz. Erstes Stück.* 1801. XIV u. 176 S. 8.

Man hat diese Beyträge als eine Fortsetzung derjenigen anzusehen, die Hr. *Campe* seit 1795 herausgab, und die mit dem neunten Stücke aufhörten. Nur in wenig Stücken wird ihre Einrichtung verschieden, und das vornehmste Augenmerk auf die deutsche Sprachkritik gerichtet seyn. Das erste Stück enthält: 1) *Vermischte Bemerkungen über den Gebrauch bildlicher Wörter und Redensarten.* Sehr nützlich, wahr und befolgenswerth; denn die nöthige Genauigkeit und Congruität der bildlichen Sprache, besonders bey der fortgesetzten Allegorie, fehlt selbst bey den besten deutschen Schriftstellern noch gar zu oft. Unstreitig ist es zur Vermeidung dieses Fehlers der beste Rath, dass man sich das gebrauchte Bild zu versinnlichen suche, oder sich das Ganze als ein wirkliches Gemälde denke, und dabey bemerke, ob die Theile gehörig zusammenstimmen, und was es in der Darstellung des Malers für ein Bild geben würde. An einigen Wörtern wird hier das Richtige und Falsche ihrer Verbindung mit andern sehr gut gezeigt 2) *Ueber die Sucht, die deutsche Sprache mit neuen Wörtern zu bereichern.* Das Recht zu dieser Bereicherung wird dem Schriftsteller gern zugestanden; aber sehr gegründet ist die Rüge des damit getriebenen Missbrauchs und des eiteln Flitterstaats mit nie erhörten Ausdrücken, wo die gewöhnlichen nicht nur hinreichend, sondern auch natürlicher und schicklicher seyn würden. Auch hier ist die Nachäffungssucht nur allzu geschäftig. 3) *Verzeichniss neugemachter Wörter,* nach dem Alphabet. Es wird hier erst angefangen, und ist mit *S.* unterzeichnet, aber von dem Herausgeber mit einigen Zusätzen begleitet. 4) *Eine der grössten orthographischen Seltenheiten: Rosa's Rächdschreibung.* Ein Buch, wovon im J. 1753 der Abdruck zu Potsdam angefangen wurde, aber bey der 704ten Quartseite unvollendet blieb. Der Verfasser, *Philipp Samuel Rosa*, war Anhalt-Köthenscher Consistorialrath und Hofprediger, der seine Stelle niedergelegt, und nachher im Potsdam, oder wenigstens in dortiger Gegend privatisirt haben soll. Sein Buch gehört wirklich zu den abentheuerlichsten Verirrungen des menschlichen Gehirns. 5) *Erinnerungen zum Heynatzischen Antibarbarus,* mit Anmerkungen des Vfs, dem sie von einem sehr schätzenswerthen Gelehrten in Sachsen mitgetheilt wurden, der zugleich mit der niedersächsischen Mundart genau bekannt ist. Hier wird nur das daraus gegeben, was auch ohne den Antibarbarus zur Hand zu haben verständlich ist. 6) *Von Uebersetzungen aus dem Deutschen ins Deutsche.* Man hat allerdings Ursache zu wünschen, dass die ältesten Ueberreste der gothischen, angelsächsischen und altfränkischen Mundart nicht bloss, wie zum Theil schon geschehen ist, ins Lateinische, sondern in neueres Deutsch übersetzt würden; und mit Recht wird hier des verstorbenen Rectors *Willenbücher* zu Brandenburg praktische Anweisung als Muster des dabey zu wählenden Verfahrens empfohlen. Aber auch manche Schriften der spätern Jahrhunderte bedürfen einer solchen Dolmetschung; selbst z. B. der deutsche Text der goldnen Bulle aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Manchen würde man in der Sprache bloss hier und da nachhelfen dürfen. *Mit den* Mundarten ist, wie bekannt, solch eine *Umformung* schon mehrmals geschehen. Und leider wären manche neuere Schriften einer ähnlichen Nachhülfe sehr bedürftig, um lesbar und verständlicher zu werden. 7) *Ueber das Sammeln der Idiotismen oder landschaftlichen Eigenheiten,* von dem Herausgeber. Eine lesenswerthe Abhandlung über die bey Sammlungen dieser Art zu befolgenden Grundsätze. Sehr wahr ist es unter andern, dass ein Landwörterbuch kein Wörterbuch der Pöbelsprache seyn sollte; indess wäre ein besondres Werk der letztern Art keine ganz unnütze Arbeit. So haben die Engländer ein *Dictionary of the Vulgar Tongue*, und sogar ein *Scoundrel's Dictionary,* beide von *Grose*, und selbst für den Ausländer nicht ohne Brauchbarkeit. Bezirkswörterbücher sollten den Landwörterbüchern vorausgehen. Für die einzige Mark Brandenburg verlangt daher der Vf. in Rücksicht auf die merklich verschiednen Mundarten ihrer Bezirke nicht weniger als ein und zwanzig Idiotiken. 8) *Vermischte Anmerkungen über deutsch-grammatische Sachen,* von einem schon verstorbenen Verfasser in Schlesien. Sie betreffen eigentlich den sechsten Theil der Heynatzischen Briefe, die deutsche Sprache betreffend. 9) *Vergleichung zweyer Ausgaben der Spaldingischen Schrift, die Bestimmung des Menschen, vom J. 1768 und 1794, in Betracht der Sprache.* Eine Reihe von Beweisen, wie bemüht und sorgfältig der ehrwürdige Verfasser dieser schon dreyzehnmal aufgelegten trefflichen Schrift darauf bedacht gewesen ist, auch ihrer Schreibart immer grössere Richtigkeit, Schönheit und Vollendung zu geben. 11) *Beantwortung einiger Anfragen.*

Pest, b. Trattnern: *Lelius, vagis M. T. Cicerónak beszélgetése a' barátságról* etc. (Laelius, oder M. T. Cicero's Abhandlung von der Freundschaft. Ins Ungrische übersetzt) von *Benedikt Virág.* 1802. 133 S. 8.

Zu dieser meisterhaften Uebersetzung eines classischen Originals, womit die ungrische Literatur, welche auch *Cicero's* Bücher von den Pflichten von *Kovásznai* übersetzt, besitzt, abermals bereichert worden, leitet eine vorangesetzte Zueignung an den Freund der ungrischen Literatur, *Benedict Pyber*, (den man auch aus den Gedichten des David Szabó von Barot kennt) ein. Mit Wärme, ja mit Feuereifer wird hier für die Cultur der ungrischen Sprache gesprochen. Rec. stimmt dem Vf. von Herzen bey, mag aber doch nicht mit ihm alle jene Ungern, die nicht gleicher Meynung sind, für Feinde des Vaterlandes erklären. Er kennt mehrere sonst schätzbare Ungern, welche einige

eine andre Sprache, die deutsche, zum Vereinigungspunkte aller Nationen im ungrischen Reiche erhoben wissen wollen — nicht aus Mangel an Patriotismus, sondern weil sie sich nicht zu einem höhern Standpunkte hinaufschwingen können, und über der Gegenwart, (wovor der Vf. selbst warnt) der Zukunft vergessen. Nach der Uebersetzung folgen gute erläuternde Anmerkungen; doch S. 103 und S. 132 bringt der Vf. bey Gelegenheit wieder Ermunterungen zur Vervollkommnung der ungrischen Sprache an; möge er denn auch selbst auf dem betretenen ruhmvollen Wege unermüdet fortfahren!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Herborn u. Hadamar, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Journal für die Neueste Holländische Medizinische und Naturhistorische Literatur.* Herausgegeben von *Seb. Joh. Ludw. Döring* und *Gottlieb Salomon. Ersten Bandes Zweytes Stück.* 1802. 138 S. 8. (16 gr.)

Den wesentlichen Inhalt der, in diesem Stücke übersetzten oder recensirten Abhandlungen, und Aufsätze aus der *Nieuwe Scheikundige Bibliotheek* und den *Antwerpischen Verhandelingen* kennen die Leser bereits aus der A. L. Z. Der wichtigste von den, in deutschen kritischen Blättern noch nicht angezeigten Aufsätzen ist der von *Thomassen a Thuessink über die unächten Kuhpocken*, von der man hier keinen Auszug erwarten wird. Die in der Anzeige des *ersten Stücks* (1802. Nro. 362.) gerügten Fehler sind in dieser Fortsetzung nicht nur nicht vermieden, sondern sogar durch neue vermehrt. Hier sind die Beweise. Wirkliche Auslassungen und Fehler oder Nachlässigkeiten, welche die Sachen betreffen, sind folgende: S. 165 sollte zwischen *schwächten* und *Der Kranke* stehen: Dabey verschlimmerte sich die Krankheit von Tage zu Tage immer mehr. S. 172. Z. 6. v. u. fehlt nach dem schleppenden *gewesen ist:* es war der gewöhnliche rauchende Salpetergeist. S. 175 sollte statt zehn, zwölf stehen, und nach *verursachte es aber*, folgen: außer den genannten Zufällen, auch —— S. 182 Z. 11 sollte es st. Das mitSauerstoff übersättigte *Laugensalz* heißen: Die übersaure Salzsäure. Aus der zahlreichen Menge unrichtiger Worte und Wortfügungen heben wir nur folgende aus. S. 142 versicherte *mir*, S. 147 beschwängerte Lanzetten. S. 151 *unfassbar* st. unempfänglich. S. 153 — *dem Lustseuchen-Stoffe entgegenwirken und solchen tilgen*, st. das venerische Gift bekämpfen und zerstören. (Ueberhaupt wird das widrig klingende *solchen*, häufig gebraucht.) S. 155 *Verdienste der Heilmittel*, st. Vorzüge der Heilmittel. S. 159 *beständige Heilung*, st. dauerhafte Heilung. S. 162 *welche ich zur Bewirkung einer gründlichen Heilung gesehen hatte*, st. wo man eine gründliche Heilung davon erwartete. So liest man auch: innerhalb der Ausdünstungs-*Athmosphäre* des Kranken kommen; sich zur Heilung anschicken, st. anlassen; während vollen acht Tagen, st. acht Tage hinter einander; (von einem Arzneymittel) Einfluss auf die Krankheit haben, st. seine Wirkung äussern, sich wirksam beweisen, welches oft vorkommt; eben so oft: langsamerhand, oder nach der Hand, st. nach und nach, oder nachher; ingleichen: obgleich man, obgleich er, wenn gleich also. Endlich bekrönen, st. krönen; geburtshelferisch, st. geburtshülflich; einen Kranken wegschicken, wegsenden, st. entlassen. Die Krone von allen sind: S. 189 *jedes allgemein kränkliche Uebelbefinden* (im Originale: jede allgemeine kränkliche Beschaffenheit des Körpers), und S. 191 *indem man unterstellt*, st. annimmt. An die Beobachtung der Consecutio temporum, und an den richtigen Gebrauch des Indicativs und Conjunctivs ist vollends gar nicht zu denken. Ungeschmeidige und den Sinn entstellende Perioden findet man z. B. S. 152. 53: „Dass jedoch „in einigen, obwohl auch vielleicht nur in sehr selte„nen Fällen(,) bey Menschen, *welche* die Kinder-Blat„tern schon gehabt haben, nach der Impfung mit Kuh„pocken-Stoff falsche Kuhpocken entstehen *können*, „*welche* von den wahren nicht unterschieden werden „*können*, und *aus welchen*, bey den aus ihnen (G) ge„impften, eine Art von Kuhpocken erzeugt wird, *wel„che* keinesweges vor der Ansteckung der Menschen„pocken sichern, hat uns vor kurzem Herr de Carro „gelehrt." S. 153 ist der Anfang der Abhandlung nicht nur verworren, sondern auch falsch, indem in der 4ten Zeile statt uns, *nur* steht. S. 182 sollten die Worte: „Die mit Sauerstoff übersättigte Salzsäure, „sieht man, erfodert eine vierdoppelte Menge des mit „Salzsäure übersättigten Laugensalzes" so lauten: Von der übersauren Salzsäure wird, wie man sieht, viermal mehr, als von dem übersauren Laugensalze, erfodert.— Mehrere zum Theil sehr erhebliche Druckfehler gehören insofern hieher, als die Herausgeber am Ende des 1sten Stücks versprochen hatten, künftig für richtigeren Druck zu sorgen. Statt Nieuwe, steht bald Nieuve, bald Niewe; st. Zierikzee, Zürick-see; st. Woolwich, Wolwich; st. Geneeskundig Magazijn, Geneukundig Magazin; st. Roelofswaert, Rodolswaert. S. 209 st. Bevordering, Bevoordering; st. Aetiologie und Atmosphäre, Aethiologie und Athmosphäre; st. Vrolik, bald Vrolyk, bald Wrolyk; S. 272 st. Tieboel, Gieboel, und st. Vitringa Coulon, V. Goulon etc.

Hamburg, b. Meyn u. Mahncke: *Die Posaune des neunzehnten Jahrhunderts.* Herausgegeben vom Verfasser der dreyerley Wirkungen. 1801. I—VI Stück. 192 S. 8. (18 gr.)

Der Herausgeber ist zwar bescheiden genug, sich nicht in dem Besitz derjenigen Posaune zu glauben, die von den ältesten Zeiten her, wo man Musik und Harmonie kannte, als das feyerlichste, durchdringendste und *wirksamste auf Grosse* gehalten wurde; indess versichert er doch, sich einer kleineren Posaune bemächtigt zu haben, mit welcher er ins Leben rufen will, was schlaft, was sittlich schlaft, was menschenfeind-

feindlich schläft. Er will zu wecken suchen alle Gefühle der Güte und Menschenliebe, die unthätig schlummern: will wecken durch Beyspiele und Darstellung von Träumen zu Bösem, die so oft das vollkommenste Geschöpf der Erde verleiten, dass es sich im Kothe der Unvollkommenheit wälzt: will rufen die Finsterniss zum Licht, das Laster zur Tugend, die Verirrung auf den rechten Weg: will — doch wir glauben, diese treulich abgeschriebenen Bruchstücke der Ankündigung des Vfs. in seinen selbsteigenen Worten werde hinreichen, einen deutlichen Begriff von dem zu geben, was diese Schrift erwarten lässt. Und diese Erwartung wird sicherlich nicht getäuscht werden. Müssige, zum Theil elende Gedichte — unbedeutende prosaische Aufsätze, schlecht geschrieben, und durch nichts ausgezeichnet, als durch eine sich immer gleiche Geringfügigkeit — verunglückte Charaden und Sticheleyen — das sind die Töne, die durch das Posaunchen erschallen. Wie diese Produkte mit des Vfs. Verheissungen übereinstimmen, mag er vielleicht selbst nicht besser wissen als seine Leser. Aber zum Glück ist sein Instrument bald genug verstummt; denn so viel wir wissen, sind von diesem elenden Journal nicht mehr als sechs Stücke jedes von zwey Bogen erschienen, für den April bis Junius, ob man uns gleich mit einer regelmässigen Folge von zwey Stücken in jedem Monat bedroht hatte.

Augsburg, b. Stage: *Die gute Christine, die Zweyte.* Eine Geschichte für bürgerliche Mädchen, welche gute Weiber werden wollen; und ihre Mütter, die gute Weiber seyn sollen. Vom Verf. der *erstern*, des Philotaphs und des Paraklets. (Ohne Jahr.) XIV u. 520 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf., *J. G. Essich,* Pestilenziar in Augsburg und durch mehrere medicinische und andre populäre Schriften bekannt, schrieb schon vor acht Jahren ein Buch unter dem Titel: „*Die gute Christine,* oder *eine Geschichte für Dienstboten*", an welche sich die gegenwärtige anschliesst, die als eine Fortsetzung, aber auch als ein für sich bestehendes Werk angesehen werden kann. Es fängt da an, wo Christine, eine redliche Dienstmagd, bald in den Brautstand übergeht, und schildert sie in den verschiednen Verhältnissen der Braut, der Gattin eines rechtschaffenen Handwerksmannes, der Hausfrau, der Mutter und Erzieherin, der Wittwe, der Gattin eines zweyten Mannes, der sich dem Trunk und der Ausschweifung ergiebt, und der Stiefmutter. Sie erscheint in jeder Lage als ein schlichtes, verständiges, häusliches und frommes Weib, als eine treue Gattin, eine zärtliche Mutter, als eine thätige und sparsame Verwalterin des Hauswesens und zufrieden mit jedem Geschick. Das Buch ist zunächst für Töchter und Weiber aus dem gemeinen Bürgerstand und zwar in einem für diese Classe berechneten allgemein verständlichen, einfachen, doch edlen und anständigen Vortrag, geschrieben. Wiewohl die Geschichte nur Nebensache, nur Vehikel, die mancherley Wahrheiten, die speciellsten Betrachtungen über die Pflichten des Weibes in den mannichfaltigsten Lagen und Verhältnissen Zweck und Hauptsache waren: so werden doch nirgends die Leserinnen veranlasst werden, über Trockenheit, Mangel an Interesse oder über weitschweifige Moralien zu klagen; sie werden vielmehr gestehen müssen, dass das Buch vom Anfang bis zu Ende die gesundeste und gedeihlichste Nahrung enthalte und dass es in jedem Hause gut stehen müsse, wo es Weiber giebt, die sich nach solchen Mustern bilden. Was für die höhern Stände Ewalds Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, u. s. w. zu werden, ist, das ist die Essichsche Schrift für Mädchen und Frauen der niedern Bürgerclassen. Um unter diesen dies nützliche Buch möglichst zu verbreiten, hätte der Verleger einen niedrigern Preis machen sollen.

Freyberg, in d. Crazisch. Buchh.: *Abendmahlsreden an Familien aus den gebildetern Ständen,* von M. *Joh. Geo. Aug. Hacker.* 2tes Bändchen. 1802. 118 S. 8. (8 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1801. N. 195).

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Berlin*, b. Lagarde: *Geschichte der Deutschen* mit besonderer Rücksicht auf die Preussischen Staaten. Tabellarisch bearbeitet für Schulen von *Friedrich Strass*, Professor am königlichen Cadettencorps. 1802. 98 S. 8. (8 gr.) Dieses Werk enthält eine chronologische Darstellung der Geschichte der Deutschen, und der fremden Begebenheiten, die darauf Einfluss gehabt haben. Es dient zu einem sehr guten Leitfaden, für Lehrer der Geschichte oder zum Nachschlagen für Lernende, um das was sie gehört, gehörig zu ordnen, und durch Anschauung der Haupt-Epochen ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen. Des Vfs. vorzüglicher Fleiss ist nicht zu verkennen, und mit Vergnügen vernimmt Rec., dass dieses Werk in sämmtliche preussische Cadetten-Anstalten einzuführen verordnet worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der Nro. 131. abgebrochenen Recension.*)

Bey V. 115, οὐ δέμας, οὐδὲ φυήν, οὔτ' ἂρ φρένας, οὔτέ τι ἔργα tadelt Hr. *Heyne* die lateinische Uebersetzung von φυή, *oris habitus*; er selbst erklärt es *corporis habitus* (Wuchs) und ändert die Uebersetzung in *neque corpore, neque statura, neque mente, neque opere muliebri.* Was ist denn *statura* anders als *corpus*, der ganze Bau des Körpers? Die wahre Uebersetzung wäre: *neque staturâ* (δέμας), *neque formâ* (φυήν), weder an *Leibeswuchs*, wozu der Grieche eine stattliche Länge und wohlgewachsene Völligkeit verlangte, noch an *Bildung* und schönem Verhältnisse dieses Wuchses. So selbst die kleineren Scholien. Hr. *Voss* fand am angeführten Orte den besten Commentar dieses Verses in Odyss. XV, 417, καλή τε μεγάλη τε, καὶ ἀγλαὰ ἔργ' εἰδυῖα, wo die letzte Hälfte φρένας καὶ ἔργα, die kluge Erfindung (nicht *mens*) und die geschickte Ausführung weiblicher Handarbeiten bezeichnet. Für δέμας, Statur, spricht Il. V, 801 δέμας μικρός; für φυή, Bildung, Odyss. VIII, 134 und 168. Manchmal (welches Hr. *Voss* überging) wird εἶδος, *species*, Gestalt, als allgemeiner Begriff jenen besondern zugestellt, Il. II, 58 εἶδός τε, μέγεθός τε, φυήν τε; oft vertritt es, wie im Deutschen, φυήν, die Bildung, Il. XXIV, 376, δέμας καὶ εἶδος αγητός. V. 120 glaubt Hr. *Heyne* in λεύσσετε γὰρ τόγε πάντες, ὅ μοι γέρας ἔρχεται ἄλλῃ, könne τόγε γέρας ὅ verbunden und, *videtis quale munus a me auferatur* (doch wohl *auferatur*?) übersetzt werden; V. 131 nimmt er ἀγαθὸς mit einigen Scholiasten für *klug*; und V. 146 soll ἐκπαγλότατε *du schrecklichster*, welches allenthalben XVIII, 170. XX, 389 ein Vorwurf, und hier ein erbitternder ist, nichts weiter sagen, als du *ehrwürdigster, angesehenster:* woran er gleichwohl in der Observation zweifelt. Das heisst homerische Sprachkunde! — Dass V. 155 ἐριβώλαξ, ein fetter Boden sey, der grosse, nicht zerkrümelnde Schollen aufwerfe, verschwieg der Erklärer, dem ländliche Gegenstände, als bäurischer Schmutz, widerlich sind; dafür hielt er das leichte *männerernährend* einer Observation aus den Scholiasten und Apollonius werth.

Wer lernen möchte, in welchem Sinn I, 159 Achilleus den Agamemnon κυνῶπα, *du hundsäugiger*, angeredet, und III, 180 Helena voll Wehmuth sich selbst κυνώπιδα, *eine hundsäugige*, genannt habe, der sieht sich hier in Noten und Observationen vergebens um. Erst bey XVIII, 396. wo Hephästos über seine *hundsäugige* Mutter klagt, steht zwar nicht in den Noten, aber hinten in den gelehrten Observationen die Nachweisung: *De tali convitio (convicio) v. dicta ad* Γ, 180 A, 225. Man blättert zurück, und findet bey Γ, 180 wieder nichts; endlich aber A, 225 werden die Vorwürfe, *Trunkenbold, mit dem Blicke des Hunds, und dem Muthe des Hirsches*, durch die Anmerkung erklärt, es seyn Schimpfwörter aus der heroischen Sprache des Alterthums. Welche Bemerkung! Dass ein hündischer Blick nicht ehrenhaft sey, und dass Homers Helden nicht wie artige Bürger Athens und Roms, noch weniger wie feine Höflinge unserer Zeit, mit einander umgehen: das bemerkte wohl jeder Anfänger. Aber die Frage ist: war, *du Hund*, bey Homers Helden eben so ehrenrührig, als bey uns Deutschen? Dachte man nicht, wie in Aesops Fabeln, bloss eine unrühmliche Eigenschaft des Hundes, ohne die Niedrigkeit, die dem *dienstbaren* Thiere die *spätere Rangsucht* ertheilte; da ja noch der Türke bloss Mangel der Reinlichkeit, die ihm sein Prophet vorschrieb, dem ungläubigen Hunde vorrückt? Selbst bey uns wird durch Benennungen der Thiere, die keine Rangordnung erniedrigte, z. B. *scheues Reh, wilde Hummel, schamlose Fliege, geschwätzige Elster*, ein lustiges Mädchen sich getadelt, nicht beschimpft fühlen. Gleich derbe und gleich unbeleidigend, wird Il. XXIII, 394 Athene eine Stechfliege voll stürmischer Dreistigkeit, und 481 Artemis eine schamlose Hündin, genannt; auch soll in Aïdes Wohnungen dem Dichter kein Injurienprocess gemacht worden seyn, dass er den Heerführer Agamemnon mit einem Stiere, oder kräftiger mit einem Ochsen, den Odysseus mit einem Widder, das ist, einem Schafbock oder Schöps, und den Ajas sogar mit einem Esel verglichen hatte. Ueberhaupt war die alte Humanität ein ganz anderes Ding, als die neuere Schleicherin, welche, dem unwissenden Praler, dem Ränkemacher, dem Verläumder, wenn er ein Mann von Stande ist, sein Unrecht mit gemessenen, sogar mit schonenden Worten zu beweisen, für Grobheit auszischelt. Jene freymüthige nannte vor den feinsten Ohren Athens und Roms die *Sache*, wie sie war, ohne sich um die *Person* zu bekümmern, auch mit entsprechenden Thiernamen des niedrigsten Rangs: eine Sau gegen Minerva, ein Esel zur Lyra, waren sprichwörtlich; und dem Piso, der ein poetisches Bild gemissdeutet, dröhnte aus dem urbanen Munde des Cicero (Pis. 30) ins Gehör ein Esel, der nicht Worte bedürfe, sondern Prügel. Für κυνώ-

πις also gilt die alte, zur Sache stimmende Tonleiter des Groben und des Feinen, nach welcher bey dem attischen Euripides die Erinnyen Or. 260 und El. 1252 κυνώπιδες, *hündisch* oder *schamlos blickende*, (wie El. 1342 sogar *Hündinnen*), nicht mit einem Schimpfworte, sondern mit einer graunvollen Benennung, in feyerlichem Zusammenhange genannt werden. Schon der gründliche und verständige Damm bewies aus dem Zusammenhang bey Homer und Euripides, dass κυνώπις nach alter Einfalt bloss tadle, nicht schmähe. Da βοῶπις Ἥρη V. 551 die *farrenäugige Here*, worüber Hr. *Voss* bey Virgils Georg. III, 54 geredet hat, dem Hn. *Heyne* als heroisches Schimpfwort doch etwas zu barsch lautete, so schwieg er weislich in Noten und Observationen.

V. 170, οὐδέ σ' οἴω, ἐνθάδ' ἄτιμος ἐών, ἄφενος καὶ πλοῦτον ἀφύξειν, verstehen wir mit den Alten: *Und nicht vermuthe ich, der ich hier ungeehrt bin* (und deshalb hinweg ziehe), *dass du hinfort* (ohne mich, der dir bisher Beute gewann, Il. IX, 323—333) *Schätze und Reichthümer anshäufen werdest.* In Vermuthung gefasst, die zu eigener Erwägung auffodert, wird der Vorwurf ohnmächtiger Habsucht noch bitterer. Auf des einen Scholiasten Missdeutung, ἐμοῦ ἀτίμου ἐόντος, nimmt man keine Rücksicht. Aber der Vorschlag, in σ' οἴω ein σοι zu denken, gewann Ansehen durch eines scharfsinnigen Gelehrten Beyfall und Auslegung: *Nicht meyne ich, der ich hier ungeehrt bin, dir hinfort Schätze und Reichthümer aufzuhäufen.* Derselbige Sinn, aber geschwächt. Auch hätte Homer, wenn er σοὶ wollte, es schwerlich der Gefahr, für σὲ verkannt zu werden, durch die ungewöhnlichere Verschmelzung ausgesetzt, da ihm οὐδέ σοι οἴω zu Gebote stand. Hr. *Heyne* findet, dass dem schärferen Blicke leicht das verschmelzte σοι, und noch leichter οὐδέ σοι οἴω, begegnen könne. Doch will er lieber noch anders ausbessern. — V. 270 wird den Lehrlingen in der Note gesagt, Ἀπίη γῆ sey der Peloponnes, nach andern ein entferntes Land; und den Gelehrten wird in der Observation anvertraut, wahrscheinlicher, oder vielmehr offenbar (Odyss. XVI. 18), sey ἀπίη γῆ ein entferntes Land, und nicht der Peloponnes. Die letzte richtige Bemerkung machte schon Damm. — V. 295 soll ταῦτα ἐπιτέλλεο nicht *haec impera* (wie die Uebersetzung es giebt), sondern κατὰ ταῦτα, οὕτως, *also*, seyn. Wie gelehrt, und wie falsch! Denn gleich darauf I, 325 wird μῦθον ἔτελλε anerkannt, und durch 25 und 379 bestätigt; bey 379 noch einmal. V. 25 suchte er dem ἐπιτέλλειν durch ἐπιλέγειν *simpliciter* beyzukommen. — Ob man V. 306 über νῆες ἐῖσαι, und I, 468 über δαὶς ἐΐση, aus den vor lauter Bescheidenheit hin und her blinzenden Observationen klug werden könne, muss einer an sich selbst erfahren. — V. 361 wird κατέρεξεν gar nicht erklärt, und von der lebhaften rhythmischen Erweiterung, ἔπος τ' ἔφατ', ἔκ τ' ὀνόμαζε, nicht allzu tiefsinnig bemerkt, sie komme *sexcenties* vor, und bedeute *simpliciter* φάτο, obgleich Alte darüber gespitzfindelt. Οὐλοχύτας ἀνέλοντο, V. 449 wird so unschrieben, *molam salsam elevarunt manu supra caput victimae*, sie erhuben das gesalzene Schrot mit der Hand über das Haupt des Opfers. Wir anderen meynten ἀνελέσθαι hiesse bey Homer *aufnehmen*, und hier würde das Voropfer von Gerste aus einem Korbe (Odyss. IV, 761) mit der Hand genommen. Nein, hören wir, ein Scholiast bey Wassenberg erklärts ἐβάστασαν. Wohl, auch der Scholiast bey Il. II, 410 erklärts ἐβάστασαν, ἀνέλαβον, sie huben auf, sie nahmen auf, nämlich aus dem Korbe. Woher denn die Neuigkeit, dass man über das Haupt des Thieres die Hände erhoben habe? Viel wichtiger ist das zweyte Versehen, οὐλοχύτας, die *ganze Gerste* des altgriechischen Opfers, für *mola salsa*, oder *gesalzenes Dinkelschrot* des römischen, zu halten; welches nach Vossens Anmerkung bey Virg. Ecl. VIII, 82 kaum möglich schien. Gleich darauf vergisst der Erklärer sein Salz; aber Schrot möchte er doch gern mitnehmen, wenigstens etwas schrotähnliches: weil sein ehrlicher Feith Homers οὐλας oder οὐλοχύτας für Gerste, *die mit Stein oder Mühle zerquetscht worden*, ansieht, und wenigstens mit dem Stein Recht haben könnte. „Die οὐλοχύται κριθαί, „sagt Hr. *H.*, sind nicht gemahlen, sondern *ganz*, „*wenigstens* mit nur zerstossenen und zerquetschten „Körnern." Also ganz, oder wenigstens unganz! Hätte er doch seinem Feith die Zerquetschung, und den Scholiasten ihr Salz gelassen, und dafür ihnen die Lehre aus Theophrast abgelernt, dass die *Griechen* vor Erfindung des Mahlens die Gerstenkörner, ihre älteste Feldfrucht, σῖας, οὐλας, *ganz* und *unverletzt*, assen! — Je flüchtiger dieses, desto umständlicher wird im nächsten Verse 450 das unbezweifelte μεγάλ' εὔχετο interpretirt: Er *flehete laut*, *magna*, *alta voce*, (wie längst die Uebersetzung); das ergebe der Zusammenhang, und der Gebrauch an vielen Stellen, z. B. 482 μεγάλ' ἴαχε, die Woge hallete laut (wo er gleichwohl μέγα ϝίαχε für unbezweifelt erklärt, und sein beweisendes μεγάλα tilgt); aber aus dem Scholiasten könne man nichts gewinnen, *at e Scholiaste nil proficias.* Das Scholion μεγάλως sagt alles: nicht *Grosses* flehete er, sondern *mit Macht* erhub er die Stimme. Fürchtete der Erklärer vielleicht, dass einer bey μεγάλ' εὔχεσθαι an *Gross pralen* denken möchte?

V. 471 Νώμησαν δ' ἄρα πᾶσιν, ἐπαρξάμενοι δεπάεσσι, heisst wörtlich: Sie reichten allen umher, *von neuem anfangend mit den Bechern.* Die Schenken hatten schon während der Mahlzeit (469) Getränk rechts herum in der gewöhnlichen Richtung (Il. I, 597. Odyss. XXI, 141) vertheilt; jetzt da zu des Gottes Ehre von neuem sollte getrunken werden, wiederholten sie ihr Geschäft, wie IX, 174. Odyss. III, 338. XXI, 270. und *trugen wieder herum*, von dem gewöhnlichen Ende beginnend, zur Rechten hin. Auch in ἐπινώμαν Odyss. VII, 164 erkannten die Alten den Begriff der Wiederholung. Und eben weil diese Wiederholung Odyss. I, 147—149 nicht Statt findet, darf man dort den Vers nicht einschieben. Dieses als bekannt vorausgesetzt, was soll uns die Uebersetzung: *Distribuerunt omnibus, auspicando, praebitis poculis?* Was die

die Note: *Distribuitur vinum poculis deinceps omnibus convivis, initio facto a dextra, unde ἐπιδέξια?* Und was die Observation, wo, nach der Versicherung *e Schol. et Eustathio non multum proficias*, glücklich heraus interpretirt wird, der Schenke habe zuerst dem *rechts* sitzenden und so weiter gereicht, und diess heisse ἐπιδέξια. *Zur Rechten hin*, wäre demnach von der Rechten an! Zwar bey I, 597 schwankt der Interpret, ob ἐνδέξια und das gleich bedeutende ἐπιδέξια von der Rechten zur Linken sey, oder in der That *rechtshin*, von der Linken zur Rechten; denn er kenne darüber noch nichts entscheidendes; indess scheint ihm, *der guten Vorbedeutung wegen*, der Gang von der Rechten zur Linken glaublicher. Das fällt ins Lustige: ἐπιδέξια, *linkshin*, und folglich ἐπ' ἀριστερὰ, *rechtshin!* Gegen eine so befremdende Interpretation hat er doch eine entscheidende Stelle selbst unter den Händen gehabt, Il. XII, 239, wo Hektor der Vögel nicht achten will:

Εἴτ' ἐπὶ δεξί' ἴωσι πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε,
Εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε ποτὶ ζόφον ἠερόεντα.

Ob sie rechts hinfliegen, zum Tagesglanz und der Sonne,
Oder auch links dorthin, zum nächtlichen Dunkel gewendet.

Auch übersetzt hier Hr. H. im Ganzen, wie er musste: *sive ad dextram* (nicht *a dextra*) *vadant, ad auroram solemque, sive ad sinistram isti* (soll heissen *illuc*), *ad occasum obscurum*; nur seine geographische Erklärung ist falsch. Dem griechischen Vogelschauer, der nordwärts blickte, war zur Rechten der Morgen, zur Linken der Abend; jener war glücklich, als der Anfang der Lichtseite πρὸς ἠῶ τ' ἠέλιόν τε, dieser unglücklich, als der Anfang der Nachtseite, ποτὶ ζόφον: worüber *Vossens* homerische Welttafel und die Myth. Br. II, 8 das Nöthige enthalten. Wir sagen rechts und links, lehrt Aristoteles (*de coelo* II, 2), in Beziehung auf uns: entweder nach unserer Rechten, wie die Wahrsager; oder nach Aehnlichkeit mit der unsrigen, wie die rechte Seite der Bildsäule; oder auch das entgegenstehende, rechts zu unserer Linken, und links das Gegentheil. Rechtshin also flog dem Wahrsager in seiner bestimmten Stellung ein Vogel, der ihm nach der rechten Seite, nämlich ostwärts, den Flug richtete; in Beziehung auf ihn gedacht, wäre die Sonne ihm linkshin gegangen, indem sie für sich nach ihrer rechten Seite sich umdrehete: wie unsere Feder die Zeilen von ihrer Linken rechtshin zöge, auch wenn wir rückwärts gestellt schrieben. Die Griechen, sagt Herodot (II, 36), schreiben und rechnen, die Hand von der linken Seite zur rechten (ἐπὶ τὰ δεξιὰ) führend; die Aegypter von der rechten zur linken: und dabey behaupten sie, dass sie selbst es rechtshin thun, und die Griechen linkshin. Durch willkürlich angenommene Beziehung, wie sich versteht. Die Wendung rechtshin oder rechtsherum, da die bewegte Sache, wie der scheinbare Sonnenlauf, von ihrer linken zur rechten geht, war dem Griechen heilig und von günstiger Vorbedeutung. Rechtshin wandte er sich im Gebet, δεξιὸς ἀθανάτοις θεοῖσιν ἐπευχόμενος (*Theogn.* V. 922 *Brunck.*); auch von Numas Anordnung der Römer im Adoriren (*Plin.* XXVIII, 2. f. 5. *Plaut Curc.* I, 1, 70); rechtshin trug der Herold die Loose herum, Il. VII, 184; rechtshin ging Odysseus bettelnd zu den Freyern im Saal Odyss. XVII, 365; und so standen die Freyer nach einander zum Versuche des Bogens auf XXI, 141:

Rechtshin nun in der Ordnung erhebt euch, alle Genossen,
Dort von dem End' anfangend, woher umgehet der Weinschenk.

Es kommt hier einzig auf die Linie der Bewegung an, welche, rechtshin gewandt, die selbige blieb, wenn auch beym Weinschenken die empfangenden Gäste in verschiedenen Stellungen sassen, sogar wenn der Schenk ihnen die Becher zum Spass rücklings, oder seitwärts mit dem linken Fusse voran, hätte zutragen dürfen. Aber die Scholiasten behaupten doch, dass ἐνδέξια und ἐπιδέξια *von der rechten Seite* sey, und dass Odyss. XXI, 142 der Mischkrug, dem der Vossische Grundriss die linke Vorderecke des Saals anweiset, dem Eingehenden zur Rechten stehe. Hier war einmal jener Spruch anwendbar, *ex istis nil proficias;* eigener Fleiss muss vorleuchten, den Nachschlenderer verleiten sie gern. Die Sache ist diese. Homers Sprache konnte ἐπιδέξια auch für *rechts* gebrauchen, so wie die unsrige, *das Haus liegt rechtshin*, das ruhende in Bewegung gedacht; so hat (Odyss. V. 276) Odysseus das Bärengestirn ἐπ' ἀριστερὰ, *linkshin*, d. i. zur Linken, und so wird Il. II, 523 ἐπ' ἀριστερὰ durch das Scholion ἐκ τοῦ ἀριστεροῦ μέρους erklärt. Weil nun bey den Späteren diese Bedeutung von ἐπιδέξια, *rechts*, die herrschende ward (Pind. P. VI, 19. Theocr. XXV, 19. Apollon. I, 930 etc.), und das darunter verstandene ἐκ τοῦ δεξιοῦ μέρους, wie das lateinische *a dextra parte*, nicht nur *an der rechten Seite*, sondern zugleich *von der rechten*, bedeutete; so kam es, dass sie in den Irrthum, *zur Rechten hin* sey *von der Rechten her*, abglitten, und ihre Fussfolger mit sich zogen. Andere verirrten sich in die neuere Bedeutung *geschickt*, und hatten auch Nachtreter.

Von der *purpurnen Woge* V. 482, wie von dem *weinfarbenen* und *violfarbigen Meer*, hat Hr. Voss bey Virg. Lb. IV, 373 gehandelt: Hr. *Heyne* giebt nur, was die Scholiasten ihm von *Dunkelheit* vorsagten, da doch schon Stephanus πορφύρεον κῦμα richtiger verstand. — V. 497, ἠερίη δ' ἀνέβη, übersetzt Hr. *Heyne* *frühmorgens*, mit der Note aus dem Scholiasten, ἑωθινὴ, ὀρθρινή. Aber III, 7 ἠέριαι ... ἔριδα προφέρονται, soll das selbige Wort *aus der Luft* heissen: *ex aëre pugnam inferunt grues*. Dabey aber die Observation: „die Alten deuten es nicht, *in der Luft*, *aus* „*der Luft*, sondern, worüber man *sich wundern* dürfte, „ἠαριναὶ, *im Frühlinge:* man müsse ἠαριναὶ (oder äolisch „gehaucht Ϝηαριναὶ) gelesen haben, von ἔαρ, ἦρ; aber „ἠέριος von ἀὴρ gebe den Begriff, in der Frühe, πρωϊ- „ναὶ, ἑωθιναὶ, und nicht anders lehre das Etymol." Die Erklärung, *in* und *aus der Luft*, wird also zurückgenommen? oder soll das bescheidene *entweder oder* gelten: entweder, was gewiss ist, *frühe*, oder, was keinen Beweis hat, *aus der Luft*? Ferner das

vor

vornehme Ἐαριναι, das der Scholiast im Homer sollgelesen haben, ist weder homerisch, noch selbst einmal griechisch; im *Frühlinge* heißt bey Homer εἰαρινός aus ἐαρινός, welches ein Scholiast zu deuten verschmäht hätte, bey den Späteren ἠρινός. Endlich leiten die Alten, auch im Etymologicum, ἠέριος, *frühe*, nicht von ἀὴρ ab, sondern von ἦρ, ἦρι, *Morgendämmerung*. Wir werden dem flüchtigen Interpreten noch mehr Anlaß, *sich zu wundern*, durch die folgende Bemerkung darbieten: Bey Homer und Hesiodus heißt ἀὴρ und ἠὴρ, sowohl männlich als weiblich gebraucht, niemals *Luft*, in unserem Sinne, sondern *Dunst*, oder *feiner Nebel*, d. i. jener bläuliche Duft in Bergländern, und weil dieser nach ihrer Vorstellung bis zu den Wolken, und dem darüber gebreiteten Aether oder der Heitere, sich erstreckte, die untere *Dunstluft* selbst, hiernächst auch *Dunkelheit* überhaupt. Für Homer zeugt das Register, woraus Hr. *Heyne* ersehen wird, daß Il. V, 770 ἠεροειδὲς nicht *simpliciter* durch *Luft* zu erklären sey. Hier genüge Il. XIV, 288, wo die idäische Tanne δι' ἠέρος αἰθέρ' ἵκανεν, *durch trübes Gedüft zum Aether emporstieg*. Hesiodus warnt den Landmann, sich gegen die Morgenkälte der kürzeren Tage zu verwahren, Lb. 548.

> Ἠῷος δ' ἐπὶ γαῖαν ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος
> Ἀὴρ πυροφόρος ἐπιτέταται μακάρων ἐπὶ ἔργοις.
>
> *Früh ist über die Erde vom Sterngewölbe des Himmels*
> *Weizenernährender Dunst auf der Mächtigen Aecker gebreitet.*

Noch bey Hippokrates (*de aëribus, aquis et locis*) ist ἠὴρ in dieser Bedeutung häufig; z. B. c. VIII. In den Abendländern sind die Wasser nicht klar, ὅτι ὁ ἠὴρ το ἑωθινὸν κατέχει ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ, weil der *neblichte Dunst* die Morgenzeit großentheils einnimmt. Vergleiche Coray's treffliche Noten T. II. p. 71. 127. Demnach wäre das homerische ἠέριος eigentlich *im Morgennebel*, ehe die aufgehende Sonne ihn zerstreut: ἠέριοι, *in neblichter Frühe*, überfielen (Odyss. IX, 52) den Odysseus die Kikonen, und (Il. III, 7) die Kraniche das Pygmäenvolk; wahrscheinlich ist auch das wunderliche Scholion ἐαριναι, das den Hn. *Heyne* bis ins Ungriechische hinein täuschte, nur aus ἑωθιναὶ verschrieben. Für *frühe* braucht ἠέριος noch Apollonius III, 417. 915; übrigens für *umnebelt* I, 580. IV, 267. 1239. Ein Beyspiel, wo ἠέριος für *aërius*, *in der Luft*, stehe, kennen wir nicht; aber ἀέριος heißt bey den Orphikern und denen, die Stephanus anführt, *in der Dunstluft schwebend*: welche Dunstluft der späteren Weltkunde, zugleich mit dem Aether erhöht, unserem Begriffe von Luft entsprach. — Bey I, 528 — 530 bewunderten wir bisher die erhabene Vorstellung, daß ein gewährender Wink des Göttervaters durch geheim schaffende Kraft den großen Olympos erschütterte; und diese erläuterte Hr. Voß bey Virgils Ecl. IV, 50 und Lb. IV, 493 durch ähnliche Vorstellungen.

Hr. *Heyne* fodert zur ästhetischen Bewunderung auf, daß von einer sanften Bewegung des Hauptes, und folglich des Körpers (*a d e o q u e corporis*), nicht nur der Thron, sondern der ganze Berg erbebte. Wie groß wohl der Gott seyn müsse, und wie gewaltig, wenn er sich ganz aufraffte! Aber, möchte man denken, ein so großer und dickleibiger Gott säße sich fest, und wipperte nicht auf dem Thron. Die *schwärzlichen Brauen* des Gottes träumte sich ein *Engländer Whitacker* — wer sollte es glauben? — mit *Indigo gefärbt*, unwissend daß κυάνεος *bläuliche Schwärze*, im Gegensatze der rußichten, ins Röthliche spielenden, bedeute. Hr. *Heyne* giebt ihm zu erwägen, warum denn die Alten, die doch der gemennigten Götterbilder erwähnten, vom blaugefärbten Haare nichts gesagt hätten; wenigstens müsse gezeigt werden, man habe schon zu Homers Zeiten Farben aus Indien, Aegypten oder Arabien eingeführt. Auf einen rothangestrichenen Zeus mit blauen Haaren sich ernsthaft einzulassen! Bey V. 183 erwarteten wir die schon einigemal vermißte Erklärung, daß ἵλαος mit den Abkömmlingen jeden *erheiterten* oder *begütigten*, und, weil man den Göttern Zorn und Haß zutraute, *gleich* dem lat. *pacatus*, auch den *versöhnten Gott* bezeichne. Dafür finden sich die prosodischen Irrthümer, die wir oben rügten.

Wir eilen zu dem Schlusse des *ersten Gesanges*. In der Observation zu V. 567 wird *mit wichtiger Miene* eine ganz neue Bemerkung (*aliquid nondum animadversum!*) uns mitgetheilt: ἆσσον ἰέναι, *herannahn*, werde *allenthalben* von feindlichem Angriffe gebraucht, nie von friedlicher oder hülfreicher Annäherung. Woher das? hätte ein vorsichtiger Forscher gedacht, und schwerlich auf vier zufällige Beweisstellen, woven Il. VI, 143 nicht einmal beweist, eine so befremdende Regel gebaut. Auch verschwindet sie wie Dunst. Denn oben V. 335 ruft Achilles den Herolden nach einem freundlichen Gruße, ἆσσον ἴτε, *nahet euch!* IX, 508 (504) werden ἆσσον ἰοῦσαι, *nahende* Töchter Kronions, die hülfreichen Bitten genannt; und XXIII, 8 sollen die Myrmidonen mit ihren Wagen *sich nahend*, ἆσσον ἰόντες, um den Patroklos wehklagen. — V. 587 lernen wir in der Note, ἐν ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι sey entweder, *im Anblick*, d. i. *vor Augen sehn*, oder so viel als σὺν ὀφθαλμοῖς. In der Observation aber wird die erste wahre Erklärung verworfen; vielmehr stehe ἐν für σύν. Der Observator dachte σὺν ὀφθαλμοῖς sich deutsch, *mit den Augen*, und vergaß vor Eilfertigkeit, daß es *cum oculis*, *sammt den Augen*, wäre, wenn je ein Grieche sich so wunderlich ausgedrückt hätte. Auch im Pindar Ol. I, 140 läßt Hr. *Heyne* die ἐν πτεροῖσι, in Beflügelung laufenden Rosse, σὺν πτεροῖσι, in Gesellschaft der Flügel, laufen. Den Gebrauch des ἐν ὀφθαλμοῖσι bey den Tragikern erläuterte Porson, Eurip. Or. 1018.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 9. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit G. C. Heyne. T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im 598. V. wird durch Interpretation ein ganz neuer Sinn den Worten entlockt:

Ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσιν,
Ὡς ἴδον Ἥφαιστον διὰ δώματα ποιπνύοντα.

Doch unermesslliches Lachen erscholl den seligen Göttern,
Als sie sahn, wie Hephästos in ämsiger Eil umherging.

Hr. H. wiederholt die alte Bemerkung, Homer beobachte den Anstand des heroischen Zeitalters, wovon weit entfernt die neumodische Artigkeit sey, und heisst uns nachsehn, oder nicht nachsehn, was der weiland ästhetische Klotz (*sein trautester*, εἴ ποτ' ἔην γε!) und andere darüber gesagt haben. Hierauf deutet er gleichwohl die seligen Götter zu feinen Höflingen um. *Lachen*, sagt er, und *sich freuen* und *vergnügt seyn*, habe im Alterthum völlig dieselbige Bedeutung, und hier heisse *lachen* nichts anders als *lächeln*, μειδιᾶν. Da also Hephästos das ihm neue Amt eines Schenken gutmüthig übernahm, betrachteten ihn die *erheiterten* Götter *mit anhaltendem Lächeln*, ἀσβέστῳ γέλωτι, das nämlich die ganze Zeit über anhielt, während* er einem nach dem andern den Becher zutrug. Auch bey dem erheiternden Netzfange des Hephästos Odyss. VIII, 326 hätte billig für Hn. Heynens Schönheitsgefühl übersetzt werden müssen:

Und anhaltendes Lächeln entstand bey den seligen Göttern.

Selbst wo die muthigen Freyer Odyss. XVIII, 100 sich *zu Tode lachen*, selbst wo ihnen XX. 346 Pallas Athene ein *unmässiges Gelächter* (ἄσβεστον γέλων) *des Wahnsinns* erregt, wird nur *simpliciter* ein anhaltendes satirisches Lächeln, *nihil amplius*, zu verstehen seyn. „Einige, fährt unser Aesthetiker fort, legen noch den Begriff des *hinkenden* Hephästos in ποιπνύειν, welches doch eigentlich vom *Aufwarten bey Tische* gesagt wird, ohne dass man „an einen hinkenden Auf„wärter denken darf“. So entstellt der Mann seine Vorgänger! Man höre, wie verständig hier Eustathius, und mit wie richtigem Gefühl er urtheilt: „Würdevoller als alle erscheint Zeus, da er auf des „Hephästos Rede und *lächerliche Geschäftigkeit* sich gar „nicht einlässt; nächst ihm Here, da sie nur lächelt; „aber die übrigen Götter sinken zu unmässigen La„chen herab. *Mit bedachtsamer Thätigkeit arbeiten* „heisst ποιπνύειν in der Poesie. Auch das Lachen der „Götter behandelt Homers Muse mit Würde; denn dass „*über den hinkenden Gang* gelacht wurde, verschweigt „sie, damit sie nicht scheine unzeitigen Spass zu trei„ben.“ In eben dem Sinne versteht Clarke ποιπνύοντα, *pincernam agentem, sed et clande.* Die Götter lachten, dass, statt der blühenden Schenkin Hebe (Il. IV, 2), das Ungeheuer mit zottiger Brust (Il. XVI, 410 ff.), um den Unmuth durch Lustigkeit zu zerstreun, die Becher umherzutragen sich anstrengte; weil dabey (lässt der Dichter hinzudenken) sein hinkender Gang sich noch lächerlicher ausnahm. Wer soll nun gesagt haben, dass dem Worte ποιπνύειν der Begriff des Hinkens beywohne? Wessen Namen wagt Hr. H. dem Strohmanne zu geben, den zu erlegen er sich beeifert? Statt solcher ästhetischen Missdeutung und Verunglimpfung, hätte er anmerken müssen, dass Homer die unzeitig erregte Leidenschaft gewöhnlich, wie in der Geschichte des Thersites Il. II, 212—270 (wo Hr. H. die aus einem fremden Auszuge ausgezogenen Urtheile der Selbstforscher auf seinem bekannten Richtschemmel aburtheilt), und beym Bogenversuch Odyss. XXI, 360—376, in ein Lachen auflöset. Gegen des guten Clarke richtige Bemerkung, der hinzugedachte Nebenbegriff des Hinkens werde durch den rhythmischen Nebenausdruck des schwerfälligen Ausgangs διὰ δώματα ποιπνύοντα, *in ämsiger Eil umherging*, noch gehoben, nimmt sich Hr. H. selbst ein satyrisches Lächeln heraus: *At mira sagacitate Clarke claudicationem in ipso metro sibi videbatur deprehendere. Adeo cavere opus est, ne sensum nostrum in poetas inferamus.* Aber Hr. H. lässt eher ἀπὸ δρυὸς ἠδ' ἀπὸ πέτρης, *vom Eichbaum oder vom Felsen*, mit sich kosen, als vom Versbau. Nicht einmal in dem berühmten τριχθά τε καὶ τετραχθά Il. III, 363, noch in dem langsamen und wehmüthigen Gange ψυχὴν κικλήσκων Πατροκλῆος δειλοῖο XXIII, 221, vermag er irgend eine absichtliche Anordnung zu erkennen. Oder damit wir bey dem Mechanischen stehn bleiben: selbst der Vers Il. XV, 18, der einzige im Homer, der gegen die Cäsur verstösst, macht Hn. H. nicht aufmerksam; und Bentleys Aenderung ὅτε τε κρέμω giebt ihm nichts weiter zu denken, als, was er selbst bis zum Ekel wiederholt, dass im Ionischen das Augment wegbleiben könne. Für ὅτε τε, *quando utique*, welches wir nicht kennen, möchte vielleicht ὅττε, sicherer ὅτε περ, wie Il. XX, 188, zu lesen seyn, um eine flüch-

tige Verweilung, die der Regel schon genügt, zu erlangen: 'Η οὐ μέμνῃ, ὅτε περ || κρέμω ὑψόθεν.

Endlich bey Il. I, 601—604 lehrt die Note, dass die Götter des Olympos ein Leben führen, wie die Heroen. Dann, ἀμειβόμεναι ὀπὶ seyn die Musen, weil sie *entweder* sich selbst im Wechselgesang antworten, *oder* dem vorspielenden Apollon. Die viel wortreicher vorgetragene Doppelerklärung gehört dem Eustathius, der nicht daran dachte, dass Odyss. XXIV, 60, wo kein Apollon dem Reigen vorspielt, nur Wechselgesang gegen einander gelten kann. In der Observation, dem unverkennbaren Eigenthume des Hn. *Heyne*, zeigt sich ein ganzes Raupennest, welches wir, ehe die Brut zum Schaden umher kriecht, ausschneiden und zertreten wollen. „Die Götter halten „den ganzen Tag unaufhörliche Mahlzeiten". Falsch! Selbst hier war ein Theil des Morgens vor dem Frühmahle vergangen, während die Götter von den Aethiopen heimkehrten, und Zeus mit der Thetis sich besprach; jetzo den ganzen *übrigen* Tag hindurch (wie V. 472) feyerten sie in Zeus Saale die Aussöhnung mit verlängertem Schmause, das ist, mit Nectarnippen und erfreuendem Reigengesange. Im Anfange des vierten Gesangs, da seit dem Morgen schon alles im dritten besungene geschehn war, finden wir die Götter in Zeus Halle vor dem Pallaste, wo sie nach drinnen genossenem Ambrosiamahl, bey Nectar rathschlagten, und auf Troja herabschauten. „Eben „so schmausen in der Odyssee die Freyer und Alkinoos „den Tag hindurch". Falsch! was kein Kenner der Odyssee bewiesen verlangt. „Wie bey diesen zum „Festmahle Gesang und Cyther sich gesellt, so ist bey „den Göttern Apollon der ἀοιδός". Der arme Apollon, der, während die anderen Götter schmausen, am Pfeifertische vorspielen soll! Nicht bey den Freyern einmal, noch bey Alkinoos, hatte der ἀοιδός, das ist verdolmetscht der *Sänger*, ein so trauriges Loos. Erst, *nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war*, spielten Phemios und Demodokos zu Gesang und Reigentanz, Odyss. I, 150. 422. VIII, 72. 262. 485; obgleich die üppigen Freyer (XVII, 270. 358) auch nach gestilltem Hunger bey der Musik noch fortschwelgten, und erst gegen Abend (XVII, 605) zu Reigentanz und Gesang aufstanden. „Neu ist, und „dem homerischen Gedichte so fremd, als dem Leben „der Heroen, dass die Musen mitsingen, denn bey „den Heroen wird bloss ein ἀοιδὸς ohne singende „Weiber aufgestellt". Der Observator denke sich mitsingende Weiber nicht als Sängerinnen im Concert, sondern nach griechischer Sitte im *Reigen*, der, wie bekannt seyn sollte, Gesang mit Tanz oder lebhaft nachahmenden Gebehrdungen, vereinigte. Wie nun Odyss. XXIII, 143—147 nach der Harfe Männer und Weiber, und Il. XVIII, 567—572 Jünglinge und Jungfrauen mit Gesang tanzen: eben so hier die Musen um den anführenden Apollon mit der Harfe, die, nach Pindars erster pythischer Ode, dem Apollon zugleich und den Musen zum Tanzschritt und Gesange den Tact bestimmt. Wegen des Zirkelbeweises: jene Stellen Homers sind verdächtig, weil sie neuere Begriffe enthalten; und die Begriffe sind neu, weil sie in verdächtigen Stellen vorkommen: erkundige er sich bey den Logikern. „Neu ist auch, dass die Mu„sen Wechselgesang anheben." Wiederum der Zirkel! Und woher nun bestimmt ein Wechselgesang, nach jenem abgeschriebenen *Entweder — oder?* „Bey „Hesiodus und andern führen die Musen Chortänze „auf, und Apollon ist der Chorag". Chortänze mit Gesang sind Reigen; die haben wir auch hier, sammt dem Anführer Apollon. Bey Hesiodus (Theog. 1—70) halten die Musen ihre Reigen, wie im letzten Gesange der Odyssee, ohne Apollons Anführung; im Schilde (V. 202) begleitet Apollon den Chortanz der Unsterblichen mit Saitenspiel, indem die Musen den Gesang anheben. Auch in dem homerischen Hymnus 188—203 singen im Festreigen die Musen, mit schöner Stimme sich antwortend, indem die Chariten und Horen, auch Harmonia, Hebe und Aphrodite sammt Artemis, und die Jünglinge Ares und Hermes, zum rhythmischen Geberdenspiele des Tanzes sich gesellen, und Apollon, schön und erhaben einherschreitend, mit rege geschwungenem Fuss und Leibrock, die Gitarre erklingen lässt. Dagegen *in dem* Hymnus an Artemis führt sie, die Schwester Apollons, den Tanz der Musen und der Chariten an: wie sie in der Odyssee VI, 102 nach der Jagd mit ihren begleitenden Nymphen tanzt, ein Bild der *Nausikaa*, die eben daselbst nach vollendeter *Arbeit sich mit* ihren Mägden im Balltanze belustiget. *Dass* παίζειν und *ludere* von der vereinigten Lust der Musik, des Gesanges und Tanzes, wie unser *spielen* von der Musik allein, gebraucht wurde, diess zu bemerken, dürfte für manchen nicht überflüssig seyn; vergl. Odyss. VIII, 251. 372. Athen. I, 11. p. 14. Voss bey Virg. Ecl. I, 10. „Der XXIV Gesang der Odyssee, wo V. 60 die „Musen um einander singen, ist eines spätern Rha„psoden Werk." Das haben spätere Grammatiker dem Hn. H. mit wunderlichen Trugschlüssen eingebildet. „Merkwürdig ist auch im Olymp, dass bey den „Schmausen Göttinnen sitzen (*deae feminae* sagt „Hr. *Heyne*, welchem auch *deae mares* bekannt seyn „mögen); da bey den Mahlzeiten der Heroen nir„gends Weiber vorkommen." Wir erinnern *Hn. H.* an Arete Odyss. VII, 141. XI, 335. XIII, 57; an Klytemnästra XI, 422; an Helena XV, 122—170; woraus sich ergiebt, dass die Hausfrau gewöhnlich mit am Gastmahle sass. Helena hatte IV, 120 den zur Nachhochzeit geladenen Weibern in ihrem Gemach einen Schmauss gegeben; für Penelope war Theilnahme am Schwelgen der Freyer unschicklich und unverheyrathete Töchter, wie Nausikaa, durften nicht in Männergesellschaft kommen, Odyss. VI, 288. Jungfräuliche und vermählte Göttinnen aber erschienen als Beamtete am rathschlagenden Mahl. „*Vides*, „ruft Hr. H. am Schluss, *quam multa in his sint*, *quae* „*scrupulum injiciant*". In einen schlotternden Schuh fliegen leicht Steinchen. — Noch eine ästhetische Bemerkung bey I, 606 zu guter Letzt; „Wir behal„ten, heisst es, die herrschende Lesart κακκείοντες, „ob-

„obgleich sie unseren Ohren nicht sehr lieblich klingt, „*etsi soni parum suavis ad aures nostras*". Welche Kakophonie klingt denn so unlieblich, wenn nicht für Homers Ohren, doch für die Unsrigen? Homer suchte ja Wohllaut, indem er κατκεφαλῆς in κακκεφαλῆς, wie κάτβαλεν in κάββαλεν, abglättete. Und zwey mit κ anfangende Sylben nach einander, wie κακός, *coccus*, *Kokos*, was haben sie anstöfsiges? Wird wohl einer so kindisch seyn, bey κάββαλεν an *kabbeln* zu denken, und bey κακκείω an etwas, das die *Nostri* mit den griechischen Kindern gemein haben? Weg damit! Aus Athen rufts: Ἀπὸ κάκκης τὴν ῥῖν' ἄπεχε!

IV. *Leerer Schein der Excurse über Partikeln.* — Nach so vielen, gleich im Eingange des Werks aufstossenden Proben von mangelhafter Sprachkenntnifs, worunter einige sehr *flossig* sind, wird wohl kein Kundiger erwarten, dafs die langen, den fortlaufenden Observationen nachtrabenden Worterklärungen, jene *so* genannten Excursus, κονίοντες πεδίοιο, *in stäubender Flucht durch die Felder*, der Danaersprache ein sonderliches Licht schaffen. Wer Lust an Getümmel hat, der kann sie schon hinter dem ersten Gesange büfsen, wo die Ausläufe über die Hauche in λευκώλενος Ἥρη und πότνια ϝήρη, über den Gebrauch von αἴ κε, εἴ κε, εἰ ἄν, ἐὰν, über Quantität und Hauch in ἔρυω, über die Orthographie von εὐναιόμενον und ähnliche, über ἄτιμος und τιμή, über ἕο, ϝεο, οὗ, ϝου, οἷ, ϝοι, ἕ, ϝε, ὅς, ϝος, ἑός, ϝεος und ἐϝός, (welchen Excurs Hr. H. im VII Tom p. 748 selbst widerruft), hin und zurück fahren, oder, nach dem Kunstausdruck, *schwadroniren*. Ihnen nachsetzen mögen wir desto weniger, da ihre Fahrlässigkeit, besonders über die homerischen Partikeln, durch sichtbare Unlust bey dem ersten Austritte von I, 66 sich also ankündiget: „Ueberhaupt ist bey der Lehre von den Partikeln „nicht auf Homer irgend eine besondere Rücksicht „allenthalben genommen worden. Da aber die Parti„keln in einer gelehrteren Bearbeitung eine besondere „Sorgfalt verlangen: so darf man der, obgleich be„schwerlichen Mühe einer fleifsigeren Erforschung „nicht ausweichen". Dieser ekel thuenden Aeufserung folgt der Excursus, mit der Lehre, dafs αἰ und εἰ, κε und ἄν, nicht verschieden sey, und bey ihnen der Conjunctiv oft die Form des Indicativs habe, auch bey ὡς ἄν, ἵνα, ὄφρα. Dann noch bey I, 81 eine besondere Observation von εἰ und εἴ κε. Dann wieder ein besonderer Excursus von ὄφρα, mit dem Subjunctiv und Optativ, auch von εἵως κε und εἰσοκε, IV, 300. Wieder ein besonderer von εἴ κεν, V, 212: worin er, nach zwey weitlauftigen Abhandlungen bey I, 66 und 81, dasselbige noch einmal *omnino paucis*, wie er sagt, abhandeln, und dortige Verwirrungen durch angezeigte *Druckfehler*, berichtigen will; obgleich sein gelehrter und wackerer Corrector, viele seiner eilfertigen *Schreibfehler* verbessert zu haben, in der Vorrede (Tom. I. p. XLIX) gelobt wird. Dann wieder ein besonderer Excursus von ἵνα, μή, ἵνα μή, μήπως, ὅπως μή, VII, 335: womit ὡς, ὥστε, ὅπως, ὄφρα meist einstimmen. Wieder ein besonderer von ὡς, ὥς ἄν, ὥς κεν, ὡσεί, ὡς ὅτε, ὥς τε, IX. 111. Noch ein besonderer von ὅπως; IX. 251, mit einer vornehmen Schlufsrede über die Kleinigkeiten. Und wieder ein besonderer von ὁπότε mit und ohne ἄν oder κε, IX, 698, welches ὁπότε mit ὅτε ungefähr gleich sey. Und zuletzt noch ein besonderer von ὅτε, ὅταν, ὅτε κεν, εὖτε, εὖτ' ἄν, εὖτε κεν, XII, 41. Welch ein Schatz von Partikelgelehrsamkeit: denkt der Unkundige; und er hat auf 25 Seiten in 7 Rotten zerstreut, nur verwirrte Collectaneen für eine *einzige Art von Partikeln*, deren Gebrauch ein anderer etwa auf Einer bis zwey Seiten bestimmt hätte. Noch unrichtig gezahlt; aber ein anderer übernehme es! In vielen einzelnen Observationen, und dann noch in den Supplementen erhalten wir zu jenen Abhandlungen noch verbessernde Nachträge Tom. IV. p. 673. 683. 704. Tom. V. p. 707; und sogar p. 714 für den verbessernden Excurs bey II. V, 212 einen wieder verbessernden Nachtrab; und, damit wir zur Ruhe eilen, endlich und zu allerletzt, in einem Excurs für Il. XXIII, von p. 545 bis 550 noch einen ganzen Gufs derselbigen Partikelgelehrsamkeit, mit Rückweisungen auf die vorigen verbesserten und unverbesserten Ergüsse. *Diutius forte*, fügt er hinzu, *quam pro rei gravitate, immoratus sum his subtilitatibus grammaticis.*

Uebrigens giebt Hr. *Heyne* über die von ihm selbst für wichtig erkannten Partikeln in den 7 dicken Banden voll Noten und Observationen gerade so viel, dafs man wohl merkt, er sey etwas weiter gekommen, als sein *Wood*, der sie alle für Flickwörter zum Versbau hält (*Originalgenie des Homer* p. 301), aber nicht weiter, als der von ihm aufgefrischte lateinische Wortübersetzer, der alles mit *omnino*, *utique*, *quidem* abthut, oder als er selbst in Bestimmung der Virgilischen Partikeln, *nam*, *enim*, *deinde*, *scilicet*, *nempe*. Ein paar Beyspiele. Il. VII, 328 beginnt die Rede: Πολλοὶ γὰρ τεθνᾶσι, *viele ja sind gestorben*, worauf folgt, *drum lass den Krieg ruhen, bis wir sie verbrannt haben.* Jeder sieht, dafs γὰρ den Begriff der Ursache, den unser *denn*, *weil*, und das nachstehende *ja* hat, nicht verleugnet. Hr. H. spottet über Clarke, der eine solche *Observatiuncula* ihm sechshundertmal (und doch nicht oft genug!) einschärfte; und versichert, jenen Gebrauch bey Seite gestellt, hier sey γὰρ völlig was μέν, δή, τοί, ἄρα, zusammengesetzt aus γε ἄρα, γάρ, *sane*. Zu verspotten, was man zu leugnen nicht wagt, und dann durch solches Gewirr sich zu bestrafen! Umständlich hat diese und andere Bedeutungen von γὰρ auch Vofs bey Virgils Landbau und im *Neuen Schulmagazin* I, 1. S. 159 ff. dargethan. Noch umständlicher am letzten Orte die ganz unbemerkte Regel, dafs der Grieche *dieser* und *jener* sagt, wo die neueren Sprachen *hier* und *dort* haben; z. B. ἡμεῖς οἵδε πάντες, *wir alle hier;* Νηῦς δέ μοι ἥδ' ἕστηκε, *mein Schiff steht dort;* woraus sich die wahre Erklärung von Odyss. XII, 73 ergiebt, οἱ δὲ δύω σκόπελοι, *dorthin* (gegenüber) *sind zwey Felsen*. Für die Ilias erläuterte die Bemerkung XI, 611, ὅντινα τοῦτον ἄγει, *welchen er dort herführt;*

XII

XII, 240. *εἴτ' ἐπ' ἀριστερὰ τοίγε, oder auch links dorthin;* XIX, 344. *κεῖνος ὅγε . . . ἧσται, jener ſitzt dort.* Hr. H. bedarf keiner Erläuterung; er ſchweigt.

Dagegen iſt er bey III, 180. *εἴ ποτ' ἔην γε,* in Noten und Obſervationen weder ſtumm noch karglaut, obgleich er dem *εἰ* auſserdem in drey mühſeligen Streifzügen nachgeſtellt hat. Helena, von bitterer Reue und Sehnſucht nach dem verlaſſenen Gemahl überwältigt, nennt dem Priamos auf der Mauer den Agamemnon, und ſchlieſst mit bethränten Worten: *Δαὴρ αὖτ' ἐμὸς ἔσκε κυνώπιδος, εἴ ποτ' ἔην γε.* Der Zuſammenhang beweiſst hier, und wo es ſonſt vorkommt, daſs das letzte ein Ausdruck ſchmerzhafter Einnerung ſey; Helena ſagt gleichſam, wie Euſtathius ſie verſteht: *Er iſt es nicht mehr, aber vordem war ers!* Es wird alſo *πότ' ἔην* mit dem verſtärkenden *γε* in eben dem Tone geſprochen, wie des wehmüthige *fuimus Troes* bey Virgil. Die Frage iſt, wie ſich *εἰ* hiermit füge? In der gewöhnlichen Bedeutung *wenn* gewiſs nicht; wohl aber als elliptiſcher Ausruf, *wenn doch!* für *wenn ers doch jetzo noch wäre!* Eine Partikel des Wunſches, wie *uti, utinam, ſi, o ſi,* iſt nicht nur *εἰ γὰρ* und *εἴθε, wenn doch!* ſondern auch *εἰ,* z. B. Eurip. Hec. 836, *εἴ μοι γένοιτο, wenn mir doch würde!* Eine andere Form *εἶδε* kommt elliptiſch in *εἶδ' ἄγε, auf!* als ermunternder Ausruf für das ſpätere *εἶα,* bey Homer und in der orphiſchen Argonautik vor. Bedenkt man nun die nebengehenden Formen *αἲ γὰρ* und *αἴθε,* und das veraltete *ἑ,* wovon *ἐὰν* und *ἢν* ſtammen: ſo kann man kaum zweifeln, daſs ſelbſt die Ausrufungen *αἲ* und *'ε* elliptiſches Urſprungs ſind, und daſs ein dazwiſchen gehörendes *εἰ,* als Ausruf der Sehnſucht und der Ermunterung in *Εἴ ποτ' ἔην γε, αἴθ' ὄφελες* und *εἶδ' ἄγε* ſich erhalten habe. Treu iſt alſo und poetiſch die Voſſiſche Ueberſetzung von Il. III, 180:

Schwager mir war er vordem, der ſchändlichen; ach er war es!

ob ſie nun durch ſolcherley Rechnungen gefunden, oder durch Gefühl des Nothwendigen getroffen ſey. Beſtimmt wiſſen wir, daſs ein anderer ſchon längſt dieſes *εἰ* als elliptiſchen Ausdruck des Wunſches: *wenn ers noch wäre! ach daſs ers wäre! aber vordem war ers!* — mündlich und ſchriftlich mehreren Freunden entwickelt hat. Ja, ſelbſt Hr. *Heyne* in den *Supplendis* zu Il. I, 415, wo er die Erklärung von *αἴθ' ὄφελες ἧσθαι* nachholt, macht die verſtändige Bemerkung: *Videtur αἲ, εἰ, αἴθε, εἴθε, abſolute acceptum fuiſſe, ah! heu! debebas deſidere.* Hätte er ſo bey Il. III, 180 gedacht: ſo fänden wir auch hier, was wir loben könnten. Jetzt wollen wir ſeine Interpretation von *εἴ ποτ' ἔην γε* anhören, deren *ſtudium immane loquendi* zwar bis zum Erträglichen gedämpft werden muſs. In der Note heiſst es: vielleicht ſtehe *εἴποτε* für *ὁπότε, quando ille erat ſocer meus; tum cum.* Zu deutſch: *er war mein Schwager, damals als er mein Schwager war,* oder (wie Hr. H. in Gedanken ſagt), *als er mein Schwiegervater war.* In der Obſervation wird mit der Erklärung eines Scholiaſten, *wenn er je Schwager war, ſo war er der meinige,* die obige des Euſtathius für widerlich (*putida*) erklärt; des kleineren Scholiaſten *ἐὰν ποτε ἦν* enthalte einen Solöcismus. (Wie das? Er weiſs alſo nicht, daſs auch *ἦν* durch *ἂν* Ungewiſsheit empfängt: *Wenn er etwa es jemals war.*) „*Er habe die* „Neueren befragt, aber wenig gelernt; weil ſie ent„weder auslaſſen, oder auf mancherley Art überſetzen. „Eigentlich ſey es: *ſi unquam, ſi modo fuit,* oder, *ſi* „*quidem fuit*". Deutſch, *wenn er anders je,* oder, *falls er je es geweſen iſt.* Das letzte *ſiquidem* iſt aus der lateiniſchen Ueberſetzung. „Clarke ſammt andern „greife fehl, auch der Scholiaſt bey Il. XXIV, 426 „mit ſeinem *ἕως γε*". Falſch angeführt. Der Scholiaſt ſagt *ἕως περ ἦν, dum erat in vivis:* welcher Sinn, wenn *εἰ* das überhaupt bedeuten könnte, und wenn dann ein lobendes Wort, *der geliebteſte, der herrliche,* voranginge, keine Abweiſung verdiente. „Als „Wunſch, heiſst es weiter, könne *εἴποτ' ἦν* nicht ge„nommen werden, dann müſſe *εἴθε* für *εἴποτε* ſtehn." Und dann käme der alberne Sinn: *Wäre ers doch geweſen!* „Beſſer als die übrigen ſey Damms Ueberſet„zung: *quum olim eſſem (eſſet) quidem*". (Welches Damm alſo verdeutſcht: da er ehedem lebete.) „Ihm ſelbſt ſcheine, nach Vergleichung *ähnlicher* Stel„len im Homer, nichts paſſender, *als feſtzuſet*„zen, daſs, *εἴ ποτε* in der alten Sprache für *ὁπότε,* „*ὅτε, ἐπειδή,* geſagt worden ſey." So wäre denn aus der alten Sprache, die den Sonntagskindern im Traume vorſummt, für *εἰ* die Bedeutung *als* oder *wann,* und nebenher *nachdem* oder *weil,* feſtgeſetzt: welcher ſchwankenden Feſtſetzung die beybehaltene Dolmetſchung, *Levir utique meus erat inverecundae, ſiquidem fuit* (wo bloſs *fuit* in *erat* verwandelt ward), einen noch weiteren Spielraum giebt. Wenn wir nun an die obige Lehre des Hn. H. zurückdenken, daſs *κυνῶπις* ein grobes Schimpfwort des heroiſchen Zeitalters ſey: ſo haben wir an dieſem Verſe ein ausbündiges Beyſpiel von der neumodiſchen, mit Kritik und Aeſthetik ſanft gewürzten Interpretation. Den rühmlichen, in der Vorrede (T. I. p. XXIII) angekündigten Vorſatz des Hn. *Heyne,* weiter als die Philologen vor ihm zu gehn, die Sachen und Vorſtellungen beſſer zu entwickeln, und beſonders das Gefühl des Wahren und des Schönen zu ſchärfen, befördere eine in ſeinem Geiſte verſuchte Ueberſetzung des Muſterverſes mit Variationen:

Schwager gewiſs war er Mir hundsäugigen, {als / falls / weil} er es einſt war.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Möchte doch einer mit geschärftem Gefühle des Wahren und des Schönen den ganzen Homer, so rein aus der Seele dieses Erklärers aufgefasst, in deutschen Hexametern darstellen! Hr. *Heyne* klagt (T. I. Praef. p. XXIV. T. III. p. CXIV), dass unsere metrischen Uebersetzungen Homers (denn durch Virgils Verdeutschung scheint ihm manchmal sogar der feinere Wortsinn eröffnet zu seyn, Praef. 3 ed. Virg. p. VIII), aber dass Homers Uebersetzungen, unter welchen übrigens die Vossische in ihrer Art wohl zu den vorzüglichsten gehöre, dem richtigen Verständnisse Homers aus mancherley Ursachen durchaus nicht förderlich gewesen seyn; dass sie vielmehr, was noch schlimmer ist, den Eifer für die akademischen Vorlesungen über Homers Werke, nachdem solcher durch die Ausgaben Ernestis, Hagers, des Baselers, des Wernigeroders, Niemeyers, des gelehrten und tiefdringenden Wolf, der grösstentheils die Glasgower Ausgabe sehr genau abdrucken lassen, (und, wir können errathen, wodurch noch weiter) entflammt worden war, plötzlich durch erregte Anmassung wieder abgekühlt haben. Eine wörtliche Uebersetzung hingegen, wie etwa die von ihm aufgenommene alte lateinische, welche er selbst ehemals (Ep. ad Tychsen. p. IX) *omnium ineptissimam* nannte, und deren Verwerfung er für *nützlich* erklärte, eine solche Uebersetzung, meynt er jetzt (T. III. p. CXV), sey zwar als schönes Kunstwerk nicht sehr zu empfehlen, aber *desto nützlicher* durch buchstäbliche Treue. Wer treuen Abdruck des Heynischen Sinnes in Worten, die er zugleich schön finden kann, mit erträglichen Hexametern zu vereinigen weiss, den erwartet am palmtragenden Ziele der Ruf:

Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci!

C. SACHKENNTNISS.

Homers Werke nicht bloss nothdürftig nach den Worten zu dolmetschen, welches in der älteren Schule *exponiren*, in der neueren *interpretiren* heisst, sondern mit Verstand und Gefühl, wie ein gleichzeitiges Kunstwerk, zu erklären: dazu wird geübte Einsicht, sowohl in den allgemeinen Fortgang der Sittlichkeit und der Sprachbildung, als in die besonderen Sitten, Künste, Vorstellungen und Ausdrücke des homerischen Zeitalters, erfodert. Mit Recht lehrt auch der neue Herausgeber (Tom. I. p. XXIII), man müsse nicht, wie vor 40 Jahren, da Ernesti obwaltete, bey blosser Kritik und Philologie, das ist, bey scharfsinnig angewandten Sprachkenntnissen, stillstehn sondern in den *Sachinhalt* selbst eindringen, und des Dichters Meynungen in ihrem ganzen Umfange sorgfältig fassen und entwickeln, damit durch klares Verständniss das Herz des Wahren und des Schönen empfänglich werde. Vortrefflich; und ganz in dem Sinne des philosophischen Sprachkenners *Reimarus*, dem Hr. *Heyne* bey seinem Virgil und Pindar noch nicht völlig beypflichtete. Schon vor 50 Jahren, und lange vor der Epoche der modernen Interpretation, zog dieser gründliche Mann die Erklärungskunst in die Vernunftlehre, deren Regeln sie auf Sprache und Alterthümer anwende. Eine davon, die Hr. *H.* nunmehr anerkennt, wiederhohlen wir, um uns und andere zu ermuntern. „*Da auch Begriffe von den Sachen erfodert werden, wenn einer einen zusammenhangenden Verstand aus den Worten herausbringen will; so muss man so viel historische Erkenntniss von der Natur, von Personen, Oertern, Geschichten, Gebräuchen, Meynungen, und so viel Wissenschaften, als möglich ist, mitbringen, oder dieselbe in den gehörigen Hülfsmitteln suchen.*" So Reimarus, oder die gesunde Vernunft.

Zwar in den eben gemusterten Worterklärungen des ersten Gesangs kamen auch einige, nicht unbedeutende *Mängel der Sachkenntniss* zum Vorschein: als vom Begriffe der Wahrsagung, von den altgriechischen Opfergebräuchen, von der unhöfischen, aber darum nicht rohen Denkart der Achaier, und der nachhomerischen Hellenen, von vorbedeutender Wendung bey heiligen und anderen Geschäften, von Sitten der Gastmähler, vom Reigentanz, vom Weiberverkehr. Schlimm! doch auch diese für milddenkende verzeihlich, weil der thätige Mann die Augenblicke zum Nachdenken und Schreiben aufhaschen musste, und nicht immer ein willkommener Vorgänger ihm leuchtete. Habe der *Sachkenner* nur die durch den ganzen Homer herrschenden Vorstellungen, ohne welche man allenthalben stockt oder strauchelt, immer im Gedächtniss gehabt. Habe er nur die allgemeinsten Begriffe des homerischen Zeitalters, in welchem die Ilias und die Odyssee entweder als vollendete Werke, oder, wenn man will, in zerstreueten Theilen für spätere Zusammenfügung, entstanden sind, den Lehrlingen unter dem Text in verständliche Aussprüche gefasst, un-

und den Gelehrten bis zur Genüge in den fünf dicken Observationsbänden mit Gelehrsamkeit und vorsichtigem Scharfsinn erörtert. Sey man durch ihn, wofern einleuchtende Wahrheit nicht zu erringen stand, auch nur der Wahrscheinlichkeit näher gerückt: Wie etwa in jenem Zeitalter I) der Erde Gestalt und Umfang, sammt dem Götterberg Olympos, und über der Erde der Sternhimmel, im Innern das Todtenreich, unten der Tartaros, gedacht worden sey; wie II) die Wohnungen der Heroen und der olympischen Götter sich ungefähr ausgenommen; und wie III) der Begriff der Gottheiten sich gebildet und entwickelt, ob man ihre Handlungen im Homer sinnbildlich, und in welcherley Sinn, oder eigentlich verstehn müsse.

I. Bey der *homerischen Geographie*, das ist, bey der Wissenschaft, welche des homerischen Zeitalters Vorstellung von dem Ganzen des zwischen Himmel und Tartaros gestreckten und mit dem Okeanos umströmten Erdkreises lehrt (denn mit Voraussetzung der ganzen Gestalt nur die einzelnen Oerter aufzuzählen, heifst bey den Alten *Chorographie*), hatte der Herausgeber zum Vorgänger einen bekannten Landsmann. Wäre er ein Ausländer; so würden seine mehr als zwanzigjährigen Bemühungen, unter mehreren Kenntnissen auch diese aus den Trümmern des Alterthums herzustellen, wahrscheinlich vom Hn. *H.*, dem Beförderer des Nützlichen, mit nicht geringerem Beyfall, als weiland Woods überlobte Wahrnehmungen, bemerkt worden seyn: statt dass er ihn, gerade seit der Erscheinung des ersten Versuchs (*über Homers Okeanos* im *Gött. Mag.* 1780), mit ausgesuchter Feinheit durch Schweigen und Andeutungen geehrt hat. Jener, nicht muthlos, wiederholte bey der *Odyssee* 1783 das Wichtigste seines damaligen Fundes über den Umfang des homerischen Erdkreises, über Aethiopen und Kimmerier, als Randvölker an der Sonnenseite und Nachtseite, über den Lauf der Sonne von Kolchis bis zum Atlas und hinter dem Nachtlande zurück. Dies geschah in kurzen Anmerkungen, weil der Druck seines Commentars durch die Aufnahme der gegebenen Proben vereitelt ward. Nachdem er darauf die gesammte Geographie der Alten erforscht hatte, bewies er unter den Neueren zuerst (*Musenalm.* 1789. *N. deutsch. Mus.* 1790), dafs die Griechen von Homer bis nach Anaximander und Hekatäus sich die Erde als eine vom Okeanos umflossene Scheibe vorgestellt. Die Gröfse der Erdscheibe und ihre Eintheilung durch den Sonnenlauf, sammt dem bedeckenden Himmel und der Unterwelt, nach den abwechselnden Vorstellungen, die auch nach erfundener Kugelgestalt noch fortdauerten, suchte er in dem Commentar zu *Virgils Landbau* 1789 (S. Reg. unter *Weltkunde*), noch umständlicher in den *Mythologischen Briefen* 1794, und in dem neuesten Commentar zu *Virgils Eklogen* 1797, und zum *Landbau* 1800, zu erklären; aus welchen zerstreueten Bruchstücken Hr. *Bredow* seinem Handbuche der alten Geschichte einen gedrängten Inbegriff der alten Geographie vorsetzte, wie er sagt, mit Zuziehung ungedruckter Abhandlungen von seinem Freunde. Für die homerische Geographie gab der Urheber selbst bey seiner *Uebersetzung Homers* 1793 eine *Welttafel* oder Karte des fabelhaften Erdkreises, die bey der jüngsten Ausgabe der Uebersetzung 1802 noch manche wesentliche Verbesserung, und am Rande eine kurze aber reichhaltige Erläuterung, erhalten hat. Diese Welttafel, wenn sie auch, so lange der vollständige Beweis fehlt, nur als Hypothese *betrachtet* wird, hat ihre innere Glaubwürdigkeit: weil sie allein die Irrfahrten des Odysseus begreiflich macht, und weil sie sogar späteren Schriften, worin das alte System mit einigen Veränderungen fortherrscht, z. B. der hesiodischen Theogonie, bey Pindar, der Argonautenfahrt durch den Phasis in den östlichen Okeanos und südwärts bis über Libya herum, und den glücklichen Hyperboreern im Westlande, bey Aeschylus den Irren der Io, auch der orphischen Argonautik, und selbst dem bestreitenden Herodot, unerwartetes Licht verschafft.

Hr. *Heyne*, der im Jahr 1783 eine neue Ausgabe Homers in der oben erwähnten *epistola ad Tychsenium* angekündiget, und dabey auf den *Uebersetzer* der Odyssee nicht freundlich gewinkt hatte, suchte sich anderen Rath für die Erklärung der homerischen Geographie. Als nach seiner Befehdung jenes *ersten Versuchs über den Okeanos* seine eigene *Unkunde in* der alten Geographie zur Sprache gekommen war (Deutsch. Mus. 1780. 2 St. p. 240), beschloss er das Verdienst der Erfindung für Göttingen zu erobern. Jungen Studierenden ward 1786 die *Preisaufgabe* bestimmt, binnen 8 Monaten im Homer alle Gegenden und Völker der drey Welttheile von Westen an rechts herum, und was darüber von Homer und Strabo gesagt worden, zusammenzutragen; und Hr. *H.* rüstete seine Zöglinge durch eine Wintervorlesung über — Homers Schiffsverzeichniss. Natürlich entstand *homerische Chorographie*, welche, nicht besser als die von Reinmann, Homers Länder und Städte auf *unserer historischen Karte* rechtshin säete, unbekümmert um die Erfindung der *fabelhaften Weltkarte*, wie Homers Zeitalter sie gedacht. Bald darauf kamen ähnliche Fragen und Antworten über die Argonautiker, *Herodot* und andere; und die Göttingische Zeitung ermangelte nicht, Göttingens neu errungenen Ruhm in Bearbeitung der alten Geographie laut zu verkündigen, und die auswärtigen Gelehrten mit ihrem *Okeanos* an die Göttingischen Jünglinge zu verweisen. Unterdessen erschien auch Hn. *Mannerts alte Geographie*, und war wiederum, was die Werke von Cluver, Cellarius und d'Anville, eine lobenswürdige *Chorographie*, mit einer geographischen Einleitung, die, für den genommenen Standort, da sie mit Herodot anfing, manchen glücklichen Blick hatte, aber die Systeme so wenig schied, dafs die Vorstellung des Eratosthenes mit der Strabonischen und anderen zugleich in Eine unförmliche Karte sich bequemen musste. Durch den gerechten Lobspruch in des Hn. *Voss Vorrede zu Virgils Landbau* p. VIII ermuntert, gab Hr. *Mannert* in den folgende Theilen auch einen Auffatz über *Homers* Geo-

Geographie: doch wagte er das Bild seiner Phantasie, wie Homer sich die Erde gedacht haben sollte, so wenig, als die Göttingischen Preiskämpfer, uns vorzuzeichnen. Da, bey dem absichtlichen Entgegenstreben mancher gelehrten Anzeigen, gleichwohl die Vossischen Gedanken über die Geographie Homers und der folgenden noch immer Stand hielten: so erkühnte sich Hr. *Heyne* zu dem Meisterversuch, diese Gedanken selbst als Göttingisches Eigenthum, ja als das seinige, in Anspruch zu nehmen. Er trat in den Göttingischen Anzeigen 1792. S. 196 mit dieser befremdenden *Anpreisung* auf: „*Seitdem* der Rec. seine *Zu-* „*hörer*, insonderheit bey Erklärung der *Odyssee*, auf „Unterwelt, Ocean, und Gränze des Westen bey den „Alten, aufmerksam gemacht hatte, sind diese Ge- „genstände insonderheit von Hn. *Schönemann* und „*Voss* auf verschiedenen Wegen erläutert worden.“ Kurz vorher ward die Zeitfolge noch genauer bestimmt. „*Seitdem Gatterer* und *Heyne* ihre *Schüler* „auf die alte Erdkunde aufmerksam gemacht, und „*seitdem weiterhin* die Preisaufgaben den E[illegible]er noch „mehr erwärmt haben.“ Wunderbar! Der Göttingische Kampfsieger und weiterhin Voss auf ihren verschiedenen Wegen (da der eine auf Abstutzung der historischen Karte für Homers Chorographie, der andere auf Entdeckung der fabelhaften Karte für Homers Geographie ausging) hatten beide dasselbige erläutert, und beide ihre Ideen aus Heynischen Lehrstunden, insonderheit über die Odyssee, geschöpft! Hr. Voss antwortete im Intelligenzblatt unserer Zeitung 1792. N. 42: „Er habe in Göttingen von 1772 „bis 1774 allerley angehört oder anhören können, „über *Odyssee* aber und *homerische Erdkunde* niemals „ein Wort zu hören auch nur Gelegenheit gehabt;“ und beschwerte sich, dass Hr. *Heyne* die Untersuchung eines wissenschaften Gegenstandes, die er selbst nicht förderte, anderen durch wiederholte *Persönlichkeiten*, nachdem er auf zwey Ehrenrettungen geschwiegen, zu verbittern ausginge. Hr. *Heyne* schwieg wiederum.

So viel zur Literärgeschichte einer lange vernachlässigten Wissenschaft, die in Deutschland durch eines Einzelnen Ausdauer gegen innere Schwierigkeit und äussere Störungen wieder in Umlauf kam. Der Leser ist begierig zu erfahren, mit welcherley Wendung jetzt der Ausleger Homers durch die alte Geographie sich geschmiegt; ob er in den Gedanken des Hn. Voss, oder der Göttingischen Preiskämpfer, oder des Hn. Mannert, die treffendsten Winke Seiner Lehrstunden erkannt, und mit welcher Kunst er selbst aus dem Seinigen sich einen Faden der Ariadne gesponnen habe. Nicht *hindurch* hat er sich geschmiegt, sondern mit einer ganz neuen Wendung — *vorbey*. Hr. *Heyne* hatte, seit seinen letzten Aeusserungen über alte Geographie, einen anderen ausgewinkten Gedanken in den Göttingischen Anzeigen 1795 aus *Wolfs Prolegomenen* zu sich zurückgewinkt; und dieser Fund bahnte ihm einen bequemen Ausweg. Er dachte so: Homers Gedichte sind ja (wie ich hier wiederfinde) wahrscheinlich nicht von Einem Urheber, sondern aus vielerley Arbeiten zusammengefügt; wie können sie denn einerley geographische Vorstellungen enthalten? Dass alle die angenommenen Verfasser der Theile, woraus die zwey grossen Compositionen bestehn, doch immer in Einem Zeitraume gelebt; und dass dieses ältesten Zeitraumes gemeinsame Vorstellungen von der Welt nicht nur bis zu Hesiodus, sondern bis nach Anaximander, wenig verändert, fortgeherrscht haben: daran dachte er diessmal nicht. Ueberhaupt weiss Hr. *Heyne* die halbgefasste Idee, vor inniger Bescheidenheit, nicht einmal fest zu halten; sie schwebt und flattert ihm vor dem Geiste, wie ein unstätes Dunstbild, das wohl seyn könnte, aber auch nicht seyn: gleich jener verbildeten Dame bey Chodowiecki, der ein alter geschmeidiger Hofmann die zugleich dargebotene und zurückgezogene Hand küssen und nicht küssen möchte. Aber wenn Hr. *H.* schon vor Wolfs Prolegomenen die Einheit Homers und (nach seiner Folgerung) der homerischen Geographie leugnete oder nur zweifelhaft fand; wie grausam, dass er im Jahr 1786 die Göttingischen Preiskämpfer, und lange vorher, wenn mans glaubt, auch den armen Voss, in das Unding von homerischer Geographie hineinwinkte, und des windigen Ertrags mit Scheinlobe spottete, ja die Ehre der Donquixotischen Unternehmung sich selbst mit attischer Ironie zuschrieb! Warum damals so schalkhaft, da er jetzo bey Il. II. 493 in vollem Ernst, wie es scheint, das Verdienst seiner preiskämpfenden Zöglinge um Homers Geographie auf ihre chorographischen Collectaneen, besonders zum homerischen Schiffsverzeichniss, worüber er im Winter 1786 — 87 gewinkt hatte, einschränkt! Auch hier möchte der lose Mann noch Scherz treiben; weil seinem Scharfsinne kaum entgehen kann, dass, wenn mit der Einheit Homers die Einheit der fabelhaften Vorstellung vom Umfange des Erdkreises wegfallen soll, noch viel eher die Einheit der historischen Berichte von dem häufig veränderten Zustande der inneren Gegenden wegfallen muss.

Einige der merkwürdigsten Erscheinungen, die Hr. *Heyne* in dem neuen Halbdunkel sah, wollen wir sanft vor uns hingleiten lassen; sie werden, wie andere Phantasme, auch ohne gewiesenen Ausgang, von selbst abziehn. Die Stelle Il. I, 423:

> Ζεὺς γὰρ ἐς Ὠκεανὸν μετ' ἀμύμονας Αἰθιοπῆας
> Χθιζὸς ἔβη μετὰ δαῖτα,

verstanden wir alle so: *Zeus ist an den Okeanos zu den untrüglichen Aethiopen gestern zum Festmahle gegangen.* Die alten Grammatiker putzten bloss an dem wiederholten μετὰ (da sie doch an der ähnlichen Wiederholung XVII. 432 ἐπὶ νῆας ἐπὶ πλατὺν Ἑλλήσποντον nichts tadelten), und wünschten, bald das erste μετὰ in ἐπὶ, bald das letzte in κατὰ zu verwandeln. Gefällig nahm Hr. *H.* κατὰ δαῖτα in den Text; gesteht aber in der Observation, βῆναι κατὰ δαῖτα, für μετὰ, ἐπὶ, ἐς, sey etwas ungewöhnlich, und möchte sein κατὰ lieber den Aethiopen ertheilt haben. Das ist

ist eine kritische Kleinigkeit. Bald darauf (observ. I, 425), nach der Klage, dass man hier nichts aufs Reine bringen, und leichter andere widerlegen, als selbst etwas unwiderlegliches aufstellen könne, fügt er hinzu: „Jene Erklärung sey freylich gemacht worden, „und lasse sich anhören; wenn man indess die Worte „strenger *nach der Grammatik* nehme, so könne *auch* „*dieser* Sinn herauskommen: *Zeus ging zum Vater* „*Okeanos, um indessen, bey den Aethiopen gelegenen,* „*Wohnung ein Gastmahl zu geniessen.*“ Nach welcher Grammatik ist μετ' Αἰθιοπῆας etwas anderes, als *zu den Aethiopen, unter die Aethiopen*? Oben I, 222, wo Athene nach dem Olympos geht, δώματ' ἐς αἰγιόχοιο Διὸς μετὰ δαίμονας ἄλλους, *in die Wohnung des Zeus zu den anderen Göttern*, wird völlig wie hier ἐς dem Orte, μετὰ den Anwesenden, zugefügt. Diese Kleinigkeit trifft nur den Grammatiker, den wir schon im Vorigen erkannt haben. Jetzt an den Erklärer der Geographie; wenn einer so heissen darf, der bloss erklärt, dass sie nicht zu erklären sey. „Man hat (fährt er fort) „die Stelle Odyss. I, 22 verglichen, wo „Poseidon zu den Aethiopen, den äussersten Menschen „gegen Aufgang und Untergang, um ihr festliches „Opfer zu empfangen, gewandert war; und offenbar „hat *der Verfasser jener Verse* unsere Stelle in dem „obigen Sinne (von einem Feste der Aethiopen am Okeanos) „verstanden, und weitläuftiger ausgeführt.“ Nach vielem Hin- und Herreden besinnt er sich noch, das in der Ilias XXIII, 205 Iris ebenfalls ein Fest der Aethiopen an den Fluten des Okeanos besuchen will; und antwortet dasselbige, indem er bloss willkürliche Dichtung jedes besonderen Verfassers, keine stehende Volkssage, ahndet. Er spricht weiter: „Auf „die Lage der östlichen und westlichen Aethiopen ha„ben die Gelehrten viel Mühe gewandt, um sie geo„graphisch, bald nach *unserer*, bald nach der *alten* „Kenntniss des Erdkreises zu bestimmen.“ Jenes thaten die Preiskämpfer, dieses Hr. Voss. „Wie aber „das Aethiopenland zu Homers Zeit beschaffen war, „und wie weit es sich erstreckte, weiss man nicht. „Wenigstens das wissen wir, dass es sich weit erstreck„te, und den Alten wenig bekannt war.“ Wenigstens ist dem Hn. *Heyne* die Vorstellung der Alten von den *Aethiopen* so wenig bekannt, als von den *Hyperboreern*, die er *in der ältesten Zeit* den Griechen gegen *Norden* setzt (Il. XVI Exc. II. p. 283). „Vielleicht (meynt er) „kamen von den *über Aegypten wohnenden* „*Aethiopen* einige dunkle Gerüchte durch Handesge„sellschaften zu den Aegyptern, und durch diese zu „den Griechen; muthmassen kann man so etwas, aber „bestimmen nichts. *Daher* darf man auch nicht für „gewiss behaupten, dass ähnliche Fabeln in andern „alten Gedichten mit dieser Stelle etwas gemein ha„ben; wenigstens bieten die *Worte* nichts dar. Die „*herrschende Meynung* ist, hier werde ein Fest in Thebe „oder Diospolis angedeutet, wo jährlich eine Kapelle „des Zeus auf dem Nil nach Libya oder Aethiopia „fuhr, und am zwölften Tage zurückkehrte; denn „Okeanos heisse der Nil bey den Aegyptern. So ur„theilten Diodor und mehrere Grammatiker. *Andere*, „wie *Gattererus noster*, gaben *astronomische* „Erklärungen, u. s. w.“ Treffliche Auszüge, die aus den Alten das Wichtigste vollständig umfassen sollen! Wie Homers Zeitgenossen, und lange nachher Mimnermus, Pindar, die Tragiker, und die von Apollodor, Hygin, Quintus, Nonnus, auch von seinem Diodor anderswo ausgeschriebenen, sich östliche und westliche Aethiopen gedacht; und wie die verständigsten Ausleger bey Strabo, und andere, vorzüglich der Astronom Geminus, dieses Fabelvolk, *vom östlichen Gestade des Okeanos hinter Kolchis bis zum westlichen am Atlas gestreckt*, als die älteste Vorstellung, gegen umdeutende Alexandriner vertheidigt haben: davon meldet er kein Wort, um nicht uns und sich selber durch ungehörige Dinge zu verwirren. Aber von den umdeutenden Alexandrinern hebt er *Eine Meynung*, *als* herrschende, heraus; und sein Auszug ist vollständig. Unbekümmert um den äthiopischen Memnon, den Sohn der Eos, und um den Aufgang der Sonne bey den Aethiopen, lässt der Bescheidene, der *nichts* besseres zu wissen sich unterfängt, *sich die Aethiopen* am Obernil für die homerischen *aufbinden*; und *wir* selbst mögen nachdenken, *wie* Poseidon Odyss. V, 282. 380 auf dem Wege vom Ober-Nil nach Aegä so weit ostwärts zu den Solymerbergen ausweichen konnte. Ehmals fühlte er doch bey Virgils Aen. VII, 286 diese Unschicklichkeit, und liess, sie zu heben, den Gott von den südlichen Aethiopen über die Elymerberge oder den sicilischen Eryx zurückkehren. Als aber in den Myth. Briefen I. p. 177 seine Unkunde der östlichen Aethiopen und des homerischen Siciliens, wie im deutsch. Museum 1780, 2 St. p. 241, von neuem gerügt worden war; gab er in der letzten Ausgabe die Elymer auf, und wollte nun selbst schon lange bey Strabo die weit verbreiteten Aethiopen, die hier *im östlichen Asien jenseits der Solymerberge* wohnen, bemerkt haben. Was bewog ihn denn, seine schon längst gemachte richtige Bemerkung jetzt dem vollständigen Auszuge aus Homers alten Erklärern zu misgönnen, und dafür die jüngsten astronomischen Grillen, die er selber verwirft, aufzutischen? Warum beym Homer einen wichtigen Satz der homerischen Geographie verhehlt, den er beyläufig beym Virgil ἑκὼν ἀέκοντί γε θυμῷ als wahr einräumte?

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 10. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir sagten, die astronomischen Grillen verwirft Hr. *Heyne* jetzt selbst. Dass er sie vormals nicht verwarf, wollen wir aus den *Myth. Briefen* I, 4. p. 27 in Erinnerung bringen. „Homer, heisst es „dort, lässt die Götter zwölf Tage bey den Aethio-„pen ostwärts am Oceanus schmausen. Hr. H. (*comm.* „*de fab. Hom.* p. 53), über die *commenta* der Gram-„matiker handschlagend, vermuthet *ein altes Philoso-„phem der zwölf Monate*, da die Götter, d. i. die Son-„ne, über den zwischen uns und dem südlichen Erd-„kreise geglaubten Ocean, *zur anderen Hemisphäre*, „nicht eben auf zwölf Monate, aber doch für den „Winter gingen. *Zwölf Monate*, und eine *Erdkugel*, „schon vor Homer! Und dieses so wichtig angekün-„digte Philosophem ist gleichwohl dem Macrobius (*Sat.* „I, 23) entwandt worden." Man erwartet gewiss von Hn. *Heyne* das aufrichtige Bekenntniss, er selbst habe sich einst mit astronomischem Grillenfange beschäftigt, aber jetzt das Spiel aufgegeben. Er hütet sich wohl. Sein College *Gatterer* und *Costard* mögen zur Schau stehen, und die Stoiker mit ihren *subtilioribus argutiis*, die er bey Macrobius (*Sat.* I, 23) nachweiset: das ist, in derselbigen Rüstkammer, aus welcher Hr. *Heyne* selbst sein spitzfindiges Fanggeräth mit verschwiegenem Dank abholte.

Hn. *Heynens* ungrammatische Erklärung von Il. I, 423, dass Zeus den Vater Okeanos in seiner Wohnung bey den Aethiopen besucht habe, führt die Frage herbey: Wo denkt sich Hr. *Heyne* die Wohnung des Okeanos? Wenn der Herrscher des Weltstroms, wie andere Stromgötter, in seiner felsigen Quellgrotte wohnte (Aeschyl. Prom. 300); an welchem Ende schienen den Alten des Okeanos Quellen zu entspringen? Bey Il. XIV, 200, wo in der That von einem Besuche des Urvaters geredet wird, antwortet Hr. *Heyne* in der Note: „Der Dichter bestimmt nicht, in „welcher Weltgegend der Palast des Okeanos besucht „werde. *Nicht im Westen; denn* dort ist der Palast der „Nacht und des *Sonnengottes.* Es bleibt die *Südge-„gend übrig:* wohin vielleicht die Aethiopen Il. I, 423 „gehören." An dieser Erklärung mögen die Jünglinge ihren Verstand üben. Der Dichter bestimmt nichts über die Wohnung des Okeanos: sie bleibt also, erwarten wir, unbestimmt, ob im Westen oder Osten oder wo sonst. Nein, hören wir, nicht im Westen; das weiss er bestimmt! Woher denn? Aus Homer gewiss nicht; aber vielleicht, wofern er nicht Eingebungen hat, aus den nächstfolgenden Alten, bey denen Homers geographische Fabeln noch fortdauerten. Ein solches Zeugniss, wenn es gestellt werden kann, wird uns gültig seyn; nur müsste Hr. *Heyne* es nicht stellen wollen, der eine gemeinsame und fortdauernde Geographie des homerischen Zeitalters eben ableugnete. Was sagten ihm denn die nächstfolgenden Alten, warum Okeanos nicht dürfe im Westlande wohnen? Sie sagten ihm, meynt er, die Nacht wohne dort und der Sonnengott. Nun? und deshalb bliebe für den alten Urvater nicht Raum oder Bequemlichkeit? weil etwa die Nachbarin Nacht ihm die Wohnung zu dumpf machte, oder der Nachbar Sonnengott zu schwül? Eher begreifen wir, wie wenig für die Nacht, die allerdings am Westrande hausen muss, der Sonnengott ein Nachbar seyn könne. Das war er aber auch nicht. Schon die *Myth. Briefe* (II, 19. p. 155—160) führen Beweis: dass dem Helios die ältesten Dichter nach Homer einhellig am *Ostgestade* des umkreisenden Weltstroms hinter Kolchis eine anständige Wohnung für sich und die Seinigen gaben, woraus er des Morgens zur täglichen Sonnenfahrt sich aufmachte; und dass erst die späteren auch am Westgestade ein Haus, nicht zum Wohnen, sondern zur Einkehr, bis er von der Schiffahrt um den nördlichen Rand sich ein wenig erholt hätte, ihm einrichteten. Zuverlässig ward Okeanos, am Westgestade zu wohnen, von dem bloss vorbeyziehenden Helios nicht gestört, und eben so wenig von der anwohnenden stillen Matrone Nacht. Und würde er dort gestört, was dann? Dann bliebe, sagt Hr. *Heyne*, die *Südgegend* übrig: wo er ihn gar zu gerne, zum Behuf seiner unglücklichen Worterklärung von Il. I, 423, bey den Aethiopen seiner Alexandriner ansiedeln möchte. Wenn das nicht wäre, so könnten wir ihm auch im Norden und Osten noch übrigen Raum zeigen; und obgleich im Norden nicht mehr, als im Süden, ein Haus für den Okeanos zu finden ist, so liesse doch vielleicht am Ostrande sich eines bey Herodots pontischen Griechen (IV, 8) ausfragen. Aber Hr. *Heyne* bezwinge seine Abneigung vor einer westlichen Wohnung des Okeanos. Nicht Hr. *Voss* in den *Myth. Briefen* und bey *Virgils Landbau* hat sie dorthin gefabelt, sondern die ältesten Dichter nach Homer und die spätesten. Im Westen, sagt Hesiodus (Theog. 282), ward Pegasos *nahe den Quellen des Okeanos* geboren. Dort aus einem silberhellen und himmelstützenden Felsberge (Theog. 775 bis 791)

791) entspringt der Weltstrom, der neun Theile seines Gewässers um die Erdscheibe rollt, und nahe bey seiner Quelle in das vertiefte Mittelmeer stürzet, indess der zehnte Theil durch das untere Geklüft in das Schattenreich als umzingelnde Styx hinabrieselt. Nach der Meynung der Alten wird dieser Silberfels von Homer Odyss. XXIV, 11 Λευκάς, *der schimmernde*, genannt, durch welchen, wie Hesychius meldet, der Okeanos stürzen soll. Bey der westlichen Himmelspforte, wovon in den Myth. Br. I, 27 geredet wird, erkennt Pindar (Fr. LXIX. Schn.) die Quellen des Okeanos, und mit ihm *Lucian in Tragop.* 91. Dort dachte auch Aeschylus (*Prom.* 300) Okeanos Quellgrotte am westlichen Gestade des Greifenlandes (*Myth. Br.* II. 16—19). Nach dem westlichen Kampfe gegen die Titanen oder späteren Giganten (*Myth. Br.* II, 32) in dem Lande Tartessus, spülte dort Pallas Athene, wie Kallimachus (*Lav. Pall.* 10) singt, ihre Streitrosse in den Quellen des Okeanos. Auch bey Quintus X, 195 erlegt Perseus die Medusa an dem Ende der Welt, wo die Sterne sinken, und die Quellen des tiefströmenden Okeanos sind. Bey demselben III, 745 führt zur elysischen Insel am Westrande der Weg über des Okeanos Fluten und die Felsgrotte seiner Gemahlin Tethys; wo also auch Zeus XII, 136 die Urältern besucht. Bey Statius (Theb. III, 409) wäscht der Sonnengott an dem hesperischen Gestade sein goldenes Haar in der Quelle des Okeanus. Und Silius XIII, 554 setzt, wie Quintus, die elysischen Gefilde jenseit dem Okeanus, *dem heiligen Quelle benachbart.*

Kürzer werden wir mit anderen geographischen Entscheidungen uns abfinden dürfen. Im Excurs bey Il. XVIII, 478, wo jene launige Geschichte, wie die Beschreibung des Schildes in die Ilias gerathen seyn könne, erzählt wird, äussert sich Hr. *Heyne* (p. 588-590) auch über die *Ründe der Erde und des einschliessenden Stroms Okeanos;* ohne gleichwohl zu sagen, woran er diese Meynung der Alten als älteste oder homerische erkannt habe. Wahrscheinlich versteht er die *Scheibenründe*, ungeachtet er sich etwas dunkel ausdrückt: „Die *Hemisphäre* war so vorgestellt, dass „auf derselbigen Fläche zugleich Tag und Nacht, Sonne und Mond vorkamen." Denn bey Il. XVIII, 481 Obs. wundert er sich, wie man auf der Fläche des Schildes eine bereits von Homer gekannte Erdkugel mit Zonen geahndet habe; auch scheint ers bey Il. VIII, 13 Obs. nicht zu billigen, dass dort Spätere den Tartaros auf die entgegengesetzte Hemisphäre deuteten, und den Begriff einer kugelförmigen Erde hineintrugen. Sehr wohl; hätte er nur angezeigt, wer vor der Vossischen Abhandlung im deutschen Museum 1790 Homers Erdscheibe sammt dem ringförmigen Strome Okeanos ausser Zweifel gesetzt, oder wo im Homer diese Vorstellung am Wege liegt. Er selbst in seiner gepriesenen Abhandlung *de fabulis Homericis* von 1777, die er auch jetzt nicht zu bereuen im Excurs zu Il. VIII, 18 bekennt, fand ja, wie wir gesehen haben, bey Homer schon eine *Erdkugel* mit zwey durch ein *Oceanmeer* geschiedenen *Erdkreisen*, sammt den *zwölf Monaten* der späteren Sternkunde, und alles dieses schon in symbolischer Sprache des grauesten Alterthums angedeutet. Auch sein Kampfsieger in der homerischen Geographie wusste noch im Jahr 1788, da seine Geographie der Argonauten gekrönt, und von Hn. *Heyne* den Forschern des alten Okeanos zum Leitstern empfohlen ward, über die Gestalt der *Erde* nichts, und über den umringenden Okeanos *viel wunderliches*, womit schwerlich die Scheibengestalt zu vereinigen war. Denn ründe uns einer das folgende Bild des Hn. *Schönemann* (p. 22 etc.): Oceanus heisst im Osten der Euxinische Pontus, der nordwärts über Kleinasien und das geschmälerte Thracien bis an die Westseite von Epirus und Peloponnesus (p. 63) reicht; dann folgt der westliche Oceanus, oder das tyrrhenische Meer um Circeji, welchem der südliche Oceanus ausserhalb Libyen sich anschliesst, und ostwärts in der Gegend des kaspischen Meers mit dem Pontischen zusammenläuft! Es versteht sich bey jenen Preiskämpfern, dass die Länder wie auf unseren *Karten* aussehen, und nur an den Enden so gestümpft werden, wie etwa auf der homerischen Karte bey *Blackwell*. Ja auch dieser nach Gutdünken hingegossene Oceanus, der ein utopisches Meer, durchaus kein homerischer Weltstrom ist, entsprang aus Hn. *H.* eigenem Kopfe, dem geheimnissvollen Urquell *aller* alterthümlichen Wissenschaft. Denn im *Excurs I zu Virgils* Aen. VII zieht er seinen *Oceanus*, dessen Begriff aber schon vor Homer geschwankt haben soll, von Circe's Insel hinter Sicilien *bis* zum Norden herum, und bringt die Argonauten von Kolchis in diesen seinen Okeanus entweder durch den Tanaïs oder den Ister: beide dem Homer unbekannte Ströme, wovon der letzte in den wahren Oceanus nicht einmal führen konnte. Stolz auf eine solche Erfindung wendet er sich in der neuesten Ausgabe an den Leser: „Erinnere dich, dass dieses von mir schon in der ersten „Ausgabe, und folglich vor dem Jahr 1775, geschrieben worden ist; damit du erkennest, dass ich mir „gleich bleibe." Gleich bleibt er sich allerdings im Wechsel der ungleichsten Behauptungen, die ohne Zwist in demselbigen Gehirn aus und eingehen, oder wie unbekannte Hausgenossen neben einander wohnen. — Bey Il. VIII, 479, in der Note zu πείρατα γαίης καὶ πόντου, *Grenzen des Landes und des Meers*, steht er unschlüssig zwischen beiderley Ansichten: ob πόντος das *äussere Meer* sey, welches gewöhnlich mit dem Namen *Okeanos* bezeichnet werde (*plerumque per Oceanum declaratum!*), oder das innere Meer, wie anderswo; beides lasse sich, meynt er, vertheidigen. Bey Il. XXIII, 71—74 ist ihm in der Note der Okeanos zwar wieder ein *Strom*; aber nun vollends — man denke! ein *Strom der Unterwelt*, über welchen die Todten erst nach der Bestattung kommen. In der Observation V. 74 betrachtet er diesen hemmenden *Strom vor dem Hause des Aides* (*ante domum*), und macht aus, der Strom werde zwar nicht genannt, doch sey er ohne Zweifel (*nec tamen dubito*) — der *Okeanos*: wenn auch die Stellen der Odyssee X und XXIV nicht

einstimmen, und ihm kein ganz deutliches Bild der Gegend darbieten. Wie konnte er, gegen seinen Grundsatz, hier andere Homere zu Rathe ziehen? Wie, bey vorschwebender Unähnlichkeit oder Undeutlichkeit, für den hiesigen Homer aus den dortigen so zuversichtlich den Namen Okeanos herausgreifen? Die Undeutlichkeit wird, hoffen wir, durch unsere Erklärung ihm verschwinden, und mit ihr die Unähnlichkeit. Odysseus fuhr (Odyss. X, 508 ff.) durch die Einströmung des Okeanos nach der kimmerischen Nachtseite so weit, als die Vossische Welttafel zeigt; am niedrigen Gestade des Okeanos gieng er in die Todtenkluft hinab, bis wo die bekannten Höllenströme sich mischen; (S. *Voss* bey Virg. Lb. IV, 480); dort schweifte diesseits der noch unbestattete Elpenor; und eben daselbst Il. XXIII, 71 die Seele des Patroklos.

Zwischen zwey ungleichen Schlüssen so in der Mitte zu stehen, dass man im Nothfall nach dem einen oder dem andern hinlangen kann, mag behaglich genug seyn; noch behaglicher, zwischen zwey verschiedenen Arten des Schliessens sich hin und her zu wiegen. Bald ist Hn. *Heynens* Grundsatz: So viel Köpfe der homerischen und nächstfolgenden Zeit, so viel besondere Meynungen von der Welt; daher sich über Homers fabelhafte Geographie allerley vermuthen, nichts ausmachen lässt. Bald nimmt er mit uns durchgehende Vorstellungen jedes Zeitalters an, nach welchen er, bey Homer eine westliche Wohnung des Okeanos oder eine östliche des Helios zu vermuthen, eben so bestimmt untersagt, als er bestimmt die spätere Kugelgestalt der Erde, und alle Neuerungen des Weltstroms Okeanos, abweiset. Glaubt man, nun halte er festen Fuss, schnell flattert er wie ein Zephyr zu seiner wankenden Blume zurück. So schwebt er wieder bey Il. VIII, 13 und 478, wo er in den Noten die Erklärung des *Tartaros* mit gefälliger Leichtigkeit umspielt. An der ersten Stelle sollen wir bloss denken, was dasteht, dass der dortige Homer im Westen sich den Eingang zum Schattenreich und zu dem darunter sich erstreckenden Tartaros gedacht habe; und an der zweyten wiederum nur, was der dortige Homer denkt, dass im Tartaros, wohin ein Weg im Westen *aus dem Okeanos* (Wo steht das?) hinabführe, die eingekerkerten Titanen weder Sonne noch Luft haben. Jener Tartaros bleibe für sich, und dieser für sich. „Denn, sagt Hr. *Heyne*, aus einer Stelle in die „andere etwas hineintragen, ist misslich: weil ja die „Poeten kein durchgehendes und mit sich selbst bestehendes Fabelsystem haben, und die homerischen „Lieder mit anderen Erdichtungen späterer Rhapsoden „untermengt sind; vollends aus dem Hesiodus andere‟ (vermuthlich, dass es im Tartaros stürmt) „dem „Homer beymischen, ist noch misslicher und willkürlicher. Daher kommts, dass jeder Ausleger nach seinem Belieben andere und verschiedene Dinge hinstellt, aber nichts beybringt, wobey sich alle beruhigen.‟ O der erwünschten Ruhe, wenn keiner hinfort mit dem Unerklärbaren sich und andere beunruhigen will, sondern alle dem Ausspruch eines Untrüglichen sich gläubig vertraun! Möchte doch bald ein neuer *Hermann* (der vorige soll dem Hn. *Heyne* entronnen seyn) den Wink auffassen, und uns, statt der vormals zusammengewinkten *Fabeln Homers und Hesiods*, dieselbigen in *Fabeln der älteren und jüngeren Homere und Hesiode* aus einander gewinkt wiedergeben! Dann eben so vereinzelt die folgenden Fabeln bis zu den spätesten herab, die ja nicht als Volksmeynungen ihrer Zeitalter im Zusammenhang, nein als besondere Erfindungen jedes müssigen Kopfes, und als durchaus widerwärtige, alle mit allen streitende, zu behandeln sind! Welch ein System von unverträglichen Hirngespinnsten wird hervorgehen, welche organisirte Anarchie, welche sichtbare Finsterniss, indem der erhabene Wink, wie ein elektrischer Blitz, das Chaos zugleich aufrüttet und erleuchtet! Natürlich wars, dass bey solcher Einsicht Hr. *Heyne* in der Observation Il. VIII, 13 seine vom Hn. *Voss* (Virg. Lb. IV, 337) sanft berührte Einmischung des platonischen Tartaros zurücknahm. Weniger natürlich, dass seine Observation bey Il. VIII, 480 Homers Tartaros ohne Sonne und Wind (der allein mit dem stürmischen des Hesiodus zu vergleichen war) mit Pindars ewig besonntem Sitze der Frommen in der Unterwelt (κατὰ γᾶς, Ol. II, 107), und diesen unterirdischen Sitz wieder mit Pindars Seligeneiland im wehenden Okeanos (V. 129) verglich, ja noch Virgils ungleichartigen Tartarus (Lb. I, 36. S. *Voss*), hineinmengte.

Solche Beweise von Wankelmuth lassen voraus ahnden, wie der Sacherklärer mit dem homerischen *Olympos* umgehen, oder vielmehr umspringen werde. Denn wirklich macht sein Excurs darüber bey Il. I, 494 des Hin- und Herspringens so viel, dass ihn zu fassen kein geringes Stück Arbeit ist. Etwas geordnet und in Kürze gedrängt, enthalten die Collectaneen diess. Zuerst verheisst Hr. *Heyne*, von dem Olympos uns einmal für allemal zu unterrichten. Er thut es in der Folge noch oft; und wir werden sehen, ob er den ersten Unterricht immer befestige. Indem er darauf über die Lage und Gestalt des Berges Olympos, und über die Volksmeynung, dass die Götter auf hohen Bergen entweder wohnen oder verehrt seyn wollen, Volborths *Disputatio a.* 1776 *apud Nos habita*, die doch nicht lauter wesentliches enthalte, und seine eigene *Commentatio* von dem Pierischen Musendienst auf dem Pindus, in Erinnerung bringt, streuet er folgende Lehren aus: „Der Berg Olympos, höher „als alle benachbarten, und *stets mit Nebel und Gewölk umzogen*, ward von den Pieriern dem Zeus, „dessen Altar auf der Spitze stand, und zugleich den „Göttern als Wohnort geheiliget und besungen. Von „diesem Berge entlehnten die homerischen Lieder „manchen Ausdruck, um die *Wohnungen der Götter*‟ (die also bey Homer nicht immer auf dem Berge sind) „zu bezeichnen: als der *vielhauptige* Olympos, der „*vielgewundene*, der *beschneiete*. Die Sage, dass auf „dem Gipfel kein Wind wehe, scheint die Beschreibung des windstillen Olympos Od. VI, 42–46 ver-

„an

„anlafst zu haben." Wir fetzen fie her, weil fie nicht Windftille allein beweifet:

Zu dem Olympos empor, dem ewigen Sitze der Götter,
Sagen fie: den kein Sturm noch erfchütterte, nie auch der Regen
Feuchtete, oder der Schnee umftöberte; Heitre beftändig
Breitet fich wolkenlos, und hell umfliefst ihn der Schimmer.

Dafs die Heiterkeit der Berggipfel über der Wolkenhöhe den Schnee der unteren Strecke gar wohl zuläfst, und daher der *befchneite Olympos* nicht, wie Hr. H. bey Il. I, 420 meynt, diefer Schilderung widerfpricht: bedarf kaum einer Erinnerung. Weiter lehrt der Excurs: „des Berges Haupt (oder Obertheil, Il. XX, 5) hat mehrere Gipfel. „Auf dem höchften „der Gipfel *fitzt* manchmal Zeus, Il. I, 498." (Bald darauf wird auch im Vorbeygehen eingeräumt, er *wohne* dafelbft.) „Aber die übrigen Götter *wohnen* in verfchiedenen Theilen des Gebirgs, Il. XVIII, 186. „XX, 4. Da nun der Berg einmal für den Wohnort „der Götter gehalten ward, fo fchmückten ihn die älteften Dichter auch mit einer *Regia* der Götter." Was will Hr. *Heyne?* Auf dem Berg Olympos wohnte ja Zeus, und umher feine Mitgötter: er felbft als König auf der höchften Kuppe, weiter hinab die andern. Was foll nun bey diefem Königspalafte noch ein befonderer? Diefs begreift keiner ohne Literaturgefchichte. In den Mythol. Briefen I, 21 p. 135 ward die Heynifche Lehre, an einigen Stellen Homers wohne Zeus fammt den oberen Göttern *in einem gemeinfchaftlichen Palafte*, gerade mit ihrer Beweisftelle Il. XI, 76 widerlegt, und dagegen gezeigt, dafs die beftändig *in verfchiedenen Häufern* des Olympos umher wohnenden Götter nur zu Rath und Schmaus in des Königes Palaft auf dem höchften Gipfel fich verfammelten. Hr. *Heyne* läfst die *gefonderten Wohnungen* der olympifchen Götter ftehen; zaubert fich aber dazu noch eine ganz wunderbare, in der beftrittenen Stelle Il. XI, 76 ihm allein erfchienene *Regia deorum*, συνοικία oder *Gemeinwohnung:* in welcher, damit jene *gefonderten Wohnungen* unbewohnt bleiben, er die fämmtlichen Olympier mit einander Tag und Nacht zu herbergen befchliefst.

Weil Zaubergeftalten fich am natürlichften im Dunft ausnehmen; fo benebelt uns Hr. *Heyne*, bevor feine homerifche *Regia* fich darftellt, mit einer geheimnisvollen Vorkehrung, wobey er die namlofen Geifter der älteften Dichter anruft. Wir müffen die grauliche Weihe unabgekürzt wiederholen. „Ausgefchmückt haben die Geifter der älteften Poeten den „Berg Olympos, da er einmal für den Sitz der Götter war gehalten worden, und eine *Regia* (einen Herfcherpalaft) auf demfelben angelegt: und zwar *im Anfang* fo, dafs fie die *Regia* auf dem Berg, oder „einem Theile des Bergs, oder über dem Berge in den „Wolken, im Himmel, anlegten; *bald* aber, ohne auf „den Berg einige Rückficht zu nehmen, die in den „Wolken und im Himmel angelegte *Regia* der Götter „mit dem Namen Olympos benannten. Im Anfang, „fagte ich, haben fie die *Regia* der Götter *auf dem „Berge* angelegt, zuweilen auch *über dem Berge in „den Wolken* und im Himmel; und hierin find fie „mannigfaltigen Phantasmen (*phantasmata*) und Vorftellungen der Dinge und der Oerter gefolgt. Aber „jetzt handeln wir vom Homer." Indem uns die Sinne vergehen, entfallt dem Hn. *Heyne* felbft, was er abhandeln wollte: dafs bey Homer, aufser den vorher nachgewiefenen Wohnungen der einzelnen Götterfamilien, noch ein gemeinfamer Palaft für alle zu finden fey. Er meldet uns treuherzig Il. XI, 76 heifse es, *auf dem Berge und deffen Höhen und Thälern* feyn Wohnungen für die Götter gemacht worden. Einzelwohnungen alfo, die er im Vorigen fchon abhandelte! Oder foll *aedes* ein Palaft feyn, deffen Wohnzimmer durch mehrere Höhen und Thäler *fich ausbreiteten*; weil etwa Hr. *Heyne* nicht blofs für die zwölf grofsen Götter, wie ehemals (Virg. Aen. X, 1. ed. 3), fondern für hohe und niedrige fich Raum fchaffen mufs. So habe er denn einen Widerfpruch mit fich felbft weniger, und in dem räthfelhaften *Ausdrucke* fey nur eine ungeheuere, durch mehrere Höhen und Thäler bergauf und bergab gehende Gemeinwohnung zu verftehn! Denn wirklich in der Note zu Il. XI, 76 erklärt fich Hr. *Heyne* beftimmt für eine Gemeinwohnung: „Wie in der Könige Häufern mehrere Häufer „oder Hütten (*cafae*) innerhalb deffelbigen Hofes waren; fo waren auf dem Olympos (worüber diefer Excurs nachzulefen ift), aufser dem gröfseren Haufe „des Zeus, noch Nebenhäufer für die übrigen Götter." Auch bey Il. I, 535 und 606 giebt er feine Vorftellung, dafs die Götter aus dem Saale des gröfseren Haufes in die Schlafkammern ihrer um den Vorhof ftehenden Häuferchen zur Ruhe gehen. Selbft Hephäftos bewohnt ihm Il. XVIII, 376 ein Nebenhäuschen innerhalb der Ringmauer, und, was wir für fein Befuchzimmer hielten, das ift der grofse Saal *im Herrenhaufe* des Zeus. Aber wenn Hr. *Heyne* in diefen drey Stellen eine Gemeinwohnung der Götter zu finden wufste: fo begreifen wir kaum, warum er nicht jene doch leer ftehenden Einzelwohnungen ganz fchleifte, und Il. XVIII, 186. XX, 5, *die den Olympos umwohnenden*, oder *auf dem Haupte des Olympos wohnenden* Götter ebenfalls in einer gemeinfamen über Höhen und Thäler fich ausdehnenden *Regia* zufammenfafste.

(Die Fortfetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 11. May 1803.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Brummer: *Einige Lehren und Warnungen für unser Zeitalter*, in Predigten von D. *Joh. Gottl. Marezoll.* 1801. Erste und zweyte Hälfte. VIII u. 619 S. 8. (2 Rthl.)

Dafs der Verfasser dieser Predigten zu den geistvollesten und beredtesten Kanzelrednern gehöre, auf welche unser Vaterland stolz seyn darf, ist schon längst anerkannt, und diese Sammlung bewährt es von Neuem. Ueberall ist eine zweckmäfsige, den Zeitbedürfnissen angepafste Auswahl der Materien mit lichtvoller Anordnung, welche nicht durch viele Unterabtheilungen zerstreut; überall Bestimmtheit und Klarheit der Begriffe mit Fafslichkeit und herzeindringender Wärme, ernstvolle Würde des Ausdrucks mit edler Einfachheit gepaart; überall der in vielen Predigten, auch sonst vorzüglicher Redner, so häufige Fehler lästiger Wiederholung und ermüdender Weitschweifigkeit mit glücklicher Sorgfalt vermieden worden. Schon dieser seltene Verein homiletischer Vollkommenheiten bringt dem kundigen Leser die in ihrer Art einzigen Predigten des verewigten *Zollikofer* ins Andenken zurück, nach dessen Muster sich *Marezoll* in früheren Jahren bildete; noch mehr aber zeigt die helle, von dogmatischen Vorurtheilen entfesselte Denkungsart, der ächte, überall sichtbare Sinn des wahren Protestantismus und die belebenden Aeufserungen des sittlichen und religiösen Gefühls, dafs der Geist jenes weisen Lehrers der Religion ganz auf diesem Lieblingsjünger ruhe. Der Stoff der Predigten ist durchaus entweder aus dem Gebiete der christlichen Moral, oder zugleich aus dem Felde der Erfahrungen hergenommen, welche Zeitumstände und Localverhältnisse darboten. Dafs man hier nicht auf alltägliche Themata stofse, versteht sich bey einem solchen Redner von selbst, und die Anführung weniger Hauptsätze wird es bestätigen. Gleich die erste Predigt behandelt, nach Pf. 95, 6—8, das für Kopenhagen damals gewifs höchst interessante Thema: *Die Stimme der Religion an unser glückliches, vom Sturme der Zeit verschontes Vaterland.* Aus Luc. 22, 25—36 werden einige *Betrachtungen über Landplagen* hergeleitet. *Dafs das Loos der Menschheit nicht so traurig ist, als es bey dem ersten Anblicke zu seyn scheinet*, wird nach Phil. 2, 8—11 gezeigt. *Wie wir die jetzige grofse Gährung in der Religion zu beurtheilen haben, wenn sie uns nicht zum Anstofse gereichen soll*, nach Matth. 16, 13—16. *Die Tugend der Häuslichkeit*, nach 1 Thess. 4, 11. *Woher es komme, dafs man in unseren Tagen die öffentliche Gottesverehrung immer mehr vernachlässigt*, nach Apostelgesch. 24, 24—25. Ueberhaupt hatte der würdige Vf., wie er selbst in der Vorrede sagt, bey allen diesen in einem Zeitraume von vier Jahren gehaltenen Predigten den Zweck, seine Zuhörer auf das Eine Nothwendige, auf das, was in dieser unserer Zeit zu unserem Frieden dienet, nachdrücklich hinzuweisen; und diefs suchte er besonders dadurch zu bewirken, dafs er sie zum ernsthaften Nachdenken über gewisse Pflichten und Fehler, über gewisse moralische Wahrheiten und Erscheinungen ermunterte, welche in unseren Tagen eine vorzügliche Wichtigkeit behaupten. *In unseren Tagen;* und in dieser Hinsicht verdient vorzüglich die 14te Predigt: *Warum so viele Menschen das Böse gut und das Gute bös nennen, aus Finsternifs Licht und aus Licht Finsternifs machen*, die 16te über die *Selbstsucht*, die 17te über die *ausschweifende Begierde nach neuen Dingen* und mehrere des zweyten Heftes ausgezeichnet zu werden, welche in gleichem Grad einen psychologischen Scharfblick, als einen Reichthum von Weltkenntnifs und Erfahrungen an den Tag legen. Vor allen zogen uns drey Predigten an, welche gewissermafsen ein Ganzes bilden, und deren Vergleichung mit ähnlichen Predigten, welche den in verschiedenen Ländern so verschiedenen Zeitgenius verriethen, sehr lehrreich werden könnte: die 21ste, *Buchstabe und Geist in Beziehung auf Religion*, 2 Cor. 3, 6. die 22ste, *der Geist des Protestantismus*, 2 Cor. 3, 6 und die 23ste, *wie wir die Wohlthat der Reformation beurtheilen und benutzen müssen, wann uns der ächt protestantische Geist beseelen soll*, 2 Cor. 3, 6. Welcher Geist in diesen Predigten wehe, und wie sehr der Vf. Energie und Nachdruck der Sprache in seiner Gewalt habe, ohne zu dem zweydeutigen Mittel so mancher neueren Predigtsammlungen, den sogenannten Kraftausdrücken, seine Zuflucht zu nehmen; das wird man schon aus Einer, obwohl kurzen, Stelle beurtheilen können, womit wir diese Anzeige endigen: „Wem diese Einsichten zu „Theil werden sollen, der mufs sich vor allem blinden, ihm auf irgend eine Art blofs aufgedrungenen „Glauben hüten, und eben darum nach der Vorschrift „des Apostels richten: Prüfet alles und das Gute behaltet! Dasselbe thaten auch die Reformatoren. Sie „bedienten sich ihrer menschlichen und christlichen „Rechte, und waren daher befugt, alles selbst zu prüfen. Sie prüften nach ihrem besten Wissen und Gewissen, behielten bey, was sie als wahr, als gut, als „nützlich erkannten, und verwarfen freymüthig, was „sie mit dem Zwecke und Inhalt der Religion nicht „zu vereinigen wufsten. Sie gingen von dem Grund-

„satz aus, *wo der Geist des Herren*, der Geist des Christenthums ist, da ist *Freyheit*, Denkfreyheit, Glaubensfreyheit, Gewissensfreyheit; und wo diese Freyheit nicht nur den Worten, sondern der Wirklichkeit nach Statt finden soll, da müssen Vernunft und Schrift die einzigen Quellen unserer Erkenntniss und Ueberzeugung, da muss man nicht an willkürliche Deutungen, nicht an kirchliche Gebote, nicht an die Machtsprüche herrschsüchtiger Menschen gebunden seyn. — Sie hatten dem Geiste der Wahrheit gehuldiget, und mussten folglich auch den Geist, der allein zur Wahrheit führen kann, den Geist der Prüfung haben. Und diesem Geiste sollten auch wir huldigen die wir die Wohlthat der Reformation zu benutzen wünschen; wir alle ohne Unterschied, wess Standes wir auch seyn, und welchen Beruf wir immer treiben mögen" u. s. w.

Cassel, in d. Griesbach. Hofbuchh.: *Leichenpredigten*, grossentheils bey besondern Veranlassungen gehalten, von *Herrmann Friedrich Rehm*, Metropolitan der Classen und Prediger zu Waldkappel, Friemen und Rechtebach. 1801. 172 S. 8. (12 gr.)

Eine gute Wahl der Texte und Themen, eine leichte, natürliche Eintheilung und Anordnung der Materialien, eine fassliche, ziemlich fliessende Sprache sind bey geläuterten Religionsbegriffen und einer reinen Sittenlehre, die Vorzüge dieser kleinen Sammlung von Gelegenheitspredigten; denen aber ein tieferes Eindringen in die behandelten Materien, eine lebhafte Darstellung der Veranlassungen, die Erweckung eines stärkern Interesse an den vorgetragenen Wahrheiten fast gänzlich fehlet. Wir wollen nur das Lob der zweckmässigen Wahl der Texte und Themen mit einigen Beyspielen belegen, da wir die übrigen Vorzüge, und die Mängel nicht ohne zu grosse Weitläuftigkeit beweisen können. Bey dem Begräbniss zweyer Personen, welche kurz hinter einander an einer herrschenden Seuche starben, redet der Vf. einmal über Sirach. 7, 39. *Von dem christlichen Verhalten bey Todtkranken*; das andremal, über Hebr. 6. 11. *von dem christlichen Verhalten bey anhaltenden Schrecken des Todes*. Bey dem Tode zweyer sehr wohlhabenden Personen, welche lachende Erben hinterliessen, finden wir das erstemal einen Vortrag über Ps. 40. 17. 18. *Was wir zu thun und zu lassen haben, wenn durch den Tod eines Begüterten Jemand in Wohlstand erhoben wird*; das zweytemal über Ps. 16. 6. *Vom christlichen Verhalten froher Erben einer ansehnlichen Erbschaft*. — Am wenigsten zufrieden kann man mit der ersten Predigt seyn, welche über einen Text gehalten ist, der beynahe das Gegentheil des Hauptsatzes ausdrückt. Ueber Philipp 1. 23. 24 soll nämlich gezeigt werden: *Es könne Gott nicht missfällig seyn, dass selbst der Redliche ungern stirbt*. Paulus wünschet ja aber in dieser und [illegible]ndern Stelle zu sterben, und erklärt, dass er [illegible] Pflichtgefühl ein längeres Leben mit Zufriedenheit ertrage. Ueberdiess aber bleibt nicht nur durch die ganze Predigt der Begriff: *ungern sterben* sehr schwankend, sondern es sind auch die Ursachen, warum der Redliche den Tod nicht gerne sehen soll, nach des Vfs. Angabe keine andern, als warum der Sinnliche den Tod scheuet, weil er 1) das Leben, 2) die Welt, 3) seine bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse liebet. Und wenn der Vf. mehrmals geradezu behauptet, es sterbe niemand gern, und *es solle* niemand gerne sterben, wie verträgt es sich *denn* damit, dass er in der zweyten Predigt meynet: Man solle einem Redlichen bey seinem frühzeitigen Tode Glück wünschen?

Altona, in Comm. b. Hammerich: *Christliches Andachtsbuch für die Neujahrsfeyer und die Confirmationshandlung*, zum häuslichen Gebrauch ächter Religionsfreunde aus der gebildeten Volksclasse, bearbeitet von *Franz Adolph Schröder*, Stadtprediger in Oldenburg in Holstein. 1802. XVI, VI u. 214 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieses Andachtsbuchs, der schon durch andere katechetische und ascetische Schriften seinen Eifer für reine Religionserkenntniss, und lautere religiöse Gesinnung und Thätigkeit bewährt hat, sucht hier der mittlern und gebildeten Volksclasse gesunde Lebensphilosophie und ächtchristliche Rechtschaffenheit, durch Anknüpfung ihrer Grundsätze an *besondere* Verhältnisse und Zeitumstände, zu empfehlen, *und* liefert daher hier Betrachtungen *für die Neujahrsfeyer* und *Confirmationsfeyer*, denen ähnliche für *das Hochzeitsfest*, *die Abendmahlsfeyer*, *des Todes Gedächtniss*, und *vermischte Andachten* (warum nicht auch für *die Feyer der Taufe* und *der Beichte*?) nachfolgen sollen, wenn der Absatz dieser Probe ihn dazu ermuntern wird. Rec. darf nach dem Eindruck, welchen die Lesung dieser Betrachtungen auf ihn gemacht hat, überzeugt seyn, dass der Vf. seinen Zweck nicht verfehlen werde, und wünscht daher auch die Erscheinung der angekündigten Fortsetzung, die auch Predigern, deren so manche um Stoff und Einkleidung ihrer Vorträge bey solchen Veranlassungen verlegen sind, zur Benutzung empfohlen werden kann. Die religiösen Grundsätze des Vfs. sind richtig und geläutert, seine Gefühle warm und edel, und sein Ausdruck, etwas Weitschweifigkeit und einige nicht ganz angemessene Bilder abgerechnet, herzlich und würdig. Die hier im ersten Abschnitt: *die Neujahrsfeyer*, enthaltenen Betrachtungen betreffen, ausser einer Einleitung über die Würde des Menschen und Christen, und über die Wichtigkeit des ersten Jahrstages, welche unter den übrigen gerade die am wenigsten gehaltreiche, aber desto wortreicher ist, folgende Gegenstände: *Der hohe Werth eines jeden wohlangewandten Tages: die Klage mancher Menschen über schlechter werdende Zeiten ist höchst ungegründet, und zugleich ist sie eine wahre Versündigung: Gedächtniss des ersten Tages im neunzehnten Jahrhundert*, (worin auch die Form der Predigt am meisten beybehalten ist, und für ein Andachtsbuch von allgemeinerer Bestimmung zu viel Individuel-

duelles über die Verhältnisse der Gemeine des Vfs. vorkommt:) *Erhebung des Herzens zu Gott in Lobpreisungen und Wünschen am 1. Januar* 1801 (ein herzliches Secular gebet, dem anhangsweise noch aus der deutschen Nationalzeitung die Nachricht von der Secularfeyer zu Waltershausen beygefügt ist.) Die im folgenden Abschnitt über *die Confirmationsfeyer* mitgetheilten Betrachtungen sind vom Vf. zur Belehrung von verschiedenen durch ihn in der Religion unterrichteten Jünglingen des Mittelstandes am Tage vor ihrer Confirmation vorgetragen, und seinen Zöglingen zum Andenken schriftlich mitgetheilt worden, und sind als Uebersichten der Resultate des ertheilten Unterrichtes, und als Ermahnungen zur weitern Beherzigung und Anwendung desselben, ganz zweckmässig. Dass nicht mehr von dem reichhaltigem Stoff zu Betrachtungen, welchen Religions- und Sittenlehre, Geschichte, Erfahrung, und Lebensklugheit für die Feyer solcher Tage darbietet, hier benutzt worden ist, entschuldigt der Vf. damit, dass er hier nur erst eine Probe liefere, und sein vollständiger Plan noch vier Abtheilungen umfasse, in welchen das, was man etwa in diesen beiden ersten vergeblich suchen möchte, vielleicht gefunden werden dürfte. Die eingestreuten Liederverse sind nicht immer gut gewählt.

Küstrin u. Leipzig, b. Neumann: *Für Deutschlands Völker und Volkslehrer. Reden und Abhandlungen zur Förderung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit im Staate. Von den vorzüglichsten Kanzelrednern Deutschlands. Erster Theil.* 1802. 31½ Bog. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Auf einem andern Blatte hat diess Buch schlechtweg den Titel: *Revolutionspredigten.* Von *Ammon, Grot, Hahn, Hahnstein, Herzlieb, Löffler, Parisius, Reinhard, Ribbeck, Zollikofer etc. Erster Theil.* Die Schrift ist also nur eine Compilation, worüber der Herausgeber in der Vorrede folgende Auskunft giebt: man habe zwar Sammlungen von Kanzelreden für jede Art von Gegenständen, Festen, Feyerlichkeiten und Veranlassungen; nur habe man die Arbeiten der beliebtesten Redner, welche unmittelbaren Bezug *auf Beförderung der Ruhe, Ordnung und Sittlichkeit der Staatsbürger* haben, noch nicht bey einander; er wolle sie sammeln; und wenn dieser erste Theil Käufer genug finde, so wolle er eine Fortsetzung liefern; *in guter Absicht* (um dieser Waare Debit zu verschaffen?) habe er der Sammlung den Titel: *Revolutionspredigten,* gegeben. Allein dieser Titel ist nicht ganz passend, und ehe man weiss, wer die Verfasser der vorliegenden Predigten sind, wird man etwas ganz anders in dieser Schrift erwarten, als man findet. Es sind keine Reden, die in einem revolutionirten Lande gehalten worden wären; der Herausgeber wird indessen sagen, dass ihre Tendenz sey, vor Revolutionen zu *warnen,* denselben *vorzubeugen,* und die Menschen auf dem Wege vernünftiger Belehrung zur *Zufriedenheit* mit der Verfassung, in der sie leben, und zum *Gehorsam* gegen die Gesetze und deren Vollzieher zu ermuntern; und damit kann man auch zufrieden seyn. Wer also diese Schrift kaufen will, weiss nun, was er darin findet, und Rec. vereinigt gern seinen Wunsch mit dem des Herausgebers, dass diese Reden hier und da als ein fruchtbares Saamenkorn Wurzel fassen und zum Heil der Fürsten und Völker gedeihen und Früchte bringen mögen. — Die Worte: *für Volkslehrer,* auf dem Titel, sollen wohl ein Wink für einfältige Pfarrherren seyn, sich diese Schrift bey Zeiten anzuschaffen, um sich in der Noth daraus Raths zu erholen, wenn sie etwa von der Obrigkeit einen Auftrag bekommen sollten, die Leute zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen.

Augsburg b. Rieger: *Sammlung geistlicher Lieder* bey der h. Messe, an heiligen Zeiten, Festtagen des Herrn, der Jungfrau Maria, und mehrerer Heiligen Gottes. Von *P. Augustin Violland*, des V. Oester. Benedictinerstifts St. Trutpert Kapitularn (Capitular) und wirklichen (wirklichem) Pfarrer in Thunsel. 1801. 212 S. 8.

Eine der misslungensten Sammlungen von geistlichen Liedern, die Rec. im gegenwärtigen Zeitalter nicht erwartet. Hätte doch der Vf. überlegt, mit welchen Sach- und Sprachkenntnissen derjenige ausgerüstet seyn muss, der durch das Vehikel geistlicher Lieder religiöse Tugend befordern will; und unpartheyisch untersucht, ob er im Besitze dieser Kenntnisse sey! Dann würde er es gewiss nicht gewagt haben, Lieder für das Landvolk drucken zu lassen, die weiter nichts als eine gereimte, noch obendrein *erbärmlich* gereimte *Scholastik*, auch eine gute Dosis von Un- und Nichtsinn enthalten. — In den Liedern für die Festtage der Mutter Jesu ist die Litaney von Loretto mit allen ihren grotesken Prädicaten zum Grunde gelegt. Die Lieder von den Heiligen sind in Reimen gebrachte Legenden. Die Legende von der h. Agatha gefiel dem Vf. sowohl, dass er derselben zwey Gesänge widmete, auf deren Kraft, Sinn für Tugend zu erwecken, man aus folgender Stanze schliessen mag:

> *Verschmitzter* Prüfung ausgestellt,
> der Keuschheit Kleinod zu verlieren,
> ward ihr ein Schandweib zugesellt,
> durch Kuplerey sie zu verführen.

Riga b. Hartmann: *Formulare, Reden und Ansichten bey Amtshandlungen* von *Karl Gottlob Sonntag.* 1802. *Erster Theil* 237 S. *Zweyter Theil* 280 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach Rec. Urtheil ist diese Schrift eine der gehaltreichsten, die seit etlichen Jahren auf dem für deutsche Schriftstellerey jetzt so fruchtbaren Gebiete der Liturgie erschienen ist, und ganz des durch seine übrigen ascetischen Schriften schon rühmlich bekannten Vfs. würdig. Zur wörtlichen Benutzung sind freylich die hier mitgetheilten Formulare desto weniger ge-

geeignet, jemehr sie der individuellen Lage des Vf. und der Geistesbildung seiner Zuhörer, ganz den richtigsten Foderungen an den Casualredner gemäfs, angepafst sind, und eine Gemeine voraussetzen, deren Mitglieder mehr für das moralische als das historische Christenthum Sinn haben, bey welcher die Taufen gewöhnlich erst einige Wochen nach der Geburt vor einer zahlreichen Versammlung von Taufzeugen, und im Beyseyn der Mütter in der Wohnung der Aeltern, die Confirmationen erst nach dem 14 Jahre, die Leichenreden im Hause des Verstorbenen und vor dessen versammelten Verwandten und Freunden, zuweilen auch in der geräumigen und luftigen Gemeindegruft, die Trauungen ebenfalls in den Häusern gehalten werden. Der Vf. hat auch bey seinen Reden theils dieser Umstände willen, theils aus Neigung und Grundsätzen, mehr auf das allgemein Einleuchtende und Eindringliche der moralisch-humanen, als auf die Feyerlichkeit der biblisch-religiösen Ansichten und Darstellungen Bedacht genommen, und dadurch gewifs auch, besonders wenn man sich Wahrheit und Herzlichkeit des Tons beym mündlichen Vortrage dazu denkt, auf manchen gebildeten Weltmann vortheilhaft gewirkt, um ihm die Religion als Freundin und Führerin im täglichen Leben, und bey den wichtigeren Veränderungen desselben, ehrwürdig und liebenswerth darzustellen. Einige Blätter zum Andenken an Verstorbene, welchen die Form des Amtsvortrags fehlt, haben in diesen beiden Bänden ihren Platz, theils um der Mannichfaltigkeit willen, theils als Denkmale der Freundschaft erhalten. Ein drittes Bändchen wird mit Beyträgen für Beichte und Abendmahl diese Sammlung schliefsen. Zur Liturgie bey der Taufhandlung liefert der Vf. im ersten Bändchen, *Gebete vor der Taufe*, zum Theil rhythmische Nachahmungen von *Bürde* und *Lavater*, theils Umschreibungen des Vaterunsers, deren auch in den folgenden Taufreden noch mehrere treffliche eingewebt sind, *Darstellungen des Taufformulars*, und zugleich des moralischen Werthes der Kindertaufe für Aeltern, Pathen, und Kind; *das Glaubensbekenntnifs;* nicht das apostolisch-dogmatische, sondern ein moralisch-christliches; *Anreden und Herzenserhebungen nach der Taufhandlung;* kurz und herzlich; dann auch *längere Taufreden*, welche sich durch einen Reichthum mannichfaltiger, zum Theil origineller und bey Taufhandlungen nur selten berücksichtigter Ideen, und den sehr herzlichen, auf Zeitumstände wohl berechneten Vortrag empfehlen. Eben dieses Urtheil gilt von *dem Trauungsformular bey Gebildeteren*, von *den Trauungsreden* und von den *Leichenreden*, welche sowohl in diesem als in den folgenden Bändchen enthalten sind.

* * *

Leipzig, im Magazin f. Literatur: D. *Edmund Goodwyn's erfahrungsmäfsige Untersuchung der Wirkungen des Ertrinkens, Erdrosselns und durch schädliche Luftarten erfolgten Erstickens nebst den wirksamsten Mitteln Scheintodte wieder herzustellen.* Eine Preisschrift. Aus dem Engl. übersetzt von D. *Christ. Friedr. Michaelis.* Neue Ausgabe. 96 S. 8. mit Kupf. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. No. 377.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Cassel,* b. Estienne: *Der Arrestant, oder Zwey in Einer Person.* Eine komische Oper in Einem Aufzuge; aus dem Französischen. Nach der Musik von *della Maria.* 1801. 72 S. 8. Das Original dieser kleinen Oper gehört zu den besten und angenehmsten Stücken der neuern französischen Bühne; und die treffliche Composition hat den Reiz desselben nicht wenig erhöht. In der Uebersetzung hingegen ist von diesen Annehmlichkeiten wenig zurückgeblieben; der leichte französische Dialog ist hier fast durchgehends steif und unbehülflich geworden, und die Arien sind zwar der Musik untergelegt, aber so, dafs eine Menge von Harten und von schaalen, niedrigen Ausdrücken durch diesen Zwang hineingebracht ist. Wer erkennt z. B. noch in den Versen:

Ja, den Roman soll Hymen enden,
Ich geh' nun in die grofse Zunft:
Lang kann die Thorheit zwar uns blenden,
Doch endlich siegt die Vernunft!

den leichten Gang der französischen?

Oui, c'en est fait, je me marie,
Je veux vivre comme Caton;
S'il est un tems pour la folie,
Il en est un pour la raison.

Oder das Refrain der schönen Romanze: *Lorsque dans une tour obscure etc.*

Maman, ne soit pas mécontente;
La pitié n'est pas de l'amour!

in dem Deutschen:

Ach Mutter, sey nicht unzufrieden;
Das Mitleid ist ja Menschenpflicht.

Es liefsen sich Stellen anführen, worin Gefühl und Ausdruck in dieser Dolmetschung noch weit ärger gemifshandelt sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der Nro. 136. abgebrochenen Recension.)

Die Verwirrung steigt. Hr. *Heyne* will im Excurs weiter zeigen, dass seine Gemeinwohnung der Götter bey Homer manchmal *über dem Olympos in den Wolken* schwebe, und wählt zu Beweisstellen Il. V, 748 ff. XIII, 523, die er unter dem Text auch seiner Absicht gemäss deutet. Hier aber glaubt er noch immer bey den *zerstreueten Einzelwohnungen auf den Berghöhen des Olympos*, oder, wie wir aus Gefälligkeit sie erklärt haben, bey der ungeheuern *Gemeinwohnung auf dem Berge*, zu verweilen, und lässt als Beweise dafür seine Citate Il. V und XIII getrost mitlaufen. „An der Stelle Il. V, 748 (sagt er) scheint der „*Himmel über dem Olympos* zu seyn, oder ihn zu um-„geben.“ Als ob der Himmel auch unter dem Berge seyn könnte! „Durch die geöffnete Himmelspforte „steigen Athene und Here herab, und sehn den Zeus „auf dem obersten Gipfel sitzen.“ Wer vorher die Note bey Il. V, 758 und die Observation Il. V, 750 gelesen hat, der merkt wohl ungefähr, dass dem Excursor hier in dem *Himmel über dem Berge* etwas von einem *himmlischen Götterpalast* vorschimmerte; ein anderer nichts. „An der Stelle Il. XIII, 523, (fährt er fort) „sitzt Ares *unter goldenem Gewölk*, welches folg-„lich sein Haupt umgiebt.“ Allerdings, wenn er darunter sitzt. Diess auch angenommen; so säse er auf dem Berge so tief, dass ihm die Wolken über dem Haupte schwebten. Denn über dem Berg Olympos, dessen Gipfel nach Odyss. IV, 45 beständig heiter und wolkenlos ist, ein beständiges Gewölk anzunehmen, und einen von dem Gewölk unten und oben umwölkten Götterpalast: wird uns erst in der Note bey Il. XIII, 523 zugemuthet. Indem wir dem Excurs wie betäubt nachsinnen, schliesst plötzlich der Absatz noch betäubender: „Es ist also nicht zu verwundern, dass „*Himmel* und *Olympos* bald verbunden, bald beides „vermengt, und eines für das andere gesetzt wird.“ Und dann folgt, nach der bisherigen Abhandlung einer homerischen *Berg-Regia*, ein neuer Absatz mit *Regia deorum in nubibus constituta est:* der eine in den *Wolken* angelegte *Regia* beweisen soll — ohne Beweis; weil Hr. *Heyne* die angeblichen Beweise im vorigen Absatze verschüttet hat. Er erzählt nur mit wiederholender Weitläuftigkeit, was sein Luftschloss alles mit einem Heroenpalaste gemein habe, als Thüren, Schwellen, Hof und Gehege, auch Hallen, besonders einen gewaltigen Saal, wo Zeus mit den Göttern schmaust und rathschlagt, und kleine Häuserchen auf dem Hofe für die übrigen Götter: eine wahre συνοικία oder Gemeinwohnung; der Saal sey von Erz, wovon der eherne, auch wohl eiserne Himmel genannt werde, und dergleichen mehr. Noch einmal geräth er auf den späteren Götterpalast im *Sternhimmel* (bisher war also der Wolkenhimmel gemeynt), und auf Ovids Milchstrasse; aber noch einmal besinnt er sich, dass dieses den Homer nichts anzugehen scheine. „Was den angeht, sagt er, das habe ich nur im „Ganzen erinnert; welche Gestalt das Einzelne nach „der Vorstellung des Poeten könne gehabt haben, dar-„über sey jedem frey die Freyheit des Erdichtens, „*libera esto cuique fingendi libertas.*“ Das nehme sich der, der bey Virgils Landbau III, 261 einen ganz anders eingerichteten Olympos Homers und der Späteren zu sehen glaubte. — Nun, liebe Leser, wem unter euch ist eine unholdseligere Verwirrung bekannt? Und auf diesen umherschwindelnden Excurs, welchen Hr. *Heyne*, wie seine ersten Ausläufe über die Partikel *εἰ* (S. im Vorigen), für verdruckt hätte ausgeben müssen, weiset er uns durch die ganze Ilias zurück.

Jetzt noch die Noten und Observationen zu den beiden Beweisstellen eines ehernen Wolkenpalastes über dem Olympos; weil Hr. *Heyne* sich dort doch wenigstens erinnert, was er beweisen will. Bey Il. V, 750—753 meynt er: Die Göttinnen kommen aus dem Wolkenthore des Himmels herab, und finden den Zeus auf dem obersten Gipfel des Olympos sitzen; folglich muss hier der gemeinsame Götterpalast über dem Olympos in den Wolken gedacht werden. Aber in demselbigen Palast mit dem Wolkenthor (Il. VIII, 393) waren Here und Zeus, als sie durch heftige Bewegung den Berg Olympos erschütterten (199. 443), welches aus frey schwebendem Gewölke nicht geschehen konnte; und selbst jenes Thor wird (411) auf dem viel gebogenen Berg Olympos gezeigt. Versuche es Hr. *H.* einmal mit der Vossischen Anordnung. Der Berg Olympos erhebt sich aus wolkiger *Dunstluft* (ἀήρ) mit der Kuppe in die nimmer bewölkte Heitere, welche bis zu dem metallenen Himmelsgewölbe hinauf *Aether*, und, oft mit der unten angrenzenden Luft, auch Himmel genannt wird; auf dieser heiteren Kuppe steht oben der Palast des Zeus, dessen Thor eine gediegene Wolke schliesst; ausser dem Thore finden die Göttinnen den Zeus, wie er auf derselbigen Kuppe von einem vorragenden Hange nach Troja

ja schaut; worauf sie, das Ende des dünnen Aethers erreichend, von dem Berge über die tragende Dunstluft zwischen Himmel und Erde dahinfahren. Wo bleibt nun die seltsame Erscheinung des Luftpalastes über dem Olympos? Sie verschwindet mit ihrem Truggewölk. Denn Il. XIII, 523 Wolken *über dem olympischen Luftpalaste*, oder, wenn Hr. *Heyne* den aufgeben will, *über dem Berggipfel des Olympos*, schweben zu sehen, ist Missverstand. Dem Ares und den übrigen Göttern sollte der Anblick der Schlacht durch vorgezogene Wolken gehemmt werden. Dazu dienten nicht Wolken über dem Haupte, sondern unterhalb an der Seite des Bergs, wo der Wolkenbezirk über der Dunstluft anfing; und durch den Glanz des herabstrahlenden Aethers wurden sie vergoldet. Wer also dem Homer einen begreiflichen Sinn zutraut, der streiche das Komma nach ἧστο, und verstehe: *Er sass auf dem Gipfel, ὑπὸ χρυσέοισι νεφέεσσιν ἐελμένος, von goldenen Wolken beschränkt.*

Seht da die Zeugnisse für den olympischen Wolkenpalast, den, ohne weiteren Beweis, Hr. *H.* sogar in Il. XV, 193 hineintragen will. Bey der Theilung der Welt, sagt der Dichter, erhielt Poseidon das innere Meer, Aides das unterirdische Todtenreich, Zeus den Himmel in Aether und Wolken, d. i. das Gewölbe mit beiden Luftschichten, Heitere und Dunst:

Aber die Erd' ist allen gemein, und der hohe Olympos.

Hr. *Heyne* macht in den Noten aufmerksam, dass *Himmel* und *Olympos* verschieden sey, und heisst uns jenen leidigen Excurs nachsehen, wo nur Verbindung, ja Verwechselung beider behauptet wird. In der Observation dagegen straft er die alten Ausleger, die eine Verschiedenheit erkannten, und den Olympos als Berg zur Erde rechneten. „Diese Verwirrung" (sagt er) „könnten sie ersparen: denn der Olympos, *der über* „*Wolken und Himmel ist*, ist die gemeinschaftliche Woh„nung der Götter, obgleich er oft mit diesem (näm„lich dem Berge) denselbigen Namen führt (*etsi saepe* „*cum hoc eodem nomine appellatur*, auf Deutsch„latein); die Erde ist es gleichfalls" (nämlich Gemeinwohnung, wie der himmlische Olympos), „weil die „Götter gemeinschaftlich für die Menschen sorgen, und „gemeinschaftlich von ihnen verehrt werden (*quate*„*nus communi cura hominum provident dii*" wahrscheinlich ein Druckfehler!) Wir erwarteten einen vorzüglichen Gebrauch des Wolkenpalastes bey Il. VIII, 18—26, woraus die goldene Kette auf den Berg Olympos könnte herabgesenkt werden. Nein; bey V. 19 setzt die Note den Zeus in den *Himmel*, ohne Anzeige, ob das Gewölbe, oder der Wolkenpalast, oder dem Excurs zufolge, die Höhe des Bergs Olympos gemeynt sey; bald aber bey V. 25 stellt ihn die Note auf eine *vorspringende Jähe des Bergs Olympos*, wo man auf die Erde sehen, und eine Kette hinabsenken und anbinden konnte. Denn der Berg, sagt Hr. *Heyne*, müsse es hier seyn, weil auf den Berg V. 3 die Götter sich versammelt hatten: welchen Vers er indess in der Observation für verdächtig hält. Eine vom Olympos herabgelassene Kette behauptete Hr. *H.* schon in seiner Abhandlung von den *homerischen Fabeln*; und ungeachtet die *Myth. Briefe* II, 41. p. 3? ihm die Unschicklichkeit vorstellten, bleibt er dabey. An einer vom Berg Olympos herabgelassenen *Kette* muss ihm Zeus die ganze Erdscheibe mit dem eingeschlossenen Meer in die Höhe ziehen: so wie der Wundermann Münchhausen zur Sicherheit sein *Haus auf* den oberten Boden zog, und die Leiter nachholte.

II. Ueber die *Einrichtung der Häuser*, worin Homers Helden und Götter wohnen, belehrt uns zwiefach ein zwiefacher Hr. *Heyne*. Als Erklärer Virgils meldet er bey Aen. X, 1: Im homerischen Palaste sey ein grosses *Atrium*, ein Zimmer für Geschäft und Besuch; zu beiden Seiten daran seyn Gemächer, oder kleinere Schlafkammern für die Hausleute, und auf dem Olymp für die zwölf grossen Götter: wohl zu verstehen, in der olympischen Gemeinwohnung, denn an einigen Stellen Homers habe jeder Gott sein eigenes Haus. Was das *Atrium* sey, wird bey Aen. VIII, 467 erklärt: Man trete sogleich in ein *Zimmer*, wofür die Römer ein *Atrium* gehabt; dieses erstrecke sich durch das ganze Haus, ungefähr wie bey unseren Landsleuten die *Dehle*, und habe im innersten Winkel den Feuerheerd. Völlig ein Bild der Hannöverschen Bauernhäuser: die lange *Dehle*, im Hochdeutschen *Diele* genannt, mit dem *Torfheerd am oberen* Ende, macht das Gastzimmer der *Heroen* und der Götter; in den Seitenverschlagen, wo der Bauer sein Vieh und Geflügel hält, sind die *Schlafkammern* der Familie, und, an Jupiters *Dehle* entlang, der zwölf grossen Götter. Diese Belehrung wiederholt Hr. *H.* in der letzten Ausgabe Virgils von 1800, damit (wie er bey Aen. VII Exc. 1 verlangt) der Leser einsehe, er bleibe sich gleich.

Zu derselbigen Zeit aber, als Erklärer Homers, dessen 8 Tome von 1799 an gedruckt wurden, bemerkte Hr. *H.* in der Observation bey Il. VI, 242 einen umhegten Raum: darin zuerst einen Vorhof mit gesonderten Hütten an jeder Seite; dann das Haupthaus, welches ein gewaltiger Saal sey, mit einer Säulenhalle davor, die auch vielleicht vor die *Hütten des* Hofes sich erstrecke; und hinten hinaus wieder einzelne Häuserchen. In dem Haupthause oder Saale werde den Tag über gewirthschaftet und geschmaust; in den Hütten vorn und hinten schlafe und wohne die Familie und das Gesinde; nur die Hausfrau mit ihren Mägden und Töchtern wohne in einer oberen Kammer, wahrscheinlich über der Halle des Saals. Beyläufig erfahren wir noch Il. VIII, 435, dass das Haupthaus oder *Atrium* (hier der Saal, wo man speiset und Gesellschaft annimmt) kein anderes Licht habe, als durch die offene Thüre, weswegen man Feuer anzünden, oder draussen die Geschäfte abmachen müsse; und Il. XX, 11, dass das Haupthaus, nämlich der Saal, auch Halle oder Säulengang heisse, weil seine Decke auf Säulen ruhe. Am Schlusse der ersten Observation sagt Hr. *Heyne*: er habe die Mühe nicht gescheut, die Wohnung des heroischen Lebens zu beschrei-

schreiben; denn — *man könne nicht mit vollkommenem Nutzen lesen, wenn man nicht von der Sache eine deutliche Vorstellung habe.* Doch wenigstens am Schluss eine richtige Bemerkung!

III. Die *homerische Mythologie* hat den Hn. *Heyne* seit längerer Zeit beschäftigt; und er versichert (Exc. II. VIII, 8), dass seine schon im Jahr 1777 der Göttingischen Societät vorgelesene Abhandlung *de origine et caussis fabularum Homericarum*, der eine noch viel frühere vorherging, ihm noch jetzt im Wesentlichen nichts zu bereuen darbiete. Ein ähnlicher Aufsatz *de Theogonia ab Hesiodo condita* folgte im Jahr 1779; und bald verbreiteten sich seine Lehren und Redensarten durch eigene und fremde Recensionen, durch immer erneuten Vortrag im Hörsaal, in Episteln, Vorreden, Anmerkungen, und zuletzt durch das *Hermannische Lehrbuch der Mythologie* 1787 und 1790, das aus einem nachgeschriebenen Collegium des Hn. *Heyne* entstanden war, und mit zwey anpreisenden Vorreden des Hn. *Heyne*, und eben so viel anpreisenden Recensionen desselbigen, den frohesten Bewillkommnungen entgegen trat.

In der Abhandlung von 1777 wird der Ursprung der homerischen Fabeln also erklärt (p. 37). „Nachdem die altvaterischen Landesreligionen der zerstreueten Horden Griechenlands durch Danaus und „Cekrops mit ägyptischen Begriffen, durch Pelops „mit phrygischen, durch Kadmus mit phönicischen „vermischt worden; entstanden bald philosophische „Mysterien und Tempeldienste, aus deren Schoofs eine Art von Naturphilosophie über den Ursprung der „Dinge und der Elemente Entwickelung, *wegen der „Armuth der Sprache in symbolische Bilder von Gottheiten gefasst*, hervorging, und Dichter erst zu Kosmogonien, dann zu Theogonien begeisterte. Diese „Sinnbilder der Urphilosophie" (*die Hr. Heyne durchaus nicht Allegorie, denn die sey später, genannt wissen will*), „entlehnte Homer aus den Kosmogonien, und „verwandelte sie in wahre Personen von übermenschlicher Kraft, die an den Handlungen seiner Heroen „Theil nahmen." (Oder die vielmehr nur so thaten, im Grunde aber physische und moralische Sätze ausdrückten. Hiervon werden Beyspiele gegeben.) „Die „uralte Kosmogonie liess vor der Erschaffung ein allgemeines Gewirr herrschen: das bedeutet Eris, die Homer zu einer handelnden Person machte. Die Zeit „der Verwirrung mit Entwickelung wird durch Kronus, der seine Kinder verzehrt, und durch die verstossenen Titanen bezeichnet. Darauf die Anordnung der Elemente durch Jupiter, Neptunus, Pluto. Das erste Element schien Wasser; daher Oceanus der Götter Vater. Anderen schien es die Luft; „daher Jupiter die obere, und Juno die untere Luft, „Bruder und Schwester, Mann und Weib; daher die „Begattung auf Ida, eigentlich befruchtender Regen „und Thau; daher der ewige Zank, eigentlich Ungewitter; daher die Ambosse an Juno's Füssen, Erddünste und Meerdünste, daher auch die vom Olympus herabgelassene Kette, die vom Aether abstufenden Elemente; daher ferner die Fesselung Jupiters „durch Juno, Neptunus und Minerva, oder richtiger „Apollo, ein Bild, wie der Aether durch Luft, Wasser „und Feuer (denn Feuer sey Apollo als Sonnengott) „gehemmt worden; u. s. w. Dann (p. 52) da Apollo „für den Urheber der Pest gehalten ward, *nach dem „alten Symbol der Sonne*, die Pfeile als Strahlen ausschickt; so hat Homer die Pest im Lager der Achaier „mit Recht vom Apollo abgeleitet." (Vergl. *Myth. Br.* II, 41.)

Durch diese Vorstellung glaubte Hr. *Heyne* dem von *Clarke* bey Il. I, 399 hingeworfenen, und von *Ernesti* vernachlässigten Gedanken, dass Homers Fabeln aus alten philosophischen Gedichten über die Entwickelung der Elemente entlehnt worden seyn, Licht und Ansehn zu verschaffen. Zur Ausführung des Clarkischen Gedankens nahm er den Stoff aus *Blackwells* Schrift über Homer: wo im 10. Abschnitte die sinnbildliche Mythologie dem Homer aus dem hieroglyphischen Aegypten durch Danaus, Orpheus und ähnliche, durch Phönicier und Kreter, durch Orakel und Mysterien, zuströmen soll. Wenn wir Hn. *Heynens* zusammengelesene Gedanken richtig gefasst haben: so war in den vorhomerischen Cosmogonien z. B. der ferntreffende *Apollo* nichts weiter als ein symbolisches Bild, um bey der Armuth der Sprache die noch namlose *Sonne* gleichsam hieroglyphisch zu bezeichnen; die Pfeile bedeuteten Strahlen, das Schwert Strahlen, das ungeschorene Haar Strahlen. In den folgenden Theogonien ward das Sonnensymbol ein Gott, mit anderen vergötterten Naturkräften verwandt, aber noch nicht aufser den Wirkungen der Sonne thätig. Homer zuerst machte den Apollo zu einer wahren, auch aufser dem Sonnenamte mithandelnden Person, die aber auch so noch *verpestende Sonnenhitze*, oder was sonst von der *Sonne* sich anbringen liess, symbolisch zu bedeuten fortfuhr. Eben so waren die Ambosse an den Füssen der Here dem kosmogonischen Dichter ein Sinnbild der unteren Dünste, die goldene Kette des Zeus ein Sinnbild der Elemente; bey Homer wurden sie wirkliche Ambosse, eine wahrhafte Kette; doch behielten sie für den Verständigen unter dem eigentlichen Sinn noch den geheimen der Kosmogonie.

Wir anderen, deren ahndender Blick nicht in die vorhomerischen Theogonien, in die noch älteren Kosmogonien, und in die uralten Mysterien cekropischer und kadmeischer Naturphilosophie hinaufreicht, wir wissen nur historisch: dass nicht vor dem bekannten, lange nach Homer aufblühenden Zeitalter der Philosophie den alterthümlichen Götterfabeln anständigere Begriffe, wie Pindar bekennt, untergelegt wurden. Wir wissen, dass Anaxagoras zuerst in Homers Fabeln Sinnbilder der Tugend, sein Freund Metrodorus zuerst Sinnbilder der Naturwissenschaft finden wollte; und dass, nach einigem Sträuben, die Priester selbst es der Weltklugheit gemäss achteten, die gefällige

ligen Sinnbilder gehn zu lassen, und durch eigene zu vermehren. Solcherley Umdeutung ward in den Schulen der Grammatiker gewöhnlich *Allegorie* genannt, die vorzüglich Krates begünstigte, Aristarch aber verwarf. Man stritt, ob die Worte *Apollon, Amboss, Kette* etwas *anderes sagten*, einen verdeckten Sinn durch ein Bild ausdrückten: das heisst nicht, ob man einen anderen Sinn hineinlegen *konnte*, und zur Erbauung des Volks *dürfte* und *müsste;* nein, ob Homer selbst mit den Vorfahren dadurch etwas natürliches und der Gottheit würdiges hätte anzeigen wollen. Heraklides eifert gegen die, welche die homerische Allegorie und den philosophischen Sinn nicht verstehn, und sich blofs an die mythische Hülle halten. Die selbige Art des Sinnbilderns hiess auch *symbolische* Deutung, von σύμβολον, *Anzeige:* wie eben der Heraklides (Gal. p. 442) bey Homer Philosophie in *symbolische* Worte gehüllt behauptete; ingleichen φιλοσοφεῖν, *philosophisch* in tieferem Sinne verstehn, und was für andere Benennungen eines Sinnbildes, verblümten Ausdrucks, Räthsels oder Gleichnisses im Griechischen sind. Hr. *Heyne* zuerst machte einen willkürlichen Unterschied: *symbolische Vorstellung* und *Philosophem* sollte für die uralte Bedeutung seiner kosmogonischen Sinnbilder gelten, und *Allegorie* für die später hineingelegte. „Von der äussersten Verschiedenheit" (sagt er wiederum bey Il. I. 396) „sind *Allegorie* der Philosophen und „*symbolische Sprache* der ältesten Menschen: die, da „sie nur sinnlich dachten, und keinen Ausdruck für „philosophische Begriffe hatten, zu *symbolischen Be-„zeichnungen* ihre Zuflucht zu nehmen genöthigt wur-„den; ohne Kunst freylich, und ohne den Witz, der „Spätere zur Allegorie verleitete. *Bekannt* ist ferner, „dass die ältesten Köpfe, bevor sie die einzelnen Ge-„genstände der Natur erforschten, sich mit dem Ur-„sprung des Ganzen eitel beschäftigten; und dass hier-„aus in den ältesten Zeiten der Griechen, vielleicht „auch durch Einführung aus der Fremde, *kosmogoni-„sche* und *theogonische Mythen* entstanden, worin die „Natur und ihre Veränderungen, der Streit der Ele-„mente, und die folgende Ordnung, durch Personen „und Handlungen vorgestellt wurden. *Bekannt* ist, „dass aus diesen älteren Fabeln der grössere Theil in „die Poesie (Homers und anderer) überging, aber je-„ner kosmogonischen Tracht enthüllt, und in ange-„nehme Erzählung verwandelt; *obgleich von Zeit zu „Zeit bald Dichter bald Philosophen die selbigen zur „Würze nützlicher Lehren brauchten*". (Nämlich, im alten kosmogonischen Sinne). „Nachmals verirrten „sich Philosophen und Grammatiker, dass sie in den „Ursprüngen der Mythen ihre eigene philosophische „Subtilität suchten, und den Urhebern derselben an-„dichteten. Diese wollten, dass die Mythen, die vor-„mals *symbolische* gewesen waren, jetzt *allegorische* „seyn sollten. Dass beide Gattungen äusserst verschie-„den von einander seyn, habe ich schon vor 30 Jahren „bekannt gemacht."

Ueber Worte verträgt man sich leicht, wenn erst die Sache geschieden ist. Wir wollen die Vermuthung als möglich, als wahrscheinlich annehmen, dass unter den ältesten Pelasgerhorden eingedrungene Missionare ihre fremdartigen, für des Völkleins Sprache und Gemeinsinn zu hohen Begriffe, oder die klügsten der Waldmenschen selbst, was sie eher denken als aussprechen konnten, nicht bloss in kräftige Metaphern, sondern in vieldeutige, mehr als räthselhafte Symbole gehüllt, und anderen, wir begreifen nicht wie, zu enträthseln gewusst haben; wir wollen die vorhomerischen Kosmogonien mit ihrem Theogoniengefolge, worin Symbole der entwickelten und geordneten Natur, als Gottheiten gestaltet, zu handeln schienen, bevor sie im Homer zu wirklichen Handlungen belebt wurden, dem vermuthenden ohne Beweis zugeben: der harmlose Traum wird mit dem gelassenen: *Kann seyn!* in die Nacht der unerklärbaren Urzeit zum beliebigen Herumschwärmen entsandt. Sobald aber der vermuthende selbst den geheimen Sinn jener phantastischen Bildersprache zu enthüllen, und dadurch ein neues Licht, Er zuerst! über Homer und die folgenden Dichter zu verbreiten sich rühmt; dann darf man wohl fragen: Woher die neue Offenbarung? und welche Gewährschaft des Verkündigers? *Bis zum* zweyten Bande des Hermannischen Lehrbuchs würdigte Hr. *Heyne*, auf die späteren Mysterien, besonders auf gewisse, ihm deutliche Spuren des höheren Alterthums in den Hymnen der Orphiker, sich zu berufen. Aber seitdem diese Prachtnamen ihm geraubt wurden, hat er nichts, ausser seinen nachhomerischen Philosophen, und seinen Grammatikern, die er als Wahrmänner nicht einmal zu nennen sich getraut. Was unter den witzigen Enträthselungen, vorzüglich bey den spätesten Grammatikern, ihm gefällt, das hebt er hervor mit den Ehrentiteln, *symbolischer Ausdruck* und *Philosophem;* das andere lässt er verächtlich als spätere *Allegorie* im Staube liegen: öfter sogar giebt er die leibhafte Allegorie, bestäubt wie sie ist, für ein altes Symbol. Dass er auch selbst mitunter ein Symbol ausgeheckt habe, wer wird *ihm die* Ehre missgönnen? Gern habe er zuerst (T. VIII. p. 567) den Pelops uns gedeutet: die spracharmen Halbwilden Griechenlands nannten des Fremdlings weissglänzende Schulter eine *elfenbeinene*, natürlich weil Elfenbein ihnen bekannter und nennbarer war als weisser Glanz; die folgenden verstanden das Bild eigentlich, dichteten ein rohes Mährchen hinzu, und siehe, der Mythus war fertig; nun kam Pindar, der, wie Hr. H. naiv sagt, den wahren Ursprung der Fabel nicht kannte, und einen allegorischen Sinn unterschob.

(Die Fortsetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 12. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Heyne* dringt oft von neuem, und zuletzt bey Il. XXIII (Excurf. III) auf jenen ihm allerdings wichtigen Unterschied, wovon er schon ehmals hinlänglich geredet habe: *so dafs allegorische* Sprache mit *symbolischer* (die hinfort auch *mythische* heissen dürfe) nicht anders als boshaft (*maligne*) vermengt werden könne. Wer einen so harten Vorwurf verdiene, wissen wir nicht; gegen den Verfasser der *Mythologischen Briefe* wäre er ungerecht. Jener nicht eben als boshaft bekannte Mann hat nicht nur in der obigen, aus den *Myth. Br.* (II, 41. p. 328) entlehnten Darstellung der Clarke-Blackwell-Heynischen Hypothese, sondern gleich im Eingange des Werks (I, 3—5), den angeblichen Unterschied ehrlich angezeigt, und den beweislosen mit ehrlichen Beweisen widerlegt. Er hat (I, 5. II, 35) den Symbolen der Kosmotheogonien die erschlichene Quelle der orphischen Mystik verstopft, und das ganze symbolische Gewimmel des Heyne-Hermannischen Lehrbuchs in den Sümpfen der Allegorie bey den Grammatikern, woraus Natalis Comes und Benjamin Hederich schöpften, den Neugierigen entdeckt (I. p. 28. II. p. 330. 332). Und mit den umständlichsten Erörterungen hat er alle vom Hn. *Heyne* selbst für uralte Symbole gegebenen Verunstaltungen der Götter, als Flügel, Schwänze und Hörner, Fischglieder und Zwittergeschlecht, in die nachhomerischen Jahrhunderte, zum Theil in die spätesten, herabgesetzt. Ueber diesen ernsthaften, und wie im Bewufstseyn des Rechts handelnden Versuch der Myth. Briefe, ob die gläubige Tragheit zum Selbstforschen erweckt werden könnte, verschob die *A. L. Zeitung* neun Jahre lang, sich anders als durch beyläufige Achtungsbezeugungen zu erklären. Man wollte, bey den Bewegungen der Partheyen, theils ein ruhiges Wort der allrichtenden Zeit abwarten, theils, was Hr. *Heyne* sowohl seinem Ruhme, als dem Gewichte der Anklage schuldig zu seyn glaubte. Hr. *H.* hat, sich zu rechtfertigen, über die Mythologie im Allgemeinen eine Folge von vier Abhandlungen in den Commentationen der Göttingischen Societät 1797, und hier wieder zwey lange Excurse bey Il. VIII. u. XXIII, sammt mehreren langen Observationen bey Il. I, 396. 590. VIII, 18. XV, 18. XVIII, 395 u. p. 589. dabey über einzelne Mythen noch viele zerstreute Anmerkungen entgegen gestellt; aber auf den gefoderten und zugleich erschwerten Beweis seiner von der Allegorie unterschiedenen Symbole sich im geringsten nicht eingelassen. „Meinem eigenen Urtheile, sagt er Exc. II. VIII, 18, zu wenig trauend, „fing ich an die Urtheile anderer zu vergleichen, so„gar ihre *Erdichtungen*; hierüber zu klopffechten, „oder für das Meinige zu kämpfen, achtete ich mei„ner Person, meinem *Stande* und Alter nicht gemäfs. (Aber das hielt er seiner nicht für unwürdig, auch noch in dieser Ausgabe z. B. S. VIII. p. 536 einer *gelehrten Widerlegung* persönliche schon mehr als einmal abgefertigte Beschuldigungen von *Undank* entgegenzusetzen; ein Verfahren, das wir anderen zu rügen überlassen, da uns hier der Raum dazu fehlt). „*Wie sollte ich auch jeden einzelnen Satz zu vertheidi„gen wagen*, da das Mehrste auf *Meynung* und *Ver„muthung* beruht? Doch dünke ich mir die Grund„ursachen, aus welchen die ganze Beurtheilung und „Auslegung der Mythen, besonders der homerischen, „herzuleiten ist, richtig bemerkt zu haben." Das heifst, er dünkt sich die Richtigkeit seiner Vermuthungen richtig zu vermuthen! „Denn (sagt er im Folgenden), leugnen zu wollen, dafs vor Homer über „die Natur in Bildersprache gedichtet worden sey, „wäre Hartnäckigkeit und muthwilliger Widerspruch „gegen Dinge, die *durch sich selbst* schon *evidentissima* „sind, in einer Gattung, die nicht über *Wahrschein„lichkeit* sich erheben kann." Vertheidigen also und widerlegen ist nicht seine Sache. Nur weil die böse Welt ihm die Grundsätze verwirrt (Il. XXIII. Exc. III), wiederholt er von neuem und wieder von neuem, in allerley Abtheilungen und Unterabtheilungen geordnet, seine vermutheten und des Beweises unfähigen Symbole der uralten Kosmogonien, bis durch die epische Umwandlung zu der Ausartung in spätere Allegorie herab; dafs man beynah an das immer wiederholte *Credo* des Kosmogonischen Weisen im *Vicar of Wakefield* zu denken verleitet wird: *The world is in its dotage, and yet the cosmogony or creation of the world has puzzled philosophers of all ages.*

Ohne Scheu nun giebt sich Il, VIII, 18 (obs. et Exc.) die *goldene Kette* für ein kosmogonisches Symbol der aufgeschichteten Elemente, woraus Homer, der Tausendkünstler, eine wirkliche Kette zum Ziehn, mit eingeschlossener kosmogonischer Kraft zum Bedeuten, gemacht habe. Denn blofs eine Kette, sagt Hr. *Heyne*, woran die Götter und Zeus ihre Macht gegen einander prüfen, wäre so ungereimt, so von aller vernünftigen Vorstellung entfernt, dafs schwerlich ein Mensch darauf fallen könnte. Aber

gefällig und sinnreich (*suave et argutum*) wird das Bild, *wenn wir annehmen*, die jetzt wirkliche Kette sey aus ehemals sinnbildlichen Goldringen zusammen gefügt worden. Nun lafs die Götter daran ziehen, wie sie wollen; wir sehen nichts so ganz ungereimtes, denn wir denken das Unsrige dabey. Die gutmüthigen Götter führen mit dem Erbstücke der mystischen Kosmogonie ein sinnreiches Schauspiel auf, um den uralten Lehrsatz, dafs der obere Aether durch Luft und Wasser mit der unteren Erde gleichsam verkettet sey, durch ihr gewaltsames Herabziehn und Hinaufziehn, uns noch einmal recht anschaulich zu machen. Selbst ja, wenn sie *schlafen*, thun sie es metaphorisch, wie Hr. *H.* II. II. 2 aus Aristoteles gelernt haben will; kurz, was sie auch vornehmen, die homerischen Götter, ihr Essen und Trinken, ihr Zank und ihre Liebschaft, ihr Sitz, ihre Ausfahrt, ihr grader und hinkender Gang, alles ist Eine grofse Metapher voll Urphilosophie! Aber wie? *Annehmen* dürften wir schon in grauen Jahrhunderten vor Homer dergleichen Sinnbilder, wovon erst Jahrhunderte nach Homer die Urheber nennen? Wir dürfen! denn ihre vorhomerische Herkunft ist *durch sich selbst evident!* Aber die nachhomerischen Enträthseler, die zuerst alle Sinnbilder im Homer *annahmen*, deuteten sie auf so mancherley Art. Selbst bey unserer Kette wünschten die ersten uns bekannten Deuter derselben, nämlich Plato die Sonne, wovon alles abhange, und, welchen Hr. *Heyne* nicht anführt, des umdeutenden Anaxagoras Bekenner Euripides (Or. 980) die zwischen Himmel und Erde schwebende Sonne, sich zu denken; weit spätere Grammatiker, die Eustathius ausschrieb, brachten durch ahndenden Witz unter mehreren sinnreichen Verkettungen auch eine vierringige Elementenkette heraus. Woran wird die letzte als das ächte Symbol der uralten Kosmogonie erkannt? Weil sie, antwortet Hr. *Heyne*, der ältesten Einfalt gemäfs ist, die ja nothwendig die Folge von Erde, Wasser und Luft bis zum Himmel bemerkt haben mufs. Doch will er nicht zürnen, wenn einer bey den Späteren auch eine andere Erklärung des kosmogonischen Sinnbildes (denn davon geht er nicht ab) noch einfacher und natürlicher finden möchte. Genug, was in dem Schwarme der Deutungen bey Philosophen und Grammatikern die alterthümlichste Einfalt zu haben scheint, das heifse uraltes Symbol, oder kosmotheogonisches Philosophem in mythische Bildersprache gehüllt; das übrige, wenn auch die Ueberlieferer weit an Alter und Ansehn vorragen, sey spätere Allegorie, ein Spiel des ausschweifenden Witzes, eine träumerische Spitzfindigkeit, womit ein Geweiheter der alten symbolischen Naturphilosophie nichts zu schaffen hat.

Nicht weniger stolz als die Kette, wollen Il. XV, 18 die *Ambofse* an den Füfsen der gezüchtigten Here für alte kosmologische oder kosmogonische Symbole der unter der Dunstluft liegenden Erde und des Meers angesehn werden, obzwar sie für Homers oder eines Vorgängers Epos den Adel des kosmogonischen Sinns verhehlt, und zu gemeinen Ambofsen sich erniedrigt. Ihre Ansprüche vertheidigt Hr. *Heyne* so: „*Wenn man* „*nur etwas genauer nachdenke*, so werde es wahrscheinlicher, dafs ein Dichter der Vorzeit eine kosmologische Vorstellung durch das Bild der Ambofse „ausgedrückt, als dafs ein folgender Homer, welches „an sich ungereimt sey, dieses Bild auf einen philosophischen Satz angewandt habe." Wir *finden bey* genauerem Nachdenken das eine so — undenkbar, *als* das andere; aber sehr denkbar, dafs Spätere, um ihren Homer wegen unwürdiger Religionsbegriffe zu rechtfertigen, die gezüchtigte Here sammt den anhangenden Ambofsen zu einem alten Sinnbilde der Natur umdeuten konnten. „Etwas anderes, meynt er, und „ganz vom symbolischen Ausdruck verschiedenes *sey* „die allegorische Deutung der Späteren." Wenn *jene* Späteren Homers anstöfsige Fabeln für *alte Sinnbilder*, auf Griechisch für *Allegorien* oder *Symbole*, ausgeben, und Hr. *H.* dasselbige thut; so ist keine Verschiedenheit. „Einen allegorischen Sinn habe das *Bild* der „Ambofse im Anfang nicht gehabt, aber wohl *einen* „symbolischen. Denn wie sonst ein Sterblicher *auf* „den Einfall gekommen wäre, von zwey *an den* „Füfsen der Here hangenden Ambofsen zu erzählen?" Und doch besinnt sich Hr. *H.* bald nachher, dafs die gewöhnliche Marter des Aufhangens zum Geifseln durch angehängte Gewichte verstärkt worden sey. „Aber wenn wir nach alten *Ueberlieferungen annehmen*, dafs schon vor Alters kosmogonische Dichter „gewesen, welche (in der Armuth der Sprache) die „Atmosphäre oder die untere *Luft* durch Here, wie „den Aether durch Zeus, vorgestellt (*per Jovem declaraverant*); „so konnten diese, da sie sagen wollten, „Erde und Meer sey unten, aber der Luft, wie die „Luft dem Aether, gleichsam verknüpft, leicht dahin kommen, dafs sie sich unter dem Aether eine „Here, (weil zwar für den Aether, aber nicht für „die Luft, ein eigener Name war!) eine über Erde „und Meer herabschwebende Here, im Geiste bildeten, und dafs sie Erde und Meer (für welche die „armselige Sprache auch keine Benennungen hatte!) „durch zwey an den Füfsen der Here hangende Gewichte anzeigten." — Wie finden wir da *heraus*? Das Bild der angebundenen Ambofse wäre *für sich* ungereimt, wenn es nicht etwas bedeutete; bey Homer aber verlor sich die Bedeutung; und gleichwohl sind sie jetzo nicht ungereimt, sondern, so gut wie die Kette, ein gefälliges, ein sinnreiches Bild. Sie bedeuten nicht mehr, aber sie haben bedeutet; ein Nachglanz der alten Bedeutung verherrlicht sie dem denkenden Gelehrten. Und woher weifs dieser die vormalige Bedeutung? Durch *Nachdenken* über *innere Evidenz!* Durch *Annahme* alter *Ueberlieferungen!* Man scherzt mit uns. *Denn die ganze kosmogonische Weisheit von den Ambofsen hat Hr. Heyne aus den späten Allegorien des Heraklides, Phurnutus und ähnlicher Ueberlieferer genommen.* Völlig dasselbige, was er unter dem Namen *Allegorie* zu verachten scheint, wird uns mit der Benennung *Symbol* als etwas gar Köstliches in die Hand gedrückt. Gute Kinder werden ehrbar

ehrbar den Zahlpfennig für Gold annehmen; wer in den Spafs eingeht, ist boshaft.

Mit seinem altpelasgischen *Sonnensymbol Apollon* thut gleichwohl Hr. *Heyne* im Anfang etwas verschämt. Nachdem er auf seinen langen Spatziergängen durch die Mythologie den Apollon immer und beständig (S. *Myth. Br.* II, 41) als Gott der Sonne und sogar des Feuers, der mit seinen Strahlen die Pest vor Troja entzündet habe, ja als Nachfolger des abgesetzten Titanen Helios, und als das wahre Urbild des rhodischen, fälschlich Helios genannten Kolosses, betrachtet und den Seinigen verkündigt hatte; so waren unsere Erwartungen gespannt, wie er in einer gemeinnützigen Note bey Il. I, 44 jenem vom Berg Olympos mit Todesgeschofs daherschreitenden Apollon die symbolische (oder allegorische) Hülle vorsichtig entziehn, und den Lehrlingen die liebe Sonne, die vom Himmel herab hitzige Krankheiten verursache, in klarer Gestalt zeigen würde! Umsonst! Die Note zu 48 sagt nur, die Pest vor Troja habe aus mancherley Ursachen entstehen können, am wahrscheinlichsten aus der verdorbenen Sumpfluft des Simoïs, der im Winter anschwelle, und den Sommer hindurch (wir dächten im Frühlinge, wie andere Bergströme) zurücktrete; hier aber werde sie, nach damaligen Religionsbegriffen, als Strafe des beleidigten Apollon angesehn: denn dafs Apollon und Artemis mit *Pfeilschüssen Pest*, und anderswo hitzige Fieber und Tod, zufügen, sey bekannt, und jetzt auch in *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* zur Schau gestellt. Welcher Leser erräth, dafs die natürliche Ursache, die Hr. *Heyne* in den Sommerdünsten der schon verdünsteten Ueberschwemmung sucht, unter der übernatürlichen versteckt liegen soll; weil ein symbolischer Apollon eigentlich Sonnenstrahlen, und eine symbolische Artemis eigentlich Mondstrahlen abschiefse, und jener an schwühlen Sommertagen die Männer durch hitzige Fieber, diese vermuthlich in thauigen Nächten, die Weiberchen durch kalte, hinwegraffe? Uebrigens wissen wir nicht, in welchem *Büchlein über die Geschichte der Arzneykunde* Hr. *Heyne* die Geschosse der beiden Gottheiten bemerkte. Das bekannteste Werk dieses Namens von dem gelehrten *Kurt Sprengel* zählt keineswegs das Todtschiefsen unter die Heilmittel der heroischen Zeit. Aber es enthält, aufser dem Beweise, dafs Homers Apollon erst von Späteren zu einem Sinnbilde der Sonne gedeutet worden sey, noch dieses merkwürdige Gutachten, das ihm die Benennung *Büchlein* wohl nicht im zärtlichen Sinne zuzog: „Es verräth in der That eine seltsame „Unkunde, oft sogar eine unwürdige Scharlatanerie, „wenn man den Sängern der Ilias und Odyssee Philo„sopheme in den Mund legt, wovon sie nichts wissen „konnten."

Endlich, am Schlufs einer Observation über die Maulesel V. 50, wagt sich Hr. *Heyne* allmählich mit dem Sonnensymbol hervor. „*Scilicet*, obgleich von „Apollon als Sonnengott *keine deutliche und ausdrück„liche Erwähnung* vorkommt, so wird doch *offenbar* „*durch viele Zeichen*, dafs Apollon schon vor Homer „mit Helios vermischt worden ist: wie selbst hier aus „der *Pest*, aus den *Pfeilen*, womit in der *älteren* „*Sprache* die Sonnenstrahlen verglichen werden; fer„ner weil er λυκηγενής, *frühe geboren*, heifst; weil „*Leto* seine Mutter ist, und seine Schwester auch *Pfeile* „führt, *et alia*. Dafs vieles in den Mythen aus *sym„bolischen* Andeutungen der Aelteren genommen sey, „*bezweifele niemand*. Von diesen sind weit verschie„den die allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Späteren, „z. B. bey Maximus Tyr. XXVIII. p. 68 R; s. Davis." O des glücklichen Forschers, dem aus dem Alterthum etwas, wovon nach seinem eigenen Geständnifs keiner der Alten spricht, offenbar wird durch solche Zeichen! Er sinnt auf Beweis, die Pest wirke ein symbolischer Sonnengott, die Pfeile seyn symbolische Sonnenstrahlen; und er beweiset das Symbol — mit dem Symbol. Denn wie natürlich ist es, wie evident durch sich selbst, wenn man nur etwas genau nachdenkt! Von Danaus her, da die Pelasger Horden Sonne und Mond noch anstarreten, noch nicht Helios und Selene lallen konnten, war in philosophischen Mysterien, und bald darauf in philosophischen Kosmogonien, der Pfeilschütz Apollon ein hieroglyphisches Symbol der hochstrahlenden Sonne, die Pfeilschützin Artemis ein Symbol des Mondes. Als die Halbwilden so ungefähr gefafst hatten, dafs aus den leuchtenden Himmelskugeln sinnbildliche Wesen, Apollon und Artemis, gleichsam Pfeile herabschöfsen; philosophirte man weiter in Theogonien; aber ganz einfache, nicht künstliche Philosopheme. Das Sonnensymbol Apollon ward feyerlich ein Gott, das Mondsymbol Artemis eine Göttin; Beide, als Zwillinge, von dem Aethergott Zeus mit *Leto*, der noch chaotischen und *verbergenden* Erde, trotz der widerstrebenden Dunstluft Here, gezeugt; der Bruder Apollon schofs heifse Strahlen aus dem Aether, die Schwester Artemis kalte aus der niederen Luft. Niemand zweifele daran! Denn aus Ueberlieferungen der Urwelt, obgleich die ältesten Zeugen darüber stumm sind, nahmen spätere Philosophen diese göttlichen Symbole, die wiederum dem Hn. *Heyne*, zwar unter dem Namen Allegorie, ein Macrobius (Sat. I, 17), ein Heraklides, ein Phurnutus, überlieferten. Von denselbigen weifs auch Hr. *Heyne*, wie dem symbolischen Sonnengotte der Theogonie neben der Bogenkunde noch Musik und Weifsagung verliehn werden konnte; vielleicht gar schon eine Vorübung zum späteren Amte eines Arztes, obgleich Päeon der eigentliche Arzneygott war. Nun erschien Homer, und mit ihm eine neue Gestalt der Mythen, die, nicht mehr auf ihren kosmotheogonischen Sinn eingeschränkt, nach Willkür des Dichters an der epischen Handlung Theil nahmen. Dem Sonnengott und der Mondgöttin ward ihr mühsames Amt erleichtert; sie bedeuteten nur, wo etwas zu bedeuten vorfiel; übrigens konnten sie frey herumschalten. Aber wie? Homers Sonnengott heifst ja beständig Helios vom alten Stamme der Titanen, ein Sohn des Hyperion und der Theia, und Bruder der Mondgöttin Selene und der Lichtgöttin Eos. Hat viel

vielleicht Helios nach des Danaus Zeit sich neben dem symbolischen Apollon in die Sprache als Sonne, in die Theogonie als Sonnengott, eingeschlichen? Habe ers; so hat Apollon, diess weiss Hr. *Heyne* für gewiss (*Myth. Br.* II. p. 333), den alten Titan Helios verdrängt: der uralte, und doch jüngere Apollon, den später eingedrungenen, und doch älteren Helios. Oder, wie nun bey Il. VIII, 480. XIX. 398 aus Heraklides gedeutet wird, der vermischte Apollon = Helios hiess nur ὑπεριών, der hochwandelnde; und Spätere fabelten ihm einen Vater *Hyperion*: vermuthlich auch die übrigen Angehörigen bey Homer und Hesiodus. Aber der verdrängte Titan Helios lenkt noch immer allein und ungemischt den Sonnenwagen, oft sogar im Angesichte des Apollon, z. B. Il. I, 603—605. XXIII, 188—191. Od. VIII, 202—323; und so bis zu den spätesten Dichtern herab. Vielleicht, könnte man antworten, thut er es als Stellvertreter, als Diener des vornehm herumschweifenden Apollon. Aber Apollon fährt nie auf dem Sonnenwagen, weder bey Homer, noch bey den folgenden; nur die listigen Umdeuter vertraun uns manchmal das Geheimniss, dass in dem scheinbaren Helios ein Apollon oder Dionysos, oder was für andere Sonnensymbole bey Macrobius vorkommen, verborgen sey.

Man muss lächeln, wie solche Köpfe selbst die Beynamen, der *Delier*, der *Lykier Apollon*, zu Beweisen des Sonnensymbols zu verdrehn wissen: Δήλιος, sagt Macrobius (Sat. I, 17) mit Phurnutus, wird Apollon genannt, weil er alles mit Sonnenlicht *offenbart*; und Λυκηγενής, sagt ebendaselbst Macrobius mit Heraklides, wird er genannt, weil er, wie Eos ἠριγένεια. *Morgendämmerung zeugt.* Lächelt doch selbst Hr. *Heyne* bey Il. V, 422 über die philosophirenden Grammatiker, welche die *kyprische* Göttin, Κύπρις oder Κυπρογένεια, zu einer *fruchtbaren* thöricht und ungeschickt, wie er sagt, umdeuteten. Den umgedeuteten Λυκηγενής indess, nicht den Δήλιος, würdigt Hr. *H. anzunehmen*; nur, weil er bemerkt, dass seine Vorgrübler gegen die Grammatik verstossen, erklärt er ihn *mane ortus*, oder *geboren* in der Morgendämmerung. Bey Il. IV, 101 wiederholt er, Λυκηγενής stamme ohne Zweifel von λύκη, *Anbruch des Lichts*; wie VII, 433 ἀμφιλύκη νύξ, der *grauende Morgen*, von Pollux auch λυκογενές (Pollux sagt λυκαυγές oder *Lichtschimmer*) genannt werde; und nun glaubt er in Apollon offenbar die aufdämmernde Sonne zu sehn. Als ob, auch dieses vorausgesetzt, alles in der Morgendämmerung geborne gleich eine Sonne seyn müsste, wie alle Katzen grau in der Dunkelheit sind! Selbst die deutungsüchtigen Erklärer Homers, bis auf einen Villoisonischen Scholiasten, der den Heraklides abschrieb, verschmäheten diesen in der Frühe geborenen Apollon; einige suchten ein Sonnensymbol im Wolf, mehrere verstanden buchstäblich einen in Lykia geborenen, Λυκηγενής als zusammengezogenes Λυκιηγενής betrachtend. Aber umsonst wird es seyn, den Hn. *H.* an die mannichfaltigen, in Lykia, in Delos, in Tegyra, im attischen Zoster, einheimischen Apollonen, und wie sie alle in Einen Delischen sich vereinigten, zu erinnern; umsonst, dass jener *in Lykia* geborene nur von dem Lykier Pandaros, sonst nirgends bey Homer und anderen, genannt wird. Er verliebte sich nun einmal in die schöne Entrathselung bis zur Eifersucht. Heraklides und Makrobius, sagt er bey Il. IV, 101, fanden sie als spätere *Allegorie*; so wie Er Hand anlegte, ward dieselbige ein ächtes *Symbol* der alten Kosmogonie: *durchaus verschieden*, heisst es bey Il. I, 50, von jenen *allzu subtilen Spitzfindigkeiten der Spätern!* die er gleichwohl nur den Besitzern der Reiskischen Ausgabe bey Maximus Tyrius (diss. XXVIII (Heins. XIII), und in der dortigen Note bey Davisius nachweiset. Auch Maximus sagt grade, was Hr. *Heyne* sagt, dass Apollons peftbringende *Pfeile* dem Homer *Sonnenstrahlen* bedeuteten; *und in der* Note werden die einstimmenden Zeugen, *die Hr. Heyne* nicht nennen mag, Heraklides p. 418, Macrobius Sat. I, 17, Ammian. Marc. XIX. 4. Schol. Il. I, 50, namentlich aufgeführt. Natürlich fühlt man sich in solcher Gesellschaft nicht allzu wohl. *Aus Ehrliebe* versucht Hr. *Heyne*, den besonnenern *Alexandriner*, der nach Eustathius Il. I, 48 alles Sinnbildern verwarf, und auf eigentlichen Wortsinn bestand, bey Il. XV, 365 zu sich hinüber zu ziehn: „Aristarch", meldet er aus den Scholien, „schrieb ἤïε, und erklärte es vom „Absenden der Pfeile oder Strahlen: denn schon da„mals ward der Sonnengott und Apollon für Eins ge„halten". Die Worte nach *Pfeile* hat Hr. *H.* den Scholiasten — geliehen; so dass wir durch ihn neben *mangelhaften Auszügen* auch *bereicherte* besitzen! Von Krates hingegen, dem berüchtigten Erzsinnbildner, drängt er sich weg: dessen Erklärung, dass ἤïε den heilenden Apollon anrede, sey *inepta*; denn der Arzt Apollon werde bey Homer bezweifelt, da noch Paeon dafür gelte. Als ob nicht aus eben der Ursache sein pseudoaristarchischer Apollon = Helios wegfiele! Ja, bey Il. XVIII, 239, wo Krates den unwilligen Apollon = Helios untergehn sieht, sagt er sich förmlich von dem Sinnbildner und sogar von dem Sinnbilde los: *Crates nodum solvebat, quia,* q u o d p e r p e r a m *statuebat, sol est Apollo, isque favebat Troianis.* Verständige doch der letzte Hr. *Heyne* den vorhergehenden über das allegorische oder symbolische Unwesen, wodurch der Anbau der griechischen Mythologie gehemmt wird!

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG u. LONDON: *Homeri Ilias.* Edidit *C. G. Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Noch ein Wort von τριτογένεια, *der am Triton geborenen* Athene! Dem Hn. *Heyne* dünkt bey *Il. IV,* 515 die Vorstellung einer aus Zeus Haupte geborenen (vom veralteten τρίτω, *Haupt*) die älteste zu seyn, welches schon die Gestalt der Fabel anzeigen soll. Ihre Geburt am *Triton*, einem ausströmenden See in Libya, könne Homer durchaus nicht gedacht haben, da ihm die argonautischen Fabeln und die Herakleen unbekannt waren, von welchen diese Sage Aeschylus (Eum. 287) und Herodot zu gefällig annahmen. Bey Il. V, 880 wird angemerkt, dass von der Geburt aus Zeus Haupte nichts im Homer vorkomme, *wo nicht etwa* das dunkle τριτογένεια darauf ziele. Die Umdeutung der *Tritogeneia* zu einer Hauptgeborenen ist der von Λυκηγενής und Κυπρογένεια vollkommen würdig. Homer und Hesiodus wussten nicht anders, als dass sie Zeus aus seinem Leibe am *Triton* geboren habe; und *Stesichorus zuerst*, wie der Scholiast des Apollonius IV, 1310 meldet, liess sie gewaffnet aus Zeus *Haupte* hervorspringen: es sey am libyschen Triton, welche Fabel die herrschende blieb; oder in der böotischen Stadt gleiches Namens, die sich nach der Gewohnheit die alte Sage zueignete (Schol. Apollon. IV, 1310); oder auf dem Olympos, wie in dem homeridischen Hymnus XXVI; oder, dem Scholiasten Pindars (Ol. VII, 66) zufolge, in Kreta, welche Sage indess durch die Umdeutung des Hauptes in ein Gewölk als die neueste erscheint. Aber die Geburt aus dem Haupte auch höher, auch bis über Homer hinauf gesetzt; woraus folgt, dass der Name *Tritogeneia* sie einzig anzeigen *könne*, und mit Ausschliessung des Tritons, *müsse?* Er kann es, ruft man, weil die Alten das Haupt τρίτω nannten! Welche? die Kreter, heisst es bey Eustathius; die Athamanen, sagt Nikander bey Hesychius; die Aeolier, sagt der Scholiast des Aristophanes! Alle aus dem Zeitalter der späteren Umdeutung; und unter diesen die wahrhaften Kreter: die, wenn ihr verschimmeltes τρίτω nicht Glauben fand, zugleich für den angeblichen Geburtsort Gnossos (Solin. XI) einen veralteten Namen *Tritta*, oder vielmehr *Trita*, welchen Hesychius erhielt, und, verlangte man durchaus den strömenden Triton der Volksfabel, einen gleichnamigen Quellbach (Diodor. V, 72), woran Zeus die Athene geboren habe, so geschickt, wie die Tegyräer einen Berg Delos, und die Epheser einen Hain Ortygia, ausmittelten; der übrigen Enträthselungen durch die heilige Drey, durch den Gipfel des Dreyecks, durch Erregung des Zitterns, und was man sonst witzelte, nicht zu gedenken. Schwerlich demnach, wenn auch die Geburt aus dem Haupte zur homerischen Sage gehören sollte, liesse der Name *Tritogeneia* sich dahin deuten; uns bliebe doch eine am *Triton*, aus dem Haupte oder anders, geborene Athene. „Nein," ruft Hr. *Heyne*, „das vor Alter freylich „verdunkelte τρίτω muss für ein Haupt, und τριτο-„γένεια für eine Hauptgeborene gelten, welche My-„the als eine der ältesten sich schon durch sich selber „verräth; den Namen vom tritonischen See abzulei-„ten, ist dem Homer schlechterdings fremd (*alienum* „*utique*), der die Fabeln der Argonautiker und der „Herakleendichter nicht kannte". Was? die Fabeln des Argonautenzugs waren dem Homer, oder falls der hinter die Homere sich verstecken soll, dem homerischen Zeitalter unbekannt? Erwäge doch Hr. *Heyne*, was in den *Myth. Briefen* (II, 23) bewiesen wird: „Homer fand den in die libysche Syrtenbucht ausströ-„menden See *Triton*, an dessen Bergufern geboren, „Pallas Athene den Beynamen *Tritogeneia* führte, be-„sonders zu nennen nicht Anlass". So wenig, fügen wir hinzu, als den kolchischen Phasis, und andere Namen der damaligen Weltkunde. „Indess aus der „beyläufigen Erwähnung der *allbesungenen Argo* hin-„ter Thrinakia (Odyss. XII, 70) erhellt deutlich, dass „ihm die ältere, von Hesiodus (Sch. Apoll. IV. 259. „283), von Pindar (Pyth. IV), von Menekles (Sch. „Lycophr. 887), von Antimachus und anderen berühr-„te Sage aus vorlebenden Volksdichtern bekannt ge-„wesen: wie die Argonauten den Phasis hinauf in den „Weltstrom Okeanos, und darauf südwärts bis über „Libya fuhren, dann zu Lande das Schiff in den Tri-„ton trugen, und von dessen Ausflusse zu der schreck-„lichen Inselgruppe hinter Thrinakia sich verirr-„ten . . . " Was? die Fabeln älterer Dichter von Herakles kannte Homer nicht? Bey genauerem Nachdenken wird Hr. *Heyne* einem anderen Hn. *Heyne* Recht geben, der bey Il. I, 587. XIV, 249. XV, 18 ältere Herakleen ausdrücklich behauptet, und bey Il. VIII, 18 im Excurs p. 520 eine Menge aus Herakleen und mehreren alten Liedern genommener Volkssagen aufzählt.

Sollen wir des Bedachtlosen noch mehreres ausheben? Wie Hr. *Heyne*, dem die *Mythol. Briefe* (II, 32. p. 258—261) Verwechselung der späteren Giganten mit den alten Titanen vorwarfen, nun selbst bey Il. VII

VIII, 479 diese Verwechselung an den Scholiasten tadelt, aber im Excurs zu II, 494. p. 187 von neuem den nachhomerischen Gigantenkampf dem vorhomerischen Alterthum zueignet? Oder wie er im Excurs zu Il. XVI, 150 seine misskannten *Harpyen* gegen die *Myth. Briefe* (I, 31) zugleich rechtfertigt und aufgiebt? „Sie hatte doch Rossgestalt, sagt er, die homerische Harpye Podarge, weil sie weidete und Füllen „gebar". Wer leugnet das? Aber es war angenommene Gestalt, wie in anderen Geschichten, die Hr. H. in dem bestrittenen Buche nicht zu bemerken scheint. Demeter ward als Stute vom hengstähnlichen Poseidon überwältigt, und gebar das Ross Arion; Kronos wieherte um die Philyre: war deshalb diesen Gottheiten eigen die Rossgestalt? „Ob die Stute Po-„darge, heisst es weiter, Flügel gehabt, erhelle zwar „nicht aus Homer, aber aus Hesiodus (Theog. 269), „wo die Harpyen *fliegen mit schnellen Fittigen*; denn „Solen ihr (der Stute!) anzulegen, fiel den guten „Leuten nicht ein." Dass *mit Fittigen fliegen* bey den ältesten Dichtern, ehe Bildner die Beflügelung einführten, *wie mit Fittigen laufen*, bedeute, nach der Figur, *von Oel* schimmern, *wie von Oel* (Odyss. III, 408), von *Feuer* strahlen, *wie von Feuer* (Il. XV, 623); dass noch bey Pindar (Ol. I, 140) die *geflügelten* Rosse des Pelops nicht eigentliche *Flügel*, sondern nur übernatürliche Schnelle und Leichtigkeit göttlicher Rosse hatten: von dieser Bemerkung der *Myth. Briefe* (I. p. 204. Vergl. p. 193) machte Hr. *Heyne* hier keinen Gebrauch. Aber Hr. *Heyne* hat bey Il. XXIII, 340 aus den *Briefen* den Sinn der (zuerst metaphorischen, dann gebildeten) *Götterflügel* ziemlich gefasst, dass sie bloss *Schnelligkeit des Laufes* anzeigen: *visum et phantasiam celeritatis tantum significatione movent*. Der Excurs fährt fort: „Da die Harpyen bey dem selbigen Hesio-„dus ἠΰκομοι heissen: so darf man glauben, dass sie „weibliche Bildung, *feminarum speciem*, gehabt: bey „Homer ist dieses nicht so klar; aber κοῦραι, Mad-„chen, heissen sie Odyss. XX, 77 und vorher 66; „doch ist dort ihre Gestalt anders als hier; sie weiden „nicht, sondern sie fliegen, und rauben des Panda-„reos Tochter." Hr. H. kann nicht sagen wollen, dass die harpyischen Stuten bey Hesiodus Weibchen sind, welches alle Stuten zu seyn pflegen. Ist also unter weiblicher Bildung Mädchengestalt zu verstehn; wie kann er die vorgeblichen Flügel dieser Göttinnen seiner Stute Podarge anfügen? Aber Homer hat auch Harpyen, die Madchen sind, und Madchen genannt werden. Wo genannt? Sehe Hr. H. die beiden Verse noch einmal an; er wird wahrscheinlich mit uns herauslesen: Die Harpyen raubten τὰς κούρας, *jene Mädchen*, die Töchter des Pandareos. Diese Harpyen gehn allerdings nicht auf der Weide, ausser wenn sie, wie ihre Schwester Podarge, einen Roman spielen; aber eben so wenig *fliegen* sie mit Fittigen, welches Hr. H. hier verlangt, sondern als Göttinnen machen sie die gewöhnlichen Luftschritte, durch die hebende Kraft der Sohlen, worüber Hr. *Heyne* sich ein Lächeln abzwingt. In der letzten Ausgabe Virgils, wo bey Aen. III, 209 der Excurs über die *Harpyen* durch die *Myth. Briefe* allerley Zusätze erhalten hat, wird ebenfalls die Stutengestalt, wenigstens der Podarge, aus Homer, und die zugefügte Beflügelung aus Hesiodus bewiesen; aber die Madchengestalt bey Hesiodus, die der obige Excursor einraumte, scheint dem Excursor hier zweifelhaft. „Wenn die Harpyen, sagt er ἠΰκομοι, *schönlockig*, sind: so mochte man sie für *Mädchen* „halten; sie konnen aber auch mit schönen *Mähnen* „*gezierte* Stuten seyn." Nach der neuesten Interpretation vielleicht. Wir ungeweiheten denken uns bey κόμη *schöngeordnetes, lockiges Menschenhaar*, welches die Bedeutung des *buschichten Wuchses* manchmal den Gewächsen mittheilt; und bey ἠΰκομος, welches Beywort Homer, die Homeriden, Hesiodus, Pindar, *nur Göttinnen und Weibern* geben, beständig eine *schönlockige* Frau. Wenn Hr. *Heyne* so einen, selbst für Männer zu üppigen Lockenschmuck seinen harpyischen Stuten nicht zueignen kann oder will: so lasse er sie an den homerischen Beywörtern *schönmähniger* Rosse, εὔτριχες und καλλίτριχες, sich begnügen. Das vornehme *jecimus fundamenta fabulae*, brüstet sich auch in diesem Excurs. So dreht sich Hr. *Heyne* aus einer Unbesonnenheit in die andere, um nur nicht zu gestehn: Mir widerfuhr etwas menschliches, als ich Homers Harpyen meinem Hermann für *geflügelte Pferde* gab.

Freylich war die Erhaltung *thierisch gebildeter* Gottheiten dem Hn. *Heyne* viel wichtiger, als *sie beym* ersten Anblick scheinen mag. Da er einmal die Religion der Griechen aus ägyptischen, phönicischen und anderen morgenländischen Sinnbildern, die dem eichelessenden Pelasger zuerst in Mysterien zum Anstarren, dann allmählich in Kosmogonien und Theogonien zum Enträthseln, gezeigt worden, mit Clarke und Blackwell abzuleiten sich entschloss: so war er, in Ermangelung altpelasgischer Urkunden, durchaus genöthiget, scheinbare Spuren von Ueberlieferung auszuspähn und nicht nur spätere Allegorien als Symbole der Vorzeit, sondern auch einzelne Missgestalten der nachhomerischen Fabel als hieroglyphische Sinnbilder aus den ältesten Mysterien, zu betrachten. Er fand die edle Menschengestalt der Götter häufig durch thierische Glieder und Auswüchse, durch *Flügel*, Schwänze und Gehörn, durch Bocksfüsse, *Pferdeleiber* und Stierhäupter, durch hervorringelnde Schlangen und Meerscheusale, durch ein grässliches Doppelgeschlecht, entstellt. Froh des räthselhaften Gewimmels, traf er auch hier muthige Vordeuter, die zu noch kühneren Ahndungen ihn begeisterten. Auf Winkelmanns Ansehn, dem durch Flügel die *schnellwirkende Kraft* der Götter bezeichnet schien, lehrte nunmehr Hr. *Heyne*: „Bey den alten Pelasgern waren „die *Gottheiten alle mit Flügeln* versehn; aber schon „*Homers* geläuterter Geschmack entledigte die meisten „der entstellenden Auswüchse; welche die *Künstler* „mit der Zeit ganz verwarfen, und bloss einigen symbolischen Wesen, als dem Amor, der Victoria, der „Nemesis zurückliessen." Sein Hermann fasste die Lehre so, dass Homers geläuterter Geschmack nur noch dem Götterherold Merkur die Pelasgischen Flügel oder

oder *τάλαρα* (aus *talaria* verhört), den übrigen Gottheiten schlichte Sohlen oder *πέδιλα* verliehn habe. S. *Myth. Br.* I, 12—14. Auf Baxters, selbst auf Baxters Ansehn lehrte Hr. *Heyne*: „Die Menschen des „höchsten Alterthums hüllten sich in rohe Thierfelle, „an denen die Hörner und die Schwänze blieben. „Aehnlich verhüllt dachten sie sich ihre Götter, und „*liessen unvermerkt Hörner und Schwanz mit dem Leibe „zusammenwachsen*; vielleicht auch absichtlich, *um die „zusammengesetzten Begriffe der Gottheiten zu bezeich„nen.* Selbst die *Ziegenfüsse* der Pane entstanden aus „dem täuschenden Anblick umgeworfener Ziegenfelle. „Später behielten Hörner und Schwänze nur solche „Götter, *womit man den Begriff des Alterthums verband*, „als Pan, die Satyrn, Herkules." S. *Myth. Br.* II, 30. Auf Gesners Ansehn lehrte Hr. *Heyne*: „In den älte„sten Büchern ist die Vorstellung, dass die Götter *bei„derley Geschlecht* haben. Diess war ein Satz der *or„phischen Philosophie*, um die Wirksamkeit der Natur „in der *allgemeinen Zeugung* zu bezeichnen . . . . „Dahin gehört auch bey vielen ein tüchtiger *Phallus*, „der nachmals nur einigen blieb, vorzüglich dem Pria„pus." S. *Myth. Br.* II, 35—37. Für sich selbst lehrte Hr. *Heyne*: „Die Verbindung der thierischen Gestalt „mit der menschlichen, wie man an den *Centauren*, „*Tritonen*, *Nereiden*, *Giganten*, abnehmen kann, war „für die alten Menschen das einfachste Hülfsmittel, „eine *zusammengesetzte Idee* auszudrücken." S. *Myth. „Br.* II, 26. p. 220. II, 31. p. 254.

Kein geringfügiger Nebenumstand in Wahrheit ist hier zu entscheiden, sondern eine das innerste Wesen der mythischen Darstellung in Poesie und bildender Kunst angehende Frage, deren Bejahung oder Verneinung der ganzen Geschichte der Kunst und der Religion eine andere Richtung giebt. *Sind*, wie Hr. *Heyne* annimmt, *des rohen Alterthums halbthierische Göttergestalten von dem feineren Waldsänger Homer grösstentheils, von den noch feineren Künstlern fast sämmtlich, ihrer entstellenden Flügel und anderer Auswüchse entledigt worden? Oder ward, umgekehrt den menschlich gestalteten Göttern Homers und der Vorzeit erst in späterer Zeit von dem Künstler anfangs als Nothbehelf, zum Theil auch von dem Mystiker als Symbol, Beflügelung und andere Missbildung verliehn?* Das letzte behauptete Hr. *Voss* in den *Myth. Briefen*, so dass sein durchgeführter Beweis kaum Ausflüchte verstattete. Weshalb zwey schwellende Männer, Hr. *Schlichtegroll* und sein Rec. in der A. L. Z. 1796. N. 105, über die Beflügelung diesen Vergleich vorschlugen: „Hr. *Voss giebt zu*, dass die Künstler die alle„gorische Benennung *beflügelt* früh schon durch wirk„liche Flügel ausdruckten . . . . Er beweist durch „eine zahlreiche, gelehrte Induction, dass wirklich „die ältesten Dichter den Gottheiten keine Flügel an„legten. Wer also zunächst an die Dichter denkt, „kann mit Recht sagen, die Beflügelung der Götter ist „von späterer Erfindung. Die ältesten Bildner hingegen" (wie Hr. *Voss* zugiebt) „fügten den Gottheiten „wirkliche Flügel an. Wer daher zunächst an die „bildende Kunst denkt, sagt mit Recht: die ältesten „Götterbilder waren beflügelt." Hätte Hr. *Heyne* nach diesem Vorschlage sich erklärt; wahrscheinlich hätte Hr. *Voss* fünf gerade seyn lassen, und, damit die Wahrheit in die Mitte zu liegen käme, gutmüthig *zugegeben*, was seine eigene Behauptung war.

Hr. *Heyne* hat zwar bey der Ilias seine Symbole halbthierischer Gottheiten grösstentheils in aller Stille verabschiedet. Keine Spur weiter von Schwanz und Gehörn, selbst an den wilden Dämonen, die Homer aus älteren Volksliedern nahm; keine Spur von zwiefachem Geschlecht, wo nicht etwa die *deae feminae* Il. I, 603, etwas von Manngöttinnen, gleich der bärtigen Aphroditos, hinter sich versteckt halten; durchaus nichts bestimmtes von blauschuppigen und fischschwänzigen Nereiden, obgleich Il. XVIII, 39 eine *Glauke* darunter ist, deren Namen sammt den übrigen Hr. *Heyne* aus Kosmogonien herleiten will; ja die Centauren Il. I, 268 werden gradezu *homines feri*, wilde Menschen, wie in den *Myth. Briefen*, genannt, ohne einige Andeutung symbolischer Rossglieder. Aber, nach so empfindlichen Aufopferungen, nun auch alles, sogar die *Beflügelung*, aus dem kosmotheogonischen Uralterthum in die aufblühende Zeit der Kunstbildner herabzusetzen: ein solches Anmuthen schien ihm zu hart; wiewohl nicht abzusehn ist, wozu der armselige Rest ihm sonderlich helfen kann. Genug als Religion, als wehmüthiges Andenken seiner altpelasgischen Thiersymbole, muss und will er die theuren Fittige festhalten! Dennoch ist sein Eifer so ungleich, und, wo nicht grade ein Widerspruch ihn erregt, so hinlässig, so lau, dass innere Wärme der Ueberzeugung zu fehlen scheint. Statt jener Excurse, worin den homerischen Harpyen die streitigen Flügel geschützt werden sollen, warum nicht ein erschöpfender Aufsatz über die gesammte Beflügelung? Wer, die Sturmgöttinnen zu beflügeln, so freygebig war, der musste bey den Windgöttern Il. XXIII, 214 nicht karg mit einem paar Schwungfedern seyn. Hier aber wird *incessus Ventorum*, ein Gang der Winde über die Meerfläche, wie Hr. *Voss* ihn bewies, auch von Hn. *Heyne* erkannt, der doch in der jüngsten Ausgabe Virgils (Aen. I. Exc. III) Windgötter mit brausenden Schwingen uns abbilden liess. Zum allerwenigsten hätte über die *goldgeflügelte Iris* (Il. VIII, 398. XI, 185) gegen die Erklärung der *Myth. Briefe* (I, 22. p. 143, vergl. I, 24 p. 153—155), *dass ihr Gang von Goldsohlen geflügelt werde*, ein Wort gesagt werden müssen; da sie die einzige Gottheit Homers ist, der man, vor genauerer Untersuchung, einen Flug auf goldschimmernden Flügeln zutrauen darf. Aber in *Notis* und *Observationibus*, auch in *Supplendis*, beobachtet Hr. *Heyne* ein düsteres Stillschweigen. Ja, die Erklärung bey Eustathius (Il. XI, 185), das *Gold* bedeute nur Glanz, der *Flügel* nur Schnelligkeit der *windfüssigen* Göttin, ward in den versprochenen vollständigen Auszug, weil sie der Beflügelung ungünstig war, nicht aufgenommen. Lasst uns sehn, was, bey

bey solcher Muthlosigkeit, Hr. *Heyne* den *Myth. Briefen* entgegenstellte.

Weder Homers Götter, behauptet Hr. *Voss*, sind mit Fittigen versehn, noch die Rosse, womit sie in schwebenden Wagen durch die Luft eilen. *Sie fliegen nicht*, wie die Vogel, mit ruhig gestreckten Füssen; sie gehn und rennen, wie ihre sterblichen Vorbilder, mit wechselndem Schritt: nicht allein über die Erdfläche, sondern, als ätherische Wesen von erhöhter Stärke und Leichtigkeit, auch über Wasser und Luft hinweg; nur der dünnere Aether trägt sie nicht. Den Gang der Götter in behenden und weit geschwungenen Schritten auf Wasser und Luft beschleunigen *goldene*, von Hephästos mit Schnellkraft beseelte *Sohlen*, χρύσεια πέδιλα (*Myth. Br.* I. 20—25); ihre luftwandelnden Rosse (I, 28—29) werden χαλκόποδες, ὠκυπέται, *mit ehernen Hufen schnellfliegende*, genannt, wobey man, weil nie ein sterbliches Ross solche Beywörter führt (p. 190), an beflügelnden Erzbeschlag denken darf; auch ihre Luftwagen *mit ehernen Rädern* sind aus hebenden Metallen des Hephästos zusammengefügt (p. 186), und werden von dem vorzüglichsten Metalle bey den folgenden Dichtern, schon im homeridischen Hymnus an Demeter v. 375, durch den Ausdruck, *goldene Wagen*, als schwebende bezeichnet (p. 189). Diese umständlich erwiesenen, und zur Aufhellung mancher Dunkelheit angewandten Behauptungen werden von Hn. *Heyne* nicht im Ganzen durch tapfern Gegenbeweis überwältigt, sondern im Einzelnen mit Spott, mit verdrehtem Sinn, mit leichtfertiger Interpretation, angezwackt. In der Observation zu II. V, 768 sagt er: „Homers Rosse *fliegen*, welches von jeder schnellen Bewegung gilt, „und *laufen* durch die Luft: was sie schwebend erhält," (nämlich ob Beflügelung oder hephästisches Erz) „das bleibt der Phantasie überlassen." Also die *hebenden Erzhufe* nur keck geleugnet, so tritt Phantasie mit ihrer *Beflügelung* ein! „An *Sohlen*, es sey „der *Menschen*" (Götter wollte er sagen) „oder der „*Pferde*, denkt kein Sterblicher, so oft vom *Gange* „durch die Luft die Rede ist, *adeoque nec Homerus*, „und *folglich* auch nicht Homer." Das folgt allerdings, und ist dabey witzig. Als ächtes Latein übersetzt: *Kein Sterblicher, und sogar nicht einmal Homer:* wäre es noch witziger. Ebendaselbst bey V. 777, wo der Göttinnen leichter, kaum auftretender Gang am Boden mit dem leisen Gange der Tauben verglichen wird, bemerkt Hr. *Heyne*, „dass Homer von den Sohlen schweigt, und dass die verglichenen Tauben „auch ohne Sohlen zu gehn pflegen." Mehreres spitzfindeln zu wollen" (schliesst er), „ist nicht meine Sache." Auch ist diess wenige nicht sehr spitz. Hermes, der offenbar Sohlen anhatte (Odyss. V, 44), wandelt über die unendlichen Wogen hinweg, und gleicht, indem er die elastischen Schritte mit Macht aufschwingt und niederschwingt, einem fischenden Meervogel, der häufig die Fittige in die Fluten taucht; auch der verglichene Meervogel, meynen wir, legt keine Sohlen an. Bey II. XIII. 20, wo der zürnende Poseidon von der Höhe in Samos mit hastigen Schritten, wovon Berge und Waldungen erbeben, nach Aegä eilt, und in drey Schwüngen es erreicht, bewundert Hr. *Heyne* die Erhabenheit des Bildes. „Nur soll man weder die *Schritte*, noch den „*Abstand der Füsse*, noch die *Sohlen ausmessen* wollen; „wodurch das Erhabene ins *Kindische* fällt." Hr. *Voss* hat sich dieser kindischen Ausmessung nicht schuldig gemacht, *Myth. Br.* I, 22. p. 140. Er hat, nach dem Beweise p. 121, dass jeder Gott zu einer Fussreise sich hebende Sohlen anlegt, für die weit geschwungenen Schritte als Beyspiele den Poseidon und die von Berg zu Berg schreitende Here (II. XIV, 225) angeführt, ohne das Maass, wie weit jeder fortschnellende Schwung reichte, oder (nach Hn. *Heynens* Verdrehung) wie weit der Gott die Beine auseinander sperrte, oder sogar die Länge und Breite der Schwungsohlen, *zu bestimmen*. Eben so wenig hat Hr. V. Harpyen in Stutengestalt, welches der Exc. zu II. XVI, 150 ihm aufbürdet, mit Sohlen begabt, noch an den *wirklichen* Götterrossen die Erzhufe jemals Sohlen genannt.

Indem Hr. *Heyne* die mythischen Hülfsmittel, wodurch jener schreitende Gang über Wasser und Luft gehoben und beschleunigt wird, mit dergleichen Scherzworten abzufertigen meynt; enthält er sich gleichwohl, den *schreitenden Gang* selbst grade heraus zu leugnen. Vielmehr nennt er ihn durchaus *incessus*, sogar wo die beiden Windgötter II. XXIII, 214 über das Meer wandeln; er erkennt II. V, 772, dass die Götterrosse in gewaltigen Sprüngen durch Luft und Meer fliegen; er bewundert II. XXIII, 20, Poseidons Schritte, wovon schon der vierte das Ziel erreicht, er bemerkt II. I, 46, dem meerwandelnden Apollon rassele der Kocher von der heftigen Bewegung des Gangs. Aber die scheinbare Nachgiebigkeit lauft wieder auf einen Scherz hinaus; denn bey II. XIV, 228 wird dieser *incessus deorum* für eine Nachbildung des *Vogelflugs*, ja des *ziehenden Gewölks*, erklärt, und denen, die etwas anderes zu sehn *vorgeben*, Unkunde der alten Sprache und Denkart zur Last gelegt. „Wie der Gang der „Götter dem *Fluge* ähnlich erscheint, dass sie *die Erd-* „*fläche kaum* berühren: eben so wandelt hier Here „mit *leichtem Schritt* über die Berghöhe, and V. 285 „über die Waldwipfel, die von dem schwebenden Gange" (die erschütternden Fusstritte der Götter sollen wir vergessen!) „nur sanft aufschauern; eben so auch „V. 229 über das Meer. „Wie das geschehe, erzählt „der Dichter nicht; es ist sinnliche Vorstellung der „Alten, die nach dem *Fluge der Vögel* sich der Götter „*Bewegung und Gang* bildeten; und die, da sie *Wolken* schnell durch die Luft schweben sahn, leicht *auf* „*den selbigen Wolken mitschwebende Götter* sich denken „konnten."

(Der Beschluss folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 13. May 1803.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig u. London: *Homeri Ilias.* Edidit C. G. *Heyne.* T. I—VIII. etc.

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Ein schreitender Gang also, wo Arme und Beine in Bewegung sind; ähnlich dem hinschlüpfenden Vogelfluge, da die Füfse gestreckt ruhn; und zugleich ähnlich dem ganz ruhigen Schweben auf Gewölk, ungeachtet Hr. *Heyne* bey Il. XIII, 72 mit dem ehmals begünstigten schrittlosen Schweben Heliodors nichts weiter zu thun haben will: diefs Meisterstück der sinnlichen Vorstellung, wozu aber Kenntnifs der alten Sprache und Denkart gehört, müfste für die Unkundigen gezeichnet werden. Hr. *Heyne* wufste noch eine dritte Aehnlichkeit zu verbinden, indem er unter Il. XIII, 20 an der Thetis des Statius (Achill. I, 99), die gleich dem Poseidon mit drey mächtig geschwungenen *Schritten* das Meer durchwandelt, die Bewegung einer *Schwimmenden* bemerkte. Wahrscheinlich, weil ihm die späteren Meerfahrten auf schwimmenden Ungeheuern, oder sogar seine symbolischen Nereïden mit Fischschwänzen (*Myth. Br.* II, 26), im Gedächtnifs schwebten. Vier so ungleiche Bewegungen zu vereinen, ist mehr, als was die Hexe leistete, die, um weder reitend, noch fahrend, noch zu Fufs anzukommen, halb auf einem gefahrenen Bocke ritt, und halb nebenher trippelte.

Erst bey Il. XXIV, 340 folgt ein ernsthaftes Wort über die goldenen Schwungsohlen, die Hermes, wie in den *Myth. Briefen* I, 20. p. 120—123 gezeigt wird, für die weite Fufsreise anlegt. Hr. *H.* stimmt völlig bey: „Er legt sie *zur Reise* an, nicht aus anderer Ur„sache; wie so viel andere an anderen Orten, wenn „sie abreisen wollen, sich Schuhe anziehen.“ Damit nämlich, wie uns Erdebewohnern die Schuhe den gewöhnlichen Gang, ihm jene den Gang über Waffer und Luft erleichterten. „Auch sind *keine Flügel* da„ran, welche man sonst, die Schnelligkeit des *Laufs* „zu bezeichnen, anfügt: denn für sich sind sie zum „*Laufe* der Götter nicht nothwendig; sie geben dem „*Blick* und der *Phantasie* nur *Andeutung der Schnel*„*ligkeit.* Vergl. Virg. Aen. IV, 238.“ Ganz den *Myth. Briefen* gemäfs. Homer und die ältesten Dichter beflügelten keine Gottheit; die Worte, *fliegen* und *geflügelt*, deuten blofs Schnelle und Leichtigkeit an. Gegen die Zeit der Tragiker wurden allmälich von Künstlern die metaphorischen Flügel dem Blick und der Phantasie dargestellt, wodurch sie als neues Hebungsmittel, bald an die Sohlen, deren Kraft sie bezeichneten, bald an Haupt und Schultern gefügt, in die Poesie übergingen, und mit sinnbildlichen Flügeln der zu gleicher Zeit sich enthüllenden Mysterien vermehrt wurden. Aber auch zu den hebenden Flügeln gesellten nur spätere Kunstbildner und Dichter den eigentlichen *Vogelflug;* die älteren, sammt ihren besseren Nachfolgern, behielten dabey den geschwungenen *Lauf*, und die goldenen *Schwungsohlen*, bald flügellos nach älterer Sitte, bald nach neuerer geflügelt. Unter den letzten ist Virgil, welchen Hr. *H.* anführt. „Ein Scholion des Victorianischen Codex sagt: Aristo„teles halte die Sohlen des Hermes für geflügelte; „mit Unrecht. Ich sehe nicht, was er damit meyne.“ Die Erklärung ist leicht. Aristoteles erkannte *geflügelte*, das ist, nach älterem Sprachgebrauch, *hebende Sohlen*, die, wie Eusthathius bey Odyff. I, 97 sagt, *gleichsam als geflügelte* den Gott fortschwangen; so hatte Aristoteles Recht. Der Scholiast aber dachte, nach späterem Sprachgebrauch, *wirklich geflügelte;* und so gab er ihm Unrecht, weil angeheftete Flügel erst lange nach Homer aufkamen. Beygelegt also wäre der ganze Streit, und von beiden wahrheitsliebenden Männern die Beflügelung griechischer Gottheiten aus dem vorhomerischen Alterthume bis in das vierte nachhomerische Jahrhundert herabgesetzt.

Keineswegs! Schon beym folgenden Vers 341 wandelt den Hn. *H.* die vorige Laune wieder an. Die goldenen Sohlen, *die den Gott über Waffer und Land tragen, mit der Schnelle des Windes*, erklärt er in der Note: *quibus indutus ille incedit, iter facere solet mari terraque, summa celeritate;* der Gott, meynt er, hat mit Sohlen sich nur geschmückt, wenn er über Meer und Land eine Fufsreise macht, zur Schnelligkeit helfen sie ihm nichts. Dieses heraus zu dolmetschen, lehrt die Obfervation. „Der Sprachgebrauch „ist bekannt, nach welchem dasjenige uns *trägt*, wor„auf gestellt wir vom Orte bewegt werden.“ Wahr, wenn es Beförderungsmittel ist. Den fahrenden trägt von Orte zu Ort ein Wagen oder Schiff, den Reiter sein Thier, den Eisläufer sein Schlittschuh, den Vogel sein Fittig, den Gehenden sein Fufs, sein bequemer und sicherer Schuh, oder was sonst ihm den Weg erleichtert; auch wohl figürlich ein an sich müfsiger Theil deffen, was forträgt, der Verdeckstuhl, der Sattel, die Kajüte. Aber wer sagt, dafs den Reiter sein Stiefel forttrage, den Fahrenden sein Fufssack, die Tänzerin ihr festlicher Strumpf? „Schuhe und „Sohlen können eigentlich niemand tragen, oder auf„heben,

„heben, oder gehen machen; sondern man wandelt „auf Füſsen, die durch die Sohle geschützt werden. „Dieſs ward vom Menschen auf den Gott angewandt.“ Wie sinnreich! Ein Erleichterungsmittel des Gangs ist Schuh und Sohle, aber nicht für den Stillsitzenden; nur bey rechtem Gebrauch, wie andere Mittel, zeigt es die Kraft, den Fuſsgänger rüstiger zu heben und fortzutragen. „Offenbar wird also, daſs, *ihn tragen „die Sohlen*, nicht anzeige, der Gott werde getragen „und geschwungen und in die Luft erhöht durch Kraft „und Wirkung der Sohlen: welches den Regeln der „Interpretation widerspricht. Sondern *tragen, getragen werden*, sagt man *simpliciter* vom Gange, wie je„der weiſs: so *tragen die Füſse* z. E. die Thetis zum „Olymp, XVIII, 148: wer wird hier spitzfindeln, „auf welche Art die Füſse sie in die Höhe gerafft ha„ben? *so tragen die Winde* den Fliegenden,“ u. s. w. Durch die Luft tragen oder befördern den Gang die *Füſse*; bey späteren Dichtern tragen ihn zugleich *Flügel* und nachwehende *Winde*. Warum nicht bey Homer *Sohlen* von geheimer Kraft? Nein, solche Tragung oder Beförderung verträgt sich nicht mit der neueren Interpretation? Aber auch den Virgilischen Merkur (Aen. IV, 241) *portant talaria*, tragen die geflügelten *Fuſssohlen*, an welchen, nach Hn. *Heynes* Geständniſs, die Flügel bloſs Andeutungen der Schnellkraft sind. Sollen die Sohlen kein mittragendes, den Luftgang beförderndes Mittel seyn, so dürfen es noch weniger die angehefteten Scheinflügel, die Hr. *H.* ja doch vertheidigen will. Noch einmal die Sache gerade gestellt. Homers Götter in veredelter Menschengestalt waren mächtiger, gröſser und herrlicher, als wir Söhne des Staubs, und von reinerem Aetherstoffe gebildet. Sie trug kein thierischer Flügel über Wasser und Luft; sondern, nach menschlicher Weise, ihr leichtschwebender Schritt, dem hephästische Wundersohlen noch mehr Leichtigkeit und Schwung gaben, und, was geflügelten ganz unnütz war, für weitere und gefahrvolle Wege ein schwebender Luftwagen von der Hand desselbigen Kunstgottes, mit gleichfalls erleichtertem Gespann. Diese Vorstellung ist so erwiesen, als der sinnlichen Denkart natürlich. Auch in den nordischen Sagen, wie Hr. *Voſs* anmerkt, schreitet durch die Luft ein Zauberer mit magischen Stiefeln neun Meilen in einem Satz, den eine noch schnellere Zauberin auf magischen Pantoffeln einholt. Und wer kennt nicht die Lufttritte auf dem dämonischen Bock, auf dem Nebelgaul, auf der gesegneten Ofengabel? Edler als solche Erleichterungen, aber von gleicher Natur, sind die Schwungsohlen der griechischen Mythologie, auf welchen nicht nur ätherische Götter, sondern auch der irdische Held *Perseus* (Myth. Br. I, 15) über Gewässer und Luft wandelte. Ihm, dem *Perseus*, welchem unleugbar nichts anderes, als die verliehenen Flugsohlen (*geflügelte* nach älterem Sprachgebrauch), aufhob und fortschnellte, weicht Hr. *H.* so vorsichtig aus, wie dem *goldenen Pfeile*, worauf *Abaris* schwebend den Erdkreis durchflog, und den übrigen mit lebendiger Kraft beseelten Kunstwerken des Hephästos, die in den *Myth. Briefen* (I, 29. p. 187—189) aufgezählt werden. Nur die der *Ilias* angehörenden Ἡφαιστότευκτα sucht er durch seine Interpretation aus alter Sprachkunde zu entkräften: daſs die von selbst wandelnden Dreyfüſse zu leicht rollenden, die von selbst und mit Verstand handelnden Jungfrauen zu Bildern mit lebhaftem Ausdruck, die von selbst thätigen Blasebälge zu einer *Maschine* mit gemeinschaftlicher Windlade, und die Waffen *des* Achilles, die wie Flügel ihn hoben, zu einer wohlpassenden, nirgends klemmenden Rüstung herabsinken.

Das sind sie, die Versuche des Hn. *H.* gegen die Schnellkraft der Göttersohlen, die noch Nonnus (Dionys. II, 599) zu den Kunstwerken des Hephästos zählt. Hätte er ihre Kraft auch vernichtet, was wäre damit für die Beflügelung gewonnen? Flügel findet er nun einmal nicht an den Gottheiten der ältesten Dichter, so wenig als Schwänze, Hörner und andere Thierglieder; bey den späteren aber erkennt er ja Il. XXIV. 340 die von den Künstlern entlehnten *Flügel an den Sohlen* für Andeutung derselbigen Schnellkraft, *die* er zu bestreiten ausging. Leugnet er wieder ab, *so* werden ihm kraftlos auch die Flügel mit den entkrafteten Sohlen und anderen hephästischen Arbeiten; denn selbst die späteren Götterflügel waren nicht immer thierische Auswüchse, sondern angefügte Kunstwerke des Hephästos aus himmlischem *Metall*, *die* in mehreren Abbildungen des Alterthums der erfindsame Gott mit dem Hammer *auf dem* Amboſs schmiedet. Er wende sich, wie er wolle; mit homerischen Flügelgöttern kommt er *nicht* durch. Auch wagt er nicht einmal, sie, die er öffentlich im Triumph einführen sollte, anders als mit unruhiger Hast unter der Hülle des *Vogelflugs*, oder eines *dem Fluge nachwehenden Windes*, hervorblicken zu lassen. Aber siehe! wo keiner es erwartete, im Winkel des Excurses bey Il. XXIII von der homerischen Allegorie p. 567, überrascht uns der verschmitzte Merkur, „*omnis sollertiae auctor et exemplum*,“ der, obgleich ihn noch Aeschylus ohne Flügel herumlaufen sah (*Myth. Br.* I, 10. p. 115), hier als Bothe der Götter, „*mit dem alten Sym„bol der Schnelligkeit, mit Flügeln versehen*,“ einschleichen will. So viel wird den Lesern der *Ilias* über diese wichtige Frage der Mythologie und der Kunstgeschichte zu verstehen, oder nicht zu verstehen, gegeben. Wie vor der Göttingischen Societät Hr. *Heyne* (*Comment.* T. XIV) mit der goldgeflügelten Iris, die er hier übergeht, und anderem Göttergeflügel, als vorhomerischen Nachkömmlingen uralter Flügelgottheiten aus dem Morgenlande, (wovon freylich in Griechenland erst lange nach Homer, und nur in der mystischen Theologie, Spuren zu entdecken sind!) durchzuschlüpfen versucht habe: wird dem Scharfsinne jener ruhmwürdigen Gesellschaft nicht entgangen seyn. Da denn also, mitten von einander gehaun, gleich Miltons Teufeln, der symbolische Spuk doch wieder zusammenfloſs; so wünschen wir alle, die dem Gepolter gram sind, daſs endlich einmal eine geweihete Klinge das Ungethüm durchzische, und, wie gebraunt.

brannt, die erharschte Wunde den Spalt sich von neuem zu schliessen abhalte.

Eine eigene Betrachtung verdiente noch der Stil des Hn. *H.*; aber wir sind müde wie der homerische Holzhauer, Il. XI, 86:

> — — *nachdem er die Arme gesättigt,*
> *Ragende Bäume zu hau'n, und Unlust drang in die Seele,*
> *Und nach erquickender Kost sein Herz vor Verlangen ihm schmachtet.*

Wir meynen nicht jene im Vorbeygehen bemerkten Sprachfehler, deren mehrere in den Schulen mit einem NB bezeichnet werden; noch jenen mit Hegesias wetteifernden Numerus, den natürlichen Ertrag eines gegen die poetische Eurythmie verhärteten Gefühls. Auch durch unreines und ungeordnetes, aber doch römisch gedachtes Latein könnte, obgleich mit Lächeln *des Unwillens*, ein Cicero, oder wenigstens *ein Manutius*, zum Verständnisse sich durcharbeiten. Wir meynen, was selbst dieses Verstehen dem Ausländer hemmt, das neumodische Kathederdeutsch, das mit allen Nachlässigkeiten in lateinischen Worten der höchsten und der niedrigsten Tonarten sich ausdrückt. Ein Engländer, der Deutsch aus Büchern gelernt hatte, machte einst einem Danziger Kornhändler die neueste Parlementsverfügung über die Einfuhr in einem deutschen Briefe bekannt; und dem Rec. gelang es, aus dem buntscheckigen Gewande von edlem und unedlem Deutsch die englische Geschäftsprache zu enthüllen. Wie selten wird ein Ausländer, wenn er dieses Latein, wie aus der verborgensten Tiefe der Römersprache geschöpft, anstarrt, einen deutschen Erklärer bey der Hand haben. Gewiss würden, wie im Anfange des 16 Jahrhunderts *epistolae obscurorum virorum*, so am Schlusse des stolzen 18 Jahrhunderts *epistolae illustrium virorum* ein willkommenes Opfer auf dem Altare der Musen seyn.

Es erregt herbe Empfindungen, dass ein Mann von sehr glücklichen Anlagen, die schon vor 40 Jahren einen Ruhnkenius aufmerksam machten, von weit umfassender Belesenheit, von nicht gemeiner Weltkenntniss, von kluger Beurtheilung der Zeitbedürfnisse, dem stillen Anbau der veredelnden Musenkünste, wozu sein Lehramt ihn weihete, eine geräuschvolle Wirksamkeit durch Deutschland und durch Europa vorzog; dass er, der Weitwirkende, seiner Ausgabe Virgils wegen, die fremde Rechnungen, nicht immer genau, wieder vorrechnete, von Anstaunern überschätzt, die richtigere Selbstschätzung allmälich vergass, und je länger je mehr Freude am Scheinen als am Seyn gewann; dass er endlich eine berichtigende und erklärende Ausgabe Homers, die wahrlich Lust und Liebe zum Ding, unverdrossene Forschbegierde, wachen Blick, lauteren Wahrheitssinn, und behagliche Ruhe von aussen und von innen verlangt, mitten im Getümmel vielseitiger Geschäfte, zerstreut und unmuthig, durch Bemerkungen des erhaschten Augenblicks, durch flüchtige Auszüge aus den Schätzen der Bibliothek, und durch Umgehung dessen, was nicht also sich bemerken und ausziehen liess, fertigen zu können sich zutraute. Mehr noch als Umgehung fand sich bey den eben beleuchteten Sachkenntnissen, ohne welche Homer kaum interpretirt, durchaus nicht erklärt werden kann; es fanden sich Versuche des Eingriffs, und, wenn der nicht glückte, der Unterdrückung, der Zerstörung. In eine polemische Flugschrift zusammengefasst, wären die verdeckten und wankenden Anfeindungen unverständlich und unlesbar; das harmlose Blatt möchte ungerügt seinen Flug endigen. Aber in einem zum Unterrichte des Zeitalters, zur Ausbreitung gründlicher Wissenschaften und menschlicher Gesinnungen bestimmten Buche, ein solcher Leichtsinn, bey Sachen sowohl als bey Worten, macht es redlichen Männern zur Pflicht, ohne Ansehen der Person, vor unvorsichtigem Gebrauche des mit Pomp erscheinenden Buchs zu warnen, wie man vor einer Ἰλιὰς κακῶν warnen muss.

LITERATURGESCHICHTE.

Braunschweig, b. Reichard: *Beyträge zur kritischen Bearbeitung unbenutzter alter Handschriften, Drucke und Urkunden*, herausgegeben von *Paul Jakob Bruns*, Herzogl. Braunsch. Lüneb. Hofrathe, Professor und Bibliothekar in Helmstädt. *Erstes und zweytes Stück.* 1802. 248 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Was man in diesen, dem Literator gewiss sehr schätzbaren, Beyträgen zu erwarten habe, darüber erklärt sich Hr. *Bruns* in der Vorrede zu dem ersten Stück folgendermassen: „Die Absicht ist nicht, bloss die Existenz gewisser Handschriften, alter Drucke und Urkunden anzuzeigen, oder in der Beschreibung bey „dem Aeussern stehen zu bleiben. Unkritische Verzeichnisse von Seltenheiten, sie mögen handschriftliche oder gedruckte seyn, werden nicht gegeben. „Der Gewinn, den die Literatur im weitesten Umfange des Worts aus den entweder ganz verborgen „gebliebenen oder nicht genug gewürdigten Schätzen „ziehen kann, soll augenscheinlich gemacht werden. „Die Excerpte werden daher mit beständiger Rücksicht „auf die literarische Lücke, welche durch sie ausgefüllt werden kann, gewählt. — Weil hier nur von „alten Merkwürdigkeiten die Rede ist, so werden die „Manuscripte vor der Erfindung der Buchdruckerkunst vorzüglich geprüft, doch aber die, welche in „das 16te Jahrhundert gehören, nicht ausgeschlossen. — „In Ansehung der alten Drucke wird die Gränzlinie „bey dem Jahre 1520, oder aufs äusserste 1530 gezogen. Was zu den alten Urkunden gerechnet wird, „ist nach dem bey den Manuscripten und gedruckten „Büchern angegebenem Maasstab zu bestimmen." Dass Hr. B. diesem seinem Plan, in den beiden vor uns liegenden Stücken, getreu geblieben sey, wird jedem Kenner und Freund der ältern Literatur leicht in die Augen fallen. Zum Beweise dieses Zeugnisses will Rec. nur eines und das andere ausheben. Unter den Handschriften macht *Henricus de Hervordia* den Anfang;

fang; eine eben so ausführliche, als gründliche Nachricht, von der bekannten, bisher aber ungedruckt gebliebenen *Chronik* dieses Gelehrten, nach einem Codex, der sich in der *Helmstädter* Bibliothek befindet. Der Verfasser, welcher *Heinrich* hiess, von *Hervorden* gebürtig war, zu *Minden* in den *Dominicaner-Orden* trat, und daselbst 1370 starb, überschrieb seine Chronik — *de temporibus memorabilioribus* — und theilte dieselbe in sechs *aetates* ab. Davon findet sich *Sexta pars*, oder der letzte Theil von Christi Geburt, bis auf das Jahr 1355 in zwey Foliobänden, auf Pergament geschrieben, in der gedachten Bibliothek. Der Verfasser giebt zwar seine Chronik bloss für eine *Compilation* aus, doch spricht er in derselben mit vieler Urtheilskraft, und macht auch Auszüge aus zum Theil verloren gegangenen Schriften, und eben deswegen erhält sein Werk einen vorzüglichen Werth. Aus dieser Chronik hat nun Hr. *B.* einzelne wichtige Facta ausgehoben, und den Historiker mit der Einrichtung und Erheblichkeit dieses Werkes bekannt zu machen gesucht. Die Nachrichten, die *Heinrich* von dem Dominicaner-Orden und den *Generalen desselben* giebt, sind besonders merkwürdig. Unter den alten Drucken, die Hr. B. anführt, sind die meisten Seltenheiten, die es daher verdienten, nach ihrem Inhalt näher bekannt gemacht zu werden. Nr. 4. wird *Der beschlossen gart der rosenkrantz marie* angezeigt. Nur ist zu bedauern, dass Hr. B. bloss die Hälfte dieses dickleibigen Buches vor Augen gehabt hat. Die zweyte Hälfte wird in *Panzers Annalen* der ältern deutschen Literatur S. 268. Nr. 554. angezeigt, welchen aber Hr. *Bruns* übersehen haben muss, woraus erhellet, dass dieses Werk im J. 1505 zu *Nürnberg* gedruckt worden sey. Dieser zweyte Theil fängt mit dem sechsten Buch an, und schliesst sich mit dem eilften. Diese zweyte Abtheilung hat 368 grössere und kleinere Holzschnitte. Nr. 14. *Formulare und Teutsch Rhetorik* zu *Strasburg* bey *Johann Prüss* 1483 gedruckt, ist wirklich vorhanden. Auch ist das Buch, in eben diesem Jahre zu *Augspurg* noch *zweymal* gedruckt worden, so dass die von Hn. B. näher beschriebene zweyte *Strasburger* Ausgabe von eben diesem Jahre dazu genommen, dieses Werk, in einem Jahre, *viermal* gedruckt worden ist. Welche Ausgabe darunter die erste seyn möchte, wird schwer zu entscheiden seyn. Den Beschluss dieses ersten Stücks machen drey Urkunden, die Hr. Pastor *Kinderling* zu Kalbe Hn. B. mitgetheilt hat. Im *zweyten Stück* macht unter den Handschriften: Der *König im Bade*, den Anfang, mit der Bemerkung, dass in *Panzers* Annalen d. ä. d. L. S. 208. ein im Jahr 1495 zu *Bamberg* davon gemachter Abdruck angezeigt worden sey. Rec. besitzt diesen Abdruck selbst, und hat solchen mit dieser hier mitgetheilten Handschrift verglichen. Das Resultat dieser Vergleichung wird er bey einer andern Gelegenheit mitzutheilen nicht ermangeln. *Original-Briefe* von D. *Martin Luther.* Die akademische Bibliothek in *Helmstädt* besitzt 36 Original-Briefe von D. *Martin Luther.* Diese werden hier, so wie sie besonders in der Schützischen Sammlung stehen, angeführt, und die Abdrücke *desselben* berichtigt. Unter den alten Drucken wird Nr. 29. *de hemelsche fantgroue* von 1490 angezeigt. Bemerkt zu werden hätte verdient, dass diese Schrift, oder vielmehr Predigten nachher von dem Verfasser selbst, auch in das *Lateinische* übersetzt worden. Die Uebersetzung kam 1502 zu Erfurt, unter dem Titel *Celifodina* heraus. In der Zueignungsschrift an den Kurfürsten von Cöln, nennt sich der Vf. selbst *Johannes de Paltz. Panzer* hat sich also nicht geirrt. Indessen kann es wohl seyn, dass er in der *platdeutschen* Uebersetzung auch *Johann van Valez* genannt wird. Nr. 31. Von der platdeutschen Uebersetzung des bekannten Buchs *Thomae a Kempis de imit. Chr.* wird in den Zusätzen zu *Panzers* Annalen S. 64. Nr. 273 b. eine *Lübecker* Ausgabe angezeigt mit der Bemerkung aus dem Catalog. *Bibl. Thott.* dass die drey ersten Bücher im Jahre 1496 zum Vorschein gekommen sind, das *vierte* Buch aber schon 1492 gedruckt worden sey. Nr. 35. Eine in *Lübeck* 1493 gedruckte *Postille* enthält unter andern sehr nachdrückliche und freymüthige Aeusserungen, besonders über die schlechten Fürsten, die nicht für Sicherheit in ihren Ländern sorgen, — über die mancherley Betrügereyen, deren sich die Kaufleute schuldig machen u. s. w. Diese merkwürdigen Aeusserungen verdienten es wirklich, hier, in dem ausführlichen Auszug, den Hr. B. davon auf etlichen Blättern gemacht hat, aufbewahrt zu werden. Nr. 39 *Sante Birgitten openbaringe* zu *Lübeck* 1496 gedruckt. Ist bloss ein Auszug aus den bekannten *Revelationibus.* Doch hat sich der Epitomator nicht genau an die Ordnung derselben gebunden. Dass der Text der *Birgitta* interpolirt seyn müsse, erhellet auch daraus, weil der Erfindung der Buchdruckerkunst gedacht, und dieselbe mit klaren Worten Deutschland zugeschrieben wird. Den Beschluss machen einige Urkunden. Der ununterbrochenen Fortsetzung dieser so reichhaltigen Beyträge, wird wohl jeder Literator mit Verlangen entgegen sehen, und dadurch den Vorwurf, welcher in der Vorrede der deutschen Nation gemacht wird, dass dieselbe gegen alles, was den Namen *vaterländisch* an der Stirne trägt, gleichgültig sey, zu widerlegen suchen.

In der Recension der Heynischen Ilias sind folgende Druckfehler zu verbessern. S. 243. Z. 33. l. grossentheils f. grösstentheils. S. 296. Z. 44. l. den f. dem. S. 306. Z. 43. l. ward f. war. S. 312. Z. 9. l. Aesepus f. Aesopus. S. 312. Z. 47. l. erhält f. enthält. S. 341. Z. 36. l. wissenschaftlichen f. wessenschaften. S. 343. Z. 9. l. *in dessen* f. *indessen.* S. 365. Z. 47. l. und f. mit. S. 371. Z. 25. l. alte f. alle.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 14. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ALTENBURG, b. Richter, nachher: Rink u. Schnuphase: *Bibelcommentar zum Handgebrauch für Prediger, Schullehrer und Layen*, nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen, ausgearbeitet von einer *Gesellschaft von Gelehrten. I Band.* (Mose bis zu den Büchern der Könige) 1799. 687 S. *II Band* (die Chron. Esr. Nehem. Esth. Hiob, Pss) 1800. 683 S. *III Band* (Sprüche, Pred. Hlied, Jes. Jerem. Klagl. Ezech. Dan.) 1801. 630 S. in gr. 8. (6 Rthlr.)

Ein Werk, welches sich an die lutherische Uebersetzung anschlösse, so dass sie dieselbe an unrichtigen Stellen berichtigte, durchaus aber den Sinn geschichtlich, aus Sitten und Alterthümern, aus Context und Parallelstellen verdeutlichte, pragmatische Fingerzeige gäbe und Kürze mit Energie verbände, wäre unstreitig für die auf dem Titel angegebene Classen von Lesern und für ächt christliche Aufklärung überhaupt ein verdienstliches Werk. Das gegenwärtige erfüllt zwar diese Foderungen nicht ganz, leistet aber doch in Ermangelung eines bessern manches Nützliche. Unter der Dedication ist Hr. Dr. *J. C. W. Scherer* unterzeichnet, unter der allgemeinen Einleitung des I Bandes *H*st.* Wir sehen nicht ein, warum der Name eine Art von Incognito behalten sollte, da der Vf. S. 9 sich selbst nennt. Er ist *G. C. Horst*, Vf. der Visionen Habakuks etc. Gotha 1797, einer Schrift, die diesem Namen gar nicht unrühmlich ist. Am Ende des Pentateuchs unterschreibt sich Hr. *Scherer*. Auch die übrigen historischen Bücher scheinen von diesem bearbeitet, soviel aus der Note zu S. 600 sich schliessen läfst. Bey Hiob ist *H*st* unterschrieben. Der Psalmencommentar, welcher hier aufgenommen ist, soll nach einer Notiz in der Oberd. allg. Lit. Zeitung 1801 Nr. LI. S. 802 von Hn. *G. J. L. Reufs* seyn. Vgl. die Pss. nach den jetzigen Interpretationsgrundsätzen erläutert, zum Handgebrauch in Betstunden. 1800. Die sogenannten Salomonischen Schriften sind nebst allen andern im III Bande mit *R.* bezeichnet.

Die allgemeine Einleitung giebt über Aechtheit der alttestamentlichen Schriften, ihre Entstehungsart, den Prophetismus und die bessere Interpretationsmethode das Nothwendige. Doch bedarf darin Vieles Berichtigung. Nach Deut. 31, 9. 26 soll Mose selbst seine 5 Bücher an der Bundeslade niedergelegt und dadurch ein Reichsarchiv begonnen haben. Jene Stelle aber spricht höchstens vom Deuteron. allein; und diess muss nach innern Spuren noch viel mehr, als die andern Bücher Mose, postmosaisch seyn. Jos. 24, 26 soll zeigen, dass das Buch Josuä „an denselben Ort zu den mosaischen Büchern gebracht worden sey." Aber die Stelle sagt auf jedem Fall gar nichts von demselben Ort, sondern will: Josua habe diese Worte — die nächstvorhergehenden — hinzugeschrieben zum Gesetz des Jehova, d. h. auf die nämliche Megillah Ps. 40, 8, wahrscheinlich in eine Sammlung, wo die Gesetze Jehovahs, auf welche hin er einen Bund mit dem Volk als Nationalkönig gemacht haben sollte, nebst den Erneuerungen dieses Bündnisses, eingetragen seyn mochten. §. X ist von Originalexemplaren und einem neuen Tempelexemplar des Esra die Rede, wogegen jene verloren giengen. Allein die Hauptsache ist, dass fast alle historischen Bücher des Alten Testaments blosse Auszüge aus grösseren (wann?) verlorenen Zeitbüchern sind. Am wenigsten kann Rec. dem Vf. S. 31 beystimmen, wo er bey jeder historischen und dogmatisirenden Stelle die ächte historische Interpretation empfiehlt, in Rücksicht der moralischen Materien aber „den gesunden moralischen Sinn zum Richter aufstellen will, ob diese oder jene Erklärung zu wählen sey." Sehr wahr ist es, dass „weder die Vorzeit noch irgend eine Autorität jemals das Recht haben konnte, dem gesunden (und sorgfältig geprüften) moralischen Sinn, diesem Repräsentanten der Gottheit in unserm Innern, einen Sinn unterzuschieben, den er nicht anerkennen kann." Allein was geht dies die Bibelerklärung an? Auch wenn das Alterthum von moralischen Materien spricht, ist für den Interpreten die einzige Aufgabe, darzustellen, was der Sinn dieses Alterthums war. Ob derselbe mit dem, was uns unser moralischer Sinn sagt, übereinstimme, kann nebenher, nicht aber als Interpretation, sondern als Fingerzeig zur Anwendung in unserm Zeitalter angedeutet werden. Alsdann aber interpretirt man nicht, sondern geht ins Pragmatisiren und Beurtheilen dessen, was interpretirt ist, über.

In einem populären Werke sollte es eine Grundregel seyn, ungewisse Data nicht zu berühren. Dass Moses Geschichte unter *Sesostres* falle, und er dessen Feldherr gegen die Aethiopier gewesen sey (S. 37), hat selbst Josephus, klüglich, nicht behauptet. Dass S. 37 diejenigen, welche Mose's Bücher für später, für Auszug u. dergl. halten, *Gegner Moses* genannt werden, ist in einem populären Werk doppelt illiberal. Noch härter sagt S. 180 der Vf. *Bibelfeinde* behaupten, Moses habe den V. 35 Exod. 16, nicht schreiben können. Ueber die erklärenden Anmerkungen

des I Bandes kann Rec. nur im Allgemeinen sprechen. Die meisten sind unstreitig richtig und brauchbar. Ueber andere mögliche mit den Vff. einer populären Schrift zu rechten, wäre zweckwidrig. Die Hauptfrage ist, ob sie gewöhnlich etwas Wahrscheinliches auszuwählen wissen und soviel möglich das entschieden Unrichtige vermeiden? Von der letzten Art ist dem Rec. nicht allzu Vieles aufgefallen (z. B. S. 104 soll Chophschi eigentlich *unrein* bedeuten. S. 135. „die Papierstaude gebrauchte man in frühern Zeiten *auch* zu Verfertigung des *Papiers*; daher der Name *Papier*.“ Wie sehr ist unser Papier von dem, was man aus der Papyrusstaude machte, verschieden! — Wie sollte S. 137 im Busche für Mose *elektrisches* Feuer sichtbar gewesen seyn? — S. 157 soll es *wunderbar* seyn, dass die Heuschrecken von Süden nach Norden ziehen, *ohne nach Osten oder Westen* auszuweichen und nun durch Mose doch nach Aegypten kommen. Und doch sagt der Vf. sogleich, dass sie aus Arabien, über Constantinopel nach Polen kommen. Sie gehen also gar wohl von Westen nach Süden, Norden und wieder westwärts und eben so leicht umgekehrt. Da so oft Reisebeschreibungen angeführt werden: so hatten dem Vf. die Stellen, dass die Heuschrecken nach Aegypten drangen, nicht entgehen sollen. — Paschah heisst nie (wie S. 160 will) Schonung, Schonungsopfer, noch weniger, wie S. 161, Versöhnungsopfer. — Der hebräische Ausdruck *Erstgeborne* kann nicht überhaupt die beste Mannschaft bedeuten. S. 277. 159 etc.) Wohl aber dünkt uns, dass die Anmerkungen bey den historischen Büchern häufiger seyn sollten, die angebrachten aber meist kürzer seyn könnten. Das Wundersame zeigt Hr. *Sch.* gerne als erklärbar, scheint es sich aber oft gar zu leicht zu machen und fast alles auf die nämliche Manier anzusehen, da doch in der Natur auch Aberglaube und Vorurtheile auf gar vielfache Weise entstehen. Winke zum populären Gebrauch finden wir fast gar nicht. Wir wollen für unsere Beurtheilung einige Belege anführen. Wozu werden Genes. 41, 1 von den Quellen des Nils mehrere geographische Notizen gelehrt angeführt? Der Text bezieht sich gar nicht darauf. Exod. 7, 12 soll Mose's Schlange die der Chartümmim zu verschlingen geschienen haben, weil sich diese vielleicht während des Gesprächs verkrochen hatten. Wie dumm müssten dann die ägyptischen Zauberkünstler gewesen seyn? Und so ist fast alles, was über die ägyptischen Plagen angeführt wird, unglaublicher als das Unglaubliche, so lange man das Unrichtige voraussetzt, Mose oder ein anderer habe sie gleichzeitig erzählt. Dass das Nilwasser ungewöhnlich viel rothen Schlamm enthalten würde, habe Mose vermuthlich (S. 151) „auf die Gott anständigste Art, durch den prophetischen Traum zum Voraus erfahren.“ Gäbe es dergleichen „von der Providenz etwas offenbarende“ Träume: so könnte es eben so gut Stimmen, Apparitionen für Wachende geben. Worin die grössere Anständigkeit bestehen sollte, Gott zum Schöpfer wahrsagender Träume zu machen, ist schwer zu begreifen. — Die Wolkensäule wird als etwas bleibendes beschrieben; wie könnten (S. 167) die Gewitter darunter zu verstehen seyn, welche hie und da den Israeliten auf ihrem Zuge begegneten? Der Vf. giebt selbst eine bessere Erklärung, und füllt doch mit dieser aussert unwahrscheinlichen eine ganze Seite. Für den populären Gebrauch waren vornehmlich bey Levit. 18 über die Ehegesetze deutliche Belehrungen über ihre blofs relative Verbindlichkeit nöthig gewesen. Der Vf., welcher sonst oft so wortreich ist, entscheidet S. 262 blofs durch einen Machtspruch.

Hiob ist mit sichtbarem Fleisse bearbeitet. Aber zweckwidrig sind bey einem populären Werk Verweisungen wie 3, 5. „Man [Schullehrer? Layen?] vgl. die gelehrten Ausleger Schultens, Eckermann etc. zu diesem schweren Ausdruck.“ Diess versteht sich für den Gelehrten von selbst. Aber der Zweck dieser Arbeit ist nicht Citiren, sondern die Quintessenz der gelehrten Forschungen, so weit sie wahrscheinlich sind, mitzutheilen. Im Ganzen hat Hr. *H.* dies auch wirklich gethan und dazu vorzüglich die für ihre Zeit mustermässige und immer noch sehr brauchbare Arbeit von Hufnagel benutzt.

Die Psalmen sind weitläuftig behandelt. Der ganze Text der lutherischen Uebersetzung ist abgedruckt, und durch eingeschobene Erklärungen und Zusätze berichtigt und verständlicher gemacht. Sie sollen dadurch zu Vorlesungen in den Betstunden brauchbar werden. Möchten doch vielmehr gerade die *allermeisten* Psalmen in christlichen Betstunden nicht mehr vorgelesen werden! Denn wie viele sind darunter, die nicht eine ganz nationale Beziehung haben, und statt Moralität nur einen einseitigen Nationalgeist, oft harten Nationalstolz athmen. Müssten sie vorgelesen werden: so wäre dazu nicht eine exegetische Erklärung, sondern eine moralische Deutung oder Umdeutung unvermeidlich nöthig. Soll die Arbeit des Vfs. für kirchliche Vorlesungen seyn: so schickt sich die Citation von diesem und jenem Schrifterklärer nicht gut in den Text. Soll aber citirt werden: so wäre Gerechtigkeit zu beobachten. Z. B. Hezel ist nicht der Erfinder der richtigeren Erklärung des Ps. 2, sondern ein ungenannter, als Philologe im ausgedehnten Sinn des Worts vorzüglicher Vf. eines lateinischen Aufsatzes in den Memorabilien des Hn. Prof. Paulus. Die Vff. schränken sich überhaupt in ihren Anführungen fast blofs auf ihre eigenen Schriften, auf die von Hezel und auf die aus ihrer Gegend abstammende biblische Encyklopädie ein.

Die Erklärungen der Sprüche und Koheleth sind kurz und oft treffender, als die wortreicheren bey andern Büchern. In der Einleitung zu Koheleth wird S. 80 dem Salomo viel zugeschrieben, wenn er „in seinem Alter schon gewusst haben solle, dass nach seinem Tode der grösste Theil des Reichs an Jerobeam kommen und sein geliebter Prinz nur ein Theilchen vom Reich behalten würde.“ Auch Jesaias finden wir mit Fleiss behandelt, ungeachtet wir die spätern Kapitel nicht dem Vf. der früheren beylegen, und K. 66 nicht das Christenthum als allgemeine ewige Religion ohne Opfer beschrieben finden. Was doch

doch alles für sonderbare Auslegungen möglich sind, wenn gewisse fixe Ideen vorausgehen. 66, 17 sollen die, „welche Saufleisch assen und Mäuse," diejenigen seyn, welche *den mosaischen Opferdienst* dem Christenthum vorziehen. Und doch erlaubte gerade das Christenthum jene von Mose verbotene Speisen. Ferner, wenn V. 23 sagt: „Von einem Neumond zum andern, von einem Sabbat zum andern, kommen alle Sterbliche, mich, Jehovah, zu verehren;" so sollen diess Gottesverehrungen des allgemeinen Christenthums seyn, als ob Neumonde und Sabbate nicht charakteristische Eigenheiten des Judenthums wären! Besser ist Ezech. 40—48 erklärt als Modell zu einem neuen Tempel und neuer Einrichtung des Landes, so wie der Prophet sich beides gewünscht (die Zurückkehrenden aber es nicht ausgeführt haben!) Bey Daniel versichert der Vf. seine popularen Leser: „Die sechs letzten *Kapitel* sind *gewiss* Daniels Werk! . . . Diese Weissagung übertrifft an Genauigkeit und Bestimmtheit alles, was je vom Messias . . geweissagt worden ist." Man ist wohl auf diese Bestimmtheit begierig. Man höre 9, 25: „von dem Edict des Cyrus Esr. 1, 1 ff. bis auf den Gesalbten, den Sieger, d. h. bis zu der *Periode, in welcher der Messias geboren wird*, dessen Religion sich die Nationen unterwerfen, sind 7 Jahrsiebzige, 490 Jahre. Diese führen uns bis auf den Zeitpunkt, da Pompejus Jerusalem eroberte. *Und hiemit trat ja die grosse messianische Periode ein!*" Pompejus machte die Juden zinsbar a. M. 3940 nach denen Chronologen, welche Jesu Geburt auf a. M. 4000 setzen. Usher Annal. Eine Weissagung also, bey welcher noch mehr als ein gewöhnliches Menschenalter fehlen müsste (60 Jahre), soll *bestimmt und genau* auf Jesu des Messias *Geburt* hinführen. Der Vf. scheint vorauszusetzen, dass seine Leser nicht nachrechnen. Die Schullehrer hätte er wenigstens bitten müssen, diess Rechnungsexempel in ihren Rechenstunden nicht zum Muster zu nehmen.

Leipzig, b. Weygand: *Biblische Theologie des Neuen Testaments. II Band,* Theologie und Anthropologie nach den 3 ersten Evangelisten und christliche Religionstheorie nach Johannes. 1801. VIII und 390 S. in 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der erste Band hat die Christologie nach den 3 ersten Evangelisten abgehandelt, welche der Vf. unter zwey Abtheilungen bringt, 1) über den Zweck und die Person Jesu, 2) über seine Schicksale oder gedoppelten Zustand. Nach der Christologie lässt er die Theologie, d. h. Lehre von der Gottheit, Schöpfung, Vorsehung und den Engeln folgen. Zuletzt Anthropologie. Der Inhalt der Stellen wird zuerst in Sätze aufgefasst, alsdann folgen die Stellen selbst übersetzt und erklärt, so dass der Leser die Gründe beurtheilen kann, nach denen der Vf. jene Sätze als Inhalt dieser Stellen ansah. Da die ganze Sittenlehre ausgeschlossen ist, so würde der eigentliche Titel seyn: biblische Dogmatik. Indess ist man schon lange an den gewählten Titel gewohnt. Nur wäre zu wünschen, dass wirklich die biblische Theologie vollständig, d. h. auch nach ihrem praktischem Theil, auf gleiche Art, und sogar häufiger, als nach dem theoretischen, bearbeitet würde. Die Bearbeitung des Vfs. hat nicht sowohl Mittheilung eigener Ansichten, als Verbreitung derjenigen Erklärungen zum Zweck, welche ihm die wahrscheinlichsten sind. Oft zeigt er, inwiefern man Aeusserungen, welche Jesu von den Evangelisten zugeschrieben werden, als „perfectibel" anzusehen habe. Man kann hier häufig auch den Unterschied anwenden, welchen jeder bey sich selbst macht, zwischen Behauptungen, die man als eigene Einsicht oder als etwas aus fremden Einsichten nach eigener Untersuchung Angeeignetes verbreiten will, und zwischen vielen anderen Meynungen, die man von andern empfangen hat, und so gebraucht und wiederholt, ohne sie aus eigener Prüfung oder als angeeignet behaupten zu wollen. Zu der letzteren Gattung möchten Jesu Aeusserungen von den Dämonen gehören, welche auf alle Fälle in Jesu Kenntniss der Seelenlehre und Medicin, nicht in seine Religionstheorie gehören. Jesu Urtheile über das Göttliche des Alten Testaments hält der Vf. für perfectibel, und in einigen Puncten scheint auch dem Rec. diess unläugbar, z. B. darin, dass Gott förmlich mit Mose gesprochen habe. Matth. 22, 31. In dem Hauptpuncte aber möchte Jesu Urtheil von dem Göttlichen der mosaischen Theokratie und der Propheten sich darauf gründen, dass das Alterthum auch temporäre und veränderliche Anstalten zum Wohl einzelner Nationen als Gottes Willen und als würdige Gegenstände einer göttlichen Anordnung ansah, ohne je das Prädicat göttlich, von Gott gekommen etc. für gleichbedeutend mit absolut-nothwendig und unveränderlich und infallibel anzusehen. Einigemal scheinen für den Vf. gewisse neuere Erklärungen noch etwas ungewohntes gehabt zu haben. Er setzt z. B. S. 50, wie viele Exegeten, voraus, dass die Krankheitsterminologie des Neuen Testaments aus der medicinischen Kunstsprache zu bestimmen sey, dass also ein παραλυτικος des N. Ts. genau das Uebel gelitten habe, welches Hippokrates etc. Paralysis nennt. Uebersieht man aber hier nicht, dass das N. T. die Umgangssprache spricht, und dass wir Nichtärzte alle, sogar nach unserer ganz anderen Geistesbildung, unsere Krankheitsbeschreibungen zwar oft in medicinischen Worten machen, diese aber viel unbestimmter nehmen, als der Arzneygelehrte. *Tertullian adv. Marcion.* 4. 10 applicirt gerade auf die Stelle Matth. 9. 2 die Worte des Jes. 35. 2 *convalescite manus dimissae et membra dissoluta*, mit dem Zusatz: *hoc erat paralysis.* Nicht sowohl im technischen als im popularen Sprachgebrauch ist die Bedeutung solcher Ausdrücke des N. Ts. aufzusuchen. Wenn ferner hie und da bey Jesu Heilungen Einfluss des Zutrauens durch die Kraft der Imagination angenommen wird, so kann dagegen schwerlich, wie S. 51 der Einwurf gemacht werden: „wer erklärt, woher es gekommen sey, dass bey Jesu dieses Wirken auf die Phantasie *so oft und vielmals* gelungen sey? Warum hat ihm der *Zufall*

immer

immer begünstigt, auch bey Scheintodten?“ Man überzähle nur, wie oft denn von Jesu — ausser den Dämonizirenden, bey denen doch fast jeder für jetzt Heilung vermittelst der Phantasie annehmen muss — Kranke durch Einfluss auf ihr Gemüth geheilt wurden. Es ist blos eine verjährte Angewohnheit, diese Zahl sich gross vorzustellen. Und wie viele Todte kommen denn in der Geschichte Jesu vor, als zum Leben zurückgeführt? Mehr nicht als zwey. Denn von Jairus Tochter erklärt er selbst zuvor, dass sie nicht todt war. Von Zacharias, muss Rec. zu S. 91 bemerken, hat der Commentar des Prof. Paulus nicht behauptet, dass der Priester sich selbst für stumm gehalten, sondern dass er sich selbst nicht erlaubt habe, zu reden, weil er hierdurch sein Zuvielreden gegen den Engel gl. büssen zu müssen glaubte. — Wenn von Jesu Blut gesagt wird καθαριζει, warum muss dieser Ausdruck nach S. 203 gerade Anspielung auf Sündopfer seyn? Er bedeutet an sich und allgemeinhin *reinigen*, so wie er auch von der Taufe gebraucht wird. Half der Tod Jesu zum Reinwerden vieler von ihren begangenen und zukünftigen Sünden, wie er diess that: so war er in der That „Reinmachend von Sünden,“ ohne dass man in der Opfertheologie eine ganz specielle Bedeutung des καθαριζειν aufsuchen müsste. Die Stellen, aus denen der Vf. für καθαριζειν die Bedeutung *expiare* erweisen will (Exod. 29, 36. 37. 30, 10. Lev. 8, 15), reden überdiess nicht einmal von Menschen, sondern vom Altare, von welchem doch der Ausdruck *entsündigen* auf jeden Fall nur tropisch und sogar katachrestisch gebraucht seyn kann. Wahr ist es ferner, dass die Alex. Ezech. 44, 27 ἱλασμος für חטאת haben. Aber hat denn deswegen Johannes im 1 Brief 2, 2 und 4, 10 gerade in dieser speciellen Bedeutung seinen ἱλασμος sich gedacht? Warum nicht in der allgemeineren: Begütigung? Auch ist abermals Ezech. 44, 27 nicht zu übersehen, dass selbst der Ausdruck חטאת *Vergehungsopfer* dort nur uneigentlich steht. Es ist im Zusammenhang nicht von einer Sünde die Rede, sondern davon, dass dem Priester *vergönnt* seyn solle, bey Leichen seiner nächsten Blutsverwandten sich levitisch (nicht: moralisch) zu vereinigen, selbst für diese Vergünstigung aber soll er ein Opfer bringen. Ein Opfer für etwas Vergönntes kann blos tropisch ein Entsündigen genannt seyn — Rec. theilt diese wenigen Bemerkungen mit einem Vf., welcher so viele bessere Schrifterklärungen glücklich popularisirt, nicht um zu tadeln, sondern um sie selbst seiner Prüfung zu unterwerfen, und nach seiner Einsicht etwas Weniges zur Berichtigung einer Arbeit beyzutragen, die im Ganzen von vielem guten Einfluss seyn muss. Noch ein Wort zu S. 269. Das πνευμα bey Jesu Taufe kann nicht der Λογος seyn, denn dieser war schon in Jesus eingekörpert, σαρξ εγενετο, von jenem πνευμα aber sagt Joh. 1. 34 μενον επ αυτον, nicht εν αυτω oder εις αυτον. Das πν. άγ. bey der Taufe wird nicht Jesu *mitgetheilt*, sondern es erscheint als Zeichen, dass er der Messias sey, und begeistert ihn zum Hervortreten.

Leipzig, b. Kummer: *Versuch zweckmässiger Betrachtungen über die biblischen Weissagungen überhaupt und besonders über die Offenbarung Johannis, vom Vf. der Briefe über den protestantischen Lehrbegriff. Der Evangel. Brüdergemeinde zugeeignet.* 1801. XVI und 687 S. in 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Alle Classen unserer Leser werden aus einer einzigen Stelle dieser weitläuftigen Betrachtungen schnell ermessen können, ob sie zu denen gehören, für welche der Vf. „ein geseegnetes“ Werk geschrieben zu haben hoffen darf. S. 627 Ueber die Vollendung des Geheimnisses Gottes. *Die zum Sonnensystem gehörigen Planeten* werden wenigstens vorläufig (*bis sie nach 1000 Jahren herabfallen*) eine grosse *Veränderung* leiden etc. — — Das Beste am ganzen Buch ist, *dass* der Vf. auf den Herrn zu *warten*, nichts aber darüber *auszurechnen* anrath, besonders das Berechnen des Endes der Welt für unthunlich erklärt. Endlich wäre es freylich Zeit, dass Jesus Recht behielte, welcher sagte: Tag oder Stunde aber weiss selbst der Sohn, der Messias Gottes, nicht. Eine betrübte Erfahrung für die Rechnungslustigen ist es unstreitig (S. 43), dass „die Geschichte der neuern Zeiten lehrt, wie dasjenige *nicht zutrifft*, was man nach den hypothetischen Erklärungen (Bengels) von den 2 Thieren vermuthet hat.“ Nur Schade, dass, wenn man in diesen Dingen erst durch Erfahrung klug werden will, immer Ein oder etliche Menschenalter in solchen grundlosen „Unwahrsagungen“ Heil und Weisheit gefunden zu haben wähnen, und ihre bessern Zwecken schuldige Zeit staunend verlieren!

* * *

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. *Joh. Wilh. Rau.* 3ter Band. Erste Abtheilung. Zweyte, veränderte, hier und da umgearbeitete und vermehrte Auflage. 1802. 186 S. 8. (12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1803. Nr. 14.)

Prag, b. Barth: *Kleine Erzählungen und Geschichten*, von *Chr. Heinr. Spiess.* 2tes Bändch. 1802. 376 S. 8. (1 Rthlr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1798. No. 392.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 16. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Glogau, b. Günther: *Vertraute Briefe über die Bibel* geschrieben an einen Wahrheitsfreund von M. *Gottlob Ehrlich*, P. 1802. VI. 426 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der löbliche Zweck des Vfs. geht dahin, die Bibel dadurch in Ansehen zu erhalten, dass er Schale und Kern von einander trennt, die Resultate von dem Forschen der besten Bibelerklärer in weitern Umlauf zu bringen, und gebildeten Lesern, die nicht auf theologische Gelehrsamkeit Anspruch machen, sie mitzutheilen sucht, und sich dabey nur über diejenigen Abschnitte der Bibel verbreitet, bey welchen der gebildete Leser Anstoss finden könnte. Er läst einen Verehrer moralisch-religiöser Wahrheit, der durch Lectüre und Umgang zum Spott und zur Verwerfung seiner vorigen hyperorthodoxen Religionsbegriffe und der Bibel selbst verleitet, aber schon zum Theil wieder mit der Bibel durch einen verständigen Religionslehrer ausgesöhnt worden war, an diesen seinen Freund schreiben, um von ihm weitere Auflösung seiner Zweifel zu erhalten. Diess giebt denn Anlass zu einer Art von schriftlichen Discursen über die Bibel, mit steter Rücksicht auf neuere oder ältere Einwürfe, und auf ihre von neuern Exegeten versuchten Lösungen. Es werden indess nur die Briefe des Predigers mitgetheilt, worin die Zweifel des anfragenden Layen kurz recapitulirt und beantwortet werden. Neue Bemerkungen für gelehrte Schriftforscher aufzustellen, war nicht Zweck des Vfs.; wer aber eine bescheidene fassliche Darstellung und gute Auswahl des Wahrscheinlichsten, was die historische Kritik und Exegese über die ältesten Religionsurkunden der Israeliten und Christen zu Tage gefördert hat, ohne alle Umschweife der Worterklärung und der Prüfung vieler Meynungen, blos unterstützt durch Gründe des Zusammenhangs, der Natur der Sache und der Analogie, zu lesen wünscht, wird seine Rechnung hier finden.

Wie billig, erklärt sich der Vf. gleich im zweyten und dritten Brief über die präsumtive göttliche Eingebung der Bibel A. T. dahin, dass zwar diese Bücher als Werk des Alterthums, als schöne nützliche Religionsurkunden von moralischer Tendenz und wirksamem Einfluss, unsere hohe Achtung verdienen, dass sie als ein wichtiges Hülfsmittel in der bisherigen Menschen-Erziehung Gottes zu betrachten, und eine gewisse mittelbare Mitwirkung Gottes zu ihrer Abfassung und Erhaltung nicht zu verkennen sey, dass man aber weder für noch wider die Möglichkeit einer unmittelbaren Offenbarung derselben hinlängliche Beweise aufbringen könne, dass also der Glaube an diese immer von individuellen Ansichten und Ueberzeugungen abhängig bleibe, aber auch zur innigen Werthschätzung der Bibel nicht für alle nothwendig sey. Im vierten und fünften Brief geht er dann gleich zu Betrachtungen über die Schöpfungsgeschichte fort. Hier wäre nun wohl der Ort gewesen, sich über die Entstehung und Zusammensetzung der mosaischen Schriften überhaupt, und der Genesis besonders zu erklären, und durch die kritisch wahrscheinliche Voraussetzung, dass die jetzige Form des Pentateuchs erst in oder nach Samuels Zeitalter entstanden sey, und nur Documente aus dem patriarchalischen und mosaischen Zeitalter darin verarbeitet worden seyen, im Voraus vielen Einwürfen zu begegnen. Der Vf. hat dieses unterlassen, und alles als ein ganzes zusammenhängendes Werk Mosis betrachtet; aber eben dadurch sich in manche Schwierigkeiten verwickelt, welchen er dann weiter unten doch nur durch die Hypothese auszuweichen sucht, dass manches in dem Pentateuch durch spätere Interpolationen aus missverstandenen alten Sagen eingeflossen sey. In der Schöpfungsgeschichte findet nun der Vf. den einzigen Lehrsatz als religiöse Wahrheit, von welcher die Bibel mit Recht ausgehe: *Ein Gott ist Schöpfer von allem, was da ist, und dieser ist der nämliche, den wir als Jehova verehren:* alles übrige ist Fiction, vorzüglich wegen der Sabbathsfeyer von Moses aufgenommen. In der Erzählung von der Menschenschöpfung hält sich der Vf. ebenfalls an den Hauptgedanken, von der hohen Würde des Menschen, auch des weiblichen Geschlechts, und lässt alles übrige für bildliche Fiction und Einkleidung gelten. Der sechste Brief erklärt die Erzählung vom Sündenfall für eine Allegorie des Inhalts: die Sinnlichkeit verleitet den Menschen gewöhnlich zum Unrecht, er wird durch sie Uebertreter der göttlichen Gebote, und Tod und Verderben ist der Lohn, den diese treulose Verführerin dafür ihm darreicht, dass er sich durch ihre Lockungen täuschen liess. Ob Moses diese Allegorie zur Beantwortung der Frage vom Ursprung des Bösen selbst fingirte, oder sie aus einer alten Hieroglyphen-Schrift zusammensetzte, will der Vf. unentschieden lassen. Der siebente Brief handelt von Kains Brudermord, welchen Partheylichkeit der Aeltern, Verschiedenheit der Neigung, und Collision in den Folgen derselben erzeugte, und das Gewissen rächte, das hier schon als Sprache Gottes dargestellt wird. Das Zeichen Kains glaubt der Vf. sey spätere Sage, die nur den wunderbaren Schutz Gottes bey

Kains Flucht in öde, nur von reissenden Thieren bewohnte, Gegenden bezeugen soll. Scharfsinniger und befriedigender ist wohl die *Bergersche* Bemerkung darüber in der praktischen Einleitung ins A. T. Th. I. S. 72. fg. welche der Vf. nicht gekannt zu haben scheint, so viel auch seine Schrift durch die Benutzung dieses und anderer der neuesten Exegeten des A. T. hätte gewinnen können. Die Opfer, deren so frühe schon erwähnt wird, läfst der Vf. mit Recht nur für Aeusserung menschlicher Empfindungen und Vorstellungen über Gott, und nur den reichern Segen der Geschäfte Abels für die vermeyntliche Genehmigung seiner Opfer bey Gott gelten. Im achten Brief werden nur die Bemerkungen kurz entwickelt, dafs das Alter der Patriarchen zwar sehr hoch, aber doch durch Sage übertrieben worden sey; dafs Henochs früherer Tod, und die besondere Art desselben die Erzählung von seiner Aufnahme zu Gott veranlafst habe; dafs Moses durch die Erzählung von den übeln Folgen der Verheyrathung frommer Männer mit schönen aber ruchlosen Weibern sein Volk habe vor der Verbindung mit Ausländerinnen warnen wollen; und dafs zu andern Ruchlosigkeiten der Menschen vor der Fluth sich auch die nachtheiligen Wirkungen des Despotismus gesellt haben. Der neunte Brief stellt die Noachische Fluth als übertriebene Tradition von einer im Alterthum vorgefallenen grofsen Ueberschwemmung dar, und tadelt den unmoralischen Fluch des Patriarchen, wofür nur die einzige Entschuldigung möglich sey, dafs vielleicht der zu starke Ausdruck der Unzufriedenheit des Vaters mit dem Betragen seines Sohns blofs von dem Geschichtschreiber herrühre, der die Geschichte benutzen wollte, um einen Grund anzugeben, wodurch die vorhabende Unterdrückung der Nachkommen Hams als unsündlich und dem Willen Gottes angemessen dargestellt werden könnte. Im zehnten Brief werden Gewitterstürme als Hindernifs der Vollendung des Thurmbaues zu Babel, Zerstörung und Sprachverschiedenheit der bauenden Stämme als Folge derselben angegeben. Die Anekdoten aus Abrahams Leben, worüber sich der Vf. hier und im elften bis dreyzehnten Briefe erklärt, haben alle den Zweck, ihn als schwärmerisch eifrigen Monotheisten, als Liebling Gottes, und als Stammvater einer Nation aufzustellen, welche durch ihn schon ein unbezweifeltes Recht auf den Besitz von Canaan erhalten habe, dadurch dem Volke Nationalgeist einzuflöfsen, und es zur Eroberung des Landes aufzumuntern. Dafs dabey Träume, Visionen, und traditionelle Zusätze zu alten Thatsachen, die Mittel sind, wodurch der Vf. dogmatischen, moralischen, und historischen Schwierigkeiten auszuweichen sucht, wird jeder Kenner der biblischen Exegese von selbst erwarten. Eine zweckmäfsige Auskunft dieser Art schlagt der Vf. bey Kap. 18. vor, indem er annimmt, dafs blofs durch die Tradition zwey verschiedene Erzählungen zu einer verbunden worden sind, wovon V. 1—16. ein Factum, die Bewirthung von Fremden, V. 17. fg. eine Vision enthalte, welche vielleicht durch die Unterhaltung mit den Fremden veranlafst worden war: die verbindende Tradition habe auch erst aus dem Vornehmsten der Fremden den Herrn Jehova gemacht, nachdem seine vielleicht nur scherzhafte Verkündigung von Sara Schwangerschaft eingetroffen, und Abrahams Geschichte mit Wundern überhäuft worden war. Auch Sodoms Untergang, Lots Rettung seyen Volkssagen, welche Moses auf moralische Art benutzt habe. *Zur Fiction* von dem Incest der Töchter Lots habe wohl *nur die* Etymologie der Namen Moab und Ammi Anlafs gegeben. Die Aufopferung Isaacs sey Folge einer Selbsttäuschung Abrahams gewesen, wozu ihn Traum oder Vision veranlafst habe; nachdem ein Zufall die Ausführung desselben gehindert hatte, was ihm sein irrendes Gewissen gebot, sey ihm in einem neuen Traum der Beyfall Gottes versichert worden. Brief 14. Jakobs Erschleichung des Segens der Erstgeburt *erzählt* Moses absichtlich, um die Vorrechte der Israeliten vor den Edomiten zu beurkunden. Jakob *selbst* erscheint unredlich, eigennützig, zaghaft, und *wird* wie seine Voraltern durch bedeutende Träume geleitet. Die Familien-Anekdoten von Juda, Onan, *Thamar*, gehören nicht in die Bibel als Religionsbuch, sondern nur in die Sammlung der Stammsagen Israels, um Denkart und Sitten der Voraltern zu beurkunden. — Josephs Geschichte, psychologische Aufschlüsse über die darin vorkommenden Träume, wodurch ihre Auslegung gut motivirt wird. *Jakobs Segen* beruht dem Inhalt nach auf *Tradition*, *die Einkleidung* soll von Moses (warum nicht vielmehr vom spätern Bearbeiter der alten Urkunden aus der mosaischen und patriarchalischen *Periode*?) herrühren. Brief 16. über Moses Abkunft, Mordthat, Flucht, und Leben in Midian. Bey den Wundern Moses in Aegypten hat sich der Vf. selbst die Erklärung wieder dadurch erschwert, dafs er die Nachrichten darüber *als* wörtlich von Moses selbst aufgesetzt annimmt, und nichts Mythisches in der Geschichte des berühmten Heerführers und Gesetzgebers gelten lassen will, während er doch zugiebt, dafs die wörtliche Annahme der erzählten Thatsachen mit vernünftigen Begriffen von Gott streite. Nach seiner Vorstellung war die Erscheinung am Horeb Vision während eines Gewitters, und nachfolgender Traum, welches beides Moses aus Selbsttäuschung für Offenbarung Gottes *hielt*. Auf gleiche Weise soll Moses auch in der Folge bey jedem kritischen Zeitpunkt durch Träume, Visionen, und andere Selbsttäuschungen in der Ueberzeugung, dafs Gott unmittelbar auf ihn und durch ihn wirke, befestigt, und zu Thaten gestärkt worden seyn, welche bey seinen Landsleuten und beym Pharao die nämliche Ueberzeugung hervorgebracht haben. Allein wenn Moses Geschichte von ihm selbst erzählt worden ist: so bleibt nichts übrig, als ihn für einen absichtlichen Volkstäuscher, sein Benehmen in vielen Fallen für das eines Schamanen und Gauklers zu halten, und doch dabey eine Menge von Ereignissen für ganz unerklärbar, vieles für unmoralisch und der Gottheit unwürdig zu erklären. Nur der Gesichtspunkt, dafs Moses zwar die Gesetze zum Theil wörtlich und eigenhändig aufgeschrieben, zur Geschichte aber nur Ur-

Urkunden aus seinem und dem patriarchalischen Zeitalter, Notizen zum Theil aufgesetzt von seinen Gehülfen und Zeitgenossen, und verschiedene Denkmale in Liedern, Stammlisten, u. dgl. hinterlassen habe, welche dann vereinigt mit Sagen und mythischen Darstellungen den Stoff lieferten, woraus der Pentateuch nicht früher als zu Davids Zeiten in die jetzt vorhandene Form gebracht wurde — kann die Kritik, Geschichte, und Religion Genüge leisten. Die Nation der Hebräer hat so gut, wie jede andere, ihr mythisches und heroisches Zeitalter, und erst mit Samuels Periode fängt die völlig documentirte, nur durch den Geist der Theokratie und Hierarchie eigens modificirte, Geschichte derselben an. Aus der frühern Zeit sind nur einzelne Urkunden, Gesetze, Sitten, Cultus, Lieder, und Sagen in grösserer Menge und Bestimmtheit, und von früherem Alter, als bey andern Volkern vorhanden, und für uns zur Entwicklung der Religionslehre und Religionsgeschichte dieses uralten durch Eigenthümlichkeit ausgezeichneten Stammes von Monotheisten höchst merkwürdig und lehrreich. Der Vf. hat diesen Gesichtspunkt nicht auffassen können oder wollen; wenn daher seine Erklärungen des wundervoll dargestellten in Moses Geschichte oft gezwungen und inconsequent, wie die meisten angeblichen Rettungen der Bibel von scheinbaren Widersprüchen und Unmöglichkeiten, erscheinen: so ist wenigstens die *Bibel selbst* daran unschuldig. Das Aufdecken der meisten Schwierigkeiten, die einem moralisch gesinnten, religiosen, und mit historischer Prüfungsgabe ausgerüsteten, Leser des Pentateuchs aufstossen könnten, ist wenigstens dankenswerth, und das Nachdenken darüber wird ohne Zweifel den Vf. selbst, und seine Leser auf jenen haltbarern Standpunkt der Erklärung nach und nach hinführen, wenn ihnen die Aufschlüsse, welche der wohlmeynende und redlich prüfende Vf. zu geben versucht hat, nicht durchaus Genüge leisten werden. Der Raum verbietet uns, den weitern Ideengang des Vfs., von welchen das bisher ausgehobene zur Probe zureicht, darzulegen, und verstattet uns nur den Wunsch beyzufügen, dass der Vf., ehe er die Schwierigkeiten der folgenden biblischen Bücher zu lösen sucht, die Idee, welche er S. 240. erwähnt, aber nicht richtig würdigt, noch einmal unbefangen prüfen, und mit Wahrheitsliebe sein Urtheil darüber mittheilen möge. Bey aller Verschiedenheit in dem Hauptgesichtspunkt, aus welchem der Rec. Moses Geschichte ansieht, stimmt er doch gerne vielen einzelnen Vorschlägen des Vfs., aufstossende Zweifel zu lösen, bey, und sieht der Fortsetzung seiner Schrift mit Erwartung entgegen.

Leipzig, in d. Sommerschen Buchh.: *Kurze Anweisung zur Kanzelberedsamkeit* nach D. Franz *Volkmar Reinhards Grundrifs*, von D. J. G. Heynig. 1802. 102 S. 8. (8 gr.)

Der Titel dieser Schrift konnte die Leser leicht irre führen, eine Anweisung zur Kanzelberedsamkeit von einem der berühmtesten Prediger unserer Zeit darin zu suchen. Nach der Angabe der Vorrede aber verbreitet sich dieser Versuch einer Homiletik nur über das Wesentliche derselben, die Disposition, die Einkleidung und den Inhalt der Predigten, und der Herausgeber verspricht erst, wenn diese Bogen Beyfall erhalten, sie zu einem ausführlichen Werk zu verarbeiten, und dadurch ein Resultat von seinem vierjährigen theologischen Studium, und seiner Lectüre in diesem Fach aufzustellen. Auch ist nur der erste Abschnitt *grösstentheils* aus den Dictaten geschöpft, welche Hr. O. H. Pr. *Reinhard* ehemals zu Wittenberg seinen Zuhörern mitzutheilen pflegte. Die beiden andern Abschnitte sind, bis auf einige Stellen, von dem Herausgeber, der es für unmöglich hält, alle Grundsätze und Beyspiele einer Homiletik aus eigenem Nachdenken und eigener Erfahrung aufzustellen. Schon diese Geständnisse zeigen ihn als einen Anfänger in diesem Fach, der seine kürzlich erst eingesammelten Kenntnisse nur gerne wieder an Mann bringen, und zu Gelde machen möchte, um, wie er selbst sehr naiv sagt, die Wissenschaft *nicht umsonst* studirt zu haben. Eben so hat sich der Vf. schon im historischen, philosophischen, und politischen Fach durch seine übrigen Schriften charakterisirt, wie er sich auch hier im homiletischen darstellt. Selbst im ersten Abschnitt finden sich häufige Spuren, dass der Vf. seines berühmten Lehrers Vortrag unvollständig aufgefasst, missverstanden, und mit eigenen Zusätzen interpolirt haben müsse. So steht S. 12. *Haupttheil*, statt *Hauptbegriff* oder *Hauptsatz*. So wird S. 13. als Beyspiel einer analytisch-synthetischen Disposition, oder wie sie der Vf. nennt, einer willkürlich analytischen Behandlung des Textes, folgende in vielfacher Rücksicht fehlerhafte Disposition über Luc. 5, 1—11. aufgestellt: *Von der Beschaffenheit der christlichen Aufmerksamkeit. Sie ist* 1) *anhaltend und unermüdet*, V. 1. 2) *verbunden mit Sorge für das Wohl der Seele* V. 2. 3) *voll von Vertrauen auf den göttlichen Segen.* Eben so unvollständig und fehlerhaft ist auch die analytische Disposition über Röm. 13, 1—5. und wer kann glauben, dass folgende Disposition, mit aller Schiefheit des Ausdrucks, und Einseitigkeit der Begriffe, wie sie hier steht, von *Reinhard* als musterhaft werde mitgetheilt worden seyn: *Von der Gleichgültigkeit eines Christen gegen den Beyfall der Welt.* (über Matth. 21, 1—9.) *Sie besteht* 1) *darin, dass sie bey der Einrichtung ihrer Handlungen auf die Beobachtung der Pflicht sieht; sich auch nicht bekümmert, was die Welt dazu sagen wird*, V. 5. 6. 2) *Sie ist auf den Beyfall der Welt, wenn sie ihn erhält, nicht stolz, sondern erkennt die Flüchtigkeit desselben*, V. 8. 9. Eben so übel disponirt ist S. 21. das Thema: *Von den Beweggründen zur gegenseitigen Aussöhnung*, und die andern auf dieser Seite und der folgenden. Im zweyten Abschnitt verräth der Vf. Mangel an Ordnung und Bestimmtheit im Denken und Ausdruck fast auf allen Seiten, handelt alles oberflächlich ab, mischt unreife, weitläufige Bemerkungen über die deutsche Sprache als Originalsprache, über Luthers Beredsamkeit, über des Grafen Oxenstiern Urtheile von guten Predigten, und über die

Gleich

Gleichgültigkeit unserer Zeitgenossen gegen die Religion ein, und stellt in seinem eigenen Ausdruck ein Muster dar, wie man weder als Schriftsteller noch als Prediger seine Ideen einkleiden sollte. Nicht besser ist der dritte Abschnitt gerathen, worin der Vf. eine Menge allbekannter und unbestimmter Bemerkungen über dogmatische und moralische Predigten auskramt, dann ins Gelag hinein von der Cardinaltugend der Gerechtigkeit drey langweilige Seiten hindurch spricht, mit der angehängten Drohung, dass er sich in einer besondern Schrift noch weiter über diese Materie verbreiten wolle, ferner über kritische und idealistische Philosophie und ihren Gebrauch von Predigern viele missverstandene Aeusserungen voll Eitelkeit vorbringt; dann auf das Predigen über freygewählte Texte, und auf biblische Predigten kommt, und dabey anräth, das einemal von der Witterung, ein anderesmal von dem Gefrüchte (*sic*) der Erde, ingleichen von dem Beysammenseyn der Menschen in ordentlicher Gesellschaft, oder von Nahrung und Gewerbe, mit den Zuhörern sich zu unterreden; hierauf wieder zu Form und Einkleidung der Predigten zurück kehrt, und endlich mit oberflächlichen Bemerkungen über die Beförderung der religiösen Gesinnung bey einzelnen Menschen und ganzen Nationen, durch Predigten schliesst, wodurch weder dem Anfänger gedient seyn, noch die Homiletik selbst etwas gewinnen kann. Rec. sieht sich daher gedrungen, den Vf. vor der schriftstellerischen Vielthuerey, welcher er sich zu ergeben scheint, zu warnen, und die ausführlichere Bearbeitung seiner noch so unberichtigten homiletischen Versuche zu verbitten, die Käufer aber, welche in dieser Schrift eine *Reinhardische* Anweisung zur Kanzelberedsamkeit zu suchen veranlasst würden, vor einer sehr unangenehmen Täuschung zu verwahren.

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. *Erlangen*, m. Jung. Schr.: *Georg Pessler letzter Probst zu St. Sebald in Nurnberg.* Ein kleiner Beytrag zur Nürnbergischen Kirchen- und Reformationsgeschichte von *Johann Friedrich Heinrich Panzer*, Pfarrer zu Eitersdorf und Tennenlohe u. s. w. 1802. 44 S. 8. Dieser *Georg Pessler* gehörte mit unter die würdigen und muthvollen Männer, denen *Nurnberg* die Befreyung von dem bisher getragenen schweren Joche, und die Einführung der reinen evangelischen Lehre zu danken haben sollte. Sein Andenken verdiente es also, auch in unsern Tagen erneuert zu werden; und der Vf. hat es in dieser kleinen Schrift, mit sichtbarem Fleisse gethan. *Georg Pessler*, der von einer, gegenwärtig ausgestorbenen Nürnbergischen Familie abstammte, wurde 1489 oder 1490 geboren. Sein Vater *Erhard Pessler*, war Waldamtmann des Waldes Sebaldi. Er studierte zu Wittenberg, wo er 1514 Doctor der Rechte, und bey der Rückkehr in sein Vaterland, Advocat wurde. Als *Melchior Pfinzing*, des Kaiser *Maximilians* Liebling und Verfasser des *Theuerdanks*, die Probstey zu St. Sebald 1521, freywillig resignirte, erhielt *Pessler* diese Prabende. Unter den Männern, die damals die reine Lehre zu befördern suchten, zeichneten sich ausser dem bekannten *Andreas Osiander*, und *Wolfgang Volbrecht*, Prior des Augustiner Klosters, die beiden Pröbste bey St. Sebald und St. Lorenzen, *Pessler* und *Hector Pömer* ganz vorzüglich aus. Der erste Schritt, den sie wagten, war dieser, dass sie den Wunsch des gemeinen Volkes, des Kelches beym Abendmahl theilhaftig zu werden, erfüllten, eine bessere Ordnung bey der Communion überhaupt einführten, und dass *Osiander* seine deutsche Tauforduung drucken liess. Dieses alles geschah im J. 1524. Die Folge davon war, dass sie der Bischof *Wigand* zu *Bamberg*, zu dessen Sprengel die Pröbste gehörten, *per Procuratorem Fisci* feyerlich nach Bamberg citiren liess. Sie folgten dieser Vorladung ohne Furcht, und wurden von einer grossen Anzahl Nürnbergischer Bürger dahin begleitet. Sie wurden einzeln verhört, beantworteten die ihnen vorgelegten, sechszehn Fragen, die auch nachher mit ihrer Beantwortung gedruckt wurden, mit der grössten Freymüthigkeit, und erklärten, dass sie den Bischof für *Parthey*, aber nicht für ihren *Richter* erkennen wollten. Es erfolgte, noch in eben diesem Jahre, eine zweyte Vorladung. Aber die Pröbste erschienen nicht, — sandten bloss ihren Anwald, der endlich, da ihm die Sentenz publicirt werden sollte, auf ein freyes christliches Concilium appellirte. Diese mündliche Appellation schickten sie nachher dem Bischof schriftlich zu, und liessen sie, unter dem Titel: *Appellation vnnd Beruffung der Probst vnnd des Augustiner Priors zu Nurnberg* 1524 drucken. Indessen erfolgte doch die Publication der Sentenz, vermöge deren sie ihrer Würden und Aemter entsetzt und mit dem grossen Bann belegt wurden. Allein es wurde, von Seiten des Raths u. s. w. nicht die geringste Anstalt zur Vollziehung dieser Sentenz gemacht. Es ging vielmehr alles den einmal genommenen Gang. Die Pröbste liessen es aber auch bey ihrer *Appellation* nicht bewenden. Sie hielten es für Pflicht, nicht nur ihren Anklägern, sondern auch dem Publicum, eine genaue Rechenschaft von dem, was sie bisher gethan hatten, abzulegen. Dieses geschah durch eine wichtige Schrift, an welcher *Osiander* den grössten Antheil hatte, die unter den Titel: *Grundt vnnd vrsach aus der heiligen schrifft, wie vnd warumb die Erwurdigen Herren baider Pfarrkirchen S. Sebald vnd sant Laurenze probst zu Nurmberg die misspreuch bey der heyligen Mess, Jar täg Geweyeht Salz vnd Wasser sampt etlichen andern Ceremonien vndterlassen vnd geendert haben*, im J. 1524 zu Nürnberg herauskam, und nachher öfter wieder aufgelegt wurde. Bey dem, im J. 1525 in Nürnberg angestellten öffentlichen Religionsgespräch vertrat *Pessler* die ehrenvolle Stelle eines *Arbitri* und *Auscultatoris*. Im J. 1525 verheyrathete er sich: aber erst im J. 1533 übergab er seine Probstey mit allen Einkünften dem Rath, und starb 1536. Er wurde in die Kirche des Pfarrdorfs *Poppenreuth* begraben. Was übrigens auch über *Pesslers* Charakter gesagt worden ist, oder gesagt werden könnte: so bleibt doch immer so viel richtig, dass er, nach des Vfs. Urtheil, ein Mann gewesen sey, dessen Verdienste um die Kirchenverbesserung unverkennbar wichtig, und des Dankes der Nachwelt würdig sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 17. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Altenburg, im literarischen Comptoir: *Journal für Veredelung des Prediger- und Schullehrer-Standes, des öffentlichen Religionscultus und des Schulwesens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Diakonus in Altenburg. *Erster Band.* Erstes, zweytes und drittes Stück. XIV u. 464 S. *Zweyter Band.* Erstes Stück. 160 S. gr. 8. (Jedes Stück 12 gr.)

Bey den mancherley Fortschritten unseres Zeitalters zum Bessern und Edlern würde es unverantwortlich seyn, wenn diejenigen Stände, die sich hauptsächlich der Bildung und Veredlung der Menschen widmen sollen, allein zurück bleiben wollten. Den Predigern und Schullehrern liegt vielmehr ganz vorzüglich ihre Veredlung ob, und ist ihnen diese wahre Herzens-Angelegenheit: so wird es auch mit dem öffentlichen Religionskultus und dem Schulwesen besser werden. Nur ist es zu beklagen, dass — wenn gleich das Meiste von diesen Ständen selbst geschehen muss, — der Veredlung des Schullehrer-Standes insbesondre noch so manche äussere Hindernisse im Wege liegen, die nur durch höhere landesherrliche Mitwirkung weggeräumt werden können. Was lässt sich z. B. von einem Schullehrer erwarten, der beständig mit Hunger und einem, von den vielen Demüthigungen, die er zu dulden hat, unzertrennlichen Mangel an Achtung zu kämpfen hat? Unterdessen geschieht doch auch manches für die Veredlung des Prediger- und Schullehrer-Standes sowohl von Regierungen als von Privatpersonen, und diese Vorschritte in der moralischen und religiösen Cultur unsers deutschen Vaterlandes sind einer öffentlichen Bekanntmachung werth; aber auch die *Rückschritte*, welche hie und da in der Cultur geschehen, dürfen nicht verschwiegen werden. Die vorliegende Zeitschrift ist zu einem Archive für alles dasjenige bestimmt, was von Regierungen sowohl als auch von Privatpersonen seit dem Jahre 1801 für die angegebenen Zwecke geschehen ist, und sie soll nicht weniger die Rückschritte in der Cultur derselben bemerklich machen, und die öffentlichen Verfügungen, Anordnungen, Vorschläge u. s. w. mit einer bescheidenen Kritik begleiten. Ueberdiess soll sie eigene, auf die Zwecke des Journals berechnete Abhandlungen liefern, welche mit Recht den ersten und vornehmsten Platz in dieser Zeitschrift einnehmen sollen. Vor der Hand ist dieselbe bloss für das protestantische Deutschland beschränkt. Den Geist dieses, viel Gutes versprechenden Instituts werden die Leser der A. L. Z. am besten aus einer beurtheilenden Anzeige seines Inhalts kennen lernen.

I. Bdes 1. Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Allgemeine Uebersicht des öffentlichen Religions- und Predigtwesens, wie auch der Beschaffenheit des Predigerstandes am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts;* von dem Herausgeber. Der Vf. ist mit seinem Gegenstande sehr vertraut, und kennt die Vorzüge und Mängel seines Zeitalters in Absicht auf das Religions- und Predigtwesen in ihrem ganzen Umfange; auch die anzuwendenden aber leider oft nicht angewandten Mittel, um den letztern abzuhelfen, sind ihm wohl bekannt. Dennoch theilt er hier mehr seine individuellen Ansichten des vorgegebenen Gegenstandes, als eine vollständige Uebersicht desselben, mit. Treffend giebt er, als das Resultat einer Uebersicht über den Zustand des Religionswesens in unserm deutschen Vaterlande — *Kampf und Streit* an — Streit des Lichts mit der Finsterniss; fast überall Helldunkel und nirgends voller Tag! Das Predigtwesen am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hat seit der Erscheinung der kritischen Philosophie sowohl an Inhalte als Form beträchtliche und wünschenswerthe Veränderungen erlitten. In mancher Hinsicht kann der gegenwärtige Zeitpunkt das goldene Zeitalter des Predigtwesens genannt werden; die Principien der Homiletik sind bestimmt und fest, es wird mit sichtbarer Anstrengung nach denselben gearbeitet, allein die Zahl der vortrefflichen und der Auszeichnung werthen Prediger ist bey weitem noch die geringere, und der Predigerstand zählt noch gar viele schwache Brüder in seiner Mitte. Hie und da geschieht noch sogar wenig für die Bildung geschickter Prediger, das Wahlrecht der Gemeinden und Kirchenpatrone, die elenden Einkünfte mancher Prediger und manche andere äussere Verhältnisse legen der guten Sache noch gar zu viele Hindernisse in den Weg. 2) *Versuch einer nähern Bestimmung des Werthes der Kanzelberedsamkeit;* vom Hn. Prediger *Sauer* in Burggrub bey Koburg. Nach einigen treffenden allgemeinen Bemerkungen über die Redner Griechenlands und Roms, setzt der Vf. den Begriff der Beredsamkeit fest, wobey er vom Idealischen ausgeht und ihn dann darstellt, wie er in der Wirklichkeit gefunden wird. „Eine *Rede* ist, nach S. 45, eine in einem zusammenhängenden Vortrage abgefasste Mittheilung gewisser Einsichten und Belehrungen, deren Mangel den Zuhörer der Geistesvormundschaft des Redners unterwarf, und deren Ergänzung ihn in die Lage setzt, wo er vernünftiger Weise selbst handeln kann und darf.“ Ueber die in-

nern und äufsern Eigenschaften des Redners fagt der Vf. viel Gutes, und kommt sodann auf den eigentlichen Zweck der Beredsamkeit, Ueberzeugung zu befördern, weshalb die Rede einen Kunstcharakter annehmen mufs, um die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Die Frage: „ist Beredsamkeit auf Kanzeln zulässig?" löst sich in die Frage auf: „wird durch Anwendung der Beredsamkeit in moralisch-religiösen Vorträgen die Cultur des Menschen zur Tugend und Religiosität befördert, oder nicht?" Der Vf. zeigt die Nothwendigkeit, die Beredsamkeit in moralisch religiösen Vorträgen anzuwenden, und sie zum Organ unsrer Tugendlehre zu brauchen. Möge dieser schöne Auffatz doch recht viele Leser und besonders auch unter der Klasse von Predigern finden, die noch keine leise Ahnung von *Kanzelberedsamkeit* haben, und die dem Publicum zumuthen, das trockenste und sterilste Geschwätz begierig anzuhören, weil es mit den herrschenden Symbolen der Kirche nicht streitet und von der Kanzel herab kommt! — 3) *Kommt dem Prediger, als solchen, die Aufsicht über Schulen und Schullehrer zu? Vorzüglich in Hinsicht auf Landschullehrer und Landprediger;* von dem Herausgeber. Es ist bekannt, wie viel Wunderliches und Paradoxes in der neuesten Zeit über diesen Gegenstand gesagt worden ist, wie man bisweilen sogar den Schulmeister mit Vertauschung des Ranges und Gehaltes, zum Aufseher des Pfarrers hat machen wollen. Rec. hat diese und andere spashafte Einfälle, die nur nicht mit wirklichen Verleumdungen des ganzen Predigerstandes hätten angefüllt seyn sollen, nicht ohne Interesse gelesen; denn warum wollte man sich nicht bisweilen gern ein paar Augenblicke in eine von der wirklichen ganz verschiedene Welt versetzen, worin Prediger und Schulmeister ganz andere Menschen sind, als jetzt? Allein eine durchaus andere Gestalt gewinnt die Sache, wenn von einer *ernsthaften Ausführung* solcher Ideen die Rede ist! Wenn der Prediger ganz der Mann ist, der er seyn soll: so mufs er auch in pädagogischen und psychologischen Kenntnissen so weit gekommen seyn, dafs er allenfalls einen Schulmeister, dem blofs Kinder von 7—14 Jahren anvertraut werden, wenn er sich bisweilen vom rechten Pfade verirrt haben sollte, wieder auf denselben zurück zu führen im Stande ist. Hr. *Schuderoff* thut den Antrag, Schullehrer und Prediger einander *nicht zu subordiniren,* sondern sie als *Coordinirte* zu betrachten und einzuführen. Rec., der mit dem Prediger- und Schullehrer-Stande ziemlich genau bekannt zu seyn glaubt, verabscheut die Insolenz, womit noch bisweilen ein Prediger seinem Schulmeister begegnet, wiewohl auch diese Fälle immer seltner werden; er befürchtet aber eben so sehr von der Gleichstellung des Schullehrers mit dem Prediger manche übele Folgen, die aus der widrigen Mischung von Halbcultur, Dünkel, Ueberspannung und Nahrungssorgen, (die den Schulmeister wieder von Bauern abhängig machen) entstehen müssen, womit sich denn das Gefühl gänzlicher Unabhängigkeit von dem, in der Regel doch weit gebildetern Prediger nicht sonderlich verträgt. Denkt sich jedoch Rec. einen idealischen Schulmeister, d. h. einen durchaus gebildeten Jugenderzieher, der gründliche Kenntnifs seines Fachs mit Menschenkenntnifs und edler Thätigkeit verbindet, und der, um leben zu können, kein Handwerk zu treiben, nicht an den Acker zu fahren, nicht von Haus zu Haus herum zu essen braucht, u. s. w.: so trägt er gleichfalls kein Bedenken, den Schulmeister als Coordinirten des Predigers zu betrachten. Die Regeln, die Hr. *S.* dem Prediger und Schullehrer bey der noch bestehenden Verfassung giebt, sind übrigens zweckmäfsig und gut. Die *zweyte* Abtheilung dieses Journals begreift *Vorschläge, Anstalten* und *Verfügungen* in sich, die man, wegen der eingestreuten treffenden Bemerkungen, mit Vergnügen liest. Was S. 87 gelegentlich über Conduitenlisten gesagt wird, wodurch die Kabale freyen Spielraum erhält, ist sehr wahr. *Thiefs* Anleitung zur Amtsberedsamkeit etc. wird ausführlich beurtheilt. Bemerkenswerth sind die Nachrichten von den durch Hn. *Demme* getroffenen Schulverbesserungen, und von der zweckmäfsigen Einrichtung des Kandidaten-Examens in Altenburg.

I. Bdes 2. Stück. I. *Abhandlungen.* 1) *Das Schulwesen des 18. Jahrhunderts, den Volksunterricht in der Religion betreffend;* vom Hn. Prof. *Daub* in Heidelberg. Der Vf. dieses scharfsinnigen und unterhaltenden Auffatzes bringt den Gegenstand seiner Uebersicht unter folgende vier Gesichtspunkte: 1) unter den der *Reformation,* wo die Schulen im Wesentlichen bestanden, wie sie ursprünglich errichtet und eingerichtet waren; 2) unter den der *Revision* des Schulwesens, wo ihnen von Grund aus eine andere, und wie man meynte, bessere Einrichtung gegeben werden sollte; 3) unter den der *Speculation* über die Methode des Unterrichs in der Religion, durch den man, wenn seine ächte Methode gefunden seyn würde, allem blinden (Glauben) und allem Aberglauben des Volks allmälig ein Ende und dem wahren Glauben helle Bahn zu machen hoffte, und 4) unter den einer *intellectuellen Revolution,* wo man von der bisherigen Denk-, Erziehungs- und Unterrichtsweise der Menschen zu einer andern, ihr direct entgegengesetzten überzugehn strebt, alle Palliative verschmäht, und das Elend, welches, wie man glaubt, die *Menschheit* drückt, sofort mit der Wurzel ausrotten will. Nach diesen Gesichtspunkten werden die Hauptbemühungen in Absicht auf den Volkunterricht von *Aug. Herrm. Franke* an bis auf *Pestalozzi* herab erzählt, gründlich beurtheilt und mit literarischen Bemerkungen begleitet. 2) *Etwas über Bildung und Veredelung des Predigerstandes, insbesondere in sofern solche vom Staate, oder von den, vom Staate gesetzten Obern abhängt;* vom Hn. Prediger *Parisius* in Gardelegen. Dringende Auffoderung zu immer fortgesetzter Bildung und Selbstveredlung der Prediger, und treffende Winke in Absicht auf das, was der Staat oder die Landesregierung zur Veredlung und Bildung des Predigerstandes thun sollte. Diese letztern sind um so mehr zu beherzigen, da man sehr oft auch ungerechte Foderungen an den Prediger thut, und

mehr

mehr von ihm verlangt, als zu verlangen war. Die Consistorien und Landesregierungen müssen auch das ihrige thun, und die Bildung und Vorbereitung künftiger Religionslehrer müsste zweckmäsiger seyn, als sie es grösstentheils jetzt noch nicht ist. 3) *Kann durch Hinwegräumung religiöser Irthümer und Vorurtheile, den Menschen zugleich Wahrheit und dadurch Ruhe, Glück und Tugend entrissen werden; darf der Prediger diese Irrthümer und Vorurtheile hinwegräumen und wie hat er sich dabey zu verhalten?* vom Hn. Kandidat *Künstler* in Altenburg. Wenn gleich der Vf. über einen schon so oft abgehandelten Gegenstand nicht viel Neues sagen konnte: so sagt er doch viel Wahres und Beherzigungswerthes, und setzt besonders die Regeln der Klugheit, mit der sich der Prediger dem Geschäfte der Wegräumung religiöser Irrthümer und Vorurtheile zu unterziehen hat, mit vieler Einsicht fest. 4) *Wie nothwendig es sey, im Moralunterrichte die Tugend stets auf ihre ächte Quelle, die Pflicht, zurückzuführen;* vom Hn. D. *Schulz* in Leipzig. Auch dieser Aufsatz enthält zwar nichts Neues, sagt aber das Bekannte in einer fasslichen Sprache. Nach S. 242 „musste Jesus, weil ihm keine anderer Weg, auf das Herz seiner Zeitgenossen zu wirken, übrig blieb, Sinnlichkeit durch Sinnlichkeit bekämpfen, musste das Gute ihnen durch Gründe *ähnlicher Art*, als aus welchen ihnen das Schlechtere behagte, empfehlen. Er musste sich mit einem Analogon der Tugend (oder wohl gar nur einer *negativen Tugend*) begnügen, und den künftigen Volkslehrern den Versuch überlassen, für die ächte Tugend Achtung einzuflösen.“ Mit dieser Behauptung dürften doch so manche Stellen, worin Jesus sehr ernstlich auf Selbstverleugnung, Aufopferung alles Irrdischen um der Religion und Tugend willen u. s. w. dringt, schwer zu vereinigen seyn. Uebrigens wünscht Rec. den Versuchen der jetztlebenden Volkslehrer einen recht glücklichen Fortgang. Unter den in diesem Stücke befindlichen Anstalten, Vorschlägen und Verfügungen zeichnen sich die von dem Oberconsistorium zu Weimar an die Prediger erlassenen Fragen, die Landschulen betreffend, aus.

I. Bdes 3. *Stück.* I. *Abhandlungen.* 1) *Dürfte die vorgeschlagene Verminderung der Pfarrstellen der Veredelung des Predigerstandes beförderlich seyn?* Von einem *Ungenannten* im Preussischen. Der Vf. verneint diese Frage mit überwiegenden Gründen. Ohnehin würde man sie schwerlich aufgeworfen haben, wenn nicht so viele Müssiggänger unter den Predigern wären, die wöchentlich ein- oder etlichemal in die benachbarte Stadt laufen, ihre Spielparthie machen, sich die Langeweile nicht erwehren können, oder allerley Handel treiben, u. s. w. Wer sollte, wenn er solche Subjecte sieht, nicht glauben, dass es ihnen ganz an Beschäftigung fehle? Allein es giebt auch würdige Prediger, die keine Zeit übrig haben, und welchen Selbstveredlung und Volksbildung am Herzen liegt. Solchen Männern noch mehr Geschäfte aufzubürden, würde unweise seyn; dem Müssiggänger aber noch mehr Geschäfte zu übertragen, würde ihn nicht fleissiger machen, sondern ihm Gelegenheit geben, recht viele Geschäfte schlecht zu verrichten. 2) *Ist die Haupttendenz der Religionsübungen und der Religionsgebräuche ästhetisch?* vom Herausgeber. Es ist zwar, wie der Vf. in dieser schönen Abhandlung zeigt, nicht Hauptabsicht der öffentlichen Religionsanstalten, durch Schönheit ihrer Form Interesse für Sittlichkeit einzuflösen; allein diese Schönheit der Form kann doch vieles beytragen zur harmonischen Stimmung der Kräfte der Menschen und zur Verstärkung der Theilnahme an demjenigen, was den guten Menschen schon an sich ein Gegenstand der Achtung und Ehrerbietung ist. Die S. 337 angegebene Probe, wie die Gottesverehrung an Sonntagen gehalten werden könnte, hat Rec. mit vielem Vergnügen gelesen, und der Vf. hat sehr Recht, wenn er sagt, dass selbst in den gewöhnlichen, bey unsern Gottesverehrungen üblichen Gebräuchen oft ein tiefer Sinn liege, und man nur nöthig habe, denselben ein gefälligeres Colorit und eine geschmackvollere Form zu geben, um sie auch dem gebildetesten Manne interessant zu machen. 3) *Fodert das Zeitalter eine verbesserte äussere Lage des Schullehrerstandes? oder: Widerlegung einiger Einwürfe gegen die Gehaltserhöhung desselben;* vom Hn. Collaborator *Köhler* in Altenburg. Der Vf. zeigt mit Nachdruck, was ohnehin unter edeldenkenden Menschen ausgemacht ist, dass der Schullehrerstand eine verbesserte äussere Lage fodern könne. 4) *Ueber die Klage: der Predigerstand tauge nicht für Umgang und Gesellschaft;* von Hn. Prediger *Seidel* in Rasephas bey Altenburg. Wie einseitig diese Klage im Allgemeinen sey, und woher es komme, dass mancher einzelne Prediger nicht für die Gesellschaft tauge, diess wird hier recht gut erörtert. 5) *Einige Gedanken über Rang, Titel und Stolz der Schulmeister;* von Hn. D. *Schulz* in Leipzig. In diesem lebhaft geschriebenen Aufsatze zeigt Hr. S., dass der Schullehrer und seine Beschäftigung an Werth allen übrigen Ständen nicht nur gleich komme, sondern sie noch um ein merkliches überwiege. Damit jedoch der Schulmeister sich nicht stolz überhebe, ist ihm, mit Paulus zu reden, ein- und man könnte sagen: mehr als ein Pfahl gegeben ins Fleisch. Der Titel *Schulmeister* (dessen sich, wie Rec. weiss, manche Schulmeister zu schämen anfangen, und ihn lieber mit dem Titel *Schullehrer* vertauschen,) scheint dem Vf. zu anmaassend zu seyn, und er schlägt lieber den Titel *Collaborator* oder *Mitarbeiter* für *den Gehülfen des Predigers* vor. Rec. überlässt es andern, ihre Meynung über diesen Vorschlag zu äussern, nur bittet er, dass diess mit möglichster *Kürze* geschehe! 6) *Von der nöthigen Vorsicht beym Gebrauche moralischer Beyspiele im Unterrichte der Jugend;* von Ebendemselben. Wenige, aber beherzigungswerthe Worte! — Die *zweyte Abtheilung* dieses Stücks wird durch manche gelegentlich eingemischte Bemerkung des Herausgebers interessant.

II. Bdes 1. *Stück.* I. *Abhandlungen.* 1) *Von wem und wie können liturgische Verbesserungen am leichtesten*

ften gemacht werden? vom Hn. Diac. *Müller* zu Langensalza. Der Prediger muss Liturg seyn. Eine zweckmässig eingerichtete Gottesverehrung kann keinen bestimmten, regelmässig - mechanischen Gang haben; sie muss vom Liturg geleitet werden. Und doch bildet auch die religiöse Versammlung ein Ganzes, ist Gemeinde, und bedarf als solche, ein bestimmtes Rituale, welches nicht von jeder einzelnen Gemeinde, auch nicht vom Prediger gemacht und verändert werden darf, sondern vom Staate, durch ihn wenigstens sanctionirt werden muss. Beide sich zu widersprechen scheinende Grundsätze sind wahr. In ihrer Vereinigung glaubt der Vf. das Mittel gefunden zu haben, die fortschreitende Veredelung des öffentlichen Cultus zu realisiren. Es ist gegeben in der *Idee einer leitenden* liturgischen *Norm*, die vom *Staate* ausgehet, und dem *Prediger Befugniss* und Spielraum lässt, die Liturgie, innerhalb gesetzlicher Schranken, und gemäss den Bedürfnissen der Gemeinden zum Zweck der *Gottesverehrung* anzuwenden. Diese leitende Norm mag man nun Kirchenagende, Rituale des Gottesdienstes, oder wie man sonst will, nennen. Sie ist keine eigentlich verbesserte Agende im gewöhnlichen Sinne, sondern eine von der höchsten geistlichen Behörde ausgegangene und stillschweigend autorisirte *Anleitung* zur nutzbaren Einrichtung der christlichen Gottesverehrungen und kirchlichen Feyerlichkeiten, die von den Predigern mit Weisheit und Vorsicht benutzt werden muss. Eine bloss verbesserte Agende würde uns auf dasselbe Uebel zurück führen, das wir schon seit Jahrhunderten empfunden haben. Das Neue veraltet, sagt der Vf. sehr richtig, wie das Alte sonst Neues war. Auch dringt er mit Recht darauf, der Liturgie nicht eine Wichtigkeit beyzulegen, die den grossen Haufen glauben macht, als beruhe das Heil der Religion und seine ewige Seligkeit darauf. 2) *Ueber das Verhältniss des Religiouskultus zur Religion. Zur Festsetzung der Prinzipien, nach welchen man den Werth des erstern zu beurtheilen hat;* vom Hn. Stiftspfarrer *Bohme* in Altenburg. Rec. las diese, eines Auszugs nicht wohl fähige, gut geschriebene Abhandlung, die fortgesetzt werden soll, mit Vergnügen. 3) *Briefwechsel zweyer Universitäts - Freunde über Gegenstände der Homiletik und Liturgik;* von Hn. Prediger *Sauer*. Diessmal ein vorbereitender Brief, der aber auf die Fortsetzung begierig macht. S. 74 werden zwey ganz verschiedene Aemter: *Kriminal* - und *Scharfrichter* als synonym angesehn. Vielleicht wollte der Vf. sagen: *Nachrichter* oder *Scharfrichter*, denn ein Kriminalrichter pflegt weder Fesseln anzulegen, noch Köpfe abzuschlagen. 4) *Warum und wie muss sich der Religionslehrer auf Religionslehrstunden vorbereiten?* von Hn. *D. Schulze* in Leipzig. Der Lehrer muss sich jedesmal in die dem fruchtbaren Religionsvortrage günstige Stimmung zu versetzen suchen. Die Mittel, die der Vf. angiebt, um eine solche Stimmung hervorzubringen, sind nicht übel. — Die in diesem Stücke befindlichen *Vorschläge*, *Anstalten* und *Verfügungen* müssen, ihrer Natur nach, sehr gemischte Empfindungen in dem Leser hervorbringen. — *Möge* der gute Saame, der in diesem Journale nicht kärglich ausgestreut worden ist, wohlthätige Früchte für die Zukunft bringen!

STATISTIK.

ST. PETERSBURG, in d. Druckerey d. Akad. d. Wiss.: *Almanach de la Cour pour l'année* 1803. 256 S. 8.

Unter Paul I. unterblieb die Herausgabe wegen der unaufhörlichen Veränderungen, auch weil der Kaiser alle die nur eine Medaille trugen, darin aufgeführt wissen wollte. 1802 erschien wieder die erste Ausgabe. Wegen der Organisation des Conseil und der Ministerial-Departements, welche im September 1802 vor sich ging, ist dieser Hofcalender sehr verändert, auch in mancherley politischen Beziehungen merkwürdig. Ungeheuer gross ist die Zahl der (7050?) *Ordens-Ritter* von St. Andreas (unter diesen auch Kutaisow), *St.* Katharinen, Alexander - Nefski, St. Georg, *St. Wolodimer*, (den Paul I. aufgehoben hatte) St. Anne und Johanniter - Malthefer - Orden. Letzterer wird hier in zwey Hauptabtheilungen von S. 222 bis 254 aufgeführt, nämlich ohne Unterschied der Religion und dann das Russisch - Katholische Gross-*Priorat*. *Erstere* besteht aus 13 Grosskreuz - Damen *und* 1 *Kleinkreuz-*Dame (der bekannten Mylady Hamilton) aus 37 Grosskreuzen, 83 Commandeurs, 22 *Familien* Commandeurs, 170 Rittern, 4 Kapellanen. *Auch* werden dabey die von dem Grafen Sergei *de Roumantzof* und *Scheremétef* gestifteten Komenderien aufgeführt. Das Russisch-Katholische Gross-Priorat zählt 16 Gross Kreuze, 19 Commandeurs, 135 Ritter, 10 Familien-Commandeurs, 5 Convent-Commandeurs, 3 Convent Kapellane, 306 Ehren-Commandeurs, und 224 Ehren Ritter. Rec. theilt diese Zusammenzählung wegen ihres politischen Interesse mit. In diesem Personale finden sich sehr viele deutsche und französische Namen, auch aus deutschen Fürsten-Stammen z. B. Hessen-Homburg, Schwarzburg-Rudolstadt, Isenburg, Anhalt u. s. w.

Einzelne Merkwürdigkeiten werden vielleicht dem ungeübtern Leser entgehen, z. B. die Zusammenschmelzung des Hofstaats der Grossfürstin Anna Feodorovna von Sachsen-Koburg mit dem ihres Gemahls, die Anstellung von Polen und Deutschen im Cabinette — die wörtliche Benennung des *S. M. le Roi de France, Louis XVIII.* unter den Andreas Rittern und gleichergestalt die der andern französischen Prinzen bey den übrigen Orden — die Benennung der *S. A. La Tzaritze-Douairière de Carthuel et de Cachet* unter den Andreas-Rittern u. s. w. Im Geschlechts - Verzeichnisse S. 38 ist Frankreich so gefasst: *Rel. Cath. Napoleon Bonaparte*, *Premier - Consul de la Republique*, *né le* 4 *Août* 1769 und *Toscana* also: *Louis I. Roi d'Etrurie, Infant d'Espagne.* — Jeder Geschäftsmann wird in diesem Hofkalender das Russische Corps diplomatique im Auslande vermissen, (welches der Mehazolow in Russischer Sprache (S. XXIV—VIII. und 514) liefert.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 18. May 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Darstellung der rechtlichen Imputation*, von *L. Harscher von Allmendingen*, Fürstl. Nassau-Oranischem Hofrath u. s. w. 1803. 212 S. 8.

Diese Schrift, voll ächten philosophischen Geistes, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Werken, die durch die neuesten Untersuchungen über die Principien des Strafrechts und der Strafgesetzgebung veranlasst worden sind. Mit Gründlichkeit und Consequenz vereinigt sie eine unbedingte Unpartheylichkeit, die das Wahre und Gute in allen Systemen mit Achtung anerkennt, und ist dadurch vielleicht im Stande, die jetzt so weit von einander getrennten Partheyen, wo nicht zu vereinigen, doch in den für jeden Gesetzgeber so wichtigen Hauptpunkten einander näher zu bringen. Schon früher hatte sich der Vf. in einer ausführlichen Abhandlung: *Versuch über das Princip des Strafrechts* (Bibliothek d. peinl. Rechts. Bd. I. Th. 3 über die Grundsätze der Criminalgesetzgebung erklärt, und sich im wesentlichen zu der von *Grolman* durchgeführten und besonders gegen das *Feuerbachische* System verfochtenen Präventionstheorie bekannt. Hier geht aber der Vf., indem er selbst seine früheren Ueberzeugungen als Irrthum widerruft, zu dem entgegengesetzten System der gesetzlichen Abschreckung und der dadurch nothwendigen Theorie der *rechtlichen* Imputation über. Allein man würde sehr irren, wenn man hier eine blofse Wiederholung des Bekannten erwartete. Der Vf. hat nicht nur durch den ihm eignen Gang der Untersuchung und durch mehrere neue Beweise und Ansichten, sondern auch durch wirkliche Berichtigungen, dem sich zugeeigneten System und dadurch der Wissenschaft einen wesentlichen Dienst geleistet. Auch werden die Gegner dieser Theorie, die noch neulich in einer nunmehr gedruckten Vorlesung vor einer berühmten Academie der Wissenschaften, die Theorie der *Schreckensregierung*, die Theorie für *Bestien* und dergl. genannt wurde, wenigstens diesen neuen Vertheidiger derselben von der Allgemeinheit jenes Vorwurfes ausnehmen müssen. Denn er gesteht ausdrücklich, dass die alte Vorstellungsart als einstweiliger Nothbehelf bey unsern zweckwidrigen barbarischen Strafgesetzen, vor der neuen Imputationstheorie einen practischen Vorzug verdiene, indem die strenge Anwendung der letzten, die mit strenger Anwendung der Gesetze selbst beynahe eins ist, unser Zeitalter, das sich durch eine an sich ungerechte und inconsequente, aber humane Praxis seiner gehaltlosen Gesetzgebung entzogen und dadurch den Mangel an einer vernünftigen Legislation minder fühlbar gemacht hat, wieder in das Jahrhundert der Karolina zurückdrängen würde. Denn, fagt unser Vf., „Humanität ist heiliger als Consequenz. Es ist besser (auch dem Staate besser?) „von einem willkürlichen und menschlichen Richter, „als von einem eben so willkürlichen und unmenschlichen Gesetz beherrscht zu werden. — Wenn aber „das Bedürfniss einer auf Kenntniss des Menschen, „seiner Leidenschaften und Triebe und des ganzen „Mechanismus seiner Sinnlichkeit, richtig berechneten Strafgesetzgebung recht lebhaft erwacht seyn „wird; wenn dann das erhabene Amt der Gesetzgebung nicht in die Hände des positiven und durch „das Positive einseitig gewordenen Rechtsgelehrten, „sondern in die Hände des unbefangenen, an keinem System hängenden, aber darum nicht die Wahrheit der Metaphysik aufopfernden Philosophen niedergelegt wird, — dann erst traue ich der in diesen „Blättern aufgestellten Imputationstheorie und ihr allein volle Anwendbarkeit zu; dann erst wird ein „menschliches Gesetz über den nicht willkürlichen „Richter herrschen, und der in seine Wirkungssphäre „verwiesene Richter über die Erhaltung des Gesetzes „wachen." — Der Gang der Untersuchung ist bey unserem Vf. im Wesentlichen folgender: — Dem Menschen eine Handlung zurechnen, heisst erklären: dass er mit *Bewusstseyn* und *Willkür* Urheber einer Veränderung in der Aussenwelt geworden sey. Diese Zurechnung, durch welche sich eine *Handlung* von einer blofsen *That* unterscheidet, ist eine *allgemein* (*objectiv*) erkennbare, *äussere* Zurechnung, und unterscheidet sich dadurch von der *moralischen, innern* Zurechnung, welche nicht auf ein in der Welt der Erscheinungen existirendes Factum, sondern auf einen Gegenstand der übersinnlichen Welt gerichtet ist. Jene liegt in dem Urtheil: der Handelnde habe, indem er die Handlung willkürlich vornahm, das Verhältniss derselben zur *Aussenwelt* gekannt; diese liegt in dem Urtheil: er habe ihr Verhältniss zur *übersinnlichen* Welt wahrgenommen; jene sagt aus: der Handelnde sey mit *Willkür* und *Bewusstseyn* Ursache dieser oder jener *sinnlichen Erscheinung* geworden; diese: er habe sich nicht allein mit Willkür und Bewusstseyn, sondern auch mit *moralischer Freyheit* zu einer nur im *sittlichen Bewusstseyn* existirenden Verletzung der Gesetze der übersinnlichen Welt entschlossen. Diese geht von jener aus, aber nicht umgekehrt jene von dieser. Wer nicht einmal willkürlich gehandelt hat, kann auch nicht moralisch gut oder verwerflich gehandelt

handelt haben. — Im Staat und durch ihn verwandelt sich die Zurechnung des *Factums*, in eine rechtliche, eine Strafzufügung begründende Imputation zur *Schuld*, während die moralische Imputation sich selbst und ihrer eigenen Natur überlassen bleibt. Der Staat nämlich muss, vermöge seines Zwecks, die Hindernisse der Coexistenz der verständigen Sinnenwesen, durch Realisirung des Rechtsbegriffs hinwegräumen. Dieses kann er nicht dadurch zu bewirken suchen, dass er die Bürger bestimmte, die moralische Pflicht, dem Staatszweck gemäss zu handeln, sich zur Maxime zu machen. Denn der Mensch als Vernunftwesen steht unter keinem andern, als seinem eigenen Gesetz, und ist jeder Einwirkung von aussen her entzogen. Ueberdies bedarf auch der Staat keiner moralischen Maximen zu seinem Zweck. Seine Wirksamkeit ist daher an den *sinnlichen* Menschen allein zurück verwiesen, an den Menschen, so ferne er blofs als verständiges, mit Willkür und Bewusstseyn von der Natur beschenktes, nach sinnlicher Lust strebendes und sinnlichen Schmerz verabscheuendes Sinnenwesen gedacht wird. Nicht die Vernunft und Freyheit des Menschen, nicht seine Gesinnungen und Maximen, sondern seine Leidenschaften, Neigungen und Triebe sind die Factoren, mit welchen der Staat zu arbeiten hat. Um daher auf seinen Zweck zu wirken, muss er eines Theils den Bürgern, die zur Hervorbringung einer Rechtsverletzung durch sinnliche Lust oder Unlust gestimmt sind, eine die Sinnlichkeit schmerzhaft afficirende Veränderung (Strafe) ankündigen, andern Theils aber bey Eintretung des von dieser Ankündigung unterstellten Falls der Rechtsverletzung durch wirkliche Ausführung der Drohung, derselben gehörige Kraft und Wirksamkeit geben. Auf diesem Wege der rechtlichen Strafe sichert sich der Staat seinen Zweck, so weit dieses nur immer durch die Beschränktheit menschlicher Anstalten, welche blofs Annäherung zu dem Ideal einer vollkommnen Rechtssicherheit verstatten, möglich ist. Durch die Errichtung jenes psychologischen Zwangs geht nun aber die äussere Zurechnung, in eine *rechtliche Imputation zur Schuld* über. Denn die bedrohte Handlung ist das bürgerliche Verbrechen, dieses aber, das in dem Staat nur Gegenstand der Beurtheilung eines *äussern* Gerichtshofes ist, wird nothwendig durch die Möglichkeit einer objectiv erkennbaren, also der factischen oder *äussern* Zurechnung bedingt. — Die *rechtliche* Imputation liegt in dem Urtheil des von dem Staat zur Anwendung der Strafgesetze bestellten Richters: *dass der Fall vorhanden sey, in welchem, nach dem Ausspruche des Strafgesetzes, eine Strafzufügung Statt haben müsse.* Dieses Urtheil setzt aber dreyerley voraus, weil das Strafgesetz seiner Natur nach, drey verschiedene Bedingungen seiner Anwendbarkeit voraussetzt. Diese sind I) die Existenz einer Veränderung in der Sinnenwelt, welche der Staat durch Strafdrohung verhindern, oder die Nichtexistenz einer Veränderung, welche er durch Strafdrohung erzeugen wollte. II) Die Ursache der erfolgten oder nicht erfolgten Veränderung muss sich in einer menschlichen Handlung finden, d. h. in einer mit wirklichem oder möglichem verständigen Bewusstseyn der Folgen verknüpften Thatäusserung der Sinnlichkeit. Die Existenz dieser zweyten Bedingung gründet sich auf die *Willkür* der Person, als Grund der zur Strafe zuzurechnenden Handlung. Es ist diese Willkür nicht mit der *Freyheit zu verwechseln*, die in der Criminalgesetzgebung keine Bedeutung hat. „Die Willkür als Gegenstand der Strafgesetzgebung hat zwischen Lust und Lust, zwischen „Schmerz und Schmerz zu wahlen. Auf der einen „Seite winkt das Verbrechen mit dem Reiz der Lust, „auf der andern Seite winkt der Staat mit dem Reiz „der durch Sicherheit gegen Strafe gewährten Ruhe; „hier ist der Sinnlichkeit der Schmerz vorgehalten, „das zum Verbrechen auffodernde Begehren unbefriedigt zu lassen, dort erblickt sie die, auf die Befriedigung des Begehrens folgende sinnliche Strafübel. „Die moralische Freyheit dagegen wählt zwischen der „Vorstellung der von der sittlichen Vernunft gebilligten und der von ihr gemissbilligten Kraftäusserung. „— Die Willkür wird durch eine *äussere physische* „Kraft, die Freyheit wird durch das *innere psychologische*, die Stimme der Vernunft völlig betäubende „*Uebergewicht* der Sinnlichkeit aufgehoben." Diese letzte Bemerkung wird von dem Vf. trefflich erläutert und gerechtfertigt. Dabey *zeigt* er *mit entscheidenden* Gründen den Irrthum, *dessen sich Feuerbach* bey der Anwendung dieser Theorie schuldig machte, indem er als einen Satz *für das richterliche* Urtheil die Behauptung aufstellte, *dass* die Strafbarkeit hinwegfälle, wenn der Thäter durch ein gewisses und gegenwärtiges dem Strafübel entweder gleiches oder dasselbe überwiegendes Uebel zur That fortgerieben wird. Diese Behauptung verwirft jedoch der Vf. nur als Rechtssatz für die *richterliche* Imputation, indem er einräumt, dass der *Gesetzgeber* bey Bestimmung einzelner, die Strafbarkeit aufhebender Fälle, auf denselben Rücksicht zu nehmen habe. — Die letzte Bedingung zur Begründung der rechtlichen Imputation ist III. dass dem Handelnden das Strafgesetz oder die an seine Sinnlichkeit gerichtete Foderung des Staats bekannt gewesen sey, seine Willkür *zur Hervorbringung* oder Nichthervorbringung der gefoderten oder untersagten Veränderung der Aussenwelt zu bestimmen. Der Vf. erweist diese Bedingung nach einer ihm eigenthümlichen, sehr interessanten Ansicht über die Natur des Rechts überhaupt, und unterwirft zugleich die Präventionstheorie in so weit, als sie das Strafgesetz für ganz unnöthig zur Begründung einer rechtlichen Strafe erklärt, einer ausführlichen Prüfung. Schon *Feuerbach* hat sich (in seiner Schrift: *über Strafe als Sicherungsmittel*) über diesen Hauptsatz der *Grolmannischen* Theorie erklärt; aber der Vf. hat noch mehrere, von *Feuerbach* übersehene, Punkte des Angriffs entdeckt und durch treffende Bemerkungen benutzt. — Nach dieser Entwickelung der Natur der rechtlichen Zurechnung geht der Vf. zu einer Vergleichung derselben mit der moralischen Zurechnung über, und beschliesst endlich mit der

Dar-

Darstellung einiger Hauptideen zu einer vollendeten Strafgesetzgebung.

So sehr wir auch mit dem Vf. in Ansehung des Princips der Imputation und der Entwickelung desselben im Ganzen einig sind: so können wir doch in einem, dieser Schrift zum Grunde liegenden, sehr folgereichen *Hauptgedanken* nicht übereinstimmen. Er behauptet nämlich, dass seine Darstellung, ohngeachtet sie nur die Frage beantwortet: *wann und unter welchen Bedingungen kann der Richter zur Strafe überhaupt zurechnen?* diess Problem der rechtlichen Imputation ganz erschöpfe. Nach seiner Behauptung giebt es nämlich gar keine *Grade* der rechtlichen Imputation; für den Richter soll die Frage: in welchem *Grade* ist dem Verbrecher die That zuzurechnen? in welchem Grade ist er also strafbar? gar keine Bedeutung haben; bloss für den *Gesetzgeber* sollen die Grundsätze über den Maasstab der Grösse des Verbrechens und der Strafe gültig seyn. Er gesteht zwar, dass es bey unsrer gegenwärtigen Criminalgesetzgebung, in welcher sich *unbestimmte* Strafgesetze finden, relative Gründe der Strafbarkeit geben müsse. Allein in einer vollkommnen Criminalgesetzgebung müsse der Gesetzgeber alle Verbrechen und alle einzelnen Arten derselben, mit Ausschluss aller richterlichen Willkür mit einer vollständig bestimmten Strafe bedrohen, und dann bleibe natürlich für den Richter weiter nichts, als die Frage nach den absoluten Gründen der Strafbarkeit: ist der Fall des Gesetzes vorhanden? übrig. Diese Folge ist ganz richtig, aber die Voraussetzung kann nicht einmal als ein *Ideal* betrachtet werden, weil es *unmöglich* ist, sie zur Wirklichkeit zu bringen. Wie kann es sich z. B. der Vf. als möglich denken, die verschiedenen Grade des Versuchs, der Culpa etc. mit einer nach Art und Grad absolut bestimmten Strafe zu bedrohen, ohne andere wesentliche Grundsätze der Gesetzgebung zu verletzen? Es müssen da entweder viele, nach dem Grade der Strafbarkeit von einander höchst verschiedene Fälle unter dieselbe Straffanction gebracht, also die nöthige Proportion überschritten werden, oder es muss der Gesetzgeber zur Individualität einzelner Fälle herabsteigen, sich in unabsehbare Distinctionen verlieren, und dabey gleichwohl absolut unvollständig werden, weil einzelne Fälle unerschöpflich sind. Auch liegt eine *durchgängige absolute* Bestimmtheit der Strafen bey allen Verbrechen in der Natur der Gesetzgebung keineswegs. Nur eine *absolute Unbestimmtheit* ist unzweckmässig. Aber wenn nicht nur die *Art*, sondern auch der *Hauptgrad* der Strafe bestimmt ist: so kann der Gesetzgeber gar wohl die *Mittelgrade* der eignen Beurtheilung des Richters, nach den von *ihm selbst* angegebenen Grundsätzen der relativen Strafbarkeit, überlassen. Dies geschieht, indem er nach Bestimmung der *Art* der Strafe das *Maximum* und *Minimum* des *Grades* derselben (z. B. der Dauer bey der Zuchthaus- oder Gefängnissstrafe) bestimmt und auf einen bestimmten Hauptgrad des Verbrechens festsetzt. Der Verbrecher weiss nun auch bestimmt, was er zu erwarten hat, sobald nur nicht der Gesetzgeber in die grobe Inconsequenz verfällt, dass er dabey dem Richter über das Maximum und Minimum schärfend oder mildernd nach eigner Beurtheilung hinauszugehen verstattet. Wir sind übrigens weit entfernt zu behaupten, dass sich der Gesetzgeber bey allen Verbrechen eine solche Strafbestimmung erlauben dürfe, und würden den neuen Entwurf zu dem Bayerschen Criminalgesetzbuche schon darum, weil alle Verbrechen, selbst Mord, Todschlag, Hochverrath etc. mit solchen arbiträren Strafen bedroht sind, für verwerflich halten, wenn auch nicht die Willkürlichkeit und Unbestimmtheit in den Begriffen und gesetzlichen Voraussetzungen, so wie das auffallende Misverhältniss der Verbrechen unter sich und die Disproportion zwischen Verbrechen und Strafen, nebst vielen andern Rücksichten, dieses Urtheil bestimmten. Allein hier ist nicht der Ort, die Regel anzugeben, wann der Gesetzgeber seine Strafe schlechthin bestimmen müsse, und wann er sie bloss nach ihrer Art, mit Festsetzung des höchsten und geringsten Grades bestimmen dürfe.

Noch müssen wir erinnern, dass die Sprache des Vfs. nicht ganz ohne Flecken ist. Der Periode S. 58 „die Sinnlichkeit kann geradezu durch menschliche Organe erzeugte Rechtsverletzungen begehren, es können aber auch Sicherheitsverletzungen ohne ein solches Begehren erfolgen", ist nicht durch sich selbst verständlich. Die Redensarten, eine „Gewissheit *erbringen*", einen „Beweis *erbringen*" (S. 58. 66) sind nicht zu rechtfertigen, so wenig als die Formen: „coexistiren sollende Mitwesen (S. 110), der ihn rechtlich achten Wollende" (S. 112), „ein sittlich seyn könnendes und sollendes Wesen" (S. 117). Auch stiessen wir mehrmals auf fremde Worte, die viel besser mit deutschen hätten vertauscht werden können; z. B. einen Menschen über die Moralität seiner Gesinnung *constituiren*. Im übrigen zeichnet sich der Stil des Vfs. durch Klarheit und Lebhaftigkeit vortheilhaft aus.

Clausenburg, b. Hochmeister: *Lis Transsylvanica seu Practica Transsylvanorum litigandi methodus*, quam . . . Dominor. Censorum Revitioni humillime submisit Juvenis Nobilis *Theophilus Lány de Késmárk* M. Vásárhelyini. 1799. 5ten März. (gedruckt 1801.) 116 S. 8.

Nachdem der Vf. die vorgeschriebenen juristischen Studien am Lyceum zu Clausenburg vollendet, und drey Jahre als Auscultant, oder Juratus bey der K. Tafel zu Marus Vásárhely sich in der Rechtspraxis geübt, also nur noch das Advocatenexamen auszuhalten hatte, wollte er seine Examinatoren unter andern auch durch diese Schrift von seinen erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnissen überzeugen. Er gesteht, dass der Text davon meistens aus gedruckten Büchern und akademischen Heften geschöpft sey; dass aber die Ordnung und hier und da ein Abschnitt ihm gehöre. Seine Arbeit soll auch nicht für vollendete Richter und Advocaten, sondern für angehende

Juristen bestimmt seyn. — Dass man über diesen Gegenstand noch keine brauchbare Anleitung für siebenbürgische Advocaten hat, ist ganz wahr, so wie auch, dass eine solche Anleitung sehr nöthig wäre. Der Vf. hat aber leider! diesem Mangel nicht abgeholfen: denn seine Arbeit ist wirklich sehr schülerhaft. Der Stil ist höchst elend, ja man hätte zuweilen Lust zu zweifeln, ob der Vf. die lateinische Grammatik recht begriffen habe. So z. B. heisst es S. X *si errores corrigere non dedignabis*, und S. 110 *auctoritate superiorum .. cessantur lites*. In der Dedication an den Dobokaer Comitat, aus welchem der Vf. gebürtig ist, kommt folgende Stelle vor: „*Quis ergo mortalium mihi vitio vertet, dum ego, ipsa Nativitate* „*mihi adhaesa erga Te dulcedine ductus, simul-* „*que Tuarum in me benevolentiarum me-* „*mor, in earum gratitudinem, per breve et* „*sane suo humili auctore non dignius leve hoc specimen* „*Tibi dedicaverim: in gremio enim Tuo natus et cretus,* „*bonorum ex Te habitorum mediante doctus* u. s. w." Wer so erbärmlich schreibt, von dem wird man auch keine dienliche Sachbelehrung erwarten. So z. B. ist S. 21 die Angabe der geistlichen Gerichte ganz falsch; ja der Vf. ist so unwissend in der Geographie, dass er den Metropolitan von Colocsa nicht als einen Erzbischoff, sondern nur als einen Bischoff kennt. Möge doch ein kundigerer Siebenbürger dieses elende Geschreibsel durch ein besseres Handbuch über die Siebenbürgische Gerichtspraxis in Vergessenheit bringen! — Uebrigens bemerkt Rec., dass der Vf. billig auch in seinem Namen eine Aenderung vornehmen, und sich nicht Lány de Késmark, sondern Lany ex Kesmark nennen sollte: sonst könnte ihn der Fiscus der Königl. Freystadt Käsmarkt einer dissfälligen ungebührlichen Anmasfung belangen.

Chemnitz, b. Tasché: *Ueber das Verbrechen geheim zu seyn und die Strafbarkeit desselben.* Ein Beytrag zum Staats- und Kriminalrechte. 1801. 212 S. 8. (16 gr.)

Der etwas räthselhafte Titel drückt den Inhalt des Buchs nicht deutlich aus. Dieses beantwortet die Fragen: in wie ferne der Staatsbürger ein Recht habe auf Verheimlichung von Handlungen? ob ihm ein Recht auf geheime Verbindung und Wirksamkeit zukomme? und in wie ferne dasselbe in ein Vergehen ausarte, das die Gesetzgebung zu einer Strafdrohung dagegen berechtige? Der Vf. geht hierbey von dem richtigen Princip aus, dass man nur in so ferne ein Recht zur Verheimlichung habe, als nicht einem Andern das Recht auf Publicität zukomme, und folgert hieraus, dass in der bürgerlichen Gesellschaft die Verschwiegenheit nur in so ferne wiederrechtlich sey, als dieselbe entweder dem Zweck der Verhütung der Rechtsverletzungen oder dem Zweck der Wiederherstellung des rechtlichen Zustandes entgegen ist. Der Staat hat also das Recht auf die Anzeige zukünftiger und *schon* begangener Rechtsverletzungen, und ein Staatsbürger ist keineswegs verbunden, eine solche Nachricht, selbst wenn sie ihm unter der Bedingung der Verschwiegenheit mitgetheilt worden ist, dem Staate zu verhehlen, vielmehr ist er verpflichtet, sie nach *geschehener Auffoderung* durch ein Gesetz oder einen *besondern Befehl* diesem mitzutheilen. Die Verschwiegenheit *wird* eigenes Verbrechen, 1) so ferne sie das eigene Geständniss des Urhebers einer rechtswidrigen That verhindert, und 2) so ferne sie die Anzeige einer rechtsverletzenden That oder ihres Urhebers geflissentlich unterläfst, wo doch diese Anzeige als besondere unmittelbare Rechtsverbindlichkeit vom Staate *auferlegt* worden ist. — Am längsten verweilt der Vf. bey der Untersuchung über geheime Gesellschaften. Besondere Gesellschaften müssen im Staat erlaubt seyn, weil der Staat, der nur rechtliche Freyheit zu seinem Zwecke hat, die Bedingung zur freyen Realisirung aller menschlichen Zwecke ist, ohne darum die *Erfüllung* dieser Zwecke selbst zu seinem Gegenstand zu *haben*. Widerspricht eine besondere Gesellschaft dem Zweck und der Form des Staats nicht: so hat sie ein Recht auf ihre Existenz im Staat, darum aber nicht ein unbegränztes Recht geheim zu seyn. Sie darf zwar andern Bürgern ihre Existenz, ihren Zweck und ihre Verfassung geheim halten, so ferne die *Gesellschaftsglieder* das Geheimniss als ein Mittel *zu ihrem Zweck* betrachten; aber sie muss Publicität haben in Beziehung auf den Staat, der, vermöge seiner aufsehenden Gewalt zum Zweck der Verhütung möglicher Rechtsverletzungen, von ihrem Zweck und ihrer Verfassung vollständige Erkenntniss haben muss. Nun untersucht der Vf., wie dieses Recht des Staats verletzt werden könne, zu welcher Gattung von Vergehen diese Verletzung gehöre, und in welchem Grade das Mitglied einer geheimen Gesellschaft strafbar sey. — Die Richtigkeit der Ideen im Ganzen, und die Klarheit in der Darstellung berechtigen uns, diese Schrift zu empfehlen, ob wir gleich überzeugt sind, dass sie interessanter würde geworden seyn, wenn der Vf. nicht zu viel Steifheit in der Methode gezeigt, in manchen Punkten nicht zu weit ausgeholt und seinen Argumentationen weniger Ausführlichkeit gegeben hätte.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Neuburg, im Reichs- Commissions- und Industrie-Bureau: *Kurzgefasste Sittenlehren und Klugheitsregeln*, vorzüglich für das weibliche Geschlecht. (Ohne Jahr) 55 S. 8. (4 gr.)

Vermuthlich ein altes Buch mit einem neuen Titel. Indess alt könnte es, unbeschadet seines sonstigen Werthes, seyn; der letztere aber ist gering und keinesweges des Versuches werth, es durch Nachhülfe der Vergessenheit zu entziehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 19. May 1803.

PHILOSOPHIE.

HANNOVER, in d. Helwingsch. Hofbuchh.: *Grundriss der Ethik, oder Lebens-Wissenschaft* von C. *Meiners*, Königl. Grossbritan. Hofrath etc. 1801. LXVIII. u. 136 S. 8. (14 gr.)

Der Werth dieses Grundrisses der wissenschaftlichen Ethik, von welchem alle Theile der angewandten ausgeschlossen sind, besteht, nach der eigenen Erklärung des Vfs., in dem Umfange der zu dieser Wissenschaft gezogenen Untersuchungen, in der Kürze, bey aller Reichhaltigkeit desselben, ferner in der Eintheilung und Folge der Abschnitte, und in der Ordnung der in jedem Abschnitt enthaltenen Gedanken. Um diese Vorzüge zu beurtheilen, wird es nöthig seyn, die einzelnen Abschnitte anzugeben. *Erster Theil, Menschenkunde.* Erster Abschn. Von dem Empfindungsvermögen des Menschen. Zweyter Abschnitt. Von den Denkkräften. Dritter Abschn. Von dem Willen. Vierter Abschn. Ueber Neigungen, Triebe und Leidenschaften. Fünfter Abschn. Von den Temperamenten, oder von dem Einflusse der vornehmsten physischen und moralischen Ursachen auf den Menschen. Siebenter Abschn. Ueber die Kenntniss unser Selbst. Achter Abschnitt. Ueber Menschenkenntniss. *Zweyter Theil. Weisheitslehre.* Erster Abschn. Ueber die Bestimmung des Menschen. Zweyter Abschn. Ueber Tugend und Laster. Dritter Abschn. Ueber Güter, Uebel und Glückseligkeit. Vierter Abschn. Ueber die Beherrschung der Gemüthsbewegungen. Fünfter Abschnitt. Ueber Gewohnheiten. Sechster Abschn. Ueber die Kunst andere Menschen zu behandeln. Siebenter Abschn. Ueber Religion, Irrglauben, Unglauben und Aberglauben. Aus dieser Inhaltsanzeige erhellet, dass dieser Grundriss an den Lehren, die zur Ethik gehören, sehr unvollständig ist; dass manche Lehren des ersten und zweyten Theils in die angewandte Ethik, andere gar nicht in diese Wissenschaft gehören. Ungern vermisst man eine Einleitung über den Begriff, Umfang, Theile und das Princip der Ethik. Die Hinweisung auf seine Geschichte der Ethik kann diesem Mangel nicht abhelfen. Wir können also das Ganze, in Rücksicht auf wissenschaftliche Form für nichts anders erklären, als ein unsystematisches Aggregat von Kenntnissen, welche der Vf. nach subjectiven Ansichten als zur Lebensweisheit gehörig ansah, bey welchem man auf Bestimmtheit und Bündigkeit Verzicht thun muss. Wir führen zur Probe nur das Kapitel von der Bestimmung des Menschen an, welches aus fünf Paragraphen besteht, und nichts als folgende Gedanken enthält. Die Bestimmung des Menschen hängt von der Kenntniss und Darstellung seiner Natur ab. In unsern Zeiten fragt man lieber, welches ist das erste Gesetz unserer Natur, oder der erste Grundsatz der Ethik, als was ist die Bestimmung des Menschen, ungeachtet man bey der letzten Untersuchung weit weniger in Gefahr ist, zu irren oder irre geführt zu werden. Alle Systeme über die Bestimmung des Menschen lassen sich auf vier zurückbringen, in so fern man ihn als ein durchaus sinnliches und eigennütziges, oder als ein reingeistiges, oder als ein reinsittliches Wesen betrachtet hat. Am richtigsten stellten sie Sokrates, die alte Akademie, die gemässigten Stoiker und alle berühmte Weltweise der neuern Zeit dar, welche in die Fusstapfen der grossen Menschenkenner und Weisheitslehrer des Alterthums traten. „Völlig gleichgeltend mit der Lehre des Sokrates und der alten Akademie sind die Grundsätze: Folge der Vernunft, der richtigen und gebildeten oder vollendeten Vernunft; erfülle den göttlichen Willen; suche deine wahre Glückseligkeit; thue stets deine Pflicht, oder das, was recht und klug ist; handle so wie du glaubst, dass ein kluger und tugendhafter Mann in deiner Stelle handeln, oder dass einsichtsvolle und unpartheyische Zuschauer deine Art zu handeln billigen werden." „Weniger befriedigend sind die bekannten Sätze; thue Niemanden etwas, wovon du nicht willst, dass es dir geschehe; thue vielmehr einem jeden, was du willst, dass man dir thue; oder die ewigen Gesetze oder Regeln des Rechts und der Wahrheit. — Es ist ein eitler Wahn, wenn man glaubt, dass irgend ein System über die Bestimmung des Menschen, irgend ein erstes Princip der Ethik je einen allgemeinen Beyfall erhalten, und alle übrige Systeme und Principe verdrängen werde." In der Vorrede erklärt der Vf. noch, dass er die Ausdrücke *Pflicht* und *pflichtmässig* darum nur selten gebraucht habe, weil seines Erachtens diese Begriffe durch bestimmtere und eindringendere Worte ausgedrückt werden können, z. B. es ist vernünftig, eine gesunde oder richtige Vernunft befiehlt mir; oder wem seine eigene oder seiner Mitmenschen wahre Wohlfahrt lieb ist, der wird, der *muss* u. s. w. Die Kürze wollen wir gerne als einen Vorzug gelten lassen, da dieses Compendium die Aufmerksamkeit der Zuhörer reizen und leiten, aber nicht befriedigen soll; allein diese Kürze, so wie die Ordnung und Folge der Gedanken, von welcher der Vf. rühmt, dass sie so ausgewählt sey, dass ein Leser nach diesem Leitfaden ein System der Ethik nach seiner Manier zu Stande bringen könne, wie er das seinige nach seiner Manier vollendet habe, sind nur untergeordnete comparative

Vorzüge. Jedoch wird man, das unvollkommene System abgerechnet, dieses Compendium als ein gedrängtes Repertorium von Untersuchungen und Gedanken berühmter Denker, deren Schriften zugleich ziemlich vollständig angegeben sind, auch als Erinnerung an manches vergessene Gute der Vorzeit, in wissenschaftlicher und historischer Rücksicht brauchbar finden; es sind sogar einige Tabellen aus *J. Thomasii Philosophia practica*, welche der Vf. ein vortreffliches Werk nennt, abgedruckt. In der langen Vorrede hat der Vf. eine Reihe Stellen aus den Fichtischen Schriften ausgehoben, um zu beweisen, dass Fichte manche Sätze behaupte, die gegen unläugbare Erfahrungen, und meistens gegen die gesunde Vernunft streiten; dass er Dinge läugne und für unmöglich oder widersinnig erkläre, die durch eine unläugbare Erfahrung bewiesen werden; dass er sich zwar nicht so häufig als Hr. *Kant*, aber doch viel häufiger widerspreche, als ein wahrhaft systematischer Kopf sich selbst widersprechen sollte. Uns dabey aufzuhalten, scheint uns um so weniger nöthig, da die Denkungsart und Manier des Hn. *M.* aus seiner Geschichte der Ethik schon bekannt ist.

Giessen u. Darmstadt, b. Heyer: *Versuch einer Entwickelung und Berichtigung der Grundbegriffe der philosophischen Rechtslehre*, als Grundlage einer allgemeinen Philosophie des Rechts. Von *E. C. G. Schneider*. 1801. 159 S. 8. (10 gr.)

Der Vf. fand, wie er behauptet, in den bisherigen Theorieen über den Grund und die Natur der Pflicht und des Rechts keine Befriedigung, und suchte sie daher auf seinem eigenen Wege. Er gesteht jedoch der kritischen Philosophie grossmüthig das Verdienst zu, dass er ohne „einige“ Kenntniss von ihr zu seinem eigenen neuen System nicht gekommen seyn würde. Und das ist auch wirklich wahr, besonders was die „einige“ Bekanntschaft mit der kritischen Philosophie anbetrifft. Denn man höre nur, wie der Vf. diese Philosophie S. 9. charakterisirt: „Ihr Hauptcharakter „ist, dass sie das Gebiet aller vernunftmässigen, mit „unbedingter Ueberzeugung verbundenen, menschlichen Erkenntniss auf gewisse Formalbegriffe, und „auf gewisse daraus zusammengesetzte, bloss die Form „des menschlichen Denkens betreffende Wahrheiten, „welche die Vernunft in sich selbst findet, mit Ausschluss aller, ausserhalb derselben liegenden übersinnlichen Gegenstände einschränkt, zugleich aber „den *Sinnen das Vermögen abspricht, von den sinnlichen Gegenständen, von der ganzen Körperwelt etwas anders, als ein Bild in unser Bewusstseyn überzutragen, an welchem Bilde die Vernunft zwar die Realität dieser Dinge überhaupt; nicht aber ihre Beschaffenheit, dasjenige, wodurch sie sich von einander unterscheiden, mit unbedingter Ueberzeugung erkennen kann.*“ Das Neue in dem System unsers Vfs. soll darin bestehen, dass es den Eudämonismus mit dem Kriticismus vereiniget. Und das geschieht denn in folgender Deduction der Pflicht und des Rechts. — Ich habe keinen andern Zweck meines Daseyns als *mich selbst*; nur um *meinetwillen* ist mir die Kraft zu wollen gegeben; in der Glückseligkeitsfähigkeit vereinigt sich der ganze intellectuelle Mensch (das Ich). Dieser Satz wird durch folgende Erklärung demonstrirt: „*Ich berufe mich deshalben auf eines jeden unbefangenes Bewusstseyn.* Von dem meinigen ist er unzertrennlich. Ich kann mir schlechterdings keine meiner Handlungen gedenken, die ich nicht, so entfernt auch immer ihre Beziehung seyn mag, am Ende um meiner Selbst willen thue.“ Gleichwohl aber, wer sollte das glauben? ist jener Satz der Grund von einem unbedingten Pflichtgebot. Nämlich: ausser mir denke ich mir andere Menschen, Wesen wie ich, die ich mir also auch als Subjecte denken muss, denen ihre Glückseligkeit, so wie mir, alles in allem ist. Dadurch wird nun mein eigenes Streben nach Glückseligkeit auf die Bedingung beschränkt, dass sie mit der Glückseligkeit dieser andern zusammenbestehe, und hieraus ergiebt sich als das *höchste Vernunftgesetz*, der Satz: *Bediene dich anderer Menschen nicht als Mittel zur Beförderung deiner Glückseligkeit, ausser in so ferne, als dieses mit ihrem Willen geschicht.* Der Vf. folgert hieraus consequent genug, dass ich gegen mich selbst gar keine Pflichten habe, sondern mein Benehmen gegen mich selbst bloss unter den Regeln der Klugheit stehe; dass es aber auch nach diesem obersten Grundsatze keine Pflichten der Güte gegen andere geben könne, will der Vf. nicht eingestehen, wie man S. 63. finden wird. — Mit dem Begriff und Grund des Rechts kommt der Vf. so leicht zu Stande, wie mit seiner Deduction der Pflicht. „Pflicht ist dasjenige Verhältniss des Menschen zu dem Menschen, vermöge dessen sein freyer Wille, in Ansehung einer gewissen Handlungsweise, nach dem gebietenden Ausspruche seiner Vernunft, durch den freyen Willen des andern, eingeschränkt ist: und so wird dann das *Recht* dasjenige umgekehrte Verhältniss seyn, vermöge dessen der freye Wille des andern Menschen, in Beziehung auf diese Handlungsweise jenes Menschen gegen ihn, nach dem billigenden Ausspruche seiner Vernunft nicht eingeschränkt ist.“ Hätte der Vf. frühere Systeme studirt, ehe er sie reformiren wollte: so würde er bald gefunden haben, dass dieser Rechtsbegriff der schon oft vertheidigten und schon längst widerlegten relativen Rechtsdeduction angehöre, deren Vertheidiger aber bestimmt und klar dachten, was hier der Vf. verworren und dunkel wieder gegeben hat.

Kopenhagen, b. Arntzen u. Hartier: *Caroli Frider. Winkleri institutiones jurisprudentiae naturalis* in usum praelectionum. 1801. 150 S. 8. (12 gr.)

In das grosse Lob, das der Herausgeber diesen nachgeschriebenen Dictaten des verstorbenen Prof. *Winklers* ertheilt, können wir unmöglich einstimmen, vielmehr sind wir fest überzeugt, dass sie für unsere Zeiten viel zu spät kommen. Klarheit und Kürze sind freylich lobenswerth, jedoch nur unter der Voraussetzung, wenn sie nicht in der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit

keit ihren Grund haben. Was soll noch jetzt ein Buch nützen, das von den neuen Forschungen in der Wissenschaft auch nicht die mindeste Notiz genommen hat, und nach Geist und Inhalt den Zeiten des Thomasius und Gundling angehört? Wenn wir unsern Lesern sagen, dass der Satz: *neminem laede* hier der Grundsatz ist; dass der Vf. ein *dominium directum* und *utile* in seinem Naturrechte kennt (§. 67.), dass er die Rechte in Ansehung einer fremden Sache in *jura in rem* und *ad rem* eintheilt, und die *Emphyteuse*, das *Lehn*, das *jus possessionis bonae fidei*, *jus antichreticum*, und die *superficies*, als Arten des dinglichen Rechts — in einem Naturrechte! — aufführt (§. 68. ff.), dass von dem Staate gesagt wird, er sey *societas imperantium et parentium, majoris felicitatis causa inita* (§. 239.): wenn wir nur dieses sagen, so werden Kenner schon genug wissen, um darnach ihr Urtheil bestimmen zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Göschen: *Bliomberis;* ein Rittergedicht in zwölf Gesangen von *Alxinger*. Neue Auflage mit 2 Kupfern. 1802. 1 Alph. 10 Bog. gr. 8.

Von dem Gedichte selbst, so wie es zuerst von dem Vf. selbst herausgegeben wurde, findet man in unserer Zeitung vom J. 1791. Nr. 162. eine Beurtheilung. Die gegenwärtige, weit ansehnlicher gedruckte, Ausgabe ist von Hn. *Seume* besorgt, der in seiner Zueignungsschrift an Hn. Hofr. *Wieland* von seinem Verfahren bey dieser Unternehmung Rechenschaft giebt, und gesteht, dass er sich nur nach vielen Ueberlegungen und Bedenklichkeiten, und vielleicht doch zu kühn und zu früh, daran gewagt habe. Der verstorbene *Alxinger* wollte diess Gedicht selbst, so wie er mit seinem *Doolin von Maynz* gethan hatte, von neuem durcharbeiten; sein früher Tod vereitelte diesen Vorsatz. Hr. *Göschen* übertrug daher die Durchsicht dem gedachten Herausgeber, um nach Ueberzeugung und Vermögen einige Aenderungen zu machen; und er übernahm diese Arbeit ohne Anmasslichkeit und ohne Leichtsinn. Die gemachten Veränderungen betreffen indess nur die Sprache und den Versbau, vorzüglich den für den Wohlklang so wichtigen Abschnitt des Verses. Wo jedoch die Vernachlässigung dieses letztern offenbar absichtlich gewesen war, blieben die, oft malerischer dadurch gewordenen, Stellen unberührt. Die oberdeutsche Form mancher Wörter glaubte der Herausgeber mit Recht, ihrer Eigenheit wegen, nicht ganz verbannen zu dürfen; nur bey noch streitigen Ausdrücken wählte er lieber rein grammatische Form und Gang des Ausdrucks. Obgleich übrigens nur wenige Stanzen ganz ohne Federstrich geblieben sind: so ist doch nur selten dem Dichter einer seiner Gedanken genommen, und ein anderer dafür gegeben worden. Wo es indess geschah, bestimmte sich Hr. *S.* vornehmlich durch ein leiseres ästhetisches Gefühl, und erlaubte sichs nur selten, ganze Stanzen umzuschmelzen. Er selbst giebt seine Veränderungen nicht alle für Verbesserungen aus; ob er sie gleich während der Arbeit dafür hielt. Seine Hauptabsicht gieng dahin, das Ganze noch etwas reiner, und hier und da fliessender und rhythmischer zu machen! Was er gethan hat, hofft sein Genius bey dem Genius des Dichters selbst verantworten zu können.

Dass der Herausgeber in diesen Aeusserungen, die seiner Bescheidenheit Ehre machen, seine Verfahrungsart ganz richtig charakterisirt habe, wird man bey einer Vergleichung des ältern und neuern Textes fast überall bestätigt finden, und leicht die Gründe der meisten Aenderungen errathen. So ist gleich Ges. I. St. 3. die ältere Lesart der beiden letzten Zeilen:

> Wenn er, wo selbst die Tapferkeit erstarrt,
> Hinein gestürzet, ausgeharrt,

mit folgender bessern vertauscht:

> Wenn er, wo selbst der Tapfre stille stand,
> Sich unerschrocken weiter wand.

Um indess das *stille* im ersten Verse zu vermeiden, hätte vielleicht gesetzt werden können: „wo selbst der Tapfere *zweifelnd* stand;" oder: „wo selbst *gehemmt* der Tapfere stand." — Noch glücklicher sind St. 10. die matten Schlusszeilen:

> Winkt ihnen Lyonel, dass sie der Ruh zu pflegen,
> Sich in ihr Zelt zurücke ziehen mögen.

so umgeändert:

> Winkt ihnen Lyonel, der Ruhe nun zu pflegen,
> In ihre Zelte sich zu legen.

Und so auch St. 43, anstatt:

> Auch vor der Welt, wenn sie mit süssen Blicken,
> Die sie durch Umweg' oft nach ihm zu drehn gewusst,
> Mit Lächeln und mit leisem Nicken
> Ihm Liebe zuwarf, fuhr ein Dolch in meine Brust.

heisst es jetzt weit besser:

> Auch vor der Welt, wenn sie ihm lieblich blickte,
> Verstohlen nur, und mir allein bewusst,
> Mit süssem Lächeln Liebe nickte,
> Fuhr mir ein Dolchstich in die Brust.

In manchen Stanzen ist die Umänderung schon bedeutender, meistens aber nicht weniger glücklich; z. B. Ges. 3, St. 18, wo es sonst hiess:

> Nur dort, wo Clodien in goldnen Waffen brennet,
> Und, wie ein Schwimmender den Schwall
> Der Wasser, so die Reihn der dichten Feinde trennet,
> Dort ist er nicht, sonst ist er überall.
> Celinens Bruder zu durchbohren,
> Der schrecklichen Gefahr, ja nur der Möglichkeit,
> Lenkt er von weiten aus; nein! eh ein solcher Streit
> Entscheide, sey die Schlacht, das Reich und Er verloren!

ist die neue Lesart unstreitig besser:

> Nur dort, wo Clodion in goldnen Waffen brennet,
> Und, *wie der Schwimmer Fluthen bricht,*

Die

Die dichten Reihn der Feinde trennet,
Sonst überall, dort ist er nicht.
Celinens Bruder zu durchbohren,
Entsetzlich wäre dieser Streit;
Er bebt zurück schon vor der Möglichkeit.
Es sey die Schlacht, das Reich und Er verloren.

Nur die letzte Zeile möchte vielleicht durch: „*Eh* sey die Schlacht" etc. deutlicher und stärker werden. Der letzte Vers der nächstfolgenden Stanze:

Er krieget mit dem Geist, sein Prinz nur mit den Waffen.

lautet jetzt stärker und besser;

Er kriegt mit Geist, der Prinz kriegt nur mit Waffen.

Ueberhaupt hat sich der Herausgeber sehr oft der Abkürzung des Ausdrucks sehr vortheilhaft bedient, um die Kraft und den Wohlklang desselben nicht wenig zu befördern. Ueberall, wo Rec. die ältere mit der neuern Ausgabe verglich, fand er die Abänderungen so glücklich, dass dadurch der Beruf des Herausgebers zu dieser gewiss nicht leichten Arbeit, und zugleich das richtige und feine Gefühl desselben, in Hinsicht auf Sprachschönheit, Wohllaut und Nachdruck, hinlänglich beglaubigt wurde. Auch wegen der völligen Weglassung einer einzigen, matten und entbehrlichen, Stanze, der 133sten des neunten Gesanges, wird Niemand ihm einen gegründeten Vorwurf machen können. — In der 75sten Stanze des siebenten Gesanges findet man die Verbesserung nicht aufgenommen, die der Dichter selbst, nach dem Abdrucke des Gedichts, nebst mehrern Aenderungen, von den drey letzten Zeilen gegeben hatte, und die mit Recht von dem damaligen Recensenten in diesen Blättern als eine sehr glückliche Verbesserung gerühmt wurde. Dagegen hat er die dort gerügten kraftlosen Wiederholungen einzelner Wörter, wo sie wirklich kraftlos und müssig waren, hinweggenommen. Die dort mit Recht getadelte Beschreibung, Gef. 12, St. 53. 54, ist jetzt merklich verbessert und im Ausdrucke veredelt worden. Die wirklich schlechten Zeilen, II. 10, wo von Leichen die Rede ist:

— — ich glaube, dass die Raben
Sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben,

klingen hier zwar etwas erträglicher:

— — ich glaub', es könnten Raben
Ein Jahr daran gezehret haben.

Der ganze Gedanke hätte indess lieber mit einem bessern vertauscht werden mögen. Im Ganzen aber hat sich der Herausgeber durch diese Anwendung seines Fleisses und Geschmacks kein geringes Verdienst um diess schöne Denkmal eines edeln und liebenswürdigen Dichters erworben, dessen früher Tod für unsere vaterländische Poesie gewiss kein geringer Verlust war.

Zittau u. Leipzig, b. Schöps: *Neue Bagatellen. Nach interessanten englischen und französischen Originalen. Erstes Bändchen.* 1802. 247 S. 8. (20 gr.)

Wider das Interessante der hier übersetzten kurzen Aufsätze möchte weniger zu erinnern seyn, als wider ihre Auswahl und den Mangel ihrer Neuheit. Die Anekdoten über den Strassenraub, aus *Ebers* englischer Sprachlehre, ausgenommen, sind vier Stücke aus dem *Universal-Magazine*, und nicht weniger als elf aus den Werken *Voltaire's* übersetzt. *Diese letztern* sind gewiss vielen Lesern entweder aus der Urschrift, oder aus anderweitigen Uebersetzungen schon bekannt. Die Sammlung scheint indess für Lesezirkel angelegt zu seyn; und in diesen wird sie noch wohl ziemlich allgemein das Verdienst der Neuheit behaupten können, auch des Umlaufs würdiger befunden werden, als ein grosser Theil gewöhnlicher, für diesen Zweck geschriebener oder zusammengetragener Lesereyen. *Die* Schreibart der Uebersetzung ist leicht und fliessend genug; auch scheint es ihr an Richtigkeit nicht zu fehlen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Jena*, in d. akad. Buchh.: *Entwurf zum Regulativ, wie es in Rücksicht des Unterrichts der Lehrlinge, der Beyziehung derselben zu Jägerburschen, und dann mit deren künftigen Anstellung als Jagd- und Forstbediente in jedem Staate gehalten werden konnte und möchte.* Nebst einem Anhange, welcher die dermaligen Bursche und Lehrlinge betrifft. Vom Verfasser des *Handbuchs der grundsätzlichen Forstwirthschaft im Staate, mit Hinsicht auf die Landökonomie und Wildbahn.* 1802. VIII. S. Vorr. 29 S. Text. 4. (7 gr.) Man kennt diesen Entwurf schon aus dem angeführten Handbuch, wo er auch in der Rec. desselben (St. 72. d. A. L. Z. 1802.) angedeutet ist. Die Behandlung und das Vorrücken der Jägerbursche bis zu ihrer Anstellung, so wie die genauen Vorschriften über ihr Verhalten sind musterhaft. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, dass es jetzt schon Zeit sey, diesen Plan in seinem ganzen Umfange auszuführen, da es an Förstern fehlen wird, die den Lehrlingen das Gehörige lehren können; man müsste denn voraussetzen, dass sich lauter gute Köpfe dem Forst- und Jagdwesen widmeten, die bey den gehörigen Vorkenntnissen sich im Walde das selbst abstrahiren können, was andern ordentlich und planmässig gelehrt werden muss.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 20. May 1803.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Wien, b. Camesina: *Ueber Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen.* Von *Joseph von Sonnenfels,* k. k. Hofrath etc. 1801. 112 S. 8. (16 g.)

Der in verschiedener Rücksicht um die Criminalgesetzgebung, besonders der österreichischen Staaten verdiente, schon wegen seines muthigen und siegreichen Streites wider die Freunde der Tortur so ehrwürdige Vf. bringt in dieser höchstwichtigen Schrift einen Gegenstand zur Sprache, der bisher als längst entschieden und keiner weiteren Frage bedürftig von Gesetzgebern und Rechtsgelehrten vorausgesetzt wurde. Dass in Criminaluntersuchungen die *Thatfragen:* ist der Inquisit schuldig oder nicht schuldig? hat er die gesetzlich bedrohte That begangen oder nicht? und: sind besondere die Strafbarkeit erhöhende oder vermindernde Umstände vorhanden? nur durch Stimmeneinheit, nie durch Stimmenmehrheit entschieden werden dürfen: ist das Thema dieser Schrift, welche durch ihren Inhalt die ganze Aufmerksamkeit des Publicums verdient, und in Ansehung ihrer Form als das Muster von Klarheit der Darstellung und ruhiger, bündiger Entwickelung der Ideen betrachtet werden kann. Eine Gerichtsstelle, so argumentirt der Vf., ist eine moralische Person, deren Glieder die Gerichtsbeysitzer ausmachen. Diese sind nur integrirende *Theile* der Person, welche Gericht genannt wird, sind nur *Einheiten* des *Ganzen:* so wie ihre Stimmen *Bestandtheile* der *Gesammtstimme*, ihre Ueberzeugungen *Momente* des erwägenden Richters in *Bestimmung* des Beschlusses zu der *Gesammtmeynung* sind. Ist daher ein Mitglied anderer Meynung als die übrigen: so ist diese abweichende Meynung als ein Zweifelsgrund unter den Momenten zur Bestimmung des Gesammtbeschlusses zu betrachten, und davon ist die Folge, dass die moralische Person als solche in einem solchen Fall, bey sich selbst zweifelhaft und der Gegenstand ihres Beschlusses von ihr nur als *wahrscheinlich* nicht aber als gewiss anzunehmen sey. Eine solche moralische Person steht unter denselben Gesetzen der Pflicht, wie ein Individuum, und unter diesen Gesetzen für die Handlungen des Individuums finden sich auch folgende: 1) in einer Lage, wo eine Person handeln *muss*, aber die *volle* Ueberzeugung zur Bestimmung ihres Willens nicht erreichen *kann*, ist sie *verpflichtet*, nach der *Mehrheit* der Beweggründe, nämlich nach der *grösseren Wahrscheinlichkeit* der *Rechtlichkeit*, als dem der Ueberzeugung am nächsten kommenden Punkte, zu handeln. Aber 2) in der Lage, wo sie nicht handeln *muss*, und noch Zweifel bestehen, die sie besorgen lassen, dass sie durch Handeln eine Pflicht verletzen, Unrecht zufügen dürfte, in dieser Lage ist sie, so lange die Zweifel nicht gehoben sind, zu handeln nicht berechtiget, sondern *verpflichtet, die Handlung auszusetzen.* Wenn man nun dieses unter der Voraussetzung, dass die einzelnen abweichenden Stimmen eines Collegii (um uns der Worte eines andern Schriftstellers zu bedienen) die personificirten Zweifelsgründe sind, auf Gerichtsstellen anwendet: so folgt, dass Civilgerichte nach der Majorität entscheiden dürfen; denn es giebt kein drittes zwischen Absolution und Condemnation, es muss nun einmal die Sache entschieden werden. Eben dieses gilt von Criminalgerichten in Ansehung der Frage: *wie ist der Ueberführte zu bestrafen?* Denn ist einmal die Schuld des Verbrechens überhaupt entschieden: so ist nun das Gericht in der absoluten Nothwendigkeit, jetzt auf Strafe erkennen zu müssen, und darf daher aus dem Dilemma zwischen dieser Nothwendigkeit eines Straferkenntnisses und der Unmöglichkeit desselben im Fall der gefoderten Einhelligkeit der Dissentirenden, sich durch die Bestimmung nach blosser Wahrscheinlichkeit d. h. durch Abfassung des Beschlusses nach der Majorität sich befreyen. Anders aber bey den oben angegebenen criminalrichterlichen *Thatfragen.* Zwischen dem *condemno* und *absolvo* steht als ein drittes das *non liquet*, mithin ist keine absolute Nothwendigkeit, nach Wahrscheinlichkeit das Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, folglich darf über diese Thatfragen nicht nach der Majorität definitiv entschieden, sondern es muss, wenn nur Ein Mitglied dissentirt, durch das *non liquet* der Zweifel des Collegiums ausgesprochen, und so der Angeschuldigte von der Instanz absolvirt werden. Spricht es nach der Majorität das Schuldig oder Nichtschuldig aus: so widerspricht es sich selbst und dem Gesetz. Dieses will, dass Absolution oder Condemnation nur nach vorhandener *Gewissheit* der Schuld oder Unschuld erfolgen solle, aber das Gericht erkennt' auf das eine oder das andere bloss nach der *Wahrscheinlichkeit.* In dem Urtheil spricht das Gericht als solches seine Ueberzeugung mit Gewissheit aus, und doch ist es noch uneins mit sich selbst und zweifelhaft. — Diess sind die Schlüsse des Vfs., die gewiss einen jeden überraschen, und wenigstens anfangs Ueberzeugung abnöthigen. Wir gestehen dieses von uns selbst, bekennen aber auch, dass wir bey genauerer Prüfung uns eines andern überzeugten. Die Sache ist an sich zu wichtig, und der Wahrheit liebende Vf. fodert das Publicum zu laut zur Prüfung aus Grün-

Gründen auf, um es bey einer blofsen Anzeige bewenden laffen zu dürfen. Die Beurtheilung felbft mufs, wie Hr. v. S. ausdrücklich bemerkt, ganz von dem abfehen, was wirklich ift, fie mufs von dem Standpunkte des Gefetzgebers ausgehen und fich fragen: *was follte feyn?* — Auf diefem Standpunkte läfst fich aber fchon das nicht wohl begreifen, warum in der Auflöfung des Problems zwifchen Criminalgerichten in Anfehung der Thatfrage und zwifchen dem Criminalgericht in Anfehung der Rechtsfrage, dem Civilgericht und anderen Collegien ein Unterfchied gemacht wurde. Verfetzt wirklich der Diffenfus einzelner Mitglieder das Collegium felbft als moralifche Perfon in den Zuftand des Zweifels, und begründet derfelbe für das Object der Entfcheidung nur Wahrfcheinlichkeit: fo mufs von allen moralifchen Perfonen, welche fich auf den Zweck des Staats felbft beziehen, die Stimmeneinheit nothwendig gefodert werden. Ift es nicht fonderbar anzunehmen: ein Civilgericht darf bey blofser *Wahrfcheinlichkeit* über ein ftreitiges Privatrecht unter der Form der *Gewifsheit* und *Wirklichkeit* entfcheiden? Gerath es denn nicht ganz in diefelben Widerfprüche, die der Vf. von dem über die Thatfrage nach Majorität entfcheidenden Criminalgericht behauptet? Ift die bürgerliche Juftiz weniger heilig, als die Criminaljuftiz? — Wir wenden eben diefes auf die Rechtsfrage in Criminalgerichten an, und folgern aus den Vorderfätzen des Vfs.: da die Entfcheidung fo lange nur wahrfcheinlich ift, als nicht alle einig find: fo mufs bis zu diefer Einigkeit der Befchlufs ausgefetzt werden, denn das Gefetz will, dafs ein Verbrechen nur mit *der* Strafe, nach Art und Grad, belegt werde, die er mit *Gewifsheit* verfchuldet hat, bey dem entgegengefetzten Verfahren, aber würde es eine Strafe zuerkennen, ungeachtet es fich felbft der Gefahr bewufst fey, dafs es entweder durch zu gelinde Beftrafung dem Staat oder durch ein zu hartes Strafübel dem Verbrecher unrecht thue. Der Vf. findet den Grund feiner Unterfcheidung darin, weil in den zuletzt genannten Fällen kein Auffchub durch ein *non liquet* möglich fey. Darauf antworten wir: 1) da wir mit dem Vf. auf dem Standpunkte des Gefetzgebers ftehen, und uns alfo das Pofitive keine Norm und Gränze für unfre Schlüffe feyn kann: fo müfsten wir, unter Vorausfetzung der blofsen Wahrfcheinlichkeit der Meynung einer Majorität, fchlechterdings folgern, dafs der Gefetzgeber ein folches *non liquet*, wo es, nach dem beftehenden Pofitiven noch nicht gilt, verftatten müffe. 2) Liegt keinesweges in der verfchiedenen Natur des Civil- und Criminalrichters ein Grund, welcher blofs diefem und nicht auch jenem eine Ausfetzung des Erkenntniffes bis zur Auflöfung des Zweifels durch die Stimmeneinhelligkeit nach allgemeinen Principien verftattete. Im Wefentlichen find beide gleich. Jener entfcheidet über ein ftreitiges Recht zwifchen Privatperfonen, diefer über ein ftreitiges Recht zwifchen dem Staat und einem Unterthanen, als wahrfcheinlichem Uebertreter, jener unterfucht: find die Thatfachen vorhanden, an welche von dem Civilgefetz ein Recht geknüpft worden ift? Diefer: find die Thatfachen vorhanden, mit welchen von einem Strafgefetz eine Strafe verknüpft worden ift? Setzt jener feine Entfcheidung aus: fo ift zu befürchten, dafs die Parteyen fich felbft Recht fchaffen durch Privatgewalt; fetzt fie diefer aus: fo ift zu fürchten, dafs der freygelaffene Verdächtige an dem Staat feine Miffethat wiederhole. Kommt alfo diefem ein *non liquet* zu: *fo kann* es auch jenem zukommen, und es *foll* ihm nothwendig zukommen, fobald jene Theorie des Vfs. begründet ift. In Anfehung der Entfcheidung des Criminalgerichts über die Art und den Grad der Strafe, bey vorher einftimmig anerkannter Schuld, fcheint zwar die Behauptung des Vfs., dafs ein Auffchub nicht möglich fey, Grund zu haben, aber fie fcheint *diefes* nur fo lange, als man fich mit dem Vf. durch Nebenrückfichten von der Confequenz abbringen läfst. Freylich würde es höchft nachtheilig feyn, gegen den für fchuldig erkannten die Straffentenz auf fo lange zu fuspendiren, bis dem Diffentirenden die *Ueberzeugung* der übrigen geworden fey, welches wohl in manchen Fällen niemals gefchehen könnte: aber *diefer hohe* Nachtheil würde doch nicht zu rechnen feyn, gegen die grobe Ungerechtigkeit des Gerichts, das bey der Fortdauer des perfonificirten Motivs zum Gegentheil, bey feinem Zweifel über die Gerechtigkeit der Entfcheidung, die Strafe gleichwohl als das Refultat einer reellen Gewifsheit unter der Form entfchiedener Gerechtigkeit pronuncirte. 3) Die ganze *Vorausfetzung*: „wenn ich handeln *mufs* und alfo das *Handeln nicht* fuspendiren kann: fo darf ich nach der Wahrfcheinlichkeit auch beftimmen, wenn ich gleich nicht *gewifs* bin, dafs ich *rechtmäfsig* handele: diefe Vorausfetzung können wir nicht als gültig anerkennen. Das *Müffen*, von dem diefe Regel fpricht, kann keine *phyfifche* Nothwendigkeit bedeuten follen. Denn wenn Naturgefetze mir das Unterlaffen unmöglich machen: fo ift die Naturnothwendigkeit an und für fich *felbft* ausfchliefsend äufserer Grund, des Handelns und da kann denn von einer Beftimmung des Willens nach Gründen der Gewifsheit oder Wahrfcheinlichkeit gar nicht die Rede feyn. Es kann alfo diefe Regel nur fo viel fagen, wenn ich handeln *foll*, und das Handeln nicht unterlaffen *darf*: fo etc. Wir aber glauben, dafs die Regel geradezu *umzukehren* fey: wenn ich nicht von der *Rechtmäfsigkeit* der Handlung *vollkommen* gewifs bin: fo *foll* ich fie *unterlaffen* und *darf* gar nicht *handeln*. Denn handele ich bey blofser Wahrfcheinlichkeit des Rechts: fo handle ich mit dem eignen Bewufstfeyn der Gefahr ein Unrecht zu begehen, und diefes kann weder Recht noch Pflicht feyn. Wie kann alfo der Vf. eine Pflicht zum Handeln vorausfetzen, und daraus eine Erlaubnifs zu einer Handlung unter einer folchen Vorausfetzung ableiten, die wenn fie vorhanden ift, jene Pflicht geradezu aufhebt? Hat daher nicht jene Regel den Sinn: weil es Pflicht ift zu handeln: fo ift es erlaubt pflichtwidrig, mit der Gefahr einer Ungerechtigkeit, zu handeln? — Durch das bisher gefagte erweift fich die Inconfequenz diefer Theorie und die Unhaltbarkeit des Grundes, der

die angebliche Ausnahme von der als nothwendig behaupteten Stimmeneinhelligkeit begründet. Nicht weniger sind wir überzeugt, dass das Hauptthema selbst weder rechtlich, noch politisch haltbar sey. Seine Beurtheilung hängt von der Beantwortung zweyer Hauptfragen ab: I. *Ist Einführung der Stimmeneinhelligkeit nothwendig zu einer gerechten Criminal-Justizverwaltung?* II. *Widerspricht es dem Wesen eines Collegiums, dass die in Ansehung der Thatfrage vorhandene Meynung der Mehrheit zum Beschluss der Gesammtheit werde?* — Die erste Frage würde nur dann bejaht werden können, wenn die Stimmeneinhelligkeit *an sich* zur grösseren objectiven Gewissheit des zu entscheidenden Factums nothwendig wäre. Und dieses lässt sich nicht behaupten. Es wird das Urtheil in einer Rechtssache einem Individuum darum nicht allein überlassen, weil die *übereinstimmende Einsicht mehrerer* ein psychologischer Grund für die Richtigkeit ihrer Ueberzeugung ist. Sollte nun der Dissensus oder die Nichteinstimmung anderer Individuen an sich ein Grund seyn, die Gewissheit einer von andern einstimmig anerkannten Thatsache zu bezweifeln: so würde jeder einhellige Ausspruch jedes noch so grossen Collegii als zweifelhaft erscheinen müssen, weil der Einstimmung seiner Glieder dennoch die Nichteinstimmung oder auch der Dissens anderer Individuen entgegenstände, und gar kein Grund in der Natur der Sache liegt, warum nur die Einstimmung einer gewissen zufällig bestimmten *Zahl* von Menschen die Gewissheit begründen soll. Um ganz überzeugt zu werden, dass von der Einhelligkeit eines Collegiums die objective Gewissheit der Thatsachen nicht abhänge, denke man sich zwey Collegien, das eine von fünf, das andere von zehn Beysitzern; jene fünf sind einhellig, in diesem letzten sind neune einstimmig gegen *einen* Dissentienten. Kann man nun die Einhelligkeit jener fünf für einen Grund der Gewissheit nehmen, während man die Wirksamkeit jener *neun* einhelligen Stimmen verwirft? Ist dort eine grössere Bürgschaft für die Rechtlichkeit, und Wahrheit des Erkenntnisses, als hier? Unmöglich. Wenn also die *Einhelligkeit gegebener* Mitglieder an sich kein Grund einer grösseren Gewissheit ist: so folgt, dass sie nicht nothwendig sey zu einer gerechten Justizverwaltung, dass sie an sich weder dem Unschuldigen gegen den Staat, noch dem Staat gegen den Verbrecher eine grössere Sicherheit gewähre. Aber so viel ist aus der von uns oben angegebenen Rücksicht gewiss, dass in dem Collegium nicht *jede* Majorität entscheidend seyn dürfe, sondern das Gesetz die Majorität nach dem Verhältniss eines vollkommnen Uebergewichts bestimmen müsse. Nicht etwa eine Stimme, wohl gar die Decisivstimme des Präsidenten, darf die Majorität bilden, sondern diese muss nothwendig seyn, wie z. B. wenn ⅔ oder ¾ der Stimmen, als Majorität constituirt sind. Denn nun kann, vorausgesetzt, dass das Collegium selbst mit einer gehörigen Anzahl Mitglieder besetzt ist, der Staat, nach allen Regeln der Erfahrung als gewiss annehmen, dass die übereinstimmende Einsicht der überwiegend mehrern die richtige sey. — Was die zweyte Frage anbetrifft: so hat sie im Grund der Vf. selbst schon verneinend beantwortet, indem er in mehrern Fällen selbst die Majorität zulässt. Er bejaht sie bloss durch seine Vordersätze, welche aber weder an sich, noch in ihrer Anwendung auf den Beschluss über die criminalrechtliche Thatfrage das zu Erweisende erweisen. Aus der Abstimmung der einzelnen Beysitzer muss der Beschluss *hervorgehen;* aber es ist eine willkürliche Voraussetzung, dass darum die Stimme des Beysitzers ein *Theil* des Gesammtbeschlusses seyn müsse; sie ist *Motiv* in der *Berathschlagung*, so ferne sie mit *Gründen* unterstützt ist, aber nicht an und für sich, bloss als abweichende Stimme, ein Zweifelsgrund, es ist daher auch nur willkürlich angenommen, dass die abweichende Stimme einen Zweifel des Richters, als moralische Person mit sich selbst begründe. Ist Stimmenmehrheit eingeführt: so ist die Ueberzeugung der Mehrheit nach dem Gesetz und nach den Regeln der Erfahrung für die *wahre*, die Thatsache, die ihren Gegenstand ausmacht, für *gewisse* Thatsache zu achten und diese Ueberzeugung ist nur zugleich wahre und gewisse Ueberzeugung der *moralischen Person selbst*, so wie der dieselbe ausdrückende Ausspruch ein Ausspruch der *Gesammtheit* ist, inwieferne nach der Constitution eines solchen Collegiums, der Wille der Mehrheit, dessen Erkennen durch das Abstimmen der Einzelnen möglich wird, den Gesammtwillen der Gesellschaft ausmacht, den alle Einzelnen zugleich als ihren Willen anerkennen, da sich alle einzelnen durch ihren Eintritt in dieses Collegium jeder künftig eintretenden Mehrheit unterworfen haben. Das Collegium ist mit sich selbst *eins*, ihm als moralische Person ist die Thatsache *gewiss*, sobald die constitutionsmässige Mehrheit vorhanden ist, obgleich in ihr vorhandene Individuen nach ihrer *Privatmeynung* zweifeln. Der Vf. wendet hiegegen noch ein, wenn dieses sey: so brauche man ja nicht alle Mitglieder zu fragen, sobald schon die zuerst votirenden eine Majorität ausmachten. Aber dieses folgt nicht. Alle müssen gefragt werden um ihre Meynung, weil die Stimme eines jeden Einzelnen *Motiv* in der *Berathschlagung* ist, und das Votum des allerletzten Gründe enthalten kann, wodurch in den übrigen eine andere Ueberzeugung hervorgebracht wird. Es sind also bey der Stimmenmehrheit keine Widersprüche; so wenig als irgend eine Gefahr für Unschuld oder den Staat dadurch begründet wird. Ist die Stimmenmehrheit gross genug, (welches von der Grösse des Collegiums an sich und dem Verhältniss der bestimmten Majorität zur Minorität abhängt): so ist in dieser Rücksicht nicht mehr Gefahr und nicht weniger Gewissheit, als bey der Stimmeneinhelligkeit eines aus wenigen Mitgliedern bestehenden Collegiums. Auch sind hier die Mittel, schuldig zu finden, den Mitteln, schuldlos befunden zu werden, völlig gleich. Der Staat lässt ja die Majorität gelten gegen sich für den Angeschuldigten, wie darf sich dieser beschwert finden, dass sie auch gegen ihn für den Staat gilt? Wo ist also Ungleichheit und Gefahr? Es würde uns zu weit führen, wenn wir noch weiter

der Unterfuchung folgen, wenn wir z. B. die Behauptung des Vfs., dafs der Juftizgang *nicht* durch die Stimmeneinhelligkeit verzögert werde, u. dgl. prüfen wollten. Die wichtigften Momente glauben wir angeführt zu haben, nicht mit der Anmafsung, über diefe Angelegenheit abzufprechen, fondern nur in der Abficht, dem ehrwürdigen Vf. und dem Publicum, das fchon fo vielen Antheil an diefer Schrift genommen hat, einige Winke zur weiteren Unterfuchung zu geben.

Ohne Druckort: *Briefwechfel des Fürften zu A...t mit dem Minifter von B...g.* Ein Buch für Deutfchlands Edle. 5802. (1802.) 180 S. 8. (16 gr.)

Unftreitig ift es herzlich gut mit der Belehrung gemeynt, welche hier ein alter Gefchäftsmann einem jungen, wohlgefinnten Fürften ertheilt; ob aber die Lehre felbft immer in der Probe beftehe, ob fie auf eine wahrhaft überzeugende Art hergeftellet fey, ob der Vortrag dem Zweck vollkommen entfpreche — das ift eine andere Frage. Wir getrauen uns nicht fie allgemein zu bejahen. Diefe Schrift fcheint uns nicht aus dem Zirkel der Mittelmäfsigkeit herauszutreten, in welchem fich faft alle Producte unferer Gelehrten halten, wodurch fie auf Erziehung, Ausbildung oder Leitung der Regenten wirken wollen. Unter vielen an fich wahren und richtigen Sätzen, kommen noch mehrere fchiefe, unüberlegte oder nicht anwendbare vor; das Seichte und Mittelmäfsige erftickt das Gute und Treffende. Der Ton ift durchaus nicht der anziehende, eindringende, wodurch man allein auf Menfchen wirken kann, die nicht viel lefen können, und gewöhnlich nicht gern lefen. Es ift nicht der Ton, den *Wieland* fchon in feinem goldnen Spiegel und in feinem Agathon, und meifterhafter noch in feinen fpätern Schriften angeftimmt hat; es ift der gutmüthige aber fchläfrige Predigtton, der in politifchen Vorlefungen unfehlbar diefelbe Wirkung hervorbringt, als in der Kirche. Anftatt durch glücklich gewählte Beyfpiele zu lehren, aus denen fich das hervorftehende durch kurze Satze fo anfchaulich vorlegen läfst, dafs man bey einem gut organifirten Kopf der Wirkung nicht leicht verfehlt — kramen die unberufenen Mentors Gemeinpläze aus, die fie zu ermüdender Weitfchweifigkeit ausdehnen, und oft fo falfch anwenden, dafs der Fürft, der bey übrigens mäfsigen Einfichten nur einige Menfchenkenntnifs hat, mit Recht geneigt wird, lieber fich felbft, als einem folchen Lehrer zu trauen. So auch unfer redfeliger Minifter. Er giebt feinem, freylich nicht mit fonderlichem Verftand fragenden fürftlichen Freunde, über die möglichft befte Einrichtung feiner Regierung eine Menge gutgemeynter Lehren, wovon aber nur wenige an fich richtig find, und noch weniger auf die vorgetragene Weife mit Erfolg können in Anwendung gebracht werden. Einige an fich wichtige Gedanken, z. B. dafs man bey einer auszeichnenden Beförderung das Verdienft articulire, dafs man den zu befördernden unwiffentlich eine Probearbeit machen laffe u. f. w. werden durch die *Art* der Darftellung fo wenig gehoben, dafs fie fchon dadurch viel an ihrer Wirkung verlieren. Das meifte ift ganz trivial, und wenn gleich nicht fchlecht, doch auch fo ganz und gar nicht vorzüglich vorgetragen, dafs wir fchwerlich uns für einen Fürften, der fonft noch lefen möchte, einige Unterhaltung durch diefen Briefwechfel für Deutfchlands Edle verfprechen dürfen. Den gröfsten Theil des Büchleins nehmen, als Beylage zu dem fechften Briefe von S. 85 an, allerley Gedankenfprüche ein, die der gute Minifter dem Fürften auf feine Bitte mittheilt als „ein *geiftiges* „Schatzkäftchen, um alle Tage einen Spruch daraus „zu lefen, überdenken und feinem Gedächtnifs ein„prägen zu können, um auf diefe Art mit den einem „Regenten unentbehrlichen Grundregeln in vertraulicher Bekanntfchaft bleiben zu können." Es ift aber eine wahre Olla Potrida, die der Minifter ihm vorfetzt, worin fich gar viele Ingredienzen finden, die mit der Regierungskunft fürwahr wenig gemein haben, und die felbit mit dem fonftigen Ton des Minifters einen gar feltfamen Contraft machen. Z. B. N. 34. „Der Gebrauch der Sprache hört auf, wenn fich „die Seelen einander unmittelbar mittheilen, fich un„mittelbar anfchauen und berühren, und in einem Au„genblick mehr empfinden, als die Zunge der Mufen „felbft in ganzen Jahren auszufprechen vermögte." Wenn unfere Schriftfteller folches Gewäfche vorbringen, indem fie fich zu Lehrern der Fürften aufwerfen, darf man fich dann wundern, dafs fie immer noch ein Gefpött der Hoflinge bleiben, und dafs die Fürften gröfstentheils der Meynung find, dafs ein Gelehrter eher zu allem tauge, als zu einem Gefchäftsmann.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PENIG, b. Dienemann u. Comp. in Commiff.: *Allgemeiner Heyrathstempel für Verehlichte und Unverehlichte beiderley Gefchlechts.* Jahrg. 1802. N. 1—5. 320 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Es ift hinreichend anzuzeigen, dafs das fogenannte Heyratahbureau, worin Ehen ausgeboten und gefchloffen werden, in Gefellfchaft des Heyrathstempels noch feinen Fortgang hat, und dafs fich in dem Heyrathstempel allerley artige profaifche und poetifche Auffätze befinden, welche fich gröfstentheils auf Liebe und Ehe beziehen: denn Auffätze wie S. 298 ein Beyfpiel merkwürdigen Geizes, oder S. 305 die Anekdote von dem Bauer, der von einem Buchbinder einen alten Eutrop kaufte, weil er das Format und Anfehen feines ehmaligen Gebetbuchs hatte, und um den Inhalt jenes unbekümmert war, weil er die Gebete ja auswendig wiffe, gehören eben fo wenig hieher als die paar Charaden, welche angehängt find.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 21. May 1803.

OEKONOMIE.

Tübingen, in d. Cotta. Buchh.: *Forsthandbuch* oder Anleitung zur deutschen Forstwissenschaft. Zum Gebrauche seiner Vorlesungen herausgegeben von *Ludwig Wallrad Medicus*, Prof. bey der Staatswirthschafts-Hohen-Schule in Heidelberg, Kurfürstl. Bergrath etc. 1802. 655 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir haben seit 20 Jahren eine Menge Lehrbücher der Forstwissenschaft erhalten, und man sollte daher glauben, dass wir deren fürs erste genug hätten. Allein wenn man bedenkt, dass jeder Lehrer seinen besondern Plan und seine Darstellungsart hat, wonach ihm beym mündlichen Vortrag nach einem andern als seinem Leitfaden Zwang angethan wird, dass diese Wissenschaft immer neuen Zuwachs an Erfahrungen erhält, und die Anwendung derselben nöthig wird, u. s. w. so wird man einsehen, dass der denkende Lehrer leicht veranlasst werden kann, sein eignes Lehrbuch zu entwerfen, um sich und seinen Zuhörern die Arbeit zu erleichtern. Bey der vorliegenden Anleitung zur Forstwissenschaft ist ohnehin keine Entschuldigung ihrer Herausgabe nöthig, da sie nicht leicht von ähnlichen Arbeiten in Ansehung der Leichtigkeit des Plans, der Gründlichkeit und Fasslichkeit der Darstellung, wodurch sie nicht bloss dem Zuhörer, sondern auch dem weniger geübten Forstmann ein nützliches übersichtliches Handbuch wird, und der geläuterten und richtigen Einsichten in das ganze Gebiet der sogenannten gemeinen oder niedern Forstwissenschaft (von der höhern kommt bloss die Taxation vor) übertroffen werden wird. Sie umfasst alles, was einem praktischen Forstmanne, dem die Direction der Forste nichts angeht, zu wissen nöthig ist. Es wird hinlänglich seyn, wenn Rec. den Leser nur eine kurze Uebersicht dieser Schrift, und einige Bemerkungen, die ihm beym Durchlesen beygefallen sind, mittheilt.

In der *Einleitung* werden die allgemeinen Grundsätze und Begriffe, und die Terminologien, die in der Forstwissenschaft vorkommen, auseinandergesetzt und erklärt. Hierauf theilt der Vf. die ganze Forstwissenschaft nach seinem Plane in folgende drey Theile: A. Die *Forstbotanik* begreift die Beschreibung der merkwürdigsten deutschen Nadel- und Laubhölzer, und die vorzüglichsten ausländischen Holzarten. B. In der *Forstwirthschaft* wird a) von der *natürlichen Holzzucht*, und zwar bey Schlagholz-Rinden-Erlenschlagholzwaldungen, bey der Kopfholzzucht, bey Hochwald, Nadelholz- und gemischten Laub- und Nadelholzwaldungen gehandelt. b) Die *künstliche Holzzucht* giebt die Regeln von der Saat, Pflanzung und Fortpflanzung durch Steckreiser an. Hierauf wird c) von den *Hindernissen der Holzcultur*, und d) von der *nachhaltigen Bewirthschaftung der Waldungen*, dem Vermessen, Taxiren, Eintheilen, Revidiren und Entwerfen des Forstetats das Nöthige vorgetragen. C. Die *Forsttechnologie* enthält a) die *Fällung* und *Aufbereitung*, b) die *Waldgewerbe*, c) den *Transport*, und d) die *Anstalten zum Debit des Holzes*. Ein *Anhang* giebt mit Wenigen die zahme und wilde Thiernutzung der Wälder an. — Man wird aus dieser Uebersicht sogleich die Einfachheit des Plans erkennen. — Es sind nun noch einige Bemerkungen zu machen übrig. 1) Wenn der Vf. S. 270 sagt, dass die Natur der Sache in Ansehung der Quantität des zu erlangenden Holzes für die Schlagholzwaldungen zu sprechen scheine: so ist diess gegen die neuern genauern Erfahrungen, die auch Rec. in einerley Locale zu machen Gelegenheit hat, obgleich auch der von ihm angeführte Satz seinen Grund hat, dass in der Nähe grosser Städte, wo man mehr Brenn- und Kohlholz als Bau- und Nutzholz braucht, die Schlagholzwaldungen oft vorzüglicher sind. 2) In Ansehung des Oberholzes nimmt der Vf. mit *Uslar* an, dass man auf jedem Morgen 2 starke, 6 Mittelbäume und 12 Stangen stehen lassen müsse. Allein nach Rec. vieljähriger Erfahrung ist diess zu wenig, besonders wenn man einen Rothbuchenbestand erhalten will; da rechnet er bey 40jährigen Umtriebe auf die Winterseite 7 angehende Bäume, 14 Oberständer und 21 Stangen, und auf die Sommerseite (es ist von bergigen Gegenden die Rede) 8 angehende Bäume, 16 Oberständer und 24 Stangen. Die auf solche Art behandelten Waldungen haben sich immer am besten befunden. Dass übrigens diess Oberholz aus natürlichen Ursachen nicht alle bis zum nächsten Abtrieb stehen bleibt, weiss jeder praktische Forstmann. 3) S. 285 nennt es der Vf. eine ganz veraltete Meynung mancher Forstmänner, dass man stets im frischen Holz hauen, d. h. bey jedem Hiebe einige Zoll des jungen Holzes stehen lassen müsse. Allein diese alte Erfahrung hat ihren guten Grund, weil in dem dickrindigen Wulst des alten Hiebes nicht leicht neue Lohden ausbrechen. Die Hauptsache ist, beym ersten Hieb die Stangen so nahe als möglich über der Erde abzuhauen. 4) Wenn er S. 323 sagt, dass die Weisstannen nur auf Vorbergen und niedern Gebirgen wachsen, und in dem kalten Klima hoher Gebirge nicht mehr gedeihen: so ist diese Behauptung gegen Rec. Erfahrung, da in mehrern Gegenden Deutschlands, z. B. auf dem Thüringerwalde, die Weisstannen auf

den höchsten Gebirgen entweder allein, oder mit Fichten oder auch Rothbuchen vermischt zu der ansehnlichsten Höhe und Stärke erwachsen. In sogenannten Lehdengebirgen gehört das hier Gesagte für die Kiefer, und diese kömmt nicht einmal in der zweyten Region derselben gut fort, sondern wächst kurz und krüpplig. Wenn man in einer Gebirgsgegend vier Terrassen annimmt (wie man diess gewöhnlich kann): so gehören auf die erste oder das neuere Kalchgebirge, wenn man es nicht zu Schlagholzwirthschaft anwendet, Fichten, auf die zweyte oder das neue Sandlager Kiefern, auch Fichten, auf die dritte oder das alte Fletzgebirge Weisstannen und auf die vierte oder das Urgebirge Fichten. Auf der zweyten und dritten kömmt auch der Lerchenbaum sehr gut fort, vorzüglich wenn in ersterer Rücksicht der Sand etwas bindend, d. h. mit Lehm oder Thon vermischt ist. 5) Die aus dem Forstjournal I. 1. S. 75 entlehnte und empfohlne Erfahrung, dass die jungen Weisstannen auf solchen Schlägen die 2—3 Fuss hoch mit Reissig, und halb oder ganz verfaulten Holz bedeckt sind, am besten aufkommen, ist schnurstracks gegen Rec. vieljährige Beobachtung, so dass er in gebirgigen Gegenden noch keine Pflanze an solchen Stellen hat aufkommen sehen. Die Saamen gehen nämlich, wie die Waldleute sagen, wie Lein auf, die Pflänzchen sind aber so weichlich, wie wenn sie in einem Mistbeete gezogen wären, und fallen alle, Rec. sagt mit Fleiss alle, bey der geringsten Hitze im Sommer oder Frost im Herbste um. Wenn daher Rec. Weisstannen ziehen will: so wird der angehauene Ort von der locker liegenden Streu entblösst, dass der Saame auf den festen Boden gelangen kann, und nur auf diese Art erlangt man wieder Weisstannen-Wuchs. Indess wollen wir darum obige Erfahrung gar nicht ableugnen, da dort die Verschiedenheit des Terrains den Grund der verschiedenen Behandlungsart enthalten kann.

Strasburg, b. König: *Anleitung die zahmen Tauben sowohl mit Nutzen als Vergnügen zu unterhalten und zu erziehen*, von *Johann Christian Friedrich Landbeck*. 1802. XII. S. Vorr. 148 S. Text. 8. (10 gr.)

Der Vf. versichert in der Vorrede, dass er diese Anleitung aus vieljährigen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen geschrieben habe; diess hat denn Rec. auch gefunden, doch glaubt er, dass die meisten Vorschriften dem Taubenliebhaber schon bekannt seyn werden. Diejenigen aber, die sich eine Taubenzucht anlegen wollen, und noch nicht hinlänglich unterrichtet sind, werden an dem Vf. einen sichern Leiter finden. Er unterscheidet *Feld-* und *Hoftauben*, jene variiren in der Farbe, diese an andern Körpertheilen, doch steht mit Unrecht die in Sachsen gewöhnliche *Pariser Taube* (*Columba galeata*) unter letztern. *Columba Oenas* soll die Stammmutter der Feldtauben seyn, allein diese ist vielmehr *Columba domestica* als eigene Species, wie man sie noch wild in England, Italien etc. antrifft, und welche aschgrau von Farbe ist, mit weissem Bürzel, zwey schwarzen Flügelbinden und schwarzer Schwanzspitze. Nicht bloss Reinheit der Farbe und Zeichnung ist dem Vf. zur *Aechtheit einer Taubenvarietät* hinreichend, sondern er verlangt auch noch folgende vier Kennzeichen. 1) Die Tauben, welche an Kopf und Hals weiss sind, müssen einen weissen Ober- und Unterschnabel und braunrothe Augen haben. 2) Diejenigen, welche an Stirn oder Oberkopf gefärbt d. h. schwarz, roth u. s. w. sind, müssen einen schwarzen oder braunrothen Schnabel und hochrothe Augen haben. 3) Alle einfarbigen Tauben, nur die weissen ausgenommen, müssen einen dunkelbraunen oder schwarzen Schnabel und hochrothe Augen haben. 4) Wenn Oberkopf oder Stirn weiss ist, muss auch der Oberschnabel weiss seyn. Als ein untrügliches Kennzeichen, *Tauber* und *Täubin* zu unterscheiden, giebt er die *Nasenhaut* an, die bey erstern allzeit *grösser*, breiter und dicker oder mehr aufgeschwollen, auch *weisser* oder eigentlich mehliger ist, als bey der Täubin.

Da die Liebhaberey in Ansehung der verschiedenen Farbentauben local ist: so sind manche übergangen worden, die in andern Gegenden Deutschlands für sehr schön gehalten werden, z. B. die mehligen und lerchenstöppligen Weissschwanzblässen. Unter den vierfarbigen wäre auch die seltene schwarze *Spielart* mit weissem Oberkopf, weisser Brust- und *Flügelbinden* und weissem Schwanz des Erwähnens werth gewesen. Rec. hat sie zweymal mit schwarzen Weissschwanzblässen und Staarenhälsen erzogen. Unter den Trommeltauben sind die ganz weissen die seltensten, die mit schwarzer Brust aber die regelmässigsten; Rec. hat auch einmal einen Tauber gehabt, der ganz schwarz mit weissen Flügeln war. Auf die Mevchentaube hätte eigentlich, dem Schnabel- und Körperbaue nach, die Pfauentaube folgen sollen. Wenn der Vf. S. 50. sagt, dass die Perückentaube nicht so gross als eine Feldtaube sey: so müssen sie in seiner Gegend anders als in Sachsen seyn. Hier sind sie der Regel nach grösser, gestreckter und haben längere Flügel. Uebrigens können wir, wie gesagt, das Buch allen Anfängern empfehlen. Es enthält eine gute und richtige Anweisung, wie man Tauben ansetzen, seltene Tauben bald vermehren, sie alle gehörig pflegen und warten soll. Es wird daher das versprochene zweyte Bändchen, wie man die wilden Tauben in Schlägen erziehen und unterhalten solle, den Freunden dieser Vögel gewiss willkommen seyn.

Leipzig, in d. Verlagsh. d. von Seckendorfischen Schriften: *Forstrügen* von *Adolph Freyherrn von Seckendorf*. Wer sich fühlt dem gilts. *Vierter Theil*. 1802. 222 S. 8. (16 gr.)

Rec. hat es schon bey der Anzeige der vorhergehenden Theile erwähnt, dass diese Sammlung von Forstrügen hauptsächlich in der Hinsicht für Kammern, Forstämter u. dgl. interessant seyn müsse, weil sie hier auf Fehler, Betrügereyen und Vernachlässigungen der Forstbedienten, Jägerbursche, Holzhauer etc. aufmerk-

merksam gemacht werden, die der Regel nach nicht zu ihren Ohren gelangen. So wie in den vorhergehenden Theilen, so laufen auch hier Abhandlungen mit unter, die ihrer Stelle nicht werth oder doch ganz unbedeutend sind. Was soll in aller Welt z. B. der Aufsatz über *Froschmäuslerey*, wo ein Hühnerhund auf dem Felde Mäuse ausscharrt, während der Jäger, der gern Froschkeulen isst, sich Heckenfrösche hascht? Uebrigens fehlt auch zuweilen noch immer die gehörige Bestimmtheit im Ausdruck. Man weiss z. B. nicht mit Gewissheit, was das für *Krähen* sind, deren Schiessen er im dritten Aufsatz rügt, die ganz unschädlich seyn sollen, und mit deren Fangen und Schnabeln man Betrug treibt. Wenn der Leser nicht weiss, ob es *Corvus Corone* oder *Frugilegus* ist: so kann er die Wahrheit der Angaben nicht beurtheilen. Es ist wahrscheinlich die *Saatkrähe* gemeynt, die man so häufig in den Sächsischen und Altenburgischen Feldhölzern antrifft. In der Abhandlung *ob die Blätter auf das Wachsthum der Bäume Einfluss haben*, vermisst man die nöthigen physiologischen Vorkenntnisse. Statt der *Italiänischen Pappel* hätte Rec. lieber die *Canadische* empfohlen.

Hadamar, in d. neuen gel. Buchh.: *Grundsätze der Forst-Direction.* Von *Georg Ludwig Hartig*, Fürstl. Oranien-Nassauischem Oberforstrathe etc. 1803. 308 S. 8. (nebst vielen Tabellen.) (2 Rthlr. 6 gr.)

Das was man bisher über diesen Zweig der höhern Forstwissenschaft kannte, waren nur Bruchstücke und einzelne kurze Data. Es ist daher für das Forstpublicum eine sehr angenehme Erscheinung, dass ein Mann von den Kenntnissen und der Erfahrung des Vfs., sich dem Geschäfte unterzogen hat, eine ausführliche Darstellung dieses wichtigen Gegenstandes dem Drucke zu übergeben. Hier werden denn nun die noch dem alten Schlendrian fröhnenden Finanz- und Kammercollegien finden, wie es noch allenthalben ihren forstlichen Einrichtungen an Planmässigkeit, Uebersicht und Vollkommenheit fehlt, und dass ihre so gut gefundenen alten Einrichtungen sich gar nicht mit dem grossen Zwecke vereinbaren lassen, den eine so wichtige Sache, wie die Waldungen sind, erheischt. Möchten doch alle die Forstmänner, welche allen neuen Grundsätzen im Forstwesen Hohn sprechen, und alle Collegien, die sich um eine bessere Forstverfassung zu bekümmern nicht der Mühe werth halten, durch diese Schrift aus ihrem Schlummer geweckt und zum Nachdenken über eine so wichtige Staatssache gebracht werden! Rec. hat weiter nichts nöthig, als den wichtigen Inhalt derselben anzugeben, und zu versichern, dass sie nicht bloss wichtige, sondern auch ausführbare Grundsätze enthält, und dass sich alle Vorschriften, so verschieden auch das Forstpersonale in einem Staate eingerichtet seyn mag, (und welche Einrichtung sich oft nicht ändern lässt), auf eine leichte Art modificirt, in Anwendung bringen lassen. *Zuerst* werden die Grundsätze überhaupt, nach welchem das Forstwesen organisirt seyn muss, vorgetragen; *alsdann* wird in 20 Kapiteln über folgende Gegenstände gehandelt. 1) Von der Einrichtung einer zweckmässigen Forstverfassung und dem Geschäftsgange bey derselben überhaupt. 2) Von der Bildung des Forstdienst-Personals. 3) Von der Vertheilung der Wirkungskreise beym Forstwesen. 4) Von Bestimmung der Besoldung für die Forstdienerschaft. 5) Von Bestimmung der Grundsätze für die Holzzucht. 6) Ueber die Forstpolizey und den Forstschutz. 7) Von Erhaltung der Forsthoheits- und anderer Rechte. 8) Von der Forstsicherung und dem Forstbenutzungs-Etat. 9) Von Vergleichung der Natural-Production der Forste mit den Bedürfnissen der Bewohner des Staats. 10) Von der Administration und Verpachtung der Waldnutzungen. 11) Ueber die Gewinnung und Formung der Waldproducte. 12) Ueber den Transport derselben. 13) Ueber die Verwendung und Vertheilung derselben. 14) Ueber die zweckmässigste Methode sie zu verkaufen. 15) Ueber die Bestimmung des Holzmaasses. 16) Von Bestimmung der Preise für die Forstproducte. 17) Von den Forst-Geld-Etats. 18) Von dem Forstrechnungs- und Controlwesen. 19) Vom Forstgeld-Receptur- und Cassenwesen. 20) Ueber die Instructionen der Forstdienerschaft, wobey die Instruction für die Holzhauer und Holzbaumeister, für die Köhler und Köhlermeister, für die Förster, Revierforstbedienten, Oberförster, und die dirigirenden Oberforstbedienten entworfen, und eine Uebersicht der Forst- und Jagdgeschäfte nach ihrer Zeitfolge befindlich ist. Angehängt ist eine Nachricht über des Vfs. Forstanstalt.

Leipzig, b. Gräff: *Unächter Acacienbaum.* Zur Ermunterung des allgemeinen Anbaues dieser in ihrer Art einzigen Holzart, von *F. C. Medicus. Fünfter Band. Zweytes und drittes Stück.* 1802. Von S. 125—288. 8. (12 gr.)

Der Herausgeber sagt in der Einleitung, dass die Hefte nun sparsamer auf einander folgen würden, da die Lehre von der Vermehrung und Anpflanzung nun schon weitläuftig genug abgehandelt worden wäre, und dass man sich dabey die etwa noch nöthigen Regeln, die das Locale erfoderten, durch die Praxis selbst abstrahiren müsste. Diese Hefte enthalten wieder mehrere Versuche von gerathenen und misrathenen Anpflanzungen des Acacienbaums und ihren Ursachen. Das Vorzüglichste ist wohl die Erfahrung, die der Herausgeber bey dem Abtriebe des Mannheimer Acacienwäldchens gemacht hat. Von dem gefällten Holze war ¼ fünfjährig und ¾ erst vierjährig, und nach einer vergleichenden Berechnung erhielt man von 1 Acker zu 160 Quadratruthen 13½ Klafter Prügelholz (à 144 Cubikschuh) und 775 Wellen. Hiermit vergleicht er *Hartigs* Angabe des höchsten Ertrags von 30jährigen Schlagholzwaldungen, wo der Acker 14 Klaftern Prügelholz und 400 Wellen abgiebt. Darnach muss also ein Acker Acacienwald 81 Klaftern Prügelholz und 4650 Wellen in der Zeit abwerfen, und bey einem 120jährigen Umtriebe eines Buchenhochwaldes (nach *Har-*

Hartig zu 92 Klaftern und 1600 Wellen berechnet) 324 Klaftern und 18600 Wellen betragen. — Mehrere Versuche haben den Vf. auch gelehrt, dass zu besserer und sicherer Reproduction der Lohden die Stangen einige Zoll über dem Boden abgehauen werden müssen.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Gerard: *Les deux Borgnes, ou Lady Justina Dunbar; par Charlotte Bournon-Malarme*, de l'Academie des Arcades de Rome. 1803. T. I. II. III. 8.

In der Literaturgeschichte der französischen Romane unterscheidet die Vfn. drey Epochen und drey Classen. Unter Ludwig XIV. zeichneten sich die Romane, so wie der Hof, durch feine und delicate Galanterie aus; unter Ludwig XV. herrschte sowohl bey Hofe als in den Romanen weniger Galanterie als Libertinage. Den Geschmack an solchen Romanen, deren Schauplatz in Burgtrümmern, Klosterhallen, Raub- und Grabhölen liegt, datirt die Vfn. seit der Epoche des französischen Terrorismus; schon lange vorher indess verbreitete sich, ohne Einwirkung von solchem Terrorismus, dieser Geschmack am Schauderhaften, theils in England, theils in Deutschland. Geschah es aus unschicklicher Uebertragung von Shakespears Theater-Scenen in die Romanenwelt, oder liegt es nicht überhaupt in der Natur des menschlichen Geistes, dass, wenn er einmal des einfachen Naturgenusses satt ist, er sich zum Unnatürlichen, zum Schimärischen und Ueberspannten hinneigt? Auch in diesem Romane, so wie in den frühern vereinigt die Vfn. treue und rührende Sittengemälde mit theatralischen Ueberraschungen; nur sind die Begebenheiten theils zu sehr auf einander gehäuft, theils nicht immer wahrscheinlich und natürlich genug weder verwickelt noch entwickelt. Von mancher Seite haben die Schicksale der Justina Aehnlichkeit mit den Schicksalen von Richardsons Clarissa; freylich nehmen jene einen glücklichern Ausgang. Der Herzog von Clidesdale ist ein zweyter Lovelace, jedoch weit unedler als dieser. Unter Justinens *Liebhabern* erregt Carlsbrook im Anfange zu viel Theilnahme, als dass ihn die Vfn. am Ende mit so wenig Theilnahme hätte sollen abtreten lassen.

BASEL, b. Thurneisen: *The Plays of William Shakspeare*, Vol. XIX. 378 S. Vol. XX. 576 S. Vol. XXI. 332 S. Vol. XXII. 371 S. Vol. XXIII. 294 S. 1801. u. 1802. gr. 8. (8 Rthlr.)

Was bey dieser Ausgabe geleistet ist, und was man dabey noch geleistet zu sehen wünschen möchte, darüber hat sich Rec. bey der Anzeige ihrer ersten Bände hinlänglich erklärt. Mit den fünf gegenwärtigen werden die Schauspiele geendigt. *Cymbeline, Titus Andronikus, Perikles, K. Lear, Romeo und Juliet, Hamlet* und *Othello*, sind die darin enthaltenen Stücke; und von den drey letzten nimmt hier jedes einen vollen Band ein. Es sollten nun noch *Shakspeare's* Gedichte, und die ihm gemeinglich noch beygelegten Schauspiele, auch *Ayscough's* Register, eine Art von Shakspearischer Concordanz, folgen; um aber die Wünsche der Leser nach *Pope's Werken* desto früher zu befriedigen, wollen die Herausgeber *dieselben* jenen Supplementen zum *Sh.* vorausgehen lassen. Von den Kupfern zu dieser Ausgabe, die nach denen des *Shakspeare's* im Kleinen copirt werden, hat man zu den bisher gelieferten sechzig Blättern die Lieferung der übrigen nächstens zu erwarten.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Ohne Druckort: *Einrichtung und Gesetze der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens.* 16 S. 8.

Programm über die Beschäftigungen und den Zweck der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. (Medicinische Abtheilung.) 72 S. 8.

Programm über die Beschäftigungen und den Zweck der vaterländischen Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens. (Naturhistorische Abtheilung). 1802. 64 S. 8.

Der Plan dieser gelehrten Gesellschaft, an deren Spitze Hr. Hofrath *Mezler* steht, ist gut angelegt, und, wenn die Gesetze nur grösstentheils beobachtet werden: so können die Wissenschaften gewinnen, und das Wohl des Landes dadurch befördert werden. Nur ist es nicht ganz deutlich: wie, nach §. 14. der Präsident sich an die Regierungen des Landes anschliessen, und die Sache der Gesellschaft zur Sache des Staats machen kann. Auch wird das Gesetz §. 19. dass jedes active Mitglied, deren nur 10—18 seyn sollen, alle Jahre einen kleinern Aufsatz, und alle zwey Jahre eine grössere Abhandlung liefern soll, schwerlich genau erfüllt werden.

Die medicinische Abheilung der Gesellschaft beschäftigt sich hauptsächlich mit physisch-medicinischen Topographieen, mit physiologischen, thierisch-chemischen, meteorologischen, mit Untersuchungen einheimischer Arzneyen, mit Hippokratischen und therapeutischen Beobachtungen, mit der Thier- und Staats-Arzneykunde. Aufsätze aber, die zu sehr das Metaphysische der Naturphilosophie bearbeiten, kann sie nicht aufnehmen. Redigirendes Mitglied für diese Abtheilung ist D. *Statz.*

Die naturhistorische Abtheilung, deren redigirendes Mitglied Freyherr von *Schreckenstein* ist, hat ihren Plan offenbar zu weit ausgedehnt; denn er erstreckt sich nicht allein auf die ganze Naturgeschichte, Oekonomie und Technologie, sondern sogar auf Gesetzgebung, Geschichte, Alterthümer u. s. f.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 23. May 1803.

TECHNOLOGIE.

Erfurt, b. Keyser: *Kampanologie, oder praktische Anweisung, wie Läut- und Uhrglocken verfertigt, dem Glockengiesser veraccordiret, behandelt und repariret werden;* u. s. w. Ein Handbuch, vorzüglich für diejenigen, welchen die Erhaltung etc. und Aufsicht der Glocken zu besorgen, obliegt. Von *Joh. Gottfried Hahn*, etc. 1802. XVI u. 238 S. 8. mit 2 Kpf. (18 gr.)

Fast alle Zweige der bürgerlichen Gewerbswissenschaften sind in unsern Tagen mehr oder minder bearbeitet; die Glockengiesskunst am allerdürftigsten. Alles was man darüber bey *Garzoni*, den spätere Schriftsteller benutzten, antrifft (s. dessen *Schauplatz* etc. S. 437 ff. Frankf. 1619), ist blofs aus dem seltenen Buche *Vannuccio Biringoccio's Pirotechnia. Li dieci libri della pirotechnia etc.* Lib. VI. p. 76 etc. entlehnt, wo gezeigt wird, wie die Glocken gegossen, der Schalon dazu gezeichnet, aus Ton dazu gemacht, die Glocken aufgehängt, und die geborstenen gelöthet werden sollen, (nach der 2ten ital. Originalausgabe, Venedig, 1558. 4.); *Weigel*, *Sprengel* und zum Theil *Nagel*, sind dem deutschen *Garzoni* gefolgt; und was in *Donndorf's* Natur und Kunst, 3r Band, S. 387 ff. vorkommt, hat die Glockengiesserkunst um wenige Schritte erweitert; besser sind die gelegentlichen Aufsätze darüber in *Hildts Handlungs-Zeitung* vom Jahr 1785. S. 211 ff.; vom Jahr 1789. S. 66 ff. und vom Jahr 1794. 6s St. gerathen, welche aber noch immer mangelhaft und unvollständig bleiben. Unser Vf. führt vorzüglich *Krünitz* an; aber auch dieser weifs nicht mehr als seine Vorgänger. Desto mehr verdient der Vf. Dank, dafs er als praktischer Sachkenner eine Arbeit unternahm, die nicht so leicht Jemand zu liefern im Stande war. Bey dem Vf. tritt nämlich der günstige Umstand ein, dafs er und seine Familien-Vorfahren, fast in einem Zeitraume von beynahe 100 Jahren im Gothaischen Meister dieser Kunst waren. Ueberdiefs hat der Vf. das Ganze des Glockengusses im ausgebreitetsten Sinne des Worts, wie die Bestand- und Nebentheile der Glocken, und wie die wesentlichsten Vorrichtungen beschaffen und eingerichtet seyn müssen, mit einer nicht jedem praktischen Künstler zu Gebote stehenden Deutlichkeit und dabey in einem so bescheidenen Tone vorgetragen, dafs es schwer hält, den Vf. zu tadeln, falls er das Eine oder Andre nicht völlig so mittheilt, als es von andern Meistern der Kunst, die Rec. bey Anzeige dieser Schrift, zu Rathe gezogen hat, praktisch veranstaltet wird.

Der Vf. behandelt das Ganze in acht Kapiteln. *Erstes Kapitel. Von Verfertigung und dem Guffe der Glocken* (S. 23 — 43). Hier werden die Kunstbenennungen an einer Glocke, die Verfertigung der Formen, der Maasstab für die Glocken, und das Formenbret beschrieben, auch die Art und Beschaffenheit des Lehmens zu den Formen, der Glockenofen und die zu kleinen Glocken erfoderlichen Tiegeln erwogen. Das *zweyte Kapitel* (S. 44 — 85) lehrt uns, was bey dem *Umguffe und der Veraccordirung der Läutglocken*, mit dem Glockengiefser zu beobachten ist. Der Vf. bemerkt sehr richtig, dafs der Staat gegen seine Bürger und Einwohner verpflichtet sey, für ansäfsige Glockengiefser zu sorgen; die Vorschläge, die defshalb der Staatspolizey gemacht werden, würden in Ländern, wo für dergleichen Künstler noch nicht gesorgt worden, zu befolgen seyn. Ueberhaupt ist diefs Kapitel wichtig. Der Vf. zeigt, worauf es vorzüglich beym Umguffe alter Läutglocken ankomme, und was dem Glockengiefser durch Verdünstung des Feuers, an Metallzusatz vergütet werden müsse, wobey er das Giefslohn besonders in Anschlag bringt, aus welchem dann das Verdingebesteck neuer Läutglocken, in Rücksicht ihrer Schwere, Verhältnisse, Zierrathen, Aufschriften, Ton und Harmonie, der Transport der alten und neuen Glocken, das Herunter- und Hinaufbringen der Glocken von und auf die Thürme, u. dgl. zusammengesetzt und so anschaulich dargestellt wird, dafs jede Stadtobrigkeit, jeder Kirchenvorsteher daraus zuverläfsige Belehrung schöpfen kann. Nicht minder wichtig ist das *dritte Kapitel* (S. 86 — 125), die *Charakteristik einer guten Glocke und eines schönen Geläutes*, oder die erfoderlichen Eigenschaften der Läutglocken in Rücksicht ihres Metalls, ihrer Verhältnisse, äufsern Form, ihres Klanges, ihrer Harmonie und Schwere geschildert. Man lernt hier die Eigenschaften des Glockenmetalls, Form und Proportion der Glocken, ihre äufsere Beschaffenheit und ihr Ansehn, die Eigenschaften des Klanges, der Töne und Harmonie, der Weite, Höhe und Schwere kennen, wobey sich eine Tafel für jeden Ton durch drey Octaven findet. Der Vf. setzt das *ungestrichene* C (als Unisonus) fest, für das er einen Glockendurchmesser von 10 Fufs 8 Zoll — Lin., und durch Berechnung eine Schwere von 44800 Pfd. (das ist: den Centner zu 110 Pfund gerechnet 407 Ctr. 30 Pfd.) bestimmt. Das *dreygestrichene* C hält demnach 1 Fufs 4 Zoll Diameter, wenn die Glocke 87 Pfund wiegt.

wiegt. — Hiebey bringt der Vf. folgende Regel bey: Wenn der Durchmeſſer gegeben iſt: ſo kann die Höhe und Schlagdicke der Glocke auf die Art berechnet werden: „Dividire den Diameter durch 14, ſo erhält man die Schlagdicke der Glocke (im Raume); dieſe mit 11 vervielfältigt, giebt die Höhe.“ (Wer ſieht hier nicht das geometriſche Verhältniſs, das ſich auf Wiſſenſchaft, Natur und Erfahrung gründet? Wir wollen dieſs durch Beyſpiele auf Glockenform anwenden. Die zu Olmüz in Mähren in dem mittlern Dom Thurme hängende groſse Glocke, von 358 Ctr., die gröſste aller Glocken in den Oeſterreichiſchen Staaten, die ſelbſt noch die Wiener, welche nur 354 Ctr. wiegt, an Schwere und Gröſse übertrifft, und neulich bey dem am 1 März 1803 durch einen Wetterſtrahl im Domthurme entzündeten fürchterlichen Brande, glücklicher Weiſe gerettet ward, müſste nach obigem Verhältniſs, nur einen Durchmeſſer von 9 Fuſs 4 Zoll 6$\frac{3}{11}$ Lin. haben; denn 407$\frac{1}{2}$ Ctr. : 10 Fuſs 8 Zoll, = 358 Ctr. : 9 Fuſs 4 Zoll 6$\frac{3}{11}$ Lin. Dieſs iſt aber nicht der Fall: Zuverläſſigen Nachrichten zufolge, hält dieſe Glocke gerade 10 Fuſs Durchmeſſer und beynahe 31$\frac{1}{2}$ Fuſs Umkreis, auch 9 Fuſs 10 Zoll Höhe. Dieſs Verhältniſs iſt irregulär und der Tonleiter ſowohl, als der geometriſchen Proportion zuwider; daher kommt es, daſs dieſe Glocke, die nicht die gehörige Schlagdicke hat, und den Schallton durch die unverhältniſsmäſsige Höhe nicht gehörig aushauchen kann, das *ungeſtrichene D* auf keine, etwas entfernte Diſtanz mittheilt. Im Gegentheil müſste ſie, um ihre Beſtimmung völlig zu befriedigen, nach ihrer ſo eben erwähnten Schwere, nur *9′ 4″ 6$\frac{3}{11}$‴* Diameter; und nach Hn. *Hahn's* Generalregel berechnet, 8 Zoll $\frac{1}{4}$ Lin. Schlagdicke im Saume, dagegen aber 7 Fuſs 4$\frac{1}{2}$ Zoll hoch ſeyn; erſt dann, da übrigens die Metallverhältniſſe in gedachter Glocke in richtiger Ordnung ſtehen ſollen, würde ihr Ton der Erwartung entſprechen können). *Viertes Kapitel* (S. 126 — 162) *Von der weſentlichen Einrichtung der Theile und Vorrichtungen, welche an den Glocken angebracht werden müſſen, um ſie mit oder ohne Bewegung läuten zu können.* Hier werden die Nebentheile einer Glocke überhaupt, die Eigenſchaften des Klöppels, deſſen Verhältniſſe der Schwere und Gröſse zur Glocke, die Befeſtigung des Klöppels an die Glocke, die Einrichtung des Helms und deſſen Beſchaffenheit in Abſicht der Vereinigung mit der Glockenkrone, die Glockenzapfen, Pfannen, u. dgl. aber im Beſondern abgehandelt. Daſs auch auf die Einrichtung des Glockenſtuhls, und auf Vorrichtungen, die Glocken durch Ziehen, Treten, Klöppeln etc. in Bewegung zu ſetzen, und ſogar auf eine Maſchine Rückſicht genommen worden, wodurch die Glocken von ſelbſt läuten, darf kaum erwähnt werden; hievon handeln vorzüglich §. §. 23 — 35. *Fünftes Kapitel* S. 163 — 185. *Von der Behandlung und Aufſicht der Läutglocken, während und auſser ihrem Gebrauche.* Alles was hiezu erfodert wird, zeigt der Vf. mit praktiſcher Ausführlichkeit, wohin auch die Behandlung der Läutglocken gehört, wenn ſie zum Uhr- oder Stundenſchlagen etc. beſtimmt ſind. Sogar die Glockenpolizey wird abgehandelt. Endlich kommt im *ſechſten Kapitel* S. 189 — 205 das *Repariren ſchadhafter Läutglocken* vor. Wie fehlende, abgebrochene, und ausgeriebene Glockenhenkel, — abgeriebene oder abgebrochene Hangeeiſen etc. ergänzt und verbeſſert werden ſollen; wie ausgeſchlagene und zerſprungene Glocken repariret, ausgefeilt oder ausgeſagt und gelöthet werden müſſen, hat der Vf. in 17 §phen hinlänglich gezeigt. Er geht dann im *ſiebenten Kapitel* S. 206 — 231 zu den *Glocken und Kappen für die Thurmuhren und Glockenſpiele* über, die eine ganz andere Behandlung in Eintheilung der Metalle, Form und Verfertigung als die der Läutglocken erfodern, welches alles mit vieler Gründlichkeit in 30 §phen gelehrt wird. Beſonders intereſſant iſt der Unterricht von der Beſchaffenheit und Einrichtung der Spielglocken durch Uhrwerke; nur iſt das Hiſtoriſche unvollſtändig. So beſonders verdient ausgehoben zu werden, daſs die bisherige Behauptung einiger Schriftſteller: das Glockenmetall *(Glockenſpeiſe)* müſſe auch Silberzuſatz erhalten, wenn die Töne derſelben, ſowohl jede für ſich, als in Verbindung mit andern, eine ſchöne Harmonie und wohlklingend rein geſtimmt werden ſollten, ein bloſses Mährchen ſey; und daſs 1 bis 2 Procent Zuſatz reines Silber allerdings die Glocken vertheuren, aber ihren Klang nicht verbeſſern würde. Die beſten Läutglocken müſsten nur $\frac{4}{5}$ Kupfer und $\frac{1}{5}$ Zinn, oder um ihren Klang an Reinheit zu ſtimmen, $\frac{3}{4}$ reines Kupfer und $\frac{1}{4}$ vom beſten engl. Blockzinn zur Glockenſpeiſe haben (ſ. S. 210. §. 5); die Uhr- und Spielglocken erfoderten aber $\frac{11}{15}$ oder $\frac{12}{15}$ Kupfer und $\frac{3}{15}$ bis $\frac{4}{15}$ reines engliſches Zinn. (Rec. pflichtet den beiden letzten Verhältniſſen völlig bey; ein ſtärkerer Zuſatz von Zinn würde die Glocken ſpröde machen, und ſowohl im Läuten als beym Spielen der Uhrglocken, zumal bey groſser Kälte, zum Springen reizen; ein Umſtand, der, ſelbſt im heiſseſten Sommer, wenn die Pulſe im Läuten oft eine halbe Stunde und länger anhalten, folglich die Glocken ſehr warm werden, ſehr leicht eintreten kann, welche Gefahr aber leicht abzuwenden iſt, wenn bey Läutglocken $\frac{3}{4}$ reines Kupfer und $\frac{1}{4}$ feines engliſches Zinn; zu Uhrglocken aber $\frac{3}{15}$ Zinn und $\frac{12}{15}$ Kupfer genommen wird. Dieſs ſind die anerkannteſten Verhältniſſe; wiewohl bey einigen Diſcantglocken, bey Spieluhren auf Thürmen das Verhältniſs von [illegible] Kupfer und [illegible] Zinn Statt finden kann. Rec. hat von einem Amſterdamer Künſtler folgende Proportion erhalten: [illegible] Theil Silber, [illegible] Theil beſten engl. Blockzinn, und [illegible] Theil reines Kupfer, woraus alle Diſcantglocken vom *zweygeſtrichenen C* bis zum *dreygeſtrichenen F* gegoſſen werden müſſen, wenn ſie, wie die Kappen, die meiſtens bey *dreygeſtrichen C* anfangen, ihrer Abſicht genügen ſollen. Die Baſsglocken bis zum *eingeſtrichenen H*, behalten aber ihr Verhältniſs 6 : 4 = 10, welches auch bey den meiſten holländiſchen Glockenſpielen angebracht worden.) Von der Beſchaffenheit der Glockenſpiele ſcheint der Vf. ebenfalls genau unterrichtet zu ſeyn. Er theilt die Glockenſpiele in *fünferley*

ley Arten ein, nämlich in A, B, C, D und F Chorton, welchen 36000, 30000, 24000, 20000, und 12—15000 Pfund für das sämmtliche Gewicht aller Glockenschwere bestimmt werden. Es wird hinzugesetzt: das Glockenspiel auf dem Amsterdamer Rathhause habe die tiefste Stimmung und habe A Chorton. (Das ist richtig; als Rec. noch vor 2 Jahren dasselbe zum drittenmale sahe, stellte er mit dem Glockenisten und zwey andern Kunstverständigen Versuche über die Tonleiter und die technische Beschaffenheit der einzelnen Glocken dieses Spiels an. Die Anzahl der Glocken dieses künstlichen Spiels ist 36, die zusammen 28000 Pfund Amsterdamer Gewicht, oder 280 Centner wiegen, und drey volle Octaven spielen. Die dazu erfoderliche Notentrommel, oder Walze, die 56 Fuss in senkrechter Tiefe unter den Glocken horizontal liegt, besteht aus gegossenem Kupfer, ist bronzirt, hält 7½ rhein. Fuss im Durchmesser, wiegt 4474 Pfund Amsterdamer Gewicht, und regiert ein Clavier von 60 Tangenten, nämlich 30 für den Bass, und 30 für den Discant. Anderer schönen Glockenspiele, die Rec. in Holland, Braband, Flandern und England gesehen hat, nicht zu gedenken.) Mit Recht räumt der Vf. dem Glockenspiele auf der Potsdamer Garnisonkirche den Vorzug vor dem auf der Berliner reformirten Pfarrkirche ein; es ist eins der schönsten in Europa, indem es vom *ungestrichenen C Chorton* bis ins *dreygestrichene F* geht. — Den Beschluss macht das *achte Kapitel* (S. 232—238) vom Waschen, Schmelzen, und dem Gebrauche des Metallkrätzes, welches man von Glocken sammelt, die in Feuersbrünsten verunglückt sind. Auch dieser Abschnitt ist für die Glockenpolizey sehr gemeinnützig, indem darin, so wie im ganzen Buche, mit der strengsten Wahrheitliebe, Ueberzeugung und Pünktlichkeit Lehren vorgetragen werden, welche man nirgend so umständlich und gründlich, als hier geschehen, behandelt findet.

In der vorangestellten *Geschichte* (S. 1—22) über den Ursprung etc. der Glocken, hat sich der Vf. zu sehr an *Krünitz* gehalten. Er hätte aber auch, in Absicht der ältesten Geschichte der Glocken, auf die Stellen im *Lucian* (s. Op. omn. Tom III. cap. 24 et 31. pag. 245 und 254. ed. Bipont. vergl. *Salengre* Thesaur. ant. Tom. II. p. 1177), *Horaz* (s. Lib. I. Satyr. 6), *Plinius* (s. Lib. XXXVI. cap. 6), *Isidorus* (s. Etymolog. Lib. XVI. c. 19), und Andere Rücksicht nehmen, und wegen der S. 17—22 angeführten grosen und berühmten Glocken in und ausserhalb Deutschland, *Boden's astronomisches Jahrbuch* für 1799. S. 199, auch dessen *Samml. astronomischer Abhandlungen 3ter Supplem. Bd.* S. 155, und die Nachrichten des berühmten *la Lande* in einem Schreiben vom 9 April 1799 an den Hn. etc. *von Zach* in Gotha (s. dessen *geographische Ephemeriden* für 1799. Junius. S. 632) benutzen sollen, so würden manche hier fehlende Gegenstände historisch vollständiger gerathen seyn! — Doch diese kleinen Mängel mindern keinesweges das Verdienst, das der Vf. sich durch dieses Buch erworben hat.

FREYBERG, b. Craz: *Neues Bergmännisches Journal*, herausgegeben von *Hoffmann*. *Dritten Bandes fünftes und sechstes Stück.* 1802. 183 S. 8.

Mit diesem Doppelstück ist nun der dritte Band des Neuen Bergmännischen Journals vollendet. Die Aufsätze, die es enthält, sind: 1) *die Erzaufbereitung auf dem Berggebäude, Junge hohe Birke, Fundgrube bey Freyberg*, in technischer und ökonomischer Hinsicht beschrieben zu Ende des Jahrs 1798, von dem nun verstorbenen Schichtmeister *Erler*. In 52 Paragraphen werden hier alle Arbeiten bey der Erzaufbereitung dieser Grube, als: das Ausschlagen über Tage und in der Grube, das Reinscheiden in der Scheidebank, die Klaubwäsche, Setzwäsche, das nasse Pochwerk und die Herdwäsche aufs genaueste und fasslichste beschrieben, in der Folge aber wird von dem Oekonomischen der Aufbereitung in drey Abschnitten gehandelt. 2) *Ueber den Einfluss des Braunsteins bey der Erzeugung des Eisens, im Grossen, von Herrn Stünkel* d. j. Hr. St. unterscheidet sehr richtig zwischen weissen strahligen und braunsteinhaltigen Erzen geblasenen, und grauem körnigen Roheisen, und behauptet, dass nur das erstere zum Stahlmachen recht tauglich sey. Das graue körnige Roheisen gehe bey der Verarbeitung zu Stahl zu leicht aus dem rohen Zustande in den des geschmeidigen Eisens über. 3) *Einige literarische Notizen über die Verbreitung des Wernerischen Systems der Mineralogie, im Auslande.* Es haben wenig Wissenschaften so schnelle Fortschritte gemacht, wie die Mineralogie, welches man allerdings dem verdienstvollen *Werner* zu verdanken hat. Durch die Einrichtung der Bergakademie zu Freyberg erhielt derselbe Gelegenheit, seine Kenntnisse mehrern Ausländern mitzutheilen, daher gegenwärtig Spanien, das spanische Amerika, Italien, England, Dänemark und Frankreich mineralogische Schriften nach Wernerischen Grundsätzen aufzuweisen haben, dessen nicht zu gedenken, was in Deutschland in dieser Rücksicht geleistet worden ist. 4) *Einige Bemerkungen über die Regalität der Stein- und Braunkohlen in Kursachsen*, in Bezug auf einen Aufsatz in den Magdeburg-Halberstädtischen Blättern. Es hatte sich vor einiger Zeit ein Rechtsstreit zwischen dem Königl. Preuss. Bergamte Wettin, und einigen Privatis, über das Braunkohlenregal erhoben, der jedoch zu Gunsten des königl. Bergamts entschieden worden seyn soll. Von diesem befindet sich eine Nachricht in gedachten Blättern, zu welcher in der Folge ein Ungenannter Nachträge und Berichtigungen lieferte, in welchen verschiedene Sätze angefochten werden. Diese Einwendungen nun werden hier sehr gründlich widerlegt. 5) *Ueber Braunkohle und Braunkohlenregal in dem Saalkreise und der Grafschaft Mannsfeld*, in Bezug auf die Besichtigung der Braunkohlenlagen durch sachverständige Männer, im September 1800. Da dieser Aufsatz gerade am unschicklichsten Orte, am Ende eines ganzen Bandes, abgebrochen worden ist, und erst dann eine Beurtheilung erlaubt, wenn er geendigt seyn wird; so ist Rec. ausser Stande, sich darüber

darüber zu äufsern. Er beginnt mit einer kurzen Darftellung des Rechtsftreites, und wird wahrfcheinlich mit einem mineralogifchen Beweife, dafs das beftrittene Foffil wirklich Braunkohle, und nicht Torf fey, endigen. Auf jeden Fall fcheint der ungenannte Vf. für diefen Endzweck zu weit auszuholen. 6) *Verzeichnifs inftruktiver Modelle vom innern Grubenbaue*, welche bey dem Gräfl. Thunifchen Bergmeifter, *Lefcher*, zu Freyberg, zu haben find. Rec. kann diefe Modelle, die alle Theile eines Grubenbaues, Bergmafchinen, Hüttenmafchinen und Mühlwerke aufs reinlichfte nach dem verjüngten Maafsftabe gearbeitet, darftellen, aus Ueberzeugung empfehlen, fo wie auch die Cryftallmodelle diefes Künftlers, die hier nicht mit angezeigt worden. 7) *Kurze Nachrichten.* — *Vauquelin* hat im Oifanit gefunden, dafs er, fo wie Werners Rutil, oxydirtes Titan ift. Nach Cordier ift Sauffur'es rinnenförmiger Strahlftein ebenfalls Titanit. *Prouft* fand in Werners Spargelfteine, dafs die Kalkerde darin mit Flufsfpath- und Phosphorfäure verbunden war. *Vauquelin* und *Smith* fanden in durchfichtigen Borazit-Cryftallen Nichts, als Talkerde mit Boraxfäure. *Coulomb* bewiefs, dafs alle natürliche Körper, ohne Ausnahme, die magnetifche Polarität befafsen. *Pontier* endlich entdeckte in Frankreich chromiumfaures Eifen.

Leipzig, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Abbildung der eifernen Waaren. Zweytes Heft.* Ohne Jahrzahl, klein Fol. 12 Kupfertaf. und 1 Bogen Erklärung derfelben. (1 Rthlr.)

In diefem Hefte liefert der ungenannte Herausgeber Abbildungen von Steinkohlenkaminen, Oefen und Oefenkacheln zur Feuerung mit Steinkohlen und mit Holze, Kochheerden, Brat- und Backöfen, Dreyfüfsen, Ofentöpfen, Kapellen zum Sandbade, Schmelzpfannen, Tiegeln, Grapen, Mörfeln, Fufskratzeifen, Thürklopfern, Gartenwalzen, Pferderaufen und andern in der Hauswirthfchaft u. f. w. brauchbaren eifernen Waaren und Geräthen, die fich durch ihre Eleganz fowohl, als durch andere gute Eigenfchaften fehr vortheilhaft auszeichnen; fie verdienen alfo eben das Lob, das wir den in dem erften Hefte diefes Werkes (1801. N. 147) abgebildeten Gittern, Einfaffungen u. f. w. ertheilt haben, und wir wünfchen, dafs der Eifer, mit welchem die Direktoren der Hütten zu Malapane, Gleiwitz und Kreuzburg, und ihre Untergebenen ihre Gefchäfte betreiben, anerkannt, und fie, in Rückficht der Koften, die fie auf die Verfertigung diefer und anderer wirklich fchönen und, unfers Erachtens, nicht übermäfsig theuren Waaren wenden, durch einen reichlichen Abfatz derfelben, fchadlos gehalten werden mögen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke d. Jüngern: *Der Umgang mit Weibern*, wie er ift und feyn follte. Mit einem Kupfer. 1802. XX u. 218 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Titel ift zwar modifch und enthält eine Lieblingsformel des Tages: „wie er ift und feyn *follte*", aber er entfpricht dem Inhalt nicht; denn wer denkt fich unter dem Umgange mit Weibern gerade oder ausfchliefsend den Gefchlechtsgenufs, wovon diefe Schrift handelt, die vom Vf. der bändereichen Gynäologie herrührt, und wohl als ein Theil oder Anhang diefes Werkes betrachtet werden kann. Freylich dringt der Vf. auf Humanifirung des brutalen Gefchlechtstriebes, mithin auf die eheliche Verbindung, weil nur in diefer der Naturtrieb der Beftimmung und Würde des Menfchen vollkommen gemäfs befriedigt werden kann. Sein Werk holt etwas weit aus, und mifcht fehr viel von Kants praktifcher Philofophie und infonderheit von der Formel des Sittengefetzes ein, was entweder ganz übergangen oder nur in der Kürze angedeutet werden konnte. Indefs fieht man fchon hieraus den Geift und die Grundfätze, denen der Vf. folgt, und die auch feine Gynäologie auszeichnen. Das Ganze zerfällt in drey Abfchnitte. Der erfte handelt von der Sittlichkeit des Gefchlechtsgenuffes, dem Naturzweck des Gefchlechtstriebes, den darauf Beziehung habenden Pflichten, dem Einflufs deffelben auf den Charakter und der nothwendigen Verbindung mit den übrigen Anlagen zur Beförderung der Humanität. Der zweyte von den Quellen der ausfchweifenden Gefchlechtsluft, der fehlerhaften Erziehung, befonders in Rückficht des Gefühlvermögens, dem Verderbnifs durch Lectüre, Religion, Lebensart und Luxus, Sprache und Umgang, Gefetzgebung und Gefetzverwaltung, befonders in Rückficht der Verführung der Unfchuld, Staatsverfaffung, ftehende Heere (aus einer Ordre des Gen. v. Schlieffen an die Leibwache des Landgrafen von Heffen-Caffel wird die Stelle ausgehoben, worin es heifst: grobe Verbrechen, Diebftahl, meineidige Entweichung u. f. w. machten zum Dienft bey der Leibwache unfähig: fonft fordre man vom Kriegsmann eben nicht *den dem Mönche vorgefchriebnen Wandel!*"), das ungeheure Perfonale von Civilbedienten; der dritte Abfchnitt handelt von der Verbefferung der Sittlichkeit überhaupt und der ausgearteten Gefchlechtsluft infonderheit; er verbreitet fich über die Erziehung des Menfchen zum Menfchen und über die Verbefferung der bürgerlichen Verfaffung, vorzüglich in Bezug auf Gefchlechtsluft, und verweilt am längften bey der Beleuchtung und Entkräftung der Scheingründe, die man für die Nützlichkeit der Bordelle und der Concubinate angeführt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 24. May 1803.

GESCHICHTE.

Leipzig, in d. Dyksch. Buchh.: *Die Hildesheimsche Stifts-Fehde des Jahres* 1519. Vom Archiv-Assistenten *Delius* zu Wernigerode. 1803. 336 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die Hildesheimsche Stiftsfehde, d. h. der kurze Krieg, welcher im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts zwischen Hildesheim und Lüneburg einer-, und Braunschweig-Wolfenbüttel und Calenberg anderer Seits als Hauptinteressenten geführet wurde, ist ein historisches Ereigniss, an das seit langen Jahren wohl nur der eigentliche Geschichtsforscher und der sachkundige Hildesheimische Staatsbürger gedacht hat, wenn er den für das Fürstenthum Hildesheim noch jetzt wohlthätigen Folgen bis auf ihre Quellen nachzuspüren veranlasst wurde. Für alle übrige Deutsche hat diese Begebenheit, deren anfängliche ausserhildesheimsche Resultate seit mehr als 150 Jahren wieder aufgelöst sind, längst alles Interesse verloren, und es gehörte ein Vorgang dazu, wie der neueste Reichsfrieden, um nur selbst die Idee, dass an der besondern Erzählung dieser Begebenheit das Publicum wohl einigen Antheil nehmen könne, zu erwecken. Der Vf. hatte aber, der Vorerinnerung zu folge, noch eine nähere Veranlassung zum Nachforschen über diesen Theil der Hildesheimschen Geschichte, nämlich die Ansprüche, welche bekanntlich vom Kurhause Braunschweig an dieses bisherige Hochstift gemacht wurden. Ihm hat die Richtigkeit der für dieselben aufgestellten Gründe nicht sogleich einleuchten wollen; daher hat er die Geschichte der Stiftsfehde studiert, und ist dadurch gleichfalls nicht veranlasst, die Kurbraunschweigschen Anfoderungen für richtig zu halten. Hierin liegt der wahre Gesichtspunct, aus welchem diese Schrift zu betrachten ist. Es wird darin die Geschichte dieses Streites vollständig erzählt, mit der unverkennbaren Absicht, die Meynung des Vfs. über jene Streitfrage zu rechtfertigen, und daher dürfte wohl, trotz der Versicherung des Vfs., dass er, als ein entfernter Zuschauer, völlig unparteyisch geblieben sey, der aufmerksame Leser sich veranlasst finden, wenn auch nicht in die vorgetragenen Thatsachen selbst, doch wenigstens in die Darstellung des Vfs. und die von demselben gezogenen Resultate einiges Misstrauen zu setzen. Uns kommt es nicht zu, die rechtlichen Gründe der vom Kurhause Braunschweig geäusserten Ansprüche an das Fürstenthum Hildesheim zu untersuchen, auch wäre diess jetzt ein völlig unnützes Geschäft, da der Reichsfrieden bereits über das Fürstenthum endlich entschieden hat, und die vermittelnden Mächte, gegen des Vf. Meynung, in Hinsicht auf Kurbraunschweigsche Ansprüche an Hildesheim, diesem Hause das Hochstift Osnabrück angewiesen haben.

Bey dieser Anzeige der vorliegenden Schrift haben wir es nur mit ihrer Würdigung als eines historischen Products zu thun. In dieser Hinsicht nun lässt sich derselben das Verdienst einer anschaulichen, lebhaften Darstellung, und einer guten, wenn gleich hie und da gezierten, von bekannten neuern Historikern zum Theil sichtlich copirten. Schreibart nicht absprechen, und eben so wenig ist der Fleiss und die Belesenheit des Vfs. in denjenigen Schriften, aus welchen die Geschichte jener Zeit oft mühsam zusammengetragen werden muss, zu verkennen. Man wird sich daher dieses Buches als einer Anweisung bedienen können, wo und was man etwa in mehreren einzelnen Schriftstellern über diese Materie finden könne; aber nur dann erst mit vollständigem Nutzen, wenn man mit weisem Misstrauen in die Darstellung des Vfs., die Thatsachen in den angezeigten Quellen selbst aufsucht, nach Vergleichung mit dem, was andere Geschichtschreiber älterer und neuerer Zeit über diese Angelegenheit zusammengestellt und gedacht haben, die Resultate daraus selbst zieht, ohne sich weder von dem Vf. für die Hildesheimsche, noch von andern, für die entgegengesetzte Seite vorher einnehmen zu lassen.

Zuerst giebt der Vf. Rechenschaft über die vornehmsten von ihm genutzten Quellen: sämmtlich Druckschriften, die dem Kenner der Braunschweigisch-Hildesheimschen Geschichte nicht fremd sind. Vor der kurzen Recension dieser Schriften ist billig zu warnen, da der Vf. alle, selbst die besten und unbefangensten Schriftsteller, sobald sie nur in den Braunschweigschen Landen wohnten, der Einseitigkeit selbst dann noch verdächtig macht, wenn ihre Lebenszeit so sehr entfernt von jenem Zeitraume war, dass ein Grund der Partheylichkeit, oder gar Verstellung der Wahrheit, nicht füglich aufgefunden werden kann; wie denn selbst der achtungswerthe *Spittler*, dem in Ansehung der Diction der Vf. so gern folgen möchte, diesem Urtheile nicht entgangen ist.

Hierauf folgt eine *Einleitung von der Erwerbung des Landes* S. 1—74. die man in dieser Ausdehnung hier nicht leicht suchen wird, an sich betrachtet aber manche gute Nachrichten enthält. Doch müssen wir den mit dieser Specialgeschichte nicht bekannten Leser warnen, dem Vf. hierin nicht *alles* aufs Wort zu glauben. So dürfte das, was von der Graffschaft Winzenburg gesagt ist, in manchen Puncten vielleicht nä-

her zu prüfen seyn, und die gegebene Geschichte der Herrschaft Homburg legt augenscheinlich dar, dass der Vf. hierin nicht recht zu Hause sey. Hr. D. redet z. B. von einem Vertrage, der über die Burg Homburg nebst Zubehör im J. 1411 geschlossen seyn soll, den er aber nicht gesehen hat, und worin das *unstreitige* Recht des Bischofes zu Hildesheim an diese dem Gesammthause Braunschweig zuständige Herrschaft *wahrscheinlich* anerkannt sey, ohne den wenigstens anscheinenden Widerspruch zu heben, der aus der Voraussetzung eines solchen Vertrags, den niemand kennt, (wenigstens hat ihn der fleissige Hempel in seinem bekannten Invent. dipl. Sax. inf. III. 34. nicht angeführt) mit der notorischen Thatsache entsteht, dass im J. 1433 Hildesheim einen Theil dieser Herrschaft zum Unterpfande für ein dem Hause Braunschweig vorgestrecktes Darlehn annahm, wie er selbst S. 42 u. fg. erzählt. Was über die Grafschaft Peine gesagt wird, scheint dem Rec. wenigstens mangelhaft, und die flüchtigen Bemerkungen über die Grafschaften Hallermund und Spiegelberg, welche dem Kurhause Braunschweig theils unmittelbar, theils mittelbar gehören, bedürften einer völligen Umarbeitung, ehe sie für zuverlässig erklärt werden können. Wohl ist es daher zu rathen, dem Vf. in diesem Abschnitte seines Werkes, worin er zum Theil so ganz von dem abweicht, was andere bewährte Schriftsteller über diese Gegenstände sagen, nur mit Vorsicht zu trauen, damit nicht seine nur mit flüchtiger Feder entworfenen Nachrichten diesem ohnehin schon dunkeln Theile der Hildesheimischen Specialgeschichte noch mehrere Verwirrung veranlassen. — Auch scheint es dieser Darstellung an Vollständigkeit zu fehlen; wenigstens vermisst Rec. die Geschichte der Aemter Steinbrück, Steuerwalde, Marienburg; wenn diese nicht auf eine unbegreifliche Weise unter dem allgemeinen Namen der Grafschaft Peine mit verstanden seyn sollen.

Die eigentliche *Geschichte der Stiftsfehde*, die dem Geschichtsforscher bekannt genug ist, enthält, wie wir bereits bemerkt haben, keine neuen Aufschlüsse; es kommt daher hier nur noch auf die Würdigung des Verdienstes an, welches der Vf. als Erzähler bekannter Sachen haben könne. Das erste Erfodernifs der *Vollständigkeit* wollen wir ihm nicht absprechen, weil wir nicht bemerkt haben, dass wesentliche Thatsachen übergangen wären. Ob ihm aber auch der Ruhm der *Unpartheylichkeit* gebühre, darüber haben wir schon oben einige Zweifel geäussert: hier also nur ein paar Belege dazu. Gleich zu Anfang bemüht sich der Vf. das Beginnen der Fehde von der Seite darzustellen, dass dieselbe als ein völlig unmotivirter, blofs aus veraltetem Hasse angefangener, Streit von Seiten Braunschweigs erscheine, und sucht deshalb den von *Koch* in seiner pragm. Gesch. des Hauses Braunschweig mit angeführten Beweggrund, weil Hildesheim die ihm gelöseten Homburg - Eversteinschen Pfandstücke nicht habe herausgeben wollen, in der Note S. 85 mit der Bemerkung aus dem Wege zu räumen, weil nur der Zelleschen Linie das Recht zu deren Einlösung zugestanden, und diese dasselbe nicht an Wolfenbüttel könne abgetreten haben, indem von ihr *selbst* nachher auf Herausgabe geklagt sey. Die Eile des Vfs. die er S. VI der Vorrede entschuldigt, hat ihm vielleicht nicht erlaubt, das so bekannte Buch von *Erath* über die Erbtheilungen des Hauses Braunschweig Lüneburg nachzusehen; sonst würde er gefunden haben, dass der Vertrag von 1442 die Wolfenbüttel - Calenbergsche Linie allerdings dazu berechtigte. So dürfte denn wohl die Nichtachtung der Lose, und die Weigerung, die Pfandschaften heraus zu geben, nach damaliger Sitte auch ohne alle weitere Veranlassung Grund genug zu einer Fehde gewesen seyn, welche vielleicht nur durch die Verbindung mit dem unzufriedenen Hildesheimschen Adel bedeutender, und durch die Mindenschen Händel umfassender und erbitterter wurde. — Rec. hat es immer geschienen, dass der Ursprung dieser Fehde eben so war, wie bey fast allen andern, dass nämlich beide Theile gleichviel Recht hatten, sich beleidigt zu halten; und so künstlich der Vf. auch die völlige Unschuld der Hildesheimisch - Lüneburgischen Parthey darzulegen sucht: so wirft doch das selbst vom ihm S. 104 zugegebene Zurückhalten dieser Parthey bis zu dem gelegenen Zeitpuncte, als eben Kaiser Maximilian gestorben war, und die unanständige Eilfertigkeit, mit der sie nun sogleich den Kampf begann, (S. 107) auch ohne weitere Untersuchung einigen Schatten darauf, der bey näherer Prüfung *leicht* dunkler werden dürfte. — Vergebens ist *die Bemühung* des Vfs., Hildesheim von allem *Verdachte* einer Theilnahme an den Verbindungen mit Frankreich lossprechen zu wollen. Gesetzt, es war daran unschuldig: so musste doch die Wirkung dieselbe werden. Unbekannt konnten ihm die Lüneburgschen Verhältnisse mit Frankreich nicht seyn; wenn es also dennoch mit Lüneburg sich alliirte: so hatte es auch die Folgen mit einem fast erklärten Gegner der österreichischen Parthey nur sich selbst und seinem *Benehmen* zuzuschreiben. — Der Verlauf der Fehde und ihr unglückliches Ende für Hildesheim werden gut, und ohne Lücken erzählt: schade nur, dass der Eindruck, den die Schilderung macht, bey demjenigen, der ein solches Buch nicht blofs zum Ausfüllen einer müssigen Stunde liest, seine Kraft verliert, wenn er fast durchgehends statt reiner Geschichte bemerken muss, wie der Vf. dasjenige, was geschah, zum Vortheile von Hildesheim darzustellen sucht, und selbst die kleinsten Umstände nicht ungenutzt lässt, welche die Sache der Gegner in den Augen des Lesers verkleinern könnten. Wie glücklich diess zuweilen ausgefallen ist, davon nur ein kleines Beyspiel. S. 163 wird Karls V so leicht und natürlich zu erklärende Neigung für die Braunschweig-Calenbergsche Parthey unter andern dem Umstande zugeschrieben, dass er in Hz. Erichs thätiger Gemahlin Katharine, die Wittwe seines Urgrofsoheims verehrte. Das liest sich, so wie es da gestellt ist, ganz hübsch: nur schade, dass es nicht also sich verhält. Catharine war die Wittwe Erzherzog Siegmunds von Tyrols eines Enkels Leopolds III. von Oestreich, von dessen andern Sohne Ernst dem Eisernen Karl ein Urgrofsenkel war. Siegmund

mund war daher nicht der Urgroſsheim Karls, sondern der Sohn ſeines Urgroſsoheims; Karl hat ihn nie gekannt, da er 1496 ſtarb, und Karl 1500 erſt geboren wurde. Auch Katharine war vor Karls Geburt ſchon wieder an Herzog Erich vermählt. Sie war 1468 geboren, folglich zur Zeit der Fehde über funfzig Jahre alt. Worin könnte nun wohl der Grund der beſondern Anhänglichkeit, des kaum zwanzigjährigen Karl an dieſe Matrone gelegen haben? — Ueber die Rechtmaſsigkeit der Acht wollen wir mit dem Vf. nicht ſtreiten, aber er ſelbſt kann doch nicht leugnen, daſs ſie eine ganz natürliche Folge von des Biſchofs Nichtbefolgung des kaiſerlichen unter dem Präjudiz der Acht gegebnen Befehles war, und Hildesheim muſste wahrlich Karls Charakter ſehr wenig kennen, wenn es glauben konnte, er lieſse mit ſich ſcherzen. Eben ſo wenig iſt es hier der Ort, die Gründe, weshalb der Quedlinburger Vertrag ungültig ſeyn ſoll, zu prüfen, nur will es uns nicht einleuchten, wie die fehlende Zuſtimmung des Biſchofes ihm ſeine Verbindlichkeit habe rauben können. Es war nicht die Rede von dem geiſtlichen Stuhle ſelbſt, ſondern von einigen damit verknüpften Reichslehnen; dieſer war der Biſchof durch die Acht verluſtig erkläret, daher konnte ſeine Zuſtimmung zu einer anderweiten Dispoſition des Kaiſers darüber nicht mehr erfoderlich ſeyn, und hätte ja hierin einiger Mangel gelegen, weil dieſe Lehne durch ihre Vereinigung mit dem Biſthume eine Art des geiſtlichen Gutes geworden waren: ſo erſetzte dieſs wohl hinlänglich die Beſtätigung, welche zu dieſem Vertrage das Oberhaupt der Kirche im J. 1537 ertheilte. — Die Geſchichte des Proceſſes erzählt der Vf. weitläufig genug, hebt aber aus den Wechſelſchriften und ſonſtigen Actenſtücken alle Gründe, die Hildesheim für ſeine Sache anführte, zu gefliſſentlich hervor, und ſtellt die Gründe des Hauſes Braunſchweig zu ſehr in den Schatten, um auch in dieſem Punkte auf Unpartheylichkeit Anſpruch machen zu können. Das Ende des Streites iſt bekannt genug: das Speyerſche Urtheil von 1629 war dem Hauſe Braunſchweig nachtheilig, aber es war noch nicht rechtskräftig, und wer weiſs, wie der Ausfall des Proceſſes geweſen wäre, wenn nicht die Zeitläufte und der offenbare Druck der kaiſerlichen Obermacht dieſes Haus zu dem Vertrage vom Jahre 1643 genöthigt hätten. Dieſer war ein Vergleich über einen noch rechtshängigen Proceſs. Deſſen Weſen erfodert Nachgiebigkeit von beiden Seiten, alſo Herausgabe eines Theiles von Seiten des Beſitzers, Aufgebung der Anſprüche auf das übrige von Seiten der andern Parthey. Nun war bekanntlich das, was Braunſchweig zurückbehielt, ſehr gering gegen das, was es herausgab, und dennoch ſcheint es der Vf. zu beklagen, daſs nicht auch dieſes noch herausgegeben, mithin das Haus Braunſchweig in eine eben ſo ſchlimme Lage geſetzt ſey, als ob es den Rechtsſtreit in allen Inſtanzen verloren hätte. Ja er bedauert ſogar, daſs die Homburg Eberſteinſchen Pfandſchaften ohne den Pfandſchilling zu bezahlen dem Hauſe Braunſchweig verblieben. Geſetzt ſie trugen nach ſeiner Angabe jährlich 20,000 Thaler ein, wie viel hätte denn Hildesheim bey Zulegung einer antichretiſchen Berechnung über die daraus von 1433 bis 1519 gezogenen Nutzungen noch nach Abſatz des Pfandſchillings und der Zinſen heraus zu geben gehabt? Ob die Rechnung über die Nutzungen des inne gehabten Theiles von Hildesheim gegen die aufgewandten Executionskoſten, welche das *Stift*, als Verurtheilter, und nicht, wie der Vf. glaubt, das *Reich* hätte bezahlen müſſen, ſich ganz aufgehoben hätte, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, zweifeln aber daran, weil nicht die jährlichen Einkünfte eines Staates oder einzelner Theile deſſelben, ſondern nur der nach Abzug der Adminiſtrations-Koſten bleibende baare Ueberſchuſs, der zur freyen Dispoſition des Fürſten ſteht, bey dem Kameralanſchlage in Anſatz gebracht werden kann, und dieſer dürfte in damaligen Zeiten gering genug geweſen ſeyn. — Wir glauben daher nicht, daſs ſelbſt der eifrigſte Verfechter der Hildesheimiſchen Sache Grund habe, den Vergleich von 1643 für unvortheilhaft für Hildesheim anzuſehen, und am wenigſten dann, wenn er bedenkt, daſs, wenn Braunſchweig etwas mehr Ausdauer gegen ſeine damaligen Bedrängniſſe, und den Muth gehabt hätte, noch etwas aufs Spiel zu ſetzen, um dereinſt mehrere Vortheile, zu denen die Ausſicht damals freylich höchſt ungewiſs war, zu erlangen, der Weſtphäliſche Frieden höchſtwahrſcheinlich dem ganzen Hochſtifte zu Gunſten Braunſchweigs ein Ende dürfte gemacht haben. — Doch da bey den neueſten Veränderungen Deutſchlands dieſe Fragen überflüſsig ſind: ſo ſchlieſsen wir mit der Bemerkung, daſs, wenn der gröſseſte Theil des Hildesheimiſchen Landes empfänglich iſt für die weiſen Verbeſſerungen einer neuen Regierung, dieſes zum Theil gewiſs dem langjährigen Braunſchweigſchen Beſitze mit zuzuſchreiben ſey, indem während deſſelben die Grundlage zu einer ſoliden Befreyung des Landmanns von dem unerträglichen Drucke ſeiner Gutsherren, ſo wie zur Aufklärung des ganzen Landes auf eine durch das nachherige geiſtliche Regiment nicht wieder zu vertilgende Weiſe gelegt wurde, und mit dem Wunſche, daſs die neue Regierung durch die gewiſs vorauszuſetzende Abſtellung der unter der bisherigen wieder aufgekommenen Miſsbräuche dieſem ſchönen Ländchen den Grad der Glückſeligkeit geben möge, deſſen es fähig iſt.

Schwäbisch-Gmünd, b. Ritter: *National-Chronik der Deutſchen.* Eine politiſche Zeitung. Herausgegeben von *Johann Gottfried Pahl.* Jahrgang 1801. 326 S. Jahrgang 1802. 216 S. 8. (2 Rthl. 6 gr.)

Die bedeutendſte Zeitung, welche mit dem neuen Jahrhundert in Deutſchland erſchien, wie man ſie aus der Feder eines ſo beliebten politiſchen Schriftſtellers wie Hr. Pfarrer *Pahl* zu *Neubronn* iſt, erwarten durfte, und unter den vielen Journalen des Deutſchen Südens, neben der Allgemeinen Zeitung von Stutgard, der literariſchen Aufmerkſamkeit vollkommen werth.

Die

Die gelegentlich eingeschalteten Bemerkungen über den Beruf des *Zeitungsschreibers* und *über Zeitungsschreiberey* (z. B. Jahrg. 1802. S. 85 u. 164.) beweisen tiefe Einsicht. Dem Vf. ist mit Recht das einzige Verdienst der mehresten Zeitungsverfasser zu geringe, nämlich dasjenige, welches auf einer kritischen mit Sachkenntniss betriebenen Zusammenordnung der in *andern* Blättern *angestrichenen* Stellen beruhet. Schon seine Ankündigung hatte den Stempel einer Weisheit, die nur in der Schule der Prüfungen reift. Unter Verzichtung auf frühe oder copirte Nachrichten ist diese Chronik eine, nicht blofs Schwäbische, National-Chronik, auf pragmatisch-wissenschaftliche Weise bearbeitet. Nicht sowohl Reichthum und Mannigfaltigkeit, als Kritik in der Auswahl, und in Hinsicht auf Literatur, Sittengeschichte und auf Cultur-Stand, beurkundet hier das Redactions-Talent. Hn. *Pahl's* Darstellung gleicht nicht dem Elemente des Wassers, das ohne Farbe, ohne Geschmack und ohne Geruch ist; er weiss ein feines Raisonnement mit bescheidner Freymüthigkeit in seine Aufsätze zu verflechten. Titel, Vorrede und Register, nebst einer chronologischen Uebersicht der Jahrs-Geschichte verbinden den Jahrgang zum zweckmäfsigen Gebrauche. — So viel Rec. weifs, geniefst die Stadt Gemünd neben den geographischen Vortheilen, welche der Schwäbische Kreis zur Uebermittelung politischer Nachrichten zwischen den verschiedenen ihn umgebenden Staaten hat, nur wenigen Post-Durchzug, nämlich den der reitenden Post von Nürnberg nach Stuttgard, und der fahrenden von Augsburg nach Frankfurt. Daher blieb der Wirkungskreis der Chronik auf Süd-Deutschland eingeschränkt: so wie der Norden überhaupt für schriftstellerische Producte aus Schwaben beynahe verschlossen ist. Vielleicht wird der Anfall dieser ehemaligen Reichsstadt an Kur-Wirtemberg zu mehrerer Verbreitung beytragen.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgrén: *Antiquitets Lexicon — Första Delen.* (Antiquitäten-Lexicon. Erster Theil.) 1802. 3 Alph. 4 Bog. 4.

Nach dem weitläuftigen schwedischen aber nicht mit hergesetzten Titel soll diess Wörterbuch enthalten: eine Beschreibung und Erklärung der Einrichtungen, Sitten, Religion und des Gottesdienstes der Griechen besonders der Römer, der Völker, Länder, Städte, Berge, Seen und Flüsse bey ihnen, nebst ihren alten und den jetzt gebräuchlichen Namen, ingleichen der Münzsorten, des Maafses und Gewichts, nach jetzigen schwedischen berechnet; wie auch eine Genealogie der griechischen und *römischen Könige*, Consuls und Kaiser, wie der merkwürdigsten *Poeten* und Historiker dieser Staaten, zum Dienst der *schwedischen* Studierenden beym *Lesen* der *classischen* Schriftsteller. Der Vf. nennt sich *Olof Lindborg*, und versichert, dafs er 25 Jahr auf diese Arbeit verwandt, und allein 250 griechische und besonders römische Scribenten, aufser andern die Alterthümer bereichernden Schriften durchgelesen habe. Wenn sein Vermögen seinem Wunsche gleich gewesen; so sollte sein Werk noch weit stärker und vollständiger geworden und kein Wort weggelassen seyn, das irgend die Alterthümer angeht. Rec. dünkt inzwischen ein Antiquitäten-Lexicon von 4 bis 5 so starken Quartanten, wie das Ganze nach dieser Anlage des *ersten Bandes*, der nur 6 Buchstaben begreift, sey immer *für die* studierende Jugend ein viel zu grofses und *kostbares* Werk. Der Vf. hätte daher mehrere Auswahl treffen, manches Wort, welches jedes lateinische Lexicon bisher genugsam erklärt, übergehen können, als z. E. *Apotheca*, *Alea*, *Aqua*, *dictata*, *equito* u. d. m. Auch dadurch ist sein Buch weitläuftig geworden, dafs er manche ausführliche Verzeichnisse, z. E. von den Schriften einiger Autoren, von den *Nomen* in Aegypten S. 27, den Archonten S. 84 bis 94, der römischen Colonien S. 284 bis 288, besonders aber *aller* römischen Consuln, von *Junius Brutus* 509 vor Christi Geburt bis Basilius 541 J. nach Christi Geburt mit den Jahren ihres Consulats, von S. 300 bis 353, eingerückt hat, welches letztere mit einem eigenen Register dazu allein an 8 ganze Bogen beträgt. Auch verschiedene eingerückte Inscriptionen, z. E. des *Breviarii Imperii* aus Grutern von S. 170 bis 175 gehört dahin. An seiner Mühe und Fleifs hat es der Vf. nicht fehlen lassen, besonders in allem was die alte Geographie, Literatur, Gesetzgebung, Mythologie u. s. w. betrifft. Auf eine kritische Untersuchung einzelner Artikel können wir uns hier nicht einlassen. Der Vf. bemerkt in der kurzen Vorrede, sein Werk habe gegen alles sein Vermuthen Aehnlichkeit mit *Pitisci Lexicon Antiquitatum Romanarum* bekommen, welches er doch vorher gar nicht gekannt und erst 1799 aus der Warmholzischen Auction gekauft habe.

Druckfehler. Nro. 140. S. 383. Z. 29. l. *Reliquie* f. *Religion*. S. 383. Z. 37. l. *tritt die* f. *tritt*. S. 384. Z. 3. l. *von der Höhe* f. *vor der Höhe*. Nro. 141. S. 388. Z. 33. l. *erleichtern* f. *erleichterten*.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 25. May 1803.

GESCHICHTE.

Oldenburg: *Tabellen zur Uebersicht der Geschichte aller europäischen Staaten* von ihrem Ursprunge an bis zum Jahre 1800 nach Christi Geburt. — Von *C. Kruse.* Eilf Tabellen und vier illuminirte Karten im Landkartenformat. (3 Rthlr. 16 gr.)

Unter diesem Titel hat Rec. die erste Lieferung des grosen Werks vor sich, welches der Ankündigung zufolge, die Geschichte aller Jahrhunderte seit dem Entstehen unserer europäischen Reiche bis auf unsere Tage in gedrängten Tabellen darstellen soll, die im Grunde nur als Erläuterung der beygefügten Karten dienen. Diese sind also die Hauptsache. Der Gedanke, welchen schon Gatterer hatte, aber minder vollständig ausführte, auf einer Reihe von Blättern mit einem Male dem Auge die Hauptveränderungen vorzulegen, welche in Europa so viele Jahrhunderte hindurch vorgefallen waren, ist äusserst glücklich. Selbst der Kenner der Geschichte wundert sich über die oft so plötzlichen und grosen Umwandlungen; sein Geist stellt ihm das ganze zusammenhängende Bild, welches hier das Auge auf der Karte jedes Jahrhunderts mit einem Blicke überschaut, nur durch Anstrengung und doch minder rein, zuweilen auch weniger richtig vor; und der Studierende hat durch diese Karten den so oft veränderten Schauplatz unsers Erdtheils im Ganzen vor sich, lernt leichter fassen, und durch das vorgelegte Bild sich lebhafter eindrücken, was der blose Buchstabe ihm immer noch im halben Dunkel liess. Aber schwer bleibt die glückliche Ausführung eines solchen Unternehmens; es erfodert die vollste Uebersicht der allgemeinen Verkettung aller Veränderungen; und auch mit dieser ausgerüstet, kämpft der kenntnisreiche Mann vergeblich gegen Unvollkommenheiten, weil sie nicht in dem Mangel seines Wissens, sondern in der Natur der Sache liegen. Ein Volk rückt nur selten mit einem Male in die volle Ausdehnung seines Landes, mit Jahrzehnten ereignen sich Veränderungen; und doch hat hier der Gelehrte die Rolle des Malers übernommen, er kann nur einen Zeitpunkt wählen, und diesen darstellen. Je kleiner man also diese Zeitpunkte annimmt, desto mehr nähert man sich der Wahrheit. Der Vf. hat, wenigstens für die ältere Geschichte, gut gewählt, dass er für jedes Jahrhundert eine neue Karte hinstellt; denn eigentliche Hauptperioden, die sich nicht an willkürlich angenommene Jahre binden, werden hier zur wahren Unmöglichkeit. Die Lage eines und mehrerer Völker leiden heute eine grose Umwandlung in ihren Schicksalen und Besitzungen; andere hingegen nehmen an der Revolution keinen Antheil, sie bleiben in der nämlichen Zeit ruhig auf der alten Stelle, die Reihe kommt an sie erst viele Jahre später. Für die neuesten Zeiten aber möchte wohl der Zeitraum eines Jahrhunderts zu gross angenommen seyn; er könnte z. B. kein getreues Bild von der allmäligen Verkleinerung unsers Vaterlands, von den successiven Theilungen Polens, von dem anfangs so unmerklichen und dann so schnellen Wachsthum Preussens, oder auch nur von den vorgetriebenen und wieder zurückgedrängten Gränzen der österreichischen Monarchie gegen die Türkey liefern. Der Vf. fühlt diese Schwierigkeiten; der Plan des Werks wird also wohl gegen das Ende einige Erweiterung erhalten. Von den vier in diesem ersten Hefte gelieferten Karten stellt die erste Europa in der Lage am Ende des vierten Jahrhunderts vor, also noch nach der vollen Ausdehnung des römischen Reichs. Rings um dasselbe her fallen die Länder der angränzenden rohen Nationen nicht blos durch die Namen der Völker, sondern zugleich durch eine sehr gefällige Illumination in die Augen, welche mit desto grösserer Sorgfalt hier und in den folgenden Blättern besorgt werden musste, da in den entlegenen Strichen feste Gränzen nicht vorhanden, wenigstens nicht bekannt waren, folglich auch durch Punkte sich nicht bezeichnen lassen. Städtenamen hat Hr. K. mit Vorbedacht nur wenige angefügt. Rec. findet dabey nichts zu erinnern, als dass zuweilen wichtige Namen fehlen, und minder wichtige angegeben sind, manche auch nicht ganz an richtiger Stelle stehen. So z. B. in dem europäischen Theile des oströmischen Reichs fehlen die Flüsse Strymon und Nessus, die Städte Edessa und Apollonia; das unbedeutende Lissus und Stobi hingegen ist angesetzt; am Hellespont steht Lampsacus an der Stelle von Abydus, welches fehlt. In das innere Deutschland, an die Niederelbe, setzt er als das einzige Volk die Longobardi, welche um diese Zeit längst nach südlichern Gegenden ausgewandert waren. Das zweyte Blatt stellt Europens Lage am Ende des 5ten Jahrhunderts vor. Die Völkerwanderung war indessen vorgegangen, also eine gänzliche Veränderung der Dinge. Deutsche Völker theilen sich in die Länder, welche einst den westlichen Theil der grosen Monarchie ausgemacht hatten; auch ist schon das fürchterliche Reich der Hunnen verschwunden, an ihrer Stelle lernte man nun ausser den deutschen Gebieten die slavischen Völkerstämme näher kennen. In den nördlichen Gegenden erscheint zum ersten Male das Reich der Dänen, im innern Deutschland entwickelt sich das Reich der Thüringer,

ringer, und ganz im Osten von Europa sind die Bulgaren im Vorrücken begriffen; mit kluger Auswahl und mit möglichst genau bestimmten Gränzen liefert die Karte das Bild aller dieser Veränderungen. Aber warum setzt nun schon Hr. K. in dem ehemaligen Reiche der Römer die viel später umgewandelten neuern Namen der Orte an, welche damals noch nicht vorhanden seyn konnten? in Italien Milano, in Frankenreich Soissons, Reims (Rheims), Rouen etc. Warum läfst er jetzt schon die Gränzen des Frankenreichs durch Graubündten bis gegen den Comersee reichen, da doch die Alemannen dieser Gegenden Theodorichs Hoheit anerkannten? Warum läfst er das Reich der Ostgothen sich auch über Mösien und Dacien verbreiten, welche nicht hierher, sondern zum Ostreiche der Römer gehörten? Warum stellt er endlich die Longobarden noch an die nördlichen Ufer der Donau, da sie doch bald nach dem Abzuge der Ostgothen in Pannonien eingerückt waren, und von Pannonien aus in Italien eindrangen? Viel weniger finden wir beym dritten Blatt über die Lage unsers Erdtheils am Ende des 6ten Jahrhunderts zu erinnern, wo die Westgothen allein in Hispanien herrschen, das Reich der Franken in seine grofsen Theile zerfällt, (ein Aquitanien, in der Ausdehnung, wie die Provinz hier angegeben ist, gab es um diese Zeit noch nicht), und die Longobarden sich des gröfsern Theils von Italien bemächtigt hatten. Die Gränzen des Exarchats gegen ihre Besitzungen sind sehr gut bestimmt. Aber das Reich der Avaren ist unstreitig zu grofs angegeben, und gegen Osten ohne alle Gränzen fortgerückt. Bey England finden sich die Striche mit Genauigkeit bezeichnet, in welchen sich die ursprünglichen Bewohner des Landes gegen die Obermacht der Angeln und Saxen für jetzt noch erhielten; doch sind sie auf der Nordseite etwas zu ausgedehnt angenommen. Volles Lob verdient auch das vierte Blatt von der Lage Europens am Ende des 7ten Jahrhunderts; nur ist das Reich der Avaren auch hier noch zu weit gegen Osten bis an den Pontus Euxinus vorgerückt. Aufserdem hätte der Name der Petscheneger nicht übergangen werden sollen, welche jetzt schon an den Ostgränzen Europens zu erscheinen anfiengen. Sehr richtig läfst aber der Vf. die Zichi und Lazi noch in ihren alten Sitzen an den Ostküsten des schwarzen Meers, während die Czechi und Lechi schon in Böhmen und Polen stehen, ob ihm gleich zuverlässig bekannt ist, dafs manche unvorsichtige Schriftsteller die letztern von den erstern ableiten. — Weniger gut und richtig als diese Karten glaubt Rec. die zur Erklärung beygefügten synchronistischen Tabellen, wenigstens die erste Hälfte derselben zu finden. Vielleicht hätte Hr. K. besser gethan, diese völlig wegzulassen, da sie im Grunde nur als Einleitung in die neuere Geschichte dienen, und andere sehr vorzügliche von *Hübler* und *Bredow* bereits vorhanden sind. Die gegenwärtigen haben in den Zeiten vor Christi Geburt keine eigene Kolumne für die Chronologie, nichts von Olympiaden, von den Jahren Roms; blofs die Jahre vor Christi Geburt sind jedem einzelnen Ereignifs vorgesetzt. Dadurch verliert sich ein grofser Theil des synchronistischen Ueberblicks. Auch in den einzelnen Angaben finden sich Verirrungen, die man aus einem sonst so vorzüglichen Werke wegwünschen möchte. Gleich der Anfang macht einen unangenehmen Eindruck: „Den gröfsten Theil von Spanien (*Hispanien*) *und Gallien* besetzten die Kelten. — Neben ihnen erschie*nen in der Folge* auch Iberer (*Celtiberes, Vascones*) in dem nördlichen Theile von Hispanien und in Aquitanien." Einstimmig haben bisher ältere und neuere Schriftsteller die Iberer als die Ureinwohner Hispaniens angegeben, zu welchen erst in der Folge Keltiberer sich eindrangten; die ganze Lage der einzelnen Völkerschaften spricht auch für die Wahrheit des Satzes. Tab. II. „Die Griechen übertragen das *Oberkommando den Athenienfern.*" Niemand dachte daran, dieses in jenen alten Zeiten den Lacedämoniern streitig zu machen; ihre Unkunde des Seewesens aber, und das üble Betragen einzelner Befehlshaber verursachten, dafs *die* Athenienser nach den Niederlagen des Xerxes *das Kommando zur See* erhielten. — Tab. III. „*In Macedonien* herrscht Antipater als Statthalter; *ihm folgt* sein Sohn Kassander. — Die Armee ruft den Demetrius *Polyorcetes* zum König aus." Dem Antipater folgte, selbst nach den Verordnungen dieses Statthalters, Polysperchon, und erst nach einer Reihe innerlicher Kriege Kassander; Demetrius führte den Beynamen *Poliorcetes* (der Städtebelagrer). — „Patrá und sechs andere Städte im Peloponnes erneuern *das alte achäische* Bündnifs. — Auch die *Aetolier verbinden sich zu gleichem Zwecke* von neuem." So viel Rec. weifs, waren der achäischen Städte, die von neuem in den Bund traten, ursprünglich vier; die Aetolier schlossen ihn um diese Zeit nicht erst von neuem; *zu gleichem Zwecke* verstehen wir nicht. T. IV. „Die Cimbern, Teutonen und *Ambronen* kommen aus Jütland. Marcius Rex legt die Colonie Narbo Marcius an. *Die Römer* schicken nach dieser Provinz (*Provence*) *einen Prätor.*" Die Cimbern und Teutonen läfst man gewöhnlich aus Jütland nach Italien ziehen; aber dafs auch die Ambronen aus jenen Gegenden kamen, sagt niemand; diese waren ein keltisches Volk aus den Alpengegenden, welches sich unterwegs zu den Cimbern geschlagen hatte. Narbo Marcius liegt nicht in der Provence. Tab. VI. „Ptolemäus kennt in der Nachbarschaft der Saxen die *Teutonea*, deren Name sich in der Folge über ganz Niederdeutschland, und später auch über Oberdeutschland verbreitete." Bey dieser Angabe mufs Hr. K. Quellen haben, welche Rec. nicht kennt. — Aber weit zuverlässiger und äufserst zweckmäfsig werden die mit Einsicht abgekürzten Darstellungen in den folgenden Tabellen, welche als wahre und sichere Wegweiser zur Erklärung der Karten dienen. Da wir nun diese Treue und Sorgfalt auch bey den übrigen Zeichnungen und kurzen Erklärungen im weitern Fortrücken des Werks mit Zuverlässigkeit erwarten dürfen, und ohnehin die neuern Zeiten an eigenem Interesse immer zunehmen: so müssen wir dem Vf. für die glückliche Ausführung des schwierigen Unternehmens danken, und ihn zur un-

ununterbrochenen Fortsetzung auffodern. An thätiger Unterstützung des wohlhabendern Publicums, ohne welche ein solches Werk unmöglich zu Stande kommen kann, wird es hoffentlich nicht fehlen.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Gräff: *Fanny und Julia. Oder die Freundinnen von Sophie von La Roche. Erster Theil.* 1801. 354 S. *Zweyter Theil.* 1802. 412 S. 8. Mit 2 Titelkupfern von Penzel. (2 Rthlr. 16 gr.)

2) Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Louise*, ein Weib, wie ich es wünsche. 1802. 384 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 8 gr.)

3) Leipzig, b. Martini: *Julie Wolmar.* Ein Bild des Weibes, wie es sich der Weise denkt und der Mann von Geist und Herz träumt. Als Seitenstück zur *Sophie*, dem Bilde edler Jungfräulichkeit. 1803. XXIX. u. 407 S. 8. Mit 1 Titelkupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die Geschichte von Fanny und Julie Nr. 1. geht von einer englischen Koststhule aus, wo sich die beiden Mädchen kennen und lieben lernen; ihre Schicksale führen sie nach sehr verschiedenen Richtungen hin, vereinigen sie aber zuletzt wieder auf einem Punkte. Es ist eine Reise Liebes- und Freundschafts-Geschichte, wie es die Vfn. selbst einmal nennt, bald erzählend, bald dialogirt, bald in Briefen, bald in der Form eines Tagebuchs. Den Ton derselben scheint die Vfn. sehr bescheiden zu beurtheilen, indem sie von dem angeblich copirten Tagebuch eines Hn. *Olbach*, welches den gröfsten Theil einnimmt, Th. I. S. 25. sagt: „Da ich getreu die Urschrift copiere, so gehören Fehler und Verdienste der Feder des Hn. *Olbach*, welcher bey seinem frommen Vater viele Predigten lesen und hören mufste, und wohl etwas von diesem Gang der moralischen Gedanken und Gefühle angenommen haben mag, und doch wie alle *guten* Frommen gern bey Ideen der Liebe und des Ungewöhnlichen verweilet." Wenn wir nun gleich gestehen, dafs durch Weitläufigkeit und ausgesponnene Moralisationen der Vortrag oft Homilien ähnlich wird, auch einzelne gedehnte Perioden, wie Th. I. S. 70—72, und einige Uncorrectheiten mit unterlaufen: so bewundern wir doch bey einer so betagten Schriftstellerin das frische, kraftvolle Leben, und ehren den ruhigen, besonnenen Geist, die richtigen Ansichten von dem Werth der Dinge und den über das Ganze verbreiteten Sinn für alles Schöne, Wahre und Gute. Die Vfn. hat nach ihrer Weise das Gewebe ihrer anziehenden Geschichte mit mehrern Excursionen, z. B. über die Insel Rügen, über die Hebriden u. s. w. durchflochten, welche die Aesthetik vielleicht nicht billigt, aber die nächste Absicht, zu belehren, rechtfertigt. Auch läfst sie keine Gelegenheit vorbey, ihren Freunden etwas verbindliches zu sagen. Ihrer Enkelin, Sophie Brentano, einer früh abgeblühten Rose, setzt sie Th. II. S. 373. ff. ein rührendes Denkmal.

Die bekannte *Elise* hat ein Heer von sogenannten „Weibern, wie sie seyn sollten," zwar nicht im Leben, aber wohl in Romanen, hervorgebracht. Etwas dem ähnliches ist auch Nr. 2., wiewohl der Vf. seine Luise nicht als Ideal und Typus der ganzen weiblichen Welt aufdringen will, sondern blofs seine individuelle Ansicht von einem Weib giebt, „wie *er* es wünsche." Männer wie der Held dieser Geschichte, August, mögen sich freylich solche Luisen wünschen, die sich den thörichtsten Launen ihrer Eheherren hingeben, das Liebste um derselben willen verleugnen, fast keinen eigenen Willen mehr haben; aber der ächt liebende und wahrhaft edle Mann wird keine so grenzenlose Hingebung verlangen, und ein in sich vollendetes Weib wird sich zu sehr ehren, um ihre Selbstständigkeit der Schwachheit und Laune eines verschrobenen Mannes aufzuopfern. Ohne dem Buch einen ausgezeichneten Rang unter den Schriften dieser Gattung einzuräumen, würden wir es doch als eine durch Stoff und Form anziehende, rührende, warnende und lehrreiche Geschichte sehr empfehlen, wenn nicht einige, ohne Zartgefühl behandelte und ausgedrückte, Scenen roher Sinnlichkeit der Unschuld leicht gefährlich werden, wenigstens die sittliche Grazie beleidigen dürften. Als Kunstwerke wollen übrigens Schriften der Art nicht beurtheilt seyn. Einzelne Ausstellungen wären wohl zu machen, z. B. über den Rath, *wie* man in der Bibel lesen soll S. 95. ff. In dem Tagebuch spricht das junge Mädchen Luise oft zu altklug. Platt ist der Ausdruck S. 103. „meine Patschchen." Undeutsch S. 279. „einen verdenken."

Wir kommen zu Nr. 3. Rousseau's neue Heloise wird von Lesern und Leserinnen gewöhnlich bis dahin mit Heifshunger verschlungen, da seine Julie Madame Wolmar wird; dann wird der Mehrzahl der Leser die Geschichte dieses häuslichen Stilllebens zu einförmig, zu ernst und zu moralisch; das Piquante der Intrigue, die R's. Phantasie mit so feurigen, für entzündbare Gemüther so verführerischen Farben ausgemalt hat, ist vorüber; aus dem gefallenen Mädchen ist eine reine, tadellose und musterhafte Gattin geworden. Ob nun gleich jener erste Theil der Heloise den letztern an Kunstwerth weit übertrifft: so söhnt doch der letztere den Moralisten erst ganz wieder mit R. aus, indem hier ein Ideal eines reinen, schönen häuslichen und ehelichen Verhältnisses aufgestellt wird, welches wir schon längst von Jemand aus seinen Umgebungen herausgehoben und etwa in einem unserer Taschenbücher für das schöne Geschlecht, zum Muster und Frommen desselben, aufgenommen zu sehen wünschten. Diesen Wunsch hat ein uns Unbekannter, der sich hinter der vorausgeschickten vortrefflichen Abhandlung *über Herzensverbindungen, in Beziehung auf das weibliche Geschlecht*, K. G. S....e unterschreibt, auf eine sehr lehrreiche Art erfüllt, und wir wünschen nur, dafs seine geistvolle und freye Bearbeitung dieses Theils der Heloise, von welcher der Vf. den Stoff, aber nicht die Form entlehnt hat, nicht etwa *darum*, weil sie so sittlich, so lehrreich und so wohlthätig ist, weniger aufmerksame und theilnehmende

nehmende Leserinnen finden möge. Um ein ganz reines, durch keinen Flecken entstelltes Bild aufzustellen, liess der Vf. alle Beziehungen auf frühere Verirrungen der Julie weg, und er sagt in der an feinen Bemerkungen reichen Vorrede S. IX. ff. von seiner Bearbeitung der Rousseauischen Bemerkungen über die Verhältnisse des Weibes und des häuslichen Lebens: „Sie gewinnen an Reinheit, zeigen nun in Julie Wolmar das Leben des Weibes als ein reinschönes Kunstwerk, anstatt dass Rousseau diese musikalische Harmonie in seiner neuen Heloise durch eine, für unser Gefühl immer widrige, vorhergehende Disharmonie hervorbringt. Diess ist der einzige grosse Fehler der neuen Heloise gegen Wahrheit und Natur. Das Weib darf sich nicht durch Zwiespalt mit sich, seinen Gefühlen und seiner Würde entzweyen, oder es ist um den schönen Frieden und die Harmonie ihres Innern geschehen."

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Lehrbuch der deutschen prosaischen Schreibart für Akademien und Gymnasien*, von *Traugott Gotthilf Voigtel*, Prof. der Philos. zu Halle. 1802. 282 S. 8. (16 gr.)

Aus dem merklich grössern und allgemeinern Bestreben unsers gegenwärtigen Zeitalters nach einer gründlichern Erlernung der deutschen Muttersprache, und aus der Verbindung derselben mit dem Schulunterrichte folgert der Vf. mit Recht eine erfreuliche Ansicht des sich immer mehr unter uns bildenden Geschmacks. Seine eigenen Beschäftigungen mit diesem Studium sind schon aus dem von ihm gelieferten *hochdeutschen Handwörterbuche* bekannt; und das hier angezeigte grammatische Lehrbuch bestimmt er vorzüglich für die sogenannten gelehrten Schulen. Der erste Abschnitt, welcher von der Sprachrichtigkeit handelt, und eine kurze Grammatik enthält, kann in den mittlern Classen erklärt werden; für die höhern blieben dann die übrigen Abschnitte. Für Akademieen ist diess Buch nur in Hinsicht auf den dort zu ertheilenden Unterricht im deutschen Stil, und in der deutschen Sprache für Ausländer, bestimmt. Uebrigens gesteht der Vf., dass er die Arbeiten seiner Vorgänger, und besonders *Adelungs*, jedoch ohne blinde Befolgung, dankbar benutzt habe. Er selbst zeichnet in der Vorrede einige Abweichungen von diesem berühmten Sprachforscher, und Eigenthümlichkeiten seiner Lehrart, aus. So hat er die gewöhnlich zahlreicher angegebenen Eigenschaften auf drey: Sprachrichtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zurückgeführt. Die letztere dieser Eigenschaften erklärt und erörtert er aus einem andern Gesichtspunkte als *Adelung*, und hat dabey die, für Anfänger vielleicht doch nicht ganz einleuchtenden, Bestimmungen der kritischen Philosophie angenommen. Auch in der Bestimmung der Adjective und ihres Unterschiedes von den Adverbien in unserer Sprache weicht er von jenem Vorgänger ab, und erinnert wohl mit Recht, dass dieser das Wesen des deutschen Adjectivs mehr in das Aeussere, als in den Begriff desselben zu setzen scheine. Ihm ist ein Adjectiv derjenige Redetheil, welcher einen Begriff bezeichnet, der nur *an* einem *Gegenstande* gedacht werden kann, und bloss in Beziehung *auf* denselben Bedeutung hat; das Adverbium hingegen bezeichnet einen Begriff, der nur *ausserhalb* des Gegenstandes gedacht werden kann, aber vermittelst eines Verbi darauf bezogen wird, und zunächst den Begriff des Verbi näher bestimmt. Die blosse Form kann hier um so weniger ein sicheres Unterscheidungsmerkmal abgeben, da sie oft in beiden Redetheilen die nämliche ist; z. B. *der Mann ist gut*, und: *der Mann lebt gut*. Das *gut* in der erstern Redensart gleichfalls für ein Adverbium zu nehmen, scheint immer etwas widersinnig zu seyn, weil es offenbar das Prädicat des Satzes ist. Ferner nehmen *Adelung* und andere gar keinen Ablativ im Deutschen an, und halten sich *auch hier* an der völligen Gleichheit der Form mit der *des Dativ's*. Als Erleichterungsmittel kann diess allerdings gelten; aber der Vf. sieht vornehmlich auf die Verhältnisse, welche diese beiden Casus bezeichnen; und hierin ist allerdings der Unterschied, dass der Dativ das Ziel andeutet, worauf der Begriff eines Prädicats gerichtet ist, der Ablativ aber gerade das Gegentheil, nämlich den Punkt, von welchem die Prädicate anheben oder ausgehen, wiewohl er im *Deutschen* nie ohne Präposition steht. Wir brauchen diesen *Casus* wie die Römer; diese aber empfanden das dadurch bezeichnete Verhältniss tiefer als andere Nationen, und bestimmten daher auch ein eigenes Casuszeichen dafür. In Beziehung auf diesen Unterschied mussten denn hier auch die Präpositionen anders geordnet werden. — Man sieht schon aus diesen Beyspielen, dass der Vf. selbst über seinen Gegenstand nachgedacht hat, wovon sich ausserdem in der ganzen Behandlung des Lehrbuchs, und besonders in der Verbindung des Praktischen mit der Theorie, rühmliche Spuren finden.

RÖMISCHE LITERATUR.

Helmstädt, b. Fleckeisen: *P. Ovidii Nasonis Amatoria* e recens. P. Burmanni cum varietate lectionis praecipua. P. I. et II. 1802. 523 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Ein neuer Abdruck der 1787 vom verstorbenen Hofr. *Wernsdorf* in Helmstädt besorgten, schätzenswerthen Ausgabe von Ovids erotischen Schriften, oder, wie es uns wahrscheinlich ist, der alte Abdruck mit einem neuen Titel. Der erste Theil enthält Ovids Heroiden, denen die drey Episteln des Sabinus beygefügt sind; der zweyte Ovids Bücher *Amorum*, *Artis amatoriae*, *Remedia amoris* und *medicamina faciei*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 26. May 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜRICH, b. Orell, Füfsli u. Comp.: *Hans Rudolph Füfslins kritisches Verzeichnifs der besten, nach den berühmtesten Malern aller Schulen vorhandenen Kupferstiche. Erster Theil.* Die Florentinische und Römische Schule. 1798. 23 Bog. *Zweyter Theil.* Die Lombardische und Bolognesische Schule. 1800. 1 Alph. 3 B. *Dritter Theil.* Die Venezianische Schule. 1802. 17½ Bog. in 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ueber den Zweck diefes Verzeichniffes erklärt fich der Vf. fchon auf dem Titelblatte jedes Theils noch näher. Die eigentliche Beftimmung feiner Arbeit ift nämlich *für Liebhaber, die fich mittelft einer nicht zahlreichen, aber auserlefenen Sammlung von Kupferftichen deutliche Begriffe von dem, jedem klaffifchen Maler eigenen, Kunftcharakter erwerben wollen.* Das im J. 1771 von dem Vater des Vfs. herausgegebene räfonnirende Verzeichnifs der vornehmften Kupferftecher und ihrer Werke erregte in ihm den Wunfch, dafs Jemand ein Verzeichnifs unternehmen möchte, welches nur von den vorzüglichften Kupferftichen nach den berühmteften Malern aller Schulen handelte, und jenen Zweck beförderte. Der Kupferftecher durfte indefs dabey nur fo weit in Betrachtung gezogen werden, als er, gleich dem Ueberfetzer eines klaffifchen Schriftftellers, den Geift und das Charakteriftifche feines Originals getreu, und auf eine deutliche und gefällige Art zu überliefern gewufst hatte. Solch ein Verzeichnifs wurde bisher noch nicht geliefert; und felbft das von dem verftorbenen *v. Heinecke* ehedem angefangne, aber nur bis zum vierten Bande vollendete, *Dictionnaire des Artiftes, dont nous avons des Estampes,* würde diefs Bedürfnifs nicht in feinem ganzen Umfange befriedigt haben. Es war indefs für den Unternehmer folch eines Werks nothwendig, eine grofse Kupferftichfammlung vor Augen zu haben; und der Aufenthalt des Vfs. in Wien bot ihm diefe Gelegenheit in vollem Maafse dar. Von feinem Vater und von *Salomon Gefsner* aufgefodert, und von Liebe zur Kunft angefeuert, unternahm er daher fchon im J. 1772 die Abfaffung einer folchen verdienftlichen Arbeit, deren Anfang jedoch durch eine Reife, und durch einen funfzehnjährigen Aufenthalt in einigen entfernten Provinzen Ungarns, unterbrochen, nachher aber bey feiner Zurückkunft nach Wien aufs neue betrieben wurde. Die Arbeit felbft gewann hiebey; denn jetzt fand er die dortige K. K. Kupferftichfammlung in einem weit vollkommneren Zuftande, als vorhin, weil Kayfer *Jofeph II* auf ihre fehr anfehnliche Vermehrung bedacht gewefen war. Auf die *beften* Kupferftiche war immer zwar fein Hauptaugenmerk gerichtet; ob er gleich bey manchen Malern, nach denen nichts Vortreffliches geftochen war, auch mit der Anführung mittelmäfsiger oder erträglicher Blätter fich begnügen mufste. Bey Kupferftichen nach grofsen Meiftern ift diefes nur gar zu oft der Fall, weil die meiften Kupferftecher nur blofs das Mechanifche ihrer Kunft gelernt, die Zeichnung aber und das Studium des malerifchen Gefchmacks vernachläfsigt haben. Der Erfoderniffe find hier ohnehin zu viele; und diefe werden von dem Vf. S. 9 ff. fehr gut angegeben. Nicht felten machten auch die gröfsten Kupferftecher das Glänzende, das Feine, Kühne und Spielende zu ihrer Hauptabficht; und dadurch wurde dann auch die Wahl der Gemälde beftimmt, die fie kopirten. Bey den Neuern befonders war es oft blofse Nachgiebigkeit gegen den Zeitgefchmack, warum fie lieber Gegenftände aus einem niedrigen als höhern Fache der Malerey wählten. Nicht immer wurden ferner die Kupferftiche unmittelbar nach den Originalgemälden felbft, oder doch nach felbft darnach ftudirten Zeichnungen gearbeitet; wenn das aber auch gefchieht, fo gehört immer noch hinlängliche Stärke im Zeichnen und lebhaftes malerifches Gefühl dazu, um den ganzen Charakter fo zu treffen, dafs der Kenner von den vorzüglichften Eigenfchaften des Gemäldes nichts vermiffe. Mit Recht wünfcht der Vf., dafs man bey der Veranftaltung ganzer Folgen von Kupferftichen nach den berühmteften Meiftern einer grofsen Gallerie die gefchickteften Zeichner gewählt hätte, ohne deren Vorarbeit auch dem beften Kupferftecher feine Arbeit nie völlig gelingen kann. Die einzige Sammlung diefer Art, welche diefen Wunfch gröfstentheils befriedigt, ift die Folge von Kupferftichen nach einigen der vornehmften Gemälde Ludwigs XIV, die im J. 1670 auf 38, und einige Zeit hernach auf 44 Stücke gebracht wurde. Am nächften kommt ihr in jener Hinficht noch die Boydellfche, obgleich fehr ungleiche Sammlung. Beffer find die, welche man in neuern Zeiten nach den *Zeichnungen* der beften Meifter, in allen möglichen Behandlungsarten, gemacht hat.

Zur Eintheilung diefes Verzeichniffes fand der Vf. die nach den Malerfchulen feinem Zwecke am angemeffenften; und machte den Anfang bey dem Zeitpunkte der Wiederherftellung des wahren Kunftgefchmacks. Aus jeder Schule aber wählte er vorzüglich nur die beften Kupferftiche nach folchen Meiftern für feine kritifchen Bemerkungen, die der Sch-

entweder gewissermaſsen ſelbſt den ihr eigen gebliebenen Ton gaben, oder die doch in dieſem Tone mit beſondern Genie und eigner Originalität fortarbeiteten. Indeſs ſind auch Stiche von geringerm Werthe nicht ganz übergangen, wenn ſie irgend charakteriſtiſch ſind; nur hat der Vf. dieſe bloſs überhaupt beſchrieben, nicht aber, wie jene, kunſtmäſsig zergliedert. Das hiſtoriſche Fach, als das wichtigſte, blieb immer der vorzüglichſte Gegenſtand dieſes Verzeichniſſes, und vornehmlich die höhere Gattung deſſelben von reichhaltiger Bedeutſamkeit. Dieſe machen alſo den erſten Abſchnitt bey jeder Schule aus; und ihnen folgen Darſtellungen minder wichtiger Begebenheiten und Handlungen, Subjekte aus dem gemeinſten Leben, Landſchaften und Porträte. Beym Anfange jeder Schule iſt der herrſchende Kunſtcharakter derſelben beſtimmt; dann aber noch bey jedem Meiſter ein Räſonnement über das ihn beſonders Auszeichnende und ihm Eigenthümliche vorausgeſchickt.

Seinem lehrreichen Vorberichte hat der Vf. eine nicht minder leſenswerthe Betrachtung *über den Kunſtgeſchmack in dieſem Jahrhundert* angehängt. Dieſer ſcheint ihm während des gedachten Zeitraums in Italien, Frankreich, den Niederlanden und Deutſchland merklich geſunken zu ſeyn; mehr jedoch in Rückſicht auf die *Malerey*, als auf die Kupferſtecherkunſt. Unter den Verſtorbenen zählt er nur höchſtens drey klaſſiſch-groſse Maler, *Carlo Maratti*, *Laireſſe*, und *Rafael Mengs*, wovon jedoch die beiden Erſtern mehr noch dem ſiebenzehnten Jahrhundert angehören. Unter den Uebrigen behielten die Italiäner doch immer noch etwas Groſses und Schönes in den Formen, und bisweilen auch im Ausdrucke. In Frankreich entartete der groſse und richtige Geſchmack weit mehr; *Vien* war indeſs Wiederherſteller deſſelben, und macht Epoche. In den Niederlanden erſchien ſeit *van der Werf* kein groſser hiſtoriſcher Maler; und Deutſchland hatte zwar in der erſten Hälfte des 18ten Jahrhunderts zwey talentvolle Geſchichtsmaler, *Daniel Gran* und *Paul Troger*; aber ſie waren nicht correct genug in der Zeichnung, und auſserdem zu manierirt. *Maulberch* war ein Mann von auſserordentlichem und ſehr feurigem Genie, arbeitete aber faſt allein auf den Effect des Kolorits. Von den noch lebenden Malern kritiſch zu reden, war des Vfs. Abſicht nicht. Länger aber verweilt er ſich über *Rafael Mengs*, und nennt ihn ein Phänomen der Kunſt im vorigen Jahrhundert. Seine hinterlaſſenen Schriften, beſonders ſeine praktiſchen Bemerkungen, ſind ein unſchätzbares Kleinod, ſowohl für angehende als ſchon gebildete Künſtler. Sehr wahr iſt es, daſs der Verfall des ächten Kunſtgeſchmacks gemeiniglich von den Kunſtliebhabern herrühre. In den minder bedeutenden, aber doch immer wichtigen Fächern der Kunſt haben ſich hingegen manche Meiſter als klaſſiſch hervorgethan. — In Hinſicht auf den Geſchmack in der *Kupferſtecherkunſt* fällt des Vfs. Urtheil vortheilhafter für die neuern Künſtler aus, die, im Allgemeinen, ſowohl in der Wahl als Ausführung ihrer Gegenſtände, ihren Vorgängern zur Seite geſtellt werden dürfen. Nur gegen die zweyte Hälfte des 18ten Jahrhunderts gewann durch *Daulle*, *Balechou* und *Wille*, Männer von groſsem Talent und Kunſtgefühl, der Geſchmack an Zierlichkeit und Feinheit des Grabſtichels die Oberhand. Der Charakter jener Künſtler und ihrer Nachfolger wird treffend gewürdigt. Unter den Ausländern heben ſich die Engländer, beſonders in der ſchwarzen Kunſt, am meiſten hervor, und brachten dieſe zur höchſten Vollkommenheit. Der Vf erkennt die Vorzüge dieſer Manier für die Uebertragung gewiſſer maleriſcher Schönheiten an; zeigt aber auch ſehr gut, daſs für andre die Arbeit des Grabſtichels mehr geeignet iſt. So gedenkt er auch der Vortheile und Mängel der punktirten Manier.

Die Ausarbeitung dieſes Werks ſelbſt gereicht dem Vf. ſehr zur Ehre. Sowohl in den allgemeinen Charakteriſirungen einer jeden Malerſchule, wobey er zum Theil Hn. *Huber*, vorzüglich aber den Grundſätzen und Urtheilen des auch in dieſer Hinſicht ſo trefflichen *Mengs* gefolgt iſt, als die beſondern Angaben der eigenthümlichen Manieren und Verdienſte eines jeden einzelnen Künſtlers, herrſcht überall groſse Beſtimmtheit und zweckmäſsige Vollſtändigkeit, wobey auf der Einen Seite alle Trockenheit, und auf der andern aller entbehrliche Ueberfluſs, glücklich vermieden ſind. Dieſs gilt auch von den Beſchreibungen der Kupferſtiche; und der groſse Vortheil, den dieſe durch die eigne Anſicht des Kennerauges erhielten, iſt überall ſichtbar. Auch ſind bey jedem Blatte die Höhe und Breite deſſelben angezeigt. Mit dem dritten Bande wird das Verzeichniſs der italiäniſchen Schulen geſchloſſen; und es ſind demſelben allgemeine Betrachtungen über die italiäniſchen Maler vorausgeſchickt. Man findet in dieſen drey Bänden eine kritiſche Beſchreibung von nicht weniger als 820 gröſstentheils guten Kupferſtichen, die nach den vorzüglichſten Werken von 58 berühmten Malern geſtochen, und zum Theil auch von Einigen ſelbſt radirt ſind. Der vierte Band wird das Verzeichniſs der beſten Blätter nach den berühmteſten niederländiſchen und holländiſchen Meiſtern enthalten; und dann werden die Franzoſen, Deutſchen und Engländer folgen. — Ueber jeden neuen Abſchnitt einer Malerſchule ſteht ein von *Lips* ſauber radirtes Medaillon ihres Stifters oder vorzüglichſten Meiſters.

PHILOLOGIE.

Wien, b. v. Trattnern: *Ueber die Tagaliſche Sprache*, von *Fr. K. Alter*, Doctor der Philoſophie, Cuſtos der k. k. Univerſitätsbibliothek. X u. 80 S. in 8.

Der unermüdete Sprachforſcher, Hr. *A.* fährt rühmlich fort, das Petersburger *Vocabularium comparativum* zu ergänzen. In dieſem ſind die letzten 30 Nummern meiſtens leer geblieben. So hatte Pallas in der Tagaliſchen Sprache (187) von 273 Wörtern nur 31 erklärt. Hr. *A.* ward durch ein geſchriebenes Spaniſch-Tagaliſches Wörterbuch, das ſich in des Grafen

fen von Wrbna Bibliothek zu Wien befindet, in den Stand gefetzt, bey 192 Wörtern die Tagalifche Benennung anzugeben. Es blieben alfo nur noch 81 Numern leer. Für den *Pflug*, wie in dem *Vocabulario de lengua Tagala* erinnert wird, haben die Tagalas auf den Philippinen kein Wort, wenn fie gleich für *Ackern* (n. 239) *furfur* fagen. So mögen fie auch für *Egge*, *Joch*, *Panzer*, für *Schnee*, *Eis*, *Fifche*, *Rocken*, *Haber* kein Wort haben. Allein *Nafenlöcher*, *Augenbraunen*, *Augenwimpern*, *Wangen*, *Gurgel*, *Hals*, *Schulter*, *Nägel* (an Fingern), *Haut*, *Herz*, *Abend*, *Sommer*, *Jahr*, *Sand*, *Lehm*, *Rinde*, *Wurm*, *Horn*, *Beil*, *Nagel*, *Donner*, u. f. w. follten fie doch zu nennen wiffen. *A.* fand diefe Wörter nicht, felbft die Benennungen für *ift*, *gib*, *fteh*, *gehe*, konnte er aus Mangel einer Tagalifchen Grammatik, auf welche das Vocabul. verweifet, nicht angeben. Einige Wörter find aus dem Spanifchen entlehnt: *Dios*, Gott, ehedem *Bathala*; *Vaca*, Kuh; *Cabayo* (anftatt *cavallo*), Pferd; bey Kind fteht nebft *fangol* auch *Ninej*, Span. *niño*; *Opato*, Ente, vergleicht Hr. *A.* mit dem Portugief. *pato*.

Bey Weintraube (143) wird zwar erinnert, auf den Philippinifchen Infeln wachfe kein Wein; allein bey Wein (180) fteht doch *alac*. *Vino de palmas* Palmwein, *alac nigo*. Pallas hat zu beiden Numern im Magindanifchen *angor* (Wein) gefetzt. Wenn aber bey Hitze (113) gefagt wird, das Tagalifche habe für die natürliche Hitze kein Wort: fo liefse fich dagegen einwenden, dafs Hitze im Magindanifchen bey Forreft *Mayow* heifse, bey Pallas *majou*. Letzterer fchöpfte aus dem erftern. Wozu alfo bey Anführung des Magindanifchen aus Pallas die beftändige Wiederholung: fo auch bey Forreft? Wie konnte fich *A.* überwinden, 242 Mal zu fchreiben: bey Pallas gehts ab? Nicht fo oft, aber doch 81 Mal heifst es: Tagalifch nicht im *Vocabulario de lengua Tagala*. Wie viel kürzer hätte fich der Vf. nicht faffen können! Rec. würde etwa einen halben Bogen dazu gebraucht haben. Bey Licht (199) Tagal. *livanag*, Magind. *Magan*, wird bemerkt: „da das englifche Wort *light* fowohl *lux* als *levis* anzeiget, fo bin ich fehr ungewifs, was Forreft unter *Magan* meyne." Hätte doch der Vf. n. 214 (*levis*, leicht) damit verglichen! Da fteht nun das Magindanifche *Magan* wieder, und wird durch das Tagalifche *Magaan* beftätigt. Es war alfo ein blofser Mifsgriff, dafs Pallas *Magan* zu dem Worte Licht fetzte. Bey Hand (35) führt Hr. *A.* auch das Neufeelandifche *ringa* (nicht *rinka*) aus Pallas an, und fetzt hinzu: „Sonderbar. Diefs entfpreche dem Polabifchen *ronka*, dem Polifchen *renka*." Wer kann hier an das Slawifche (*ruka*) denken? *Ringa* ift vielmehr mit *rima*, *erima* anderer füdländifchen Sprachen zu vergleichen.

Die bey Pallas Tagalifch erklärten Wörter werden gewöhnlich durch Alters Angaben beftätigt. So heifst Waffer (98) bey beiden *Tubig* (nicht *Tubik*). Pallas hat noch *Tabang*, ungefalznes Waffer, und *Tafsik*, gefalzenes Waffer. Hr. *A.* führt hier aus Marsden noch Wörter anderer Sprachen an, die zum Theile auch fchon Pallas hat. Und wenn es da heifst: das Sawuifche geht ab, fo mag diefs von Marsden gelten. Denn Pallas hat beym Sawuifchen *ajlej*.

Der Tod (71) heifst bey Pallas *kamatagan* (beffer *ka-Matajan*, wie im Malayifchen), *Hallimolan*, *Pataj*; bey Hn. *A. camatayan*, *pagcamatay*, *Patai*, bey Hervas *Matai*. *Mataj* ift unftreitig hier das Grundwort, woraus *Pataj* durch Verwechslung der Lippenlaute entftanden ift. *Ca* und *pagca* find blofse Vorfylben, fo wie *an* eine blofse Endung, daher nun *ca-matay-an*, *pagca-matay-an*. Woher hat aber Pallas fein *Hallimolan*? Diefs hat nur mit dem Neukaledonifchen *Gallik*, und dann mit Wörtern Tatarlfcher, Kaukafifcher und Finnifcher Völker einige Aehnlichkeit, fo wie *Mataj* mit Indifchen und Semitifchen. Bey Beil (175) hat Pallas *daras*, *pandaras*; bey Klein, wenig (207) *Munti*, *onti*, *Bali-Balian*; bey *ich* (247) *ako*. Diefe drey Numern find bey *A.* leer geblieben. Bey Bart (31) haben beide *baba*, aber Pallas auch noch *Gumi*, das auch im Pampangifchen zu finden ift. Das Meer (99) bey beiden *dagat*. Pallas hat aber noch *laot*, Malayifch *laut*. Er fcheint alfo Wörter aus mehrern Dialekten gehäuft und (oft) auch vermengt zu haben.

Wie foll man fichs aber erklären, wenn P. und A. ganz verfchiedene Wörter angeben? So heifst

	bey Pallas	bey Alter
der Mund (27)	*bunga*,	*bibig*,
die Hand (35)	*kamas*,	*falo*,
der Fufs (40)	*kalis*,	*paa*,
der Hund (154)	*darapowa*,	*afo*, *ayam*.

Auch bey Rüdiger ift *camas* die Hand, *calis* der Fufs. Er führt zwar ein zu Manila 1754 Fol. gedrucktes *Vocabulario de la lengua Tagala* an; Rec. zweifelt aber, dafs er daraus follte gefchöpft haben.

Ob Hr. *A.* auch wohl immer die rechte Bedeutung getroffen haben mag? Mit einem Worte erklärt er manchmal zwey Begriffe. *Arao* ift die Sonne (75) und der Tag (87). *Ibig* heifst Liebe (60) und lieben, *amare* (234). *Halongtiyang* ift das Grün, *viriditas*, (130) und grün, *viridis*, (211). *Bagong tano* fteht bey Knabe (12) und bey jung (201). Diefe Zweydeutigkeit mag in der Sprache felbft ihren Grund haben. Mehrere Sprachen haben für Sonne und Tag nur ein Wort. Dafs aber *Lupa*, Erde, (97) auch zugleich Boden, *pavimentum*, (194) bedeute, *daying* Geheul (57) und Schmerz (61), *Flaraiz* Vermögen (65) und Gewalt, Macht, (66), *cahuy* Baum (128) und zugleich Pfahl heifse, ift kaum glaublich. Sollten die Tagalas für Feld, Wiefe, Acker (138, 139, 195) nur das einige Wort *parang* haben? Das zweyte Wort bey Wiefe *caparangan*, mit der Vorfylbe *ca* und Endung *an*, ift im Grunde mit *parang* einerley, und das dritte Wort *pradera* ift offenbar Spanifch. Wer kann aus den langern Umfchreibungen bey Hügel, Thal, Wunder, Stadt, (108, 109 123, 171 klug werden? Bey *Sanga*, Zweig (137), fteht noch *Nangcahui*. Solche Zufätze verleiten zu Irrthümern. Denn *nangcahui* ift nicht etwa ein zweytes Wort, fondern eine nähere

here Bestimmung des Wortes *sanga*. *Cahui* ist der Baum, *nangcahui* also soviel, als vom Baume. So wäre denn (111) *nanglupa*, *nangdagat*, nicht *vapor terrae*, *vapor maris* zu übersetzen, wie es *A*. gethan hat, sondern *von der Erde*, *vom Meere*. So steht bey Thal (108) auch *Nangbondoc*, d. i. vom Berge. Diess kann nur erklärender Zusatz seyn, nicht die Benennung selbst. Wie kann man aber so eine Arbeit unternehmen, wenn man die Sprache nicht grammatisch kennt, wie es Hr. *A*. S. 15 aufrichtig gesteht? Daher konnte er den Plural von Mensch für *Leute* (15) nicht angeben. Indessen hat er sich mit vieler Behutsamkeit durchgewunden. Die Aufhäufung der Wörter aus andern asiatischen Sprachen, die er aus dem VI Band der *Archaeologia Britanica* entlehnte, ist bey mancher Numer zu gross, und zum Theile überflüssig, da viele davon auch schon bey Pallas zu finden sind. Das Pelewsche nahm er aus *Keate*, das Magindanische etc. aus Forrest's Reise. Das Tagalische *Ave Maria* nach drey Ausgaben liess er in der Vorrede aus *Hervas Idea del Universo Tom. XVIII* abdrucken, „um Philologen in den Stand zu setzen, sich eine Idee von der Tagalischen Sprache zu machen.“ Diese Absicht möchte wohl dadurch noch nicht erreicht werden. Rüdiger in seinem Grundrisse einer Gesch. der menschl. Sp. wies ihr unter den Südländischen Sprachen die Stelle zwischen der Pampangischen und Magindanischen an. So auch Pallas. Aus Hn. *A*. Schrift merkt Rec. noch als etwas Sonderbares an, dass die Tagalische Sprache für Sohn und Tochter nur das Wort *anac*, für Bruder und Schwester *capatir* hat. Will man nun den Sohn und Bruder als männliche Personen von der Tochter und Schwester als weiblichen Personen genauer unterscheiden, so muss es durch die Zusätze Mann (*calaqui*) und Weib (*babayi*) geschehen:

anac (*nalalaqui*) Sohn,
anac (*nababayi*) Tochter,
capatir (*nalalaqui*) Bruder,
capatir (*nababayi*) Schwester.

In dem fortgesetzten Verzeichnisse seiner Schriften und kleinern Aufsätze führt Hr. *A*. S. 62—67 die Kroatischen Benennungen der Feste aus einem Gebetbuche an. Diess nennt er einen Beytrag zur slawischen Diplomatik. N. 242 bey *kochen* muss es heissen *Taudapog*, nicht Forrest's *Towdapog*.

Leipzig, b. Rabenhorst: *Kleine lateinische Grammatik* für den ersten Anfänger. Mit Uebungen. 1802. 114 S. gr. 8. (8 gr.)

Des Vfs. Sprachlehre ist auf drey Cursus angelegt, wovon hier der erste geliefert wird, der von Nachdenken und von dem Bemühen, das Erlernen der Sprache zu erleichtern und zweckmässig einzurichten, zeugt. Seine Methode ist hier folgende: Nach jeder gegebnen Regel oder nach jedem Paradigma lässt er sogleich die Anwendung durch Uebersetzungs-Uebungen aus dem Deutschen ins Lateinische folgen, und zwar in kurzen, abgebrochnen Sätzen. Die lateinischen Wörter setzt er unter, wobey die Flexion u. s. w. nach der bereits erlernten Regel dem Schüler überlassen und nur dann vom Lehrer ergänzt wird, wenn etwas in den Sätzen vorkommt, wovon die Regel noch nicht da gewesen ist. So, nachdem z. B. die erste Declination gelernt ist, schreibt er zur Uebung im Gebrauche der Casus: „Die Magd hat die Thür und die Fenster geöffnet. — Jage die Fliegen weg u. s. w.“ mit folgendem Beysatz: „Die Magd, *ancilla*, hat geöffnet, *aperuit*, die Thür, *janua*. — Jage weg, *abige*, die Fliege, *musca*.“ Dadurch nun, dass der Vf. eine Menge Dinge, Zeitwörter u. s. w. in diesen Uebungsbeyspielen anticipirt, wozu die Regel noch nicht erlernt ist, entsteht ein gewisser Mechanismus, der vielleicht in der Folge das Erlernen der Regel in etwas erleichtern mag, aber doch wohl der Methode nicht vorgezogen werden darf, welche jedesmal nur solche Beyspiele zum Uebersetzen aussucht, wozu die Regel schon gegeben ist.

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Nebst einem vollständigen französisch-deutschem Wortregister. 1803. 131 S. 8. (14 gr.)

2) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Französisches Lesebuch für den zweyten Cursus; mit Rücksicht auf* Handlungsschulen. 1803. 288 S. 8. (14 gr.)

3) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Leichte Aufgaben zur Uebung der Jugend im Französisch-Schreiben*, mit den dazu gehörigen Wörtern und Redensarten, 1803. 104 S. 8. (6 gr.)

4) Ebendaselbst, b. Ebendens.: *Deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Französische für höhere Schulclassen*. 1803. 341 S. 8. (20 gr.)

Diese Reihe von Lese- und Hülfsbüchern für den Anfänger der französischen Sprache ist nach Einem Plane angelegt, und verdient wegen der Zweckmässigkeit, womit der Plan ausgeführt worden, so wie wegen der guten Wahl der Aufsätze in Bezug auf ihren Inhalt, alle Empfehlung. No. 1 und 3 enthält das Leichteste, was Anfängern zu lesen oder zu übersetzen aufgegeben werden kann, von den einfachsten Sätzen an, in einer guten Ordnung; No. 2 begreift eine Sammlung historischer und geographischer Erzählungen, nebst einer Abhandlung über den Handel und Sammlung kaufmännischer Briefe; No. 4 endlich besteht aus moralischen Aufsätzen, Fabeln, Erzählungen, kaufmännischen Briefen und einem Anhange von Formeln und Stellen, durch deren Uebertragung die französischen unregelmässigen Zeitwörter, so wie die Regeln vom *Imparfait*, *Parfait simple*, *Participe passé* erlernt werden sollen. Die Phraseologie ist vollständig beygefügt, und die Register über die ersten drey Bücher sind mit Fleiss und Genauigkeit verfasst.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 27. May 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

MEISSEN, b. Erbstein: *Annalen der Universität zu Wittenberg.* Von *Johann Christian August Grohmann. Dritter und letzter Theil.* 1802. 262 S. 8. ohne den Anhang. (20 gr.)

Die eigentliche Geschichte der Universität Wittenberg schliesst Hr. G. in diesem Theil schon mit dem J. 1733, weil, wie er sagt, von diesem Zeitraume an, die Begebenheiten und Schicksale zu nahe an die gegenwärtigen Zeiten gränzen, als dass sich jetzt schon eine Geschichte, die bloss die vergangenen Begebenheiten zu erzählen hat, darüber ganz unpartheyisch sollte schreiben lassen. Dieser Grund zeugt allerdings von historischer Bedachtsamkeit; doch wünschten wir, dass er wenigstens noch zwanzig Jahre weiter gegangen wäre. Denn Begebenheiten, die ihre volle funfzig Jahre und drüber alt sind, deren Theilnehmer daher auch gewöhnlich schon längst die Welt verlassen haben, lassen sich wohl noch mit allen Ehren unpartheyisch beschreiben. Da es überdiess in der Geschichte einer hohen Schule eine Hauptaufgabe ist, es historisch zu erklären, wie sich ihr gegenwärtiger wissenschaftlicher Zustand gebildet habe: so dürfen die Männer und Auftritte, welche unmittelbar auf denselben gewirkt haben, nicht vorbey gelassen werden; sollte sich gleich ihr Einfluss nur allmälig und gleichsam von fern gezeigt haben. Doch wir sind gern auch mit den einzelnen Beyträgen zur Geschichte dieser Universität im verflossenen Jahrhundert, welche Hr. G. hier mitgetheilt hat, zufrieden; es ist doch immer weit mehr, und etwas weit besseres, als wir bisher darüber gelesen hatten.

Im *ersten Kapitel* (S. 1—37) ist wiederum die Geschichte *der Privilegien und Einkünfte der Universität* vom J. 1694 bis 1733 enthalten. Zu jenen gehört, dass im J. 1711 der Juristen-Facultät das Recht, Notarios zu creiren, und der Philosophischen das Befugniss, Poeten zu krönen, ertheilt wurde. Doch schon im J. 1721 wurde jenes Recht dahin eingeschränkt, dass nur diejenigen Notarii, welche in Beyseyn der Juristenfacultät examinirt und creirt worden wären, als gültig sollten anerkannt, und in den Gerichten zugelassen werden, und ein Jahr vorher, war auch den Comitibus Palatinis streng untersagt worden, sogenannte Doctores bullatos zu creiren. Die Jurisdiction der Universität wurde in diesem Zeitraum mehr noch als zuvor eingeschränkt, und durch eine gleichere Vertheilung der Rechte und Verbindlichkeiten zwischen ihr und den neben ihr bestehenden Gerichtsbarkeiten, wurde ein gleicheres Verhältniss hervorgebracht. Das *zweyte Kap. von den milden Stiftungen und der äussern und innern Einrichtung der Universität*, (S. 38—55) giebt doch für einen so kurzen Zeitraum, dreyzehn neue Stiftungen von Stipendien für Studierende an, worunter die Marschallsche von 10650 Rthlr. und die von Georg Mich. Cassai, einem gebornen Ungarn, für seine zu Wittenberg studierende Landsleute, für welche er auch eine Bibliothek hinterlassen hat, errichtete von 5169 Rthlrn., die beträchtlichsten sind. Die akademische Bibliothek, welche im J. 1691 aus nicht mehr als 4390 Büchern bestand, erhielt im J. 1721 nach dem Tode *Dassovs*, des bekannten Lehrers der morgenländischen Sprachen zu Wittenberg, und zuletzt Probstes zu Rendsburg, dessen ganze aus dreytausend auserlesenen Büchern bestehende Bibliothek, zum Geschenke vermacht. Hingegen sucht man die von *Lessingen* in der Universitäts-Bibliothek aufgefundene Geschichte von *Scultetus*, jetzt in derselben vergebens. Das anatomische Theater erhielt im J. 1733 durch die für 20,000 Gulden gekauften *Ruyschischen* Präparate, welche *August III.* schenkte, einen reichen Zuwachs.

Der im *dritten Kapitel* befindliche Abriss von *dem religiösen, wissenschaftlichen, moralischen und politischen Zustande der Universität*, (S. 56—104) fängt mit einem, fast zu weitläufig gerathenen, Beweise an, dass gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts die Luthrische Dogmatik an die Stelle der päpstlichen Bullen getreten war; nur mit dem Unterschied, dass sie nicht willkürlich, sondern nach Lehren der Bibel — die sie wenigstens dafür hielt, decretirte. Schon vor hundert Jahren hat eben dieses vom gesammten protestantischen Lehrbegriffe der berühmte *Rich. Steele* in der bekannten satirischen Dedication an den Papst, folgendergestalt ausgedrückt: „Der ganze Unterschied „zwischen Ew. Heiligkeit und unsern protestantischen „Theologen besteht darin: *Ew. Heil. können nicht „irren, und unsere Theologen irren niemals.*" Hr. G. zeigt darauf, (S. 63. fg.) dass *Calixtus* der erste gewesen sey, der die Dogmatik zu ihrer Lauterkeit und Einfachheit nach *Luthers* und vornämlich *Melanchthons* Sinne zurückzuführen gesucht habe, und *Spener* sey in seine Fusstapfen getreten. Er behauptet sogar, (S. 69.) *dass man die Geschichte des Pietismus, in der wahren Bedeutung dieses Worts, vom Calixtus anfangen müsse.* (Hierin kann man ihm aber nicht Beyfall geben. Beide grosse Männer hatten freylich manches mit einander gemein: Verbesserung der theologischen Methode, Religionsverträglichkeit, Empfehlung der

der theologiſchen Moral und Herabſtimmung der hohen Verehrung der ſymboliſchen Bücher; allein, ſowohl ihre Reformationsentwürfe und Vorſchläge nahmen eine ganz verſchiedene Richtung, als auch die Mittel, welche ſie dazu wählten, waren zum Theil weit von einander verſchieden. C. ſuchte gründlich gelehrte Theologen zu bilden; Sp. wollte, ohne der wahren Gelehrſamkeit Eintrag zu thun, mehr fromme und erbauliche Prediger gezogen, mehr das praktiſche Chriſtenthum hergeſtellt wiſſen; Gottſeligkeit galt bey ihm weit mehr als Gelehrſamkeit: das Charakteriſtiſche des erſten ächten Pietismus. C. war ariſtoteliſcher Philoſoph, brachte auch Kunſtwörter dieſer Schule in die Dogmatik; Sp. hingegen war und wollte nichts weniger als Philoſoph ſeyn; faſsliche und fruchtbare Bibelerklärung ſollte nach ſeiner Abſicht dem Religionslehrer ungleich mehr nützen, als alle Philoſophie; u. ſ. w.) Welchen Einfluſs *Speners* Reformationsplan, und die pietiſtiſchen Händel überhaupt auf *den Zuſtand der Theologie zu Wittenberg* geäuſsert haben, hätte etwas genauer entwickelt werden ſollen. Der Vf. glaubt zwar, (S. 73) die im J. 1725 erſchienene Schrift: Beweis, daſs chriſtl. evangel. Luthr. „Aeltern — ihre Theologiam ſtudierenden Söhne, ohne Beleidigung ihres Gewiſſens, gen Helmſtadt nicht „ſchicken können," durch den übeln Verdacht, den *Calixtus* dieſer Univerſität zugezogen habe, veranlaſst worden ſey. Das iſt aber gar nicht wahrſcheinlich. Vielmehr hatte neuerlich der Abt und Prof. *Johann Fabricius* zu Helmſtädt, der viel weiter als Cal. den Syncretismus ausdehnte, und deutlich genug den Uebertritt von der evangeliſchen Kirche zur römiſch-katholiſchen öffentlich genehmigte, ein ſolches Miſstrauen erregt. Eben ſo iſt wohl S. 17 das königliche Reſcript wegen *des Unionswerks* gar nicht von den Vorſchlägen dieſer Art, welche Cal. gethan hatte, wie Hr. G. meynt; ſondern von den Unionsbemühungen zwiſchen Lutheranern und Reformirten, die damals, und ſchon ſeit geraumer Zeit im Preuſsiſchen ſo lebhaft betrieben wurden, zu verſtehen. Unter den übrigen Wiſſenſchaften, die in jener Periode zu Wittenberg gelehrt wurden, bemerkt der Vf. den damals ſich ſchon auszeichnenden Lehrer *der Philoſophie, Sam. Chriſt. Hollmann*, der auch das erſte beſſere philoſophiſche Lehrbuch daſelbſt: *Uberior in univerſam Philoſophiam introductio*, im J. 1734 herausgegeben hat. Bey *der Geſchichte* (S. 83 fg.) hätte *J. W. Janus* keinesweges vorbey gelaſſen werden ſollen. Das Studium *der Anatomie* hatte *Abraham Vatern* viel zu danken; manche ſeiner Vorleſungen darüber wurden im J. 1731, ſeiner Einladung zufolge, blos von vornehmen Frauenzimmern beſucht. Mit Recht werden auch *Joh. Friedr. Weidlers* und *Joh. Matthias Haſens* Verdienſte um die *Mathematik* gerühmt. (S. 91.) Der letztere hat beſonders zuerſt unter den Deutſchen, [illegible] de L'Isle angefangene Reformation der Land[illegible]ücklich fortgeſetzt und vervollkommnet, und [illegible]h der von ihm ſogenannten ſtereographi[illegible]zontal-Projection. Einen Anfang zu *äſthe*[illegible]leſungen machte im J. 1722 *Friedrich Strunz*, Prof. der Dichtkunſt. Das erſte literariſche Blatt, *das* unſeren heutigen recenſirenden Journalen ähnlich iſt, gab auf dieſer Univerſität im J. 1732 der Prof. *Wokenius*, unter der Aufſchrift: *Bibliotheca theologico-philologico-philoſophico hiſtorica*, heraus, *das* aber nur von kurzer Dauer geweſen iſt.

Der nun folgende *Anhang über den gegenwärtigen wiſſenſchaftlichen Zuſtand der Univerſität Wittenberg* (S. 105—260) beſteht freylich nur aus fragmentariſchen Beyträgen; die aber doch immer ihren guten Werth haben. Es ſind folgende: I. *Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Philoſophie auf der Univerſität W.* (S. 107—124.) Hier hätten wir nicht mit dem Vf. geſagt, daſs in dieſer Wiſſenſchaft ſeit *Hollmann bis Reinhard* eine tiefe Stille geherrſcht habe, indem in dieſem Zwiſchenraum nur das einmal gelernte Syſtem vorgetragen worden ſey, ohne ſich weiter um das Fortſchreiten dieſer Wiſſenſchaft zu bekümmern. Denn *Joh. Friedr. Hiller*, obgleich überhaupt der *Wolfiſchen* Schule zugethan, war doch nichts weniger als ein philoſophiſcher Partheygänger; dachte und prüfte *ſelbſt*; lehrte Philoſophie mit Philologie und alter Literatur, beide aber mit der Theologie verbinden, und konnte gewiſſermaſsen der aufgeklärteſte Theologe zu Wittenberg bis *Tittmann* daſelbſt auftrat, heiſsen. Uebrigens führte *Reinhard* im J. 1789 durch Vorleſungen über die Kritik der reinen Vernunft zuerſt eine hiſtoriſche Bekanntſchaft mit der Kantiſchen Philoſophie ein; und wenn gleich dieſes bey den *Studierenden* ein theilnehmenderes Intereſſe erweckte, als es die Abſicht des Lehrers war: ſo iſt doch daraus noch kein herrſchender Sectengeiſt entſtanden, der allemal für die hohe Schule, ſo wie für die Wiſſenſchaft ſelbſt ein Unglück iſt. II. *Ueber die Methode, nach welcher die Rechtswiſſenſchaft gegenwärtig zu Wittenberg vorgetragen wird*, von *K. S. Zachariä*, Profeſſor der Rechte daſelbſt. (S. 125—133.) Sie hat eine mehr ſyſtematiſche Geſtalt gewonnen; ihre *verſchiedenen* Theile ſind gehörig von einander getrennt worden; man hat die Encyclopädie und Methodologie in den Cyklus der einem Juriſten nöthigen Wiſſenſchaften aufgenommen; endlich iſt auch für die Anwendbarkeit auf die Praxis mehr geſorgt worden. Der Vf. dieſes Aufſatzes hat auch einen ganzen Curſus über die philoſophiſche Rechtswiſſenſchaft eingeführt. III. *Ueber das Studium der Anatomie.* D. *Böhmer* und der jüngere D. *Langguth* haben ſie in Aufnahme gebracht, und D. *Vogt* hat ſie mit einer neuen Erfindung künſtlicher Präparate bereichert. IV. *Das von D. Kreyſig geſtiftete kliniſche Inſtitut.* V. D. *Langguths* reichhaltiges *Naturaliencabinet* umſtändlich beſchrieben. (S. 154—174.) VI. *D. Georg Rudolph Böhmers Leben und Schriften.* Dieſer verdienſtvolle Arzt iſt am 4ten April 1803 in ſeinem achtzigſten Jahre verſtorben. VII. *D. E. F. F. Chladni's Schriften und erfundene muſikaliſche Inſtrumente.* VIII. Prof. *C. G. Aſsmann über die Errichtung der Profeſſur der Oekonomie und der Kameralwiſſenſchaften.* IX. Des Univerſitätsmechanikus *Skuhrs*, der durch ſein botaniſches Handbuch rühmlich bekannt iſt, *botaniſcher Garten.* X. M. Ge. L. *Leopolds*

polds Nachricht vom gegenwärtigen Zustande der akademischen Bibliothek. (S. 200—252.) Sie ist auch besonders abgedruckt worden, und verräth eine nicht gemeine Bücherkenntnifs. Unter andern ist die *Ars moriendi*, wovon Text und Figuren in ganze hölzerne Tafeln eingegraben, oder geschnitten sind, und aufser andern Merkwürdigkeiten auch die treffliche *Ponickauische Bibliothek* genau beschrieben worden. XI. *Ueber das akademische Leben.* Zuletzt sind Auszüge aus Recensionen über die beiden ersten Theile dieser Annalen angehängt. Hoffentlich werden diese Annalen in nicht langer Zeit einer neuen Ausgabe bedürfen; alsdann wünschen wir, dafs Hr. G. seinem an sich brauchbaren Werke durch eine noch zusammenhängendere und vollständigere Beschreibung des Laufs der Wissenschaften auf seiner Universität, auch einen erhöhten Werth verschaffen möge.

GÖTTINGEN, b. Schröder: *Geschichte des Verfalls der Wissenschaften und Künste bis zu ihrer Wiederherstellung im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert.* Als Einleitung zur Literargeschichte dieses Jahrhunderts. Aus dem Englischen. 1802. 302 S. 8. (20 gr.)

Ungeachtet der vielen schon vorhandnen Beyträge zur Gelehrtengeschichte des Mittelalters fehlt es uns doch immer noch an einer gründlichen und vollständigen Bearbeitung dieses ganzen Gegenstandes, nach allen seinen Veranlassungen, Denkwürdigkeiten und Einflüssen. Das hier übersetzte englische Werk erschien unter der Aufschrift: *An Introduction to the Literary History of the fourteenth and fifteenth Century,* zu London 1798. Jenes Bedürfnifs wird freylich nicht dadurch befriedigt. Es ist mehr Entwurf als ausgeführtes Gemälde, und als Einleitung in ein Werk von gröfsern Umfange geschrieben. Auch betrifft es weit mehr den vorhergehenden finstern Zeitraum der Literatur, als die auf dem Titel angegebne Periode ihrer Wiederherstellung. Indefs hat auch eine nähere Bekanntschaft mit den dazu vorbereitend wirkenden Umständen und deren summarische, hier mit Einsicht, Geist und schriftstellerischer Kunst entworfene, Darstellung kein geringes Interesse. Die Uebersetzung war freylich mancher Nachhülfe und Erweiterung fähig; auch wäre sie, der Vorerinnerung zufolge in einer würdigern Gestalt erschienen, wenn die Schrift, wie es die Absicht gewesen zu seyn scheint, das Glück gehabt hätte, von einem unsrer gröfsten Literatoren (vielleicht dem Hn. Hofrath *Eichhorn*) mit seiner gewohnten Fülle ausgestattet zu werden. Da nun aber die Hoffnung dazu vereitelt wurde: so glaubte der ungenannte Uebersetzer, sich dadurch beym Publicum Dank zu erwerben, wenn er wenigstens in einer richtigen Uebersetzung diese geistreiche Schrift auf deutschen Boden verpflanzte. Sie ist allerdings sehr lesenswürdig; und die Vorrede des Vfs. über die Methode und Bearbeitung einer förmlichen Geschichte der Wiederherstellung der Wissenschaften verräth sogleich einen Schriftsteller von Einsicht und Geschmack, dem man gern weiter folgt, da sein Vortrag zugleich angenehm und belehrend ist. Der erste Theil betrifft den Verfall der Gelehrsamkeit im römischen Reich, und den Zustand derselben in Europa während des zehnten Jahrhunderts; der zweyte handelt von den Ursachen, welche die Erwachung der Gelehrsamkeit bewirkten; und im dritten ist die Rede von dem Zustande und der Beförderung der Wissenschaften im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Der Uebersetzer versichert übrigens sich um Erreichung der Anmuth und Feinheit des Originals bestrebt zu haben; und ganz ist ihm diefs Bestreben nicht mifslungen, obgleich manche Periode gerundeter, und mancher Ausdruck gewählter seyn könnte. Wider die Richtigkeit ist S. 9. etwas arg verstofsen. Für *Pope's Essay on Genius,* sollte der *Versuch über Pope's Genie* stehen, der, wie bekannt, den verstorbenen D. *Joseph Warton* zum Verfasser hatte, der zu einer Geschichte der Wiederherstellung der Literatur Hofnung machte. Einige wenige Anmerkungen hat der Uebersetzer beygefügt, welche theils berichtigend theils bibliographisch nachweisend sind.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

STOCKHOLM, b. Delén u. Forsgrén: *Svenska Academiens Handlingar ifrån År 1786. Första Delen.* (Schriften der Schwedischen Akademie vom Jahr 1786. Erster Theil.) 1801. 327 S. 8.

Die im J. 1786 von Könige Gustav III, selbst einem grofsen Sprachkenner, Redner und Dichter, gestiftete Schwedische Akademie gab jährlich ihre Schriften in gr. 4. prächtig gedruckt heraus. Sie fieng aber hernach und besonders, nachdem sie eine neue Orthographie festgestellt hatte, an, ihre Schriften seit 1796 in 8. mit minder typographischer Pracht ans Licht zu stellen, und davon ist der erste 1801 erschienene Band, der besonders das neuere orthographische System enthält, in No. 189. der A. L. Z. schon angezeigt worden. Aber nun läfst sie auch, da die erste Auflage vergriffen ist, ihre ältern Arbeiten, auf gleiche Art, in einem bequemern Format und nach gleichen orthographischen Regeln umdrucken. Und davon ist diefs der erste Band. Man findet darin zu Anfang die Nachricht von der Stiftung dieser Akademie, und von dem was dabey vorgefallen; den königl. Brief vom 20. März 1786 wegen Einrichtung dieser Akademie; die königl. Rede von den Ursachen und dem Zweck ihrer Stiftung, nebst den Statuten derselben in 58 Paragraphen, und der Antwort des damals noch lebenden Reichsraths Ge. *Höpken* an den König. Hierauf liest man die kurzen Antrittsreden der ersten Mitglieder, R. R. *Höpken*, R. R. *Hermansson*, R. R. *Fersen*, Ob. Kammerh. Ge. *Oxenstjerna*, Expeditionsfecr. *Adlerbeth*, Kammerrath *Botin*, Staatsfecr. *Schröderheim*, Kanzleyr. Gr. *Gyllen von Rosenstein.* Darauf folgen die grofsen hernach beym Eintritt gehaltenen Reden des damaligen O. K. H. Baron G. *M. Armfelt*, worin er K. Gustav I. Verdienste um das Reich schildert; Hn. *Nordin* über die

altern

ältere Geschichte der Schwedischen Sprache; Bischof O. *Celsius* über das Alter, die Verwandschaft und Verbesserung der Schwed. Sprache; Bischof D. *Vingård*, über die verschiedenen Schicksale der geistlichen Beredsamkeit; des jetzigen Kanzleyrath *Leopold* über Genie und Geschmack, und Secret. *Cleuberg* Ehrengedächtniss des Grafen *C. F. Scheffers*, mit den auf diese Reden gegebenen Antworten.

Da nach den Statuten allemal am 20 Dec. als am Geburtstage K. Gustav Adolphs eine feyerliche Zusammenkunft gehalten, und alsdann auch die ausgesetzten Preise vertheilt werden sollten: so geschahe diess den 20 Dec. 1786 zum erstenmal, und die an diesem Tage in der Akademie abgelesenen Schriften sind hier wieder abgedruckt. Ausser einer schönen Rede des Hn. *v. Rosenstein*, worin er bemerkt, dass so wie unter dem grossen Gustav Adolph die Kriegskunst zur hohen Vollkommenheit gestiegen, so sich jetzt für Sprache und schöne Wissenschaften die günstigsten Aussichten zeigten, ist das wichtigste darunter das Ehrengedächtniss des Reichsrath und Feldmarschalls *Torstenson*. Es waren vier Schriften über ihn eingeschickt, sie wurden in Gegenwart des Königs beurtheilt, und der hier abgedruckten der erste Preis zugesprochen. Der Vf. hatte sich aber nicht zu erkennen gegeben. Nur erst im folgenden Jahre entdeckte man, dass der König selbst der Verfasser davon war. Die Akademie bat ihn darauf, auch die zuerkannte goldne Preismedaille anzunehmen. Der König willigte darein, und gab dadurch einen Beweis, wie sehr er die Akademie und ihre Bemühungen schätzte, und auch andere zu gleichem Eifer aufzumuntern suchte. Noch sind hier abgedruckt: Gustav Adolphs Regierungsantritt, eine Ode von *N. L. Sjöberg*, und ein vorgelesenes Stück aus Gr. *Gyllenborgs* Zug über den Belt. Der Akademie war aufgegeben, alle Jahr auf einen verdienten Schweden eine Münze prägen zu lassen. Diese war diessmal auf den königl. Rath General-Gouv. Feldm. Erich Dahlberg geschlagen, und nun ward auch eine Lebensbeschreibung dieses Herrn verlesen, die hier abgedruckt und auf deren Titel die Münze selbst in Kupfer gestochen ist.

St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Leonard Meisters helvetische Blätter für das Bedürfniss der Zeit.* 1802. 7 B. 8. (10 gr.)

In dem vorigen Jahre sind in Helvetien so viele und so verschiedene politische Veränderungen vorgefallen, dass bey einer Schrift, wie die vorliegende, nicht blos das *Jahr*, sondern auch der *Monat*, ja vielleicht zum Theil selbst der *Tag* angegeben werden sollte, an welchem dieser oder jener Aufsatz geschrieben wurde, weil man erst dann genau beurtheilen kann, ob wenig oder viel Muth dazu erfodert ward, diese Ideen mitzutheilen, indem der Vf. in dem einen Falle der gerade herrschenden Parthey konnte Dienste leisten wollen, oder in dem andern vielleicht zu der Oppositionsparthey gehörte. Rec., der als ein Deutscher allen Partheyen in diesem Lande fremd ist, und bey dem Siege oder Falle keiner Parthey etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, ist dem Vf. das Zeugniss schuldig, dass er so *vernünftig* und *gemässigt* schreibt, dass er aus seinen Blättern nicht schliessen könnte, ob sie im May, im September oder November geschrieben seyen, worauf doch sonst bey mancher ähnlichen Flugschrift nicht wenig ankömmt. Hr. M. schreibt, als ein gebildeter Mann, mit Verstand; sein Ton ist feingesittet; er giebt Gründe, und ist bereit, Gründe anzuhören und anzunehmen; und wo er, bey der Leidenschaftlichkeit seiner Mitbürger, Bedenken trägt, *seine* Meynung geradezu vorzutragen, weil er fürchten musste, die Erbitterung dadurch nur zu vermehren, da kömmt ihm seine Belesenheit zu Hülfe, und er lässt Montesquieu, Baco u. a. über die Sache reden. Durch neuere Ereignisse hat nun zwar ein Theil dieser *Aufsätze* aufgehört interessant zu seyn; die *Centralregierung* z. B., von welcher das zweyte Blatt handelt, ist bereits von dem Schauplatze abgetreten; inzwischen verdient noch immer manches, was Hr. M. sagt, beherzigt zu werden. Mit Recht rügt er z. B. den *Missbrauch der Kanzel*, der in Helvetien seit der Revolution auch von protestantischen Geistlichen weit getrieben worden ist, und auf den auch in Deutschland mehrere Beurtheiler helvetischer *Revolutionspredigten* aufmerksam machten; mit Recht bemerkt er, dass es eine kaum begreifliche Verblendung des Partheygeistes verrathe, wenn man, statt sich im Innern einander zu nähern, lieber an *fremde Mächte* sich wende, und durch diese dem Vaterlande Heil und Wohlfahrt verschaffen wolle. „Sicher und fest," heisst es S. 25. „ist kein Friede, den nicht *das Herz* beschwört. Unter den kurzen und wechselnden Siegen *verbluten zuletzt* beide Partheyen." Auch über den *Zehnten*, der noch auf den heutigen Tag ein Zankapfel der Städter und Landleute ist, kömmt manches Vernünftige vor, womit jedoch die Städteparthey schwerlich zufrieden seyn wird; billig hätte hier auch bemerkt werden sollen, wie wenig diejenigen Geistlichen, welche ihr Recht auf den Zehnten von den Verordnungen des mosaischen Gesetzes in Ansehung der jüdischen Priester und Leviten herleiten, die Würde des christlichen Lehramts zu kennen scheinen, und wie wenig Bekanntschaft mit der Welt sie verrathen, wenn sie glauben, dass die Geistlichen in der ganzen Christenheit durch *Zehnten* erhalten werden. Eine Kleinigkeit sey noch angeführt: Hr. M. schreibt immer *David Hüme*, als wenn man den Namen dieses Gelehrten französisch ausspräche; bekanntlich muss aber *Hume* geschrieben werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 28. May 1803.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis opera* ad optimos libros recensuit, animadversionibus criticis instruxit, indices et Lexicon Ciceronianum addidit *Christian. Dan. Beckius. Vol. III. orationum Tomus III.* 1802. XII. u. 620 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die zwey ersten Bände des Beck'ischen Cicero sind in den *Ergänzungs-Blättern* der A. L. Z. 2ter Jahrg. Nr. 26. angezeigt worden. Der dritte begreift zehn Reden, von Or. XIV—XXIII. incl., nämlich die Rede für den Cluentius, die drey über das Ackergesetz, die für den Rabirius, die vier Catilinarischen und die für den Murena. Es ist keine leere Versichrung, wenn der Herausgeber von sich sagt, dass sein Fleiss nicht nachgelassen, sondern seine Anstrengung für die Vervollkommnung seiner Arbeit im Fortgange derselben zugenommen habe. Von der ersten Einrichtung, nach welcher er besondere Anmerkungen in Supplementen hinten beyfügte, scheint er abgegangen zu seyn, und wir finden jetzt, ausser dem kritischen Apparat, auch die erheblichsten und unentbehrlichsten grammatischen und historischen Erläuterungen sogleich unter dem Text angebracht, der indess, bey der Bündigkeit im Ausdruck und der gedrungenen, fruchtbaren Kürze des Herausgebers, nicht in einem Meere von Anmerkungen schwimmt. Die Lesarten der Handschriften und Ausgaben werden so vollständig, wie nirgends, gesammelt; vorzüglich ist der ganze Varianten-Vorrath der Oxforder Ausgabe eingetragen; Prüfung, Sichtung und Auswahl wird mit des Herausgebers bekannter Genauigkeit und Gründlichkeit veranstaltet; die Meynungen und Gründe der Kritiker und Commentatoren werden Auszugsweise, Ernesti's Anmerkungen oft wörtlich, mitgetheilt und mit einer Beurtheilung, wo es nöthig, begleitet.

Wir beleuchten nur einige Stellen der Catilinarischen Reden. Es mag, wie in so vielen andern Fällen, so Cat. 1, 2, 5 schwer seyn, mit seiner Beurtheilung der sich durchkreuzenden Lesarten zu einem Abschluss zu kommen. Ganz recht vertheidigt aber der Herausgeber: „*num — C. Servilium praetorem P. R mors ac poena remorata est?*" Tod und Strafe sind personificirt als Henker oder Diener der Gerechtigkeit, deren Willen sie ohne Verzug vollstrecken. *Non remorata est* f. *non retinuit in vita, vivere non passa est, unius usuram diei non dedit*, wie es C. 12, 41. heisst. Eben so richtig wird C. 3, 12. für diese Lesart entschieden: „*Nihil agis, nihil moliris, nihil cogitas, quod ego non modo non audiam, sed etiam non videam planeque sentiam*" wobey wir nur bemerken, dass *audiam* dem *moliris*, *videam* dem *agis* und *sentiam* dem *cogitas* zu entsprechen scheint. Aus dieser Stelle scheint folgende C. 6, 24. interpolirt worden zu seyn, welche gewöhnlich so gelesen wird: „*Nihil agis, nihil assequeris, nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore: neque tamen conari ac velle desistis.*" Nicht zu gedenken, dass Cicero sich schwerlich so ausgedrückt hätte: *quod mihi latere val. in tempore*, so widersprechen auch die Worte: „*nihil assequeris, quod mihi latere val. in tempore*" der ganzen Absicht des Cicero, der nicht sagen will, er erfahre es auf der Stelle, wenn dem Catilina ein Streich gelinge (*assequi*), sondern vielmehr, dem Catilina gelinge keiner seiner Streiche, er, der Consul, parire sie alle aus. Mit Recht umklammert der Herausgeber nach dem Beyspiel mehrerer die Worte: „*nihil moliris, quod mihi latere valeat in tempore*" als ein Glossem. Irgend ein Grammatiker, der weniger den Zusammenhang als die oben angeführte Stelle C. 3, 12. vor Augen hatte, schrieb die Worte bey; auch er scheint an dem *assequi* Anstoss genommen und daher *agere* und *assequi* bloss *pro conatu*, nicht *pro effectu*, durch die Erklärung: „*nihil moliris*" verstanden zu haben. Cap. 8, 31. sagt Cicero: er werde den Senat nicht ausdrücklich darüber befragen, ob er den Catilina ins Exil schicken wolle, und dennoch wolle er den Catilina von der Meynung des Senats überzeugen: „*faciam, ut intelligas, quid hi de te sentiant.*" Nach diesen Worten, meynt der Herausgeber, habe Cicero ein wenig geschwiegen, und, da der Senat während dieser Pause nicht eingeredet, bewirkt „*ut ex silentio senatorum pateret eorum voluntas.*" Wir wissen aber wahrlich nicht, was der Senat an dieser Stelle hätte einreden sollen, und wie sein Schweigen hier für beredt angenommen werden könne. Die Sache verhält sich vielmehr so. Unmittelbar nach den angeführten Worten heisst Cicero den Catilina ausdrücklich und aus eigener Macht ins Exil gehen: „*Egredere ex urbe — in exilium, si hanc vocem exspectas, proficiscere,*" und nun hält er inne, nicht, wie der Herausgeber will, um zu sehen, ob Catilina gehen werde, sondern diesen darauf aufmerksam zu machen, wie sich der Senat bey dieser harten Rede benehmen werde. Schwieg dieser, so war diess Schweigen bedeutsam genug und so gut als eine ausdrückliche Genehmigung dessen, was Cicero gesagt hatte. Der Senat schwieg wirklich. Deswegen fährt Cicero fort: „Wie ists, Ca-

tilina? Giebst du wohl Achtung? Bemerkst du wohl das Stillschweigen dieser Männer?" *Patiuntur, tacent.* Wir vermuthen, dass hier ein Wort ausgefallen ist, und dass Cicero geschrieben habe: „*Quiescunt; patiuntur; tacent*," weil weiter unten auf diese Stelle mit den Worten zurückgeblickt wird: „*De te autem, Catilina, cum quiescunt, probant; cum patiuntur, decernunt; cum tacent, clamant.*"

Die zweyte Rede beginnt Cicero mit dem frohlockenden Ausruf: „*Tandem aliquando — Catilinam — ex urbe vel ejecimus vel emisimus, vel ipsum egredientem verbis prosecuti sumus.*" Worüber er sich in der Folge erst naher erklart, das läfst er vor der Hand unbestimmt, ob er den Catilina aus Rom gestofsen, ob er ihm die Thore nur geöffnet oder ob er dem freywillig Gehenden noch den Abschied auf den Weg gegeben. Schwerlich geht „*verbis prosecuti sumus*" auf die „*mala omina*" oder Verwünschungen, die ihm Cicero gegen das Ende der ersten Rede zurief, wie Ernesti hier annimmt. Die Gradation geht vielmehr aufwärts vom Schlimmern (*ejecimus*) zum Bessern: „oder ich habe ihm gar glückliche Reise gewünscht, ein Lebewohl mit auf den Weg gegeben" gerade wie wir auch, mit geflissentlicher Zweydeutigkeit, von einem, den wir weit weg wünschen, sagen, und wie der Grieche sein χαίρειν ἐᾶν braucht. Hatte sich nicht Cicero selbst in der ersten Rede C. 8, 32. ähnlich ausgedrückt? „*Quorum ego vix abs te jam diu manus ac tela contineo, eosdem facile adducam, ut te haec, quae jam pridem vastare studes, relinquentem, usque ad portas prosequantur.*" Da man übersah, dass die *verba* auf das χαῖρε des Abschieds gehen, so wusste man nicht, was man mit dem Wort machen sollte; daher die Lesart mehrerer Handschriften und Ausgaben: „*egredientem urbe prosecuti sumus*," welche um so weniger annehmlich ist, da so nahe dabey steht: „*ex urbe vel ejecimus.*" Cap. 2, 4 erklärt sich der Redner darüber, warum er den Catilina nicht habe greifen und tödten lassen: „*Sed quam multos fuisse putatis, qui, quae ego deferrem, non crederent? quam multos, qui propter stultitiam non putarent? quam multos, qui etiam defenderent? quam multos, qui propter improbitatem faverent?*" Es nimmt uns Wunder, wie der Herausgeber diese Stelle, so wie sie jetzt ist, ertragen konnte. Ernestis ehmaliges Bedenken, dass die Concinnität der Glieder alterirt sey, scheint uns das geringste. Aber was ist das für eine Partition: „Wie viele würden meine Angaben nicht geglaubt haben? Wie viele (versteht sich, andere) würden sie aus Mangel an Einsicht nicht für wahr gehalten haben?" Warum glaubten sie denn die ersten vielen nicht? Ist etwa der letztere Satz, den auch eine Handschrift nicht hat, ein Glossem des erstern? Oder muss man beide in einen zusammenschmelzen: „*qui, quae ego deferrem, propter stultitiam non crederent?*" Oder ist in letzterm zu lesen: *qui propter stultitiam vera non putarent;* (oder auch *magni non putarent*); würde die von Döring gegebne Erklärung begründet: Wie viele würden Catilina's Verbrechen nicht glauben, weil sie von mir, als dem vermeynten Feinde des Catilina, angezeigt worden, wie viele andere aus Einfalt u. s. w. C. 2, 6 sagt Cicero vom Catilina: „*Tongilium mihi eduxit, quem amare in praetexta calumnia coeperat.*" Das vorletzte, hier sinnlose, Wort hat der Herausg. in Klammern eingeschlossen. „*Codd. nihil juvant*" sagt der Herausgeber, und doch führt die Randanmerkung der Barberini'schen Handschrift: „*alii, Calvinia*" auf die Wahrheit, die ein uns unbekannter Gelehrter aufgefunden hat, welcher in einem Ex. des Gruterschen Cicero verbessert: *Catilina.* In den Handschriften sehen sich die Wörter: *catilina, caluinia, calumnia* fast gleich. Cap. 6, 18 sagt Cicero im Ton der Ironie: „*Homo videlicet timidus et permodestus vocem consulis ferre non potuit: simul atque ire in exsilium jussus est, paruit, ivit.*" *Ivit* nahm der Herausgeber aus einer Handschrift statt der gewöhnlichen Lesart, auch der bessern Handschriften, auf, welche: *quievit*, andere: *paruit, qui, quid, quod* u. s. w. haben. Unsers Dafürhaltens schrieb Cicero: „*paruit, Quirites, ivit,*" und aus dem abgekürzten *Quir. ivit* entstand *quievit.* Cap. 8, 27. „*possessionum amore adducti dissolvi nullo modo possunt*" scheint der Herausgeber auf Schellers Seite zu treten, der *dissolvi* durch *separari* oder *separare se*, erklärt. Diese Erklärung scheint uns die einzig wahre zu seyn. Die Metapher ist hergenommen von einem, der den andern fest umschlungen hält und nicht los läfst. „Von der Liebe zu ihren Besitzungen angezogen, lassen sie sich auf keine Weise davon losreifsen." Nicht sowohl die vom Herausgeber aus Scheller angeführte Erläuterungsstelle, als die von Döring aus der Rede *pr. Sulla* 20 aufgestellte Parallele ist entscheidend: „*tanto amore suas possessiones amplexi tenebant, ut ab his membra divelli citius et distrahi posse diceres.*" Cap. 10, 35 wären wir in Versuchung gekommen: *seminarium Catilinarum* statt *Catilinarium* in den Text aufzunehmen. Zwar haben jene Lesart nur ein Codex und ein paar Ausgaben, aber sowohl der Wohlklang neigt uns auf ihre Seite (denn das wiederholte *arium* wäre ein wahrer Ohrenzwang) als der Sinn, da hier nicht von einer durch den Catilina gestifteten Pflanzschule die Rede ist, sondern von einem Seminarium, das erst nach Catilina's Tode entstehen werde, und worin junge Catilina's gebildet werden dürften.

Aus der dritten Rede bemerken wir nur noch ein paar Stellen. Cap. 9, 36 behält der Herausgeber die gewöhnliche Lesart bey, und vertheidigt die Verworrenheit dieses Periodenbaues mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit der Sprache und des Numerus. Aber was heisst nun: *illa Allobrogum sollicitatio nunquam credita esset ignotis etc.?* Der Vorwurf der Dunkelheit und einer gezwungenen Wortfügung wird, dünkt uns, von dieser Stelle weggenommen, wenn man: „*Jam vero illa Allobrogum sollicitatio*" als *Nominativus absolutus* und als Vordersatz, dass folgende aber als Nachsatz betrachtet. „Was nun anlangt die Bestechung der Allobroger, so würde Lentulus u. s. w. eine so wichtige Verschwörung Unbekannten und Bar-

Barbaren nicht so unbedachtsam anvertraut haben." Bey einer andern, nicht weniger den Schein von Verworrenheit habenden Stelle C. 11, 43 erlaubt sich der Herausgeber folgende Wortversetzung: *„eamdemque diem intelligo et ad salutem urbis, quam spero aeternam fore, et ad memoriam consulatus mei propagandam, unoque tempore in hac rep. duos cives exstitisse etc."* d. h. ich sehe, dass dieser Tag sowohl zum Heil dieser Stadt, deren ewige Dauer ich hoffe, als zur Verewigung meines Consulats genommen sey, und dass zu derselben Zeit zwey Männer aufgestanden sind u. s. w.

Da der Herausgeber noch drey und dreyssig Reden zu bearbeiten hat: so dürften diese zum wenigsten noch drey Bände erfodern. Um so mehr ist zu wünschen, dass das Versprechen der Vorrede, diese Bände schneller nach einander erscheinen zu lassen, von dem würdigen Vf. ohne neue Unterbrechungen erfüllet werde.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Neue Beyträge zur Veredlung der Menschheit*; herausgegeben aus dem Erziehungsinstitut bey Kopenhagen, von *C. J. R. Christiani*, Kön. Hofprediger. *Erster Band.* 1802. 396 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ueber die bisherige und künftige Verfassung meines Erziehungsinstituts; allen Freunden einer edleren Erziehung, insbesondere den Aeltern und Vormündern meiner Zöglinge gewidmet von *C. J. R. Christiani.*

Der Vf. bestimmt diese neuen Beyträge, welche in halbjährigen Lieferungen fortgesetzt werden, theils zur Mittheilung seiner Gedanken und Ueberzeugungen über allgemein wichtige Gegenstände, vorzüglich aus dem Gebiete sittlicher Wahrheiten, theils zu Aufsätzen über die Angelegenheiten und die Geschichte seiner Erziehungs-Anstalt, die nun schon seit sieben Jahren besteht, und, nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten, extensiv und intensiv immer mehr gewinnt. Der Vf. legt in dem ersten Band der Beyträge, die wir hier anzeigen, einen allgemeinen Bericht und Rechenschaft über die ökonomische und pädagogische Führung seiner Erziehungsanstalt ab, und verfährt dabey mit einer Offenherzigkeit, die, vorzüglich in Ansehung des ökonomischen Theils, manchem zu weit getrieben oder nicht weltklug genug scheinen dürfte, wiewohl sie ihm gerade die Herzen anderer zuwenden wird. Die Geschichte der vielen Hindernisse, die der Vf. zu überwinden hatte, ist sehr lehrreich, vielleicht abschreckend für manchen Unternehmer ähnlicher Anstalten, warnend für junge, unerfahrne und sanguinische Pädagogen, aufmunternd für andere, denen die Beharrlichkeit des Vfs. zum Muster dienen kann. Jetzt, da die Anstalt zu grösserer Festigkeit und Ausdehnung gelangt ist, hat ihr der Vf. eine neue Organisation gegeben, welche sehr beyfallswürdig zu seyn scheint. Die Zöglinge unter zwölf Jahren, welche die allgemeine Bildung erhalten, machen mit ihren Versorgern und Führern eine eigene Familie, unter dem Namen eines *Philanthropin* aus, (wenn auch dieser Name passend wäre, so würden wir ihn doch nicht gewählt haben, da das Philanthropin-Wesen längst nicht mehr in Credit steht) und leben abgesondert von der übrigen Anstalt, haben ihren eigenen Unterricht, Spielraum und Vergnügungen, und stehen in der engsten Verbindung mit der Hausmutter, welche die Stelle der abwesenden Mütter vertritt. Aus diesem Philanthropin gehen die Knaben in die Bildungsanstalt über, (in welche jedoch auch fremde Zöglinge, wenn sie dazu geeignet sind, aufgenommen werden können, ohne vorher das Philanthropin besucht zu haben), worin sie für einen bestimmten Stand gebildet werden. Diese wird, nach der Verschiedenheit ihrer künftigen Bestimmung, in zwey Gesellschaften oder Abtheilungen vertheilt, deren eine aus den zum *gelehrten Stande*, die andere aus den zur *Handlung* bestimmten Knaben und Jünglingen (denn das Local der Kopenhagner Anstalt bringt es mit sich, dass die meisten nichtstudierenden Zöglinge für den Kaufmannsstand bestimmt sind) besteht. Jede Abtheilung macht eine eigene Lehranstalt aus, die ihren eigenen Plan, ihre eigenen Lehrstunden und Lehrgegenstände hat. Unter dem Vorsteher dieser ganzen Erziehungs-Republik stehen Vorsteher der einzelnen Abtheilungen des Instituts, welche mit dem Hauptvorsteher die Direction ausmachen. Ausserdem ist noch ein Inspector oder allgemeiner Aufseher angesetzt, der darüber wacht, dass Ordnung und gute Sitte, Recht und Unpartheylichkeit unter Lehrern und Zöglingen aufrecht erhalten werde, eine kritische Lage eines Mannes, der gleichsam der Controlleur der Lehrer, der *tribunus plebis* (d. h. der Zöglinge) oder Sachwalter seyn soll, welcher die Zöglinge gegen Willkür und Laune der Lehrer schütze? Unter mehrerem Lehrreichen dieser Schrift zeichnen wir nur die sehr zweckmässig abgefassten Gesetze und Anordnungen für die Zöglinge der Bildungsanstalt und die Instructionen für den Erziehungsaufseher und die Oberlehrer an der Bildungsanstalt aus. Die ganze neue Einrichtung fängt mit dem 1. May 1802 an; damals hatte die Anstalt 52 Zöglinge und neun Lehrer, die im Erziehungshause wohnten, ausser welchen aber noch viele andere Männer aus Kopenhagen Unterricht darin ertheilten.

Lingen, b. Jülicher: *Der weibliche Heldenmuth in Beyspielen aus der wirklichen und wahren Geschichte.* Ein Beytrag zu einer Apologie des schönen Geschlechts. Den Verehrern und Verächtern desselben geweiht. 1802. VIII. u. 406 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der ungenannte Vf. schlägt sich zu der Parthey derjenigen, welche die Verschiedenheit der Seelenvermögen der Geschlechter bloss von der Erziehung un

von äußern Verhältnissen herleiten. Er fertigt in seiner Manier diejenigen ab, welche das Weib nicht in allen Stücken dem Manne gleich setzen, und stellt ihnen die Anwalde des weiblichen Geschlechts entgegen, unter welchen schon vor Hippels bürgerlicher Verbesserung der Weiber, der Vf. von *Recueil des Dames ou les femmes devenues papes, cardinaux, evêques, ministres* etc. Paris 1790 das weibliche Geschlecht dem männlichen, sogar bis zum Beichthören und Messelesen, gleich setzte. Nun meynt der Vf., dieses Geschlecht sey von Seiten seiner oft bewiesenen Herzhaftigkeit und Tapferkeit noch nicht ins rechte Licht gestellt worden, und, um diese Lücke auszufüllen, sammelte er Beyspiele aus verschiedenen Zeiten und Völkern. Dass er aber darin viele Vorgänger hat, lehrt schon die angehängte lange Liste von Schriftstellern, (unter welchen der von Heeren in der Bibliothek d. alt. Lit. St. 6. herausgegebene Tractat: Γυναῖκες ἐν πολεμικοῖς συνεταὶ καὶ ἀνδρεῖαι fehlt), der folgende einleitende Worte S. 398. vorgesetzt sind: „*Ueber die von mehrern zusammen und vereint und auch — einzeln sich als tapfer beweisende Frauenzimmern* sind bisher folgende *Schriften* vorhanden, deren größter Theil jetzt sellten anzutreffen ist." Hätte sich nur der Vf. begnügt, die Bücher und Stellen, die ausgezogen werden sollten, einem im Schreiben und in der Sprache geübtern Amanuensis nachzuweisen, so würden wir durch diesen eine, wo nicht mit mehr Kritik abgefasste, doch wenigstens lesbarere Compilation erhalten haben, welche Eigenschaft wir an dem Buche in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht rühmen können. Denn, außer den vielen Druckfehlern, welche einen Raum von drey enggedruckten Seiten einnehmen, ist der Fehler gegen die Rechtschreibung, die Grammatik und den guten Stil eine Legion. Um mit Beyspielen dieser Sudeleyen den Raum nicht unnöthiger Weise zu verschwenden, geben wir nur eine blindlings aufgegriffene Probe. S. 24.: „Die Spartanerinnen wurden so gut wie die Knaben zum Wettspiel z. B. zum Laufen, zum Spiessund Pfeilwerfen und Pfeilschiessen abgerichtet und sehr früh darin *nach Lycurgs' des Gesetzgebers* der Spartaner geübt. Die Mädchen, die in den Städten anderer Länder verzärtelt und zu Hause innerhalb der Wände eingeschlossen *wurden*, *wurden* bey den Spartanern der Luft und Witterung, dem Sonnenbrande und Staube in den Lauf- und Rennbahnen, so hart und schmerzhaft es ihnen erst auch vorkommen mochte, ausgesetzt. Man *sah' sie in denselben fortgestossen, weggetrieben und fallen und das alles — nackend.* Abhärtung *und um den Körper mehr zu stärken* war Lycurgs Zweck bey dieser Anordnung." Eines so schlecht schreibenden Advocaten des weiblichen Heldenmuths wird sich das schöne Geschlecht gewiss schämen.

Brandenburg, b. Leich: *Gottlieb Tugendlieb Hiebendahls*, ersten Lehrers der Pauliner-Schule zu Brandenburg, *Anweisung zu einem gesitteten und vernünftigen Lebenswandel, gezogen aus den Schriften Salomo's, Sirachs u. s. w. Nebst einem kurzen Unterricht zur Erhaltung des körperlichen Wohls.* Aufgesetzt von *Johann Karl Sybel*, Arzte zu Brandenburg. 1801. 179 S. 8. (6 gr.)

Hr. *Hiebendahl* hat die löbliche Absicht, durch dieses Buch sowohl die Jugend in Schulen, als auch Erwachsene mit biblischen Lebensregeln bekannt zu machen. Unter gewissen alphabetisch geordneten Rubriken, z. B. Alter, Amt, Arbeiten u. s. w. steht eine Reihe biblischer, grösstentheils aus dem Buche *Sirach* entlehnter, Sittenregeln, denen eine kurze Erklärung des Sinnes unter dem Text, und eine alphabetische Erörterung einiger sittlichen Hauptbegriffe beygefügt ist. Wenn bey der Auswahl der Stellen theils mehr auf eigentliche *Pflichtgebote* als auf blosse *Klugheitslehren*, theils mehr auf das N. T. als auf den *Sirach* Rücksicht genommen wäre: so würde diese nützliche Sammlung noch mehr Empfehlung verdienen. — Ueberaus zweckmäsig ist aber der Anhang von Gesundheitsregeln für den Bürger und Landmann. Billig schränkt sich hier Hr. D. *Sybel* auf das diätetische Verhalten in gesundem und kränklichem Zustande unter den mancherley Verhältnissen des Lebens ein, warnt sowohl vor eigenmächtigem Curiren, Purgiren, Aderlassen u. dgl. als vor dem Gebrauch der *Afterärzte* in einer kräftigen Sprache und mit *einleuchtenden Gründen*, und enthält sich wohlbedächtig aller Anleitung, Krankheiten ohne Zuziehung eines Kunstverständigen zu heilen. Durch einen zweckmässigen Schulgebrauch dieser Anweisung kann unstreitig das allgemeine Gesundheitswohl sehr befördert werden.

Chemnitz, b. Jacobäer: *Kursächsischer Kirchen- und Predigeralmanach. Auf das Jahr 1801.* 296 S. 8. (18 gr.)

Diess nützliche Verzeichniss der gesammten kursächsischen Geistlichkeit entstand, wie die Vorrede sagt, auf Veranlassung der A. L. Z. 1797. Nr. 174. S. 573. wo das Weglassen der Geistlichkeit als ein Mangel des kursächsischen Hof- und Staatskalenders bemerkt worden war. Hier geschieht eine vollständige Aufzählung, nach den drey Consistorien und den darunter stehenden Inspectionen geordnet. Die Namen der Geistlichen stehen sodann bey den alphabetisch geordneten Ortschaften, mit Anzeige ihrer Geburtszeit. Oft sind auch ihre frühere Bedienstungen und ihre Schriften angeführt. Von den Ortschaften selbst geben meist wenige Zeilen eine für das Pfarrämtliche nicht überflüssige Notiz. Ueber die sehr grosse Menge der Personennamen aber wäre ein Register sehr zu wünschen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 30. May 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Nürnberg, b. Grattenauer: *Franken vor dem Lüneviller Frieden* (d. 9 Februar 1801) nach seinen physischen, gewerblichen, wissenschaftlichen, politischen und örtlichen Verhältnissen. — Ein Versuch zum Besten der studierenden Jugend und unstudierten Liebhaber. — *Erster Abschnitt.* 1802. 104 S. 4. und 8 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 16 gr.)

Hr. *Bundschuh* „bemerkte das Bedürfniss eines schicklichen Handbuchs über den physischen, politischen und örtlichen Zustand seines Vaterlands, theils wurde er von vielen geachteten Männern und Schullehrern darauf aufmerksam gemacht, die ihn, nach Erscheinung seines mit nicht gemeinem Beyfalle aufgenommenen topographischen Wörterbuchs vom fränkischen Kreise, vorzüglich dazu geeignet hielten, ein solches Handbuch, brauchbar zum Leitfaden beym öffentlichen Unterricht und zur Selbstbelehrung, auszuarbeiten." — „Ohne ruhmredig zu seyn, glaubt der Vf. sagen zu dürfen, dass man in diesen wenigen Bogen alles *in Kurzem* zusammengestellt finden werde, was nur der Jugend von Franken zu wissen nöthig und nützlich ist." In diesem Tone geht es noch lange fort; es wird bemerkt, was ein geschickter Lehrer für herrliche Veranlassung findet, seine Schüler über ökonomische, technologische und in die Kunstgeschichte einschlagende Kenntnisse zu belehren. — Der Vf. hat also eine grosse Meynung von sich; nach der Ausführung zu urtheilen, sollte er aber eine sehr kleine haben. Wir wollen es gerne gelten lassen, dass der Aushängeschild: *für die Jugend*, wobey er nach mehreren Stellen der Vorrede auch Kinder nicht ausschliesst, nur zur Anlockung mehrerer Kaufer aufgestellt sey; denn dass dieses Quodlibet nicht für Kinder passe, wird die weitere Darlegung lehren; aber das Ganze klagt ihn laut an, dass er ohne überlegten Plan, ohne mit sich selbst einig zu seyn, seine Sätze hingeworfen habe. Im ersten Kapitel, wo von den Gränzen, Boden, Klima etc. die Rede ist, kommt auch die gemessene Hohe einiger Berge vor: „der Fichtelberg ist 36826 Pariser Fuss über die Meeresfläche erhaben." Nun wissen doch unsre Leser, wo sie den höchsten Berg unserer Erde zu suchen haben. Hr. B. könnte sich durch einen Druckfehler entschuldigen (3682,6), aber die Angabe steht in seinem topographischen Wörterbuche wie hier. S. 10 spricht der Vf. von den Bewohnern des fränkischen Kreises also auch von den Juden; Rec. ist aber nicht so glücklich, einen Verstand in der Stelle finden zu können; vielleicht liegt der Fehler nur an ihm, er zeichnet sie also aus: „Juden, die Vampyrs der Einwohner, deren nahrungsvolle Säfte stockend werden, geniessen der Duldung, und werden so lang ausgesaugt als noch ein Tröpfchen zu finden ist, bis endlich der Abgezehrte an den Folgen seines *Nahrungsabgang* sich selbst überlassen, seinen Geist aushaucht." S. 12 unter dem Titel: Verhältnisse zu dem Reich, wird bemerkt, dass der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den Reichskreisen einnimmt, „und man kann davon keinen anschaulichern Begriff geben, als wenn man, mit Auszeichnung der fränkischen Fürsten, Grafen und Herren das ganze Schema der Sitzung am Reichstage vor Augen legt." Und nun folgt in der That die ganze Reihe der Reichsmitglieder, welche vor den jetzigen Ereignissen Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten. Vielleicht geschah es nur, um ein Blatt mehr ganz ohne Kosten der Anstrengung zu füllen; aber wie kann denn ein vernünftiger Mann sprechen, dass diess einen anschaulichen Begriff gebe, wie und warum der fränkische Kreis die fünfte Stelle unter den übrigen Kreisen einnehme? Im 5ten Kapitel spricht der Vf. von der Cultur des Geistes, zählt also die einzelnen Lehranstalten und die vorzüglichern Gelehrten auf, welche Franken in jedem Fache aufzuweisen hatte; wo denn nothwendiger Weise eine Anzahl von Namen vorkommen, die der Schüler nicht zu kennen braucht, auch nicht zu wissen verlangt. Unerträglich ist dabey die Anmassung, dass er neben mehrern Schriftstellern über Geschichte und Erdbeschreibung, nur einzig „*den Verfasser des topographischen Wörterbuchs von Franken*," das heisst seinen eignen Namen, mit Schwabacher Schrift drucken lässt. Der wichtigste Theil des Buchs sollten und könnten die 7 beygefügten statistischen Tabellen seyn. Sie geben Auskunft über Lage, Umfang, Seelenzahl, Eintheilung, Aemter und Menge der Orte jedes einzelnen Landes in Franken, selbst der Ritterschaft; und die zwey letzten dieser Tabellen verbreiten sich über den Münzfuss und die verschiedenen Maasse. Aber den Inbegriff der hier vorgestellten Notizen giebt er auf dem Titel des zweyten Hauptstückes als „*Staatsverfassung* der besondern integrirenden Staaten und Gebiete des fränkischen Kreises" an; und dann wird man schlechterdings an seinen Tabellen selbst irre, weil noch eine neunte kleinere Tabelle beygefügt ist, welche die Angaben über Flächeninhalt, Volksmenge etc. concentrirt zusammenstellt. Sie ist aus dem geographischen Lexicon von Franken mit einigen Umänderungen abgedruckt, und wider

widerspricht den grösſern einzelnen Tabellen in den wichtigsten Angaben. Tab. II. hat das ganze Fürstenthum Hohenlohe 17 bis 18 Qu. Meilen und 68—70.000 Einwohner; in der kleinern Tabelle machen bloſs die Beſitzungen des Fürſten von Hohenlohe-Waldenburg wegen ihres Antheils am Fürſtenthum Hohenlohe 30 Qu. Meilen und enthalten 120.000 Seelen. Die nämliche Tab. II. enthält noch einen Beweis von dem Begriff, welchen ſich Hr. B. von Qu. Meilen bildet, oder vielmehr, daſs er ſich gar keinen bildet: „das Deutſchmeiſterthum, oder die Balley Franken, iſt von Norden gegen Süden 4 Qu. Meilen, und die Breite 1½ Qu. Meilen.“ Tab. III. giebt der Grafſchaft Erbach 24.000 Einwohner; die kleinere Tab. 32.000 Einwohner. Tab. IV. ſetzte als gröſste Länge des Nürnberger Gebiets von Oſten nach Weſten auf 15 deutſche Meilen an, jede Karte vom fränkiſchen Kreiſe beweiſet aber deutlich, daſs dieſe Länge nicht über 6 Meilen betragen kann. Rec. könnte mehrere ähnliche Verſtöſse ausheben, aber wozu würde es nutzen? Unbegreiflich bleibt es ihm immer, wie der Vf. in ein und daſſelbe Buch geradezu widerſprechende Angaben ſetzen konnte, ohne auch nur ein Wort der Belehrung für den verlegenen Leſer beyzufügen. — Trotz allen dieſen Rügen müſſen wir demungeachtet dieſes ſo unbedachtſam niedergeſchriebene Buch empfehlen, und es unentbehrlich für einen jeden erklären, deſſen Studium Statiſtik und Geographie im Ganzen, und die Kenntniſs Frankens iſt, inſonderheit für den Einländer; nur darf er nicht ohne Vorkenntniſſe zur Lectüre ſchreiten, um das Unbrauchbare ſichten zu können. Nirgends finden wir die Angaben von öffentlichen Anſtalten und den Manufacturen jedes einzelnen Orts und des ganzen Landes ſo reichhaltig zuſammengeſtellt als hier; obgleich bey der Aufzählung der Manufacturen Auslaſſungsſünden und Anſetzung des Minderwichtigen mit unterlaufen. In den groſsen Tabellen gründet ſich ſichtlich manche Angabe auf neuere und meiſt auch beſſere Erkundigungen; und der Anhang, welcher das kurze Verzeichniſs der merkwürdigern Orte jedes Bezirks, mit Bemerkung der Menſchenzahl, des Gewerbs etc. liefert, darf als eine nützliche Zugabe mit Dank erkannt werden, da ſie manche Zahlen und weitläufige Auseinanderſetzungen des geographiſchen Lexicon mit wenig Worten berichtiget. — „Wenn dieſe Arbeit den Beyfall des Kenners erhält: ſo ſoll ein zweyter Theil folgen, der für die mittlere Geſchichte und Statiſtik das leiſten wird, was Hr. B. in dieſem Theil für unſere Zeiten beabſichtigt.“

Leipzig, b. Hartknoch: *Ruſſiſche Miszellen.* Herausgegeben von *Johann Richter.* 1803. *Erſten Bandes Erſtes Heft.* 170 S. *Zweytes Heft.* 198 S. 8. (Jedes Heft 14 gr.)

Der Inhalt des *erſten* Heftes iſt folgender: I. *Probe einer Ueberſetzung von Scheraskows Roſſiade in Hexametern.* Der Gegenſtand dieſes epiſchen Gedichtes iſt die Beſiegung der Tataren unter Johann Waſſiliewitſch dem Zweyten, und die Wiedereroberung Kaſans. *Das* Original iſt in gereimten ſechsfüſsigen Alexandrinern geſchrieben, und hat zwölf Geſänge. Hier iſt der Anfang der Ueberſetzung:

Ruſslands glückliche Löſung vom fremden entehrenden Joche,
Den gebrochenen Stolz des Chans, der Horde Bezwingung,
Unſrer berühmten Ahnen beſchwerlichen Züge und Kämpfe,
Moskwa's Sieg, und Kaſans Zerſtörung will ich beſingen.
Gleich Aurorens Glanze beſtrahlte nach dieſen Triumphen,
Ruhe und goldner Friede die Fluren des glücklichen Ruſslands.

Oefnet euch meinem Geiſt, ihr Pforten der ew'gen Behauſung,
Wo des irdiſchen Lebens bethörende Träume verſchwinden,
Und dem Edlen nun endlich die Palme der Tugend zu Theil wird;
Wo kein niedriger Schmeichler die Herzen der Groſsen vergiftet,
Wo am Sternenthron des Ewiggroſsen, der Bettler
Und der Monarch nach gleichen Geſetzen ihr Urtheil empfangen,
Wo des Elends Klage *verſtummt,* und *keine Gewalt* gilt.
Rolle vor meinen Blicken empor, der Ewigkeit Vorhang,
Daſs auf meinen Geſang die Völker und Könige lauſchen.

Hr. *Richter* iſt nicht abgeneigt, das Ganze zu überſetzen, auf ein groſses Publicum dürfte er indeſſen ſchwerlich zu rechnen haben. II. *Ruſſiſche Volksmährchen* S. 25. Wir werden beym zweyten Hefte umſtändlicher davon ſprechen. III. *Ruſſiſche Volkslieder* S. 79. Ein paar Zeilen zur Probe.

Die erſte Liebe.

Der Jüngling.

Höre holdes Mädchen,
Du mein erſtes Liebchen.
Sitze künftig nicht
Abends lange auf,
Und verbrenne wartend
Nicht die hohe Kerze;
Harre mein nicht mehr
Bis der Morgen graut;
Siehe! denn ich gebe
Meine Hand auf ewig
Einem andern Mädchen
Ach der Vater will es.
Lebe wohl du Theure.

Und

Und für deine Liebe
Nimm den wärmsten Dank.

IV. *Merkwürdige Charakterzüge aus der russischen Geschichte.* S. 89. Vier Beyspiele von Klugheit, Gattenliebe, Tapferkeit u. s. w aus der älteren russischen Geschichte. V. *Notizen über die russische Literatur* S. 119. 1) Ueber *Piketow's* seit 1801 erscheinendes Pantheon russischer Schriftsteller mit Bildnissen und kurzen Biographien (von Karamzin. Piketow ein reicher aufgeklärter Edelmann giebt bloss die Kosten dazu her) Text und Kupfer sind auf Velinpapier in gross Folio. Das *erste* Heft enthält: *Bojan*, ein alter russischer Barde, den Hr. Karamsin in Olegs, Olgons, oder Swätoslaw's Zeiten setzt. — *Nestor* gest. 1125. — *Nikon* gest. 1681. — *Artamon Matweef* gest. 1682. — Die *Zarewna Sophia Alexewna* gest. 1704 — u. s. w. 2) Ueber *Karamsins* Lobrede auf Katharina II. Der Vf. bekam für diese zwölf Bogen 1200 Rubel oder 300 Ducaten; es wurde aber auch schon in den ersten Tagen eine ganze Auflage von 3000 Exempl. (à 2 Rub.) davon abgesetzt. 3 Ueber *Karamsins* seit 1802 angefangener Journal Westnik Tewropii (der Verkündiger Europens) wofür er jährlich 5000 Rubel erhält, das aber auch ebenfalls sehr grossen Beyfall findet. 4) Ueber mehrere andere russische Journale und neue Werke. z. B. *Ismailows Reise durch das südliche Russland*, wovon Hr. Richter eine Ueberfetzung verspricht u. s. w. 17) *Miscellen.* S. 143. Allerhand Anekdoten, Beyträge zur Sittengeschichte u. s. w.

Das *zweyte Heft* enthält I. *Probe einer Uebersetzung von Scheraskow's Cadmus und Harmonia.* Nicht ohne Feuer und Dichtergeist, aber *dritthalb Bogen* solcher poetischen Prose, scheint für diese Miscellen doch ein wenig zu viel zu seyn. II. *Briefe über Kiew aus Ismailows Reise durch das südliche Russland.* S. 41. Recht artig, nur etwas zu geschwätzig und zu empfindsam. III. *Ueber Volksmährchen und Volkslieder in Russland* S. 75. Die Liebhaberey an beiden ist sehr gross. Man hat *heroische* und *burleske* Mährchen, worunter jene die vorzüglichsten sind. Im J. 1783 ist zu Moskwa bey Nowikoff eine eigene Sammlung von beiden erschienen. Die *Volkslieder* zeichnen sich durch eine ausserordentliche Einfalt und Zartheit der Empfindungen aus. Auch von diesen ist im J. 1798 in der Universitätsbuchdruckerey zu Moskwa eine eigene Sammlung herausgekommen. IV. *Tschurilo Plenkowitsch*, ein heroisches Volksmährchen. S. 82. Eben so V. *Wassili Bojuslajewitsch.* S. 103. VI. *Volkslieder.* S. 128.

Das Beerchen, das rothe.

In dem buschigen Thale
Wandeln die Mädchen umher.
Mein ist das Beerchen, das rothe!
Blumen und Beeren pflücken
Lachend und schäkernd sie.
Mein ist das Beerchen, das rothe!
Und am Abend nach Hause
Eilen sie singend fort.
Mein ist das etc.
Sind's die Freundinnen alle?
Ach nein! Katinka fehlt.
Wo ist das Beerchen, das rothe?
— — —
Siehe, da höret ihr Treuer
Ihre Stimme von fern.
Wo ist das etc.
Eilend läuft er zum Busche,
Wo die Geliebte irrt.
Wo ist das etc.
Und mit offenen Armen
Wartet Katinka sein.
Hier ist das Beerchen, das rothe.
— —
Und am Morgen nach Hause
Ohne Blumen kam sie.
Ohne das Beerchen, das rothe.

VII. *Notizen über die russische Literatur.* S. 135. 1) *Piketow's Pantheon*, wovon nun vier Hefte erschienen sind. 2) Ueber verschiedene neue russische Journale und Uebersetzungen, worunter auch *Segurs* Gemälde von Europa am Ende des 18ten Jahrhunderts. VIII. *Von der Liebe zum Vaterlande und dem Nationalstolze.* S. 158. Aus Karamsins Verkündiger übersetzt. Für deutsche Leser eben nicht sehr interessant. IX. *Ueber die neu zu errichtenden Adelsschulen in Russland.* S. 176. Ebenfalls aus Karamsins Journale übersetzt. X. *Miscellen* S. 191. denen man mehr Reichhaltigkeit wünschen möchte.

Die Leser sehen aus dem angegebenen Inhaltsverzeichniss, dass es diesem Journale keinesweges an Interesse fehlt. Unstreitig würde aber der verdienstvolle Herausgeber dieses noch um vieles erhöhen können, wenn er seinen Gegenstand nicht bloss in literarischer, sondern in *allgemeiner statistischer* Hinsicht bearbeiten wollte. Auf diese Art würde er sein Journal zu eigentlichen *Annalen der neuesten russischen Culturgeschichte* erheben, und auf *allgemeines* Interesse und *allgemeinen* Beyfall rechnen können. Bey einem Mann von seinen Kenntnissen und Verbindungen, scheint dieser Fingerzeig völlig hinreichend zu seyn.

Leipzig, b. Weygand: *Jean Pierre Lombards wirkliche Reise unter die Franzosen, und durch die deutschen Länder wo sie waren, nach Paris, Italien und Holland in den letzten Jahren.* — 1802. 420 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Empfindsame Reisen, aus welchen Sterne's und Thümmels unglücklicher Nachahmer nur allzudeutlich hervorblickt. Der Vf. durchwandert, von Nürnberg aus, die meisten Gegenden des südlichen Deutschlandes, wo die französischen Heere ihr Wesen getrieben hatten, findet reichen Stoff zur Ergiessung e[illegible] übeln Laune gegen die Nation, und unterläss[illegible] jede angeführte Anekdote, jede angebliche

dung mit dem witzigen Ausruf zu schliessen: es lebe die Republik! es lebe Bonaparte! Mit Emigranten, Mode und Frauenzimmer macht er sich ebenfalls viel zu schaffen. Und das ist denn so ziemlich der Inhalt des Ganzen. Auf diese Art fliegt der Vf. durch mehrere Theile Italiens und Frankreichs und durch Paris, um in Amsterdam zu endigen. Das Sentimentale seines Vortrags werden unsere Leser am besten aus einer ausgehobenen Stelle beurtheilen; es ist keine der schlechtesten. S. 383. Er ist im Begriff Paris zu verlassen: „Ich kann nicht schlafen, und schreibe Dir, unsere Freunde blieben im Hause, und eben hör' ich meine lieben herzigen Freunde wieder, und den eindringenden elegischen Ton von ihren Instrumenten (es waren Musiker). — Sie können nicht allein bleiben, sie zogen vor mein Zimmer, und wer könnte *die* Klagen und Bitten einer seelenvollen Musik den Eingang verwehren? — Die gute Marie ist unter ihnen mit der Harfe, die sie mit Gesang begleitet, ich setze mein Briefschen schweigend und mit Thränen in den Augen fort, ihr Vater kommt und nimmt Abschied, Abschied auf immer von mir, und starr sieht mein Auge in das seinige." — Doch trifft man auch auf besser ausgedrückte Stellen, und auf manche sehr richtige Urtheile über die Handlungsweise unserer Nachbarn am Rhein.

KINDERSCHRIFTEN.

STUTTGART, b. Löflund: *Gespräche und Anekdötchen aus der nahen Thierwelt.* Aus der Thiersprache übersetzt. Ein nützliches Unterhaltungsbuch für Kinder, von *Rudolph Magenau.* Mit 1 Kupf. u. 14 Vignetten. 1801. 140 S. 8. (illum. 20 gr. schwarz 12 gr.)

Rec. freut sich unter der zahllosen Menge von Jugendschriften einmal auf eine zu stossen, die unter den übrigen, welche auf Verfeinerung des moralischen Gefühls hinzielen, wegen der anziehenden Einkleidung, die aus der belebten Natur gewählt ist, ein für Kinder so anlockender Gegenstand, sich sehr vortheilhaft auszeichnet. Vorzügliche Eigenschaften derselben sind, dass der Stoff zu den Gesprächen und Erzählungen fast immer mit der Naturgeschichte des Thieres, dem er abgeborgt ist, übereinstimmt, dass sie verständlich und fliessend geschrieben sind, und dass man selten auf einen Ausdruck stösst, der noch der Erklärung eines Lehrers bedürfte, wie z. B. S. 58 Kytharaas Wagen. Zur Abwechselung sind auch hie und da gereimte Fabeln und Liederchen eingeschaltet. Am meisten geht der Vf. darauf aus, die Kinder von dem Martern der Thiere abzubringen, und sie für Schönheiten und Freuden der Natur empfänglich zu machen. Wir wollen den Leser mit dem Inhalte dieses Buchs näher bekannt machen. In der Einleitung erzählt der [illegible] nen Pfarrer gekannt, der sein Vergnügen in Betrachtung der Schönheiten der Natur gefunden, sich daher immer im Freyen aufgehalten hatte, und dadurch so weit gekommen wäre, dass er die Sprache der Thiere und Vögel hätte verstehen lernen. Was er nun des Tags über draussen gehört hatte, das hatte er des Abends zu Hause seinen und seiner Nachbarn Kindern erzählt. Da diese Erzählungen den Kindern so sehr gefallen hatten: so hätten sie ihn gebeten, sie in ein Buch zusammen zu schreiben, und eine Abschrift davon sey diese Schrift. 1 *Abend. Das Trauerfest im Walde,* wo der Staar eine Rede über die Unmenschlichkeit der Menschen hält, dass sie bey dem Gebrauch der Thiere dieselbe auch noch martern. Halb gerupfte und halb getödtete Lerchen beym Leichenstreichen und herum kriechende Frösche, denen die Hinterbeine abgeschnitten sind, geben die Gelegenheit! 2) *Das Spottgelächter im Walde.* Hier erzählt das Käuzchen, der Ziegenmelker, der Kukuck und die Schwalbe den Aberglauben, den die Menschen von ihnen herleiten. 3) *Die liebenswürdige Familie im Walde.* Hier findet man die Pflege des jungen Kukuks von Rothkehlchen etc., wie wir sie aus *Bechsteins* Schriften kennen, woraus einige Pflichten der Kinder gegen die Aeltern hergeleitet werden. 4) *Die Lection auf dem Hühnerhofe.* Ueber das Entstehen der Küchelchen im Ey; vom Nutzen der Hühner und den ägyptischen Brutöfen. 5) *Die Morgenfeyer Philomelens.* (Warum nicht der Nachtigall?) Hier lässt der Vf. die Nachtigall ein schönes Lied singen. 6) *Treue bis in den Tod.* Eine Turteltäubin stirbt an einer verschluckten scharfen Granate, und der Tauber folgt ihr aus Gram nach. Diese Erzählung ist etwas unwahrscheinlich und auch zu empfindsam. 7) *Der schöne garstige Vogel.* Die Geschichte des Wiedehopfs, allein sein widriger Geruch wird vergrössert. Es sind aber gute Lehren daraus gezogen. 8) *Der gedoppelte Betrüger.* Ein Fuchs prahlt von seinem Morden und Necken des Dachses, und wird bald darauf lebendig gefangen und geprellt. 9) *Der wohlbezahlte Spötter.* Ein junger Mensch spottet einen Esel aus, bekommt aber dafür seine Lection. 10) *Treue mit zottigem Rock.* Einige artige Geschichtchen von der Treue des Hundes. 11) *Die Unmenschen.* Ein kaltherziger Jäger hat ein Meisenmännchen getödtet; diess klagt das Weibchen einer Freundin. Hierbey wird das niedliche *Göttersche* Lied: O Schwester, die du sicher — angeführt, und zugleich von der andern Meisemutter eine noch traurigere Geschichte von Ausnehmen ihrer Jungen durch muthwillige Knaben erzählt. 12) *Das Gärtchen.* Geschichte des leuchtenden Johanniswürmchens, des Todtengräbers und Ameisenlöwen. 13) *Das Regenwetter.* Einige Geschichten von der Holztaube, der Maus. 14) *Die Kirchweihe.* Eine redende Krähe.

Man wird das Büchelchen auch sehr gut in Dorf- und Bürgerschulen zum Vorlesen brauchen können. Schade, dass die Vignetten über den Gesprächen oft nicht sprechender eingerichtet sind.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 31. May 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Halle, b. Gebauer: *Liturgisches Journal.* Herausgegeben von *Heinr. Balth. Wagnitz. Ersten Bandes, drittes und viertes Stück.* S. 243—488. 1802. 8. (18 gr.)

Drittes Stück: I. *Die Einführung öffentlicher Familienandachten. Ein frommer Wunsch.* Vom Kirchenrath *Lang* in Regensburg. An dem Namenstage einer zweyjährigen Prinzessin veranstaltete der Hr. Kirchenrath freywillig eine religiöse Feyer. Bald hernach, am Geburtstage des regierenden Herrn Herzogs von *Mecklenburg-Strelitz,* erhielt er den Auftrag, diesem festlichen Tage durch eine dazu stimmende Andachtsübung in dem neueingerichteten Fürstlichen Versammlungszimmer die Weihe zu geben. Die hier abgedruckten Formulare, die sich der Vf. hierzu entwarf, sind vortrefflich, und die ganze Religionshandlung muss sehr rührend gewesen seyn. Diese beiden Aufsätze, und die Geschichte ihrer Entstehung veranlasste bey dem Hn. KR. den Wunsch, dass doch dergleichen Familienandachten bey mehrern Gelegenheiten eingeführt werden möchten. Unter *öffentlichen* Familienandachten verstehet er solche, welche bey der Feyer eines Geburts- oder Namenstages, bey dem Anniversarium einer glücklich geschlossenen Ehe, eines traurigen Todes- oder sonstigen Unglücksfalles, der Abwendung einer dem Hause drohenden Gefahr etc. von der Familie, in Verbindung mit einem würdigen, wohlwollenden und freundschaftlichem Religionslehrer, in der Kirche veranstaltet werden könnten. Vielleicht könnte auch der gebildete Vater, Sohn, Hausfreund, die Einrichtung zur Familienandacht treffen. Nur müsste sie in diesem Falle in einer Privatwohnung angestellt werden. Schön! Nur dürfte diess, aus mehrern Ursachen, noch lange ein frommer *Wunsch* bleiben. II. *Einige Bemerkungen und Wünsche in Beziehung auf liturgische Reformen.* Von *Veillodter.* Hr. *V.* hält es zwar für einen kleinen Gewinn, dass die Bemerkung des unheilbaren Schadens, den liturgisches Verderben erzeugt, es endlich nur dahin brachte, uns *bessere* Liturgieen zu geben; glaubt aber, dass noch viel zu wenig geschehen sey. Da uns eine ausführliche Beurtheilung zu weit führen würde, so bemerken wir nur so viel, dass der Vf. zwar Manches mit Recht tadelt, dass aber manche seiner Foderungen doch etwas zu hoch gespannt zu seyn scheinen. Er wünscht übrigens, dass der Herausgeber des liturgischen Journals, oder einer der Mitarbeiter, eine richtige Darstellung philosophischer Ideen zur Geschichte der Liturgie liefern, und dann eine eigene Rubrik: *Beyträge zur Geschichte der Liturgie im achtzehnten Jahrhundert,* errichten möchte. Der Herausgeber verspricht, auf diese Wünsche Rücksicht zu nehmen. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Schreiben eines Predigers, in welchem er unter andern ganz richtig bemerkt, dass es in den Städten ungleich schwerer sey, kirchliche Verbesserungen vorzunehmen, als auf dem Lande. Freylich giebt es Ausnahmen; (man denke nur an die Unruhen im Hollsteinischen;) aber im Ganzen hat der Vf. recht. Dennoch glaubt er, dass auch der Stadtprediger in Absicht liturgischer Verbesserungen viel, und gewiss mehr thun könnte, als von vielen geschieht. Zum Beweis führt er sein eigenes Beyspiel an, welches Nachahmung verdient. Es kommen in diesem Aufsatze überhaupt manche gute Bemerkungen vor. 2) Liturgische Nachrichten aus der Herrschaft Schlitz, nebst einigen liturgischen Vorschlägen, vom Hn. Inspector *Schletz.* 3 Ideen zur Vervollkommnung der Gesangbücher. IV. *Liturgische Nachrichten.* 1) Nekrolog vom Sept. 1801. 2) Vermischte Nachrichten. V. *Recensionen liturgischer Schriften.* VI. *Liturgische Formulare.*

Viertes Stück. I. *Briefe zweyer Freunde über J. J. Mniochs Ideen über Gebetsformeln.* Görlitz. 1799. *Mnioch* hat es zuerst versucht, diesen Gegenstand wissenschaftlich zu behandeln. Aber auch er gab nur, was er versprach: *Ideen;* die Verarbeitung, die Ausführung derselben zu einem eigentlichen System der Kunst überliess er andern. — Die hier mitgetheilten Briefe wurden, nach der Versicherung des Herausgebers wirklich zwischen einem alten und einem jungen Freunde gewechselt, und sie enthalten manche Bemerkungen, welche mehrern Freunden der Liturgie nicht ganz uninteressant seyn dürften; sie verstatten aber weder einen Auszug, noch eine ausführliche Beurtheilung. Es wird eine Fortsetzung versprochen. II. *Welche Regeln der Vorsicht sind bey liturgischen Veränderungen in Landgemeinden zu beobachten?* Vom Prediger *Müller* zu Hassel, in der Grafschaft Hoya. Die Regeln, die der Vf. empfiehlt, sind zwar meistentheils bekannt; da es aber so sehr viele junge Prediger giebt, denen es fast ganz an Menschenkenntniss fehlt, so ist es gut, dass sie oft wiederholt und eingeschärft werden. III. *Liturgische Correspondenz.* 1) Ueber die kirchliche Feyer des zu Lüneville geschlossenen Friedens im Badenschen. 2) Ueber nächtlichen Gottesdienst. Zu *München,* zu *Bamberg,* und was noch merkwürdiger ist, in *Madrid,* ist am Schlusse des Jahres 1801 die sogenannte Weihnachtsmette zur Mitternachtsstunde, wo auf den Strasen und in den Kir-

chen ein wildes Lärmen war, für Stadt und Land aufgehoben, und in die Frühstunden des Tages verlegt worden. Der Vf. wünscht, dass auch die *theatrales passiones* bald überall in der katholischen und lutherischen Kirche ihren Abschied bekommen möchten. — Man muss sich wundern, dass es in der lutherischen Kirche nicht schon längst überall geschehen ist. 3. 4) Einige Ideen über die zweckmässigste Einrichtung der Kindertaufe. Der eine beklagt, dass der Prediger bey Haustaufen, wo er eine Rede halten soll, oft auf einmal, wenn die Anwesenden auch noch so andächtig zuhören, durch das gellende Geschrey des Täuflings unterbrochen wird, welcher sich auch während der ganzen Taufhandlung durch nichts beruhigen lassen will. Er thut Vorschläge, wie diesem Uebelstand abgeholfen werden könnte. Der andere meldet dem Herausgeber, dass er zum erstenmal den Actus des *Taufens* verrichtet, und zwar, dass er sein eigen Kind getauft habe. Er gab dieser Handlung nicht die gewöhnliche Form; und er wünscht, dass man bey allen Taufen die Form frey geben, und nur das Wesentliche beybehalten möchte. 5) *Ueber die nöthige Klugheit bey Einführung neuer liturgischer Formulare. Nachrichten aus dem Mecklenburgischen.* Im *Mecklenburgischen* stehen der Einführung neuer liturgischer Formulare wenig Schwierigkeiten entgegen, wenn sie nur nicht von höherm Orte anbefohlen wird, und auf einmal allgemein geschehen soll, sondern das Wie und Wo und Wann verständigen und vorsichtigen Predigern überlassen bleibt. Zum Beleg führt der Vf. sein eigenes Beyspiel an, welches Nachahmung verdient. Eine Anekdote können wir unsern Lesern nicht vorenthalten. Ein Hamburgischer Bürger fragte den Vf. dieses Schreibens in Gegenwart eines seiner Gemeindeglieder: „Ob sie auch die *neue Lehr'* hätten, die vor einigen Jahren im Holsteinischen hätte aufkommen wollen, wo selbst die Kinder nach dieser getauft worden wären?" Der Bürger hielt also *neue Lehr'* und neues *Formular* für synonym. — Man sieht auch hieraus, wie sehr diejenigen irren, die sich einbilden, die gemeinen Bürger wären im Ganzen genommen, in Hinsicht auf Religionskenntnisse aufgeklärter als Landleute. Rec. getrauet sich zu behaupten, dass der Unwissenden in Städten verhältnissmässig weit mehrere sind, als auf dem Lande, wo die Aufsicht über die Schulen bey weitem nicht mit so vielen Schwierigkeiten verbunden ist, wie in volkreichen Städten. Es ist ein gewaltiger Fehlschluss, wenn man glaubt, der Bürger müsse auch gute Religionskenntnisse besitzen, weil er von seinem Handwerke, und von bürgerlichen Angelegenheiten klug zu sprechen wisse. IV. *Liturgische Nachrichten.* V. *Recensionen liturgischer Schriften.* Diessmal bloss eine Recension von *Seilers* allgemeiner Sammlung liturgischer Formulare. Th. 3. Abth. 1. Die von gewissen raschen Aufklärern verkannten Verdienste, die sich dieser thätige Gelehrte durch seine Schriften um Kirchen und Schulen erworben hat, werden mit Recht gerühmt. Er gab fast in allen Dingen, welche die innere Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens betrafen, den Ton an, und zwar auf eine Art, die es allein möglich machte, auf dem freylich langsamern, aber auch natürlichern und sicherern Wege des allmäligen Fortschreitens weiter zu kommen, und weiter zu führen. — Diess wird hier auf eine einleuchtende Art weiter aus einandergesetzt. — Den Beschluss dieses Stücks, und des ganzen ersten Bandes machen liturgische Formulare. Durch die Fortsetzung dieses Journals wird sich der Herausgeber ein wahres Verdienst erwerben. Wiederholungen einer und ebenderselben Sache sind freylich bey einem solchen Institute unvermeidlich; auch kann nicht alles für alle Leser interessant seyn. Wenn aber des Guten und Brauchbaren weit mehr ist, als des Mittelmässigen: so kann man mit Billigkeit nicht mehr verlangen.

Leipzig, b. Weygand: *Beylagen zur Theologie des Alten Testaments enthaltend die Begriffe von Gott und Vorsehung nach den verschiedenen Büchern und Zeitperioden entwickelt.* Kann als *zweyter Theil der Theologie des A. Ts.* angesehen werden. 1801. VIII. u. 255 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte, aber nicht leicht zu verkennende Vf. welcher sich durch Verarbeitung und Verbreitung der bessern Exegese des A. und N. Ts. schon mannigfach verdient gemacht hat, bemerkte in seinen beiden früheren Schriften: Theologie des A. Ts. 1796. und *Dicta classica Vet. Test. notis perpetuis illustrata Sect. I. II.* 1798. 1799 den *Mangel*, die Lehre von Gott mehr dogmatisch, als historisch behandelt zu haben. Er verbessert diesen durch gegenwärtigen Nachtrag, in welchem er auch die Lehre von Gott, Schöpfung, Vorsehung und Engeln aus den alttestamentlichen Büchern, nach ihren Zeitaltern, sondert und folglich nach ihren localen und nationalen Entwicklungsperioden, in Uebersetzungen der Hauptstellen und nöthigen Erklärungen ihres der sonstigen Bildung jedes Zeitalters angemessenen Inhalts darstellt. In dieser Absicht wird, wo noch Zweifel vorkommen, auch die Summe der Gründe, warum diesem oder jenem Buch das vom Vf. angenommene Zeitalter zuzuschreiben sey, vorgelegt. Er zeigt z. B. dass die Genesis nicht vor Davids Zeit, damals aber wohl aus alten Urkunden, gesammelt worden sey, dass das Deuteronomium sich sehr von den drey übrigen sogenannten Büchern Mosis unterscheide, in Jesaias Sammlung vom 40 Kapitel an später entstandene Aufsätze vorkommen. Bey den meisten andern Büchern aber, wie Josua, B. der Richter etc. wird kein Zeitalter bemerkt, bey andern des Vfs. Vermuthung, wie z. B. das B. Hiob in oder nach der Salomonischen Periode verfasst sey, ohne seine Gründe angegeben. Die ausgehobenen Beweisstellen sind gut und verständlich übersetzt, auch nach einer gesunden Philosophie der Geschichte des menschlichen Geistes beleuchtet. In den Psalmen hätte eine grössere Sonderung vorausgehen sollen. Was der Vf. aus ihnen zieht, überschreibt er Begriffe Davids und seiner Zeitgenossen von Gott. Ohne Zweifel aber sind manche Psalmen älter,

älter, noch mehrere jünger als Davids Zeit. Auch hätte in der Ausführung selbst das Deuteronomium von den drey andern mosaischen Büchern abgesondert werden können. In einer Monographie darf man wohl auf die möglich genaueste Unterscheidungen dringen. In der Genesis unterscheidet der Vf. mit Recht die Begriffe der Urkunde Elohim von denen der Urkunde Jehova. In beiden halt er diess für charakteristisch, dass der מלאך יהוה oder מלאך אלהים *Gottes-Engel* für ein symbolisches Phänomen [Schema] der Gottheit angesehen worden sey, welches man angenommen habe, seit man nicht mehr Apparitionen der Gottheit selbst erwartete. Jener Malach Elohim nämlich erklärt sich selbst 31, 4. für den dem Jakob zu Bethel erschienenen Gott. Auch der Malach Jehovah sey als ein solches Schema [εἰδωλον] der Gottheit 16, 7. 9. 11. gedacht und daher gesagt worden: Jehovah (der unten erscheinende) lasse regnen vom Jehovah herab. 19, 24. Diess wäre denn ungefähr eine solche Zeitmeynung, wie in der Odyssee XI. Gesang Vs. 600. ff. vom Halbgott Herakles: „Jenem zunächst erblickt' ich die hohe Kraft Herakles, *Sein Gebild* (εἰδωλον). Denn *er selber* (αυτος) im Kreis der unsterblichen Götter, freut sich der festlichen Wonne etc. Ueber die Apokryphen will der Vf. seine dogmatisch-historischen Untersuchungen anderswo mittheilen. Rec. sieht jede Probe seiner Thätigkeit, gelehrte Forschungen gemeinnützig zu machen, mit Vergnügen.

ALTENBURG u. ERFURT, b. Rink u. Schnuphase: *Ausführliche Erklärung der sämmtlichen messianischen Weissagungen des A. T. mit exegetischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über Prophetismus und messianische Weissagungen der Hebräer.* Eine Beylage zu allen bisherigen Christologien. 1801. XXIV. u. 388 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Die Hauptabsicht des Vfs., welcher an dieser Schrift viele Jahre gearbeitet zu haben versichert, ist: das Pro und Contra alter und neuer Exegeten bey jedem sogenannten messianischen Orakel neben einander zu stellen, zugleich aber auch „viele neue Ansichten, die er bey einem vieljährigen Studium derselben bekommen, mehrere neue Entdeckungen, die über manches ein neues Licht verbreiten, zur Prüfung mitzutheilen." Der Vf. beweist in der That viele Belesenheit und Gelehrsamkeit, auch nicht selten einen glücklichen Scharfsinn. Doch kann Rec. nicht behaupten, bedeutend viel neues und eigenthümliches in der ganzen Behandlung gefunden zu haben. Der älteste Name der Propheten war nach 1. Sam. 9, 9. ראה *Seher.* Entweder müsste sich, sagt S. IV. mit Recht, hier der Sammler der Bücher Samuels geirrt haben, oder — wusste er noch nicht vom Pentateuchus, wo נביא der gewöhnliche Name ist. s. schon Genes. 20, 7. bis Deut. 18, 18. 19. Dass aber die hebräischen Propheten den ägyptischen *vollkommen* gleich gewesen seyen, sagt S. V. allzu unbestimmt. In Aegypten war der μαντις vom προφητης verschieden, bey den Hebräern war der Empfänger des Orakels auch der Heraussager. Die bessern Propheten der Hebräer waren allerdings nicht die früheren (wie Samuel) sondern erst die spätern Michah, Jesaiah etc. Den Israelitischen traut der Vf. zu, dass sie nicht einmal schreiben konnten. Beyläufig wird die Anekdote von Swedenborg erklärt, welcher der Königin von Schweden eines an den Prinzen von Preussen, ihren Bruder, geschriebenen geheimen Briefes Inhalt sagte. Zwey Reichsräthe, die der Prinzessin nicht recht trauten, hatten den Brief aufgefangen, und gebrauchten den Geisterseher, um sie vor solchen Planen, wie der Brief enthielt, fein zu warnen. Von den messianischen Weissagungen ist des Vfs. Glaubensbekenntniss, dass die Juden nur einen grossen König, um ihren gesunkenen Staat emporzuheben, verlangt haben, dass also keine Weissagung auf Jesus eigentlich gehe, der weise Lehrer aber nach der Schwachheit seines Volks sich gerichtet habe. Dem Rec. scheint der Vf. zu übersehen, dass in manchen Erwartungen des hebräischen Alterthums die Hoffnung besserer Zeiten so sehr von Besserung der Nation zur religiösen Theokratie abhängig gemacht ist, dass diese Blicke mit Jesu Plan harmonirten, dass er sich nach ihnen wirklich für den, der mit einem solchen Plan kommen sollte, halten konnte, und mit grosser Gewissheit sich selbst dafür hielt, allerdings aber nie ein Orakel im A. T. auf seine Personalitäten und individuelle Schicksale als bestimmte Voraussagung derselben bezog, sondern bloss, wenn diese schon selbst zu sehen oder vorherzusehen waren, als Parallelen damit verglich, um sie sich selbst und andern als etwas auch bey einem Messias mögliches begreiflich zu machen. Genes. 12, 1. sehen wir nicht ein, warum aus dem Futurum אראך ein Präsens und sogar ein Zeichen Canaans in einem Traume werden soll. Ps. 2, 5. übersetzt der Vf.: andonnern wird er sie in seinem Zorn, und vergleicht זא mit dem Arabischen. Warum aber Vs. 9. mit *eherner* Keule? Die Note spricht richtiger von der eisernen Keule des Herkules vgl. *Ovid. Metamorph.* 15, 284. der ganze Psalm wird recht passend von Salomo erklärt. Den Ps. 22. aber versetzt der Vf. in die Zeit des Chiskiah (S. 88.), ohne dass uns ein charakteristisch entscheidender Zug für diese Abweichung aufgefunden zu seyn scheint. Der Psalm spricht ganz deutlich von körperlichen Leiden, ausser den gedrohten Anfallen der Feinde. Ps. 69, 14. ist gut übersetzt: Drum fleh' ich Dir, Jehova: gieb bessere Zeit! Ps. 110. deutet der Vf. von Salomo. Allein, sollen dergleichen Deutungen nicht immerfort ins Willkürliche fallen: so muss man nicht bloss versuchen, ob nichts im Gedicht dagegen sey, sondern ob charakteristische Züge dahin leiten, und die andern nichts dagegen anzeigen. Es findet sich im 110 Ps. nichts, was bloss oder am deutlichsten auf Salomo bezogen werden könnte. Finden sich keine bezeichnende Züge, so muss man lieber nichts bestimmen, um nicht Willkürlichkeiten zu vermehren. Jes. 53. deutet der Vf. vom Priesterorden. Wie aber konnte selbst ein Priester, ohne die auffallendste Unverschämtheit, sagen: er sey vor dem Exil so gut gewesen, dass er nur der Nation

tion Sünden, nicht seine eigene, mit leide? Bey Dan. 9. nimmt der Vf. an, dass der Wahrsager absichtlich unverständliche Zahlen zu wählen pflege, folglich schon zum voraus nichts zum Rechnen gegeben sey. Sobald man aber untersucht, zu welcher Zeit wahrscheinlich diese Orakel unter Daniels Namen, als lang verborgene, ausgegeben worden sind, kann man die Rechnung als beabsichtigt gar wohl erklären. — Im Ganzen geht die Schrift des Vfs. blos negativ: alle gewöhnlich citirte Weissagungen auf Jesus Messias haben ihre Localbeziehungen, aus denen sie entstanden und zu erklären sind. Lehrreich müsste es seyn, mit eben so vieler Sorgfalt und Gelehrsamkeit zusammengestellt zu sehen, welche Hoffnung besserer Zeiten sich die Judenschaft vor der babylonischen Transportation, nach verschiedenen Stufenfolgen, wirklich gemacht, und wie sie sich dieselbe ausgemalt habe.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Basel, b. Flick: *Der Greis im Frühling.* Von *Leonhard Meister.* 1802. 13 Bog. kl. 8. mit einem Titelkupfer und einer Vignette. (16 gr.)

Der Vf. widmete als ein sechszig jähriger Greis diese Schrift einem nun noch lebenden *vier und neunzig jährigen*, Hn. Bankier *Schulthess* in Zürich. Sie ist in einer Art von poetischer Prosa geschrieben und liest sich angenehm, obgleich das Ganze keine grosse Wirkung thut. Dankbar erinnert sich Hr. *M.* S. 24. des alten *Bodmers*, *Joh. Jak. Breitingers*, *Steinbrüchels*, *Salomon Gessners*, des vor einigen Monaten gestorbenen *Hirzels*, der Bürgermeister *Heidegger* und *Ott*, und seines Oheims, *Meister* (des Vaters des *Heinrich Meister*, der Lavatern in einer interessanten *biographischen Skizze* geschildert hat. S. A. L. Z. 1802. Nr. 328.); denn alle diese Männer hatten Antheil an seiner geistigen Bildung. Von dem Oheime heisst es S. 39.: „Wie könnte ich an den Ufern des *Zürchersees* „Euer vergessen, geliebte Fluren und Hayne von *Küssnach* (wo dieser *M.* Prediger gewesen war)! Den Früh„ling des Lebens genoss ich in Euerm Schoosse, un„ter der Leitung des väterlichen Oheims, und an der „Hand der Freundschaft und Liebe. Ach, in das besse„re Leben seyd auch Ihr übergegangen, du, mein „ehrwürdiger *Mentor*, und du, theilnehmende *Mina!* „Süsse Wehmuth beschleicht mich!" Ein gutes Zeichen ist es, dass nach S. 41. dem Bürger Pfarrer (dem Vf.) und seiner Gattin junge Leute in seiner Gemeine „zum Abendbrode selbst gewirkte Butter, und Honig „bringen, andere sie mit Milchrahm und Most erfri„schen, andere die ersten Violen und *Silberglöckgen*, „Mayenblumen und Kirschblüten mit *süsser Geschäf„tigkeit* überreichen." Die schöne Natur, in welcher Hr. *M.* lebt, macht ihn fromm; er stimmt mit seiner Lebensgefährtin S. 51. den Abendpsalm an. „In sei„ner Vaterhand, sagt er, tragt der Schöpfer auch uns; „unser Hüter entschlummert nicht; an ihn lehnen wir „uns unter seiner Beschattung; milde wandelt über „uns am Tage die Sonne, milde am Abend der Mond." Nur ein „stolzer Kunstrichter" (S. 48.) könnte einen so harmlosen Schriftsteller strenge beurtheilen, und und unzufrieden seyn, dass diese artige Schrift nicht noch etwas geistiger ist. *Friede* sey mit ihm!

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Hadamar*, mit den Schriften der neuen Gelehrten-Buchh.: *Praktische Anweisung wie den täglich mehr zunehmenden Klagen über den einreissenden Holzmangel zweckmässig und zum Vortheil der Waldeigenthümer abgeholfen werden kann.* Von *Johann Müller*, Freyherrlich von Steinischem Förster zu Frücht bey Nassau an der Lahn. 1802. 40 S. 8. (6 gr.) Der Vf. will eigentlich zwey Fragen beantworten: 1) Wie muss der Forstmann einen Wald behandeln, wenn er schnell wachsen und dauerhaft werden soll? und 2) welche Einrichtungen muss er treffen, damit die Herrschaft oder der Eigenthümer eines Waldes ein Drittheil Nutzen mehr erhalten, als sie durch die bisherige Behandlungsart gezogen haben? Diese Fragen, von einem geschickten praktischen Forstmann genau beantwortet, würden ein nicht zu verachtender Beytrag zur Forstbewirthschaftung geworden seyn. Die Hauptsache bey der *ersten* Frage ist, dass der Wald von der Ostseite her angehauen, und an der Westseite eine Fronte behalten soll. Nach der *zweyten* Frage soll man bey guter Mastung von Eicheln und Bucheckern (diess sind die beiden Wörter, woraus man errath, von welcher Art Waldung die Rede ist) die stärksten Bäume aushauen, und wenn der Wald licht ist, den Baumen die Aeste 12 bis 16 Fuss hoch nehmen, damit sie durchsichtig werden, und die jungen Pflanzen Regen erhalten, sonst gehen sie zu Grunde oder bleiben sehr klein und verharten in der Textur. Alsdann soll man den ganzen Wald nach und nach in einem warmen Himmelsstrich in 2 bis 3 Jahren, und in einem kalten, wenn die Pflanzen 8 bis 10 Zoll lang sind, abtreiben. Durch das geschwinde Abtreiben würden die Waldungen besser, erhielten einen Schluss, und die Pflanzen bekamen, besonders wenn sie auf süssen (?) Boden stünden, eine gleiche Länge u. s. w. Man sieht aus dieser Schrift wohl, dass der Vf. ein thätiger Förster seyn mag; allein zum Schriftsteller schickt er sich wenigstens jetzt noch nicht. Hierzu ist durchaus nöthig, dass man weiss, was andere über den Gegenstand, den man behandeln will, schon gesagt haben. Allein der Vf., der 900 Morgen (?) Wald zu besorgen hat, sagt selbst, dass ihm Zeit und Dienstgeschäfte nicht erlauben, theoretische Untersuchungen anzustellen. Rec. wünschte, dass ihm Zeit und Dienstgeschäfte auch nicht erlaubt hätten, diese Bogen zu schreiben, da er ihm versichern kann, dass wir alles, was er in denselben sagt, schon lange bestimmter und besser wissen.

Monatsregister

vom

Mai 1803.

I. Verzeichniss der im Mai der A. L. Z. 1803 recensirten Schriften.

Anm. Die erste Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.

)(

Hahn's

I.

K.

L.

M.

O.

P.

R.

S.

Spiess

(Die Summe aller angezeigten Schriften ist 93.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücks an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deſſelben Verlegers in demſelben Stücke vorkommen.

III. Intelligenzblatt des Mai.

Ankündigungen.

Ordi-

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Universitäten, Akad. u. and. Anstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Li-

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ULM, b. Stettin: *Ueberfetzung und Auslegung des neuen Teftaments, nach feinem buchftäblichen und moralifchen Inhalt, zum Gebrauche der Prediger und Religionslehrer.* Nach der höchften Willensmeynung des gnädigften Fürft Bifchoffes von Conftanz, Karl Theodors, Freyherrn von Dalberg etc. Herausgegeben von *Carl Schwarzel*, Doktor der heil. Schrift, K. K. Profeffor, Pfarrer, geiftl. Rath und Prediger an der hohen Schule zu Freyburg. Mit Erlaubnifs der K. K. wie auch der F. Bifch. Coft. Ordinariats-Cenfur. 1802. Erfter Band. 32 B. Zweyter Band. 29½ B. gr. 8. (4 Rthlr. 4 gr.)

Um gegen diefs Werk gerecht zu feyn, darf man nicht überfehen, dafs der jetzige Kurfürft Erzkanzler gleich bey dem Antritte feiner bifchöfflichen Regierung zu Conftanz (am 22 Januar 1800) es fich zum angelegentlichen Gefchäfte machte, das *biblifche Studium* den Geiftlichen feines Sprengels ernftlich zu empfehlen, und dafs er, um fchlechte Bücher, aus denen ein Theil der Seelforger bey ihrer Amtsführung ihre dürftigen Kenntniffe fchöpfte, zu verdrängen, eine gute und auf die geiftigen Bedürfniffe feines Clerus und der Gemeinden feines Bisthums berechnete Schrift verfertigt wünfchte, in welcher die Geiftlichkeit einen erbaulichen Stoff fände, den fie bey ihren Religionsvortragen auf der Kanzel, in dem Beichtftuhl, an dem Krankenbette, und bey andern Gelegenheiten mit Nutzen gebrauchen könnte. Diefs gereicht unftreitig dem vortrefflichen Fürften zu grofser Ehre. Inzwifchen möchte man doch, nachdem man diefe Schrift gelefen hat, beynahe zweifeln, ob es ihm geglückt fey, in Hn. *Schwarzel* ganz den rechten Mann zu Ausarbeitung eines folchen Werks zu finden. Zwar nicht als ob wir einen Augenblick an dem *guten Willen* des Hn. D., etwas fehr Nützliches und Erbauliches zu liefern, zweifelten; wir wollen auch nicht läugnen, dafs manches Brauchbare in diefem Werke zu finden fey, und wir würden vielleicht noch vortheilhafter davon denken, wenn uns die elenden Tröfter zu Gefichte kämen, die bis dahin zum Theil in den Gegenden, für welche es beftimmt ift, als Hülfsmittel der geiftlichen Amtsführung gebraucht worden feyn mögen, und an deren Statt nun *diefs* Werk den Geiftlichen des Bisthums, die einer folchen Anweifung bedürfen, in die Hände gegeben wird; man mufs fogar fürchten, dafs für die Finfterlinge des katholifchen Schwabens fchon *zu viel* Licht in diefer Schrift fey, da fie nach S. VI der Vorrede des zweyten Theils, in den berüchtigten *Augsburger Religionsfchriften* fchon *zum Voraus* verketzert worden ift, ehe fie erfchien; allein bey dem allen ift fie doch fo gerathen, dafs, wenn man auch noch fo gelinde urtheilen will, man fich des Wunfches doch nicht enthalten kann, dafs der erhabene Karl Theodor *ein tüchtigeres* Werkzeug der Ausführung feiner menfchenfreundlichen Abfichten gefunden haben möchte. Wir müffen zuvörderft Hn. Schw., der S. VII der Zueignung fich fchmeichelt, dafs vielleicht die hochwürdige Geiftlichkeit *von ganz Deutfchland* (!) diefe Schrift benutzen werde, in der Meynung von dem hohen Werthe feines Werks ftören. Wie wenig mufs er mit dem jetzigen Zuftande der theologifchen Wiffenfchaften bekannt feyn, wenn er einen Augenblick glauben kann, dafs man feiner Schrift einen andern als localen Werth beylegen, ja dafs die Geiftlichkeit von *ganz Deutfchland* begierig darnach greifen werde, als wenn fie erft durch den Hn. D. erfahren müfste, was Unwiffende allenfalls daraus lernen können. Er halte doch nach Paulus nicht weiter von fich, als es fich gebühret zu halten! Gewifs kann felbft ein grofser Theil der katholifchen Geiftlichkeit feine Schrift entbehren, ob wir ihr gleich durch diefs Urtheil von ihrem Verdienfte um den vernachläfsigten Theil des Clerus des Bisthums Conftanz nichts entziehen wollen. — Wir können fodann nicht bergen, dafs diefs Werk *viel zu weitläuftig* gerathen ift, und, da es durch das Officialat zu Conftanz allen Geiftlichen des Bisthums empfohlen, und den Decanen aufgegeben ward, das Verzeichnifs der Pränumeranten auf daffelbe *an die Kanzley der geiftlichen Regierung* einzufenden, damit man fehe, wer es kaufe, oder nicht kaufe, beynahe einer Finanzoperation ähnlich fieht. Man denke: diefe zwey Bände von mehr als fechzig fehr enge gedruckten Bogen umfaffen erft *die zwanzig erften Capitel des Matthäus;* welch ein voluminöfes und theures Werk mufs es alfo werden! Hr. Schw. felbft findet es zwar immer noch fehr klein; „Calmet, fagt er, füllte *zwölf Foliobände* mit „einer Erklärung des buchftäblichen Sinns der Bibel; „der heil. Chryfoftomus fchrieb *ein und neunzig* Ho„milien über den Matthäus, die *einen Folioband* aus„machen; und das Wefentliche diefer Homilien, wo„von der heil. Thomas verfichert, *dafs fie ihm lieber „feyen, als die Stadt Paris* (!) find, dem Wefentlichen „nach, meiner Erklärung des Matthäus einverleibt, „wovon der Bogen Pränumerando nur 3 Kr. koftet; „wie kann man fich denn beklagen?" Ueber die vier-

vier Evangeliſten will er *nur ſechs Bände* ſchreiben, wovon der *dritte* ſchon *unter der Preſſe*, der *vierte* ſchon *unter der Cenſur*, der *fünfte* ſchon *unter der Feder* iſt, und der *ſechſte* mit Gottes Hülfe auch bald unter die Feder kommen wird. (Bewundrungswürdige Induſtrie!) Allein Rec. beruft ſich auf den gutmüthigſten Leſer, ob er nicht mit ihm dieſs Werk um mehr als die Hälfte zu weitläuftig angelegt finden werde; gewiſs die Schrift hätte eben ſo gemeinnützig, und vielleicht noch gemeinnütziger werden können, wenn Hr. Schw. dieſe zwey Bände in ein Alphabet hätte zuſammenſchmelzen wollen. Denn *omne ſupervacuum pleno de pectore manat.* — Und wie ſieht es nun mit dem *Inhalte* der Schrift aus! Rec. will die erſte Stelle, die er aufſchlägt, als Probe mittheilen. Es trifft S. 229 des erſten Theils, und erläutert einen Theil von Matth. V, 31. 32. Hier heiſst es: „Es frägt ſich, wie es zu verſtehen, daſs man „das Weib (um) des Ehebruches willen (aber es heiſst „ja πορνεια!) entlaſſen könne. Da in der Schrift auch „der Götzendienſt ein Ehebruch genennt wird, ſo er„klärt uns der heil. Paulus 1 Kor. VII dieſe (?) Stelle „dahin, daſs der Mann und ſo auch das Weib den „Gegentheil (andern Theil) um eines fleiſchlichen „oder geiſtlichen Ehebruches wegen (willen) entlaſſen „*könne*, aber nicht *müſſe*, weil er ſagt: So ein Mann „oder eine Frau einen unglaubigen Gegentheil (Ehe„genoſſen) hat, und will ihn beybehalten, ſo behalte „er ihn; denn ein Theil kann den andern heiligen „und reinigen; will er ihn aber entlaſſen, oder der „Gegentheil will ihn nicht beybehalten, ſo ſoll er „zwar geſchieden ſeyn; *doch ſo daſs er ungeehlicht „bleibe bis zum Tode* oder ſich mit ſeinem Gegentheile „ausſöhne.“ Allein Paulus ſagt ausdrücklich 1 Kor. VII, 15: „Wenn der unglaubige Theil nicht bey dem „chriſtlichen Ehegenoſſen bleiben will, *ſo ſoll der „Bruder oder die Schweſter in ſolchen Fällen nicht ge„bunden ſeyn.*“ Hr. Schw. ſchaltet hier *das bis zum Tode Unverehlichtbleiben* ein, das doch der Apoſtel *für dieſen Fall nichts feſt ſetzt*, ob er gleich V. 10. 11 allerdings ſagt, daſs, wenn *beide Theile* Chriſten ſeyen, nach der Vorſchrift des Herrn, die Ehe nicht getrennt werden dürfe (παρεκτος λογου πορνειας Matth. V, 32). Laſst uns noch eine Stelle aufſchlagen; ſie ſteht S. 419, und bezieht ſich auf das blutflüſſige Weib. Hier heiſst es: „So groſs ihr Glaube war an die *Mi„rakelkraft* des Heilandes, ſo groſs war ihre Unwiſ„ſenheit in Bezug auf ſeine Natur und Perſon; denn „wie konnte ſie glauben, daſs ſie unentdeckt bleiben „würde, wenn ſie den Heiland als einen (?) allwiſſen„den Gott anerkannt hätte? Groſs war ihr Vertrauen „*auf das Kleid des Heilandes;* aber unvollkommen „ihr Glaube in Bezug auf ſeine Perſon; daher (?) „*zwingt (?!)* ſie Jeſus, öffentlich zu bekennen, „was ſie ſuche“ u. ſ. w. Nun noch etwas aus dem *zweyten* Theile: S. 249 „Der Heiland erſchien (Matth. XIV, 25. 26) „den Jüngern nicht gleich in der Perſon „eines Erretters, ſondern in der *Geſtalt eines Geſpen„ſtes.*“ S. 232: „Die Schiffleute *bekennen die Gottheit „Chriſti*, welche heut zu Tage viele Irrlehrer nicht „anerkennen wollen.“ S. 256: „Chriſtus ſcheint *ſich „oft zu verſtecken.*“ S. 321: „Ueberall und zu allen „Zeiten ſoll ſich ein Chriſt mit dem Kreuze Chriſti „bewaffnen; bey ſeiner Geburt wird er mit dem „Kreuze bezeichnet; wenn er getauft und geheiligt „wird, giebt man ihm das Siegszeichen des Kreuzes „auf das Haupt und auf die Stirne. Dieſes Zeichen „der Erlöſung prangt in unſern Häuſern und Gemä„chern, in unſern *Fenſtern* (!) und *Wänden*, glänzt „auf unſrer Stirne“ u. ſ. w. Wenn man dieſe und andere ähnliche Stellen lieſt: ſo kann man ſich des Gedankens nicht enthalten, daſs dieſs Werk ein wenig unſchicklich mit dem Bilde des aufgeklärten *Karl Theodors* prange. Es gefällt übrigens an Hn. Schw., als an einem katholiſchen Geiſtlichen, wenn er S. 359 bey Erklärung von Matth. XVII, 24—27 ſagt: „Oft will man *gewiſſe perſönliche Frey„heiten, gewiſſe Vorzüge ſeines Standes* vorſchützen, „wenn es um die *Abführung allgemeiner Abgaben*, „oder um die *Entrichtung gewiſſer Schuldigkeiten ge„gen obrigkeitliche Befehle* zu thun iſt; allein bey al„len dieſen *Anmaſsungen* liegt kein ſolcher Grad der „Demuth, der Liebe und der Beſcheidenheit zum „Grunde, als Chriſtus in ſeinem Betragen zeigte. Jene „ahmen dem göttlichen Heilande gewiſs nicht nach, „welche eines kleinen Gewinnſtes oder eines zwei„felhaften Rechts wegen, den Frieden mit dem Ne„benmenſchen brechen, mit Obrigkeiten Zank und „Streitigkeiten führen, die Glaubigen ärgern, und „das Seelenheil vernachläſſigen.“ (*Dieſs zugleich als* Probe der *beſſern Stellen;* nun fährt er aber auch zur Probe *unbedachtſamer Ausdrücke*, fort:) „Sollten wir „auch *unſers Standes oder Amts wegen* von *allen Men„ſchenpflichten* (von *allen Menſchenpflichten!! horrendum auditu!*) „*frey ſeyn*, ſo ſind wir doch, „nach dem evangeliſchen Geſetze der Liebe, die „Knechte von allen.“ Noch bemerkt Rec., *daſs Hr.* Schw. bey der Ueberſetzung des Matthäus nicht nur den Text des *Originals*, ſondern auch den der *Vulgata* ſtets vor Augen hatte, daſs er aber von *Varianten* keine Notiz nahm, ſondern ſich lediglich an den Text der *Complutenſer Bibel* nach der Ausgabe des *Arias Montanus* bey *Plantinus zu Antwerpen* vom Jahr 1584 hielt, wie es ihm denn auch ſcheint, daſs die *Variantenſammler* dem Anſehen der göttlichen Bibel *mehr geſchadet als genützt* haben. Satyriſch bittet er S. LI der Zueignung die Gelehrten, „bey ihrem „hohen Adlerfluge, wozu er ihnen von Herzen Glück „wünſche, *mit ſeinen ſchwachen Taubenſchwingen* Ge„duld und *Mitleiden* zu haben,“ welche Bitte ſie ihm gerne gewähren werden; Gott den Herrn aber bittet er S. XLVII, „er wolle *dem am Ende der Zu„eignung Unterzeichneten* die Gebrechen *ſeiner Unwiſ„ſenheit, die man oft wahrnehmen werde, durch die „Salbung ſeiner Gnade erſetzen*“ (ſoll vielleicht nach Offenb. III, 18 heiſsen: *entdecken*).

Leipzig, b. Cruſius: *M. Traugott Auguſt Seyffarths*, Superint. zu Liebenwerda, *praktiſche Anweiſung zu einer fruchtbaren Einrichtung der Predigten über*

über die gewöhnlichsten Sonn- und Festtägigen Episteln, zum Gebrauche für solche, die bey ihren Predigten ihrem eignen Nachdenken durch gedrungene Gedanken eines andern zu Hülfe kommen wollen. Erstes Heft. Wird auch unter dem Titel ausgegeben: *Uebersetzung und Erklärung der gewöhnlichen Episteln und Evangelien etc. Zweyter praktischer Anhang, welcher die gemeinnützige Anwendbarkeit der gewöhnlichen Episteln betrifft. Erstes Heft.* 1801. XXVI u. 244 S. 8. (1 Rthlr.)

Für welche Gattung von Predigern diese praktische Anweisung bestimmt sey, sagt schon der Titel, und der Vf. hat sich in der Vorrede zu seiner Bearbeitung der Evangelien ausführlicher darüber erklärt. Er sagt in der Vorrede zu dem gegenwärtigen Hefte: „Die übrigen (Prediger) will ich freudig von mir entlassen, die entweder von dem edlen Gefühle eigner Kraft belebt sind, oder die sich Krücken, worauf ihr ganzer Körper ruhet, in den Werkstätten eines Beyer, Kämpf, Witting und Andrer holen, dabey aber grösstentheils eine Kost finden, die so schlechte Bestandtheile hat, und so wenig Nahrung für einen denkenden Geist verschafft." Dieses Urtheil würde Rec. nicht unterschreiben; denn man findet doch, besonders in dem Beyerschen Magazin, viele brauchbare Materialien, obgleich, wie es bey solchen Sammlungen gemeiniglich der Fall ist, schlechte mit unterlaufen. Indessen hat die Arbeit des Vfs. vor andern dieser Art manche Vorzüge, und verdient Predigern empfohlen zu werden. Auch bemerken wir mit Vergnügen, dass er den an seinen frühern Arbeiten mit Recht getadelten Fehler der Dunkelheit und Unbestimmtheit hier grösstentheils glücklich vermieden hat. Uebrigens sind in diesem ersten Hefte die Sonn- und Festtags-Episteln vom Neuenjahrstage an bis auf Mariä Heimsuchung enthalten.

Basel, b. Flick: *Jesus von Nazareth, sein Leben und Geist* (Jesu v. N. Leben u. G.) *aus der Urquelle geschöpft nach dem Matthäus* von *Leonard Meister.* 1802. 18½ B. 8. (16 gr.)

Es gereicht dem Vf., einem Landprediger, der schon das sechzigste Jahr zurückgelegt hat, zur Ehre, dass er immer noch mit seinem Zeitalter fortschreitet. Diese seine Schrift ist mit Geschmack geschrieben; er verräth darin schöne Kenntnisse, und eine gute Bekanntschaft mit dem neuern Zustande der Theologie in unserm deutschen Vaterlande; der eigentliche Gelehrte kann sie zwar entbehren; aber der Mann im Amte, der über das Leben Jesu und den Geist seiner Lehre zu predigen hat, und seinen Vorträgen durch Mannigfaltigkeit der Darstellungen von Zeit zu Zeit einen neuen Reiz zu geben wünscht, wird manche oft nur mit wenigen Worten angedeutete Idee des Vfs. gelegentlich gut benutzen können, und auch der gebildete Laye, der Interesse für den Inhalt einer solchen Schrift hat, wird vieles daraus lernen können, wenn er sich nicht durch die Scholienform dieser Belehrungen über den Evangelisten Matthäus, und durch die lateinischen Noten (grösstentheils aus Gualter's und Musculus's Commentarien über diesen Evangelisten) vom Lesen derselben abschrecken lässt. Hie und da stiess freylich der Rec. an. Was soll z. B. der Leser dabey denken, wenn es S. 12 heisst: „Bey „Maria äusserten sich die Anzeigen der Schwanger„schaft, *und zwar voll Kraft des Geistes von oben „herab?*" Eine solche Erläuterung erläutert nichts. Auch ist der Sinn der Worte: το ἐν ἀυτῃ γεννηθεν ἐκ πνευματος ἑςιν ἁγιου, nicht richtig angegeben, wenn es heisst: „Unter der Kraft Gottes und seines Geistes „wird ihre Leibesfrucht emporwachsen." Offenbar wollte Hr. *M.* hier etwas verwischen. Matth. V, 18 ist keineswegs von dem *Gesetze der Liebe* die Rede, wovon *nicht der geringste Punct ausgelöscht* werden sollte; sondern Jesus spricht von dem *ganzen mosaischen Gesetze*, von dessen Foderungen *nichts* abgehen, das vielmehr nur *vervollkommnet* werden sollte. (Dass nach dem Tode Jesu eine *neue* Religionsverfassung nach und nach zu Stande kam, ist freylich wahr; aber der *lebende* Jesus entband *niemanden* von dem jüdischen Gesetze, und wollte niemanden davon entbunden wissen; auch unterwarf er sich *selbst* den Vorschriften desselben.) Matth. V, 29. 30. Hier geht Jesus nicht, wie der Vf. zu glauben scheint, von den μοιχοις zu den πορνοις über, sondern es ist immer noch von ehebrecherischen Attentaten *auf das Weib eines andern* die Rede. Dass die Regel, die Jesus hier giebt, auch den πορνοις zu empfehlen ist, versteht sich; nur hat er diese jetzt nicht im Auge, sondern er redet mit Rücksicht auf: ὀυ μοιχευσεις. Matth. XXVII, 46 ist das λαμα σαβαχθανι so ausgedrückt: „warum *scheinst* auch du mich verlassen zu haben?" Allein das Anthropopathische der Davidischen Frage berechtigt Hn. *M.* nicht, etwas daran zu ändern; eine Stelle eines Gedichts muss so angeführt werden, wie es im Gedichte lautet; solche Verfeinerungen der Ideen sind am unrechten Orte angebracht. Matth. XXVII, 55. 61 findet der Vf. einen besondern Zug der *Sittsamkeit* der Frauenzimmer darin, dass sie sich der Leiche Jesu erst genähert haben, nachdem sie eingewickelt gewesen sey; allein diess ist nicht nach unsern Begriffen von Sittsamkeit zu beurtheilen; nach diesen hätten sie sich schon der Kritik des Publicums dadurch ausgesetzt, dass sie in einiger Entfernung von dem Kreuze des *ganz nackten* Jesus standen, worüber sich doch, nach der Erzählung der Evangelisten, kein Mensch aufgehalten zu haben scheint, ob es gleich *viele* Frauenzimmer waren, von denen diess erzählt wird. S. 295 heisst es: „*Um sich nach dem „Geiste der Zeit zu bequemen*, begleitete Jesus seinen „Unterricht *mit Zeichen* und *Wundern*." Diess würde Rec. nicht so ausdrücken, sondern er würde lieber ganz kurz sagen: „Jesus begleitete seinen Unterricht „mit Heilungen und Rettungen, welche zum Theil „als Wunder angestaunt wurden." Solcher Bemerkungen liessen sich noch mehrere machen; wir lassen es aber bey diesen bewenden. Der Stil des Vfs. ist für einen Schweitzer gut; um so mehr muss man sich wun-

wundern, dafs auch Hr. *M.*, der doch so viele deutsche Bücher liest, statt: *nicht so sehr*, oder: *nicht so wohl*, noch immer mit seinen übrigen Landsleuten schreibt: *nicht so fast*. Hierin könnte er sich doch wohl nach dem deutschen Sprachgebrauche richten.

Heilbronn u. Rotenburg, b. Class: *Neue Beyträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten*, herausgegeben von *Philipp Joseph Brunner. Erstes Bändchen.* 213 S. in 8. (16 gr.)

Der durch seine Bemühungen, moralisch-religiöse Aufklärung unter den Katholiken in Deutschland zu verbreiten, und durch manche dabey erlittene Kränkungen von der Obscuranten-Parthey, schon bekannte Herausgeber, will durch diese Sammlung eine Fortsetzung der *homiletischen Beyträge*, wovon 6 Bände 1787—90 zu Heidelberg unter dem Titel: *christliche Reden* etc., und 3 Bände 1791—93 zu Salzburg herausgekommen sind, liefern, und sagt sich dabey ganz von allem Antheil an der zu Heidelberg bey *Pfähler* durch einen andern Redacteur 1792. 93 gelieferten Fortsetzung der *christlichen Reden* los. Absicht und Plan bleibt bey diesen *neuen Beyträgen* unverändert. In diesem ersten Bändchen ist unter der Rubrik *Abhandlungen* und *Recensionen*, welche mit zum Plane dieser Beyträge gehören, noch nichts mitgetheilt, der Herausgeber verspricht aber seine Leser im nächsten Bändchen dafür schadlos zu halten. Die hier aus dem Manuscript ihrer Vff. mitgetheilten Predigten sind folgende: 1) *Die wahre Aufklärung durch Jesum*, über Joh. 8. 12. zu Salzburg gehalten von *Reiter*. 2) *Es ist Pflicht, die Gründe unsers Glaubens zu prüfen*, über Joh. 20. 25 von *Zirkel*. 3) *Leichenrede am Grabe des Galleriedirectors Guibel* von *Schluss*. 4) *Vorbereitungspredigt* über Apostelgesch. 3, 19 auf den ersten Sonntag des Jubiläums, vom *Herausgeber*. 5) *Dankpredigt* über Ps. 102 zum Beschlusse des Jubiläums gehalten von *demselben*. 6) *Anrede an Kinder bey ihrer ersten Communion* von *demselben*. 7) *Oeffentliches Kirchengebet am Schlusse des Jubiläums, und am ersten Communiontage der Kinder* von *demselben*. 8) *Predigt am Feste der Schmerzen Mariä*, über Luc. 1, 38 gehalten von *Breunig*. Unter diesen Beyträgen können Numer 3 wegen der vielen Wiederholungen, und mancher müssigen, wie es scheint, von französischen Kanzelrednern erborgten Tiraden, und Numer 8 wegen der vom Herausgeber selbst in den Noten gemissbilligten Uebertreibungen in der Darstellung der Schmerzen und der Geduld Mariens, so wie wegen vieler schwankenden Ideen und spielenden Ausdrücke, wohl nicht als Muster empfohlen werden, wenn gleich auch bey ihnen die lobenswürdige Hauptabsicht ist, moralisch-religiöse Gesinnung und Thätigkeit anstatt der mechanischen Werkheiligkeit, als *die* Hauptsache der Religion darzustellen. Alle übrigen Aufsätze verdienen zum Muster für katholische Prediger aufgestellt zu werden, da sie sich durch Reichthum richtiger Ideen, und durch fassliche Darstellung in der That auszeichnen. Auch die Anmerkungen des Herausgebers, in welchen einige Ideen theils berichtigt und näher bestimmt, theils weiter entwickelt, theils Parallelen älterer und neuerer Schriften zur weitern Beherzigung angezeigt werden, erhöhen die Brauchbarkeit dieser homiletischen Beyträge. Möchte nur der Herausgeber in der Folge seine Aufmerksamkeit auch darauf richten, manche Provinzialismen in den gelieferten Beyträgen auszumerzen, und durch sprachrichtige Ausdrücke zu ersetzen. Rec. hat sich folgende angemerkt, deren Gebrauch gewiss nicht gebilligt werden kann. S. 61. 110. 166 *thorecht* für *thöricht*. S. 70 *derley* für *dergleichen*. S. 73 *vergeuts* statt *vergrābts*. S. 73 *Begierlichkeit* für *Sinnlichkeit*. S. 97 *seine Lichter, ses lumieres* für *seine Einsichten*. S. 131 *verkosten* für *geniessen*. S. 134 *gehorsamen* für *gehorchen*. S. 150. 169 *Auferbauung* für *Erbauung*. S. 193 *geschähete* für *geschähe*. S. 201 *die verbosstesten* statt die *bosshaftesten*. Mit Ausnahme dieser wenigen Flecken ist die Sprache der hier gesammelten Beyträge rein und voll Würde und Kraft.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

Wien, b. Pichler: *Lehre über die erste Grundlage des menschlichen Glücks durch physische Erziehung und Bildung.* Von *Anton Frölich*, der Arzneywissensch. Doct. und wirkl. Mitgl. der medicin. Facultät. 1802. VI u. 195 S. gr. 8. (16 gr.)

Das Buch geht von den Aeltern aus, von dem Physischen und Moralischen der Ehen und dem *Einfluss* davon auf die Nachkommenschaft, von dem Verhalten der Schwängern, erster Nahrung der Neugebornen u. s. w., worauf dann die weitern Belehrungen über die physische Erziehung der Kinder in Absicht auf Nahrung, Bewegung, Ruhe, Kälte, Wärme, Luft, Schlaf, Bekleidung, u. a. m. folgen. Von der Vaccine spricht der Vf. S. 173 noch problematisch, und will noch längere Erfahrung, ehe man ihr unbedingtes Vertrauen schenken könne. Wir stimmen dem Vf. darin vollkommen bey, dafs derjenige sein Buch interessant genug finden werde, „wer brauchbaren Inhalt für seine Kinder finden und benutzen wolle." bedauern aber, dafs er ihm nicht auch das Interesse gegeben habe, welches man von einer gefälligen Darstellung und correcten Schreibart, nicht, wie er wunderlich genug meynt, „vom *erhabenen* Stil und *aufgeputzten* Geschichten" erwartet.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 1. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Ern. Frid. Car. Rosenmüller*, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Scholia in vetus Testamentum. Partis quartae, Psalmos continentis, Volumen secundum.*

Auch unter dem Titel:

Psalmi annotatione perpetua illustrati ab Ern. Frid. Car. Rosenmüllero, Ling. Arab. in Acad. Lips. Prof. *Volumen secundum.* 1802. in fortlaufender Seitenzahl 549—1127. 1 Alph. 14 Bog. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Dieser Theil, welcher die Anmerkungen zu Pf. 21 bis 50 enthält, ist mit eben der Sorgfalt ausgearbeitet, als der vorhergehende. Hr. R. fährt fort, die mannigfaltigen Erklärungen und Beyträge, welche ältere und neuere Interpreten über die Pfalmen geliefert haben, fleifsig zu benutzen, die verschiedenen Ansichten und Erklärungsversuche mit einer guten Auswahl darzustellen, sie genauer zu würdigen und mit seinen eigenen Bemerkungen zu begleiten. Auch hier kommt mehreres vor, welches nicht allein die schon bekannte richtige Interpretationsmethode des Vfs. aufs neue beurkundet, sondern auch einer näheren Aufmerksamkeit und Prüfung werth ist. Wir wollen einiges zur Probe auszeichnen. Pf. 21 wird die Meynung bestritten, dass dieser Psalm ein Danklied nach erfochtenem Siege sey. Auch missbilligt der Vf. den von Dathe aufgestellten Gesichtspunkt, und findet es mit Paulus wahrscheinlich, dass dieser Psalm dazu gedichtet sey, um ihn an dem jährlichen Fest der Königsfeyer abzusingen. Sollte aber wohl die jährliche Feyer eines solchen Festes in diesen Zeiten hinreichend aus der Geschichte begründet werden können? Bey V. 13 werden die verschiedenen Erklärungen, die das Wort תשׁמו veranlafst hat, angeführt und geprüft. Der Vf. erläutert es mit Müntinghe aus dem Samaritanischen und überfetzt *exitium eos pones*. Die gewöhnliche Uebersetzung *pones eos humerum*, scheinet doch dem Rec. nicht so verwerflich zu seyn. Wenigstens hat Montanabbi eine ähnliche Redensart, *du machtest ihre Angesichter, wo du sie antrafst, zu ihrem Rücken* d. i. du schlugst sie aller Orten in die Flucht; und die Schwierigkeit, die man in dem letzten Glied des Verses findet, verschwindet, wenn man übersetzt: *du wirst machen, dass sie den Rücken kehren, wenn du den gespannten Bogen gegen ihr Angesicht richtest.* Pf. 22, 9. wird גל אל יהוה überfetzt *laetatur de Jehova, gloriatur eo, ut patrono et defensore suo.* Allein wegen der Construction mit אל würde Rec. doch lieber גל von גלל *volvit* ableiten und mit den 70 und dem Syrer übersetzen: *er vertraut auf Jehova, verlässt sich auf ihn.* Dass das Wort גיל *laetari* sonst mit ב construirt wird, z. B. Pf. 35, 9 Jef. 65, 19 ist doch wichtiger, als was der Vf. jener Erklärung entgegensetzt. V. 16. wird die Bedeutung von שפת *disposuit* mit Recht und ganz einleuchtend gegen Paulus vertheidigt. Von dem Wort כארי V. 17. wird in einem besondern *Epimetron* S. 627—645. ausführlich gehandelt. Der Vf. ziehet dio Leseart כרו von כור *valide constrinxit, arcte colligavit*, als die wahre Leseart vor. V. 25. wird ענות עני richtig nach dem Vorgang der Alten und dem Parallelismus durch *preces afflicti* übersetzt. Im Syrischen ist [illegible] *der Gesang* und ענה wird überhaupt von der Rede und der Bezeichnung durch dieselbe gebraucht. V. 30—32. hätte noch die Abtheilung und Aenderung von Müntinghe können bemerkt werden. Pf. 23, 4. wird die Meynung, dass צלמות ein zusammengesetztes Wort sey, gegen Michaelis in Schutz genommen; und das Ansehen der alten Uebersetzer vertheidigt. Pf. 24, 4. wird mit 2. Mos. 20, 7. verglichen und נפשׁי auf Gott gezogen. Rec. findet aber doch darin etwas Gezwungenes, weil יהוה so weit voranstehet, und durch נקי כפים von נפשׁי getrennt ist. Lieber würde er mit Köhler, der schon die Aehnlichkeit mit 2. Mos. 20, 7. bemerkte, übersetzen: *wer nicht falsch schwöret bey seiner Seele*, wie es auch die Syrer und Chaldäer nahmen, wenn nicht auch auf diese Weise der Satz völlig tautologisch mit dem folgenden würde. Eben deswegen ist er noch immer geneigt zu übersetzen: *wer sich nicht zur Falschheit neigt, und nicht betrüglich schwöret.* Auf diese Weise entstehet hier keine Tautologie, sondern der erstere Satz enthält das allgemein, was der andere näher bestimmt, wie es die Regeln des eigentlichen Parallelismus erfodern. Hr. R. beruft sich zwar darauf, dass die Redesart נשא נפשׁו *sich zu etwas hinneigen, etwas verlangen* sonst mit אל construirt werde; aber das praef. ל wird mehrmals mit אל in der Construction vertauscht. Wollte man durchaus dieses letzte hier nicht zugeben: so würde man in dem letzten Glied am besten der Leseart der 70 folgen, welche לרעהו nach נשבע lasen. Auf diese Weise wäre denn auch eine nähere Bestimmung in diesem letzten Satz. In dem alphabetischen Lied Pf. 25. 2. glaubt Hr. R. dass אלהי ausser dem Verse stehe. Rec. würde es lieber zu dem ersten Vers ziehen, oder eine Versetzung annehmen בך אלהי. In dem 5. V. soll der Dichter sich die Freyheit erlaubt haben, die Buchstaben ה und ו zu verbinden, und dieser letztere soll in ולמדני zu suchen seyn.

Weil

Weil aber לפרצי mit dem vorhergehenden zu genau verbunden ist: so würde Rec. lieber ויאמר lesen, wie mehrere Alte und auch einige Handschriften haben, und damit den Buchstab ו anfangen. Wahrscheinlich ist aber ein Glied in diesem Vers verloren gegangen. Dafs der Buchstab ק in dem Wort ממצוקתי enthalten sey, ist gesucht und ohne Beyspiel. Da V. 18. und 19. beide mit ראה anfangen: so ist wohl hier ein offenbarer Fehler im 18. V. Unter den verschiedenen Conjecturen ist wohl die wahrscheinlichste, dafs das Wort קומה im Anfang des Verses weggefallen sey. V. 14. wird סוד sehr gut erläutert und durch *familiaris consuetudo* übersetzt. Hr. R. vergleicht das Arabische سان in *M. clanculum in aurem locutus est* daher سوْ *colloquia secreta, consuetudo*, wie aus Meidani zugleich erwiesen wird. Denn 26. Pf. setzt Hr. R. in die Zeit, welche 1. Sam. 22. 5. 8. beschrieben wird. Unter בעלמים verstehet er *absconditos in insidiis.* Pf. 27, 2. wir die Redensart אכל בשר, welche Michaelis und andere durch *verläumden* übersetzen, ganz richtig von der Wuth der Feinde Davids, die ihn ganz aufzureiben und zu vertilgen suchten, erklärt. V. 7. 8. ist die Aenderung und Conjectur von Müntinghe nicht angeführt, Rec. stimmt aber dem Urtheil bey, dafs die gewöhnliche Lesart als die schwierige müsse beybehalten werden. Billig wird das mit Punkten bezeichnete לולא V. 13. als unächt verworfen. Der Vf. erklärt sich die Entstehung dieses Worts daraus, dafs das לו welches mehrere alte Handschriften, wie man z. B. aus den 70 siehet, am Ende des vorhergehenden Vers lasen, in einigen Handschriften לא sey geschrieben worden, und die späteren Abschreiber beides mit einander verbunden hätten. Vielleicht würde ursprünglich von einem Abschreiber לו blofs zur Ausfüllung der Zeile noch hinzugesetzt und dieses nachher von andern mit abgeschrieben und nun in לולא verändert. Pf. 28. 7. wird משירי als die seltnere Construction in Schutz genommen, und *de cantico meo* durch *uno vel pluribus canticorum meorum eum celebrabo* erklärt. Als Grund wird die ähnliche Redensart Pf. 137, 3. angeführt. V. 8. vertheidigt Hr. R. auch das Wort למו als die ächte Lesart. Es soll sich auf עם im folgenden Vers beziehen, und als Beyspiele werden die Stellen Pf. 87, 1. 4. Mos. 24, 17. angeführt. Allein diese Stellen können doch nicht wohl als Beweise hier gelten, denn zwischen למו und עמך im folgenden Vers steht noch der Satz ומעוז ישועות משיחו, wodurch jenes von diesem zu weit getrennt ist, und überdem haben alle alten Uebersetzer ausser dem Chaldäer die Lesart לעמו ausgedrückt, welche auch durch 7 Handschriften bey Kennicott, und eine bey Rossi bestätigt wird. Den 30 Pf. setzt Hr. R. in die Zeit, als David nach der Pest den Platz zum Tempel erwählte, und einen Altar daselbst errichtete. 1. Chron. 12, 26. 22, 1. V. 8. wird להררי *monti meo* durch *magnitudini et dignitati meae* erklärt, und durch mehrere Beyspiele gezeigt, dafs die Araber جبل eben so gebrauchen. Rec. würde, besonders nach dem angegebenen Gesichtspunkt, das Wort lieber eigentlich nehmen und übersetzen: *meinem Berg hattest du Festigkeit gegeben,* ich war glücklich und sicher auf Zion, *aber ich erzitterte, als du dein Angesicht wegwandtest.* Pf. 32, 7. wo Hr. R. übersetzt: *cantionibus liberationis circumdas me*, würde Rec. doch lieber רני ganz wegstreichen, weil es ganz seltsam hier stehet, und eine Wiederholung der drey letzten Buchstaben von מצרני zu seyn scheint, aber alsdann auch im Verfolg מסובבני lesen, welche Lesart die 70 schon vor sich hatten. V. 9. wird עדיו durch *ornatus ejus* übersetzt, und hauptsächlich dadurch gerechtfertigt, dafs in andern Stellen, wo das Wort vorkommt, die Bedeutung *ornatus* die einzige sey. Allein da hier von dem Pferde die Rede ist und عدو im Arabischen der *Lauf des Pferdes* bestimmt bezeichnet, auch Zügel und Stricke wodurch das Pferd gebändigt wird, nicht schicklich der Schmuck des Pferdes können genannt werden: so ziehet Rec. noch immer jene Bedeutung vor, ohne deswegen die Abtheilung von Müntinghe zu billigen. Pf. 33, 7. wird die Lesear כנד *quasi cumulum* gegen die Uebersetzung aller Alten, die hier כנאד lasen, behauptet. Pf. 34, 11. ist übersetzt: *Leunculi egent et esuriunt, sed qui Jovae student, nullo bono carent;* und dabey bemerkt, dafs David gewöhnlich seine Feinde und überhaupt die Gottlosen Löwen nenne. Rec. vergleicht hier das Arabische كافر ein *Unglaubiger, Gottloser* von كفر *verleugnen.* Warum sollte das Hebräische כפיר nicht auch diese Bedeutung haben, ob sie gleich in den Wörterbüchern fehlt? Auf diese Weise ist der Parallelismus vollkommen: Unglaubige, Gottesverächter darben und hungern, aber die Verehrer Jehova's haben keinen Mangel. Pf. 35, 12. ist שכול richtig durch *orbitas, filiorum privatio* erklärt; aber Rec. würde den Sinn nicht also bestimmen: sie verursachen mir einen Schmerz, *der dem* Schmerz der Mutter gleicht, die ihrer Söhne beraubt wird. Bey den Arabern ist es eine der härtesten Verwünschungsformeln, wenn sie jemand wünschen, er solle kinderlos sterben. Aber bey den Hebraern wurde Kinderlosigkeit als das gröfste Unglück angesehen. David will also sagen: Meine Feinde wollen euch kinderlos haben, sie wünschen mir das gröfste Unglück, kinderlos zu sterben, und bestreben sich auch es in Erfüllung zu bringen. שכול erklärt das vorhergehende רעה näher. Bey V. 16. würde Rec. die Aenderung und Erklärung von Müntinghe, der מעוג vom Arabischen عوج *os distorsit* ableitet, vorziehen. Ueberhaupt hat die Stelle noch ihre Schwierigkeiten. Pf. 37, 20. möchte wohl in dem Ausdruck כיקר כרים *ut pingue ovium* zu viel gesucht werden. Der Vf. sagt: *similitudo agnorum pinguium ad praesens negotium valde est accommodata. Ut enim pinguiores agni duntaxat mactantur, non macilenti, nec morbidi, sic improbi, opibus et voluptatibus bene saginati misere pereunt.* Der Grund der Vergleichung liegt wohl allein darin, dafs sie schnell und gänzlich zu Grunde gehen, wie das Fett der Lämmer, das ganz verbrennt und im Rauche aufgehet. Fast möchte aber Rec. lieber

ber כיקר כרים lesen, und im Verfolg כעשן, welches letztere durch die alten Uebersetzer und durch mehrere Handschriften bestätigt wird. Der Sinn wäre alsdann: wie angezündete Felder werden sie verzehrt, wie Rauch schwinden sie dahin. V. 28. stimmt Hr. *R.* denen bey, welche עולים נשמדו nach dem Wort נשמרו ergänzen. Auf diese Weise ist der Vers ersetzt, der nach der alphabetischen Ordnung mit ע anfangen muss. Am richtigsten schliesst man wohl mit לעולם den Vers. Das Wort נשמדו ist in נשמרו verändert, weil עולים wegen des ähnlichen לעולם weggefallen war, und nun נשמדו nicht zu dem vorhergehenden passte. V. 36. wird ויעבר *et abiit, statim periit* übersetzt. Hier ist aber doch wohl die Leseart ואעבר dem gewöhnlichen Text vorzuziehen. Nicht allein die alten Uebersetzer die 70, der Syrer, Hieronymus haben so gelesen, sondern der Parallelismus erfodert die erste Person: *Ich gieng vorüber und er war nicht mehr, ich suchte nach ihm und fand ihn nicht.* Ps. 39. 2. wird die Bedeutung von מחסם *capistrum* gegen Michaelis mit Recht vertheidigt. V. 6. wird כל אדם נצב *omnis homo consistens* übersetzt, und die Meynung von Knapp und Döderlein bestritten, welche das Arabische نصب *unmächtig müde, hinfällig seyn* vergleichen wollten. Den 40 Ps. erklärt Hr. *R.* von David, er wagt es aber nicht genauer zu bestimmen, in welche Zeit er gehört. V. 8. wird übersetzt *in volumine legis praescriptum est mihi.* Nimmt man mit *van der Palm* an, dass in dem Psalm auf die Anstellung Davids zum König über Israel 2. Sam. 5, 1—3. gesehen werde, bey welcher Gelegenheit der König das göttliche Gesetz beschwören musste, so bekommt die Stelle noch mehr Licht. Auch die Meynung von *van der Palm*, dass dieser Psalm eigentlich aus zwey Liedern bestehe, wäre der Bemerkung werth gewesen. Bey den 42. Ps. sagt Hr. *R.* seine Meynung von der Ueberschrift לבני קרח, welche überhaupt 11 Psalmen haben. Er findet es am wahrscheinlichsten, dass diese Psalmen von den vornehmsten unter den Korachiten, unter welchen sich mehrere durch Kenntniss und Geschicklichkeit rühmlichst auszeichneten, gedichtet seyen. Ganz richtig wird bemerkt, dass sich die Gesänge der Korachiten durch Erhabenheit der Gedanken und starke Empfindungen von den Gesängen Davids sehr unterscheiden. Von dem 42 Ps. vermuthet Hr. *R.*, dass er in die Zeit der Flucht vor Absalon gehöre, und dass damals einer von den Korachiten sich in die Lage Davids versetzt, und diesen Psalm im Geist des Königs gedichtet habe; andere Korachiten waren diesen Beyspiel gefolgt, und hätten mehrere Psalmen über diesen und ähnliche Gestände gedichtet. V. 5. wird סך in der Bedeutung *numerus collectus, turmae hominum* genommen. Wenn aber die Meynung, welche das Wort mit den meisten Alten durch *tabernaculum* erklärt, dadurch bestritten wird, dass diese Bedeutung deswegen nicht statt finden könne, weil das *suff. plur.* in אדדם nur auf dieses *collectivum* könne gezogen werden: so kann Rec. nicht einstimmen. Dieses Suffix kann sehr füglich auf das folgende המון sich beziehen. Man vergl. *Schroeder Synt.* R. 39. Nr. 2. V. 7. ist Hr. *R.* geneigt הר מצער als Appellativ zu nehmen, welches auch ohne Zweifel die richtigste Erklärung ist. Nach der Geschichte 2. Sam. 17. 24. befand sich David zu Mahanaim am Fusse des Hermons. Den 44. Ps. setzt Hr. *R.* mit mehrern Auslegern in die Zeiten der Verfolgung der Juden unter Antiochus Epiphanes. V. 12. wird aus der Geschichte 1. Maccab. 1, 17—29. und 2. Macc. 5, 11 bis 27. erläutert, und V. 23. wird mit 1. Macc. 1, 30 bis 67. verglichen. V. 20. במקום תנים wird erklärt: *in servitute inter crudeles gentes, quae feritate draconibus similes sunt.* Den 45. Ps. hält Hr. *R.* für einen Glückwunsch, den ein jüdischer Sänger unter persischer Herrschaft einem neuem persischen König bey dem Antritt seiner Regierung überreicht habe. Er findet darin, besonders V. 17. persische Sitten und Gebräuche. Rec. kann sich aber nicht überzeugen, dass ein religiöser jüdischer Dichter sich so stark und erhaben von einem fremden König würde ausgedrückt haben, wie in diesen Gedicht besonders V. 7. 8. geschieht. Schwerlich würde sich auch einer unter den persischen Königen auffinden lassen, dem alle diese hier genannten Prädicate könnten beygelegt werden. Was als charakteristisch und übereinstimmend mit der persischen Sitte angegeben wird, ist nicht hinreichend, um gerade den König als einen persischen König auszuzeichnen. Es wird überhaupt ein orientalischer König geschildert. V. 17. kann nicht wohl von der Vertheilung der Satrapien unter die königlichen Kinder bey Lebzeiten des Königs erklärt werden. Es ist vielmehr von der Succession die Rede, wie der Ausdruck תחת אבותיך klar genug anzeigt, und בניך ist gesetzt, weil אבותיך vorhergehet. V. 9. wird wie gewöhnlich übersetzt *Myrrha et xylaloe et casia omnia vestimenta tua, ex palatiis eburneis Armeniae exhilarant te.* Das letztere stehet aber wirklich etwas sonderbar und stimmt nicht recht mit dem vorhergehenden. Rec. findet noch immer die Bemerkung von Berg (s. *Möllers* Denkschrift S. 147.) annehmlich, nach welcher man die Worte also lesen müsse: מבחרי כלי שן מני *pretiosa alabastrorum Minaea (arabica) recreant te.* Fände man aber diese Abtheilung der Worte zu gesucht, so würde man doch היכלי שן מני durch *mit Elfenbein geschmückte Palläste der Minnäer* übersetzen müssen: denn eben die vorhin genannten Producte, woran sich der König ergötzte, kamen nicht aus Armenien, sondern aus Arabien. Die Minnäer in dem glücklichen Arabien handelten aber mit Weihrauch und andern kostbaren Specereyen und hatten sehr prachtvolle Wohnungen. Diodor 3. B. Kap. 47. bemerkt überhaupt von dem Reichthum der Einwohner des glücklichen Arabiens, dass die Einwohner ausserordentlichen Aufwand in ihren Gebäuden machten, und gedenkt ausdrücklich der Auszierung mit Elfenbein, Gold und kostbaren Steinen.

Diese wenigen Bemerkungen mögen hinreichend seyn, um die Leser, die etwa das Buch noch nicht aus eigenem Gebrauch kennen, auf dieses treffliche Handbuch aufmerksam zu machen, und zugleich um zu zeigen, dass Rec. das Buch mit Aufmerksamkeit gelesen hat. Wir wünschen die baldige Fortsetzung und

und Beendigung dieses nützlichen Werks, das wir allen angehenden Theologen zum fleissigen Gebrauch empfehlen.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Martini: *Die Verschwörung der Gracchen.* 1803. 155 S. 8. (12 gr.)

Der Uebersetzer dieses Werkchens, welcher sich in der Vorrede *J. G. Grohmann* unterschreibt, hat wohl von den neuern historischen Producten wenig gelesen; er würde sich gewiss nach der Lectüre von *Hegewisch* Bearbeitung des nämlichen Gegenstands nicht zur Uebersetzung der ältern ganz oberflächlichen Erzählung des Franzosen *St. Remy* entschlossen haben. Es fehlt hier alle zusammenhängende Kenntniss der römischen Staatsverfassung, ohne welche sich die Bearbeitung schlechterdings nicht mit Glück unternehmen lässt. Statt einer Entwicklung der Ursachen, welche die vorhergehende Spannung der Anführer des Volks gegen den Senat bewirkten, liest man hier eine leere Tirade über den schon durchaus gestiegenen Luxus der Reichen; und dann als Einleitung die Geschichte der Kriege in Spanien gegen den Viriathus und die Numantier, ganz ohne Einsicht in die innere Verkettung der Dinge. Den Viriathus lernen wir hier als einen Hirten kennen, der es mit der Zeit „vermittelst seiner schlechten Gesinnungen" bis zur Würde des Anführers einer Räuberbande brachte; — und der den andern missvergnügten Völkern Hispaniens die verderbliche Lehre gab, man dürfe sich unter einem kühnen und klugen Anführer nur empören etc. Sollte man nicht glauben, es wäre von lauter Unterthanen die Rede, die sich gegen ihre rechtmässige Obrigkeit empört hätten? Dabey wird eine Stelle des Eutropius in der Note angeführt, ausser dieser aber im ganzen Buche nur noch ein paar andere aus dem Cicero und Homer, welche gar nicht zum Beweis des Vorgetragnen dienen. — Ueber den unrechtmässigen Ackerbesitz und die dagegen erfolgten Gesetze hat der Vf. ohne Zweifel ganz eigene Quellen benutzt. *Diese Felder waren den Feinden abgenommene Domanialgüter, die man den Armen so sehr im Pachte steigerte, dass er ihn nicht mehr zahlen konnte. Durch ein Ackergesetz, welches die Allgewalt der Tribunen sogleich durchsetzte und in Vollziehung brachte, wurde dem Uebel schnell abgeholfen. Aber nun liessen die Reichen die Güter en Gros verpachten, zogen die einzelnen Theile unter erdichteten Namen an sich, und trieben das Ding so arg, dass endlich Tib. Gracchus, der den Senat hasste, das Uebel bey der Wurzel ergriff.* — Der Uebersetzer will aus dem nämlichen St. Remy auch den Bürgerkrieg des Marius und Sulla, nebst der Schilderung des Lucullus liefern. Möchte er es doch nicht thun! Er kann etwas Bessers liefern; seine Uebersetzung verräth Sprachkunde und Leichtigkeit des Ausdrucks.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Weimar*, b. Gädicke: *Prolusione altera de Medea Euripidea cum priscae artis operibus comparata, orationes — indicit Carolus Augustus Böttiger.* 1803. XVI S. 4. Nachdem der Vf. in dem ersten Programm (S. A. L. Z. 1803. Nr. 194) die dramatischen Behandlungen der Medeenfabel bey den Alten erläutert, und mehrere von alten Schriftstellern erwähnte Kunstwerke, welche sich darauf bezogen, nahmhaft gemacht hatte: so führt er nunmehr, mit gleicher Sorgfalt, diejenigen Kunstwerke auf, welche bis zu unserer Zeit erhalten worden sind. Nur auf Einer Gemme findet der Vf. die Medea als Kindermörderin dargestellt, auf dem bekannten Stoschischen Carniol, welches man vor Lessing zu den Furiendarstellungen zählte. Hr. B. bringt es mit der Beschreibung einer Medeen-Statue bey Callistrat. XIII, p. 903. in Verbindung, und muthmasst, dass beide Künstler Ein Urbild nachgeahmt haben. Auf Marmorn aber und auf Sarkophagen sind mehrere Vorstellungen aus dem Fabelkreise von der Medea, wie sie die Verbindung des Jason mit der Kreusa durch eine Reihe von Frevelthaten rächte, entlehnt. Der Fabelkreis selbst ward, wie andere, die gleichen Umfang hatten, und gleiche Mannigfaltigkeit der Scenen darboten, von den alten Künstlern Theilweise behandelt; so, dass man immer nur einzelne Vorstellungen, welche sich wechselsweise ergänzten und aufhellten, zum Sujet auswählte. Hr. B. vertheilt das Ganze, so wie es nach dem Vorgange des Euripides von Künstlern bearbeitet ward, in fünf Theile oder Acte: der erste Act befasst die Hochzeit des Jason mit der Kreusa. Auf die Kunstwerke, welche diesem Acte gewidmet sind, schränkt sich der Hauptinhalt dieses Programms ein.

Der Hauptinhalt, sagen wir; denn übrigens gilt auch von dieser Schrift, was überhaupt die Böttigerischen Arbeiten charakterisiret: *materiem superat opus.* Mögen es auch nur Parerga seyn, welche der Vf. in den reichhaltigen Noten behandelt: so erregen sie doch, durch Inhalt und Ausführung, kein gemeines Interesse. In dieser Absicht ist es hinreichend, auf das aufmerksam zu machen, was S. 7. über die Eigenthümlichkeit der tragischen Trilogien bey den Griechen in Vergleichung mit den neuerlich von zwey deutschen Dichter versuchten; S. 8. über die *Juno pronuba* auf den alten Kunstwerken; S. 10. über den phönicischen Hermes, welche mit den grossen Göttern und als Diener derselben (*Cadulus*, *Cadmilus*, *Casmilus* genannt) nach Samothracien kam, und die daher entsprungenen Camillos, d. h. Altar- oder Opfer-Knaben, welche von Samothracien zu den Etruriern und von diesen zu den Römern übergingen, und von denen, nach Hn. *B.* Meynung, sogar die Altarknaben der christlichen Kirche abstammen; S. 13. über den Granatapfel, als altes, schon den Orientalern gewöhnliches Symbol der Begattung und Fruchtbarkeit, und über dessen geheimen, mystischen Sinn in den Weihungen, welcher dann zu einem Kunstsymbol überging, mit einem Aufwande von seltener Gelehrsamkeit und künstlich combinirten Deutungen von dem Verfasser bloss beyläufig gesagt worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 2. Junius 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Beyträge zur Erläuterungen rechtlicher Gegenstände,* von D. *Justus Friederich Runde,* Hofr. und Prof. der Rechte zu Göttingen. *Erster Band.* 1799. 514 S. *Zweyter Band.* 1802. 588 S. 8. (3 Rthlr.)

Diese Beyträge entsprechen der Erwartung, wozu Arbeiten eines Rechtsgelehrten von dem allgemein anerkannten Verdienste des Hn. Hofr. *Runde* berechtigen; sie tragen beynahe durchaus das Gepräge eines richtigen praktischen Blickes, einer alle factische Umstände durchforschenden Genauigkeit und einer ungezwungenen Rechtsanwendung. Bey allen dem Werthe aber, den die Ausführungen, vielleicht ohne Ausnahme, für ihren Wirkungskreis als richterliche Aussprüche, oder als Processschriften, gehabt haben mögen, finden sich doch manche darunter, deren Entscheidungen zu sehr auf Thatumständen, auf natürlicher Auslegung besonderer Willenserklärungen, oder auf unbestrittenen Gesetzen oder gesetzlicher Aehnlichkeit beruhen, als dass dadurch dem Fache selbst ein Gewinn zuwächst: z. B. B. II. N. 2. über die in der Familie von Meschede zu Alme vertragsmässig statt findende Regredienterbfolge nach Abgang des Mannsstamms. N. 4. und 5. die weitläufigen in ihrem gerichtlichen Costume hier mitgetheilten Deductionen von der Dauer und Wirkung der Lehnsanwartschaften, besonders nach den Rechten des Kurbraunschweig Lüneburg. Lehnhofs. Auch hätte wohl, selbst bey verschiedenen Abhandlungen von Belange, durch Weglassung factischer Umstände, die keinen neuen Aufschluss geben, oder unbezweifelter Rechtssätze, eine zweckmässigere Kürze erreicht, und die Aufmerksamkeit auf die neuen Bemerkungen mehr fixirt werden können.

Wir müssen diese Anzeige nur auf die erheblichsten Aufsätze, und einige wenige, die auf kleine Erinnerungen führen, einschränken. *I. Band.* N. 1. *Von den Theilnehmungsrechten bey Auseinandersetzung der Gemeinheiten.* So gerne wir dem Vf. beytreten, wenn er die Viehzahl, womit jeder Theilnehmer die gemeine Weide zu betreiben befugt war, als Maassstab zur Bestimmung der Antheile annimmt: so wenig können wir seiner Meynung beypflichten, dass eine solche Gemeinheitsvertheilung unterbleiben muss, wenn ein einziges Mitglied derselben widerspricht; es ist ihr auch schon in den *staatswiss. u. jurist. Nachrichten* 1800. B. II. S. 447—457 widersprochen worden. N. 2. *Welche Güter des Domcapitels zu Minden unter der Säcularisation des Stifts begriffen sind?* ist ein gründlicher Beytrag zu einem Commentar über den Art. XI. des W. Fr. Instr. — Das Gutachten unter N. 3 über einige *Anstände zwischen dem Freystaate der drey Bünde und seinen Unterthanen in Veltlin, Worms und Cleve* hat nach den neuesten politischen Veränderungen dieser Länder zwar sein Interesse verloren, doch kommen hier einige nützliche Erläuterungen über die Natur der Garantien und die authentische Auslegung der Völkerverträge in Bezug auf dritte vor. In N. 4. wird der Satz bewiesen: *die Zeit der Eröffnung eines Lehns, worauf angebliche Stammvettern Anspruch haben, tritt mit dem Tode des letzten Besitzers,* und nicht erst bey dem Anfange des wider die Stammvettern entschiedenen Rechtsstreites *ein,* und *die während dieses Streits erhobenen Lehnsnutzungen gehören den Anwärtern* zu solchen Lehn, wenn dergleichen vorhanden sind, *von der Zeit ihres gegründeten Befugnisses zur Erwerbung des Guts selbst.* (Macht der Lehnherr einem Prätendenten das *dominium utile* streitig: so bezieht jener mit Recht, so lange er nicht in *mala fide* sich befindet, die während der Zwischenzeit fälligen Früchte.) N. 9. *Ob kaiserliche Notarien in ihren Amtsverrichtungen der gesetzgebenden Gewalt des Landsherrn unterworfen sind?* ein im Namen des vormaligen Fürstbischofs zu Hildesheim an das R. Kammergericht erstatteter Bericht, den die Beschwerden einiger Hildesheimschen Notarien gegen eine Landesverordnung wegen der Legitimation zu Gemeindeprocessen veranlasste; er liefert eine vortreffliche Entwicklung der Natur und des Ursprungs des kaiserlichen Reservatrechts, Notarien zu machen, und des landesherrlichen Rechts, sie an gewisse Vorschriften zu binden. Auf gleiche Weise ergänzen (N. 11.) die Betrachtungen *über eine besondere Modification der Primogeniturordnung, nach welcher auch der Vater unter mehrern Söhnen einen zum Nachfolger erwählen kann,* eine bisherige Lücke in der Theorie der Successionslehre, welche auch durch die in N. 12. mit Scharfsinne begründete Entscheidung bereichert wird: Wenn die Primogeniturerbfolge in den Hausverträgen auch auf die weiblichen Nachkommen erstreckt ist, und die Kinder einer älteren jedoch erst nach dem ledigen Anfalle verstorbenen Schwester der letzten Besitzerin concurriren mit einer jüngeren Schwester derselben: so hat der Erstgeborne jener Kinder den Vorzug in der Erbfolge. — Der *Begriff des Neubruchs* ist N. 14. gegen *J. H. Böhmer* richtig nach den Gesetzen und der Natur der Sache als solcher Boden bestimmt, *welcher bey Menschen Gedenken kein Gegenstand einer landwirthschaftlicher Bearbeitung ge-*

wesen ist. Dagegen findet Rec. N. 13. die Bemerkung über den *Unterschied zwischen Erbfolgerecht und Erbfolgeordnung* durch *Posse's* neuern Angriff dieser Ausdrücke entkräftet. Auch vermisst man No. 17., wo das *Befugniss, öffentliche Schauspiele zu gestatten,* Landsassen, welche „oberherrlich Recht und Gerechtigkeit Gebot und Verbot" (*advocatiam patrimonialem*) besitzen, eingeräumt wird, eine bestimmtere Erörterung, ob dieses Recht zur höhern Landespolizey, oder zur niedern Polizey zu rechnen ist. Eben so sollte, da N. 18 gezeigt wird, dass *Ehescheidungsklagen wegen unversöhnlichen Hasses für sich allein der Regel nach unstatthaft sind,* dass aber der Landesherr nach den Grundsätzen der Protestantischen Kirche in solchem Falle das eheliche Band auflösen kann, die Ursache dieses Dispensationsrecht mehr erhoben seyn.

Der *IIte Band* beginnt (N. 1.) mit sehr schätzbaren Bemerkungen *über Dienstinstructionen für die Sachwalter der Patrimonialgerichtsbarkeit* und mit einem brauchbaren *Beyspiele* einer solchen Instruction. Hr. R. setzt dem Verhältnisse zwischen dem Gutsherrn und dem Patrimonialgerichtsverwalter den Mandatscontract voraus; erwägt man aber die mancherley in der Natur dieses Verhältnisses liegenden Modificationen eines gemeinen Auftrags: so wird man geneigter, eine blosse *Präsentation* des Patriomonialgerichtsbeamten durch den Gutsherrn, zum Grunde zu legen. — In N. 3. wird der *Gebrauch des Rechtsmittels aus L. fin. C. de edict. D. Hadr. toll. und die Suspensivwirkung einer dagegen eingewandten Apellation bey Meyergütern* aus wahren Gründen verworfen; wenn aber *überhaupt* der gegen *jede* diesem Gesetze zufolge erkannte Immission in die Erbschaft ergriffenen Apellation eine Suspensivwirkung beygelegt wird: so widersprechen gesetzliche Bestimmung und das Wesen dieses Rechtsmittels offenbar; noch mehr fällt es auf, dass (S. 148) die *Veranlassung* eines Gesetzes mit dem *Grunde* desselben vermischt, und mit unverbürgter Zuversicht die Absicht des *Edict. Hadr.* einzig in dem fiscalischen Interesse gesucht wird. N. 6 und 7. *Wie fern den Angehörigen des Reichkammergerichts, wie auch des Tribunals zu Wismar eine rechtliche Befreyung vom Abschoss und der Nachsteuer zustehe?* enthält eine richtige Angabe und Würdigung der Quellen der bisher behaupteten Nachsteuerfreyheit der Angehörigen des R. Kammergerichts, und führt den Satz überzeugend aus, dass, solcher Befreyungen ungeachtet, die der städtischen Gerichtsbarkeit und Besteuerung unterworfenen Grundstücke, wenn sie in der Absicht des Wegziehens und gänzlicher Verlassung des Wohnorts veräussert werden, als Gegenstände der Nachsteuer zu betrachten sind. Ist es aber wohl nicht eine zu grosse Begünstigung der städtischen Foderung, wenn ein solches Vorhaben, nach S. 352. schon aus einer nach der Veräusserung erfolgten Veränderung des Wohnorts *deutlich* abgenommen werden soll? Wenn der Vf. ferner die von verkauften Grundstücken zu entrichtende Nachsteuer eine *Reallast* nennt: so kann dieser Ausdruck nur im uneigentlichen Sinne genommen werden; denn nur dann ist die Nachsteuer in dem Verlande, wie die Steuer, eine Reallast, wenn sie mittelst einer besondern Verführung auf dem Grundstücke selbst haftet. — Der (N. 10) *eine gerichtlich gefoderte Abstellung der Frohndienste* betreffende Rechtsfall führt auf die Bemerkung, dass ein allgemeines *Versprechen* der Aufhebung der Naturalfrohnden nicht nach den Grundsätzen des Kauf- und Verkaufcontractes zu beurtheilen sey, und daher, wenn gleich kein Entschädigungsquantum festgesetzt ward, eine Klage begründe, und zu einer Eideszuschiebung Gelegenheit gebe. Nach N. 12. hat die *Anwendung der L. 6. C. de sec. nupt. und Nov. 22. c. 27.* nur bey solchem deutschen *Witthum* statt, dessen alleiniger Grund in der *Freygebigkeit* des Ehemanns besteht, welcher sich in eine neue Ehe eingelassen hat. Hiebey muss aber, wie Rec. dünkt, das Stamm- und Lehnvermögen immer ausgeschieden bleiben; denn es lässt sich ja auch denken, dass durch Hausgesetze den Nachgebornen ein gewisses Deputat festgesetzt, und dabey dem Vater die Befugniss gegeben ist, seiner ersten oder zweyten Frau nach Willkür ein Witthum aus dem Stammgute zu bestimmen; auch hier würde das erwähnte römische Gesetz gewiss nicht statt finden. — Der *Vorschlag zur Verbesserung des Sustentationswesens des k. Reichskammergerichts,* (N. 13.) geht wohlmeynend dahin, dass, statt die Zahl der arbeitenden Assessoren zu mindern, die unnöthigen *Präsidentenstellen* aufgehoben würden. Es wäre auch zu *wünschen,* dass bey Landesstellen das dirigirende Personale, wozu sich freylich immer Liebhaber genug vorfinden, nicht auf Kosten des arbeitenden vermehrt würde — N. 16. werden die Ausdrücke: *vollrittermässige vollbürtige* Heyrath in den Testamenten und Ehestiftungen dahin erklärt, dass sie eine eheliche Verbindung zweyer zu Helm und Schild geborner *Personen* bedeuten, wobey es auf keine Ahnenprobe ankommt. Von dieser kann, wie hier ganz richtig behauptet wird, die Erbfolge in Lehn- und Stammgütern nie abhangen, „weil kein Besitzer solcher Güter befugt ist, Bedingungen festzusetzen, unter denen die Nachkommen ein *ex pacto et providentia majorum* habendes Erbrecht verlieren." Passt aber nicht eben dieser Grund auch auf Dispositionen wegen vollbürtiger Heyrath? — In einem sonderbar verwickelten Falle N. 17. ist der *Unterschied zwischen der Statthaftigkeit und Ausführbarkeit des Retracts* dargestellt; aber nicht befriedigend wird N. 18. behauptet, dass der *Hofdiebstahl* nach allgemeinen Grundsätzen eine erschärfte Strafe verdiene.

In Ansehung der hier nicht berührten Aufsätze verweiset Rec. die Leser auf das Buch selbst, an denen es dem würdigen Vf., auch in der Fortsetzung, gewiss nie fehlen wird, besonders wenn er aus dem Vorrathe seiner Ausführungen das Interessanteste, von der Geschäftsform entkleidet, in der Gestalt kurzer Bemerkungen erscheinen lässt.

HANDLUNGSWISSENSCHAFT.

Weimar, b. d. Gebrüd. Gädicke: *Der Kaufmann auf den Messen und Märkten*, oder *Unterricht für alle Mess- und Marktsiranten sowohl für Ein- als Verkäufer, u. s. w.* — Grösstentheils nach eigenen Erfahrungen bearbeitet, von *Ehregott Meyer*, Herz. Sächs. Cob. Saalf. Commerzienrath. *Erster Theil.* 1802. VIII u. 394 S. *Zweyter Theil.* 1802. 628 S. 8. (3 Rthlr.)

Bey dem fast gänzlichen Mangel hinlänglicher Vorarbeiten über einen Gegenstand, der wegen seines grossen Umfanges, fast eben so viele Einsichten, theoretisch praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, als Geduld und Beharrlichkeit erfoderte, um ihn zur Belehrung eines Jeden zweckmässig zu bearbeiten, ist ein Werk wie dieses, ein verdienstliches Unternehmen. Die bisherigen Klagen über die Messen und über die Stockung der Fabriken, die sogar oft zu den Thronen der Fürsten drangen, blieben unerhört, weil Keiner es wagte, Hand an's Werk zu legen und die Ursachen derselben vielen Staatsmännern und Kaufleuten räthselhaft waren. Der Vf., der diese bey den Kaufleuten selbst gefunden zu haben versichert, nimmt daher Gelegenheit, mit aller Freymüthigkeit, die zwar den Stempel der Bescheidenheit trägt, doch nicht selten einen entscheidenden Ton annimmt, dem Kaufmannsstande, zu dem er sich selbst bekennt, harte Wahrheiten, zu sagen. Man kann daher diess Buch, zumal den *ersten Theil*, nicht aus der Hand legen, ohne dem Vf. für die mühevolle Arbeit, der er sich zum Vortheil des Handlungsstandes unterzog zu danken, und zu wünschen, dass doch alle die Messe besuchenden *denkenden* Kaufleute, diess lehrreiche Buch lesen möchten, — nicht um zu lesen, sondern über das darin gesagte, gründlich nachdenken, und die ihnen vom Vf. ertheilten Winke, zur Beförderung ihres Glücks und ihres eigenen Wohlstandes zu befolgen! Alsdann würden mit der Zeit der Klagen über *schlechte Messen* und geringe Güter-Concurrenz minder werden, und der allgemeine wie der besondre Credit zu der altdeutschen Biederkeit wieder zurückkehren.

Im *ersten Theil* werden zuförderst das seit mehreren Jahren entstandene Sinken und Fallen der Messen, ihre Ursachen und Wirkungen, wie die Mittel, sie zu heben, gründlich erwogen, und die Vorzüge, weswegen der Commissionshandel, dem Besuchen deutscher Messen vorzuziehen sey, mit vieler Einsicht geschildert. Die Kenntnisse, die jeder Messfirant mitbringen muss, um den Namen eines rechtschaffenen, feinen Vortheil suchenden Kaufmanns zu verdienen, der zur rechten Zeit die Messe besucht, nachdem er sich hinlänglich dazu vorbereitet hat, zeugen von der Gewandtheit eines Mannes, der auch in Ansehung der Mittel und Vorschläge, die er wegen der Reise zur Messe, der Messlogis, der Läden und Gewölber, wegen des Empfangs der Messgüter der Spediteure, Fuhr- und Schiffsleute, der Messhelfer, Güter-Bestäter, Auf- und Abladen der Güter, der Kramermeister, Nachtwachen, u. dgl. ertheilt, allenthalben von der Erfahrung unterstützt wird. — Die Schilderung der Pflichten eines Kaufmanns gegen den Staat, und die weise Benutzung der besondern Messfreyheiten ist, wie die Vorschrift des Verhaltens der Käufer, die auf Messen keine fremde Sprachen reden, und wie man es anzufangen habe, seine Handlung dem Mess Publico zu empfehlen, verdienen beherzigt und befolgt zu werden. Nicht minder lehrreich ist der Unterricht über die Anfertigung des Mess Schema's, das Abgeben der Preis-Couranten, der Börsenbesuche, die Benutzung der Cours-Zettel und Wechsel-Makler, die Vorsichts-Massregeln, welche bey Annahme der Wechselbriefe, Anweisungen und baarer Gelder zu beobachten sind, u. a. Dinge mehr. Den Nutzen der Handels Gerichte auf Messen, betrachtet der Vf. in einem zweydeutigen Lichte. (Wir stimmen ihm darin völlig bey, und wünschen nichts sehnlicher, als dass es sich auch hiemit bessern möge!) Wenn man auf Messen, und unter welchen Umständen man Jemanden creditiren dürfe, — und ob der Kaufmann Gelder auf Wechsel, in der Messe zahlbar, auf sich selbst negociiren könne, wird, wie das Betragen des Kaufmanns bey guten oder schlechten Messen, hinlänglich aus einander gesetzt. Wenn eigentlich die beste Zeit zum Einkaufe der Waaren auf Messen sey, und wie man sich beym Einpacken und Aufheben der übrig gebliebenen Güter zu benehmen habe, verdient, wie die Vorschrift über das Packen und Versenden der Güter, alten und jungen Messfieranten zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Auch hat der Vf. über die Posten, Landkutschen, Marktschiffe, Messfremden, Speisehäuser, Gesellschaften und Vergnügungen zur Messzeit, und wegen der Rückreise, der Pflichten bey ihrer Ankunft zu Hause, viel brauchbares und lehrreiches gesagt.

Der *zweyte Theil* enthält zuförderst eine historisch-topographisch-merkantilische Beschreibung der vornehmsten deutschen Messen S. 5—136, die in alphabetischer Ordnung folgen. Dann wird S. 155—184 in 3 *Kapiteln* der Unterschied zwischen Messen und Märkten, der Kaufleute und Krämer, — der Professionisten und Juden, wie die Verschiedenheit ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Bildung gezeigt. Die Bitten und Vorschläge an alle Obrigkeiten, dem Verfall der Märkte vorzubeugen, den Mängeln derselben abzuhelfen, und den Hindernissen, die sich oft ereignen, auf eine geschickte Art auszuweichen, werden gewiss so lange nicht erhört, als Magistrate nicht zum Theil aus Kaufleuten bestehen, welche des Vfs. gute Absicht erkennen, beherzigen, und auf Mittel sinnen, den Verfall der Märkte darnach abzuwenden. — Aeusserst brauchbar ist S. 185—624 das alphabetische Verzeichniss der meisten Messen und Märkte, die in Deutschland und einigen angränzenden Ländern jährlich gehalten werden, welchem sein Register der Namen und Feste angehängt ist, an welchen Messen und Märkte, da es meistens sogenannte Heiligen- oder Kirchen-Patrons-Tage des Mittelalters etc. folglich unbeweglich

lich find, gemeiniglich gehalten zu werden pflegen. Bey aller angewandten Sorgfalt des Vfs. find ihm doch einige Fehler entwifcht, die aber leicht zu verbeffern find.

MAGDEBURG, b. Keil: *Neues vollständiges und allgemeines Lehrbuch des Buchhaltens für jede Art der Handlung paffend.* Zum Gebrauche für angehende Lehrer und Selbftlernende, wie auch für Handlungsfchulen. Entworfen und nach eigenen Grundfätzen bearbeitet, von *Andreas Wagner.* 1802. 40½ Bog. gr. 4. (3 Rthlr. 8 gr.)

Dafs der Vf. das Buchhalten theoretifch und praktifch kenne, fieht man allenthalben dem Buche an; aber als Gefchichtfchreiber diefer Wiffenfchaft fcheint er weniger in die Unterfuchung der frühern Handelsbegebenheiten eingedrungen zu feyn. S. 7. behauptet der Vf., dafs die Aegypter früher als die Carthaginenfer *die Grundfätze der Handlung* in ein regelmäfsiges Syftem gebracht hätten, da doch bekannt ift, dafs die älteften Aegypter allen Verkehr mit Fremden verabfcheuten, und faft bis zur Ankunft der Griechen und Macedonier jeden Seehandel hafsten. — Dafs Hr. W. die erfte Epoche des *eigentlichen Buchhaltens* in Italien fetzt, ift recht, und dafs fie gegen die Mitte unferer Zeitrechnung äufserft wahrfcheinlich in den damaligen italiänifchen Handelsftaaten Venedig und Genua entftanden fey, kann nicht geleugnet werden. Die Gründe, die der Vf. von der frühen Einführung des Buchhaltens in doppelten Poften beybringt, find daher fchätzbar, indem fie bis zum Anfange des 13ten Jahrhunderts hinauffteigen. Rec. hat aber noch ältere Belege gefehen, die er anderwärts näher angeben wird. Hr. W. führt *Cord Dompt* in einer Ausgabe von 1694 an; Rec. hat diefe nie gefehen, dagegen befitzt er von diefem damals noch in Lübeck geftandenen Schulmanne zwey andre Schriften ähnlichen Inhalts, unter den Titel: *Kurze doch gründliche Inftruction vom Handels Buchhalten;* Lübeck 1691 4. und *Ein, nach jetzt üblichen Mercatorifchen Stylo eingerichtetes Handels-Memorial, von ein- und ausländifcher Proper- Commiffions- ein- und ausländifcher Comp.- Handlung in Groffe. In deutfcher,- dänifcher und holländifcher Sprache.* Lübeck 1692. 4. In letzterm Buche findet man das von Hn. W. angeführte. Da der Vf. einen anfehnlichen Theil Schriften der Hamburgfchen Kunftrechner kennt, die zu Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts erfchienen, unter welchen viele find, die zugleich mit der Rechenkunft auch gelegentlich das Buchhalten, wenigftens die Hauptfätze deffelben in Kurzem abhandeln: fo wundert es uns, dafs er *Joh. Henr. Wohlgemuths wohlgeründete Unterhaltungs-Schul, worin gelehret wird, was Buchhalten fey, und wie die Bücher nach der fogenannten italienifchen Manier gehalten werden,* u. f. w. Hamburg 1711. 7½ Bog. 4. nicht angeführt hat, *Schaap's* und andre grofse und kleine Bücher, die das Buchhalten um keinen Schritt beförderten, nicht zu gedenken. Wenn aber der Vf. in einem fchneidenden Tone die wirklichen Verbefferer des doppelten Buchhaltens neuerer Zeiten, und ihre Verdienfte als *unfchmackhaftes Waffer* fchildert: fo ift diefs ein moralifcher Uebelftand. Uebrigens verfteht es fich von felbft, dafs jede Anleitung zum Buchhalten, zugleich auch eine Uebung in der kaufmännifchen Rechenkunft liefert, vorausgefetzt, dafs der Unterricht in jenem, die höheren Theile auswärtiger Waaren- Wechfel- Land- und Seehandlungs-Gefchäfte enthält. Wenn übrigens auch der Vf. S. 17 ff. mit Recht behauptet, dafs die methodifche Erlernung des Buchhaltens, den zur Handlung beftimmten Zöglingen zu weiter nichts dienen, als ihnen höchftens eine fyftematifche Theorie diefer Wiffenfchaft, und einige praktifche Anwendung derfelben beyzubringen: fo billigen wir gar nicht den Rath, dafs das Buchhalten aus dem Lections-Catalog aller Handlungsfchulen ausgeftrichen, und die darauf zu verwendende Zeit lieber auf das Schönfchreiben angewandt werden follte; denn aufser dafs die Lehre und die praktifche Anwendung des doppelten Buchhaltens, wohin wir auch die Führung der kaufmännifchen Correfpondenz rechnen, die den Schüler gleichzeitig, wenigftens nach Abfchlufs eines jeden Monats in einer oder mehreren Nationalfprachen, mit vornehmen mufs, den Verftand aufklärt und den Handlungsbefliffenen, bey einem zweckmäfsigen mündlichen hiftorifchen Vortrage, mit Dingen bekannt macht, die ihm nachher bey der Handlung und in feinen Lehrjahren geläufig und gemeinnützig werden, ohne zu feiner Selbftbelehrung die oft unfreundlichen Handlungsbedienten um Rath zu fragen, — ift das praktifche Buchhalten eine wahre Schule der Schönfchreibekunft, in der man fich, ohne mechanifche Vorfchriften, unvollkommen und auch zugleich im Stil üben kann. — Uebrigens wird S. 20—31. vom Buchhalten überhaupt, und S. 32—60 vom Gebrauche der als Schema angeführten Handlungsbücher insbefonders gehandelt, wobey S. 60—64 eine Erläuterung verfchiedener Handlungsbücher angebracht wird, die mit in den Plan des Vfs. aufgenommen worden. Dann folgen die fchematifch-bearbeiteten Handlungsbücher felbft, als *Memorial, Caffa-Inventur-* und *Bilanz-Buch, Facturen-* und *Calculatur-Buch,* nebft einem *Anhange* zum Entwurf eines *Conto Finto, Journal-* und *Hauptbuch* ohne jedoch die Gefchäfte hiftorifch zu befchreiben, wie es *Hellwig, Berghaus, Ihring* und *Gerhard* thaten. Etwas Ausgezeichnetes haben wir nirgend angetroffen, es fey denn, dafs die Debitores und Creditores der hier in fechs Monaten von Januar bis Junius einfchliefslich vorgetragenen Handlungsgefchäfte, bey einer jeden Memorial-Poft, durch *Soll* und *Haben* bezeichnet worden, welches vor hundert Jahren üblich war.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 3. Junius 1803.

CHEMIE.

Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Archiv für die thierische Chemie.* Herausgegeben von D. *Johann Horkel*, Privatlehrer der Chemie auf der Universität zu Halle. *Ersten Bandes erstes und zweytes Heft.* 1800. 1801. zusammen 284 S. 8. (jedes Heft 12 gr.)

Die chemischen Zeitschriften, die schon seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren in Deutschland fortgesetzt werden, sind freylich auch für Aerzte und Wundärzte bestimmt; indessen kann man nicht in Abrede seyn, dass diese Gelehrten, besonders die, welche sich mit der Physiologie und Pathologie beschäftigen, weit weniger Nahrung für ihre Wissbegierde in diesen Werken finden, als der eigentliche Physiker, der Apotheker, der Technolog u. s. w., und dass sie dieselben, eben weil zoochemische Aufsätze nur selten darin vorkommen, wenig benutzen, und sonach mit manchen Versuchen und Beobachtungen, die sie interessiren könnten, gar nicht bekannt werden. Der Herausgeber dieses Archivs hat sich daher mit einer nützlichen Arbeit zu beschäftigen geglaubt, wenn er die zoochemischen Abhandlungen und kürzern Aufsätze, die in mehrern neuen, oft ziemlich voluminösen, Werken zerstreuet sind, in einer eigenen Zeitschrift sammelte, und sie mit eignen, oder ihm von andern Scheidekünstlern zugesendeten Bemerkungen und Versuchen vermehrte. Auch wir halten dafür, dass dieses Unternehmen sehr gebilligt zu werden verdiene, und wünschen daher, dass dieses Archiv, das, unsers Erachtens recht gut neben den Journalen der Herren *Crell* und *Scherer* bestehen kann, fortgesetzt werden möge. — Die Abhandlungen, die den Inhalt der ersten Hefte ausmachen, und die grösstentheils aus englischen und französischen Schriften, z. B. aus *Nicholsons Journal of natural Philosophy*, aus den *Annales de Chimie*, der *Encyclopedie methodique* u. s. w. entlehnt sind, enthalten manche wichtige Thatsachen und Folgerungen, und sie verdienen daher kürzlich angezeigt zu werden: 1) *Fourcroy über die künftigen Arbeiten in der thierischen Chemie.* Der Vf. behauptet mit Recht, dass diese Chemie für die Zukunft unglaublich viel, in Rücksicht auf das Wesen der Krankheiten, auf die Ursachen und Wirkungen derselben u. s. w. verspricht; sie wird, meynt er, die grösste und wohlthätigste Umformung der Heilkunde herbeyführen und überhaupt den Aerzten Mittel an die Hand geben, durch deren rechten Gebrauch sie ihre Zwecke weit sicherer, als bisher, zu erreichen im Stande seyn werden u. s. w. Der Vf. fügt einige gute Vorschriften für die bey, die sich mit der thierischen Chemie beschäftigen wollen, und nennt zugleich mehrere Materialien, die wir, in Ansehung ihrer Bestandtheile, nur wenig kennen, und mit welchen wir doch genau bekannt seyn müssen, wenn wir uns von den mehr oder weniger bedeutenden Rollen, die sie in der thierischen Oekonomie spielen, richtige Begriffe verschaffen wollen. 2) *Cruickshank über den Harn, besonders im kranken Zustande.* Der Herausgeber erzählt in diesem Abschnitte die Versuche, die Hr. *Cr.* mit gesundem und krankem menschlichen Harne angestellt, und Hr. *Rollo* in seiner ins Deutsche übersetzten Schrift: *Cases of the diabetes mellitus*, ausführlich beschrieben hat. 3) *Auszug aus einer Abhandlung der Bürger Buniva und Vauquelin über das Schaafwasser von Frauen und Kühen.* Die Vff. beweisen, dass das Schaafwasser der Kühe sich von dem der Frauen durch eine schmuzigrothe Farbe, durch einen gewissen, einem Pflanzenextracte ähnlichen Geruch, und besonders durch eine eigenthümliche Säure unterscheidet; die letztere kommt, wie mehrere Versuche gelehrt haben, weder mit der Säure des Milchzuckers, noch mit der Blasensteinsäure überein, doch hat sie Stickstoff in sich, und die Vff. tragen daher kein Bedenken, sie zu den thierischen Säuren zu zählen. 4) *Parsse über die Benzoësäure im Viehharne.* Hr. *Fourcroy* hat gezeigt, dass der Harn der Pferde Benzoësäure in sich hat; unser Vf. hat die Versuche des Hn. *F.* wiederholt, und hierbey, so wie bey andern Arbeiten, die er anzustellen Gelegenheit hatte, gefunden, dass nicht nur der Harn der Pferde, sondern auch der Harn der Schaafe, Schweine und Kühe, Benzoësäure aus sich abscheiden lässt. 5) *Versuche und Beobachtungen über Schaalthiergehäuse und Knochen.* Die Gehäuse verschiedener Schaalthiere weichen, wie Hr. *Hatchett*, der Vf. dieser Abhandlung, darthut, sowohl in Ansehung ihrer äusserlichen Eigenschaften, als auch in Rücksicht auf ihre Mischung, von einander ab; einige dieser Schaalen, die wie Porzellain aussehen und eine mit Schmelz überzogene Oberfläche und zuweilen ein strahliges Ansehn auf dem Bruche haben, sind aus kohlensaurer Kalkerde, die durch einen kleinen Antheil Gallerte unter sich verbunden ist, zusammengesetzt, andere aber, wie z. B. das Gehäuse der gemeinen Gartenschnecke, die Schaalen der Seeigel, Krebse u. s. w. haben, ausser den genannten Bestandtheilen, auch phosphorsaure Kalkerde in sich, und nähern sich also, beides in Hinsicht der Natur und des Verhältnisses ihrer Theile, den Eyerschalen der Vögel u. s. w.

f. w. 6) *Auszug aus der erften Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Menfchenharn, befonders über feine Analyfe und Fäulnifs.* Die von diefen beiden Scheidekünftlern mit dem Harne vorgenommenen Unterfuchungen haben ihnen die Gelegenheit verfchafft, manche wichtige Entdeckung zu machen; fie haben, aufser den Beftandtheilen, die man fchon längft kannte, phosphorfaure Talkerde, blafenfteinfaure Ammoniaca, Eyweifs, wahre Gallerte, Sauerkleefäure und zuweilen auch Kiefelerde im Harne gefunden; die fo eben genannte Erde halten fie indeffen eben fo wenig, als die Sauerkleefaure, für einen wefentlichen Beftandtheil des Harns, fie glauben vielmehr, dafs diefe Erde nur äufserft felten, oder zufälliger Weife, darin vorkomme, und dafs die Sauerkleefäure wohl zuweilen einen Beftandtheil der Blafenfteine ausmache, aber eigentlich nie im Harne eines gefunden Menfchen zugegen fey. — Die Materie, der die Vff. den Namen *Harnftoff* (*Urée*) geben, und welcher fie noch eine befondere Abhandlung (die 7te in diefem Archive) gewidmet haben, ift eine Zufammenfetzung aus Gallerte, Benzoëfäure, falzfaurer Amoniaca und etwas falzfaurem Natron, und fie wird durch die Gährung, die die gallertartige Subftanz erleidet, in Ammoniaca, Kohlenfäure und carbonifirte Effigfäure verwandelt. Der Harn verdankt, nach dem Urtheile der Herren *F.* und *V.* alle feine charakteriftifchen Eigenfchaften diefem Stoffe, und je reichlicher derfelbe damit verfehen ift, defto dunkler ift feine Farbe, defto ftärker fein Geruch u. f. w. Die Vff. haben auch diefen Stoff in feine entferntern Beftandtheile zu zerlegen gefucht, und gefunden, dafs 100 Theile deffelben aus $39\frac{1}{2}$ Oxygen, $32\frac{1}{2}$ Stickftoff, $14\frac{7}{10}$ Kohlenftoff und $13\frac{3}{10}$ Wafferftoff zufammengefetzt find. — Am Schluffe diefes Auffatzes fprechen die Vff. noch vom Nutzen der Kenntnifs des Harnftoffs für die Phyfiologie und Technologie, und erläutern mehrere ihrer Behauptungen mit guten Beyfpielen. 8) *Verfuche über den Harn. Hr. Prouft*, der diefe Verfuche angeftellt hat, beftätigt das Dafeyn der Benzoëfäure im Menfchenharne, und benachrichtigt uns zugleich, dafs er eben diefe Saure auch im Eyweifse und im Eydotter, im Blute, in der Seide, im Leime und in der Wolle entdeckt habe. Den Harnftoff hält er für eine harzähnliche Subftanz, und meynt, dafs er mit dem Gallenharze fehr übereinkomme. 9) *Abhandlung der Bürger Fourcroy und Vauquelin über den Harn der Pferde.* Die Beftandtheile, welche die Mifchung diefes Harns ausmachen, find Waffer, Schleim, falzfaures Kali, benzoëfaures und kohlenfaures Natron, kohlenfaurer Kalk und eine eigenthümliche vegetabilifche oder animalifche Subftanz. Die Gährung bringt, fo wie in andern Materien, die dazu geneigt find, fo auch im Harne der Pferde eine bedeutende Veränderung hervor, und man mufs daher, wenn man fich vom Dafeyn der genannten Stoffe überzeugen will, Verfuche mit frifchem Harne anftellen, oder, wenn man gegohrnen Harn bearbeitet, gewärtig feyn, dafs man, des kohlenfauren Kalks und Natrons, karbonifirte Effigfäure und kohlenfaure Ammoniaca erhält. 10) *Verfuche über die hydropifche Flüffigkeit.* Hr. *Fourcroy* hat, wie er verfichert, wenigens 20 vergleichende Analyfen diefer Flüffigkeit unternommen, und bey allen diefen Verfuchen keine bedeutende Verfchiedenheit, in Anfehung der Erfcheinungen, bemerkt, die Flüffigkeit mochte aus dem Unterleibe eines mit der eigentlichen Bauchwafferfucht, oder mit der fogenannten Sackwafferfucht behafteten Menfchen abgezapft, oder bey der Operation des Wafferbruchs aufgefangen, oder aus dem Herzbeutel eines Bruftwafferfüchtigen genommen worden feyn; diefe Flüffigkeit fcheint alfo immer die nämliche Befchaffenheit zu haben und fich aus den nämlichen Gefäfsen zu ergiefsen; und wenn ja, bey verfchiedenen Fällen der Wafferfucht, eine Verfchiedenheit, in Hinficht der angefammelten Flüffigkeit, ftatt findet; fo beruht diefe blofs auf dem Verhältniffe der im Waffer aufgelöften Theile (des freyen Natrons, phosphorfauren Kalks, und phosphorfauren und falzfauren Natrons), und namentlich auch in der *ftärkern oder* fchwächern Verdünnung des Eyweifses und der darin herumfchwimmenden Eyweifsflocken; die letztern kommen, nach Hn. *F.* Erfahrungen, um fo häufiger in der Flüffigkeit vor, je länger diefe in den Holen des Körpers geftockt hat, und das hydropifche Waffer ftellt überhaupt in allen Fällen eine mehr oder weniger gefättigte, und mit einigen Salzen und etwas Schwefel vermifchte, Eyweifsauflöfung vor; (diefe letztere Behauptung mufs wohl etwas eingefchränkt werden: denn es giebt bekanntlich wafferfüchtige Kranke, bey welchen die im Unterleibe, oder in einem befondern Sacke angefammlete Flüffigkeit einer dünnen Milch, und noch andere, bey welchen fie dem Harne fehr ähnlich ift, und folche hydropifche Flüffigkeiten müffen fich folglich auch bey der chemifchen Bearbeitung anders verhalten, als *das helle* und faft ganz gefchmacklofe Waffer, das fich freylich in den meiften Fällen im Zellgewebe, oder im Unterleibe, oder in einer andern Hole eines wafferfüchtigen Kranken anzuhäufen pflegt). 11) *Autenrieth und Werner Verfuche über die Art und Weife, wie der Chymus in Chylus verwandelt wird.* Der Chymus mehrerer Säugethiere hat, den Erfahrungen zufolge, die die Vff. angeftellt haben, eine Säure in fich, die nicht von den genoffenen Speifen und Getränken herftammt, fondern im Magen erzeugt worden ift; — der Chylus ift eine mehr dem Blute, als der Milch ähnliche Flüffigkeit, er hat Eifen, aber kein Oel und keinen Milchzucker, in fich, und das genannte Metall, das fich im Blute als phosphorfaures Eifenoxyd befindet, fcheint im Chylus im Zuftande eines weifsen Phosphats enthalten zu feyn u. f. w. — Aufser diefen ausführlichern Abhandlungen theilt Hr. *H.* noch einige *Auszüge* aus *Rollo's* bereits genannter Schrift und aus der franzöfifchen Ueberfetzung diefes Werkes mit, und befchliefst das zweyte Heft mit *einigen Nachrichten* von Verfuchen, die mit Ohrenfchmalze, mit Gichtknotenmaterie, mit dem Schmelze von Zähnen u. f. w. von *Macquart*, *Deyeux*, *Hallé* und andern

dern Chemikern angestellt worden sind. Die letztern sind gröfstentheils aus bekannten Schriften entlehnt, und sie bedürfen daher hier so wenig, als jene Auszüge, einer umständlichern Anzeige.

ERDBESCHREIBUNG.

STOCKHOLM, gedr. b. Holmberg: *Utförlig Geografie författad af Dan. Djurberg*, Rector Scholae, Ledamot af Cosmogr. Sällsk. i Upsala. I Delen. Andra Uplagan. (Ausführliche Geographie, verfasst von *D. Djurberg*, Rector der Schule und Mitglied der Cosmogr. Gesellschaft zu Upsala —) 1801. 720 S. 8.

Bihang til utförliga Geografien — (Anhang zur ausführlichen Geographie) mit einer Karte von Westindien, von *D. Djurberg*. 1802. 181 S. 8.

Hr. Rector Djurberg hat sich schon auf mancherley Art um die Geographie verdient gemacht. Aufser einem Auszug seiner ausführlichen Geographie in drey Bänden, wovon wir gleich reden wollen, hat er auch eine Geographie für die Jugend, eine andere für Anfänger, und ein kleines geographisches Handbuch, alle in schwedischer Sprache, seit 1776 drucken lassen. Auch hat man von ihm fünf geographische Karten, eine in grofsem Imperialformat von Polynesien, und vier kleinere von Frankreich nach seiner jetzigen Eintheilung, der asiatischen Türkey, von Polynesien und Westindien erhalten. Seine vollständige oder ausführliche Geographie aber fing er 1785 an herauszugeben; es sind davon drey Theile in sechs Bänden erschienen, die zusammen 3 Rthlr. 36 Sch. kosten, womit aber das Werk noch nicht geendigt ist. (Der vierte Theil, der Schweden enthält, wird nächstens ans Licht treten.) Da der erste Band dieses grofsen Werks schon ganz vergriffen ist: so erscheint davon hier eine neue sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Dieser enthält eigentlich nur die Cosmographie und allgemeine Erdbeschreibung. Der Vf. handelt zuerst vom Weltsystem, in dessen ganzen Umfange, von S. 1—100 hier weit ausführlicher als in der ersten Ausgabe. Zweytens von der Erde überhaupt. Sie ist hier von S. 101—153 mathematisch, von S. 153—434 physisch und von 435—570 geographisch beschrieben. Auch hier, so wie überhaupt in seinem Buche, ist der Vf. bisweilen zu weitläuftig, bisweilen wieder zu kurz. Dann folgt eine besondere Untersuchung über die Bevölkerung der Erde von S. 570—665. Da der Vf. hier von einigen andern abgeht; so wollen wir daraus bemerken, dafs er Portugal 3 Mill., Spanien 11, Frankreich 33, Italien (ohne die öftreichischen Besitzungen und Corsica) 16.600.000 Mill., Deutschland, (ohne die Oesterreichischen und Preufsischen Länder) 11.360.000. Oestreich 24.900.000, Preufsen 8 Mill., England 13, Dännemark 2.500.000, Schweden 3.200.000, Rufsland in Europa 35, der Türkey 10 Mill., Europa überhaupt an 180, Asien 440, Africa 120, Columbien (so nennt der Vf., der die Welt in sechs Theile theilt, Nordamerika) 25, Amerika (eigentlich Südamerika) 15, und Polynesien 20 Mill., und also der Erde überhaupt 800 Mill. Einwohner giebt, wobey er in Ansehung der Gebornen und Gestorbenen doch fast zu sehr ins Detail geht. Nun folgt eine allgemeine politische Beschreibung der Erde oder die Abtheilung derselben in Reiche und Staaten, von S. 655—666, also nur ganz kurz. Den Schlufs macht die Geogonie, die vielleicht ganz zuerst hätte stehen sollen. Wenn Rec. hier gleich nicht ganz mit dem Vf. einstimmt; so bemerkt dieser doch sehr richtig, dafs man die mosaische Erzählung von der Bildung der Erde als eine solche Vorstellung ansehen müsse, wie sie sich für den Begriff und für das Bedürfnifs der damaligen Zeit, als sie aufgesetzt worden, schickte. Unter dem Titel: *Kritik*, sind einige Zusätze zum vorigen, als z. B. von dem neuen von Piazzi entdeckten Planeten u. d. m. kurz beygefügt. Ueberhaupt sind die neuesten Entdeckungen in allen Theilen dieser Geographie benutzt, doch ohne die Quellen anzuführen.

Der Anhang enthält eine ausführliche Beschreibung der vier Inseln, Ceylon, Cuba, Jamaica und Domingo, wo von den Namen, der Lage und Gröfse, der physikalischen Beschaffenheit, den Produkten, der geographischen Eintheilung, den Gewerben und dem Handel, der Zeitrechnung, den Sitten, den Einwohner, der Religion, Literatur, Staatsverfassung, Landesgeschichte und Topographie dieser Inseln gehandelt ist. Beygefügt ist eine Karte der Antillen.

BRESLAU u. LEIPZIG, b. Buchheister: *Reise eines Ungenannten durch Deutschland und die Schweiz* in den Jahren 1799, 1800, 1801. — 1802. 210 S. gr. 8. (1 Rthlr. 22 gr.)

Die Reise geht von Leipzig aus über Gera und Bayreuth nach Nürnberg, wo der Vf. etwas verweilt und einige gute Nachrichten sammelt. Er wandert dann weiter über Anspach und Donauwerth nach Augspurg. Von hier eilt er über Burgau, Günzburg und Ulm, und so weiter über Möskirch und Bregenz nach Graubündten, welches er sehr kurz abfertiget, so dafs wir ihn bald in Bormio, oder Worms finden. Seine Absicht war, nach Italien zu gehen; da aber die Zeitumstände dieses nicht erlaubten, wendete er sich nach dem Gotthard über ungewöhnliche und unbesuchte Wege. Diese beschreibt er als gefährlich, und das können sie wohl seyn; allein er scheint hierüber ganz eigene Begriffe zu haben, denn er findet auch Gefahr auf der Strafse durch das Livinerthal, wo Rec. nie die geringste entdecken konnte. Ueberhaupt sind seine Nachrichten über die Schweiz oberflächlich, und hin und wieder zeigt er, dafs es ihm gänzlich an Vorkenntnissen fehlte. So wünscht er die Quelle des Tessin zu sehen, der oben auf dem Gotthard entspringt, und setzt hinzu, dafs drey Stunden weiter die Quelle der Rhone sey. Aus zehn Reisebeschreibungen hätte er lernen können, dafs die Rhone auf der Walliserseite der Furka entspringt, und von dem

Capuzinerkloster auf dem Gotthardt eine gute Tagereise entfernt ist. Mehrere Orte der Schweiz sind unrichtig geschrieben. — Der Vf. geht nun durch den Canton Uri herab nach Altorf und über den vier Waldstetterfee nach Luzern, Sempach und Zürich. Von hier aus besucht er verschiedene Orte am See, und verfolgt dann seinen Weg weiter nach Schafhausen. Mit dieser Stadt endiget sich die Reise durch die Schweiz und geht über Hechingen nach Stuttgard, Ludwigsburg, Carlsruhe, Heidelberg und Mannheim. Ueber die letzte Stadt findet man einige gute und richtige Bemerkungen. Weiter geht der Weg über Hanau, Frankfurt, Würzburg, Bamberg, Erlangen und abermals nach Nürnberg. Hier liefert der Vf. wieder einige Bemerkungen, unter andern über die sogenannte grosse Uhr und ihre Art, die Zeit anzugeben. Diese schien ihm wichtig genug, um eine besondere Tabelle darüber zu liefern. Hier endiget sich die Reise.

Wenn man bedenkt, dass diese Reise auf 200 Meilen Weges umfasst; so kann man dem Vf. wenigstens nicht vorwerfen, dass seine Beschreibung zu weitläuftig ist. Er hält den Leser nicht mit sich selbst, mit Geschichten und unnöthigen Nebensachen auf, und was er sagt, enthält wirklich entweder Beschreibungen oder Bemerkungen. Ueber Nürnberg, Stuttgardt, Mannheim und Frankfurt sagt er manches Lesenswerthe, und so kann denn seine Reise neben der Menge von andern wohl auch bestehen.

Hin und wieder ist die Sprache etwas fehlerhaft, besonders macht er einen zwar nicht ungewöhnlichen, aber falschen Gebrauch von dem Wörtchen *was*. S. 13 Das Opernhaus, das allerdings dem Dresdner, *was* (welches) zu den Zeiten der Auguste gebraucht wurde etc. S. 32 In einem Zimmer, *was* (das) noch gut eingerichtet war etc. Ebend. Diese *finden* einen eignen Hang *an der* Nationaltracht etc.

Die sechs Kupferstiche, die zu dieser Reise gehören und Ansichten von 1) Nürnberg, 2) Altorf im Canton Uri, 3) Zürich, 4) Constanz, 5) Heidelberg, und 6) Mannheim liefern, sind unter aller Kritik.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Leipzig*: *Die sichersten und untrüglichsten Mittel, sich von den Krämpfen zu befreyen, kein Geheimniss.* Für Aerzte und Nichtärzte, und besonders für alle diejenigen zu Tage befördert, welche von diesem Uebel gequält werden und sich nach Hülfe sehnen. Oder eine genaue und richtige Beschreibung dessen, 1) Was unter Krampf zu verstehen sey. 2) Der Ursachen, woher Krämpfe entstehen, und 3) Wodurch man Krämpfe bey Zeiten verhüten, und, wenn man einmal damit befallen ist, wie man sich gänzlich davon befreyen könne. 1802. 8. (12 gr.) Unter diesem scharlatanmässigen Aushängeschilde wird dem Publicum ein, mit einem Pettschafte, worin ein grosses *F.* steht, versiegeltes Couvert von blauem Papiere, auf dessen Rückseite der obige, auf rothes Papier gedruckte, Titel aufgeklebt ist, geliefert. Schon dieses Aeussere erfüllte uns mit einer Ahnung und Indignation, die wir durch das bekannte: *Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?* noch viel zu schwach ausdrücken würden, und nach der Erbrechung des Siegels vollkommen gerecht fanden. Jener Umschlag enthält nämlich eine, mit demselben Titel gezierte, gedruckte und brochirte Piece von — *anderthalb Bogen*, so, dass, wenn man das Titelblatt und die letzte leere Seite abrechnet, jedes Blatt von materiellem Inhalte über einen Groschen zu stehen kommt. Das gute Zutrauen, was der Verfasser und der Verleger (wenn sie anders nicht vielleicht nur Eine Person ausmachen,) zu dem deutschen Publicum haben müssen, ist wahrlich Nichts weniger, als ein Compliment für dasselbe. Wie es diess aufnehmen und erwiedern will, ist seine Sache. Unsere Pflicht aber erfodert, dass wir es vor dieser offenbaren und groben Prellerey warnen, so viel wir können. Denn das Innere des Couverts ist ganz so, wie das Aeussere es bey dem ersten Blick erwarten lässt. Nach einem Galimathias über Krampf, Reizbarkeit, Muskelfaser, Nerven, Nervensaft, u. d. gl. und über die Ursachen der Krampfe, der für Aerzte und Nichtärzte gleich seicht ist, empfiehlt der Vf. auf den letzten vier Seiten, völlig als blosser nackter Empiriker, drey Recepte, deren keines für *ohne Unterschied* unschädlich gelten kann, und in denen *Chinarinde*, Baldrian, Eisenfeile, und Römische Chamilien *die Basis*, Citronen- und Pommeranzenschaale aber, Pfeffermünze, Anis, Zimmet, Cardamomen, Malagawein, Zimmetwasser etc. die Adjuvantien ausmachen. Die Corrigentien hat er dem Publicum, wie es scheint, überlassen; das beste ist, seine Schrift nicht zu kaufen, aus der wir nur noch den Schluss, als Probestück, ausheben. „Bey der Cur selbst," heisst es, „kann „der Patient folgende, nicht genugsam zu empfehlende Nah„rung geniessen, und zwar Mittags und Abends, nämlich:

„Einige halb weich gesottene Eyer. Darzu trinke man *ein* „ächtes Glas (!) Tri-Madera-Wein. Zum Frühstück geniesse „man ein leichtes lockeres Brod, wie z. B. das Lockwitzer „ist, mit einigen Schnittchen Braunschweiger- oder Cervelat„wurst, (!) wozu man auch *ein* Glas von obigen Weine trin„ken kann, wenn der Patient es zu bezahlen im Stande „ist. (!!) Zur Abwechselung geniesse man des Mittags auch „etwas gebratenes Wildpret, oder eine gute Kraftbrühe von „gutem Rindfleisch, mit etwas Wurzelwerk und Cardamomen „abgekocht, worzu man *ein* Eydotter abziehen kann."

Erdbeschreibung. *Potsdam*, b. Horvath: *Der Königliche neue Garten an der (dem) heiligen See, und die Pfaueninsel bey Potsdam*, welche Friedrich Wilhelm II zu seinem Lieblingsaufenthalte erbauet hat. 1802. 60 S. 8. m. K. (22 gr.) Dieses kleine Buch wird für den, der den neuen Garten und das Marmorhaus besucht, von Nutzen seyn; da es die Erklärung sämmtlicher Gemälde, Statüen und anderer Kunstwerke enthält, die darin befindlich sind, und deren Meister angiebt. Auch die Zeichnungen und Risse sind recht gut, und können dem Entfernten eine deutliche Idee vom Ganzen geben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 4. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Köhler: *Verſuch eines neuen Entwurfs des einzig richtigen und zweckmäſsig dargeſtellten Syſtems der tranſcendentalen Elementarphiloſophie oder der ſogenannten Metaphyſik*, als der Grundlage, des Kerns und Geiſtes aller wahren Philoſophie und Wiſſenſchaft überhaupt, von D. *Joh. Karl Wezel.* 1802. LVI. u. 459 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Der Vf. iſt, ſo wie Fichte, dem er auch in mehreren Punkten nachtritt, überzeugt, daſs ohne eine über alle bisherige Logik und Metaphyſik hinausgehende *abſolut höchſte Grundwiſſenſchaft*, welche die Realität des *Inhalts* und der *Form* aller Erkenntniſs aus *einem und demſelben* abſolut höchſten Princip darthue, kein Theil der Philoſophie auf ſicherm und feſtem Grunde ruhe. Alle bisherige Metaphyſik thue nur die Realität ihres *Inhalts*, die Logik hingegen nur die Realität der *Form*, und auch dieſe nicht einmal mit Gewiſsheit dar; folglich könne keine von beiden die eigentliche Fundamentalphiloſophie oder Wiſſenſchaft der höchſten Erkenntniſsgründe alles Wiſſens, *Philoſophia prima*, ſeyn. Von jeher und bis auf die neueſten Zeiten wären alle metaphyſiſchen Syſteme bey dem *gegebenen* Bewuſstſeyn und Vorſtellen ſtehen geblieben, ohne den abſolut letzten Grund deſſelben, den ſelbſt das urſprüngliche Vorſtellen doch eben ſo gut, als das empiriſche, vorausſetze, anzugeben. Selbſt die Kantiſche Philoſophie bleibe bey den *Thatſachen* des urſprünglichen Bewuſstſeyns und Vorſtellens ſtehen, ohne den *unbedingt höchſten Grund* deſſelben aufzuſtellen, und alſo ohne die *Möglichkeit* alles Bewuſstſeyns erklären zu können; obgleich *Kanten* das Verdienſt bleibe, die Tranſcendentalphiloſophie *vorbereitet* und manche *bedeutende Winke* zur Entdeckung des ſchlechthin letzten Grundes alles Bewuſstſeyns und Wiſſens gegeben zu haben. (Kant dürfte ſich wohl auch dieſe ihm zugedachte Ehre verbitten, da es ihm ſo wenig als irgend einem Menſchen von geſunder Vernunft einfallen konnte, einen ſchlechthin letzten Grund der tranſcendentalen Einheit des Bewuſstſeyns, oder der bloſsen Vorſtellung *Ich*, an die ich meine Vorſtellungen knüpfe, die aber ſelbſt nicht weiter an etwas geknüpft, folglich auch nicht von einer höhern Vorſtellung, als ihrem Grunde, abgeleitet werden kann, auszugrübeln. Er konnte alſo auch nicht darauf hindeuten, und wir wären begierig, die Stellen in ſeinen Schriften zu wiſſen, in welchen die vorgeblichen *bedeutenden Winke* zur Entdeckung jenes höchſten abſoluten Grundes der Möglichkeit alles Bewuſstſeyns, enthalten wären.) An dem, woran alle Philoſophen bis auf dieſe Stunde geſcheitert ſind, will nun auch unſer Vf. ſein Heil verſuchen. Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit einer alle formale und materiale Philoſophie durch ein einziges gemeinſchaftliches Princip begründenden Fundamentalphiloſophie iſt ſo felſenfeſt, als ſein Vertrauen auf die Gründlichkeit ſeiner Forſchungen zur wirklichen Herſtellung einer ſolchen erſten Grundphiloſophie. Es thut uns leid, bekennen zu müſſen, daſs wir die Sache anders finden. Bey aller Deutlichkeit, deren ſich Hr. *W.* befleiſsiget, fehlt es doch durchgehends den Begriffen an Beſtimmtheit, den Raiſonnemens an der nöthigen Begründung, und das Ganze beruht auf einer mangelhaften Einſicht in den Geiſt der kritiſchen Philoſophie und auf grundloſen Vorausſetzungen; dabey iſt die Ausführung ſo weitſchweifig und ſo voller Wiederholungen derſelben Gedanken, daſs der Vf., wenn er ſeine Darſtellung gedrängter abgefaſst hätte, mehr als die Hälfte des Raums, den ſeine Schrift einnimmt, und ſeinen Leſern den Verdruſs und die Langeweile, die ihnen jene in ihrer jetzigen Geſtalt verurſacht, erſparet haben würde.

Das Ganze, das aber hier noch nicht vollendet iſt, beſteht aus einer *allgemeinen Einleitung* und *zwey Haupttheilen.* Jene *Einleitung* beſchäftiget ſich in vier Numern mit folgenden Gegenſtänden: Nr. I. *Ueber den Begriff der Philoſophie überhaupt* liefert: 1) eine kurze Theorie der (von) Wiſſenſchaft überhaupt in Beziehung auf Philoſophie; 2) eine vorläufige Deduction des Begriffs der Philoſophie überhaupt; 3) eine vorläufige hypothetiſche Eintheilung aller Philoſophie. II. *Hypothetiſch aufgeſtellter Begriff von Fundamentalphiloſophie.* Hier werden die Fragen, 1) kann die abſolute Grundwiſſenſchaft entweder bloſse Logik, oder Metaphyſik, oder beides zugleich ſeyn, und auf Definitionen urſprünglich gegründet werden? 2) was hat Fundamentalphiloſophie eigentlich zu leiſten, welchem wichtigen Bedürfniſſe unter allen Wiſſenſchaften allein ganz ausſchlieſsend abzuhelfen? beantwortet, und 3) der Begriff der abſoluten Grundwiſſenſchaft oder Fundamentalphiloſophie ſyſtematiſch entwickelt. III. Giebt eine *wiſſenſchaftliche Erörterung des Begriffs der Fundamentalphiloſophie*, und IV. eine *hypothetiſche Eintheilung derſelben.* Von den beiden Haupttheilen enthält der *erſte* die *tranſcendentale Elementarlehre* in *zwey Theilen*, einen *problematiſchen oder hypothetiſchen* und einen *apodiktiſchen*, *theoretiſch-praktiſchen.* Hier erſcheinet nur der erſte *problematiſche Theil*, der, im *erſten Hauptſtück*, von Principien und Grundſätzen, und im *zweyten* vom abſolut

lut letzten Grunde und von der Bedingung der Möglichkeit alles Bewufstseyns überhaupt handelt. Dieses zweyte Hauptftück zerfallt wieder in *zwey Abschnitte:* 1) von dem Urfprunge alles Bewufstseyns; 2) Prüfung des Schulzifchen Scepticismus; 3) kurze Ueberficht dieses Entwurfs; 4) Befchlufs.

Wir wollen einiges zur Beftatigung unferes obigen Urtheils anführen. *Kant* hat in der *Difciplin der reinen Vernunft* einleuchtend genug gezeigt, dafs die Philofophie keine eigentlichen Definitionen, fondern nur Erklärungen anerkenne, dafs fich weder empirifch noch *a priori* gegebene Begriffe *definiren* laffen, und dafs man in der Philofophie nicht fo, wie in der Mathematik, von *Definitionen* ausgehen könne. Hr. *W.* redet in der allgemeinen Einleitung §. 2. und 3. wo er vom Begriff der Wiffenfchaft handelt, von dem Gebrauch der Definitionen ebenfalls, aber auf eine fo unbeftimmte und zweydeutige Art, dafs man feine eigentliche Meynung nicht errathen kann. Einmal heifst es, die Grunddefinition, welche an der Spitze einer Wiffenfchaft ftehe, folle das jeder befondern Wiffenfchaft eigenthümliche Object angeben; er nennt es eine gerechte Foderung, dafs jeder Verfaffer feinen wiffenfchaftlichen Vortrag mit einer vollftandigen und richtigen Definition von dem Begriffe der abzuhandelnden Wiffenfchaft anfange, und dieses fey in dem Syfteme der Philofophie um fo nöthiger, je weniger es bis jetzt einen allgemein geltenden, noch weniger aber einen fchon allgemein gültigen Begriff von Philofophie gebe u. f. w. und doch heifst es kurz darauf wieder: durch blofse Definition fey in der Philofophie nichts auszurichten, und man könne hierdurch allein, alfo mit Hülfe der *leidigen Logik* (fetzt der Vf. fehr bedeutend hinzu, ob man gleich nicht erfahrt, was die Logik dabey verfchuldet haben foll, da fie mit den Objecten felbft gar nichts zu thun hat) nicht zu dem *einzig richtigen* unter *allen möglichen* Begriffen von Philofophie gelangen. Unter folchen Umftänden, fahrt der Vf. fort, ift es unmöglich, die Philofophie auf eine blofse Definition zu gründen und damit anzufangen. Gleichwohl kann ohne einen vollftandigen und richtig beftimmten Begriff, ohne eine richtige Definition von Philofophie auch in diefer Wiffenfchaft kein Schritt mit Sicherheit vorwärts gethan werden. In diefer kritifchen Lage glaubt fich der Vf. von der *unzulänglichen, obgleich fo hochgepriefenen Schullogik*, ganz verlaffen. (Freylich! er follte aber nur nicht mehr von ihr fodern, als fie zu leiften übernommen hat. Mit mehr Grund, als feine der Logik gemachten Vorwürfe haben, dürfte diefe fein ganzes in diefen Paragraphen geliefertes Raifonnement in ftarken Anfpruch nehmen. Das Widerfprechende in demfelben liegt vor Augen.) Nach §. 5. follen die urfprünglichen, wefentlichen Merkmale des Begriffs von *Philofophie* überhaupt, und von Fundamentalphilofophie insbefondere, nur durch den richtigen Begriff der *Wiffenfchaft* aufgefunden und dargeftellet werden können; *denn* das *Eigenthümliche* jeder Wiffenfchaft, wodurch fie fich von jeder andern wefentlich unterfcheide und auszeichne, könne nur in dem *Objecte* und der *Quelle* gegründet feyn, wodurch eine Wiffenfchaft von jeder andern abgefondert werde. (Alfo enthielte der Begriff von *Wiffenfchaft* das *Object* und die Quelle der *Philofophie!* O arme Logik!) In der Anmerkung zu diefem § andert der Vf. die Sprache; aber auch hier lafst fein Ausdruck die Sache noch fehr unbeftimmt. „Wir müffen daher von dem Begriffe der Wiffenfchaft überhaupt ausgehen, dann den Begriff von Philofophie beftimmen, und erft nach diefen Unterfuchungen zur wiffenfchaftlichen Erörterung des Begriffs der Fundamental-Philofophie fortfchreiten." (Es ift doch etwas Sonderbares, dafs nach diefer Wezelfchen Methode zu philofophiren, der Begriff von Wiffenfchaft, welcher nichts als ein fyftematifches Ganzes unferer Erkenntnifs, alfo etwas blofs die Form der letztern betreffendes ausdrückt, den Begriff der Philofophie überhaupt und den der Fundamental-Philofophie infonderheit erft begründen und bedingen foll!) Aber, eben fo wie *Fichte*, halt unfer Vf. dafur, dafs jede Wiffenfchaft — ein Begriff, der ihm offenbar aus den Begriffen *Wiffen* und *Schaffen* zufammengefetzt ift! — einen an und für fich, feiner innern Natur nach unmittelbar gewiffen, *abfolut höchften* Satz als Grundfatz haben müffe, von welchem die Gewifsheit aller übrigen Satze abhänge. Diefer Behauptung liegt eines Theils ein zu enger Begriff von Wiffenfchaft, andern Theils die Vorausfetzung zum Grunde, dafs die fyftematifche Verbindung die Gewifsheit der Folgefatze aus den Vorderfatzen, die alle aus einem einzigen allgemeinen evidenten Satze, der an der Spitze ftehe, abgeleitet würden, bezwecke. Allein nicht jedes fyftematifche Ganze führet einen allgemeinen höchften Grundfatz an der Spitze; diefes ift der Fall nur bey den Syftemen, welche nach fynthetifcher oder progreffiver Methode, nicht aber bey denen, die nach der analytifchen oder regreffiven Methode aufgeführet werden. Wenn ich den Grundbegriff, den Grundfatz zu einer Wiffenfchaft *noch nicht* habe, und es darauf ankömmt, ihn erft auszumitteln; fo kann ich in meinen Unterfuchungen nur die regreffive Methode, die vom Befondern ausgeht, und zum Allgemeinern bis zum Allgemeinften fortfchreitet, befolgen. Was alfo der Vf. von der Wiffenfchaft allgemein behauptet, pafst nur auf die progreffive Methode, die vom Allgemeinen auf das Befondere übergeht. Es erhellet alfo auch hieraus fchon von felbft, dafs in einem nach analytifcher Methode aufgeführten Syfteme die Gewifsheit der Satze nicht von der Gewifsheit der durch einen höchften Grundfatz begründeten vorhergehenden Sätze abhänge, und es ift nicht wahr, dafs es in keiner Wiffenfchaft und in keinem philofophifchen Syfteme einen an fich gewiffen Satz gebe, und dafs in *jedem* folchen Syfteme alle Satze ihre Gewifsheit erft durch den erften höchften Grundfatz erhalten müfsten. Dafs überhaupt auch ein vollftändiges philofophifches, felbft nach progreffiver Methode aufgeftelltes Syftem nur durch *einen einzigen* Grundfatz möglich fey, wie der Vf. nach *Fichten* behauptet, wird derjenige fchwerlich glauben, der aus feiner Logik weifs, dafs, wenn Satze aus andern ab-

geleitet werden sollen, solches nur durch Syllogismen geschehen könne, deren jeder wenigstens zwey Vordersätze als Grundsätze haben müsse, in welchen die Gewisheit des Obersatzes so wenig von dem Untersatze, als diese beiden von dem Schlussatze abhängen. (Wenn nun schon in einem Schlusse wenigstens zwey Vordersätze, die ihn begründen, erfoderlich sind, wie viel weniger ist da ein ganzes System *durch einen* Grundsatz möglich, das aus einer Reihe von Schlüssen besteht!) S. 63. und 107. ff. kömmt der Vf. wieder auf seine schon oben gedachte Lehre von den Begriffen und Definitionen zurück, mit der er nicht fertig werden kann, mit der es ihm nirgend glücken will, und in der er nicht müde wird, sich zu wiederholen. Etwas ganz Neues und bisher Unerhörtes ist indess, dass keine *Definition* ohne *zwey* Begriffe, die einander *entgegen* und doch auch wieder *gleich* gesetzt werden müssten, möglich sey; denn wenn man etwas definiren solle, so müsse man es an *ein anderes Etwas* halten, damit vergleichen, es ihm entgegensetzen und davon genau unterscheiden. Die Begründung der Fundamental-Philosophie durch Definitionen kann nach dem Vf. darum nicht statt finden, weil jede Definition *irgend ein Seyn* nothwendig voraussetze, auf dem Standpunkte des Seyns aber es kein *absolut Erstes* und *Letztes* geben könne, weil jedes *Seyn* als *entstanden ein höheres*, und als *begründend* ein unter ihm stehendes *tieferes* Seyn voraussetze. Hieraus folge *denn*, dass das, worauf sich die Fundamental-Philosophie gründen, wovon alle Philosophie ausgehen solle, so etwas seyn müsse, das gar nicht als *seyend* gedacht, das folglich gar nicht bestimmt und erklärt werden könne. Wie gleichwohl aus einem solchen *Etwas*, wenn man das, was nicht *ist*, anders so nennen darf, Philosophie *entstehen*, wie man ein Etwas, dem gar kein Seyn, weder ein ideales und logisches, noch ein reales und materiales zukommen soll, denken, und aus demselben etwas ableiten könne, mag Hr. *W*. begreifen, wir begreifen es nicht. Was über die Principien überhaupt vorgebracht wird, charakterisirt das Unbestimmte und Verworrene in des Vfs. Art zu philosophiren so sprechend, dass wir uns nicht enthalten können, auch hiervon Einiges anzuführen. Es giebt, äussert er, offenbar nur zweyerley Arten von Principien, *Realprincipien* und *Idealprincipien*. Jene enthalten den *unmittelbaren Grund* des *Philosophirens* und in so fern (in wie fern denn?) den *mittelbaren* der aus dem Philosophiren entspringenden *philosophischen Erkenntniss*. Soll aber diese letztere in ein System gebracht werden: so sind hierzu die *Idealprincipien* unentbehrlich; sie dienen zur *Ableitung* bestimmter philosophischer Erkenntnisse, der Materie und Form nach, mithin zur *Bestimmung* und Begründung anderer Sätze dieser Erkenntniss, und müssen entweder *materiell* oder *formell* seyn. Da *das Philosophiren* nur eine bestimmte *Art und Weise* des Vernunftgebrauchs überhaupt ausdrückt: so können die Principien *des Philosophirens* keine andern, als die Regeln für den Verstandes- oder den Vernunft-Gebrauch überhaupt, und in wie fern diese eine Wissenschaft zu Stande bringen will, seyn, also keine andern, als welche die Elementarlehre und die Methodenlehre der reinen allgemeinen Logik aufstellt; da ferner diese Regeln sich gar nicht mit bestimmten Gegenständen, die gedacht oder erkannt würden, sondern blos mit dem, was zum Denken überhaupt erfodert wird, also mit der blossen Form des Denkens, beschäftigen: so ist weder einzusehen, warum sie *Realprincipien* heissen sollen, noch wie sie den obgleich auch nur mittelbaren Grund der philosophischen *Erkenntniss* enthalten können. Wenn es endlich auch schon Principien giebt, die den unmittelbaren Grund des Philosophirens und den mittelbaren der philosophischen Erkenntniss enthalten: so sind ja die *idealen* Principien, welche zur Ableitung der philosophischen Erkenntnisse dienen sollen, ganz überflüssig, da diese letztern auch aus den sogenannten Realprincipien, als ihrem mittelbaren Grunde, müssen abgeleitet werden können. Aber was wohl diese Zwitter von *materiellen Idealprincipien* für Dinge seyn mögen!) Solcher *Idealprincipien*, lautet es weiter, kann es zwar mehrere geben; sie müssen aber alle auf die *Realprincipien*, als ihre gemeinschaftlichen Quellen, *bezogen* und zuletzt aus denselben *geschöpft* werden können. (Dann wären ja aber die Real- und Idealprincipien nicht zweyerley verschiedene *Arten!* Wenn das nicht Unsinn ist, so giebt es keinen!) Gäbe es nun mehrere *Realprincipien:* so müssten auch diese einen gemeinschaftlichen Quell, ein absolut höchstes Princip haben, und dieses müsste *real* und *ideal*, folglich in letzterer Hinsicht, *material* und *formal* zugleich seyn; denn sonst könnte das absolut höchste Princip nicht der gemeinschaftliche letzte Grund und Quell aller möglichen Real- und materialen und formalen Idealprincipien seyn, wie doch gefodert wird. (Natürlich! die Realprincipien müssen ja einen gemeinschaftlichen Grund und Quell haben, wenn es ihrer mehrere giebt, denn woher sollten sie denn sonst kommen? und die materialen und formalen Idealprincipien, müssen sich in den Schooss ihrer Mütter, der Realprincipien, zurückziehen und diese, wenn sie jenen das Daseyn geben sollen, auch erst geschaffen werden. Es muss also nothwendig ein höchstes Princip, eine erste Mutter aller Principien geben, aus der sie hervorgehen können; und es müssen Real- und Ideal Principien da seyn, denn sonst wäre ja ein höchstes Princip gar nicht nöthig. Man sieht, das ist alles sehr natürlich und anschaulich; das höchste Princip des Hn. *W*. ist der wahre *Androgyn* der alten jüdischen Philosophie.) So reich dieses Buch noch an Stoff zu ähnlichen Beyspielen ist: so müssen wir doch zu Ende eilen, und so mag denn folgendes Raisonnement über den einzig möglichen höchsten Grund, von welchem der wahre Philosoph, nach Hn. *W's*. Vorstellung, ausgehen muss, diese Anzeige beschliessen. Der letzte Grund, heisst es, jedes möglichen Dinges kann nur ein *solches Etwas* seyn, das eigentlich ursprünglich noch gar *kein Etwas* ist, sondern sich erst als ein Etwas bestimmt, also durch *Bestimmung seiner selbst* aus eigner freyer Kraft sich erst in die Sphäre aller Wirk-

Wirklichkeit herabläfst und fich zu einem Etwas im Denken macht, nämlich zugleich zum *Subjecte* und *Objecte* des Denkens. Diefs ist nur die *abfolute freye Selbftthätigkeit der Vernunft* als abfolut, d. h. fo gefetzt, dafs ihr kein blofs *leb-* und *bewufstlofes Etwas*, wodurch fie beftimmt werde, alfo weder ein Subject noch ein Object, vorausgefetzt wird. Sie macht fich vielmehr felbft zum Subject-Object, in wie fern fie fich eigenmächtig *beftimmt;* fie ift beftimmend und beftimmt zugleich, doch beides *für und durch fich felbft*, aber weder für noch durch etwas anderes aufser ihr. Daher ift nichts, was man aufser der abfoluten Vernunftfreyheit fetzen mag, für und durch fich felbft beftimmt und beftimmend, fondern immer nur für und durch die freye Intelligenz. Die *abfolute Freyheit* ift alfo der *einzig mögliche höchfte Grund*, von welchem der wahre Philofoph ausgehen mufs u. f. w. (Hierauf nur fo viel! Wenn der letzte Grund jedes möglichen Dinges, alfo auch des Denkens, Erkennens, Wollens u. f. w. *nur ein folches Etwas* feyn kann, das eigentlich *urfprünglich gar kein Etwas* ift, wie der Vf. fo zuverfichtlich weifs: fo fehen wir die Möglichkeit nicht fo leicht wie der Vf. ein, wie fich ein folches *urfprüngliches Nicht-Etwas* oder *Nichts* zu einem *Etwas* felbft und aus freyer Thätigkeit beftimmen, und in die Sphäre der Wirklichkeit durch fich felbft übergehen könne. Dafs die abfolut freye Thätigkeit der Vernunft, ganz unabhängig von irgend einem Etwas aufser ihr, ein folches Etwas wäre, das eigentlich urfprünglich kein Etwas fey, und als ein folches Nichts fich felbft zu einem Etwas im Denken, zu einem Subject-Object machen könne, dafs fie, als ein urfprüngliches Nichts, fich zum Denken zu erheben vermöge, und im Denken ein Etwas, ein Subject und Object zugleich werde, überfteigt auf gleiche Weife unfere Begriffe. Woher endlich weifs denn der Vf. etwas von einer abfoluten freyen Selbftthätigkeit der Vernunft, wenn diefe urfprünglich ein Nichts feyn foll, und dafs fie urfprünglich ein folches Nichts ift? Der Grund diefer Erkenntnifs mufs alfo in etwas anderm als in jener freyen Thätigkeit liegen. Woher weifs er überhaupt nur etwas von einer freyen Thätigkeit der Vernunft, da er fich allenthalben als einen grofsen Widerfacher aller innern und äufsern Erfahrung, aller *Thatfachen* des Bewufstfeyns aufsert? Woher können wir verfichert feyn, dafs feine *abfolute freye Thätigkeit* keine blofse Fiction fey? Er fage uns, woran wir uns zu halten haben; denn auf fein Wort und da er alle weitern Gründe verwirft, und diefen höchften Grund eigenmächtig, ohne allen Erkenntnifsgrund, fo nackt und blofs hinftellt, können wir ihm nicht glauben, fondern müffen fein ganzes Raifonnement, für eben fo grundlos erklären, als es der gefunden Vernunft widerfpricht und finnlos ift.)

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *Die elegante Strickerin, oder, Sammlung kleiner Strickmufter für Freundinnen des guten Gefchmacks.* Mit 12 illuminirten Kupfern. 1802. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Von allen diefen Muftern können wir nur zwey nicht billigen. Das erfte ift eine *Jonifche-Säule* Tab. 2. die uns als Zwickel auf Strümpfe geftrickt keineswegs paffend fcheint; das andere in gleichem Gefchmack ein Fufsgeftell mit canelirtem Säulenfturz und oben darauf etwas, das faft wie eine Blume ausfieht Tab. 3. Die übrigen find alle mehr oder weniger zweckmäfsig und einige in der That zierlich.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Danzig*, b. Trofchel: D. *Friedrich Theodor Rink's Actenmäfsige Ablehnung der Vollmerfchen Infinuationen.* 1803. 38 S. gr. 8. Der auch im Intelligenzblatte diefer Zeitung (vgl. 1802. Nr. 129) zwifchen dem Hn. D. *Rink* und Buchhändler *Vollmer* geführte Streit gewann bekanntlich literarifche Wichtigkeit durch die Anfchuldigung des letzten, dafs Hr. *Rink* eine *unrechtmäfsige*, Er hingegen, der Buchhändler *Vollmer*, eine *rechtmäfsige* Ausgabe von *Kants phyfifcher Geographie* ins Publicum gebracht habe. Es kann keinem Verehrer der Kantifchen Schriften gleichgültig feyn, zu erfahren, auf welche Art und durch welche Gründe der täufchenden Befchuldigung begegnet werde. Diefe Gründe nun legt Hr. D. *Rink* in diefer Schrift mit einer Mäfsigung dar, welche fchon an fich für die gute Sache fprechen würde, wenn auch nicht das volle Gewicht von jenen hinzukäme: Hr. *Rink* hat nämlich, um feines Gegners Anfchläge abzuwehren, 1) *Kants eigene Handfchrift der phyfifchen Geographie*, 2) zwey *andere ihm von Kant übergebene Handfchriften* deffelben Werks, mit *deffen eigenen Randanmerkungen* verfehen, 3) ein *von Kant eigenhändig unterzeichnetes Schreiben an ihn*, aus dem deffen Genehmigung diefer Ausgabe augenfcheinlich erhellet, an die *akademifchen Gerichte zu Königsberg* mit dem Anfuchen eingefchickt, eine gerichtliche Recognition der Handfchrift anzuftellen, und ihm darüber eine Vidimation in Form Rechtens auszuftellen. Diefe „unter des Senats-Infiegel und der gewöhnlichen Unterfchrift ausgefertigte" Vidimation, welche zu Hn. *Rink's* vollkommenfter Rechtfertigung gereicht, hat er hier wörtlich abdrucken laffen, und dadurch eine Sache entfchieden, welche auch für diejenigen, die von der moralifchen Seite des Gegners den Blick wandten, ein nicht geringes literarifches Intereffe haben mufste.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 6. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

Berlin, b. Maurer: *Ueber den Ursprung unserer Erkenntniss. Zwey Preisschriften*, von *Lazarus Bendavid* und *Block*, Prediger zu Holtorf bey Gartow im Hannöverischen. Herausgegeben von der königl. Akad. d. Wiss. zu Berlin. 1802. 212 S. gr. 8. (16 gr.)

Obgleich die Frage über den Ursprung unserer Erkenntniss durch die Kantische Kritik der reinen speculativen und praktischen Vernunft und der Urtheilskraft, nach ihrem ganzen Umfange beantwortet und völlig entschieden war: so glaubte doch die philosophische Classe der im Titel genannten Akademie, wahrscheinlich durch die Widersprüche, welche besonders die Kritik der reinen Vernunft gefunden hatte, veranlasst, jene Frage, wegen ihrer Wichtigkeit, von neuem zum Gegenstande der Untersuchung machen zu müssen. Unter den eingelaufenen Abhandlungen wurde zweyen, nämlich der hier gelieferten des Hn. *Bendavid* und einer bis jetzt noch nicht bekannt gemachten des französischen Bürgers *Degerando*, der Preis zuerkannt; die hier ebenfalls abgedruckte *Blockische* erhielt das Accessit. Nach den Urtheilen, die *Degerando* im National-Institute über die kritische Philosophie, öffentlichen Nachrichten zu folge, geäussert hat, kann das Verfahren bey seiner Untersuchung der Preisfrage kein anderes als das dem kritischen entgegengesetzte seyn, und auch Hr. *Block* nimmt einen andern als den kritischen Weg. *Bendavid* allein folgt dem Kantischen Lehrbegriffe. Da nun der Preis unter zwey entgegengesetzte Partheyen vertheilt worden: so scheint die Akademie durch diese Arbeiten noch zu keiner sichern Ueberzeugung in Ansehung des beantworteten Gegenstandes gekommen, und die Preisvertheilung mehr durch äussere als durch innere Gründe bestimmt worden zu seyn. Dem sey nun wie ihm wolle: so sind die beiden hier mitgetheilten Abhandlungen von sehr verschiedener Natur. *Bendavid* konnte zwar, da für ihn die Sache schon lange zuvor, ehe die Akademie die Frage aufwarf, abgethan war, auf keine neuen Resultate stossen, und von keinem andern Standpunkte ausgehen, als welchen die Kritik genommen hatte, und seiner Ueberzeugung nach allein mit Sicherheit nehmen konnte; aber deswegen ermangelt seine Arbeit der Beweise von Selbstständigkeit und Freyheit seiner philosophirenden Vernunft doch keinesweges. Diese offenbaret sich vielmehr in der hellen Ansicht der Sachen, über die er reflectirt, in der überdachten Wahl der Beyspiele und den glücklichen Wendungen, durch welche er jeden Gegenstand, jeden Satz, jede Gedankenfolge zu verdeutlichen weiss, durch die Gefälligkeit, Leichtigkeit und Popularität seiner Darstellung und selbst durch den originellen Gang, den seine Untersuchung dadurch nimmt, dass er sich stellt, als kenne er gar kein bisher bestandenes metaphysisches System, und in sich selbst einen Mann als Selbstbeobachter einführt, „der sich über diese wichtige Frage belehren, sich nicht durch rhetorische Wendungen täuschen oder durch Eintheilungen und Terminologien verwirren will; der keine andere systematische Ordnung kennt, als die ihm die Natur seiner Untersuchung selbst an die Hand giebt; keine andere Terminologie, als die ihm der gewöhnliche Sprachgebrauch darbietet, und keine andere Sprache, als die des Menschen mit sich selbst; der sich daher auch nicht scheut, morgen den Gedanken weiter auszuführen, den er gestern für vollendet gehalten hat, und in seinen Untersuchungen nicht weiter zu gehen, als gerade so weit er sie zur Beantwortung der vor ihm liegenden Frage braucht." Um dieser wohlgewählten und gut ausgeführten Form willen, in welcher die Sachen hier vorgetragen sind, halten wir diesen Aufsatz für eine wahre Bereicherung unserer philosophischen Literatur. Ueber den wesentlichen Inhalt selbst aber haben wir nicht nöthig uns zu verbreiten, da dieser den bekannten Resultaten der Kritik ganz entspricht. Nur wünschten wir noch, dass es dem Vf. gefallen haben möchte, in einem Anhange auch die wichtigsten Einwürfe der Gegner zu beantworten, um dem Urtheile der akademischen zur Entscheidung über die eingelaufenen Abhandlungen ernannten Commission leitende und bestimmende Entscheidungsgründe an die Hand zu geben, da die einmal gewählte Form nicht wohl verstattete, auf diese Einwürfe in der Ausführung selbst Rücksicht zu nehmen.

Von einer andern und ganz entgegengesetzten Beschaffenheit ist die *Blockische* Abhandlung; in ihr ist alles schwankend, unbestimmt, grundlos und verworren; allenthalben will der Vf. *Kanten* widerlegen, ohne zuvor seine Erkenntniss von den Dingen, von denen er redet und die er widerlegen will, berichtigt und deutlich aufgefasst zu haben. Hier sind einige Proben, die den Geist dieser Schrift zur Genüge bezeichnen werden.

Die Preisfrage scheint unserm Vf. den Sinn zu haben: „nicht allein *ob*, sondern vorzüglich *wiefern* unsere Erkenntniss aus äusserer *leidentlicher (!) Einwirkung* der Gegenstände — aus *Erfahrung*, oder aus der innern Selbstständigkeit der denkenden Kraft — aus *Ver-*

nunft — ihren Ursprung nehme." Der Vf. läfst hier die *Erfahrung* fchon zum voraus in der Erkenntnifs aus *äufserer leidentlicher Einwirkung der Gegenftände*, oder, wie er wahrfcheinlich hat fagen wollen, in der Erkenntnifs, die aus der Einwirkung äufserer Gegenftände auf unfere fich leidend verhaltende Sinnlichkeit, entfpringt, beftehen, ohne zu bedenken, dafs blofse empirifche *Anfchauung*, die er hier im Sinne hat und mit Erfahrung verwechfelt, noch keine *Erfahrung* zu Stande bringen kann, und dafs zu *diefer*, aufser den finnlichen Eindrücken, noch andere Beftandtheile erfodert werden, die a priori aus dem Gemüthe entfpringen. Wie verkehrt deutet er alfo den Sinn der Aufgabe, wenn er meynt, die Akademie wolle wiffen, ob und wiefern unfere Erkenntnifs aus *Erfahrung* oder aus *Vernunft* abftamme! Das erfte kann fie nicht wiffen wollen, fondern fie fragt nach der Quelle der Erfahrung felbft, fie will wiffen, aus welcher Quelle die Beftandtheile fliefsen, welche die Erfahrungserkenntnifs ausmachen. Der Vf. wendet die Sache um, und macht die Erfahrung, die fchon ihrer Natur nach eine Erkenntnifs ift, in welcher empirifche mit reinen Vorftellungen verbunden find, zur Quelle der Erkenntnifs. Auch verlangt die Akademie nicht *vorzüglich* zu wiffen, *wiefern* unfere Erkenntnifs empirifch oder rein a priori ift; diefes würde den Sinn der Frage, der von dem weiteften Umfange ift, ohne Grund und Nutzen eingefchrankt, und zu Beantwortungen, die den Gegenftand nur einfeitig betrachtet und unerfchöpft gelaffen hätten, Veranlaffung gegeben haben, fondern, ob es aufser den empirifchen Erkenntniffen auch Erkenntniffe a priori gebe, und aus welchen Quellen die Beftandtheile einer jeden von beiden fliefsen. S. 112. heifst es ganz richtig: die Materie, der Stoff, der Inhalt der Vorftellungen von wirklichen Dingen werde von aufsen gegeben, ihre Form aber entfpringe aus der vor aller Wahrnehmung hergehenden Anlage und Einrichtung des Erkenntnifsvermögens und fey infofern a priori entfprungen. Aber darum, fährt der Vf. nunmehr fort, dafs in Vorftellungen etwas a priori entfprungen fey, könne man doch nicht fagen, die Vorftellungen wären a priori, indem ja die Form derfelben nichts für fich beftehendes fey, fondern erft mit dem Inhalte entftehe. Und da man eben fo wenig die Form oder Anlage des Erkenntnifsvermögens, wodurch von Seiten deffelben Vorftellungen möglich oder begründet würden, *Vorftellung* nennen könne: fo gebe es keine Vorftellungen a priori, fo wenig a priori vorhandene, als a priori entfprungene; fondern alle Vorftellungen der äufsern und innern Sinne wären Producte aus dem Erkenntnifsvermögen durch Einwirkung der Gegenftände. (Hier ift der Ort nicht, uns auf alle die Unbeftimmtheiten und Widerfprüche, die in diefen Sätzen liegen, umftändlich einzulaffen; alfo nur fo viel! Wer hat denn Vorftellungen, deren Inhalt uns von aufsen gegeben wird, oder den wir durch unmittelbare Wahrnehmung, durch Empfindung erhalten, jemals a priori genannt? Ohne die Formen der Sinnlichkeit und des Verftandes find freylich weder Anfchauungen noch Begriffe möglich, aber diefe blofse *logifche Rückficht* beftimmt die Befchaffenheit und den Unterfchied der Vorftellungen, als empirifcher und a priori, felbft nicht; diefes kann nur der Inhalt der Vorftellung, folglich nur die *metaphyfifche* Betrachtung der letztern, bewirken. Ift diefer Inhalt einer Vorftellung durch unmittelbare Wahrnehmung und Empfindung gegeben: fo heifst fie *empirifch*; ift er hingegen aus der Natur des Erkenntnifsvermögens hervorgegangen: fo heifst fie *a priori* und *rein*, in wiefern gar nichts Empfindbares in ihr enthalten ift. Dergleichen reine Vorftellungen will der Vf. nun nicht zulaffen, weil ja das, was an den *Vorftellungen* die Form ausmache, nichts für fich beftehendes fey, erft *mit* dem Inhalte entftehe und weil man die *Form* des Erkenntnifsvermögens, wodurch Vorftellungen moglich würden, nicht *Vorftellung* überhaupt nennen könne. Ift denn die *Materie* der Vorftellungen fubftantieller als ihre *Form*, befteht denn diefe nicht eben fo gut für fich als jene? beide machen ja, nach dem Vf. felbft, *Beftandtheile der Vorftellungen* aus. Es ift ja der auffallendfte *Widerfpruch*, wenn er die Form der Vorftellungen erft für etwas, das fchon *vor aller Wahrnehmung* aus der Anlage und Einrichtung unferes Erkenntnifsvermögens felbft *entfprungen* fey, erklärt, und dann doch behauptet, dafs fie erft mit dem Inhalte, der Materie der Vorftellung, *entftehe*. Die Formen des Erkenntnifsvermögens entftehen nicht durch, oder welches hier eben das heifsen foll, *mit* den finnlichen *Merkmalen unferer Vorftellungen* und *Erkenntniffe*, oder der *Erfahrung*, fondern diefe veranlafst nur, dafs die im Gemüthe fchon liegenden Formen in Wirkfamkeit und Anwendung gefetzt, und dafs wir uns ihrer, als folcher bewufst werden. Und warum follten denn die Formen der Sinnlichkeit und des Verftandes, — nicht *die Form*, wie der Vf. immer redet, als ob es nur *eine* überhaupt gäbe — nicht Vorftellungen abgeben können? Wenn man in den Vorftellungen überhaupt *Materie* und *Form*, wie er felbft zugiebt, unterfcheiden kann: fo muffen fie auch Gegenftände unferer Vorftellungen feyn, fie müffen von uns vorgeftellt werden können, aufser dem wären wir nicht vermögend, beide von einander zu unterfcheiden, und der Vf. hätte felbft kein Wort darüber vorbringen können.) In eben diefem oberflächlichen, unbeftimmten und an keine fichern Gründe gebundenen Gleife bewegt fich das Raifonnement des Vfs. mechanifch fort, indem er fich zu beweifen quält, dafs die Formen der Vorftellungen, Zeit und Raum, die reinen Begriffe, Grundfätze und Gefetze des Verftandes, die Ideen der Vernunft, zwar a priori, aber dennoch nur durch und mit der finnlichen Wahrnehmung entftanden; dafs die reine Mathematik gar nicht auf reinen Anfchauungen beruhe u. f. w. Aller der verftandlichften und überzeugendften Beweife *Kants* von der Unmöglichkeit einer Erkenntnifs der Dinge, wie fie an fich find oder feyn mögen, ungeachtet, befteht unfer Vf. dennoch darauf, das wir doch einige Erkenntnifs davon hätten, weifs aber nicht anzugeben, worin denn diefelbe eigentlich beftehe. Er fo wenig als wir, mag wiffen, was es will, wenn er fpricht:

„Wir

„*Wir erkennen die Dinge nicht, wie sie an sich sind,* nach ihrer wesentlichen Beschaffenheit und Verknüpfung; aber wir erkennen sie auch nicht blofs als Erscheinungen oder Gegenstande der Erfahrung. Sie sind nicht allein an sich selbst, sondern auch für unsere Erkenntnifs *etwas mehr als Erscheinungen* sinnlicher Wahrnehmung. Wir erkennen, dafs den *letztern* und ihrer Beschaffenheit und Verknüpfung *etwas Reales* aufser uns zum Grunde liegt, und indem wir *das Daseyn dieses Realen* und die *nothwendige Verknüpfung desselben mit den Erscheinungen* durch Vernunft einsehen, so *erkennen* wir *allerdings mehr von den Dingen, als wir erfahren* können." Die Leser mögen zusehen, wie sie sich aus dieser Verwirrung herausfinden; der Vf. selbst hat sich aller Mühe überhoben zu seyn geglaubt, Licht in dieses Chaos zu bringen, und seine Aussprüche gegen den Vorwurf des Widerspruchs zu retten. S. 138 heifst es: „Wir können zwar die *Gesetze, wonach wir die Dinge erkennen, aus uns selbst schöpfen*, nicht aber die *Gesetze der Dinge, als Gegenstände der Erkenntnifs* selbst und schlechthin; indem die aus unserm Verstande hergeleiteten Gesetze der Erfahrung uns nichts von den Gegenständen selbst und ihren Verknüpfungen lehren." Wir wären doch begierig, den Unterschied zwischen jenen Gesetzen, die der Verstand selbst hergiebt, und diesen, die wir an oder in den Dingen selbst gewahr werden sollen, und die Harmonie oder Differenz beider von dem Vf. näher entwickelt zu sehen; wie kömmt es, dafs er über diesen so wichtigen Gegenstand gar kein Wort weiter fallen läfst, als seine blofse Behauptung? — Mit den höchsten *Denkgesetzen* ist es eben so: sie „beruhen freylich nicht auf Erfahrung; die *Erkenntnifs* derselben aber ist allerdings von Erfahrung abhängig, sofern sie nicht ohne Wahrnehmung entstehen kann." Psychologisch betrachtet giebt es freylich keine reinen Gesetze des Verstandes und der Vernunft, deren, als solcher, ich mir nicht bewufst werden müfste, wenn ich sie zu einem Gegenstande meines Nachdenkens machen will. In wiefern ich mir dieser Gesetze in mir, als solcher, und ihres Inhalts und Zwecks bewufst bin, ist die Erkenntnifs derselben, *subjectiv*, und dieses Bewufstseyn ist es ohne Zweifel, was der Vf. als Erfahrung betrachtet; er will sagen, dafs wir doch das Daseyn jener Gesetze in uns erst erfahren müfsten. Allein dieser verändert die Beschaffenheit jener Gesetze und unseres Erkenntnisses von ihnen, als a priori, gar nicht; jene Gesetze enthalten so wenig als unser Erkenntnifs von ihnen etwas Empirisches, kein Prädicat, das sie als einen Gegenstand der äufsern oder innern Anschauung charakterisirte, und der Vf. ist auch nicht im Stande, ein solches aufzuzeigen. Die reinen Gesetze der theoretischen und der praktischen Vernunft sind *objective* Erkenntnisse, da sie die Bedingungen der Möglichkeit aller Erkenntnifs der Gegenstände der Erfahrung und aller Bestimmungen der Willkür enthalten, und für alle vernünftige Wesen gültig sind. Wir könnten noch mehrere dergleichen Beyspiele anführen, wenn wir nicht glaubten, über diese Abhandlung schon mehr gesagt zu haben, als ihr innerer Gehalt eigentlich verdient.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

STOCKHOLM, b. Forsgren: *Svenska Krigsmanna Sällskapets Handlingar för år* 1800. (Abhandlungen der schwedischen militärischen Gesellschaft für d. J. 1800.) 1802. 195 S. 8.

Die schwedische militärische Gesellschaft besteht unter ihrem Protector, dem Könige, aus 11 Ehrenmitgliedern und 80 arbeitenden Mitgliedern; doch ist diefs nur das zweyte Heft ihrer gedruckten Abhandlungen, seit 1797, wo das erste, das auch in diesen Blatt 1798 N. 144. angezeigt worden, ans Licht trat. Auch liefert dieses Heft nur zwey Stücke 1) *Versuche um die Kraft des Pulvers zu bestimmen*, vom Grafen *Benj. Rumford*, ausgezogen aus seiner Abhandlung von *William Nicholson*, und hier aus dem *Philosophical Transactions* des Jahrs 1781 übersetzt von *C. A. A.* (Obristlieut. *Arrhenius*). *Robins* Behauptung, dafs die Ausdehnungskraft des durch Entzündung des Pulvers erzeugten elastischen Fluidums tausendmal gröfser sey, als das Medium des Drucks der Atmosphäre, und *Dan. Bernoulli's* Berechnung dagegen, dafs diese Kraft zehntausendmal gröfser sey als letztere, bewogen den Grafen Rumford zu diesen mit vieler Vorsicht und Mühe angestellten schätzbaren Versuchen. Ohne sie hier, da sie längst bekannt sind, näher anzuführen, wollen wir nur bemerken, dafs der Ueberfetzer in den Anmerkungen die Kraft des Pulvers nach neuern chemischen Entdeckungen, besonders auch aus der im Salpeter befindlichen Salpetersäure und deren Decomposition erklärt. Auch empfiehlt er bey den Versuchen eine aus Eisen und Gold zusammengeschmolzene Halbkugel, welche härter als die von Stahl sey und stärkere Politur annehme, daher die aufgelöseten Dünste sie weniger angreifen können. Ferner hält er dafür, dafs daraus, wenn die aufgelöseten Dünste aus der Röhre drängen und in der Röhre nichts zurückliefsen, nicht folge, dafs in dem Moment der Explosion die ganze Pulvermasse in Dünste aufgelöset sey. Er glaubt vielmehr, dafs die Dünste sich so geschwinde ausdehnen, dafs sie mehrere feine feste Bestandtheile des Pulvers mit sich wegführen und zerstreuen. Er glaubt, dafs die Wirkung des Pulvers blofs durch die erhitzten darin befindlichen Wasserdünste entstehe, und dafs diese Dünste daher ihre Ausdehnungskraft in dem Mafse verlieren, als sie kälter werden u. d. m. Die zu dieser Abhandlung gehörigen Figuren in Kupfer fehlen doch hier. 2) Hr. Obristlieutnant und Ritter *von Döbeln* hat eingesandt: *Anmerkungen zum Exercir-Reglement der Armee; Regeln zum Ein- und Ausmarsch für gröfsere im Lager stehende Corps; Berechnung der zum Marsch gehörigen Zeit, mit Hinsicht auf die Beschaffenheit der Wege, und einen Entwurf zu gewissen militärischen und localen Ortbeschreibungen, zur An-*

Anlegung eines Kriegsarchivs. Allein, obgleich die Gesellschaft einhellig beschlossen, solche den Abhandlungen dieses Jahrs einzurücken: so haben doch die Kosten., welche die dazu gehörigen Kupfer erfodert, solches verhindert. Es muss also wohl der Gesellschaft, so stark sie ist, doch gänzlich an einem gewissen Fond fehlen. Daher ist denn auch hier nur aus der angeführten Döbelschen für die Tactik nicht unwichtigen Abhandlung blos ein Auszug mitgetheilt worden. Die Berechnung der Marschzeit von einem Lager zum andern auf alle Fälle anwendbar, ist besonders mit Tabellen und vielen Exempeln erläutert. Bey der österreichischen Armee sind dergleichen Berechnungen allgemein bekannt, bey andern aber hat sie der General-Quartiermeister oft nur in seinem Portefeuille. Auch sind die Marschzeiten für Infanterie, Cavallerie, Artillerie und den Tross besonders berechnet u. d. m.

TÜBINGEN, in d. Cotta'schen Buchh.: *Taschenbuch für Soldaten* auf 1803, von *J. G. Hoyer.* 1802. 197 S. 12. X S. Vorr. u. militärische Zeitrechnung für 1802, u. 1 Kupft. die Feldschanzen betreffend.

Auch unter dem Titel:

Taschenkalender auf das Jahr 1803. (20 gr.)

Die auf 46 Seiten mitgetheilte *Uebersicht der Geschichte der Kriegskunst* findet Rec. so zweckmässig, dass er wünschte, es hätte dem Vf. gefallen mögen, das ganze Taschenbuch diesem Artikel zu widmen, wodurch manches viel ausführlicher und folglich lehrreicher hätte dargestellt werden können. Nicht minder interessant ist auch die Schilderung von *Kaiser Karls V. Kriegszug nach Afrika* im J. 1535 und in einigen der folgenden Jahre. Minder zweckmässig scheint dagegen Rec. das alphabetische *Register der Terrain-Gegenstände* zur Nachsicht beym Recognosciren, theils weil man eigene Schriften über diesen Gegenstand hat, theils aber auch, weil in Schriften über das Aufnehmen dieser Gegenstand beyläufig abgehandelt wird, theils und hauptsächlich deswegen, weil dieses Recognoscirungswörterbuch doch eigentlich nur eine Uebersetzung aus dem *Aide memoire à l'usage des Offic. de l'Artillerie* (von *Gassendi*) ist, welches nützliche Werk keinem mit gründlichen Kenntnissen sich beschäftigenden Officier unbekannt seyn sollte. Die *Notizen über die Feldverschanzungen* sind beym Besitze des ältern *Scharnhorstschen* Taschenbuches entbehrlich. Was die *Bemerkungen über die Kriegskunst* (auch nach dem *Aide memoire*) betrifft: so sind sie für den Linienofficier zu kurz und daher zu wenig lehrreich; besonders ist das, was vom *Defilement* einer Festung im erwähnten *Aide memoire* vorkommt und hier mitgetheilt wird, für Dilettanten unverständlich und für Sachkundige viel zu unbefriedigend.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOLOGIE. *Dresden*, in d. Hilscher. Buchh.: *Versuch einer neuen Art, geschwind und deutlich zu schreiben, auch für diejenigen, die wenig oder gar nicht schreiben können.* Mit (vier) Kupfern. 1802. 1 Bog. 4. (4 gr.) — Ein Product von unbedeutendem Gehalte, wie wir seit einigen Jahren mehrere ähnlicher Art erhalten haben. Der Mechanismus der Schreibart ist folgender. Drey Zeichen, nämlich ein gerader, senkrechter Strich, ein gewöhnliches lateinisches C, und ein umgekehrtes C. (I C Ɔ) drücken, nach ihrem Standorte, alle Buchstaben des Alphabets aus. Man zieht mit einem Rostrale, das aber nur vier Linien beschreibt, vier gleichlaufende Striche. Ueber dem ersten derselben nun bedeuten jene drey Zeichen a. b. ch., auf der ersten Linie d. e. f., zwischen der ersten und zweyten g. h. i., auf der zweyten k. l. m., zwischen der zweyten und dritten n. o. p., auf der dritten q. r. s., zwischen der dritten und vierten sch. t. u., auf der vierten v. w. y., unterhalb der vierten z. ä. ö. (Also c. und x. fallen weg.) Man kann, wie sich von selbst versteht, die Bedeutung jener drey Zeichen, nach dem Orte, den man ihnen giebt, auf mannichfaltige Art nach Belieben verändern. Die Interpunctionszeichen lassen sich durch einen kleinen horizontalen Querstrich zwischen den Linien andeuten. Als tachygraphisches Hülfsmittel hat, wie man sieht, diese Methode vor der gewöhnlichen Buchstabenschrift Nichts voraus; im Gegentheile ist sie umständlicher, und weit eher Irrthümer veranlassend, als diese, wie denn auch z. B. auf der dritten Kupfertafel gleich das zweyte Wort einen Beweis davon liefert; es heisst, durch eine verkehrte Richtung der krummen Striche daselbst *Erehadung*, statt *Erfindung*. Als steganographisches Kunststück betrachtet, gehört sie unter die ganz einfachen, alltäglichen, von jedem Halbkenner leicht zu übersetzenden Zifferschriften, obgleich der Vf. S. 8. das Gegentheil versichert. Und für diejenigen, die wenig oder gar nicht schreiben können, ist sie schon aus dem Grunde nicht passlich, weil es solchen Leuten gemeiniglich auch am richtigen Buchstabiren zu fehlen pflegt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 7. Junius 1803.

MATHEMATIK.

Amsterdam, b. den Hengst: *Verhandeling over Volmaakte Maaten en Gewigten, door* (Abhandlung über vollkommene Maafse und Gewichte, von) *J (an) H (endrik) van Swinden. Eerste Deel,* XVI und 416 S. Mit 2 Kupfertafeln. *Tweede Deel,* S. 417—708. Mit XLVIII Vergleichungstafeln, u. IV Hülfstafeln. 1802. gr. 8. (5 Fl. 10 Stüb. holl.)

Dieses wichtige Werk rührt von einem Manne her, der nicht nur als Phyfiker und Mathematiker längft vortheilhaft bekannt ift, fondern der auch als Mitglied derjenigen merkwürdigen Verfammlung von franzöfifchen, dänifchen, batavifchen, fpanifchen, piemontefifchen, römifchen, ligurifchen, cisalpinifchen, toscanifchen und helvetifchen Gelehrten, welche, auf Einladung der franzöfifchen Regierung, vom 28 Nov. 1798 bis zur Mitte des Julius 1799 in Paris fich über die befte Art berathfchlagte, *Einheit der Maafse und Gewichte* einzuführen, eine ausgezeichnete Rolle fpielte. Er war es auch, dem die phyfifche und mathematifche Claffe des franzöfifchen Nationalinftituts auftrug, dem Publicum einen kurzen Bericht über die Arbeiten der gedachten Verfammlung vorzulegen; ein Bericht, den das franzöfifche gefetzgebende Corps bekannt machen liefs, und der hernach in dem *Journal de Phyfique* wieder abgedruckt wurde. Den erften Stoff zu dem gegenwärtigen Werke gaben eine Anzahl Vorlefungen, die der Vf. in den Jahren 1794, 1795 und 1796 in der bekannten Amfterdamer Gefellfchaft *Felix Meritis* gehalten hatte, die er aber nicht eher bekannt machen wollte, als bis er ihren Gegenftand noch forgfältiger und vielfeitiger bearbeitet hätte; wozu ihm in der Folge der Auftrag der batavifchen Regierung, jenem gelehrten Congreffe in Paris, nebft dem kundigen Mathematiker *Aeneae*, beyzuwohnen, die erwünfchtefte Gelegenheit darbot. Die Art der Bearbeitung wird aus der folgenden Anzeige erhellen.

Einleitung. Die Frage: *Was mufs gefchehen, wenn Maafse und Gewichte vervollkommnet werden follen?* zerfalle eigentlich in folgende Fragen: „Welches find „die Erfodernisse vollkommener Maafse und Gewichte? Was gehört dazu, wenn man diefen Erfodernissen Genüge thun will? Wie weit kann man es „in diefem Stücke bringen, und wie weit hat man es „darin gebracht? Hat man die Vollkommenheit erreicht? wo nicht, wie nahe ift man ihr gekommen?" Ein *philofophifches*, ein *vollkommenes Maafs* mufs folgende *acht Erfoderniffe* befitzen: 1) Es mufs eine beftimmte, hinlänglich bekannte Gröfse haben; diefe mufs der Maafsftab feyn, wornach alle, im Handel und Wandel gebräuchliche Maafse mit der nöthigen Genauigkeit verfertiget werden. 2) Diefe Gröfse mufs, wenn fie einmal feftgefetzt ift, unverändert und immer diefelbe bleiben. 3) Diefe Gröfse mufs nicht willkürlich angenommen feyn, nicht auf fchwankende Gründe fich ftützen, fondern fie mufs aus der Natur felbft genommen feyn, und auf einen Maafsftab, den die Natur felbft liefert, philofophifch fich gründen. 4) Diefe, als Grundlage der Maafse feftgefetzte, und, dem dritten Erfoderniffe zufolge, aus der Natur genommene Gröfse mufs, ihrem Wefen nach, unveränderlich, mithin unabhängig von allem verändernden, zerftörenden Einfluffe der Zeit und der Menfchen feyn. 5) Diefe Grundlage der Maafse mufs auch fo befchaffen feyn, dafs ihre Gröfse jederzeit, wenn auch alle, darnach verfertigte Maafsftäbe verloren gingen, wiedergefunden und hergeftellt werden könnte, wofern fich nur die Erinnerung an das, worin fie beftand, erhalten hätte. 6) Da man im Handel und Wandel für jede Art von Dingen, die gemeffen oder gewogen (gewogen, d. i. ihrem materiellen Inhalte nach gemeffen) werden, Maafse von verfchiedener Gröfse nöthig hat: fo müffen die Unterabtheilungen der Maafse fo eingerichtet feyn, dafs fie alle aus der angenommenen *Einheit*, oder aus der *Grundlage* des Maafses, auf eine einfache, ungezwungene Weife folgen, und von jedem Menfchen leicht behandelt und berechnet werden können. 7) Maafse dienen im Handel und Wandel dazu, verfchiedene Sachen zu beftimmen, nämlich a) die Länge; b) die Oberflächen, oder den Inhalt nach Vierecken; c) den Raum, den die Körper einnehmen, z. B. Würfelfchuhe; d) die Menge der, in einem Körper enthaltenen Materie (Gewichte); e) den Werth der Dinge (das Geld); und endlich, wenn man will, die Dauer oder die Zeit. Alle diefe verfchiedenen Maafse müffen, wenn fie ein *vollkommenes* und *philofophifches Syftem* ausmachen follen, in einem natürlichen, engen und beftimmten Zufammenhange mit einander ftehen. 8) Endlich mufs die Grundlage der Maafse, oder ihres ganzen Syftems, und der Zufammenhang zwifchen den verfchiedenen Arten von Maafsen, von der Befchaffenheit feyn, dafs alle Völker gleich viel Intereffe dabey haben, fie anzunehmen, und fich ihrer zu bedienen, und keine Nation einen Grund finde, fie zu verwerfen. Durch die Auseinanderfetzung diefer Materien, fagt der Vf., fey zwar der Umfang der Abhandlung gröfser, fie felbft aber auch um fo viel vollftändiger geworden, als

wenn er fich blofs auf die Darlegung des Syftems der neuen franzöfifchen Maafse und Gewichte eingefchränkt hätte.

Der Inhalt der *Abfchnitte*, woraus das Werk befteht, zeigt, wie Hr. *v. Sw.* den fo eben angegebenen Plan verfolgt hat. *I. Abfchn.* Ueber das erfte Erfodernifs vollkommener Maafse und Gewichte, die genaue Beftimmung eines Maafsftabes. *II. Abfchn.* Ueber das zweyte Erfodernifs vollkommener Maafse und Gewichte, die Unveränderlichkeit des Maafsftabes. *III. Abfchn.* Ueber die Nothwendigkeit, den Maafsftab der Maafse aus der Natur zu nehmen. *IV. Abfchn.* Ueber die Länge des einfachen Pendels, betrachtet als Maafsftab des Längenmaafses. *V. Abfchn.* Ueber den Meridian des Erdbodens, betrachtet als Grundlage des Längenmaafses. *VI. Abfchn.* Wie ein Bogen des Meridians mit der gehörigen Genauigkeit zu meffen fey. *VII. Abfchn.* Ueber die Gröfse des Umfanges des Erdbodens. *VIII. Abfchn.* Ueber denjenigen Theil des Meridians, welcher als Maafsftab der Längenmaafse gebraucht werden mufs; und über die Länge des Mètre. *IX. Abfchn.* Ueber die Wahl zwifchen der Länge des Pendels und des Mètre, als natürlichen Einheiten der Längenmaafse. Einwürfe beantwortet. *X. Abfchn.* Ueber das vierte und fünfte Erfodernifs vollkommener Maafse: dafs die, zur Grundlage dienende Gröfse unveränderlich feyn, und, wenn fie verloren gegangen, aufs Neue müffe beftimmt werden können; und über die, bey der Verfertigung der Maafsftäbe anzuwendende Sorgfalt. *XI. Abfchn.* Ueber die Unterabtheilungen der Maafse. *XII. Abfchn.* Ueber die befonderen Arten von Maafsen, und über die Längenmaafse insbefondere. *XIII. Abfchn.* Ueber die Maafse der Oberflachen, und über die Maafse der Länder. *XIV. Abfchn.* Ueber die Gewichte. *XV. Abfchn.* (Deel II) Ueber die Maafse fefter Körper, und über die Inhaltsmaafse. *XVI. Abfchn.* Ueber die Münzforten. (Befonders ausführlich über die holländifchen Gold- und Silbermünzen.) *XVII. Abfchn.* Ueber die Zeit. Refultat: Den Tag, ftatt 12 Stunden, in 10 eintheilen zu wollen, kann nur für Berechnungen der Sternkundigen und Seefahrer, aber nicht für das gemeine Leben, von Nutzen feyn. *XVIII. Abfchn.* Ueber das achte und letzte Erfodernifs vollkommener Maafse und Gewichte: dafs ihr Syftem allen Völkern auf gleiche Weife fich empfehle.

Anhang. Genaue Unterfuchung einiger, in Holland gebräuchlichen Maafse; nebft einer nähern Beleuchtung der Namen, die man den neuen Maafsen gegeben hat. Die gedachten holländifchen Maafse find: das rheinländifche Fufsmaafs; der amfterdamer Schuh; die haagfche Elle; die, in Amfterdam gebräuchlichen Ellen; die, in Delft gebräuchlichen Ellen; das Troygewicht; das haagfche Gewicht; und das Gewicht in Delft. Bey der Beleuchtung der neuen Namen ift auch auf die neuefte franzöfifche Verordnung, vom 13 Brumaire IX (4 Nov. 1800), worin die allgemeine Einführung des Decimalfyftems der Maafse und Gewichte auf den 1 Vendemiaire X (23 Sept. 1801) feftgefetzt wurde, Rückficht genommen. Dafs auch die batavifche Regierung am 8 Junius 1802 die Einführung jenes Decimalfyftems in gefetzlicher Form verordnet hat, konnte der Vf., als er diefes fchrieb, noch nicht wiffen. — *Zufätze.* Erklärung der (XLVIII) *Vergleichungstafeln* der Maafse und Gewichte. Wie nützlich diefe, muhfam ausgearbeiteten, und forgfältig erklärten *Vergleichungstafeln* feyn müffen, kann man fich leicht vorftellen. Sie erftrecken fich auf alle gewöhnliche Maafse und Gewichte, und die alten Maafse und Gewichte der bekannteften Länder find mit den neuen franzöfifchen verglichen. Wie natürlich, ift das Medicinalgewicht auch nicht vergeffen. Die (IV) *Hülfstafeln* betreffen 1) das Längenmaafs nach Ruthen und Schuhen, in gemeinen Zollen; 2) daffelbe in Quadratzollen; 3) daffelbe in Würfelzollen; und 4) das Medicinalgewicht.

Leipzig, b. Hinrichs: *Lehrbuch der mathematifchen Wiffenfchaften*, theils für den öffentlichen, theils für den Privatgebrauch in denfelben, befonders auf Gelehrten- und Bürgerfchulen eingerichtet; dann aber auch zur eignen Belehrung zu gebrauchen. *Erfter Band*, welcher *die reine Arithmetik und Geometrie*, befonders für den öffentlichen Unterricht auf den benannten Schulen, enthalt, von *Joh. Gottl. Schmidt*, d. W. M. und Mathem. zu Pforta. 1803. 381 S. 8. mit 8 Kupfertafeln. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der weitläuftige Titel beftimmt das Buch, wie man fieht, hauptfachlich für öffentliche Schulen, und fodann auch zum Privatunterrichte und zur eigenen Belehrung. Ungeachtet wir nun dergleichen Bücher im Ueberfluffe haben: fo kann man doch die *Rechtfertigung* gelten laffen, dafs der Lehrer einer *öffentlichen* Anftalt, gerade für *feinen* Zweck, für *feine* Lehrart, für *feine* Schüler auch am beften *fein* eigenes Buch zum Grunde legen könne; um fo mehr dann, wenn ihr Verfaffer nicht blofs andere abgefchrieben oder ausgezogen, fondern die Materien felbft durchdacht und felbft geordnet hat. Diefs müffen wir nun dem Vf. des vorliegenden Buchs allerdings einräumen. Die Sätze find fafslich vorgetragen, und der Vf. zeigt fich allenthalben als felbftdenkenden Mathematiker, der feinem Fache gewachfen ift. Nur will uns die *Ordnung* der Materien nicht recht gefallen; nicht etwa, als ob wir dem Vf. vorwerfen wollten, unordentlich gefchrieben zu haben; vielmehr ift uns das Abfichtliche und Ueberdachte in der gewählten Anordnung nicht entgangen; aber — es mag Angewöhnung an den Euklidifchen Gang feyn, diefe Anordnung kam uns nicht durchaus methodifch und zweckmäfsig vor; z. B. die Aufgabe von Halbirung des Winkels *nach* dem Lehrfatz von der Summe der Winkel im Dreyecke folgen zu laffen u. dgl. Ueberdiefs glauben wir, in einem Buche, woraus fich der Anfänger belehren foll, muffe nicht blofs Ordnung wirklich da feyn, fondern auch fo viel möglich in

die

die Augen fallen. Diefs letztere hätte durch Abfchnitte fowohl in der Arithmetik als Geometrie bewirkt werden follen. Hier geht aber der Vortrag in einem fort, ohne dem Schüler Ruhepuncte und fyftematifche Ueberficht zu gewähren. Auch hätten wir mehr *Kürze* gewünfcht. Die Erklärung der wörtlichen und fchriftlichen Zahlenbezeichnung nimmt *zehn* Seiten, die Division *fechzehn* Seiten ein. Wie gedehnt ift der Vortrag bey der Aufgabe: auf eine gerade Linie eine andere fenkrecht zu ziehen; ferner bey der Lehre von den Parallellinien, bey dem Beweife der Aehnlichkeit der Durchfchnitte einer Pyramide u. f. w. — Und nun noch einige andere Bemerkungen. S. 96 fcheint uns die Angabe der Merkmale, woran man erkennen kann, ob eine Zahl durch 7 aufgehe, ziemlich überflüfsig. Für die übrigen einfachen Ziffern auch etwa für 11 und 12 find dergleichen Merkmale brauchbarer. — S. 153 ift der Beweis für Ausziehung der Quadratwurzel, und eben fo S. 173 der für die Cubikwurzel übergangen. — S. 190 heifst es: „die Zahl, welche anzeigt, wie viel mal ein *nach„folgendes Glied in feinem vorhergehenden* enthalten „ift, heifst der Exponent des Verhältniffes." Diefs ift gerade das Umgekehrte von der gewöhnlichen Bedeutung. Dafs es kein Druckfehler fey, lehrt die Folge. — Von Progreffionen und Logarithmen ift gar nichts beygebracht. — Dafs der Vf. vor der Lehre von den Parallellinien Sätze von der Lage der Linien mehr als gewöhnlich auseinanderfetzt, ift fehr zu billigen; die *geometria fitus* verdient mehr Erörterung, als ihr in den Lehrbüchern meiftens zu Theil wird. Auch der Vortrag von Entftehung der Prismen u. f. w. ift beyfallswerth. — So wenig übrigens Rec. ein ftrenger Purift ift: fo würde er doch *Vertex*, *opponirt*, *Diameter*, *Centrum*, *Chorde* u. a. mit deutfchen Wörtern vertaufcht haben.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Supprian: *Saadi's, des weifen Perfers, Königsfpiegel.* Herausgegeben von *J. G. Grohmann*, Prof. zu Leipzig. Mit dem Bildnifs des Saadi. 1802. XX u. 172 S. 8. (18 gr.)

Nach *Herbelot* war diefer perfifche Dichter zu *Schiras* im Jahr 571 der Hegira (1193 unferer Zeitrechnung) geboren, foll ein Alter von 120 Jahren erreicht haben und im Jahr 691 der H. (1313 u. ZR.) geftorben feyn. Er ift den Europäern durch *drey* Werke bekannt worden, *Guliftan* oder der *Rofengarten*, *Boftan*, der *Obftgarten*, und *Molamaat*, die *Strahlen*. Von den beiden erftern hat der Baron *Rewiczki* von *Rewifsnie* Auszüge geliefert. *Boftan* und *Molamaat* find durchaus metrifch, *Guliftan* profaifch mit untermifchten Verfen. Eine vollftändige Ueberfetzung mit dem perfifchen Original zur Seite, liefs *Georg Gentius* vom *Guliftan*, im Jahr 1651 zu Amfterdam bey *Joh. Blaeu* in Fol. unter dem Titel *Rofarium politicum* drucken, und im Jahr 1687 erfchien eine Ausgabe derfelben mit Kupfern in 12. Hr. G. hat keine Zeile von Nachricht beygefügt, woher er feine Ueberfetzung genommen hat. Einige der hier gelieferten 48 Stücke befinden fich in der Folioausgabe des *Gentius* vom Rofengarten, die wir vor uns haben, wiewohl in veränderter Geftalt, die meiften find aber anderswoher entlehnt, vielleicht aus den *Afiatic Mifcellanies.* Jene ftehen im *erften Buche* des *Rofarii*, welches *de moribus regum* überfchrieben ift und von *Gentius* gleich zu Anfange feiner Vorrede auch *Speculum regum et principum* genannt wird, woher vielleicht der Titel diefer Ueberfetzung entftanden ift. Die deutfche durchaus profaifche Ueberfetzung — das perfifche Original ift, wie gefagt, vermifcht, profaifch und metrifch — ift angenehm, leicht und fliefsend, und beftätiget das günftige Urtheil, welches der gelehrte Baron *Rewiczki* von diefem Dichter gefällt hat. Der Gang der kurzen Erzählungen, die diefe Ueberfetzung liefert, ift ganz einfach, der Ton und die Manier des Vortrags gefällig und fanft. Ihr Stoff ift eben nicht von Bedeutung; er befteht aus kleinen Gefchichten, Anekdoten und eignen Erfahrungen aus dem gefellfchaftlichen Leben; aber die Art, wie der Dichter fich derfelben zu moralifchen Zwecken bedient, und die Wendungen, die er in diefer Rückficht nimmt, find fein und finnreich; Lehren der Weisheit und Klugheit anfchaulich zu machen, ift der Hauptzweck diefer Erzählungen. Der Titel *Königsfpiegel* ift aber dem Inhalte nicht ganz entfprechend; die Materie der Erzählungen ift nicht immer aus der Sphäre des Hof- und Regentenlebens und der höhern Staatsbedienungen, fondern auch aus dem kleinern Wirkungskreife der niedern Stände genommen, und viele Moralen und *Maximen* find von allgemeinerm Intereffe. Von den originellen Formen der Gedanken des Perfers mag wohl, da eine Ueberfetzung aus einer andern in unferen europäifchen Sprachen vielleicht durch die dritte und vierte Hand, abftammt, vieles verwifcht feyn. Wie verfchieden ift fchon der Ton und Ausdruck in nachftehenden zwey deutfchen Ueberfetzungen, von welchen die erfte profaifche diefem Buche, die andere metrifche *Herdern*, in der *vierten Sammlung* feiner *zerftreuten Blätter* (Gotha 1792), wo die meiften der dafelbft gefammelten Blumen morgenländifcher Dichtkunft, aus *Saadi* genommen find, angehört.

Grohmann.

Die Höflinge.

Nourfhivan der Gerechte war eines Tages auf der Jagd, und wollte ein von ihm erlegtes Wild geniefsen; aber es fehlte ihm an Salz. Er fchickte in das nächfte Dorf, *deffen zu holen* (!), und verbot, es ohne Bezahlung zu nehmen.

„Was könnte daraus für ein Unglück entftehen", fprach einer von den Höflingen, „wenn ein König ein Bifschen Salz nicht bezahlte?"

Nourfhivan gab zur Antwort: „Wenn ein König in dem Garten eines feiner Unterthanen ein en Apfel pflückt, fo kommen des folgenden Tages die Höflinge, und hauen die Bäume ab."

Her-

Herder.

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speist' einmal
auf seiner Jagd in freyem Felde. Salz
gebrach ihm. Holet, sprach er, Salz,
im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz.
Wie? sagten seine Diener, großer König,
bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?"
Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Nuschirvan,
ist aller Druck entstanden, der die Welt drückt."
Alles Uebel der Welt ist aus dem kleinsten entsprossen;
Klein war der Anfang stets jeder unedeln Gewalt.
Brach der König nur einen Apfel vom Baume des Armen;
Hieben die Knechte sofort, nieder zur Wurzel, den Baum.
Eignete er fünf Eyer sich zu; sie nahmen der Hennen
Hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Gentius übersetzt diese Erzählung so:

Narrant historiae: justo Nuschirvano in venatus campo, praedam a suis assatam fuisse: deficiente forte sale, servum in proximam villam miserunt, qui sal afferret: Monenti Nuschirvano, ut sal pretio emeret, ne malus mos inde natus, villam vastaret; inquiunt ministri: Ex re adeo parvi momenti, quid damni surgere potest? Nuschirvanus respondet: Iniquitatis initia in hoc orbe primum fuerunt exigua, quae a posteris paulatim aucta, in tantum adolevere.

Si Rex ex subditi horto unum pomum comederit;
Servi ipsius arborem ipsam eruerint.
Si Rex quinque ovorum iniquitatem licitam duxerit;
Continuo milites ejus mille gallinas veru fixerint.
Non restat iniquus iniqui temporis autor:
Restat vero aeternum super illo dirissima execratio.

Man sieht leicht, daſs unter diesen drey Uebersetzern der zweyte den Genius des Persers am besten aufgefasst und wiedergegeben habe.

Weimar, im Industrie-Comptoir: *Neues Natur- und Kunstlexicon*, enthaltend die wichtigsten und gemeinnützigsten Gegenstände aus der Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie und Technologie. Zum bequemen Gebrauch insonderheit auch für Ungelehrte und für gebildete Frauenzimmer ausgearbeitet von *G. H. C. Lippold*, und herausgegeben von *C. Ph. Funke*. — *Erster Band*. 1801. 1203 S. (A — I) (4 Rthlr.) *Zweyter Band*. 891 S. (K — R) gr. 8. (3 Rthlr.)

Man hat naturhistorische, physicalische, chemische und Gärtner-Wörterbücher u. s. w., die alle für diese einzelnen Zweige ausschliesslich berechnet sind, und dieselben ausführlich behandeln. Diess Lexicon, welches Hr. *Lippold*, Prediger in Hersdorf bey Wörlitz, nach dem Plane des bekannten Herausgebers ausgearbeitet hat, erstreckt sich über mehrere Theile der gemeinnützigen Natur- und Kunstwissenschaften. Rec. hat nicht nöthig, eine ausführliche Anzeige von diesem Werke zu liefern, da er die Ausarbeitung ganz den Versprechungen getreu findet, die in einer besondern Ankündigung und in der Vorrede gemacht worden sind. Es soll die Stelle des *veralteten Hübnerischen* Natur- Kunst- und Gewerbslexicons vertreten, und ist daher ein zweckmäſsiges und bequemes neues Hülfsmittel zur Belehrung über die wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Natur und Kunst, und zwar für alle diejenigen, welche nicht aus den Quellen selbst schöpfen können. Daſs der Vf. mit Vorliebe die Gegenstände aus der Naturgeschichte bearbeitet, wird der Leser sogleich finden, und auch diess, daſs er sogar diese Wissenschaft in der freyen Natur selbst studirt hat; daher es denn aber auch kommen mag, daſs dieser Theil des Wörterbuchs am ausführlichsten behandelt worden ist, so daſs vielleicht eine zweckmäſsige Abkürzung mancher solcher Artikel einen *dritten* Band (denn mit dem zweyten ist das Werk, wie doch versprochen worden, nicht geschlossen, sondern läſst noch einen dritten erwarten) überflüsig gemacht hätte. Die Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat, sind allezeit hinter dem Artikel angegeben; nur hätte der Vf. auch bey Blochs Naturgeschichte der Fische, wovon er nur die Abschrift besessen, und also den Theil und die Seitenzahl nicht hat angeben können, wenigstens ein Exemplar leihen sollen, um diess noch beyzufügen, da die genauere Angabe dieses Werkes eben so nöthig ist, als die der übrigen angeführten Schriften.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Leipzig*, in d. Schäfer. Buchh.: *Observationum botanicarum* fasciculus primus. Scripsit *Rom. Ad. Hedwig*. Cum tabb. XI. pictis. 1802. 16 S. 4. (3 Rthlr.) Es ist nicht abzusehen, was Hn. *H.* bewogen haben mag, diese zwey Bogen Text und elf mittelmäſsige oder schlechte Tafeln als eine einzelne Schrift heraus zu geben, da, was wichtig scheinen könnte, sich füglich auf zwey Tafeln darstellen, auf einem halben Bogen beschreiben, und irgend einer botanischen Zeitschrift einverleiben lieſs. Gleich die erste Tafel, die *Funks Tetraphis ovata* darstellen soll, ist so sehr unter aller Kritik, daſs man Hedwigs des Vaters Meisterwerke kennen muſs, um den Abstich desto empfindlicher zu fühlen. Calyptra und Deckel, sagt der Vf., habe er nie gesehen, und doch bildet er sie ab. Die Zähne des Peristoms könnten eher für eine Schweinsklaue gelten. Dann folgt *Tremella lactea*, im Texte *Tr. nivea*, nicht viel besser dargestellt. Der Vf. fand sie an den Halmen der Riedgräser unter Wasser. Die übrigen Kupfer enthalten Schwämme, worunter Rec. Taf. 5. *Pollinaria fusca*, Taf. 8. und 9. mehrere Octosporen, und Taf. 11. zwey *Lycoperda* auszeichnet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, im Industrie-Comtoir: *Die Rosen*, nach der Natur gezeichnet und colorirt, mit kurzen botanischen Bestimmungen begleitet von Dr. *Rössig*. *Erstes* und *zweytes Heft*. Taf. I—X. gr. 4. (4 Rthlr. 12 gr.)

Ein deutsches Prachtwerk, welches der Verlagshandlung alle Ehre macht. Die Künstler haben im Ganzen genommen die Natur erreicht, auch Hr. *Rössig*, der die botanische Bestimmung zu besorgen hatte, ist wegen seiner sorgfältigen Bearbeitung zu rühmen. Doch möchten gerade in botanischer Rücksicht noch am ehesten Blössen entdeckt werden. In der voran geschickten Terminologie findet Rec. einige auffallende Fehler: z. B. verwechselt Hr. *R. wollig* und *filzig*: er unterscheidet *oval* von *elliptisch*, welches doch einerley ist. Von *eyförmig* (*ovatum*) giebt er keine genügende Erklärung, die er in *Willdenow's* Anfangsgründen besser hätte finden können. Was die Kupfer selbst betrifft: so ist Nr. I. die *Centifolie* zwar recht gut gearbeitet, und besonders sticht das glänzende Grün der Blätter, gegen das matte Grün der *Monatsrose* Nr. VIII. sehr gut ab. Allein, um die Unterschiede dieser beiden leicht zu verwechselnden Arten noch mehr ins Licht zu setzen, hätte doch die untere Fläche der Blätter genauer gezeichnet werden müssen, damit man die Härchen auf den Nerven der Centifolien-Blätter und die Zotten-Haare auf der Unterfläche der Blätter der Monatsrose hätte sehen können. Die letztere (Nr. VIII.) ist überhaupt sehr flüchtig gezeichnet: die Blattstiele, Blüthenstiele, Kelche und Fruchtknoten sind ganz glatt, da alle diese Theile wenigstens mit gestielten Drüsen und die Blattstiele oft mit weichen Stacheln besetzt sind, welche bey der Centifolie gewöhnlich an den Blattstielen vermisst werden. Bey Hn. R's. Beschreibung dieser beiden Arten bemerken wir, dass die Blätter der Centifolie nicht eyförmig (*ovata*) sondern rundlich, oval, sind. Richtig ist es, wenn er dem Blattstiele Stacheln giebt, die aber die Zeichnung nicht ausdrückt, und auf die Unterscheidungs-Kennzeichen von der Centifolie macht er auch nicht aufmerksam, nur dass er der Monatsrose schmalere Blätter giebt, als der Centifolie. Nr. II. *Die gelbe Rose* (*Rosa lutea*, hier *cerea* genannt.) An der Zeichnung ist auszusetzen, dass die rothen Punkte, die die Drüsen der Kelchblätter vorstellen sollen, auch über den Fruchtknoten, ja sogar über den Blumenstiel weggehn, welche letztere Theile doch vollkommen glatt sind. Ferner sind die Blattstiele ganz glatt gezeichnet, da sie doch hier und da einen feinen Stachel haben. Die Unterfläche der Blätter, die gewöhnlich mit Drüsen besetzt ist, ist gar nicht angegeben. Die doppelt gesägten Ränder der Blätter fehlen; sie sind hier nur einfach gesägt; die Form der Blätter selbst ist zu schmal; sie sind eigentlich rundlich eyförmig. Die Beschreibung ist zu kurz, und besonders fehlt die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blume, wodurch sich diese Art, mit ihrer Abart, der Sammtrose, so sehr auszeichnet. Nr. III. Die *Mayrose* (*Rosa cinnamomea* hier *maialis*). Die Zeichnung ist, im Ganzen genommen, richtig. Nur hätten die feinen Haare und kurzen Stacheln des Hauptblattstiels ausgedrückt werden müssen. Die Beschreibung ist untadelhaft: nur bemerkt Hr. R. dass das Vaterland dieser Rose unbekannt sey, da sie doch in Deutschland wild wächst. Nr. IV. Die *Burgunder-Rose*. Der systematische Name *R. parvifolia Ehrh.* hätte doch angegeben werden müssen. *Guillemeau* hält sie fälschlich für die *R. pumila*, welche letztere sich doch durch borstige Fruchtknoten sehr wesentlich unterscheidet. Die vorliegende Zeichnung ist unstreitig eine der mittelmäsigsten, und stellt keine der wesentlichen Bestimmungen dar, weder die drüsigen Blumenstiele, noch die feinen Stacheln an den Blattstielen und den Aesten, noch die Zottenhaare auf der Unterfläche der Blätter, noch die runzliche Beschaffenheit der letztern, worauf auch Hr. R in der Beschreibung nicht einmal Rücksicht nimmt. Dagegen führt er, gegen alle Gesetze der Wissenschaft, die Carminfarbe der Blume, als wesentliches Kennzeichen an. Nr. V. Die *Sammtrose*, hier die feuerfarbene genannt. (*Rosa lutea β. bicolor.*) Die Zeichnung ist, bis auf die Blätter, die verfehlt sind, richtig; besonders ist der Ueberzug der Kelchblätter richtig begränzt und besser dargestellt, wie bey Nr. II. In der Beschreibung fehlt ebenfalls die Angabe des Wanzen-Geruchs der Blumen. Nr. VI. Die *Moosrose*. Die Zeichnung der klebrigen gestielten Drüsen, deren Stiele vielfach getheilt sind, ist nicht sorgfältig genug. Auf dem einen Blatt ist auch der Rost (*Accidium rosarum*) illuminirt, welches wohl hätte wegbleiben können. Dass die Moosrose, wie Hr. *R.* sagt, auf den Alpen einheimisch ist, hätte erwiesen werden müssen. Rec. weiss von dem Vaterlande dieser Art nichts, und glaubt, dass sie erst durch die Cultur entstanden ist. Nr. VII. Die *glänzende Rose* (*R. lucida*) Hr. *R.* sagt: Einige nennen sie *R. pimpinellifolia*. Allein die letztere hat glatte Fruchtknoten, welche bey dieser Art borstig sind; auch sind die Blätter hier viel schmaler und lanzetförmig, bey der *R. pimpinellifolia* aber zugerundet. An der Zeichnung ist nichts auszusetzen; auch

auch die Farben find gut aufgetragen. Das Vaterland, fagt Hr. R., fey ungewifs: es ift aber Penfylvanien und Kanada. Nr. IX. *Rofa fpinofiffima*, heifst hier *R. pimpinellifolia*. Diefe Verwechfelung fällt fogleich durch den erften Anblick der Zeichnung auf. *Rofa pimpinellifolia* nämlich hat blafsrothe Blumen, die hier weifs find, und bey weitem nicht fo häufig gedrängte ungleiche Stacheln am Stamm und den Aeften, wie die *R. fpinofiffima*. In der Befchreibung kommen mehrere Fehler vor: Hr. R. fagt: die Blätter feyn *fubrotunda;* in der Zeichnung aber find fie ganz richtig eyförmig und etwas lanzetförmig. Er fagt, die Blumenftiele feyn glatt: fie find aber borftig. Nr. X. *Rofa rubiginofa*, die *Weinrofe*, heifst hier *R. Eglanteria rubra*. Die Zeichnung ift gut: nur dafs die Blattftiele keine Stacheln haben, und dafs der Unterfläche der Blätter die klebrigen Drüfen fehlen. Die Befchreibung ift gut, aus *Willdenows* Baumzucht entlehnt.

Nürnberg, in d. Rafpifchen Buchh.: *Allgemeines botanifches Repertorium*, zum gemeinnützigen Gebrauch für jeden Kenner und Liebhaber diefer intereffanten Wiffenfchaft, von *Friedr. Ludw. Langftedt*, der Weltweish. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen. *Erfter Band.* A—F. 1801. 768 S. 8. (2 Rthlr.)

Eine möglichft vollftändige Sammlung der Synonymieen, genaue Angabe der Etymologie der Kunftausdrücke und Pflanzen-Namen, kurze Anführung der beften Befchreibung und Abbildung der Pflanzen, nebft der Auseinanderfetzung des medicinifchen, ökonomifchen und technifchen Gebrauchs; das war es, was Rec. in diefem Werke vermuthete, und vermöge diefer vorgefafsten Idee glaubte er ein nützliches Buch zu bekommen. Aber dafür hat Hr. *L.* ein elendes, geiftlofes Machwerk, ohne Sachkenntnifs und ohne Beurtheilung zufammen gefchrieben, und faft allein aus *Nemnichs* Lexikon, aus *Beckmanns* und einigen andern Arbeiten alles zufammen gerafft, was ihm eben in den Wurf kam. Der Liebhaber der Botanik wird diefes Buch nicht brauchbarer finden, als der Kenner; denn kein einziger Artikel ift mit Verftand ausgearbeitet. Nirgends find die Synonymieen beygebracht, felten das Vaterland angegeben, überall kommen grobe Verftöfse gegen Botanik und Sprachkenntnifs vor. Rec. hebt blofs wenige Artikel aus, wie fie ihm eben aufftofsen. *Aconitum Lycoctenum* foll blau blühen. Wer weifs nicht, dafs es gelbe Blumen hat? *Adiantum lunulatum* foll in Nordamerika fo häufig wachfen, dafs die Kaufleute ihre Waaren damit einpacken. Diefes Farrenkraut wächft aber in Bengalen, wo es auch nur felten vorkommt. Von *Aefchynomene* werden exotifche Benennungen angeführt, ohne zu fagen, in welcher Sprache. *Ambelonia auda Aubl.* wird unter diefem Namen aufgeführt, ohne zu fagen, dafs fie jetzt *Willughbeya* heifst. *Anaftomofes* follen Pflanzen feyn, die mit ihren Spitzen zufammen laufen. (Wie unverftändig!) Es ift von den Gefäfsbündeln oder Rippen der Blätter die Rede. *Ancifrum* foll Widerhaken am Kelche haben; fie fitzen aber am Saamen. *Anthericum calyculatum* wird allein unter diefem Namen aufgeführt, da es doch jetzt *Helonias borealis*, fonft auch *Tofieldia*, *Scheuchzeria*, *Heriteria* und *Phalangium* genannt wurde. Bey *Caryophyllus aromaticus* fehlt auch der fyftematifche Name *Eugenia caryophyllata*. Bey Cauda find alle gleichbedeutende Wörter aus *Nemnich* abgefchrieben, aber mit keiner Sylbe erklärt, was man in der Botanik darunter verfteht. Bey *Croton lacciferum* heifst es: nach Einigen foll der Baum felbft das Gummi-Lack ausfchwitzen, nach andern find es die Excremente der rothen Ameifen, und dabey wird der Artikel *Coccus* citirt, der gar nicht in diefem Buche vorkommt. Man fieht, der Vf. fchrieb gedankenlos diefen Artikel aus irgend einem andern Wörterbuch aus, ohne fich um *Kerrs* (*Philof. transact. T.* 1781.) und *Sprengels* (*antiqu. botan.* p. 86. fq.) Unterfuchungen über die *Lacca* zu bekümmern. Bey *Coumarouna odorata Aublet.* erfährt man nichts davon, dafs diefer Baum die bekannten Tonca-Bohnen tragt, und dafs es *Dipteryx odorata Schreb.* ift. Bey *Datifca cannabina* fteht kein Wort von ihren medicinifchen Kräften. Unter *Evea guianenfes* wird von der *Hevea* gefprochen, ohne zu bemerken, dafs diefer Baum vorzüglich das Federharz liefert. *Epiftomium* überfetzt der Vf. durch den Deckel auf den Antheren der Moofe. Er weifs alfo nicht, dafs, was Linné bey den Moofen Antheren nannte, die *Fruchtkapfel ift*. Doch Rec. wird müde, Beweife von der *Unwiffenheit* des Verfaffers und von der *Unbrauchbarkeit* diefes Werkes zu geben.

Leipzig, in d. von Kleefeld. Buchh.: *Oekonomifch-botanifche Befchreibung der verfchiedenen und vorzüglichen Arten, Ab- und Spielarten der Rofen*, zu näherer Berichtigung derfelben, für Liebhaber von Luftanlagen und Gärten, von D. C. G. *Röffig*, Prof. in Leipzig. *Zweyter Theil.* Nebft Nachträgen zu dem erften Theile. 1803. 246 S. 8. (18 gr.)

Die genaue Beftimmung der Rofen hat fo grofse und zum Theil noch gröfsere Schwierigkeiten als die Auseinanderfetzung derer Gattungen, wovon mehrere Arten cultivirt werden. „*Cultura, tot varietatum mater, optima quoque varietatum examinatrix eft*" fagt Linné, aber er fetzt auch gleich hinzu: „*Varietates diverfas fub fua fpecie colligere, non minoris eft, quam fpecies fub fuo genere collocare.*" Das Verdienft einer folchen Unterordnung der durch Cultur entftandenen Spielarten unter die wefentlich verfchiedenen Arten ift um fo gröfser, je auffallender dem ungeübten Auge die Abweichungen der Formen (befonders bey den Rofen) erfcheinen. Aber von der Gröfse eines folchen Verdienftes fcheint der Vf. diefer *Rhodologie* keine Begriffe zu haben. Nicht allein fehlte er darin, dafs er die Bearbeitung diefer Monographie anfing, ehe er das ganze Feld überfah, welches er durchzumuftern fich vornahm; daher unaufhörliche Nachträge und Nach-

Nachträge zu Nachträgen nothwendig werden; sondern er stellt auch ohne alle Ordnung eine Varietät nach der andern hin, uneingedenk des Linné'schen Ausspruches: „*Varietates levissimas non curat botanicus.*“ Rec. muss frey bekennen, dass durch diese Monographie noch mehr Verwirrung in die Rosen-Historie gebracht zu werden scheint, als vorher darin herrschte. Beweise von dieser Behauptung braucht man gar nicht ängstlich zu suchen. Die Rose von Meaux, die Burgunder und Champagner Rose werden an verschiedenen Orten aufgeführt; da sie doch alle zur *Rosa parvifolia Ehrh.* gehören. Ganz richtig ist die Idee des Vfs., durch genauere Unterscheidung der Formen des Fruchtknotens die Arten und Abarten der Rosen selbst sorgfältiger zu bestimmen. Aber Rec. sieht aus dem Detail selbst, dass es dem Vf. an deutlichen Begriffen hierüber fehlt. Ohne irgend ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, unterscheidet er den ovalen von dem eyförmigen, diesen von dem halbkugelichten Fruchtknoten, und nun noch die Rieben- (Rüben-) Form von der Birn- und Kugelform. Wie die Unterabtheilung, der eingeschnittenen und uneingeschnittenen Blumendecke zu verstehen und anzuwenden sey, sieht Rec. nicht wohl ein. In der Literatur der Rosen kommen auch die Schriften über die Rose von Jericho vor, welches bekanntlich ein Sommergewächs, *Anastatica hierochuntica*, ist. Zum Ueberdruss des Lesers werden eine Menge Floren angeführt, worin kaum die Rede von genauerer Bestimmung der Rosen ist. Auch steht hier eine „*Flora Pannoniae a Comite Wallensteinio edita.*“ Wahrscheinlich sind die *Waldstein'-Kitaibel'schen* Beschreibungen und Abbildungen hungarischer Pflanzen gemeynt. Rosen-Archäologie. Von den Feinden der Rosen, besonders von den Insekten, die hier nach systematischer Ordnung angegeben sind, und endlich die Ordnung der von *Laurence* gelieferten Rosen-Gemälde.

Leipzig, b. Supprian: *Handbuch der Pflanzenkenntniss*, für Oekonomen, Gartenliebhaber, Forstleute, Manufakturisten und Apotheker, zur leichtern und vortheilhaftern Betreibung ihrer verschiedenen Geschäfte, von *F. C. Berger.* 1801. 446 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dem Vf. fehlt es an allen erfoderlichen Kenntnissen und Talenten, um ein guter populärer Schriftsteller über die Botanik zu seyn. Die erste Foderung, welche man an jeden machen kann, der es unternimmt, eine Wissenschaft gemeinfasslich vorzutragen, muss doch wohl die seyn, dass er die Wissenschaft selbst kenne und dass er beträchtliche Fortschritte in derselben gemacht habe; aber auch diese erste Foderung bleibt bey dem Verfasser unbefriedigt. Gedankenlos hat er das Meiste aus verlegenen Büchern oder aus Collegien Heften zusammen gestoppelt, und diess unverdaute Zeug in der gemeinsten Sprache vorgetragen. Zuerst handelt er *von den Bestandtheilen der Pflanzen.* Da erfahren wir, dass das [illegible] Laugensalz aus Kalkerde, Phlogiston und Feuermaterie, das mineralische Laugensalz aus Bittererde, Phlogiston und Feuermaterie; dass das ätherische Oel, mit Brennbarem stark beladen, den Zucker bilde; dass in hundert Pfunden *grünen frischen* Pflanzen sich ungefähr 12 bis 13 Pfund fettes ausgepresstes Oel befinden; dass eben dieses fette Oel mit Säuern und Erde verbunden, Gummi bilde, Harze liefere theils die Natur, theils die Kunst. Die Wege der Natur seyn: a) die Gährung; b) die Extraction mit Oel oder Weingeist; c) heftiges Kochen mit Wasser; d) das Aussieden des frisch ausgepressten Saftes. Das sind nur einige Proben der phytochemischen Kenntnisse des Vfs. Rec. versichert, dass jede Periode von solchen Schnitzern Beweise liefert. Nun folgt eine Art von Terminologie, aber so erbärmlich, dass man nicht weiss, ob man der Thorheit des Vfs., in einem ihm ganz fremden Fache Schriftsteller seyn zu wollen, lachen oder ihn bemitleiden soll. „Ranken, *cirrhi*, sind schnurförmige Bänder zur Haltung schwacher Gewächse an fremden Körpern.“ — „Die Blätter sind, wie Wurzel und Stamm, aus Oberhaut, Rinde, holziger Substanz und Mark zusammen gesetzt. Das Mark liegt zwischen einem holzigen Netze, das auf beiden Seiten mit einer rindenähnlichen Haut, dem *Cutikel*, überzogen ist, die aus einem saubern Netze von Gefässen und feinen Drüsen besteht, und von dem sehr zarten Oberhäutchen, das zu äusserst die Blätter überzieht, verschieden ist.“ Den Zweck des Honigsafts in den Blüthen kennt der Vf. nicht. Die „flügelartigen, haarichten Ansätze“ der Saamen nennt der Vf. *cornula*; diess Wort ist Rec. nie vorgekommen.

Hierauf handelt der Vf. von den zum Nutzen des Menschen und der Thiere anzuwendenden Gewächsen, namentlich von Getraide-Arten, Küchen-Gewächsen, Futterkräutern, Manufactur- Arzneypflanzen, Garten-Blumen, Obstbäumen, Forsthölzern und Gesträuchen, alles ohne Kenntniss, Ordnung und Verstand zusammen gerafft. *Lathyrus odoratus, pratensis, sylvestris* und *latifolius* stehen unter den Getraide-Arten. Die ganze Anleitung zur Cultur gehörte gar nicht in ein Handbuch der Pflanzen-Kenntniss, aber der Vf. hat sie treulich aus ökonomischen Büchern abgeschrieben.

Wien, b. Schalbacher: *Fern. Bern. Vietz — icones plantarum medico-oeconomico-technologicarum cum earum fructus usus que descriptione.* Vol. II. — *Ferdin. Bern. Vietz, Abbildungen aller medicinisch-ökonomisch-technologischen Gewächse*, sammt der *Beschreibung ihres Nutzens und Gebrauches. Zweyter Band.* (Ohne Jahrzahl.) 64 S. 4. (20 Rthlr.)

Dieser Band enthält Taf. 111—222. doch fehlen drey Tafeln, nämlich 142, für *Juniperus lycia*, 171. für *Veratrum luteum* und 180. für *Pterocarpus santalinus* bestimmt. Der Vf. entschuldigt sich deswegen in einem beygelegten Blatte, dass er keine Abbildungen der genannten Gewächse habe auftreiben können; von *Juniperus lycia* hätte er sie indess aus *Lobelii icon.* 221. entlehnen können. Im Ganzen kann man über die-

diese Kupfer kein günstiges Urtheil fällen. Sie sind gröſstentheils, und oft schlecht, copirt, grob gearbeitet, schlecht colorirt, und nicht wissenschaftlich, zur Unterscheidung der wesentlichen Merkmale, eingerichtet. Die Anordnung ist alphabetisch, und zwar nach den in den Officinen gebräuchlichen Namen, welches sehr unbequem ist. Die beygefügte lateinische und deutsche Beschreibung ist aus den gewöhnlichen Handbüchern zusammen getragen. Rec. will einige Tafeln näher durchgehen. Taf. 111. *Rumex acutus*, aus dem *Blackwell*, doch die Blüthen etwas vergröſsert, *sieben* Antheren: nichts von dem gezähnten Rande der Kelchblätter. Taf. 114. a. *Laurus nobilis*. Die Blätter schlecht: die Nektarien an den Staubfäden grob und unrichtig. Taf. 120. *Glycyrrhiza glabra*. Der Gattungs-Charakter im Kelche fehlt völlig. Taf. 121. *Myristica officinalis;* aus *Usteri's* Magaz. St. 6. Taf. 136. *Cynomorium coccineum*, bey weitem nicht so gut, wie *Micheli's* Darstellung. Taf. 138. *Aconitum Napellus*, schlecht colorirt, ohne Unterscheidungs-Merkmale von *A. Cammarum*, *neomontanum* und *tauricum*. Taf. 166. *Rosa centifolia:* die Rippen der Blätter viel zu roth. Taf. 174. *Orchis Moria:* erbärmlich: die Zeichnung ist eine aus dem sechszehnten Jahrhundert. Taf. 209. *Astragalus Tragacantha*. Es ist nicht möglich zu errathen, was hier für eine Pflanze abgebildet ist; auf keinen Fall aber ist es der Traganth. Manche, aber nur wenige Abbildungen, sind besser: z. B. Taf. 203. *Tamarindus indica*. Taf. 221. *Magnolia glauca;* auch Taf. 160. *Anthemis Pyrethrum*.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Hortus Herrenhusanus*, seu plantae rariores, quae in horto regio Herrenhusano prope Hannoveram coluntur, auctore *Jo. Christoph. Wendland*. Fasc. 2—4. 1799—1801. tab. VII—XXIV. Fol. max. (7 Rthlr. 12 gr.)

Musterhafte Abbildungen und genaue Beschreibungen seltener exotischer Gewächse zeichnen auch diese Fortsetzung so sehr zu ihrem Vortheil aus, daſs wir sie den besten neuern Kupferwerken an die Seite setzen können. Ganz neue Arten sind: 1) *Pultenaea retorta* Taf. 9. 2) *Pelargonium alternans* Taf. 10. 3) *Achyronia villosa* Taf. 12. Die mit den Borbonien verwandte, neue Gattung *Achyronia* hat der Vf. schon in seinen *observ. botan.* p. 40. beschrieben; so wie auch 4) *Billarderia canariensis* Taf. 15. 5) *Wendlandia populifolia Willd.* von dem Vf. in seinen *observ. bot.* p. 38. als *Androphylax scandens* aufgeführt. Die hier abgebildeten, schon bekannten Arten sind: 1) *Protea torta* Taf. 7. 2) *Protea mellifera* Taf. 13. 3) *Protea imbricata* Taf. 14. 4) *Protea pallens* Taf. 19. 5) *Protea conifera* Taf. 20. 6) *Pultenaea daphnoides* Taf. 17. 7) *Mimosa linearis* Taf. 18. (Der *Mimosa angustifolia hort. Schönbrunn.* tab. 301. sehr ähnlich.) 8) *Banksia dentata* Taf. 8. 9) *Hibiscus speciosus* Taf. 11. 10) *Solanum Vespertilio* Taf. 21. 11) *Asparagus retrofractus* Taf. 22. 12) *Rosa bracteata* Taf. 23. 13) *Hibiscus incanus* Taf. 24. Einzelne Unvollkommenheiten in der Zeichnung und Ausführung könnte man zwar hier und da finden, z. B. daſs Taf. 19. die Blätter der *Protea pallens* mit ihrer bräunlichen Knorpelspitze nicht ganz richtig gezeichnet und illuminirt sind, daſs Taf. 8. die Unterfläche der Blätter der *Banksia dentata* nicht weiſs genug sind; aber diese Kleinigkeiten verringern den Werth der vortrefflichen Arbeit auf keine Weise.

SCHÖNE KÜNSTE.

Freyberg, im Verlage d. Craz. Buchh.: *Neues Zeichen und Stickerbuch, mit sechszehen Kupfertafeln*, (eigentlich acht colorirte und eben dieselben wieder in bloſsen Umrissen) *enthaltend nach der Natur ausgemalte Blumen und Früchte*, gezeichnet von *Lück*. Dritte Sammlung. 1801. gr. 4. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die Umrisse sind zart; an den ausgemalten *Blättern* bemerkt man, so wie in den von uns zu seiner Zeit angezeigten frühern Heften oder Sammlungen dieses Werks, eine leichte geübte Hand und schöne helle Farben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Leipzig*, b. Langhof: *De Philosophiae studio scholarum doctoribus perquam utili.* Oratio solennis, quam pro munere docendi in Gymnasio Lubecensi rite impetrando iussu magnificorum scholae illustris praefectorum publice habuit *Henricus Kunhardt*, Philos. Doct. Gymnas. Conrect. Bibliothecae publ. Praef. 30 S. 8. (4 gr.) Die Vortheile des Studiums der Philosophie sowohl überhaupt als einzelner Disciplinen für Schullehrer, in so fern es ihnen Mittel an die Hand giebt, den Charakter und die Fähigkeiten ihrer Lehrlinge kennen zu lernen, ihre moralische und religiöse Denkart zu bilden, ihre moralische Erkenntniſs fest zu gründen, gegen die Zweifelsucht, den Unglauben und den Leichtsinn des Zeitalters zu befestigen, ihren Verstand auf mannigfaltige Weise zu üben; endlich auch in wie fern Lehrer bey Erklärung der Werke alter Dichter und Philosophen von philosophischen Kenntnissen unterstützt werden müssen, diese und mehrere Vortheile werden in dieser Antrittsrede nur kurz aber zweckmäſsig geschildert. Ein ächt philosophischer Geist, ein gebildeter Geschmack, und Sinn für das Praktische, zeichnen diese Rede auch ohne rednerische Begeisterung, welche der Stoff nicht zulieſs, aus, und erwecken die günstigsten Erwartungen von dem glücklichen Erfolge seines Lehramtes.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 8. Junius 1803.

ERDBESCHREIBUNG.

BRAUNSCHWEIG, in Comm. b. Culemann: *Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg*, von *G. Hassel* u. *K. Bege. Erster Band*, welcher die Statistik der beiden Fürstenthümer und die Topographie des Wolfenbüttelschen Bezirks enthält. 1802. XXVII u. 532 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Die vieljährigen Sammlungen des verstorbenen Hn. Consistorial-Raths *Hassel* in Wolfenbüttel aus beglaubten schriftlichen und mündlichen Nachrichten gaben den beiden Verfassern dieses unstreitig schätzbaren Werks, von denen der erste dessen Sohn ist, die Veranlassung, mit Zuziehung mehrerer handschriftlichen sowohl als gedruckter Nachrichten eine vollständige Topographie und Statistik der beiden Fürstenthümer, die uns bisher fehlte, zu schreiben. Sie theilten Beschreibungen der einzelnen Ortschaften den Superintendenten, und durch diese den Predigern mit, um nach ihrer planmäsigen Vorschrift durch sie die Lücken zu füllen, und das fehlerhafte verbessern zu lassen. Diese so berichtigte und ergänzte Arbeiten schickten sie abermals an verschiedne Obrigkeiten, und andre sachkundige Männer, und fanden fast überall Bereitwilligkeit und Beförderung ihres mühsamen Unternehmens. Dass auf solche Art ein sehr vollständiges Werk geliefert werden konnte, wenn damit von den Vf. eine sorgfältige Prüfung und geschickte Zusammenstellung der Materialien überall beobachtet wurde, leidet keinen Zweifel. Rec. glaubt aber, dass der vielen Unterstützung und des angewandten Fleisses ungeachtet, vieles ihrer Aufmerksamkeit entgangen, dass überhaupt die letzte Feile nicht angewandt sey, und dass besonders die lebhafte Einbildungskraft des Vfs. der Einleitung und Statistik oft zu rasche Urtheile und Behauptungen, die eine grosse Einschränkung verdienen, veranlasst habe. Gleichwohl hebt diess die grosse Brauchbarkeit dieses Buchs nicht auf, und man kann immer behaupten, dass wir nur von wenig Ländern eine so vollständige Topographie und Statistik haben, wenn anders der zweyte Band diesem ersten an Reichthum der Materialien nicht nachsteht, welches man aber wohl nicht zu befürchten hat.

In diesem ersten Bande begreift der erste Theil die Statistik beider Fürstenthümer in drey Abschnitten, davon der erste unter dem Titel: „*Chorographisch-statistische Ansicht der beiden Fürstenthümer*" aus sechs Unterabtheilungen besteht: Bestandtheile und Grenzen, Flächeninhalt, Lage und Boden, Klima, Gebirge und Waldungen, Gewässer. Der Flächen-Inhalt ist theils nach der grossen noch nicht bekannt gemachten, auch nicht graduirten Karte des verstorbenen Obristlieutenants Gerlach, deren Vollständigkeit man aus dem 1772 herausgegebenen Plan des Amts Calvörde schon erkennen kann, so, wie solche der Professor Leiste berechnet, theils nach den eigenen Angaben des sel. Gerlach, der solche aus den Rissen und einzelnen Berechnungen der Feldmesser nehmen konnte, und selbst bey der Landesvermessung angestellt war, bestimmt, nach Leiste nämlich 70 [illegible], und nach Gerlach 71 Quadrat-Meilen oder 1,581000 Morgen. Davon rechnet er für das Fürstenthum Wolfenbüttel und das Amt Thedinghausen 62 [illegible] Qu. M., oder 1,400000 Morgen, und für das Fürstenthum Blankenburg und Stiftsamt Walkenried 8 [illegible] Qu. Meilen, oder 181000 Morgen. Die Länge einer Meile nimmt er zu 23629 Rheinl. Fuss, den Morgen aber zu 120 Qu. Ruthen, die Wurzel oder Seite einer Quadrat-Ruthe 16 Braunschweigische Werkfuss, und das Verhältniss eines solchen Werkfusses zum Pariser königl. Fuss, wie 1265 : 1440 an. Da er nun 22041 Braunschweigische Morgen auf eine Qu. Meile rechnet: so wären jene 1400000 Morgen noch etwas über 63 [illegible] Qu. Meilen und die 181000 Morgen etwas über 8 [illegible] Qu. Meilen, also der ganze Flächen Inhalt 71 [illegible] Qu. Meilen. Allein die runden Zahlen von Morgen, darin alles angegeben ist, machen die ganze Gerlachische Angabe etwas verdächtig. Auch wird man in folgenden Angaben schon bemerken, dass man es hiebey sogar genau nicht genommen hat. Es werden nämlich von diesen 1,581000 Morgen für das Acker- und Gartenland 542000, für Wiesen, Weiden und Aenger 446000, für Holzungen 496000, (es sind nur, wie in der Folge bemerkt wird, 495196 Morgen) und für den Raum der Städte, Dörfer, Wege, Flüsse, Teiche, und unurbarer Plätze 97000 Br. Morgen gerechnet, lauter runde Zahlen, die unmöglich genau seyn können.

Bey der Beschreibung des Bodens, nach seiner Lage, Gestalt und Beschaffenheit ist es auffallend, dass der grosse zu 18000 Morgen angegebene Lehrerwald im Amte Kampen unter die Moore gerechnet wird, die reichhaltig an Torf sind. Es ist ein grosser Streitplatz für mehrere Dörfer, der hin und wieder nasse Gründe hat, welche Torf enthalten mögen. Auch das ist nicht eigentlich zu nehmen, dass von hier an in einer Strecke zwischen Helmstädt und grossen Steinum bis in die alte Mark hinein auf den meisten Sandhügeln dieser Gegend ungeheure Granitblöcke oft in regelmässiger Ordnung aufgethürmt sind. Gro-

sse granitartige Feldsteine findet man hier, wie anderwärts, und einige mögen wohl im Alterthum über Begräbnisplatze zusammengewälzt, und über einander gelegt seyn, wie diess wahrscheinlich bey den über einander gelegten grosen Steinen auf dem Corneliusberg vor Helmstädt der Fall ist. Für merkwürdige Naturspiele kann man diess wenigstens nicht halten.

Die Höhe des Brockens ist nach Rosenthal und Erxleben angegeben. Woher aber kommt der höchst unrichtige Zusatz, dass die oberste Kuppe an 6000 rheinl. Fuss über die Meeresfläche erhoben sey? Der 2te Abschnitt handelt von Bevölkerung, Abstammung, Körperbau, Charakter etc., Sprache, Religion, Standes-Klassen. Die Zahl der Einwohner ist aus den Zahlungslisten von 1760, 1788, 1793 und 1799 genommen. In dem letzten Jahre betrug sie mit Inbegriff des Militars und Kommunion-Harzes 200164 Menschen. Im Jahre 1793 war sie ohne das Militar und den Kommunion-Harz 191713, mit denselben aber 194545 Menschen. Im J. 1793 lebten in den Städten 54720 und auf dem Lande 136983 Menschen. Das ganze Land enthält überhaupt 12 Städte, 12 Flecken, 434 Dörfer und Weiler, 18 Stifter und Klöster, 38 Aemter, 7 fürstliche, 5 Kloster- und 49 Adliche Gerichte, und 25560 Feuerstellen, wovon 6814 in den Städten befindlich waren.

Die Charakteristik der Einwohner hätte füglich wegbleiben können. Von der plattdeutschen Sprache wird gesagt, dass sie seit 1532 aus den Gerichten, aus den Kirchen aber seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts, und aus den Städten erst seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts verdrängt worden sey. Das letzte möchten wir doch nicht behaupten.

Unter der Aufschrift Religion findet man eine kurze Geschichte der Reformation und des Kirchen-Regiments, der Consistorien, General- und Special-Superintendenturen, Kirchen, Pfarrer etc. In den 12 Städten sind 26, auf dem flachen Lande aber 373 Kirchen und Kapellen, und bey jenen 41, bey diesen aber 197 Prediger, ohne Adjuncten, Collaboratoren und Prädicanten. Ueber 100 Ortschaften haben keine Kirchen und Kapellen, und 79 keine Schulen. Das baare Kapital aller Kirchen im Fürstenthum Wolfenbüttel betrug im J. 1800, 210000 Rhlr. Die Einkünfte aller Pfarren schätzte man 130,000 und die der sämmtlichen Schulen 36000 Rthlr.

Der 3te Abschnitt von den Producten, der Landwirthschaft, und Forst-Cultur, dem Bergbau, den Fabriken, Messen, Exporten und Importen, Handel, Maass, Gewicht und Münzen giebt uns einen hohen Begriff von den Reichthümern des Landes, und dem Wohlstande seiner Einwohner.

Bey Aufzählung der Produkte aus allen drey Reichen der Natur, besonders des Getraides, des Holzes und der vorzüglichsten Mineralien sind auch die Gegenden angewiesen, wo sie vorzüglich gewonnen werden. Man wird mit dieser ganzen Darstellung zufrieden seyn; und wem es ja auffallend seyn sollte, wenn er einmal sagt, der Bär und das Elend sey schon seit Jahrtausenden aus den Wildnissen verjagt, der wolle doch bedenken, wie häufig man in unsern Zeiten besonders bey Berechnung des Weltalters, Jahrtausende statt Jahrhunderte, ja wohl gar halbe Jahre, wie bey den Lava Schichten des Aetna, gebraucht findet. Von dem Flor der Landwirthschaft, und der Güte des Bodens mag folgendes zur Probe dienen. In der Gegend um Wolfenbüttel galt 1798 ein Halbspännerhof, völlig Last tragend 8200 Rthl., und 1796 ein Korhhof mit 12 Morgen Land 1400 Rthl., und in mehreren Aemtern des nördlichen Theils des Fürstenthums Wolfenbüttel giebt es auf den Dörfern Hofbesitzer, die neben ihren Grundstücken noch ein baares Vermögen von 20 bis 30,000 Rthlr. besitzen. Beide Fürstenthümer enthalten 542000 steuerbares und freyes Ackerland. Davon kommen 1) auf die Domainen und Klosterpachtungen 56340 Morgen, 2) auf die Besitzungen der Geistlichen und piorum Corporum 19710 Morgen, 3) auf die Besitzungen des Adels 42980 Morgen, 4) auf die Aecker der Städte und Bürgerschaft 27740 Morgen. 365230 Morgen betragen die Bauerländereyen, und den übrigen Raum nehmen die Frucht Obst und Hopfengarten ein.

Ungeachtet die Waldungen und Berge beynahe ⅓ des Landes bedecken, und von dessen Ackerfeldern ¼ dürftigen und undankbaren Boden haben: so kann das Land doch in Mitteljahren ohne seinen Nachtheil immer 10,000 Wispel Korn abgeben, und dabey noch für fehlschlagende Aernten einen kleinen Vorrath anhäufen. Bey Schätzung dieses Getraidewerthes kommen die Vff. auf die Vergleichung der ehemaligen und jetzigen Kornpreise, und liefern zu dem Ende die seltene völlig authentische Fruchttaxe des Braunschw. Stifts S. Blasii von 1330 bis 1630, davon wir doch einiges anführen wollen.

Nach der Blasianischen Fruchttaxe von 1330—1632 galt der Himpten

	Waizen		Rocken		Gerste		Hafer	
	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.	Ssl.	Pf.
1330	—	8½	—	7½	—	6	—	4½
1500	2	—	1	6	1	—	1	—
1545	5	—	4	—	3	—	2	6
1600	10	6	10	—	8	6	7	2½
1632	13	6	8	1½	7	6	7	1½
	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.
1633	18	—	14	—	14	—	11	—
1645	20	—	13	—	10	—	9	—
1695	22	—	18	—	14	—	9	2

Umständlich wird hier der Flachsbau, ein Hauptgegenstand der National-Industrie, der Garnhandel, Leinewand-Manufaktur, besonders im Weser-District beschrieben, und gezeigt, was für grosse Summen das Land dafür zieht. Bey einer Gattung Leinewand, die

die die Bauern in einigen Orten zu ihrer Kleidung selbst verfertigen und färben, scheint indess der Vf. nicht genau unterrichtet zu seyn. Man nennt dieses theils aus Wolle, theils aus Garn verfertigte Zeug Beilewand, und giebt ihm seine schwarzbraune Farbe in Modderkuhlen. So viel Rec. weiss, wird es in einem Kessel gefärbt, worein eine schwarze eisenhaltige Erde gethan wird.

Es würde zu viel Raum erfodert werden, wenn wir die vielen schönen statistischen Bemerkungen über andere Artikel des Gewerbes und Kunstfleisses hier anführen wollten. Das hier bemerkte wird hinreichend seyn, bey jedem, der diess Land naher kennen lernen will, die Begierde nach dem Buche selbst zu erregen. Von der Topographie des Fürstenthums Wolfenbüttel, als dem 2ten Theile dieses ersten Bandes ist hier nur der Wolfenbüttelsche District beschrieben. Ueberall, auch von den kleinsten Oertern findet man ihre Lage und Entfernung von Wolfenbüttel, Zahl der Feuerstellen, der Einwohner, Mühlen, Bache etc. häufig auch Geschichte, Gerechtsame etc bemerkt, wobey indess noch wohl manches zu berichtigen seyn möchte. So würde Rec. nicht sagen, dass das Fürstenthum Wolfenbüttel aus uralten Besitzungen des Hauses Welf Este bestande, sondern, wie auch nachher gesagt wird, aus den Allodien der Billinger, Brunonen, Supplingenberger und Nordheimer, die durch Heyrath an das Haus Welf Este gekommen sind, und aus den Gütern verschiedner Dynasten, die nach und nach mit demselben vereinigt worden. Um dergleichen kleine Flecken wegzuschaffen, wird nur nothig seyn, dass dieses Werk eine 2te Auflage, die es gewiss verdient, bald bekomme. Sachkundige werden nun viel leichter an Ort und Stelle mit dem Buche in der Hand alles genauer prüfen, und den Vff. die nöthigen Verbesserungen mittheilen konnen.

Magdeburg, b. Creutz: *Wanderung durch einen grossen Theil des Harzes und einen Theil der Grafschaften Hohenstein und Mansfeld.* 1802. XXIV u. 283 S. 8. (1 Rthlr.)

Eine sehr umständliche Beschreibung der Naturschönheiten des Harzes; denn auf andere Dinge lasst sich der Vf. wenig ein. Die Statistik ist ihm zu *kalt*, und er berührt bloss einige dahin gehorige Gegenstände in kurzen Noten. Was über die Bergwerke gesagt wird, ist nicht befriedigend für den Leser, der schon etwas davon weiss, und nicht hinlanglich für denjenigen, der ganz Neuling darin ist. So weit Rec. selbst den Harz kennt, hat er die Beschreibung des Localen ziemlich genau gefunden; nur muss man bey seinen Gemälden und Naturschonheiten sehr vieles für den Enthusiasmus des Vfs. wegrechnen. Er ist ein junger Mann, der zum ersten male in seinem Leben Berggegenden zu besuchen scheint, und bey jeder Gelegenheit in die grosse Posaune stösst, womit er dem Leser, der mehr gesehen hat, oft nicht wenig lästig wird. Seine Sprache und Bewunderung sind immer auf das höchste gespannt. Wie würde er sich ausdrücken, wenn er die schönsten Gegenden von Sachsen sähe, die weit über den Harz sind; wie, wenn er in gewisse noch schönere Striche von Süd-Deutschland käme? Und wo würde er endlich Worte und Bilder hernehmen, wenn er die Schweiz sähe, die über alles Genannte erhaben ist? Junge Leute sollten das doch überlegen und bedenken, dass sie durch ihren Enthusiasmus und ihre pomphafte Sprache den Unwissenden irre führen, denjenigen Lesern hingegen, welche wissen, dass die Herrlichkeiten des Harzes weder unter die erste, noch die zweyte Classe europäischer Naturschönheiten gehören, Ekel erregen. Auch liesse sich etwas über den Umfang des Bandchens sagen! Wie konnte der Vf. dem Leser zumuthen, 300 Seiten über seine kurze Reise und alle die Ausbrüche seines Enthusiasmus und seiner jugendlichen Freude zu lesen? Es konnte ihm doch auch nicht unbekannt seyn, dass wir noch mehrere Werke über den Harz haben. Aber der Vf. scheint sich wenig um das Publicum zu bekümmern; und sich bloss mit seiner schönen, holden, liebenswürdigen Edwina zu beschäftigen, an welche diese Briefe geschrieben sind. Diese findet man auf jeder dritten und vierten Seite; ihr sagt der Vf. so viel Schönes und Gutes vor, an sie richtet er so viele Complimente, dass er ganz und gar zu vergessen scheint, dass sein Buch auch ernsthaftern Lesern in die Hände fallen könnte. In allen diesen überflüssigen Stellen vermisst man wenigstens jugendliche Bescheidenheit, so wie in der 24 Seiten langen Vorrede, wo der Vf. gleich bey seinem ersten Ausfluge zum Lehrer und Rathgeber für künftige Reisende wird, und ihnen sagt, wie sie ihren Plan machen, wie sie sich kleiden, wie sie ihre Ausgaben einrichten, wie sie Trinkgelder geben müssen u. s. w. Uebrigens ist das Werkchen recht gut geschrieben; und, um es vollständig zu machen, giebt der Vf. auch Nachricht von mehrern Orten, die er nicht selbst gesehen hat. — Die Reise geht von Magdeburg über Ballenstedt, das Selkethal, Falkenstein, die Rosstrappe, Blankenburg, die Biels- und Baumannshohlen, Elbingerode, den Brocken, Goslar, Clausthal, Andreasberg, Nordhausen, und über Sangerhausen nach Magdeburg zurück,

Paris u. Leipzig: *Manuel portatif, ou Guide des Voyageurs de toutes les classes qui parcourent l'Allemagne* par *Jean Chr. Fick*, Lecteur de la langue Angloise à l'Université d'Erlangen. Ouvrage traduit de l'Allemand sur la troisieme Edition. 1802. 444 S. 8. Gebunden mit dem Etui. 6 Liv. (1 Rthl. 12 gr.)

Da das Original dieses Werkes „Taschenbuch für Reisende jeder Gattung durch Deutschland" in der Allg. Lit. Zeit. schon zweymal angezeigt worden ist: so haben wir es hier bloss mit der Uebersetzung zu thun. Die Franzosen dürften freylich hin und wieder Ausstellungen zu machen haben, sie ist aber doch im Ganzen weit besser als die mehresten franzö-

sischen

fischen Uebersetzungen, die von deutschen Büchern dieser Art in Deutschland erschienen sind. Eigentliche Verstöße hat Rec. nur wenige gefunden, wie z. E. das *Magazin des hardes* zu Leipzig, wodurch das von Tischlern errichtete Meublen-Magazin gemeynt seyn muss. Aber warum hat man durchaus das französische *lieue* für eine halbe deutsche Meile gebraucht? Die *lieue*, deren 25 auf den Grad gehen, ist ein sehr bestimmtes Maass und lässt sich auf deutsche Meilen nur durch Brüche reduciren. Daher ist es besser, das deutsche Wort zu gebrauchen, und der Franzose, der in Deutschland reist, kennt das *mille d'Allemagne* recht gut. — Uebrigens war diese französische Uebersetzung sehr zu wünschen, und dem Ausländer wird ein so kurzes und dabey so reichhaltiges Werkchen über Deutschland gewiss willkommen seyn.

RÖMISCHE LITERATUR.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Horazens lyrische Gedichte, in poetische Prose übersetzt*, mit einer kurzen Vertheidigung ungebundener Übersetzungen alter Dichtwerke von M. *Heinrich Kunhardt*, Conrector des Lüb. Gymnasiums. *Erster Band*, welcher die drey ersten Bücher enthält. XVI und 148 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. giebt in der Vorrede drey Gründe an, welche ihn zur Bekanntmachung dieser Probe eines prosaisch übersetzten Horaz bewogen. Der erste — oder vielmehr bey dem Vf. der letzte; allein wir erlauben uns hier der Deutlichkeit halber ein Hysteron Proteron. — ist von dem wohlfeileren Preise dieser Uebersetzung hergenommen; wogegen wir nichts zu sagen haben. Der zweyte besteht in der Hoffnung eines vielfachen Nutzens für Schulen, und hängt genau mit dem letzten zusammen. Hr. K. hält es nämlich für unläugbar gewiss, dass in ihrer Art eine prosaische Uebersetzung vollkommener als eine metrische seyn könne; ja er behauptet geradezu, dass es ein fruchtloses Unternehmen sey, alle Gesänge des venusinischen Dichters in einer mit der seinigen so grell contrastirenden Sprache metrisch nachsingen zu wollen. Rec. bekennt, dass er gegen jene *unläugbare Gewissheit* sehr viel zu sagen hätte, wenn hier der Ort wäre, weitläuftig zu entwickeln, warum ein Dichter nur metrisch, und zwar in seinem eigenthümlichen Silbenmaße übersetzt werden müsse. Am wenigsten befriedigt uns der Vf., wenn er, um seine Behauptung zu rechtfertigen, Stellen aus Ramlers oder Eschens Uebersetzungen anführt, in welchen das Hochste, aber deshalb nicht Unerreichbare, nicht erreicht worden ist, oder gar solche Stellen, welche durch bedeutende Schnitzer nichts weiter erweisen, als dass die Flüchtigkeit ihrer Verfasser Tadel verdiene. Ein solcher ist es z. B., wo Eschen das Horazische *divesne, prisco natus am Inacho — sub divo moreris*, so verdeutscht, als ob das letzte Wort von *mori* abgeleitet werde: *ob du reich — am freyen Himmel sterbest.* Solche Fehler zu vermeiden, bedarf es noch keines prosaischen Horaz. Unser Vf. hat sie freylich vermieden: ob aber seine Uebersetzung mehr, als etwa *die Ramlerische*, dazu geeignet sey, dem Schüler *ein Gefühl* des Schönen und die Ueberzeugung zu erwecken, dass auch in der deutschen Sprache die Gedanken der Alten *mit Würde und Anmuth* (Vorrede p. XVI) vorzutragen möglich sey; dieses mögen verständige Leser aus einer kurzen Probe selbst beurtheilen. Wir wählen dazu die bekannte Ode *Vile potabis modicis Sabinum Cantharis*, und glauben, zur Würdigung dieses Versuchs, nichts weiter hinzusetzen zu dürfen.

An den Mäcenas,

den er auf seinem sabinischen Landgute erwartete.

Schlechten Sabiner wirst du hier trinken, geliebter Ritter Mäcen! aus mäßigen Bechern, den ich selbst in griechische *Scherben* that, und *verpichte*, als im *Theater* so laut dein Beyfall erscholl, dass des *väterlichen Stromes* Ufer und mit ihm des vaticanischen Berges scherzender Wiederhall dein Lob zurück schallen liess. Calenern wirst du hier trinken und den ausgepressten Traubensaft des Caleners. Weder die Frucht des falernischen Weinstocks, noch der formianischen Hügel, wird in meine Pokale gemischt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig*, in d. Baumgärtner. Buchh.: *Neues Verfahren, um Baumwolle, Wolle u. s. w. mit Dampf zu bleichen.* Nebst Beschreibung der von dem französischen Bürger *O'Reilly* veranstalteten Einrichtung. Einzeln abgedruckt aus dem Magazin aller neuen Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen für Fabrikanten u. s. w. Ohne Jahreszahl, 8 S. 4. m. 1 Kpfr. (6 gr.) Die neue Art Leinwand, Wolle u. s. w. zu bleichen, welche der Bürger *O'Reilly* zuerst ausführlich beschrieben hat, ist in Deutschland schon aus mehrern theils einzeln herausgekommenen, theils in Sammlungen abgedruckten Aufsätzen so bekannt, dass sie eben keiner neuen Wiederholung bedurft hätte. Wer indessen weder das Magazin, aus dem die vor uns liegende Abhandlung entlehnt ist, noch die Uebersetzung derselben, die in Strasburg herausgekommen ist, noch die von H. *Eschenbach* herausgegebene vollständige Bleichkunst *O'Reilly's* oder das Kunstmagazin der Mechanik und technischen Chemie, besitzt, kann sich, wenn er die Methode, durch Dampf zu bleichen, kennen zu lernen wünscht, den angezeigten neuen Abdruck anschaffen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 9. Junius 1803.

GESCHICHTE.

WINTERTHUR, in d. Steiner. Buchh.: *Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung.* Gesammelt und herausgegeben von *Heinrich Zschokke. Erster Band.* 1803. 330 S. 8.

Dieser erste Band enthält: I. Ueberficht der politischen Ereignisse von Graubünden. Seit dem J. 1787 bis 1799 von B.** (*Bawier?*) II. Die Emigration der Bündner. Von dem Herausgeber. Richtig gewählt ist der Standpunkt, aus welchem der Vf. der erstern Schrift allseitig sowohl die Quellen als die Ueberschwemmungen jener Partheywuth ins Auge fasst, die Jahrhunderte lang unaufhörlich Bündens Bergthäler erschütterte. In ältern Zeiten nährten den Parthey-geist auswärtige Mächte, denen es während der italiänischen Feldzüge keineswegs gleichgültig war, auf welche Seite Bünden sich lenkte; in neuern, selbst friedlichen Zeiten nährten diesen Geist das Gold und Silber, welches theils aus den unterworfenen Provinzen, Veltlin, Cleven und Worms, theils aus den auswärtigen Kriegsdiensten, theils aus den Zollen dem Lande zufloss, und welches jede Parthey oder mächtige Familie der andern aus der Hand reissen wollte. Gleich einer Waare, kauften und verkauften die bündnerschen Beamten Recht und Gericht; um diesen Handel theils sicherer, theils vortheilhafter zu treiben, vereinigten sie sich gleichsam in Handelsgesellschaften, und sie trieben ihr Spiel mit dem Räubergeiste von Monopolisten; eben so die Befehlshaber in auswärtigen Kriegsdiensten; ausschliessend und erblich benutzten solche Dienste nur einzelne Familien, und im Lande verstärkten sie ihr Ansehen unter auswärtigem Einflusse, z. B. die Familie Salis unter französischem, die Familie Planta unter österreichischem. Die Zölle, die einzigen Staatseinkünfte von Bünden, die man noch bis in den Anfang des XVIII. Jahrhunderts für öffentliche Rechnung bezog, überliess man hernach beynahe sechzig Jahre um den sehr niedrigen Pachtzins von 12 bis 16000 Gulden der Salis-Masnerschen Familie. Im J. 1787 büsste diese Familie einen Theil ihres Gewinns ein, indem sie in den Zollpacht auch die Familie Bawier aufnehmen musste. Um eben diese Zeit beschwerte man sich über den Monopolistengeist der Salis auch von anderer Seite, von Seiten der unterwürfigen Provinzen; sie stellten den bündnerschen Oberherrn sowohl als dem Kaiser, dem Gewährleister des mayländischen Capitulats vom J. 1639, sehr dringend vor, dass diesem Capitulate zuwider sich auch reformirte Bündner im Veltline und in Cleven niederliessen; dass sie (hier waren die Salis gemeynt) mittelst ihres Ansehns und Reichthums theils die besten Güter an sich zögen, theils die Aemter gleichsam forterbten, theils ihre Zollbefreyung, als Bündner, zum Verderben der Eingebornen missbrauchten. Dagegen beriefen sich die eingesessenen reformirten Bündner auf einen geheimen Artikel des Vertrages zwischen Mayland und Bünden vom J. 1764, vermöge dessen die Familie Salis und einige andere in Betreff ihres Aufenthaltes im Veltline nicht an die Beschränkung des Capitulats gebunden seyn sollten. Durch die Anmaassung dieses Vorrechtes, durch die bloss ausschliessend erworbene Privatduldung machte sich bey der Gegenparthey die Familie Salis verdächtig, als ob es ihr weniger um Duldung überhaupt, um Humanität und Aufklärung zu thun sey, als um ausschliessenden persönlichen Vortheil. Die Mehrheit der bündnerschen Gemeinen beschloss die Zurückberufung der Reformirten aus den Provinzen.

Als die französische Revolution ausbrach, erfolgte auch von dieser Seite Untergrabung der Vorrechte der Familie Salis; bisher besass sie in Frankreich ausschliessend und erblich mehrere Compagnieen, nun aber wurden auch die bündnerschen Truppen, so wie die schweizerschen, ganz abgedankt. Bey dieser Umkehrung der Dinge neigte sich die Salisische Familie (es versteht sich, dass immer nur einzelne Mitglieder gemeynt sind,) unvermerkt von der französischen Seite auf die österreichische. Um sich auf dieser Seite Verdienst zu erwerben, hob im Julius 1793 die Parthey Salis den französischen Gesandten Semonville mitten auf neutralem Boden bey seiner Durchreise auf; um ihren Anhang im Lande zu verstärken, warf sie die Schuld von der schwäbischen Fruchtsperre auf die Gegenparthey. Zur Untersuchung theils von den Ursachen des Getreidemangels, theils von andern Landesbeschwerden traten unter tumultuarischen Bewegungen im Februar 1794 in Chur aus allen Gemeinen Abgeordnete zusammen, welche eine Standesversammlung niedersetzten, die sich aber im Augustmonate schon wieder auflösete. Im J. 1796 verbreitete sich der Schauplatz des auswärtigen Krieges von der Lombardey her bis nach der bündnerschen Gränze. Bey der allgemeinen Gefahr vereinigten sich alle Partheyen zur Niedersetzung einer Standescommission; sehr bald verlor diese Commission das Zutrauen, besonders auch in dem Veltlin. In dieser Provinz drang eine Parthey auf gänzliche Losreissung von Bündens Oberherrschaft. Auf Bitten der bündnerschen Obrigkeit, übernahm im Sommer 1797 Bonaparte, französischer Obergeneral in Mayland, das Mittleramt; sein Vorschlag ging

ging dahin: Entweder sollten die Bündner unter gleichen Rechten auch die Provinzen in ihren Bund aufnehmen, oder diese letztern sollten der neuen italiänischen Republik einverleibt werden. Auf Anstiften der Salisschen Parthey überschritt Bünden die gestattete Bedenkzeit, und nun wurden am 10. October 1797 Veltlin, Cleven und Worms der neuen cisalpinischen Republik einverleibt. In Bünden wurde ein Landtag niedergesetzt; zu Anfange des Jahrs 1798 befragte dieser die sämmtlichen Gemeinen um ihre Gesinnungen betreffend Bündens Einverleibung in die helvetische Republik; mit grosser Stimmenmehrheit erneuerten die Gemeinen den Wunsch nach solcher Einverleibung, jedoch freylich unter Vorbehalt ihrer besondern Oekonomie und Polizey. Klüglich verschob hierüber der Landtag nähere Unterhandlungen; zu Ende des Augustmonats 1798 begehrte und erhielt er die Entlassung. Kaum hatte er die Regierung an die Bundeshäupter übertragen: so beriefen diese im Anfange des Septembers nach Ilanz einen Bundestag. Unter dem Vorwande von Gränzbesetzung und auf das grundlose Gerüchte von drohendem französischen Einmarsche in Disentis, verordnete der Bundestag eine Bewaffnung von 6000 Mann, und aus eigener Willkür trat er die Landesregierung einem Kriegsrath ab. Da dieser die Gränze nur nach der französischen Seite bewachen liess: so beschwerte sich hierüber der französische Resident in Bünden, als über Verletzung der Neutralität. Mehrere, besonders Gränzgemeinen erklärten die Gränzbewachung für beleidigend und unklug, der Kriegsrath aber liess sie durch andere, ihm ergebene Gemeinen entwaffnen. Auf seine Einladung erfolgte den 19. October 1798 der österreichische Einmarsch. Nun wurde über die Anhänger der Gegenparthey von Salis ein Strafgericht niedergesetzt; kaum hatte es seine Sitzungen eröffnet, so wurden den 7. März 1799 die österreichischen Truppen von den französischen über die Gränze gejagt. Wegen Verletzung der Neutralität und Organisirung eines Landsturmes gegen die Franzosen liess der französische Feldherr 61 theils Mitglieder, theils Anhänger des Kriegsrathes gefänglich nach Frankreich führen. Die harten Bedrückungen von Seiten eines französischen Commissars in Disentis jagten den 1. May 1799 die Bauern in Harnisch; bey tausenden zogen sie auf die Franzosen los; am 14. May kehrten die Oesterreicher triumphirend wieder in Chur ein; sogleich nahmen sie 78 Bündner in Verhaft, und schickten sie gefänglich nach Inspruk.

Die *zweyte* Schrift (über die *Emigration der Bündner*) ist von dem Herausgeber selbst; sie enthält theils die bündnersche Revolutionsgeschichte, theils des Vfs. eigene Geschichte. Je reichhaltiger diese Schrift, und je häufiger sie mit episodischen Scenen verwebt ist, um so viel weniger sind wir im Stande, davon einen vollständigen Auszug zu liefern. Bevor sich der Vf. mit der Zeit- und Tagesgeschichte beschäftigt, wirft er den Blick auf die Geschichte der grauern Vorwelt. Das Volk der rhätischen Gebirge bildete sich aus verschiedenen, theils frühern und spätern, theils allseitigen Einwanderungen; noch heut zu Tage herrschen unter diesem Volke hin und wieder theils uralte, theils sonst nirgends übliche Sprachen, z. B. die romanische und die provincial-ladinische. Noch interessanter sind des Vfs. Bemerkungen theils über die *fortgeerbten* Sitten und Meynungen des Volkes, theils über *seine* Verfassung und Wirthschaft, Viehzucht und *Spedition*. Warum sieht man weit weniger Cultur in den *bündnerschen* Bergthälern, als z. B. in den Schweizerschen und Neuenburgischen? In jenen mangelt es an Menschenverkehr, Bevölkerung, Beschäftigung. Eine Ausnahme macht das Engadin. So wie in Bünden, war der Föderalismus nie und nirgends bis in die kleinsten Bezirke zerstückelt, und eben darum nirgends so anarchisch und so wenig für Ausbildung empfänglich. Sowohl in der vegetabilischen als in der animalischen Schöpfung bemerkt man in Bünden auffallenden Unterschied auf der nordwestlichen und auf der südöstlichen Seite; weit schöner, gesünder und kräftiger sind auf der erstern Seite Gewächse und Menschen. — S. 119—129. Nachrichten über die *Schulanstalten* von Haldenstein, Marschlinz, Reichenau.

II. Abschn. Neuere Revolutionsgeschichte. An der Spitze der Factionen erhoben sich mehr durch Rang als Talent die auswärtigen Minister; auf der *einen* Seite der Baron v. *Kronthal* als kaiserlicher Resident, auf der andern Seite *Comeyras*, französischer Geschäftsträger. Treffend geschildert ist der Charakter des letztern; eben so der Charakter *seines Nachfolgers*, *Florent Guiot*. Einwirkung der *helvetischen Revolution* auf die bündnersche. In Bünden blieb nur die Frage noch übrig: Wenn wir uns nicht an die Schweiz anschliessen, wie entgehen wir der österreichischen Oberherrschaft? Auf österreichische Seite neigte sich allein die Parthey Salis. Zur Schwächung ihres Einflusses schrieb der Vf. einige Flugblätter, jedoch ohne viel Erfolg. Den 29. Julius 1798 verwarf *die Mehrheit* der Gemeinen den Vorschlag zur *Einverleibung* in die helvetische Republik. Nun verbreitete die helvetisch gesinnte Parthey ein Kreisschreiben mit der Einladung an alle gleich gesinnten Gemeinen, sie sollten sich von Bünden losreissen und sich für helvetisch erklären. Ein solches revolutionäres Verfahren zog dieser Parthey von der Parthey Salis heftige Verfolgungen zu. Zahlreich flüchteten sich die helvetisch gesinnten Bündner über die Gränze; unter denselben auch der Vf. Hier schaltet dieser über die Lage und den Lauf der rhätischen Gebirge ein interessantes Fragment ein; noch ein anderes Fragment über die Frage: Hat die Minorität der Staatsbürger ein Recht gegen die Majorität; hat sie ein gegründetes Recht, Reformationen zu beginnen?

In Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, arbeitete *Zschokke* nebst *Tscharner* an partieller Einverleibung einzelner bündnerschen Gemeinen in die helvetische Republik; in Paris hingegen beschränkte sich eben so klug als bescheiden J. V. Sprecher nur auf Bemühungen zur Sicherstellung der bündnerscher Neutralität und Unabhängigkeit.

III. Ab-

III. Abschn. Traurig ist des Vfs. Schilderung von der Unbehülflichkeit der helvetischen Regierung. Während sowohl diese als die französische die Entscheidung für oder wider Bündens Einverleibung verzögerten, rief unter der Hand die Parthey Salis Oesterreich um Schutz an. Dictatorisch herrschte in Bünden ein österreichisch gesinnter Kriegsrath; am 19ten October zog er österreichische Truppen ins Land, und organisirte den Landsturm. Wenige Tage vorher begab sich der französische Geschäftsträger über die Gränze. Ganz ohne Hoffnung zu künftiger Rückkehr ins Vaterland, traten unter *Zschokke's* und *Jost's* Leitung die ausgewanderten Bündner über die Gründung einer bündnerschen Colonie in den Bergthälern von Einsiedeln mit der helvetischen Regierung in Unterhandlungen. Ueberflüssig aber wurden die Unterhandlungen, als im J. 1799 unter Massena's Anführung die Franzosen alle österreichischen Truppen aus Bünden verjagten.

So weit der Inhalt des ersten Bandes. Den Schluss machen von S. 281—330. verschiedene Anmerkungen, z. B. über die romansche und die ladinische Sprache; bündnersche Aus- und Einfuhrartikel; Urkunden über Bündens Vereinigung mit der Schweiz.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: M. *Georg Christian Raff's*, weiland ordentlichen Lehrers der Geschichte und Erdbeschreibung auf dem Lyceum zu Göttingen, *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte* für die Jugend und ihre Freunde. — Nach dem Tode des Verfassers fortgesetzt von einem Freunde desselben. *Fünfter Theil.* 1800. 552 S. *Sechster Theil.* 1803. 940 S. in zwey Abtheilungen. 8.

Auch unter dem Titel:

Abriss der neuern allgemeinen Weltgeschichte, von *Adam Christian Gaspari*, der Philosophie Doctor und Professor. *Erster* und *zweyter Theil.* (3 Rthlr. 10 gr.)

Eigentlich sollte bloss dieser zweyte Titel an der Spitze des Werks stehen, denn die beiden Bände werden auch als eigenes Buch verkauft, und die Behandlungsart ist in Rücksicht des Vortrags, und wir dürfen sagen, auch der Kenntnisse, welche *Raff* in den erstern Theilen zeigte, sehr weit verschieden. Keine Spur findet sich hier von dem kindisch tändelnden Tone, von der Redseligkeit, welche die frühere Arbeit nicht zu ihrem Vortheile auszeichnet; alles ist in einem leichten erzählenden, aber der Geschichte ziemenden, ernsthaften Stile niedergelegt. — Bey der Bestimmung des Buchs für das grössere Publicum, für Menschen aller Stände, die auf Cultur Anspruch machen, kann von kritischen Untersuchungen, von Aufklärung oder Berichtigung bisher schwankender Thatsachen aus den ersten Quellen nicht die Rede seyn; die wichtigsten grössern schon vorhandenen Werke neuerer Schriftsteller, von welchen Hr. G. einige allgemein geschätzte in der Vorrede angiebt, dienten als Führer. Das Hauptverdienst einer solchen Arbeit besteht also in der richtigen Auswahl des Merkwürdigern, in der wahren Verkettung der Begebenheiten und in der kräftigen, lichtvollen Darstellung derselben. Diese Vorzüge findet Rec. bey dem vorliegenden Werke in einem hohen Maasse. Der Vf. räsonnirt nicht häufig, aber er erzählt mit hinlänglicher Vollständigkeit, und setzt dadurch den Leser in den Stand, selbst zu urtheilen, spricht unbefangen, und mit keiner fühlbaren Partheylichkeit, selbst in den neuesten Zeiten, aber offenherzig genug, um Ungerechtigkeiten geradezu bey ihrem Namen zu nennen; und wir wüssten kein anderes Buch über die neuere Geschichte, von den Zeiten der Reformation an bis auf unsere Tage, welches wir dem Manne oder Jüngling, der ohne grössere Werke zu studieren, sich in den Thatsachen befriedigend unterrichten will, zuversichtlicher empfehlen könnten, als diese viel umfassende, mit dem sparsamsten Druck in ein kleines Volumen gebrachte Erzählung. Ein Werk ähnlichen Inhalts, wo alles in gleichem Zuge fortgeht, erlaubt weder eine Inhalts-Anzeige, noch die Auszeichnung hervorstechender Untersuchungen. Doch macht Rec. auf die gut entwickelte und unterhaltend vorgetragene Geschichte des 30jährigen Kriegs aufmerksam, wo der Vf. als lebhafter Vertheidiger Wallensteins erscheint; auf die Erzählung der Pariser Bluthochzeit etc. — Mit der zweyten Abtheilung des zweyten Theils fängt die Geschichte des 18ten Jahrhunderts an, bey welcher wir die zu grosse Sparsamkeit, welche vielleicht merkantilische Rücksichten des Verlegers hervorbrachten, tadelhaft finden. Es ist zwar kein wichtiger Vorfall übergangen, und bey jedem einzelnen die nöthige Auskunft gegeben, ohne dass der Leser nöthig hat, erst zu andern Büchern seine Zuflucht zu nehmen; aber bey den neuesten Ereignissen dürfte man eine etwas reichlichere Entwicklung der Verkettungen, der veranlassenden Ursachen erwarten, als sie hier sich findet; zumal da Hn. G's. Unpartheylichkeit und seine kurzen aber treffenden Urtheile den Leser bey dem Vortrage mit Vergnügen fest halten. Die Einleitung zu diesem zweyten Abschnitte diene als Beleg unserer Angabe von dem schlichten Vortrage, der richtigen Einsicht und Unbefangenheit des Vfs. „Die Geschichte des deutschen Reichs im achtzehnten Jahrhundert ist fast nichts anders als die Geschichte seiner grössern Stände, die demselben nur so viel einräumen, als sie wollen. Für Deutschland als einen verbundenen Staat bleibt wenig übrig. Schon seit dem Westphälischen Frieden, der den deutschen Ständen so grosse Rechte, sonderlich das dem Staatskörper so gefährliche Recht der Waffen und Bündnisse, gab oder zusicherte, konnte man deutlich merken, wie das Band, das die Vasallen an den Kaiserthron knüpfen, und mit ihrem Haupte zu einem gemeinschaftlichen Interesse vereinigen sollte, immer schlaffer und weniger geachtet wurde. Dazu trug viel bey, dass so viele Reichsstände Kronen trugen: Oesterreich die Ungarische, Sachsen die Polnische, Zweybrücken die

Schwe-

Schwedische, Brandenburg die ganz neue Preufsische; Dänemark hatte wegen Holstein, Schweden wegen Bremen und Pommern die Reichsstandschaft, und bald bestieg noch ein Kurfürst den Grofsbritannischen Thron. Es war natürlich, dafs der König seine Souveränetät auch als Reichsstand möglichst geltend zu machen suchte, und was die gekrönten Fürsten sich erlaubten, das verlangten die übrigen alten ebenfalls. Dafs dabey der Landfriede einer Seits, und auf der andern der Reichsverband sehr gefährdet war, zeigte sich bey vielen Gelegenheiten." Eine andere Bemerkung ist Rec. aus der Seele geschrieben: S. 332. „Wenn die Jacobiner insonderheit Robespierre durch ihren schröcklichen Blutdurst den Fluch und Abscheu der Nachwelt verdient haben: so ist doch nicht zu läugnen, dafs sie die Republik durch ihre erstaunenswürdige Energie retteten." S. 484. übernimmt er die Vertheidigung des Betragens Pitts während des letzten Kriegs mit sehr guten Gründen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Neues Möbel-Magazin für Tischler und Ebenisten.* 1. 2. und 3. Heft, jeder mit 6 Kupfertafeln. 1802. gr. 4. (2 Rthlr.)

Fast der ganze Inhalt besteht aus schon bekannten Sachen; ja es läfst sich vermuthen, dafs sogar einige Kupferplatten von andern Werken benutzt worden sind. Unterdessen schadet solches dem innern Werth der Sache nicht; sondern wir glauben vielmehr dieses Magazin denjenigen, für die es bestimmt ist, empfehlen zu dürfen; verschiedene Muster, welche dasselbe enthält, sind in der That schön und *gut; die meisten* dem gegenwärtig herrschenden Mode-*Geschmack* gemäfs, und also das Ganze für den damit beabsichtigten Zweck wohl eingerichtet.

Leipzig, b. Vofs u. Comp.: *L'Art de tricoter, développé dans toute son étendue; ou Instruction complète et raisonée sur toutes sortes de tricotages simples et compliqués,* mise dans un ordre methodique, par *Netto* et *Lehmann.* Avec L. planches dont XXV. sont enluminées. 1802. Querfol. mit dem Text, der 51 bedruckte Seiten einnimmt. (10 Rthlr.)

Eine beträchtliche Anzahl sehr geschmackvoller Strickmuster machen dieses Werk unserer Empfehlung werth; nur ein paar Blätter mit Landschaften, Papageyen, Hunden, Vasen, Bouquets, und andern unzweckmäfsigen Dingen, hätten wir entweder ganz weg, oder mit besseren angefüllt wünschen mögen. Der Text giebt hinlänglich deutlichen Bericht über die verschiedenen Arten zu stricken, und kann für solche, die nicht nur blofse Anfänger in dieser Kunst sind, auch wohl als Anweisung dienen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines Weltbürgers über eine in Hamburg erschienene Schrift,* genannt: *Hamburgs bestes Glück nicht von aufsen.* 1801. 90 S. 8. (12 gr.) Allerdings verdiente der Vf. von „*Hamburgs bestes Glück nicht von aufsen*", eine Zurechtweisung; aber schwerlich eine, wie die, welche er hier empfängt. Auch ist der Vf. dieser Rüge keinesweges der unpartheyische und unbefangene Mann, für den er sich ausgiebt, und wofür er sich vermuthlich selbst hält. Er sagt zwar, er sey weder ein dänischer Unterthan, noch ein Hamburger, und schreibe blofs aus Liebe zur Wahrheit; daher erlaube er sich keine *Invectiven* und wisse nichts von *Animosität;* allein er verfolgt seinen Gegner durch das ganze Werkchen hindurch mit so viel Heftigkeit und Bitterkeit, wirft dabey so manche widrige Nebenblicke auf Hamburg, und macht den humanen, grofsmüthigen und edlen Dänen so viel Complimente, dafs es dem unbefangenen Leser gar wohl erlaubt ist, anzunehmen, dafs der Vf. bey Ergreifung der Feder noch andere Beweggründe hatte, als die Liebe zur Wahrheit. Hin und wieder scheint er auch seinen Gegner vorsetzlich zu misverstehen; wenigstens zieht er so manche Folge aus dem Buche, woran sein Vf. wohl schwerlich gedacht haben möchte. — Doch vielleicht hat Rec. schon zu viel über eine Schrift dieser Art gesagt, welche nebst manchen andern, die über den nämlichen Gegenstand geschrieben worden sind, in kurzem vergessen seyn wird.

Ohne Druckort: *Apologie Dänemarks wider die Schrift: „Hamburgs bestes Glück nicht von aufsen."* Von einem Holsteiner. 1801. 93 S. 8. (12 gr.) Diese Schrift verhandelt den nämlichen Gegenstand, bestreitet das nämliche Werk, wie die vorhergehende, nur ist ihr Vf. unendlich humaner, und schreibt nicht mit jener Bitterkeit und Heftigkeit, ob er sich gleich für einen Holsteiner und nicht für einen Weltbürger erklärt, auch nicht sagt und wiederholt, dafs er ohne Animosität sey. Man sieht durchaus einen ruhigern Forscher, und seine Widerlegung ruht auf bessern Gründen, als die vorhergehende. Freylich geht es auch ihm, wie den mehresten, die alles vertheidigen wollen; er legt Grundsätze nieder, die, wenn man sie ausdehnt und auf andere Gegenstände anwendet, endlich alles positive Recht umstofsen und alles erlaubt machen. Dahin gehört vorzüglich der Grundsatz, dafs eine kriegführende Macht alles thun kann, was ihrem Feinde schadet. Folglich kann sie auch, wenn ihrem Feinde dadurch Schaden geschiehet, die Länder ihres unschuldigen Nachbarn wegnehmen, sein Eigenthum angreifen, seinen Handel zu Grunde richten, und was sich alles sonst daraus folgern läfst. Dinge dieser Art, und Sophismen, die schwerlich vor dem Richterstuhle der ganz ruhigen Vernunft die Prüfung aushalten möchten, finden sich hin und wieder. Aber es ist beynahe unmöglich, dafs ein Hamburger oder ein Däne in den ersten Augenblicken ohne alle Partheylichkeit über den Gegenstand hätte schreiben sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 10. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter* und *vierter Band.* 1802. *Der Fürstenspiegel.* 335 S. *Reden. Aesthetische Versuche.* 373 S. 8. Auf Velinpapier (5 Rthl. 8 gr.) auf Schreibpapier 3 Rthl.)

Der Fürstenspiegel, eines der letzten Werke des verewigten Vfs., wurde zum ersten male im J. 1798 gedruckt, und scheint durch die Begebenheiten der Zeit veranlasst zu seyn. In dem verflossenen Jahrzehnt gab es wohl wenige denkende Manner, die nicht in der Geschichte des Tages dringende Veranlassung fanden, ihren Blick auf den Staat zu richten, einen von den beiden Polen, wie Voltaire sagt, um welche das menschliche Leben sich wendet. Während Andre bemüht waren, neue Verfassungsformen zu erfinnen, trachtete unser Vf., den Geist zu veredeln, der die in dem fürstenreichen Deutschlande bestehenden Formen beseelen muss. In den grossen Geschäften des Lebens überhaupt, und der Regierung insonderheit, kommt, wie Geschichte und Erfahrung lehren, weniger an auf grossen Verstand, als auf rechten Willen. Der besonnene, thätige, mehr um den Gebrauch als um den Genuss des Lebens bekümmerte, Regent wird in den meisten Fallen durch das Gewissen schneller und sicherer finden, was heilsam ist, als der leidenschaftliche bey der grössesten Klugheit. Insofern hat vorliegendes Werk, obgleich es seiner nächsten Bestimmung nach ethisch ist, auch politischen Werth. — „Die Absicht bey nachstehenden Aufsätzen, heisst es in der Vorrede, ist: jungen Prinzen „und besonders solchen, die zum Regieren bestimmt „sind, manche eben ihnen nützliche Wahrheit zu sagen; nicht wie gewöhnlich in Bildern, als wodurch „der Vortrag zwar feiner, aber zugleich auch unkräftiger wird, sondern mit aller der Offenheit, die sich „ein Erzieher zur Pflicht machen würde, wenn nicht „diesen die Furcht vor Anwendungeu bände.“

Sey auf der Hut, sagt Marc Aurel zu sich, dass du nicht *verkaiserst.* Sich haufig in jenem Spiegel zu beschauen, kann man den Söhnen unserer Fürsten nicht genug empfehlen, als ein wirksames Mittel, zu verhüten, dass sie nicht *verprinzen*, d. i., dass sie nicht unterliegen den mannichfaltigen rings sie umgebenden Versuchungen zur Trägheit, zur Ausländerey, zum Eigensinne, zur Hoffarth, zum Uebermuthe, zur Ueppigkeit, zur Menschenverachtung. Der Vf. reihet eine Anzahl von Gemälden auf, um die genannten Fehler entweder als lächerlich, oder hassenswürdig, oder verächtlich, oder abscheulich darzustellen. Ueberall merkt man ihm an, es sey ihm Ernst gewesen, er habe nicht für sich geschrieben, für seinen schriftstellerischen Ruhm, den dieses Werk eben nicht erhöht, sondern wahrhaftig für das Vaterland. In allen Aufsätzen herrscht die bey Vornehmen so beliebte französische Leichtigkeit, die in Form und Inhalt alles meidet, was anstrengen und ermüden könnte. Wer nur mit halb geöffnetem Auge vor diesen Spiegel tritt, muss sehen was er sehen soll.

Die auf die höchsten Stände berechnete Popularität, welche dieses Werk auszeichnet, giebt dem Vf. gerechten Anspruch auf den Namen eines Hofphilosophen im edelsten Sinne des Wortes. Die Sprache ist meistens, wie es dem Deutschen ziemt, ernst, gemüthlich, herzlich, väterlich. Doch verschmäht der Vf. auch nicht den Spott, weder den lachenden, noch selbst den bittern. Zur Erinnerung an vorige Zeiten heben wir folgende Anekdote aus, die den Abschnitt *Nationalehre*, anfängt. „Zu dem letzten Herzoge „von Zelle, der mit einer Französin vermählt, und „von lauter Franzosen umringt war, sagte einst einer „dieser Ausländer: Drollicht, Monseigneur! Sie sind „der einzige Etranger hier im Zimmer.“

In Ansehung der Auslanderey scheint noch jetzt der Beherzigung sehr werth des Vfs. Bemerkung (S. 181) dass in der französischen Sprache so manche zur Sittlichkeit gehörige Begriffe in ein Licht treten, worin sie von ihrer Wahrheit verlieren. Gewiss! allen Prinzenerziehern liegt die Pflicht ob, sorgfältig darüber zu wachen, dass durch zu häufige und zu frühzeitige Uebung jener *gleissenden* Sprache das innere Auge ihrer Zöglinge nicht erkranke, und in seiner Verblendung verwirrte Ansichten von den menschlichen Dingen fasse. Von einigen Aufsätzen hat der Vf. wahrscheinlich befürchtet, sie möchten ihm den Vorwurf einer zu grossen Bitterkeit zuziehn. Er verwahrt sich dagegen in der Vorrede mit der Bemerkung, dass durch zu bescheidene Verschleyerung keine Scham, und durch zu furchtsame Schonung kein Abscheu erweckt werde. Ein wahrhaftiges Meisterstück von erschütternder Beredsamkeit ist der Abschnitt überschrieben: *Culturgrad.* Oft scheint die Ausarbeitung des Werkes die Seele des Vfs. getrübt zu haben; um so erfreulicher ist die heitere Stimmung, mit welcher er dasselbe also schliesst: „Junge Prinzen, „die Ihr zu Regenten bestimmt seyd! Ihr habt nach „Westen gesehn, und Ihr habt zittern gelernt. Sehet „nach Nordosten, und lernt aufhören zu zittern.“

Ohne Zweifel verdient der Fürstenspiegel die öffentliche Aufmerksamkeit mehr als jemals jetzt, wo eine

eine neue Ordnung der Dinge unter uns anhebt. Nach dem Umsturze der ständischen Geistlichkeit, und nach der Unterwerfung fast aller freyen Städte, ruhet Deutschlands Wohlfahrt mehr als je in den Händen der Erbfürsten. Jene Umwandlung des Reichs, herbeygeführt durch Umstände und Begebenheiten, die den Patrioten tief betrüben musten, möge sie uns und den Nachkommen heilsam werden, als glänzende Epoche neu belebten Eifers der Fürsten für das Volk, des Volkes für die Fürsten!

Johannes Müller, ein grofser Mann, der die Geschichte der Welt und des Vaterlandes kennt wie wenige, ist der Meynung, dass im Süden die Tugend mit Rom vergangen ist, im Norden aber sich, wenn irgendwo, bey dem deutschen Volke unterhalten hat. Arbeitsamkeit und eine daraus entspringende gewisse Kraft des Gemüths, welche die Wollüste des Lebens nicht übermäfsig schätzend und das Ungemach nicht übermäfsig scheuend, beides dem Glück und dem Unglück standhaft widersteht; in Kunst und Wissenschaft starkes Gefühl, tiefer Verstand, Geist der Vollendung, in den gesellschaftlichen Verhältnissen des häuslichen Lebens, durch Gutmüthigkeit gemilderter Ernst, in den grofsen Geschäften, mit Ordnungsliebe verbundener Unternehmungsgeist, mit Bescheidenheit verbundener Freymuth; tiefe Ehrfurcht für bestehendes Recht und Gesetz, welche sie scheuer macht, gegen dasselbe zu handeln als zu dulden. — So ist der Charakter der Deutschen des Kernes der Nation, derer, welche weder herrschen noch dienen, welche auf der einen Seite sich nicht versäumen dürfen, weil sie Glück und Ruhm nur von sich selber erwarten können; und welche auf der andern Seite in ihrer Thätigkeit durch keine Willkür gehemmt werden. Unter solchem Volke des fürstlichen Ranges würdig zu seyn, erfodert viel, gewähret aber dem, der es ist, schönen Lohn in allgemeiner Liebe solcher, deren Liebe ehrt. „Denn, möchten wir ausrufen, was der edle und glückliche Weimarische Dichter den Tasso sagen läfst:

> Denn glaubet nicht, dafs uns
> Der Freyheit wilder Trieb den Busen blähe.
> Der Mensch ist nicht geboren, frey zu seyn,
> Und für den Edeln ist kein schöner Glück,
> Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Beyzutragen, dafs unsere künftigen Regenten der Verehrung der Guten und Edeln würdig werden, Energie zu giefsen in die fürstliche Jugend, sie mit ermunternder, warnender, strafender Stimme aus dem Schlummer der Selbstvergessenheit aufzurufen, und unablässig wacker zu erhalten und kräftig, wie es Deutschen dieser Zeit geziemet — dahin hat *Engel* gestrebt, dafür gebührt dem Verewigten der Dank des Vaterlandes, und dieser Dank besteht darin, dafs man auf seine Stimme höre.

Der *vierte Band* fängt an mit drey Reden; die erste ist eine Lobrede auf den König Friedrich den Grofsen vom Jahre 1781; die zweyte wurde gehalten bey der Aufnahme des Vfs. in die königliche Akademie der Künste im Jahr 1786; die dritte am Geburtstage König Friedrich Wilhelms II. im Jahre 1786, fünf Wochen nach der Thronbesteigung dieses Monarchen.

Bey aller Theilnahme, mit welcher man diese Reden liest, wird man doch gewahr, dafs sie in ihrer Art nicht das Höchste erreichen. Die Beredtsamkeit ist nicht, wie die Poesie, eine freye Kunst, sondern eine dienende; sie arbeitet nicht *für* die Phantasie, sondern durch die Phantasie, sie soll als letzte und höchste Wirkung nicht Ruhe hervorbringen, sondern Bewegung; sie hat nicht zum Zwecke schöne Darstellung ihres Objects, sondern eine solche, die ein bestimmtes Gefühl erwecke, unterhalte, herrschend mache. Es giebt Redner, die in ihren Werken durch eine unendliche Ideenfülle des Hörers Einbildungskraft in *solchem* Grade beleben, dafs sie zur Erregung des beabsichtigten Gefühls schöpferisch wirkt. Das sind die Redner des ersten Ranges, die genialischen. Es giebt andere, die durch eine begränzte Ideenfülle die Einbildungskraft zwar in Thätigkeit setzen, aber in eine solche, die ihre Schranken fühlt. Das sind die Redner des zweyten Ranges, die talentvollen. *Zu diesen* scheint *Engel* zu gehören. Durch die zierlich an einander gereiheten zweckmäfsigen Gedanken und Bilder befriedigen seine Reden in hohem Grade den Verstand; aber *ihnen fehlt das Herz*, ihnen fehlt jene feurige *Kraft*, die, wohin *sie* sich richte, zündet. In *Johannes Müller's* (ohne Zweifel eines der gröfsesten *Psychagogen*) Darstellung des Fürstenbundes vergleiche man den Abschnitt über den Tod Friederichs II., und man wird finden, dafs hier wenige Zeilen von der Gröfse jenes Königs ein innigeres und tieferes Gefühl geben *als die ganze* Lobrede Engels.

Unter den ästhetischen Aufsätzen enthält der erste Fragmente über Handlung, Gespräch und Erzählung (S. 101—266) geschrieben im Jahre 1774. In der Einleitung, welche allgemeine Principien zur Eintheilung der Dichtungsarten aufstellt, wird der Vf. dem, welcher die Schriften der neuesten Kritiker kennt, nicht genügen, desto mehr in der Abhandlung selbst durch viele sehr feine und scharfsinnige Bemerkungen. So ist der Gang des Rasonnements. In einem Gedichte ist Handlung insofern, als wir darin eine Veränderung werden sehn durch die Thätigkeit eines Wesens, welches mit Absicht wirkt. Der Künstler zeigt uns einen bestimmten Zustand, und führt uns durch eine Folge von glücklichen oder unglücklichen Schritten, günstigen oder ungünstigen Revolutionen bis zu einer letzten Hauptveränderung hindurch, wo die ganze bisherige Thätigkeit aufhört, und alle während der Handlung geschäftigen Kräfte und Leidenschaften zur Ruhe kommen. Die Einheit der Handlung liegt in der Einheit der hervorgebrachten Veränderung, die Vollständigkeit der Handlung liegt darin, dafs die letzte

letzte Absicht der Person erreicht oder verfehlt wird.

Die bey der Handlung beabsichtigte Veränderung ist entweder bloss Veränderung des innern oder zugleich des äussern Zustandes. Jene ist die philosophische Handlung, diese ist Handlung in enger Bedeutung. Sie erfodert immer Mitwirkung anderer Personen, die philosophische dagegen in den meisten Fällen nur die Wirksamkeit einer einzigen nachdenkenden Seele. So entstehen philosophische Selbstgespräche, über die der Vf. vortreffliche Bemerkungen macht, und für welche er Lessings Schriften als Muster aufführt. (Diesen Mustern könnte man vielleicht Engels eigene Schriften beyzählen, namentlich diese Fragmente.) Wenn gleich in den philosophischen Dialogen die Personen nicht so zusammenwirken wie im Drama: so ist doch das Gespräch voll wahrer Handlung; denn die Hauptperson trägt nicht Resultate von Untersuchungen vor, sondern stellt die Untersuchung selbst an. Nachdem der Vf. noch bemerkt hat, dass der philosophische Dialog oft nichts ist, als Selbstgespräch unter der Form des Dialogen, dass gleichwohl in diesem Falle die zweyte Person nicht überflüssig ist, weil sie den ganzen Gang der Untersuchung bestimmt, und durch das Eigenthümliche der Situation, die sie herbeyführt, die Wahrheit in ein sehr helles Licht setzen hilft, nachdem er ferner bemerkt hat, es gebe eine Art von Dialogen, die nichts sind als Abhandlungen unter der gefälligen Form des Gesprächs (wie die Dialogen des Cicero). — kommt er auf eine höchst wichtige Untersuchung, die schon manchen in der Stille mag beschäftigt haben. So wie man, sagt er, Abhandlungen machen kann unter der Form von Dialogen: so kann man Erzählungen machen unter der Form von Scenen. *Aber die Erzählung im Drama ist etwas anderes als in dem Epos, das Dramatische im Epos ist etwas anderes als im Drama selbst.* Worin liegt dieser Unterschied? Rec. bekennt, dass er lange darnach gesucht hat. Unser Vf. findet ihn nur in der grösseren oder geringeren Ausführlichkeit — eine Erklärung, die durchaus nicht genügt; denn es giebt eine epische Ausführlichkeit, die im Drama, es giebt eine dramatische, die im Epos unerträglich wäre. Nein! der Unterschied liegt anderswo. Rec. sey erlaubt, nach den neuen Grundsätzen der Kritik eine Erklärung desselben zu versuchen. Im Epos hören wir von Personen erzählen, die gehandelt haben; im Drama sehn wir handelnde Personen vor uns. Jenes stellt eine Handlung dar, wie sie geworden, dieses eine Handlung, wie sie wird. Die Stimmung, worein jenes versetzt, ist der Zustand ruhiger Betrachtung; die Stimmung, worein dieses versetzt, der Zustand eines bestimmten Gefühls. Alles was uns einseitig berührt und die Gleichmüthigkeit aufhebt, ist dem Epos, alles was uns vielseitig berührt und die Theilnahme unterbricht, ist dem Drama entgegen. Also müssen den Gesprächen epischer Personen bey aller Subjectivität solche Züge beygemischt werden, welche die Ansicht des Objects nach seinem ganzen Umfange klar und herrschend erhalten, und von den Erzählungen dramatischer Personen muss, ungeachtet ihrer Objectivität, alles entfernt werden, was nicht der Individualität des Sprechenden angemessen ist. Der heftigen Leidenschaft, mit welcher der zürnende Achilles gegen den Agamemnon wüthet, ist es durchaus entgegen, dass er eine lange Beschreibung des Zepters macht, bey dem er schwört (Iliade I. 234 — 239). Deswegen ist jene Beschreibung durchaus undramatisch, aber eben deswegen ist sie im höchsten Grade episch: denn der Dichter will, dass wir den zornigen Achilles betrachten sollen, ohne mit ihm den Zorn zu theilen. Was thut er also? Alle die Vorstellungen, welche in der Seele des bey seinem Zepter schwörenden Achilles sich regten, aber zu schwach, als dass er in dem Momente der entzündeten Leidenschaft sie hätte in Worte fassen können, alle diese nimmt der erzählende Dichter auf in die Rede, welche er ihm in den Mund legt, und zwar thut er dieses um zu verhüten, dass wir, seine Zuhörer, unsern Blick nicht zu starr auf Einen Punct richten, dass wir mit dem Auge immer eine gewisse Fläche beherrschen, auf welcher das Grösseste neben dem Kleinsten, das Wichtigste neben dem Unwichtigsten in angemessener Helle erscheinet. Eben so ist im Oedipus des Sophokles die Schilderung der Pest unepisch, aber eben dadurch im höchsten Grade dramatisch, weil die gewählten Züge sich vereinigen, nicht, die Pest als ein Object der Betrachtung, sondern den jammervollen Zustand, worein sie die Stadt versetzt, als ein Object des Gefühls darzustellen.

(Der Beschluss folgt.)

Tübingen, b. Cotta, u. Paris, b. Fuchs, Levrault u. Henrichs, *Almanach des Dames pour l'an XI, 1802 et 1803.* avec figures. Diversité c'est ma Devise. An XI. 1802 u. 1803. 204 S. 12.

Zu dieser gefälligen Blumenlese lieferten poetische oder prosaische Beyträge *Chenier*, *J. Delille*, *le Brun*, *Mercier*, *Parny*, *Colin Harleville*, *Ducis*, *Simonnin*, *Segur* der ältere, *Hoffmann*, *Picnouillé*, *la Chabeaussiere*, *Pezai*, *St. Marcel*, *St. Lambert*, *Räboteau*, die liebenswürdigen Dichterinnen *Georgeon*, *Beaufort*, *Pipelet*, *Dufrenoi*, *d'Antremont*, *Jaucourt*, und mehrere Ungenannte. Für Rec. war es besonders erfreulich, einige Stellen aus *Gesners* erstem Schiffer, vier Amazonenlieder von *Weisse*, *Zachariä's* Gedicht an die Nachtigall, und *Klopstocks* Hermann und Thusnelda glücklich übersetzt zu finden. Aber die Kraft und Kürze der deutschen Sprache vermisste Rec. dennoch in diesen Nachbildungen. Man vergleiche z. B. die Verse von Chenier:

Hermann, repose toi; que sur ton front j'essuie
Ton sang et ta noble sueur.
Comme il brule, ton front, de Rome heureux vainqueur.
Non jamais Thusnelde ravie
Ne sentit pour toi cette ardeur.

Non!

Non! pas même le jour, ou sous un chêne antique,
Hermann, par l'amour emporté,
Fuyante, me saisit de son bras indomptés
J'observai son oeil héroique,
Et j'y vis l'immortalité.
C'est ton bien désormais etc.

mit den *Klopstockischen* Strophen:

Ruh' hier, dass ich den Schweis der Stirn' abtrockne,
Und der Wange das Blut! Wie glüht die Wange!
Hermann! Hermann! So hat dich
Niemals Thusnelda geliebt!
Selbst nicht, da du zuerst in Eichenschatten
Mit dem bräunlichen Arm mich wilder fasstest!
Fliehend blieb ich, und sah dir
Schon die Unsterblichkeit an,
Die nun dein ist etc.

Bey dem Briefe *Martins* an seinen *Sohn*, S. 14. *Le sermon sans fin* S. 149 und dem Epigramm S. 188 sind alte Anecdoten benützt. Die Glossen über *Wortspiele* mögen den Franzosen heilsam seyn. Das Sinngedicht: *„Sur un Pédant"*

Amant passionné d'Homère et Ciceron,
Bardus à chaque instant nous dit d'un ton farouche,
Que le français n'est qu'un Jargon.
Oui, Bardus, mais c'est dans ta bouche.

dürfte auch in unsern Gränzen etwa so treffen:

Du giebst von hoher *Griechheit* alte Kunde,
Und lehrst in *göttlich-grobem* Ton:
„Die neue Dichtkunst sey *Jargon.*"
Ja, Pompus, aber *nur in deinem Munde.*

Le Brun's Einfall über einen: *„Facheux, dont la nullité nous ennuie."*

On n'est pas seul, on n'est pas deux

entstand wohl aus dem Epigramm in den *Delassement d'un galant homme* 1742.

„Parlons, disputons ensemble,
„Car autrement il me semble,
„Que je suis seul avec toi."

Der Ausfall auf einen Medicaster: *En se montrant il fait vomir et pour faire suer, il parle*" hätte Rec. weggewünscht. — An witzigen und rührenden Gedichten fehlt es diesem Almanache nicht. Die sieben Kupfer nach Raphael, Poussin, Le Brun etc. interessiren. Ein Register würde künftig die Uebersicht erleichtern.

Arnsberg, gedruckt b. Herken: *Poetische Versuche*, von *Ferdinand Wolf*, Kan. Präm. und Professor der Philosophie. 1802. XVI und 240 S. 8.

Den Anfang dieser Sammlung macht die an das Publicum gerichtete Fabel vom Neanthus, der die Leyer des Orpheus zu erhalten wusste, und damit gleiche Wunder zu bewirken hoffte. Es glückte ihm zwar, die Thiere gleichfalls dadurch rege zu machen; aber die Ungeschicklichkeit seines Spiels besänftigte sie nicht, sondern reizte sie zur Wuth; und er ward von Hunden zerrissen. „Zitternd schreib' ichs — *sie* zerrissen ihn!" singt unser Vf. und fährt fort:

Gott steh mir bey und allen jungen Dichtern!
Mir schaudert sehr vor solchen strengen Richtern;
Drum bitt' ich dich, mein liebes Publikum,
Sag mir doch treu, mit unverstellter Miene,
Ob ich des Stümpers Schandetod verdiene?
Dann bleibt in Zukunft meine Leyer stumm.

Doch, würdest du zu diesen kleinen Stücken
Halbschonend mir erfehnten Beyfall nicken,
Dann greife ich mit kühn gewordner Hand
Zur Leyer, um ein grösseres Lied zu singen;
Dir tönt es schuldigst, sollt' es mir gelingen,
Zu meines Dankes schwachen Unterpfand.

Ohne dem Publikum im mindesten vorgreifen zu wollen, und ohne auf den Charakter oder die Strenge solcher Richter, vor denen der Vf. schaudert, und deren Vorbilder seine Fabel gar schmeichelhaft darstellt, den geringsten Anspruch zu machen, wagt es Rec., ihm *treu*, *mit unverstellter Miene* zu sagen, dass seine poetischen Versuche der Todesstrafe — wenn gleich sie nicht *Schandetod* seyn wird — wohl schwerlich entgehen werde. *Nicken* werden vielleicht manche Leser dabey; aber schwerlich *halbschonenden Beyfall*, sondern eher vor halbschlummernder Müdigkeit. Denn in der That, die Reimerey ist durchaus mittelmässig; und schwerlich lässt *sich aus diesen kleinen Stücken*, die meistentheils aus Fabeln bestehen, irgend ein völlig Erträgliches auszeichnen. Des Schlechten enthält die Sammlung desto mehr; und wem davon die obige Probe nicht genügt, der lese noch folgende Fabel:

Der gute Knabe.

Ein armer Knabe trug gewandt
Und wonnevoll in zarter Hand
Ein wohlbelegtes Butterbrod,
Und bat: O lieber guter Gott!
Nimm doch dem Mann, der mir es gab,
Die lange, lange Krankheit ab!
Ein Biedermann von edler Sitte
Vernahm des Knaben fromme Bitte,
Und sprach zu ihm: Du gutes Kind,
Geniesse doch das liebe Butter!
Mein Herr, versetzt' er sanft gelind,
Ich habe eine arme Mutter.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 11. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Mylius: *J. J. Engels Schriften. Dritter und vierter Band.* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Jetzt zurück zu unserm Autor! Er unterscheidet drey Gattungen philosophischer Dialogen. Einige sind durchaus und rein philosophisch, es ist darin den Personen um nichts als um die Erkenntniss einer Wahrheit zu thun; in andern hängt der philosophische Charakter der Personen mit ihrem allgemeinen sittlichen zusammen; in noch andern ist das dramatische Interesse mit dem philosophischen verknüpft, so fern an dem Ausgange des Räsonnements dem Ehrgeize, dem Eigennutze der Personen gelegen ist. Im Drama entstehen philosophische Gespräche dann, wenn um eines individuellen Falls willen eine allgemeine Wahrheit erörtert wird. Monologen sind es, wenn die Person sich durch ihre eigene Einsicht zu überzeugen sucht, Scenen, wenn die Ueberzeugung durch Hülfe der Einsichten eines andern entsteht. Wird der Monolog bloss bey Gelegenheit des vorhergehenden Auftritts von der zurückbleibenden müssigen Person geführt: so ist er Episode. Ist aber der Person an dem Ausgange des Räsonnements um der Folge willen gelegen: so ist der Monolog oder der philosophische Dialog ein Theil der Handlung.

Ein classisches Werk der dialogischen Literatur giebt es, welches keiner der erwähnten Gattungen beygezählt werden kann — das ist Diderots Unterredung eines Vaters mit seinen Kindern. Um das Eigenthümliche desselben zu zeigen, vergleicht der Vf. es mit den Theaterstücken, die man *pièces à tiroir* nennt, spricht mit groser Bewunderung und Vorliebe von jenem Dialog, und findet nur das eine tadelhaft, dass der Leser ungewiss gelassen wird wegen der Parthey, die er über die wichtige Streitfrage zu ergreifen hat. Diess letzte ist merkwürdig als ein abermaliger Beweis, dass *Engel* selten sich zu rein ästhetischen Ansichten erhob; gar zu häufig sucht und vermisst er in der Kunst etwas, das nicht Kunst ist.

In dem letzten Theile dieser Fragmente, welcher den Unterschied zwischen Gespräch und Erzählung bestimmt, werden für beide Formen folgende Hauptvergleichungspunkte angegeben: jetziger Augenblick, vergangene Zeit — Individualität, Allgemeinheit — Moment für Moment, Sprung — Absichten des Erzählers, alleinige Absichten der Handelnden.

S. 267—296. folgt ein Aufsatz über die Schönheit des Einfachen. Alle noch so verschiedenen Definitionen vom Schönen geben als wesentliches Merkmal desselben Fülle und Mannigfaltigkeit an. Gleichwohl giebt es Farben, Töne, Bewegungen, Umrisse, in denen man nichts Mannigfaltiges unterscheidet, und die man dennoch *schön* nennt. Wie kann diess geschehen? So fern, sagt der Vf., als sie durch die Bestimmtheit des Eindrucks, den sie machen, sich als Elemente des Schönen ankündigen. Bey Farben und Tönen hält er ausser der Bestimmtheit auch sinnliche Annehmlichkeit zur Schönheit für nothwendig. Diese aber scheint dem Rec. nur negativ zu wirken, weil nämlich ihr Gegentheil, sinnliche Unannehmlichkeit, die Seele verhindert, die Bestimmtheit des Eindrucks durch Reflexion aufzufassen.

Den Aufsatz über die musikalische Malerey (S. 297—342.) kann Rec. wegen Mangels an Kenntniss der Musik nicht beurtheilen, begnügt sich also einen gedrängten Auszug davon zu geben, und nur diess anzuführen, dass er des Vfs. Bemerkungen mit seinen eigenen Beobachtungen über eine verwandte Kunst, die Declamation, übereinstimmend gefunden.

So ist der Gang des Räsonnements: Von dem Tonsetzer sagt man, er male, wenn er seine Töne so nachahmend macht, und ihnen mit dem Gegenstande selbst so viele Aehnlichkeit giebt als möglich. Er bewerkstelligt dieses dadurch, dass er entweder den Gegenstand nachahmt, oder den Eindruck, den dieser auf die Seele zu machen pflegt. Die Mittel, welche die Musik zum Malen hat, sind die Wahl der Tonart, die Wahl des Tons, aus welchem das Stück gehen soll, die Melodie, die Bewegung und andere mehr. Um zu erklären, wie die Musik durch Anwendung dieser Mittel malen könne, muss man bemerken: Alle Leidenschaften haben gemein, dass sie mit gewissen Bewegungen im Nervensysteme verbunden sind. Was sie unterscheidet, ist die grösere oder geringere Stärke jener Erschütterung, und die Folge derselben: also kann die Musik malen, indem sie Töne wählt von einer Wirkung auf die Nerven, welche den Eindrücken einer gegebenen Empfindung ähnlich ist, und indem sie diese Töne auf einander folgen lässt gemäss dem Gange, den die darzustellende Leidenschaft nimmt. Hieraus folgt, dass die Musik weit fähiger ist, Empfindungen zu malen als Gegenstände der Empfindung: denn diese kann sie fast immer nur durch einzelne, schwache, entfernte; jene aber durch eine Menge sehr bestimmter Aehnlichkeiten andeuten. So viel über die Frage: Was und wie *kann* die Musik malen?

len? Jetzt zu der Frage: Was *soll* sie malen? Sie soll lieber Empfindungen als Gegenstände malen. Sie soll ferner nur eine solche Reihe von Empfindungen malen, deren Gang und Folge lyrisch ist, d. i. eine solche Reihe von Empfindungen, wie sie sich von selbst in einer ganz in Leidenschaft versenkten, von aussen ungestörten, in dem freyen Laufe ihrer Ideen ununterbrochenen Seele entwickeln. Alle diese Bemerkungen gelten von der Musik, wenn sie rein wirkt ohne Begleitung einer redenden oder mimischen Kunst. Nun geht der Vf. über zur Singecomposition. Hier muss man unterscheiden Malerey und Ausdruck. Nämlich: in jeder Empfindung unterscheidet man die Vorstellung des Gegenstandes und die Vorstellung des Eindrucks, welchen der Gegenstand auf unser Begehrungsvermögen macht. Jenes ist das Objective in der Empfindung, dieses das Subjective. Malerey in der Singecomposition heisst Nachahmung des Objectiven, Ausdruck, Nachahmung des Subjectiven. Die gewöhnliche Regel: der Singecomponist soll nicht malen, sondern ausdrücken, will der Vf. lieber so fassen: *Der Singecomponist soll sich hüten, wider den Ausdruck zu malen.* Um diese Regel richtig anzuwenden, muss man unterscheiden die homogenen und heterogenen Empfindungen. Homogen sind diejenigen, in welchen das Objective mit dem Subjectiven verschmilzt, wie bey der Liebe, wo das Wohlgefallen an der Schönheit, und das Verlangen nach Vereinigung mit derselben in gleichem Grade wirken; heterogen sind diejenigen Empfindungen, in welchen das Subjective dem Objectiven widerstrebt, wie bey der Furcht, wo die Stärke des Subjects sinkt, in eben dem Grade als die Stärke des Objects steigt. In der Darstellung homogener Empfindungen ist Malerey zugleich Ausdruck; in der Darstellung heterogener Empfindungen zerstört Malerey den Ausdruck.

Der letzte Aufsatz dieses Bandes ist eine im Jahr 1793 gehaltene akademische Vorlesung über Artikel, Hülfs- und Personenwörter der neuern Sprachen. Sie ist gegen Hn. *Adelung* gerichtet, welcher die genannten Eigenheiten der neuern Sprachen für eine Wirkung der Cultur, für eine Frucht der wachsenden Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe hält. Siegreich bestreitet unser Vf. diese Behauptung erst historisch, dann philosophisch; und in diesem Theile schien dem Rec. vornehmlich lehrreich, was von dem engen Bündnisse gesagt wird, in welchem Deutlichkeit und Lebhaftigkeit stehen. Man kann nicht aufmerksam genug machen auf den grosen Unterschied zwischen der flachen *Begreiflichkeit* und der tief einleuchtenden *Helligkeit* des Vortrags. Wenn man jene an französischen und französirenden Schriftstellern oft über die Gebühr preist: so vergisst man, dass diese ein weit grösserer Vorzug der Schreibart ist.

Diess nun ist der Inhalt von *Engels* ästhetischen Versuchen, welche, obgleich seit ihrer Erscheinung dieses Fach unserer Literatur mit so manchen Werken vortrefflicher Denker bereichert worden, für immer einen unschätzbaren Werth behalten, wäre es auch nur wegen des Vortrags, in welchem ein höchst edler, gebildeter, heiterer, freyer Geist sich auf die gefälligste, liebenswürdigste und einnehmendste Art mittheilt. Das fleissige Studium derselben kann nicht genug empfohlen werden, besonders jungen Männern, welche lernen wollen, so zu sprechen und zu schreiben, dass man auch ausser der Schule sie gerne höre und lese. — Nur eine Bemerkung gegen die Schreibart unseres Vfs. kann der Rec. nicht unterdrücken; nämlich, dass *Engel*, der so viel auf Correctheit hielt, sich ihrer so eifrig befliss, dennoch dieselbe dann und wann auffallend verletzt. Sind z. B. die oben angeführten Schlusszeilen des Fürstenspiegels correct? Lässt sich das Zittern, und noch mehr, das Aufhören des Zitterns als ein Gegenstand der *Erlernung* darstellen? Und eine solche Uncorrectheit am Schlusse eines solchen Werkes und in einer Anrede!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Frölich: *Handbuch der italiänischen Sprache und Literatur, oder Auswahl interessanter Stücke aus den classischen italiänischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken*, von Ludwig Ideler. *Zwey Theile.* 1800—1802. 8.

Der Vf. dieses Handbuchs ist durch die Herausgabe ähnlicher Werke zum Behuf eines sorgfältigeren und zweckmäsigeren Studiums der französischen und englischen Sprache und Literatur hinlänglich von Seiten seiner Gelehrsamkeit, seines Geschmacks, und seiner Liebe für Correctheit bekannt. Das vor uns liegende Handbuch hat Form und Tendenz mit den älteren Handbüchern gemein, und unterscheidet sich von diesen nur durch eine grösere Vollständigkeit. *Auf die* Tendenz macht der Vf. in seiner Vorrede *noch besonders* aufmerksam, indem er erklärt: „*Er habe nicht* für Anfänger, am wenigsten für Kinder, gearbeitet, sondern sich gebildete Leser gedacht, die, mit der italiänischen Sprache vertraut, die vorzüglichsten in derselben geschriebenen Geisteswerke kennen zu lernen wünschen.“ In der That ist diess das Charakteristische des ganzen Werks.

Der erste Theil enthält Auszüge aus vierzig Prosaisten, welche in chronologischer Ordnung neben einander gestellt sind, um auf die Entwickelung der Sprache in einem Zeitraum von mehr als drey Jahrhunderten aufmerksam zu machen. *Dino Compagni* macht den Anfang; *Denina* den Beschluss. Ohne alle die einzelnen Namen anzuführen, welche zwischen beiden in der Mitte stehen, begnügt sich Rec. mit der Anzeige, dass sich unter denselben kein einziger befindet, welcher nicht in seinem Vaterlande oder auch in Auslande von besonderem Gewicht gewesen wäre, oder noch ist. Alle bezeichnen entweder Historiographen, oder Romanendichter, oder Redner, oder Literatoren, oder Reisebeschreiber, oder Epistolographen; kurz, man trifft in diesen Auszügen nicht nur eine grosse

grosse Mannigfaltigkeit der Materien, sondern auch in den Materien selbst so viel Unterhaltung an, dass ganze Bibliotheken dadurch überflüssig gemacht werden. Sehr vortheilhaft zeichnet sich das Ganze noch durch die Biographien aus, welche der Vf. den Auszügen aus jedem einzelnen Schriftsteller vorangeschickt hat; Biographien, die, wie sehr sie auch ins Kurze mögen gezogen seyn, dennoch charakteristisch genug sind, und durch eine Menge unschätzbarer Nachweisungen, die sie enthalten, nicht nur auf eine sehr genaue Bekanntschaft mit der italiänischen, sondern mit europäischer Literatur überhaupt zurückschliessen lassen. Wie gross auch die Zahl der italiänischen Hand- und Lesebücher seyn mag: so befindet sich darunter kein einziges, welches in dieser Hinsicht mit dem vor uns liegenden auch nur eine entfernte Aehnlichkeit hätte; und doch ist eine vorhergegangene Bekanntschaft mit dem Schriftsteller das natürlichste und stärkste Incitament zur Lectüre seiner Werke. Aber nicht genug, dass der Vf. hierin den Vorzug vor allen seinen Vorgängern hat; er hat diese wesentlichen Theile seines Werks auch mit so viel Sorgfalt und Kritik gearbeitet, dass er selbst Gelehrten von Profession sehr nützlich werden kann. Um nicht allzu ausführlich zu seyn, macht Rec. nur auf den Artikel *Macchiavelli* aufmerksam. Macchiavelli ist ein so berühmter Name. Gleichwohl findet man unter den Gelehrten höchst selten einen zuverlässigen Beurtheiler der Verdienste dieses Mannes, indem die Vorurtheile, welche im siebzehnten Jahrhundert von ihm verbreitet wurden, in beynah alle Köpfe übergegangen sind und noch immer fortdauern. Was der Herausgeber über ihn als Geschichtschreiber sagt, ist um so mehr der Wahrheit angemessen, da selbst Robertson in Macchiavelli seinen Meister sah. Auch des berühmten Principe hat sich Hr. *I.* angenommen, um den moralischen Charakter des grossen Schriftstellers vor künftigen Verunglimpfungen zu bewahren. Was er über die Entstehung dieses Werks sagt, ist gewiss im Detail sehr zuverlässig; aber die Hauptidee desselben scheint er doch nicht ganz aufgefasst zu haben. Ohne sich von irgend einer Autorität unterstützt zu sehen, glaubt Rec. dass diese Hauptidee keine andere seyn könne, als die: dass schlechte Social- und Nazionalverhältnisse sich nicht anders als auf dem Wege der Gewalt und List verbessern lassen. Diess beweiset vorzüglich der Schluss des ganzen Werks, wo Macchiavelli den berühmten Lorenzo de' Medizi auffodert, das unglückliche Italien, mit Hülfe seines Oheims Leo's X. vom fremden Joche zu befreyen, und alle einzelnen Staaten zu einem grossen Ganzen zu vereinigen; und wo er mit dürren Worten sagt, dass, wer so etwas zu Stande bringen wollte, einen Moses, Cyrus und andere Staatengründer zum Muster nehmen, und alle moralischen Rücksichten um so mehr beseitigen müsste, da Menschen in einer schlechten Verfassung nicht anders als schlecht seyn, und eben daher auf keine gütige und offene Behandlung Anspruch machen könnten. Einen solchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, wie Macchiavelli, den grössten Theil seines Lebens hindurch Partheyen beobachtet, und die Welt im Grossen kennen gelernt hat; einen solchen Gedanken kann nur ein Mann haben, der, weil das Studium der Geschichte sein ausschliessendes Studium ist, die menschliche Tugend nach ihrem Wesen, nicht nach blossen Definitionen kennt; einen solchen Gedanken können alle diejenigen *nicht* haben, welche mit dem wahren Inhalte der Geschichte, wie Bacon, Rousseau, u. s. w. ganz unbekannt sind. Daher die schiefen Urtheile über ein Werk, dessen Inhalt nur für die Zeiten vorhanden war, in welchen es geschrieben wurde, und eben deshalb für unsere bessern Verfassungen beynahe gänzlich verloren ist. Rec. hofft, den Vf. werde diese Ansicht eines Werks nicht befremden, dessen Einheit und Uebereinstimmung mit sich selbst nur auf diesem Wege gerettet werden kann. Dafür gesteht Rec. dem Vf., dass ihn viele seiner Berichtigungen sehr angenehm überrascht haben, dass das italiänische Handbuch überhaupt sehr belehrend für ihn gewesen ist, und dass es ihm besondere Freude gemacht hat, einen *Galilei*, *Frisi*, u. s. w. entkleidet von dem Ernst der mathematischen und physischen Wissenschaften, in Briefen an vertraute Freunde oder in historischen Compositionen als classische Schriftsteller ihrer Nation kennen zu lernen. Die Nachrichten, welche von den beiden eben genannten Mathematikern gegeben werden, sind in der That so vollständig und gründlich, dass sie noch anderweitig bekannt gemacht zu werden verdienen. So viel von dem prosaischen Theil des Handbuchs.

Der poetische Theil zerfällt in zwey Abtheilungen, von welchen die erste Auszüge aus den älteren, die zweyte Auszüge aus den mittleren und neueren Dichtern Italiens enthält. Beide zusammengenommen machen mit einigen achtzig Dichtern bekannt. Des Vfs. Absicht ist bey diesem Theile, offenbar eine Fortsetzung der *Meinhardschen Versuche über den Charakter und die Werke italiänischer Dichter* gewesen; und jeder unpartheyische Leser, welcher der Uebersetzung entbehren kann, wird eingestehen, dass diese Absicht erreicht ist. Ist es einem historischen Gemüthe angenehm, den Verwandlungen zu folgen, welche die poetische Welt der Italiäner in einem Zeitraume von mehr als drey Jahrhunderten durch eine nothwendige Veränderung der Ideenmasse in Europa erfahren hat: so wird es für ein poetisches Gemüth unstreitig noch grösseres Vergnügen seyn, in jeder dieser Verwandlungen eine neue Welt zu erblicken, welche die Willkür selbst geschaffen hat, um sich darin nach Herzenslust zu bewegen. Der Vf. seiner Seits hat alles gethan, diese verschiedenen Welten gehörig aufzuklären; und da fast alle seine Bemerkungen historischen Inhalts sind, so unterscheiden sie sich um so wesentlicher von denen, die man in den gewöhnlichen Anthologien antrifft, und deren der Leser, wenn er nicht von allem Abstractionsvermögen verlassen ist, sehr füglich entbehren kann. Den Anfang der *ersten* Abtheilung macht *Guittone*; den Beschluss derselben, *Testi*. In der Mitte stehen, ausser den allgemein bekannten: Caval-

Cavalcanti, *Burchiello*, *Lorenzo de' Medici*, *Pulci*, *Bojardo*, *Sannazaro*, *Vittoria Colonna*, *Rucellai*, *Casa*, *Caro*, *Bernardo Tasso*, *Costanzo*, *Baldi*, *Rinuccini*, *Tassoni*, *Chiabrera*, *Lalli*. Von allen diesen Dichtern giebt der Vf. ausführlichere oder kürzere Nachrichten, je nachdem ihr Leben merkwürdig ist; und obgleich die sorgfältigste Kritik gleichen Antheil an allen diesen Artikeln hat: so muss Rec. doch vorzüglichst aufmerksam auf diejenigen machen, deren Gegenstände *Dante*, *Petrarca*, *Lorenzo de' Medici* und *Torquato Tasso* sind; denn in ihnen wird der gelehrte Leser sehr viel Neues finden, da der Vf. alle in Deutschland vorhandenen Hülfsmittel benutzt hat, um die Widersprüche zu lösen, die sich in den Nachrichten von diesen Männern befinden: Untersuchungen dieser Art verdienen um so mehr den Beyfall der Kenner, weil die damit verbundene Musse und Aufopferung den Blicken der gewöhnlichen Leser ganz entgeht. Die *zweyte* Abtheilung beginnt mit *Salvator Rosa* und endigt mit *Filistri*. Zwischen beiden in der Mitte stehen: *Redi*, *Filicaja*, *Lemene*, *Zappi*, *Marchetti*, *Baldovini*, *Fortiguerra*, *Manfredi*, *Maffei*, *Rolli*, *Frugoni*, *Algarotti*, *Metastasio*, *Colpani*, *Parini*, *Cesarotti*, *Monti*, *Bondi*, *Fantoni*, *Pindemonte*, *Casti*, *Pignotti*, *Bertola*, *Rossi*, *Alfieri*, *Federici*, und neunzehn minder merkwürdige Sonnetten Dichter. Die Interpretation der italiänischen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts ist bekanntlich mit eben so grosen, wo nicht noch grösseren Schwierigkeit verbunden, als die der ältesten, theils wegen der ungeheuern Menge von Anspielungen, die sie enthalten, theils wegen der Verkünstelung überhaupt, welche den Charakter ihrer Werke ausmacht. Der Vf. hat also dasjenige, was er zur Charakteristik der Zeiten aufnehmen musste, nicht nur so gewählt, dass er seinen Lesern die unüberwindlichen Schwierigkeiten erspart, sondern er hat auch, von den besten Kommentaren unterstützt, die übriggebliebenen Schwierigkeiten gehoben. Unter den neueren Dichtern wird der Leser mehrere antreffen, die er bisher nur den Namen nach gekannt hat. Hier war ein fortlaufender Commentar minder nothwendig, weil sie von der gegenwärtig in Europa herrschenden Darstellungsart weniger abweichen, ob sie gleich zum Theil von hoher Originalität sind. Aufmerksam macht Rec. vorzüglich auf die Werke des Grafen *Alfieri*. Dieser Dichter ist so ganz aus sich selbst hervorgegangen. Geraume Zeit vor der französischen Revolution trat dieser Graf — eine für Deutsche höchst seltsame Erscheinung — in dem Gewande eines Tragikers als Apostel der Freyheit in seinem Vaterlande auf. Alle seine Werke glühen von einem Ideal der Freyheit, das theils aus den Schriften des Tacitus, theils aus den älteren Schriftstellern Italiens, besonders aus Dante und Macchiavelli abstrahirt ist. Entsprechen sie vermöge dieser besonderen Tendenz den Begriffen nicht, die sich die Deutschen in neueren Zeiten von der Kunst gebildet haben: so sind sie doch im höchsten Grade poetisch, und den Werken der Griechen nur allzu sehr verwandt. Niemand wird sie ohne grosses Vergnügen lesen; und jeder wird es unserem Vf. Dank wissen, dass er so ausführliche Nachrichten von einem Manne gegeben hat, der als Dichter den Ausschlag über alle seine Landesleute neuerer Zeit giebt, obgleich *Fantoni*, *Monti*, *Casti*, *Parini*, *Bondi* in den lyrischen, didaktischen und beschreibenden Gattun mit grossen Erfolge gearbeitet haben.

Es ist kaum der Mühe werth, zu bemerken, dass durch diess Handbuch und besonders durch den zweyten Theil desselben alle die Vorurtheile über den Haufen fallen, welche Hr. von *Archenholz* über Italiens neuere Dichter verbreitet hat. Das Handbuch selbst ist in jedem Betracht das vollständigste und beste von allen in Deutschland vorhandenen. Werden Arbeiten dieser Art in der Regel mit Recht gering geschätzt, weil sie das Machwerk weniger Wochen oder Monate sind; so macht diese die gerechtesten Ansprüche auf Beyfall und Hochachtung, da jede *Zeile beweiset*, dass sie das Product eines gereiften Geschmacks, einer seltenen Gelehrsamkeit und eines anhaltenden und mühsamen Forschens und Sammelns ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Halle* u. *Leipzig*, b. Ruff: *Ein deutscher Auszug aus Georg Bertola's und Joh. Gerh. de Rossi's italiänischen Fabeln*, für die erwachsenere Jugend beiderley Geschlechts, von *Joh. Chr. Dreyssig*. 1803. 76 S. 8. (6 gr.) Bertola und de Rossi zeichnen sich unter den italiänischen Schriftstellern durch edle Schreibart und feinen Geschmack aus. Von ihren Fabeln einen Auszug in deutschem Gewande zu machen, war daher kein unglücklicher Einfall. Gegenwärtige Arbeit wird unserer Jugend lehrreich und angenehm seyn, weil jede Fabel mit einer moralischen Lebensregel schliesst, und sich durch einen leichten und schönen Vortrag empfiehlt. Nur zuweilen erscheint der italiänische Genius zu genau nachgeahmt, besonders in Participien; z. B. *und sie bereueten beym halbtods und zuckend auf die Erde Fallen zu spät ihre thörichte Aenderung*. — *Die Beglückten den Busen bewohnenden Rosen überhoben sich*. Mehrere harte Stellen dieser Art fallen beym Lesen ins Auge, auch einige Provinzialismen, als: Man lief zum Arzte, welcher die Ursache dieses Uebels *benimte* — und unrichtige Imperfecte, als S. 2. *sprung*, S. 20. *schlung*, u. a. m.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 13. Junius 1803.

PHILOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm, u. HAMBURG, b. Remnant: *A compleat english-german, (and) german english Dictionary.* Vol. I. containing the english german part, wherin (wherein) not only the words to be met with in other dictionaries may be found, but all expressions of natural history, husbaudry, marine, merchandise, the law and its courts, the vulgar tongue and 'provincialisms are inserted by *John Christ. Fick. Vollständiges Englisch-Deutsches und Deutsch-Englisches Lexicon. Erster Band*, worin etc. (der übrige Titel dem Englischen gleichlautend). 1802. 726 S. zwey Columnen für eine Seite gerechnet. — Der 2te B. enthält den Deutsch-Englischen Theil. 523 S. (3 Rthlr. 12 gr.)

In der Vorrede sagt der Vf., dass der öftere Gebrauch, den sowohl er als mehrere seiner Schüler von den jetzt vorhandenen Englischen Wörterbüchern gemacht, ihn überzeugt habe, dass sie unzureichend sind; dass ihre Verfasser viele Hülfsquellen und Autoritäten ganz übersehen haben, und dass ein jeder, der auch nur wenige Englische Bücher gelesen hat, eingestehen werde, dass er sich oft vergeblich in seinem Wörterbuche Raths zu erholen suchte; dass viele technische Ausdrücke, Wörter der Volkssprache und Provinzialismen gar nicht zu finden wären; (hier ist jedoch das von Ebers zum Theil auszunehmen, weil dieser eine Menge Wörter aus dem *Diction. of the vulgar tongue* in das seinige übergetragen hat;) dass man endlich wenig Wörter finde, die auf die Englische Verfassung, auf politische und gesellschaftliche Institute, auf Rechte, Gerichtshöfe etc. Beziehung haben; dass sie endlich sehr mangelhaft in der Naturgeschichte, Landwirthschaft, Schiffahrt, Handel etc. waren. (Hierin stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey.) Hr. F. fing daher an, alle Wörter und Ausdrücke sorgfaltig zu sammeln, die seine Vorgänger ausgelassen hatten, und suchte neue Hülfsmittel, die Lücken zu ersetzen. Unter diesen nennt er *Nemnich* und *Röding*, die Werke eines *Wendeborn*, *Archenholz*, *Küttner*, das Journal London und Paris, die Englischen Miscellen. Ausser den bekannten Wörterbüchern bediente er sich *Masons Supplement to Johnsons engl. Diction.*, des *botanical Diction. for the curious in husbandry et gardening* von *Bladley*, des *complete Farmers*, oder *Diction. of husbandry* etc. *Martyns language of Botany* etc. *Mrs. Piozzis Brit. Synonymy*, des *Class. Diction. of the vulgar tongue*, des *provincial Glossary* und *Blackstones Commentary upon civil Law.* (Zu wünschen wäre, dass der Vf. auch *Chambers Cyclopedia*, oder wenigstens ein Kunstwörterbuch gehabt hätte.) Durch diese Hülfsquellen behauptet er, über 5000 Wörter mehr in sein Werk gebracht zu haben, als man in den Wörterbüchern seiner Vorgänger findet.

Für dieses mühsame Zusammentragen verdient Hr. *F.* unstreitig den Dank aller Liebhaber der Englischen Sprache. Auch ist die ganze Einrichtung seines Werkes so, dass er durchaus Platz zu ersparen gesucht hat, wodurch es dann, der Vermehrung ungeachtet, noch immer die Grösse eines Handwörterbuchs nicht überstiegen hat.

Wir wollen nun die ersten zwanzig Bogen wählen, und von jedem derselben die zwey ersten Seiten genauer durchgehen. *I am a bed* ist gemein, und sollte durch ein Zeichen dafür angegeben seyn. (Ueberhaupt ist es ein Fehler dieses Werkes, dass das Pöbelhafte zwar oft, aber nicht immer als solches angezeigt ist. Der Deutsche will nicht nur wissen, was ein Wort, oder eine Redensart bedeute, sondern ihm liegt auch sehr viel daran, ob er sie wieder gebrauchen darf). *Abacus* ist nicht ein Säulencapital, sondern das, was zunächst auf dem Capital liegt, und wird auch von den Deutschen Abacus, oder die Platte genannt. *Abbess* ist nicht eine Kupplerin, sondern die Eigenthümerin eines Bordels. *Alligation* ist im Deutschen die Kettenrechnung. *Alliteration* ist jede Zusammenstellung mehrerer Wörter, die sich mit den nämlichen Buchstaben anfangen, nicht nur Verse. S. 43 fehlt das sehr bekannte Wort *to authenticate*, authentisch machen. *An authenticated copy*, eine vidimirte Copie. S. 49 Die Eintheilung der Englischen Barone passt nicht mehr. Man überlässt es einem jeden, der zum Baron gemacht wird, ob er zu seinem Namen den Lordstitel, oder ein Gut, das ihm gehört, oder irgend einen Ort, mit dem er in Verbindung steht, setzen will. Daher Lord Thurlow, Lord Nelson etc. Dass die Frau eines Baronets den Titel Lady hat, ist ganz richtig; aber was meynt der Vf. mit Madam? Madam gebraucht man bloss in der Anrede und zwar für jedes weibliche Wesen, verheyrathet, oder unverheyrathet, von der Königin an durch alle Stände bis auf die Handwerksfrau herab. *A baron of beef* ist wohl nichts weiter als ein Irrthum, oder Missverständniss aus dem Journal London und Paris. Das Englische ist *Sir loin of beef.* S. 50 Die Erklärung von *Barrister* ist ganz falsch. B. ist jeder Rechtsgelehrte, der vor den hohen Gerichtshöfen plaidiren darf. Erskine und alle die grossen Rechtsgelehrten, die

die man aus den Zeitungen kennt, find Barristers. *Barrow*, ein Grabhügel, nämlich jene alten, die wir gewöhnlich *tumuli* nennen. *Busket*. Die niedrige Redensart „*I am in the basket*“ kommt häufig vor, und bedeutet: Ich verstehe nicht, was gemeynt ist, ich bin nicht im Geheimnisse. S. 63 *to blanch almonds*, Mandeln mit heissem Wasser brühen und die Haut davon abschälen. S. 66 *Blast*, jedes grosse Feuer, als *the blast of a forge, the blast of gun-powder*. S. 67 weggelassen *venitian blinds*, Jalousien oder jene beweglichen Bretchen in den Hausfenstern, Kutschfenstern etc. S. 68 fehlt *bloody hand*, die blutige Hand in den Wappen der Englischen Baronets, worauf häufig angespielt wird; *blotting paper*, Löschpapier; *to blow one up* heisst nicht einen verschreyen, sondern, ihn zu Grunde richten, indem man sein Geheimniss, oder seine Betrügerey entdeckt. S. 81 fehlt *to bruise*, boxen. *Bruiser*, ein Boxer, besonders von denen, die recht eigentlich Profession davon machen. *Brushe* ist nicht nur ein Borstenpinsel, sondern auch jeder Haarpinsel, zum Malen, Laviren etc. *to brush up*, herausputzen, aufputzen; (*He brushed himself up* etc. *to brush up any thing old.*) fehlt, eben so *Buck*, eine Art Stutzer und zwar von denen, welche die Moden übertreiben. *to cast away*, Schiffbruch leiden etc. muss heissen *to be cast away*. *Castrametation*, die Kunst, sich zu lagern; besser: die Kunst, ein Lager abzustechen. *Catchpenny* ist nicht die Erfindung einer neuen Auflage, sondern jedes Ding, wodurch man den Leuten ihr Geld ablockt. Ein schlechtes Buch mit einem anziehenden Titel, eine Ausstellung, von der man viel verspricht und die unbedeutend ist u. dgl. sind ein *catch-penny*. *Cathedral* heisst zu einer Cathedralkirche gehörig, oder ihr gemäss. Eine Menge Kirchen, zu denen kein Bischoff gehört, haben *cathedral service*, d. h. einen Gottesdienst, wie er in den Cathedralkirchen gebräuchlich ist, wie z. B. in Westminster, Windsor und vielen andern. S. 113 *Close to the ground* heisst nicht, der Erde gleich (das ist *on the level of* etc.), sondern dicht an der Erde. Ein *congé d'elire* ist die Erlaubniss, die der König einem Capitel giebt, sich einen Bischoff zu wählen etc. nicht *aus dem Capitel*, denn letzteres geschieht sehr selten. Uebrigens ist das Ganze eine blosse Form, denn der Hof macht die Bischöffe, nicht die Capitel. S. 145 Bey *crest* fehlt die Bedeutung *Helmzierde*, welche sehr oft vorkommt. Ein paar Worte weiter fehlt *crim-con*, Ehebruch. Eigentlich ist es *criminal conversation*, wird aber fast allgemein *crimcon* geschrieben und ausgesprochen. Weiterhin fehlt *the Curse of Scotland*, die Careau Neune, ein Ausdruck, den man beym Spiel oft hört. *Demagogue* ist nicht Oberhaupt einer Parthey, sondern nur einer Volksparthey, ein Volksführer. Bey *demi* fehlt *demi-rep*, ein Frauenzimmer von zweydeutigem Rufe, eine, die nur nicht gerade eine Hure ist. *to dine with duke Humphrey* heisst nicht nur fasten, sondern gewöhnlicher, allein essen. Ebend. Die ältesten Söhne der Englischen Herzoge haben den Rang als Marquis, aber nicht immer den Titel. Die jüngern Söhne haben den Titel Lord vor dem Tauf- und Familiennahmen, als *Lord* Henry Spencer, Sohn des Herzogs von Marlborough, Lord Robert Fitzgerald, Sohn des Herzogs von Leinster. S. 194 *dunghill cock* ist jeder gemeine Hahn, im Gegensatze der Streithähne, die von einem edlern Blute sind. Eben so sagt man auch *dunghill hen*, eine gemeine Henne. Ebend. *to kick up* oder *raise a dust* ist nicht sowohl Unruhe erwecken, als *Lerm* machen, Aufsehn erregen. *Entablature*, das Gebälk; richtig! Nicht aber „das Friess oder der Kranz einer Säule“, denn es ist, so wie das deutsche Wort Gebälk, der Hauptbalken, der Fries und der Kranz zusammen. S. 209 *Envoy* ist niemahls Resident. Er kommt gleich auf den Ambassador und steht über dem Minister plenipotentiary. *Epigraphe* ist jede Ueberschrift, nicht nur auf einer Säule. S. 210 *Equerries* sind am Englischen Hofe Officianten, die den König begleiten, besonders beym Ausreiten; gewöhnlich Officiers der Armee. *Farmer*. Anstatt „in England heissen alle Bauern *farmers*“ würde Rec. sagen: in England giebt es fast keine Bauern, *sondern* Pachter, Knechte und Taglöhner. In Nord-England findet man hin und wieder Bauern nach unserer Art, und diese heissen *estatesmen*. *Fascia* (Archit.) heisst nicht der Kranz an einer Säule, sondern ein Streif des Unterbalkens (Architrave), welcher aus drey solchen Streifen besteht. S. 228 *people of fashion* sind nicht Leute, worunter man den Adel und die grössten Güterbesitzer versteht; sondern Leute von Ton, die auf den grossen Fuss der Mode leben. Viele Adeliche sind nicht *people of fashion*, so wie viele *people of fashion* nicht vom Adel sind. *Flippant* entspricht auch einigermassen unserm *Naseweis*, welches die Engländer sonst nicht auszudrücken wissen. Bey *to flirt* fehlt die Bedeutung coquettiren, worin es sehr häufig gebraucht wird; eben so *a flirt*, eine Coquette; und *flirtation*, Coquetterie, ohne Buhlerey zu seyn. Bey *fusee* ist die Bedeutung Rackete vergessen. *Grace*. *To say grace*, vor oder nach der Mahlzeit beten. *to grapple* fehlt die Bedeutung, sich an ein Schiff anlegen und Handgemeng werden. *To grate*, einem wehe thun, besonders seiner Empfindlichkeit. *Hustings* bedeutet auch das hölzerne Gerüste, wo an einigen Orten die Parlamentsglieder gewählt werden.

Der Leser wird nunmehr im Stande seyn, selbst zu beurtheilen, was er von dem Englisch-Deutschen Theile dieses Wörterbuchs zu erwarten hat. Rec. hat nur noch hinzuzusetzen, dass er es, aller dieser Erinnerungen ungeachtet, für das brauchbarste hält, das wir jetzt haben. Sollte es manchem auffallen, dass sich auf 40 Seiten so viel zu erinnern fand, so muss er bedenken, dass es andern Wörterbüchern an Mängeln und Irrungen auch nicht fehlt, wenn man sie auf die nämliche Art prüft. Rec. stellte diese Untersuchung an, weil das Werk wirklich viel Verdienst hat, und weil der Vf. vielleicht dadurch bewogen wird, die Sprache noch mehr zu studieren, und in der Folge eine vollkommnere Ausgabe zu liefern; denn Vieles bleibt ihm allerdings noch zu thun übrig.

Auch

Auch die Ausfprache hat der Vf. mit deutfchen Buchftaben anzugeben gefucht; allein diefs ift der fchlechtefte Theil des ganzen Buches, und Rec. findet da ungefähr alle die Fehler, die er noch zeither in den Werken gefunden hat, die von Deutfchen über die Englifche Ausfprache gefchrieben worden find. Sie find unzählig, und Rec. mufs dem Lefer rathen, ja keinen Gebrauch davon zu machen; fo weifs er wenigftens, dafs er nichts falfch lernt. Um feine Behauptung zu beweifen, will Rec. nur Einiges ausheben. Für drey verfchiedene Ausfprachen des Englifchen *a* nimmt er nur ein einziges Zeichen an, das deutfche ä, welches er denn vermuthlich ausfpricht, wie das e in Leben, geben, ftreben. Diefs pafst denn auf das erfte *a* in *abate*, *abdicate*, *abdication*, *away*. Aber das zweyte *a* in allen diefen Wörtern mufs wie unfer e in gehen, ftehen, ausgefprochen werden. Nun nimmt aber der Vf. auch für das zweyte a ein ä an; folglich fpricht er alle die Taufende von Wörtern, die fich in *ation*, *ate* und *ay* endigen, falfch aus. Selbft die Endungen in *ai* überfetzt er durch ä; alfo find auch diefe falfch. Er irret gleich in der erften Zeile feines Werkes, indem er das Englifche A äh ausfpricht. Diefs ift das A der Schotten und Irländer; der Engländer nennt den erften Buchftaben feines Alphabets e, oder eh, wie in Ehre. Ja felbft da, wo das Englifche A beynahe wie unfer deutfches a klingt, als in *arch*, *father*, *farmer* etc. fchreibt er noch immer ä. — Die Endungen in *er* drückt er durch ör aus; ein Ton, der, wenn er im Deutfchen richtig ausgefprochen wird, in der Englifchen Sprache nicht exiftirt, den auch der Engländer, in der Regel, gar nicht ausfprechen kann. — In manche Wörter fetzt er ein h, wo im Englifchen keins zu hören ift, als *deification*, dehifikäfchn, *deiform*, dihifarm, *deism*, dihism etc. — Auch das o fchreibt er in einer Menge von Wörtern durch ein deutfches a, wie faft alle feine Vorgänger. Von allen falfchen Ausfprachen ift dem Engländer keine fo widerlich, wie diefe. — Doch genug, um den Lefer vor der Ausfprache des Vf. zu warnen.

Der zweyte Theil ift für den Deutfchen weniger wichtig; auch hat diefer dem Vf. gewifs nicht fo viel Arbeit gemacht, als der erfte, da er das grofse und ziemlich vollftändige Eberfche Wörterbuch benutzen konnte. Er ift aber, fo wie der erfte, mit vielem Fleifse ausgearbeitet und überaus reichhaltig an Wörtern. Für den Engländer ift es ein fehr brauchbares Handbuch; aber für den Deutfchen, der aus feiner Sprache ins Englifche überfetzen will, reicht es nicht zu, denn dazu ift es, bey der ungeheuern Menge von Wörtern, die es enthält, nicht umftändlich genug. Auch ift nicht zu verlangen, dafs ein Handwörterbuch allen Zwecken entfprechen foll. Dafs das Englifche oft nicht richtig ift, und noch öfter das Deutfche nicht erfchöpft, wird wohl niemanden befremden, der die Schwierigkeit der Unternehmung kennt. Auch hier nur einigermafsen in das Umftändliche einzutreten, würde den Umfang einer Recenfion weit überfchreiten.

Berlin, in d. Voffifchen Buchhandl.: *Einleitung in die Grammatik, oder Vorbereitungslehre zu jedem grammatifchen Unterricht*, für Knaben- und Töchterfchulen; von *Theodor Heinfius*, Dr. der Philofophie. 1801. XIV u. 146 S. 8. (10 gr.)

Einen zweckmäfsigeren Sprachunterricht zu befördern, und dem Anfänger das trockene Studium der Grammatik zu erleichtern, dazu ift vorliegende Schrift nicht blofs von dem Vf. beftimmt, fondern durch gute Abfaffung wirklich geeignet. Sie enthält die Prolegomena zu jedem grammatifchen Unterricht, zwar nicht mit erfchöpfender Gründlichkeit, aber fafslich und in lichtvoller Ordnung vorgetragen; und da faft auf jeder Schule wenigftens die deutfche, lateinifche und franzöfifche Sprache fchon in den untern Claffen gelehrt wird, fo kann fie als Einleitung zu diefen Lehrvorträgen dienen. Der Vf. ift nicht blofs bey der Erklärung grammatifcher Kunftausdrücke ftehen geblieben, fondern hat alles, was die allgemeine Grammatik betrifft, und was überhaupt bey dem Erlernen einer beftimmten Sprache fchon vorausgefetzt werden follte, mit aufgenommen, infofern es für den erften Unterricht gehört, und einer populären Darftellung fähig ift. Wenn daher gleich, wie Hr. *H.* in der Vorrede felbft bekennt, manche Erklärungen, z. B. von dem Verbum, dem Subftantivum etc. in philofophifcher Hinficht nicht befriedigend genug find: fo halten wir doch fchon das für Gewinn, wenn erft durch diefen Leitfaden auch Ungeübte zu grammatifchen Begriffen gelangen, und nicht mehr blofs Worte erlernen werden, bey welchen fie gar nichts zu denken vermögen. Fügt ein gefchickter Lehrer zu den hier gegebenen Erläuterungen paffende Beyfpiele hinzu: fo kann es nicht fchwer fallen, auf diefem Wege auch Mädchen grammatifche Begriffe beyzubringen, und fie eine Sprache nach Regeln, mithin gründlicher als gewöhnlich, zu lehren.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Schwickert: *Vollftändiges griechifch-deutfches Wörterbuch*, ausgearbeitet von *Johann Gottfried Haas*, Conrector an d. Schule zu Schneeberg. *Zweyter Band:* A bis und mit Ω. 1801. 1952 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wir können uns bey der Anzeige diefes Bandes kurz faffen, da nicht blofs in der Recenfion des erften (A. L. Z. 1797. N. 252) die Einrichtung des Werkes, fammt deffen Vorzügen und Fehlern, umftändlich dargelegt, fondern auch bey Beurtheilung des *Schneiderfchen* Handwörterbuchs (A. L. Z. 1798. N. 236) von Neuem vergleichende Rückficht darauf genommen worden ift. Auch in diefem Bande offenbart fich überall der mit eigener Prüfung und forgfältiger Belefenheit verbundene Sammlerfleifs des gelehrten Vfs.; aber die Erfoderniffe eines Handwörterbuchs, zumal wenn es fich als ein *vollftändiges* ankündiget, welche

welche in obgedachter Recension aufgestellt wurden, sind auch hier nicht befriediget. Selbst bey einzelnen Wörtern ist noch Manches zu berichtigen, Manches nachzutragen. Die Artikel μηρός, μιμίαμβος, πίστις fielen uns zuerst ins Auge. Bey den ersten beiden finden sich so viel Fehler, als Zeilen, bey dem letzten ist wenigstens nicht bemerkt worden, dass bey den Griechen auch die Versicherung durch Handschlag πίστις genannt wurde. So unterscheidet Aristophanes (Acharn. 307) βωμός, eidliche Versicherung beym *Opfer*, ὅρκος, Zusage durch Worte, und πίστις, durch *Handschlag*. Der Scholiast führt dabey das homerische δεξιαί, ᾗς ἐπέπιθμεν an. Uebrigens musste, schon der Consequenz halber, in diesem Theile manches von dem Plane des Vfs. beybehalten werden, was schon bey der Recension des ersten als unzweckmässig, entweder überhaupt, oder doch für ein solches Wörterbuch, ausgezeichnet ward. Dahin rechnen wir namentlich die geographischen, historischen und mythologischen Artikel, und die Ableitung der griechischen Wörter von hebräischen, arabischen oder syrischen Wurzeln. Wir konnten uns auch jetzt der Befremdung nicht erwehren, als wir ματχάλη von מעכה, μάτην oder dorisch μάταν von מוט, *wanken*, *kehren*, μήνιγξ, das *Hirnhäutchen* von מנע, *prohibere*, *tegere*, in vollem Ernst hergeleitet fanden. Jedoch auch über diese etymologischen Grillen ist in jener ersten Recension das Nöthige bemerkt worden, und damit nicht Nachahmer zu ähnlichen Combinationen verlockt werden, stehe hier, zu kräftigerer Warnung, ein merkwürdiges Urtheil *Bentley's* aus einem ziemlich vergessenen Briefe an Gottfr. Richter (in dessen *Specim. Observat criticarum p.* 43): *Certe, si in ulla eruditionis parte, in hac praecipue τῶν ἐτυμολογιῶν, opus est solido et subacto judicio: quo qui destituuntur, turpissime se dare solent et deridendos propinare. Ea enim est indoles linguarum Orientalium, ut si (pro more hominum, qui in ea re hodie lauream quaerunt) vocalium nulla ratio habeatur, consonantium autem permutatio tam patienter admittatur, quidvis possit deduci, et tota verborum graecorum suppellex ex Oriente deportari. Superiore saeculo Goropius Becanus — omnia linguae ebraea vocabula ex brabanticis deducere aggressus est: vix magis insanus, quam qui hodie omnia nostra ex ebraeis petere conantur, febriculosis conjecturis et inanibus suspicionibus freti. Hanc tu ut ingeniorum pestem fugias, auctor tibi ero. Nullus enim solidae doctrinae fructus, nulla apud cordatos homines gloria provenire hinc poterit.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Altorf* u. *Nürnberg*, b. Lechner: *Diss. inaug. de Lemna*, quam in studiorum universitate Altorfina pro gradu Doctoris medicinae et chirurgiae obtinendo, die IX Nov. 1801 publice defendet auctor *Io. Fried. Wolff*, Suenofurto-Francus. Cum tabula aeri incisa. 1801. 22 S. 4. (10 gr.) Eine fleissige Arbeit, die für den Beobachtungsgeist ihres Vfs. auch für seinen Beruf zum Naturforscher ein günstiges Vorurtheil erweckt. Die Wasserlinsen, diese in ganz Europa äusserst gemeinen Gewächse, dienen zum auffallenden Beweise, wie sorglos unsere Naturforscher in der Untersuchung des Baues und der Oekonomie der Pflanzen noch oft gewesen sind. Ungeachtet die Befruchtungstheile der *Lemna minor* dem blossen Auge sich leicht darstellen, und im Spätsommer häufig zu finden sind: so hat die Gattung doch bis jetzt einen falschen Ort im Linnéschen System eingenommen. Zur 21sten Classe gehört sie nämlich viel weniger, als die Callitriche, und man kann sie mit allem Rechte, schon nach den vortrefflichen Micheli'schen Beobachtungen, in die zweyte Classe setzen. *Vallisneri* war zwar der erste, der die Blüthen etwas genauer untersuchte (Opere, tom. II. p. 81. f.), aber seine Beschreibung ist so undeutlich und sticht zu ihrem Nachtheil so sehr gegen die unvergleichlichen Beschreibungen und Abbildungen von *Micheli* (nov. plant. gener. p. 15. 16. tab. II) ab, dass man den letztern eigentlich als den wahren Entdecker ansehn muss. Micheli setzte die Wahrheit seiner Bemerkungen so ausser allen Zweifel, dass man sich billig wundert, wie *Gärtner* (de fruct. et semin. p. XIX) die Sexual-Fortpflanzung den Wasserlinsen abstreiten und sie allein durch Keime sich vervielfältigen lassen konnte. Medicus und Andere nehmen indessen diese Idee an, und selbst *Schkuhrs* treue Forschungen (Handb. III. Taf. 281) so wie *Ehrharts* frühere Bemerkungen (Beyträge, Th. I. S. 43 f.) an der *Lemna gibba* gewannen nur einen Theil der Botanisten. Denn die eigentlichen Samen, durch eigentliche Befruchtung entstanden, hatte doch nur *Micheli* beobachtet; seine Angabe von der Gestalt und Zahl der Fruchtkapsel widersprach Roth (flor. germ. I. p. 391) und weder *Ehrhart*, noch *Schkuhr* konnten die Samen selbst untersuchen.

Diese Ungewissheit machte demnach eine neue *Untersuchung* sehr nothwendig, und der Vf. hat dieselbe, ausser der italiänischen *L. arrhiza*, an allen übrigen *Arten* mit vieler Sorgfalt angestellt. Sehr zweckmässig fängt er mit der Fortpflanzung durch Keime an, und zeigt, wie sich durch Oeffnung des Seitentheils eines Blatts ein neues Blatt erzeugt, und wie diese Art der Vermehrung bey Wasserlinsen, die auf schattigen Sümpfen wachsen, die gewöhnlichste ist, dagegen solche, die von der Sonne beschienen werden, eher Befruchtungstheile erzeugen. Die Wurzeln beschreibt er sehr genau, lässt es aber dahin gestellt seyn, wozu die Mützchen an der Spitze der Wurzeln dienen. In Rücksicht der Befruchtung selbst hat er zwar Micheli's treffliche Untersuchungen nicht übertroffen, ja in Rücksicht der Darstellung der Samen nicht einmal erreicht. Aber er macht dagegen auf die Körperchen aufmerksam, womit die Blätter und Wurzeln der *L. trisulca* besetzt sind, und die dem Rec. wie Knospen vorgekommen sind. Die Abbildungen sind richtig, wenigstens besser als die Schkuhr'schen, aber mit Vergnügen verweilt man doch noch immer bey den Micheli'schen, wo man unter andern den Unterschied findet, dass M. der *Lemna gibba* fünf Samen in jeder Kapsel, der *L. minor* aber nur zwey giebt. Hr. *Wolff* hingegen bildet auch Fig. 14. 15 bey der *L. gibba* eine *capsula disperma* ab.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 14. Junius 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Pest, gedr. b. Patzko: *Zeitschrift von und für Ungern zur Beförderung der vaterländischen Geschichte, Erdkunde und Literatur, herausgegeben von Ludw. von Schedius. Ersten Jahrganges Zweyten Bandes Zweytes Heft.* S. 131—255 *Drittes Heft.* S. 259—368. *Zweyten Jahrganges* 1803 *Dritten Bandes Erstes Heft.* S. 1—68. *Zweytes Heft.* S. 71—132. 8.

Schon aus der vorangezeigten Seitenzahl wird ersichtlich, dass mit dem Jahrg. 1803 eine Veränderung in der Herausgabe dieser Zeitschrift eingetreten sey. Diese Veränderung besteht nämlich darin, dass sie nunmehr in monatlichen Heften, jeden zu wenigstens 4 Bogen gerechnet, erscheint, und so durch die Post regelmässig versendet werden kann.

Zweyter Band 2tes Heft. 1) *Reise nach Constantinopel in Briefen*, vom Hn. Grafen *Vincenz Batthyáni*, eine Fortsetzung. Herabgesunkener militärischer Ruhm der Türken; äussere Politik, innere Verwaltung: alles kurz aber kräftig geschildert. (Hiebey eine — wiewohl sehr lesenswürdige Abschweifung auf einen neuern leider schon verstorbenen, in seinem Leben verkannten ungrischen Staatsmann, Alexander von Pászthori, in dem sich grosse Talente mit warmen Patriotismus vereinigten.) Wirkung der Religion auf die Türken; Müssiggang; Geringschätzung andrer Nationen; schneller Uebergang von Entschlossenheit zur Feigheit. 2) *Maass- und Gewichtseinrichtung in den k. k. Erbländern*, vom (verstorbenen) Freyherrn *Georg Vega*, verglichen mit dem französischen neuen Maass- und Gewichtssystem. 3) *Historisch-diplomatische Aufklärungen über Stephan V. Königs von Ungern Tod im J. 1272 und über die ersten Regierungsräthe Ladislau's des Kumaners*, von *Joh. Christ. v. Engel.* Diese Aufklärungen, die ein paar neue Facta zur ungrischen Geschichte beytragen, sind aus einer Handschrift der k. k. Hofbibliothek genommen, welche ein Formularium des Kanzlers von Ottocar, K. in Böhmen, des M. Heinricus de Ysernia enthalten. 4) *Rhapsodische Bemerkungen über Croatien und einige Gegenden Ungerns*, von *Steph. v. Köröskényi.* Der reellen Thatsachen und Bemerkungen sind hier nicht viele; aber dennoch liest sich dieses Gemisch von sentimentalen, dichterischen, philosophischen und reellen Bemerkungen wegen der reinen Schreibart und der lebhaften Darstellung sehr gut. Der erste Brief handelt vom Charakter des croatischen Landmanns, der zweyte von dem Zustand der Schriftstellerey und der Gelehrsamkeit in jenen Gegenden: freylich ist alles mit verschönerndem Griffel geschildert. Die Büchersammlung des verstorbenen gelehrten Staatsmanns und Obergespans Nic. Skerletz von Lomnitza soll sich auf 60.000 Bände belaufen, und wie der Vf. gehört hat, zum öffentlichen Gebrauch aufgestellt werden. Dieser Mann hat sich auch um das Schulwesen in seinem Comitate viel Verdienste gesammelt. 5) *Ueber die Verbreitung der Kuhpocken im Graner Comitate*, vom Comitatsarzt D. *Mich. Lenhossék.* 6) *Ueber den handschriftlichen Nachlass des Matth. Bel*, von *Jac. Ferd. v. Miller.* Bekanntlich hat der verstorbene Cardinal und Primas von Ungern, Joseph Batthyáni, Bels Nachlass im J. 1767 an sich gekauft, und mit den Schätzen seiner reichhaltigen Bibliothek vereinigt. Bey dem Transporte wurden einige Handschriften durch das auf dem Schiff in die Kisten eingedrungene Wasser beschädigt. Diess war mit Ursache, dass die Fortsetzung der Belischen *Notitia Hungariae Novae*, wovon nur vier Bände und vom 5ten einige Bogen gedruckt sind, bisher nicht ans Licht trat, ungeachtet sie Bel ganz ausgearbeitet, und deren Herausgabe nach seinem Tode anempfohlen hatte. Allein wenn auch einiges durch das Wasser verdorben und unleserlich worden; warum wollte man das übrige der Kenntniss des Publicums vorenthalten? Eben so bedauernswerth ist es, dass Bels in Handschrift fertig liegender 2ter Theil seines vortrefflichen *Adparatus ad historiam Hung.* bis jetzt noch nicht ans Licht gefördert ist. Zwar sind die dazu bestimmten Stücke grösstentheils schon gedruckt, aber wie selten, und wie werth des Nachdrucks ist nicht z. E. *Stephani Taurinii Stauromachia.* Sie fehlt sogar im gräfl. Széchényischen Catalog. Sollte die wünschenswerthe Herausgabe noch erfolgen: so könnten einige neuerlich herausgegebene Stücke (wie z. E. *Sigism. a Pesitz* richtiger *a Pesintz hist. exped. Max. in Pol.* und *Ruinae Pannonicae lib. IV.* nämlich von *Christ. Schesaeus*, wovon das erstere von Hn. v. *Kovachich Script. minores* I. 158 und das andere vom Hn. Abbé *Eder* herausgegeben worden) wegbleiben. Hr. v. *Miller* hätte nach der Pflicht eines guten Bibliographen nicht vergessen sollen zu bemerken, dass sowohl die Dec. I. Nr. 3. erwähnte *Vita Jacobi Despotae* als die Dec. II. vorkommenden *Elegiae XV.* (nämlich *de Clade Moldavica*) von *Joh. Sommer* herrühren. — Wir übergehen hier, wie bey den folgenden Heften die zweckmässigen Bücher-Anzeigen und das nützliche literarische Intelligenzblatt, wovon die Leser der A. L. Z. aus Nro. 160. 1803. die Einrichtung und Beschaffenheit kennen.

Zweyter Band 3tes Heft. 1) *Fortsetzung der Briefe über Constantinopel.* Ueber die Lage und den Umfang dieser Hauptstadt; über die merkwürdigern Gebäude und Plätze derselben; vorzüglich über die Sophienkirche, in Begleitung historischer Rückerinnerungen. 2) *Vorschlag eines Instituts für Fallsüchtige in Ungern,* vom Hn. Prof. G. (Genersich zu Kasmarkt.) Das Institut sollte sowohl zur Heilung als zur Aufbewahrung solcher Kranken bestimmt seyn. Was wider diesen Vorschlag vom Protomedicus Hn. von Schraud eingewendet worden, wird unten vorkommen. 3) *Etwas über den Wegebau in Ungern, und über die Nothwendigkeit einer Chaussée zwischen Presburg und Kaschau über Neusohl und Leutschau,* von *Joh. Christ. v. Engel.* Der Aufsatz hat zur Absicht, zum ordentlichen Betrieb des Strafsenbaues zu ermuntern, die Nothwendigkeit der Bezahlung von Wegzöllen, ohne alle Rücksicht auf Privilegien des Clerus und des Adels zu zeigen, und zugleich das Muster nach Verdienst zu rühmen, welches Hr. Graf Kohäry durch seinen Strafsenbau im nördlichen Theil des Gomorer Comitats in seinem Gebiet gegeben hat. Auf dem Reichstag des J. 1803 kam der Wegbau auch zur Sprache, aber unglücklicher weise nicht eher, als damals, wo sich schon die durch das Vorhergegangene ermüdeten Stände der bevorstehenden Weinlese wegen nach Hause sehnten. In Siebenbürgen — ist der Wegbau, wie auch der Vf. bemerkt, am schlechtesten bestellt; Rec. mufs die Ursache hinzusetzen: weil in Siebenbürgen noch nicht einmal ein Urbarium eingeführt ist, und der Bauer weder weifs, wie viel Ländereyen er vom Grundherrn angewiesen bekommen soll, noch wenn und wieviel Dienste er hievon zu leisten hat. Ein Bauer, den der Edelmann nach Willkür zu Frohndiensten verwendet, kann freylich nicht noch zum Wegbau hinausgetrieben werden, ohne ganz zu Grunde zu gehen. 4) *Einige Hindernisse der Industrie in Ungern besonders an der Theifs,* von *Sam. Thfschedik.* Der Vf. meynt es gut, hat aber nicht deutlicher reden können oder wollen. Winke genug liegen indessen in folgenden Worten: „Kaum fängt die Industrie auf irgend einem bisher „wüste gelegenen Flecke an aufzublühen: so drückt man „sie schon in der Blüthe durch schwerere Abgaben, „durch Vertauschung der verbesserten Gründe mit „schlechtern u. s. w. mit Gewalt nieder." — Der Vf. wünscht ferner Industrieschulen, und vorzüglich die Zertheilung und Regulirung der Ortschaften, welche bey dem grofsen Umfang ihres Gebiets von ihren Gründen und Szällásen (d. h. ungefähr Meyerhöfen) zu weit entfernt sind, und wobey die Landleute viel Zeit mit Hin- und Herfahren verlieren. Rec. begreift leicht, wie nach der Verwüstung der Gegenden an der Theifs, die er aus eigner Ansicht kennt, durch Türken, Tataren etc. die sich wieder ansiedelnden Ortschaften zu so grofsen Gebieten gelangten; (so z. E. hat Kartzag 1500 Familien Vater, aber ein Gebiet von mehrern Meilen im Umkreise) aber er begreift nicht, wie man es dabey läfst, ungeachtet der in die Augen springenden Nachtheile. 5) *Bibliographische Merkwürdigkeiten.* Hr. Prof. *Joh. Szombathi* zeichnet aus dem ihm vorgekommenen Catalog der Bibliothek des jungen Sigmund Rákórzi (starb an Blattern 1652) einige seltnere Bücher, vorzüglich in ungrischer Sprache aus. Hr. *Alexius Horányi* giebt Nachricht von einer seltnen gedruckten Beschreibung Paläftina's von einem ungrischen Mönch *Gabriel* von Pétsvárad, der dahin 1514 gewallfahrtet war. Hr. Prof. *Ladisl. Németh* in Raab beschreibt aber zu kurz und ohne Auszug) eine Kirchenagende und Kirchenordnung für die Superintendentur A. Conf. jenseits der Donau, aus den Zeiten des Superint. Musai vom J. 1650. 6) *Fortgesetzte Bemerkungen über Croatien* u. s. w. Ueber die Vaterlandsliebe der Ungern — über das augenscheinlich ausgebreitete Streben nach höherer Cultur — über die Verdienste des Bischoffs von Croatien Max. Verhovátz. (Von diesem durch K. Joseph II. vom Rectorat des Generalseminariums zum Zagraber Bisthum beförderten Manne heifst es hier, und diefs mag auch eine Probe des Stils des Hn. v. Köröskényi seyn: „Er wirket hier für die bessere Bil„dung des jungen Clerus, und dort für die bessere Ver„waltung seiner ausgebreiteten Güter. Er schenkt „hier einem Nonnenkloster, wo weibliche Jugend er„zogen wird, gute deutsche Erziehungsschriften, und „läfst dort zwey Steinkohlengruben mit Nutzen be„arbeiten. Wenn er hier an der (Agramer) Akade„mie Schüler und Lehrer aufzumuntern weifs: so „verfolgt er dort zu gleichen Zeiten die Spur edlerer „Metalle. Er hat mir Silber und andre Stufen gewie„sen, die er in Croatien vorfand. Vielleicht dankt „ihm einst Croatien ergiebige Bergwerke. Die für „den Handel Ungerns so wichtige Schiffbarmachung „der Kulpa beschäftiget ihn itzt überaus; alle Hin„dernisse derselben und die Mittel sie zu entfernen, „fetzt er dir mit Sachkenntnifs und Eifer auseinander. „Alle dahin gehörigen Plane und Karten *kannst du* „bey ihm sehen.") Ueber die Gartenanlagen zu *Paukowez* — Vergleichung des Charakters der Ungern und der Croaten. („Diese Sprache, hörst du, wie „kühn, wie scharf, hochtönend, stolz — diefs ist der „Unger; jene wie friedlich, einfach, sanft, ruhig — „diefs ist vielleicht der Grundzug im Charakter des „Croaten und Slaven"). Ueber die schiefen Urtheile und die geographische Unwissenheit vieler Ausländer über Ungern. In der Encyclopädie wurde gesagt: „*La langue Hongroise est un dialecte de l'Esclavonne*". — Zu diesem Abschnitt liefsen sich viele Nachträge sammlen, aber Rec. gesteht mit dem Vf.: „Wie „wenig haben wir selbst gethan, um den Ausländer „eines Bessern über unsre Heymath zu belehren." Zuletzt etwas zum Lob der Schauspielergesellschaft, die im Winter 1801 zu Warasdin gespielt hat. — Ein brauchbares Register beschliefst den ersten Jahrgang der nützlichen Zeitschrift.

Dritter Band erstes Heft. Im bündigen Vorbericht verspricht der Hr. Herausgeber fortzuschreiten auf seiner Bahn „befeelt von jenem vorsichtigen Mu„the, der zwar nie mit gigantischer Wuth den Him„mel

„mel stürmen, noch mit abergläubischer Schwärme-„rey sich in den brennenden Pfuhl stürzen wird, der „aber manches Hindernifs, das den kalten Rechner „zurückschreckt, zu besiegen im Stande ist". — 1) *Ueber die medicinische und naturhistorische Literatur von Ungern*, von Hn. D. *Joh. Carl Lübek*. Eine nützliche, noch weiter fortzusetzende Uebersicht; nur glaubt Rec., der Vf. hätte von Veszprémis *biographia Medicorum*, aus der er selbst so viel geschöpft hat, glimpflicher urtheilen können. 2) *Fragmente aus dem Tagebuch eines Reisenden in Siebenbürgen*. Der ungenannte Vf. beschäftigt sich vorzüglich mit Cronstadt und mit dessen Handels- und Fabriks-Vertrieb, wovon er genaue und richtige Angaben liefert. Wenn aber der Vf. die Ursache des Abstands zwischen den Szeklern und den deutsch-burzelländschen Dörfern in der orientalischen Indolenz der erstern findet; so hat er vermuthlich dabey vergessen, dass die Szekler jetzt nicht mehr ihre alte Verfassung haben, sondern entweder das Gewehr tragen, oder unterthänige Leute sind. Hingegen die Burzelländer Deutschen sind keinem Grundherrn, sondern nur ihrem Landsherrn unterthänig. 3) *Ein Beytrag zur vaterländischen historischen Literatur*, von *Joh. Christ. v. Engel* aus *v. Smittmers* vermehrter Literatur der geistlichen und weltlichen Ritterorden besonders des Malteserordens. Hr. v. E. schlägt vor, den Catalog der gräfl. Széchenyischen Bibliothek zum Grunde zu legen, um ein vollständigeres Gebäude der ungrischen Literatur aufzuführen; zu diesem Ende aber auch alle in ausländischen Journalen und Büchern zerstreute Aufsätze über und von ungrischen Gegenständen in der Zeitschrift zu verzeichnen. 4) *Flächen-Inhalt einzelner ungrischen Gespanschaften in Decimal-Zahlen nach den Görögischen Comitats-Karten berechnet*, von *Ladisl. Németh*. Es wird nämlich sowohl das trockene Land als das sumpfigte, jedes für sich angegeben. Dieser Aufsatz zeigt wohl ganz deutlich, wieviel neue Ländereyen die österreichisch-ungrische Regierung ohne alles Blutvergiessen, blofs durch Austrocknen von Sümpfen gewinnen könnte. Wie wenn der Vf. noch aufserdem hätte bestimmen können, wie viel von trockenen Lande ungebaut, und unbenutzt oder schlecht benutzt sey?

Dritten Bandes 2tes Heft. 1) *Fortgesetzte Fragmente aus dem Tagebuche einer Reise in Siebenbürgen*. In Cronstadt und im benachbarten Hidvég wird Baumwollengarn und Baumwollenzeug hochroth gefärbt. Den Vorschlag Zucker, Caffee, ausländische Zeuge, welche die Wallachey, Bulgarey u. s. w. über Cronstadt beziehen könnte, nur mäfsige Transitozölle bezahlen zu lassen, ist sehr beherzigenswerth. Die Ursachen, warum die Bevölkerung unter den Wallachen schneller zunehme, als unter den Sachsen, werden gut angegeben. Ueberhaupt hat der Vf., ungeachtet er sich nur anderthalb Tage zu Cronstadt aufhielt, ganz richtig gesehen und beobachtet, was er erzählt. 2) *Prüfung des Vorschlages zur Errichtung eines Instituts für Fallsüchtige in Ungern* vom Protomedicus *Franz v. Schraud*. Das Uebel fange in der Jugend an, und müsse in dieser Zeitperiode geheilt werden. Aber gerade dann liefsen die Aeltern diese Kranken am unliebsten von sich weg; und sie würden es um so weniger thun, da der Wahn der Unheilbarkeit der Krankheit allgemein verbreitet ist. In einem solchen Institut würde das Laster der Selbstbefleckung allgemeiner werden, und die Krankheit noch mehr unterhalten: so wie die traurige Abgeschiedenheit von den Seinigen auf das Gemüth und den Körper des Kranken nachtheilig wirken müfste. Die epileptischen Zufälle des einen Kranken würden die Fallsucht des Andern reizen. Ein solches Institut würde auch die Wissenschaft zu heilen nicht weiter bringen. — Rec. scheint diese letztere Behauptung des Hn. S. nicht gegründet; auch dessen übrige Bemerkungen könnten vielmehr dazu dienen, eine gewisse Modification und Einrichtung eines solchen Instituts rathlich und nöthig zu machen, nicht aber den Vorschlag an sich selbst zu widerlegen. 3) *Ueber den Seidenbau in Ungern*, von *Jos. Barcheti*, Kaufmann in Erlau. Mit Recht hält der Vf. diesen Zweig der Industrie für desto wichtiger, da die Franzosen nun Herren des Preises der Piemontesischen, Mayländischen, ja gewissermafsen der Florentiner Seide sind. Der Vf. sey von der Brauchbarkeit der ungrischen Seide ganz überzeugt, und habe hierüber die besten Zeugnisse von Wiener Fabrikanten gehört. — Was that nicht Preufsen für den Seidenbau bey einem rauhern Clima? Was würde nicht K. Joseph II. thun? Wo eigner Vortheil bey dem hohen Preise der Seide Reiz genug zum Seidenanbau giebt, da bedarf es nur einer zweckmäfsigen Impulsion der executiven Macht zu einem günstigen Erfolg, und die österreichische Monarchie bedarf wirklich aller Hülfsquellen, um das Conventionsgeld, das sie noch besitzt, zu Hause zu behalten, und durch Activ-Verkauf zu vermehren. 4) *Flächen-Inhalt einiger Gespanschaften*, eine Fortsetzung. S. 94. rügt der Vf. Hr. v. *Németh* an der Novotnyschen Statistik einige Fehler in der Angabe des Quadratflächen-Inhalts der einzelnen Gespanschaften, so wie der Bevölkerung derselben, und schliefst mit dem Epiphonem: „Hiernach kann „jedermann über den Werth der Novotnyschen Statistik urtheilen". — Rec. kann diess nicht als ein bescheidenes Urtheil eines Inländers über die verdienstvolle, wiewohl nicht vollkommene Bemühung eines Ausländers ansehen, in der ungrischen Statistik etwas zu leisten. 5) *Etwas über die Erziehung der Servischen Jugend aus einer schon 1798 gedruckten Schrift des jetzt in Arad privatisirenden Hn. Sabbas Tökölyi*. Die Servischen Schulen zu Carlowitz und zu Werschez stehen unter der Leitung des Servischen Clerus, welches die Folge hat, dass auch die bessern Köpfe zum geistlichen Stande gezogen werden, wenn sie sich nicht etwa dem Militärstand in den Gränzen widmen. Der Vf. wünschte eine Servische Schule zu Arad unter Civilaufsicht, und für Civillisten, d. h. so eingerichtet, dafs hier vorzüglich gute Handwerker, Kaufleute, Dicasterial- und Comitatsbeamte gebildet würden. Er bot hiezu 2000 fl. Capital an und seine Schwester die Frau Generalin von Putnik eben-

ebenfalls 2000 fl. Es ist zu wünschen, dass der Erfolg der rühmlichen Absicht entspreche. 6) *Etwas über den Zustand der ungrischen Finanzen im Anfange des XVI. Jahrhunderts*, aus einer Handschrift der königl. Universitätsbibliothek. Diese Handschrift füllt im Drucke drey Seiten und ist ein sogenanntes Präliminarsystem, (ein Budget), ein vorauskalkulirter Ueberschlag der Einnahmen und Ausgaben des Reichs, und zwar für das J. 1523 oder 1524, wie der Herausgeber es scharfsinnig aus den Zeitumständen bestimmt hat. Mit diesem Präliminar-System sah es denn nun freylich sehr traurig aus. Mehrere einträgliche Zweige der Einkünfte waren an mächtige Reichsbaronen verpfändet, die übrigen wurden erbärmlich verwaltet; das Deficit war vorauszusehen; die Stände halfen nicht, weil sie mit den Ministern und den Höflingen Ludwigs II. ganz unzufrieden waren, und auch diesen Ministern, zum Theil Bischöfen, war daran gelegen, einen armen von ihnen selbst abhängigen König zu haben. So musste freylich das Reich seinem Verderben bey Mohàts entgegen eilen. Noch mehr würde dieser Finanzetat und der damalige Zustand des Reichs erläutert, wenn das *Registrum proventuum et erogationum* von J. 1525 und 1526, welches z. E. in den Kollarischen Handschriften des k. k. Hausarchivs vorhanden ist, herausgegeben würde, und die Herausgabe desselben müsste selbst dem höchsten Hofe willkommen seyn, da auch dieses Registrum beweist, wie wenig sich Clerus und Adel billigen Beyträgen, zumal in Zeiten der Bedrängniss entziehen sollten, wenn sie es mit dem König, dem Vaterland und sich selbst redlich meynen. In den Bücheranzeigen dieses Hefts kommt vor die kritische Untersuchung des sel. *Cornides* über den sogenannten *Anonymus Belae regis Notarius*, herausgegeben von Hn. *v. Engel*, (*Vindiciae Anonymi B. R. Not.* 1802. 4.) welche die Zweifel mehrerer neueren deutschen Kritiker von Gewicht wider die Glaubwürdigkeit dieses ältesten Geschichtschreibers der Ungern beantwortet. Auch war es Rec. sehr lieb, im Intelligenzblatt biographische Notizen vom Hn. Mich. v. Thibólt zu lesen, dem die gräfl. Széchényische, jetzige Reichsbibliothek so viel verdankt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Der neue Cölibatsapostel in Frankreich.* 1802. 64 S. 8. (4 gr.) Dass ein Mann, wie *Portalis*, in seiner bekannten schönen Rede, durch welche er dem Gesetzgebungscorps im Namen der Regierung das mit dem Papste geschlossene Concordat ankündigte, sich mit so seichten Gründen zum Vertheidiger des Cölibats der Geistlichkeit aufgeworfen hat; darüber muss man sich, sagt der Vf. dieser Schrift, billig wundern. Nichts weniger. Aus ihm sprach bloss der Wille der Regierung; und wenn der Machthaber im Staate einmal seinen Entschluss gefasst hat, wenn er selbst seine bessern Einsichten der Politik und der vielbedeutenden Convenienz aufopfern will: so müssen sich die Gründe dazu wohl finden; ob sie grossen oder geringen Beyfall finden, kümmert ihn weiter nicht. In dieser Betrachtung verdienten also auch die von P. gebrauchten desto weniger eine Widerlegung, da ihnen diese schon so oft und so leicht zu Theil geworden ist. Allein da doch, wie unser Vf. (allem Ansehen nach ein Katholik) mit Recht bemerkt, die Aeusserungen eines so angesehenen und aufgeklärten französischen Philosophen auf den grossen, ungelehrten Haufen starken Eindruck machen, und die zahlreiche Verfinsterungszunft der Zeloten darüber vermuthlich frohlockt: so ist diese Prüfung keine überflüssige Arbeit. Auch ist diese so befriedigend, dass selbst dem spitzfindigsten Verfechter des Cölibats keine Auskunft übrig bleibt; und der Schreibart fehlt es nicht an Lebhaftigkeit. Gegen den ersten Grund z. B. *der Cölibat sey eine zu alte, zu tief eingewurzelte Satzung, als dass sie ohne Gefahr für das Ganze angetastet werden könnte*, zeigt der Vf., was nach und nach zu diesem Vorurtheil und Missbrauch Gelegenheit gegeben; wie ihn die Päpste seit dem Ende des eilften Jahrhunderts mit Gewalt durchzusetzen angefangen, und wie noch im sechszehnten katholische Fürsten und Bischöfe zur Zeit des Tridenter Concilium die Aufhebung desselben betrieben haben; und dass also erst seitdem diese Versammlung, d. h. die sie regierenden Päpste, alle solche Bestrebungen abgewiesen haben, die eigentliche Herrschaft des unnatürlichen Verbots ihren Anfang genommen habe. Bey dem zweyten Grunde: *Menschen, die sich dem Dienste der Gottheit widmen, müssen sich selbst einer gewissen körperlichen Reinigkeit befleissigen*, ist es etwas schwer, ernsthaft zu bleiben, wenn man sich erinnert, welche körperliche und Sittenreinigkeit der ehelose Stand des Clerus bey so vielen Tausenden in vertraulichem Umgange mit ihren *Focariis*, (wie sie die heilige Kirche nannte,) unvermeidlich hervorgebracht habe. Unter den treffenden Instanzen, die der Vf. dagegen beybringt, ist auch diese: „Nach der allgemeinen Lehre der Moralisten, machen nur schwere Sünden den Priester unwürdig, das Messopfer zu verrichten, und verpflichten ihn, zuvor zu beichten, oder wenigstens eine vollkommene Reue zu erwecken; wegen kleiner oder lässlicher (erlasslicher, *venialia*) Sünden aber fodert man weder das Eine, noch das Andere. Lassliche Sünden *machen* folglich den Priester nicht unwürdig, die Messe zu lesen; wie kann ihn denn der eheliche Beyschlaf, der nicht einmal eine lassliche Sünde ist, (wenn wir anders mehr der Schrift und der gesunden Vernunft, als einigen überspannten Moralisten und Doctoren glauben wollen,) unwürdig und unfähig dazu machen?" — Doch man möchte sich beynahe in unsern Zeiten schämen, solche und ähnliche Gründe für den Cölibat, z. B. *der katholische Gottesdienst erfodere eine ununterbrochene Aufmerksamkeit, und dürfe durch keine häusliche Angelegenheiten gestört werden*, zu wiederholen; oder anzugeben, wie sie abgefertigt werden müssen. Schon in frühern Jahrhunderten haben mehrere römisch-katholische Gemeinen keine ehelosen Priester dulden wollen, um die Keuschheit ihrer Weiber und Töchter mehr zu sichern; und nach S. 43 „haben vor einigen zwanzig Jahren, unter *Marien Theresiens* Regierung, verschiedene Gemeinen in Mähren mit allem „Ernste verheyrathete Seelsorger verlangt, weil sonst die Cölibanten ihren Eheweibern allzusehr zusetzten." Wie laut, weit verbreitet und nachdrücklich jetzt im römisch-katholischen Deutschlande das Verlangen nach Aufhebung des Cölibats werde, ist allgemein bekannt. Aber nichts ist den Vortheilen des Papstes mehr zuwider: und so lange noch katholische Fürsten ihm die oberste Regentschaft in Kirchensachen zugestehn, wird auch jenes Verlangen immer noch unter die frommen und fruchtlosen Wünsche gerechnet werden müssen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

MARBURG, in d. neuen academ. Buchhandl.: *Nationalgesänge der Hebräer;* neu überfetzt und erläutert von *Karl Wilhelm Jufti*, Confiftorialrath, Superint., D. u. ordentl. Prof. der Philof. auf der Univerf. zu Marburg. 1803. XIV u. 160 S. 8.

Unter diefem Titel liefert Hr. *J.* die Ueberfetzung und Erklärung folgender Stücke aus dem hebräifchen Alterthum: I. Mofe's Siegsgefang, 2 Mof. 15. II. David's Klagegefang über Saul und Jonathan, 2 Sam. I, 19—27. III. Todtengefang auf den König von Babylon. Jef. 14, 4—23. IV. Trauergefang auf die Babylonifche Verweifung. Der 137 Pfalm. *Nationalgefänge* nennt der Vf. diefe fchönen Ergiefsungen des dichterifchen Geiftes, weil fie nicht nur in dem Geifte der hebräifchen Nation gedichtet find, fondern auch, nach der Abficht ihrer Verfaffer, von der Nation gefungen werden follten. Der Ueberfetzer hat durch Weglaffung des beftimmenden Artikels ohne Zweifel andeuten wollen, dafs er nicht alle Nationalgefänge der Hebräer hier liefere. Denn der Kenner des hebräifchen Alterthums wird unmöglich zugeben können, dafs blofs die hier mitgetheilten Stücke auf den Namen Nationalgefänge Anfpruch machen können. Wer wird nicht z. B. fogleich *Deborah's* treffliches Epinikion (B. d. Richt. K. 5) ungern vermiffen? Aber auch die *Apokryphen* könnten manchen fchönen Beytrag liefern, z. B. Tobi K. 13. Judith K. 16 u. a. Wir wünfchen daher, dafs Hr. *J.* uns in einer *zweyten* Sammlung die noch fehlenden Nationalgefänge geben möge. Wir wünfchen diefs nicht nur defswegen, damit das Publicum etwas Vollftändiges in diefer Gattung erhalte, fondern auch damit ihm von der vollendenden Hand des Vfs. ein neuer Genufs bereitet werde. Das Letztere wird jeder Lefer mit Grund hoffen, der die frühern gefchmackvollen Arbeiten des Vfs. in diefem Fache kennt, und die Vollkommenheit der gegenwärtigen zu würdigen verfteht.

Jedem der hier mitgetheilten Gefänge ift eine Einleitung vorgefetzt, welche die Refultate der Unterfuchungen älterer und neuerer Erklärer, mit den eigenen Anfichten und Bemerkungen des Vfs. durchflochten, enthält. Hierauf folgt eine metrifche Ueberfetzung, der man es auf den erften Blick anfieht, dafs Hr. *J.* die Dichterfprache in feiner Gewalt hat, und die bey genauerer Vergleichung fich dem Kenner eben fo fehr durch gewiffenhafte Treue als durch zweckmäfsig gewählten Ausdruck empfiehlt. Diefe Ueberfetzung begleitet Anmerkungen philologifchen und äfthetifchen Inhalts, welche eben fo fehr die orientalifche Sprachgelehrfamkeit als den gebildeten Gefchmack des Vfs. documentiren, und eine glückliche Mittelftrafse zwifchen der exegetifchen Dürftigkeit und einem allzureichlichen Auskramen von philologifcher Gelehrfamkeit halten. Von Mofe's Siegsgefang fällt Hr. *J.* im Allgemeinen das Urtheil: „Er trägt unftreitig das Gepräge des hohen Alterthums an fich, und dürfte höchftens in einzelnen Ausdrücken fpäterhin etwas überarbeitet worden feyn, wiewohl auch diefe bisweilen angefochtenen Ausdrücke fich noch rechtfertigen laffen.“ Diefe angefochtenen Ausdrücke find V. 17 הַר נַחֲלָתְךָ מָכוֹן לְשִׁבְתְּךָ und מִקְּדָשׁ אֲדֹנָי (vgl. V. 13). In den Anmerkungen zu diefer Stelle S. 48—50 fucht zwar Hr. *J.* zu erweifen, dafs diefe Ausdrücke nicht nothwendig vom *Tempel* verftanden werden müfsten; allein wenn auch jeder einzelne Ausdruck entweder das *gebürgige Paläftina* oder die *Stiftshütte* bezeichnen könnte: fo fcheint doch diefe Zufammenftellung allerdings auf den Tempel hinzudeuten. An den *Tempel, der dem Jehovah künftig erbaut werden follte* (wornach alfo die Stelle als Weiffagung zu betrachten wäre), will der Vf., nach S. 49 nicht gedacht wiffen. Indefs verfteht er doch darunter den Berg *Silo*, oder einen andern Ort, wo die Stiftshütte aufgerichtet werden follte — alfo doch eine Hindeutung auf etwas Zukünftiges. Aber felbft nach des Vfs. Ueberfetzung:

> Führ' es (das Volk) hinein und pflanz' es auf dein Erbgebürge,
> Auf deiner Wohnung Sitz,
> Die du, Jehovah, dir erkohreft,
> Hin auf das Heiligthum, das du dir felbft erbaueft —

fcheint fich die Idee von Tempel von felbft aufzudringen. Aufser diefer Localität, die fich allerdings auf das Zeitalter *nach* David zu beziehen fcheint, enthält, wie uns dünkt, das Lied noch manche Aeufserungen, die ein fpäteres Zeitalter verrathen. Die Idee vom Jehovah, als אִישׁ מִלְחָמָה (Kriegsgott) (V. 3) ift gewifs erft fpäterhin ausgebildet worden. Die Erwähnung der Philiftäer, Fürften Edom's, Moab's und Kanaan's V. 14 und 15 pafst auch gar nicht auf Mofe, der mit feinem Haufen fo eben erft Aegypten verlaffen hat und das Land Kanaan niemals betritt. Auf jeden Fall müfste es als Vorherverkündigung genommen werden. Endlich finden wir auch noch in dem Gebrauch einiger Formen und Ausdrücke Bedenk-

denklichkeiten, die wir hier bloſs andeuten wollen. Z. B. יָה ſtatt יְהוָה, עָזִּי וְזִמְרָת, זוּ gleich dem אֲשֶׁר, die Infinitivconſtruction גָּאֹה גָּאָה, מִצְלָה u. a. Dieſe Umſtände zuſammengenommen machen es uns wahrſcheinlich, daſs dieſes Lied entweder ſein Daſeyn erſt nach David erhielt, oder daſs die Hand eines ſpätern Emendators dem veralteten Moſaiſchen Siegslied eben den Dienſt leiſtete, den einige neuere Dichter Luther's Kraftliedern oft ſo undankbar erwieſen haben. Die Einleitung zu Jeſ. 14. 4—23 hat uns vorzüglich gefallen, und wir erkennen in ihr ein würdiges Seitenſtück zu dem von dem Vf. ehmals bearbeiteten *Triumphgeſange über Babylon*. Jeſ. K. 47. (Marburg 1789. 8.) Indeſs wundern wir uns, daſs er V. 3 nicht noch hieher gezogen hat, eben ſo wie es beym Moſaiſchen Hymnus geſchehen iſt. Auch würden wir ſtatt der Ueberſchrift: „*Todtengeſang*" lieber *Spottlied* oder eine ähnliche Benennung gewählt haben; denn מָשָׁל iſt offenbar ein *vituperium*, ein bitterer Sarkasmus. Auch hier weicht משל nicht von ſeiner urſprünglichen Bedeutung ab, denn das Ganze iſt eine Vergleichung; der Tyrann von Babel wird verglichen mit dem, was er ehmals war und was er jetzt iſt, es werden zu ſeiner Kränkung die übrigen Erdenbeherrſcher aufgeführt. Vgl. V. 9. 10. 18. 19. Die Stelle V. 11 überſetzt Hr. J.:

> Hinabgeſtürzt zur Todtenwelt iſt nun dein Stolz,
> Dahin der Vollklang deiner Harfen.

In der Anmerkung S. 123 erklärt er שְׁאוֹל durch *Grab*, „weil von Moder und Würmern die Rede iſt." Rec. möchte die Bedeutung doch nicht ändern; Moder und Würmer geht auf den erſchlagenen Leichnam, der auf der Erde liegt und unbegraben verfault (V. 19); das *ſimulacrum* kommt hinab in den Orkus. Dahin begleiten den Tyrannen, der nun auch ein Schattenkönig geworden iſt, ſein גְּאוֹן (ſtolzer Sinn, Uebermuth) und הֶמְיַת נְבָלֶיךָ, das Rauſchen deines Saitenſpiels. Der Vf. erklärt dieſs mit den übrigen Auslegern ſo: „Das Rauſchen des Harfenſpiels, womit der übermüthige König einſt ſeine Siege feyerte, ſteht hier für Pracht überhaupt. Sollte aber nicht der Sinn noch weit ſtärker werden, wenn man נְבָלֶךָ von נְבָלָה, Thorheit, eitle, nichtige Thorheit ableitete; alſo: *ſtrepitus ſtultitiae tuae inanis:* dein Stolz und deine eitle Thorheit, die ſich mit ſo viel Geräuſch ankündigte, ſind nun deine Begleiter im Scheol? Pſ. 137, 2 überſetzt der Vf.:

> Unſre Harfen hingen wir
> Dort an ihren Weiden auf.

בְּתוֹכָהּ wird richtig auf *Babylon* und die dortige Gegend bezogen; תָּלָה *ſuſpendere*. „Das Aufhängen der muſikaliſchen Inſtrumente iſt ein bekanntes Zeichen der Traurigkeit. Virg. Eclog. VII. 23. 24." Dazu ſcheint aber עֲרָבִ, Weidengeſträuch, doch nicht recht paſſen zu wollen. Rec. möchte daher das Wort von ילל ableiten, welches bekanntlich auch die Bedeutung *murmuravit*, *ejulavit*, *conqueſtus eſt* u. ſ. w. hat, welches hier einen ſehr treffenden Sinn giebt: *An Babel's Strömen ſaſsen wir, weinend wenn wir an Zion dachten; gelagert in dem Weidengeſträuch umher lieſsen wir unſere Harfen Trauertöne erſchallen.* Auf dieſe Weiſe hängt auch der folgende Vers mit dem gegenwärtigen am natürlichſten zuſammen. Sollten nicht vielleicht auch V. 7 בְּנֵי אֱדוֹם (Edom's Söhne, Idumaer), welche ganz unerwartet hier aufgeführt werden, in בְּנֵי אָדָם (hier *Feinde*, *Barbaren* vgl. Pſ. 12, 2. 9 u. a.) zu verwandeln ſeyn? Rec. legt auch dieſe Vermuthung den Leſern und dem Vf. zur weitern Prüfung vor. S. 158 ff. iſt eine lateiniſche metriſche Ueberſetzung unſers Pſalms von dem gelehrten Landgrafen *Moritz* von Heſſen (aus der ſelten gewordenen Schrift: *Davidis regii Prophetae Pſalterium vario genere carminis latine redditum ab ill. Principe ac Domino Dn. Mauritio H. L. Smalcaldiae* 1593. 4. angehängt, welche als eine literariſche Merkwürdigkeit, und da ſie wirklich in ihrer Art vorzüglich iſt, allerdings hier eine Stelle verdiente.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlſtab: *Beyträge zur Verbeſſerung der Liturgie*, denkenden Freunden des Chriſtenthums zur Prüfung mitgetheilt von *Z. H. B. Dräſeke*, erſtem Prediger in Molln. 1802. 164 S. 8. (12 gr.)

Im erſten Abſchnitt giebt der Vf. nach allgemeinen Bemerkungen über die Rechtmäſsigkeit und Pflichtmäſsigkeit liturgiſcher Verbeſſerungen, kurze Nachricht von der Entſtehung, Einleitung, und den erſten Schickſalen, der von ihm vorgenommenen liturgiſchen Veränderungen. Zuerſt hatte er bey Privatcommunionen den Buchſtaben der Agende verlaſſen; durch *Henke's Euſebia* erwachte in ihm der Wunſch, auch das alte ſchlechte Tauf- und Trauformular zu verbeſſern. Gemeinſchaftlich mit einem würdigen Collegen, und geſichert vor der Miſsbilligung ſeiner Obern, nach vorbereitenden Belehrungen ſeiner Gemeine, und im Vertrauen auf den Beyſtand und die Liebe der gebildeten Gemeindeglieder, wurde nun ein neues Taufformular, aber nicht als feſtſtehende buchſtäbliche Norm, ſondern als Muſter zu geiſtvoller Nachahmung und Benutzung, nach wohlgeprüften richtigen Regeln in Abſicht des Materialen und Formalen, entworfen, um die Gemüther auf das Beſſere vorzubereiten, und zu künftigen, mit der ſteigenden Zeitcultur fortſchreitenden Verbeſſerungen den Grund zu legen. Die Vorgeſetzten billigten des Vfs. Vorhaben, und empfahlen bloſs Vorſicht bey der Ausführung, um das angefangene Gute nicht wieder rückgängig zu machen. Bald nach der wirklichen Einführung entſtand indeſſen Gemurmel über das vermeyntliche Aufdringen von Neuerungen in Religionsſachen, beſonders über die vermeyntlich neuen Verpflichtungen der Taufpathen zur Fürſorge für die Täuflinge, welche der Vf. in dem Formulare durch beſtimmte Fragen über ihre Entſchlieſsung zur Erfüllung ihrer Pflichten den Taufzeugen dringender ans Herz gelegt hatte. Endlich weigerten ſich einige Tauf-

Taufzeugen geradezu, diese Fragen zu bejahen, und gaben erst nach vorheriger kurzer Belehrung ihre Zustimmung. Dadurch, und durch ähnliche Unterredungen vor und während der Taufhandlung, endlich durch eine eigne Predigt über liturgische Verbesserungen, siegte der Vf. über alle Vorurtheile. Gleiche Verbesserung nahm er nun mit dem Trauformular vor, mit gleicher Vorsicht, und gleich gutem Erfolg. Der zweyte Abschnitt seiner Schrift liefert nun das neue Taufformular, die Rede zur Anempfehlung desselben, und eine Copulationsrede, nebst angehängter Probe eines neuen Trauformulars. Die Taufrede empfiehlt sich durch Wahrheit und Herzlichkeit, nur ist sie etwas zu wortreich, besonders in den Gebeten, und läfst noch eine bestimmtere Belehrung über das bedeutende Symbolische der Taufgebräuche, und über den Sinn der Tauffornel, vermissen, auch kann der Ausdruck *„Teufelswerke“* S. 71 leicht Irrthum veranlassen. Die folgende Predigt ist gründlich und fasslich, und meist mit Ruhe, und ohne lärmenden Eifer wider die Gegner des neuen Formulars abgefasst. In der Copulationsrede ist wieder das Gebet zu wortreich, der Ausdruck *„harmonisch“*, der dreymal in fünf Zeilen hintereinander, und sonst noch öfter, vorkommt, wohl für viele Brautpaare unverständlich, so wie *„Interesse, Harmonie, Disharmonie, Phantasie, Einklang, Misklang, Zärtling, sympathetisch*, der Popularität des Ausdrucks zuwider sind. Die Trauformel ist nach Inhalt und Ausdruck empfehlenswürdig. In einer Nachschrift S. 146—164 vergleicht der Vf. noch sein Formular mit den Foderungen an eine neue Taufliturgie in *Henke's Eusebia* St. 4. Rec. wünscht, dafs viele Prediger dem Vf. nacheifern möchten im Streben nach dem Bessern, und in der Vorsicht, es herbeyzuführen, aber eine so weitläuftige Rechenschaft aus Publicum über jede liturgische Verbesserung hält er für überflüsig, höchstens kurze Anzeigen in liturgischen Journalen für zweckmäfsig.

Altenburg, b. Rink u. Schnuphase: *Kritik und Erklärung der im hebräischen Staate sich ereigneten Wunderbegebenheiten, von Josua bis auf Jesus, mit exegetischen und historischen Anmerkungen.* Ein Beytrag zum richtigen Verstehen der heiligen Schriften der Hebräer. 1802. 318 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der uns unbekannte Vf. dieser Schrift hätte nicht nöthig gehabt, sich in der Vorrede *pöbelhafte* Recensionen zu verbitten. Die wenigsten seiner Kritiken und Erklärungen sind neu; sie sind gröfstentheils von andern guten Exegeten, z. B. von *Eichhorn, Hezel*, von dem Vf. einer *ausführlichen Erklärung der sämmtlichen Wundergeschichten des A. T.*, in dem *Bibelcommentar für Prediger*, in dem *exegetischen Handbuch des A. T.* und in andern Schriften vorgetragen worden, die doch, so viel wir wissen, in keiner guten gelehrten Zeitschrift *pöbelhaft* recensirt worden sind. Der Vf., dem es keinesweges an Sprachkenntnissen und an Belesenheit fehlt, hat die verschiedenen Erklärungen der eben genannten und andrer Gelehrten angeführt und beurtheilt. Bisweilen kommen auch neue Erklärungen vor, welche eine weitere Prüfung wohl werth sind, und Beyfall verdienen. So sucht er z. B. den Schwierigkeiten bey der bekannten Stelle 1 Sam 6, 19. dadurch abzuhelfen, dafs er vermuthet, das hebräische ויך sey nicht zu übersetzen: *und er* (Jehovah) *tödtete* 50,000 *Menschen*. Er meynt, die Urkunde wolle blofs im Allgemeinen sagen: es konnten ungefähr 50,000 Menschen seyn, *welche von jener Krankheit befallen worden*; und es sey allem Anschein nach die nämliche Krankheit gewesen, unter welcher die Philistaer litten. Dafs übrigens manche, auch unwahrscheinliche Conjecturen mit unter vorkommen, versteht sich wohl von selbst. Nicht selten ist sein Tadel der jüdischen Priester übertrieben und ungerecht. Er beschuldiget sie, ihr Streben sey ganz auf die Unterjochung des Volks gerichtet gewesen. *Elias* und *Elisa* werden Schamanen genennt; und so werden auch *Samuel* und *David* von einer häfslichen Seite dargestellt. Hingegen läfst er den Dichtungen eines *Jeremias, Ezechiel* etc. volle Gerechtigkeit wiederfahren, und bey der Erläuterung der aus ihren Schriften ausgehobenen Stellen hat er die meisten und besten neuen Ausleger sorgfältig benutzt. Der vorangeschickten Abhandlung *über Wunder und übernatürliche Offenbarung* fehlt es sehr an Gründlichkeit, und sie hätte füglich ganz wegbleiben können. Der Vf. leugnet z. B. die Möglichkeit göttlicher Erscheinungen und Offenbarungen unter andern auch aus dem Grunde, weil Gott nur *Idee* für den Menschen sey, die aus unserm Innern hervorgehe; sobald unser moralisches Bewufstseyn aufhöre, sobald höre auch Gott auf. Hierüber sollen die Philosophen unsrer Zeit so gut als *einverstanden* (??) seyn. Dafs weder Moses, noch Josua, noch irgend ein andrer Mensch eigentlich durch vernehmliche Worte mit der Gottheit gesprochen habe, brauchte wohl in einer solchen Schrift nicht bemerkt zu werden; denn welcher, nicht ganz unwissende Theologe wird sich heutiges Tages noch so krasse Begriffe von dem Sprechen Gottes machen? Uebrigens verspricht der Vf., zu einer andern Zeit mehr über diesen Gegenstand zu schreiben; und das müssen wir erwarten. Wir wünschen nur, dafs seine künftigen Untersuchungen gründlicher ausfallen mögen, als die gegenwärtige ist.

OEKONOMIE.

Stockholm, b. Carlbohm: *Ny Journal uti Hushållningen* (Neues ökonomisches Journal für das Jahr) 1801. 12 Stücke. 268 S. 8. Jahr 1802, vom Januar bis Junius, 6 Stücke, mit Kupf.

Wie gewöhnlich wollen wir aus dieser noch immer unter Aufsicht der königl. patriotischen Gesellschaft mit Beyfall fortgesetzten Monatsschrift wenigstens einige der gemeinnützigsten Aufsätze bemerken. Dahin gehören in dem Jahrgange von 1801 z. B. Anleitung

leitung zu einer nähern Kenntniss der englischen Landwirthschaft, aus den neuesten und zuverlässigsten Berichten. Beschreibung, wie verschiedene der besten Arten von Käse in England, in der Schweiz und in Frankreich gemacht werden. Nutzen des Alaunschlamms zum Anstreichen der Häuser, zur Sicherung vor dem Verfaulen des Holzes und vor Feuersgefahr; die Kunst, französisches Brodt zu backen; *machia thyrsiflora* und *Swietenia* zum Färben anzuwenden; über die Natur des Düngers und die Mittel, ihn zu vermehren; Beantwortung der Preisfrage: wie man die Kohlpflanzen vor schädlichen Insekten und Würmern verwahren und solche vertilgen könne, nach sichern Versuchen und vieljährigen Erfahrungen, vom Bergrath *v. Engeström*; C. A. G. über eine verbesserte Methode, Gusseisen zu verfertigen; über die neueste und sicherste Art, den Hanf in die Röthe zu legen; aus den ökonomischen Heften; Methode, Stroh- und Rohrdächer so einzurichten, dass sie nicht allein dauerhaft, sondern auch der Feuersgefahr minder ausgesetzt sind; Vergleichung der Vortheile, die man davon hat, wenn man die Aecker mit Ochsen statt mit Pferden bearbeitet; auch aus den ökonomischen Heften.

Aus den sechs Stücken des Jahrs 1802 zeichnen wir hier nur an: Art und Weise, wie aus Rosskastanien gutes Mehl zu machen sey, aus dem polytechnischen Magazin; Methode, das Rüböl so rein zu erhalten, dass es dem Baum- und Mandelöl gleichkomme; wie die Austern, so wie in Amerika geschieht, durch Einsalzen zu einer Handelswaare gemacht und verschickt werden können, von *Seffström*; Beschreibung eines so eingerichteten Hecks, dass es von fahrenden und reitenden Personen leicht aufgemacht werden kann, ohne aus- oder abzusteigen, mit Zeichnung; Beschreibung der in Frankreich und England neulich gemachten Entdeckungen in Ansehung der Gerberey und Bereitung des Leders; über den Nutzen, den man aus der Frucht der Siberischen Hanbuttenstaude (*Rosa ochroleuca*) ziehen kann. Hr. Prof. *Schwarz* hat sie aus dem Samen gezogen, und im botanischen Garten verpflanzt. Sie kommt sehr gut fort, und der rothbraune Saft der Frucht kann zu vielerley Farben gebraucht werden. Beschreibung, wie ein Acker von Steinen gereiniget werden könne, wie auch eines neuen Sechs am Pfluge, von *S. N. Collin*, mit Zeichn.; über den Anbau des weissen Mohns im Grossen, um daraus ein herrliches Oel zu ziehen; Methode, die Erdtoffeln durch die Samenkapseln der Stauden fortzupflanzen u. d. m.

VOLKSSCHRIFTEN.

Berlin, in der Müllerschen Buchhandl.: *Lesebuch in Beyspielen*, für dienende Mädchen und solche, die es werden wollen. *Erste Sammlung*. (Ohne Jahr) VIII u. 96 S. gr. 8. (7 gr.)

Die kleinen Erzählungen entsprechen ihrer Absicht. Sie lehren Vermeidung des Unrechts und der Fehler an den Beyspielen unrechtlicher und schlechter, und Befolgung des Guten an den Beyspielen braver Dienstboten. Der Sammler hat aus *Zobers rechtschaffenem Dienstboten* und aus *Reinhards Mädchenspiegel* geschöpft, und verspricht eine zweyte Sammlung nachfolgen zu lassen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Jena*, b. Göpferdt: *Was hatten Luthers Bemühungen für ihr Zeitalter für eine Wirkung? und welche gesegnete Vortheile hat die Nachwelt ihnen zu danken?* 1802. 83 S. 8. (6 gr.) Der Vf. dieser Schrift ist allerdings voll von seinem grossen Gegenstande; er hat auch das, was zur Beantwortung der von ihm vorgelegten Fragen gehört, ziemlich gut ins Auge gefasst; allein die Gabe, recht bestimmt, bündig und lichtvoll darüber zu schreiben, besitzt er nicht. Da es seine Absicht nicht seyn konnte, etwas Neues zu sagen, wohl aber das historisch Wahre und Ausgemachte, mit Verweisung auf die ächten Quellen, in historischer Simplicität darzustellen: so war das Rednerische, Panegyristische zuweilen sogar Heftige im Ausdrucke, (der auch nicht immer correkt und fliessend genug ist.) die zweymalige Vergleichung der kirchlichen Finsterniss mit der ägyptischen, u. dgl. m. hier nicht am rechten Orte. Für Leser, welche sich erst einen Begriff von den Wirkungen der grossen Unternehmung *Luthers* machen wollen, hätte derselbe theils kürzer, theils noch vollständiger gefasst, noch mehr aus dem Innern der Geschichte hergeleitet werden sollen; und er musste nicht allein von übertriebenen Lobpreisungen frey bleiben; sondern auch durch seine Geradheit den schiefen Wendungen von selbst ausweichen, die man in unsern Zeiten der Reformation zu geben versucht hat. Ueberhaupt wäre es wohl im Jahr 1803 u. fg. weit leichter, als noch vor zwanzig, dreyssig Jahren, von den Grundsätzen, der Richtung, den Mitteln und den Folgen der Reformation einen historischen Begriff zu entwerfen, der die aufgeklärten und billigen Mitglieder aller Religionsgesellschaften befriedigen könnte. Unrichtig ist es übrigens, wenn S. 60 fg. erzählt wird, „dass die Fürsten des „Schmalkaldischen Bundes es durch das Glück ihrer Waffen „dahin gebracht hätten, dass den Christen von der Augsbur„gischen Confession die Religionsfreyheit ertheilt, und ihre „Kirche für unabhängig erkannt worden sey.“ Sie haben das so wenig bewirkt, dass vielmehr ihr Bund im Jahr 1547 ganz zernichtet, und sie selbst mit ihren Glaubensgenossen in die willkürlichste Abhängigkeit von dem Kayser gestürzt worden sind. Aber bekanntlich hat fünf Jahre später ein Fürst, der niemals Schmalkaldischer Bundesgenosse seyn wollte, und vielmehr gegen sie selbst focht, durch die Ueberlegenheit seiner Waffen den Grund zum Religionsfrieden gelegt.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 15. Junius 1803.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Hannover, b. Hahn: *Kritische und systematische Darstellung der verbotenen Grade der Verwandtschaft und Schwägerschaft bey Heyrathen*, nach dem mosaischen Gesetze, dem römischen und kanonischen Rechte, und den protestantischen Kirchenordnungen, mit besonderer Hinsicht auf die Kur-Braunschweig-Lüneburgischen Kirchenordnungen; nebst einem Versuche zu einer neuen Begründung der Eheverbote nach reinen Principien der Sittenlehre und des Naturrechts, und einer Prüfung der bisher darüber aufgestellten Systeme, von *Karl August Moriz Schlegel*, Superint. d. Inspection Gottingen andern Theils. 1802. 632 u. XXS. 8. Mit 1. Kupfertafel. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Abhandlung zeichnet sich durch sorgfältiges Quellenstudium und philosophische Behandlung ihres, in mehrerer Hinsicht schwierigen, Gegenstandes so vortheilhaft aus, dass Rec. sie ohne Bedenken einen wahren Gewinn für das Kirchenrecht nennt. Da übrigens der Titel schon ziemlich bestimmt die Ordnung der Ausführung selbst nachweist: so wird es genügen, nur einige der vorzüglichern eigenthümlichen Ansichten des Vfs. hier anzugeben, um diess Urtheil zu motiviren.

Bey der Erörterung der Eheverbote des *mosaischen* Gesetzes macht der Vf. darauf aufmerksam, dass Moses diese Verbote selbst für allgemein verbindliche Naturgesetze erklärt. Doch findet sich im N. T. keine ausdrückliche Bestätigung derselben. Gegen das vormals gangbare System sind diese Eheverbote übrigens nicht nach Graden zu erklären, sondern auf die einzeln namhaft gemachten Fälle zu beschränken, wie schon *Luther* in seinem 1522 herausgegebenen Buche vom ehelichen Leben sie erklärt. Eine absolute und allgemeine Gültigkeit derselben lässt sich aber nicht behaupten, sondern sie sind nur in so fern und in so weit allgemein verbindlich, als sie erweislich Natur- und Moralgesetze sind, und in so fern findet auch keine Dispensation davon statt.

Die Eheverbote des *römischen* Rechts weisen fast durchgängig auf das Natur- und Völkerrecht zurück, und gründen sich ganz besonders auf das älterliche und kindliche Verhältniss. Daher sind sie in der geraden Linie gar nicht auf gewisse Grade beschränkt, so wie sie überhaupt nicht nach Graden bestimmt sind, und in der ungleichen Seitenlinie berücksichtigen sie fast einzig den *Respectum parentelae*. Auch hierauf sehen sie nur bey der Schwägerschaft, welche ohnediess nur, sofern sie durch gesetzmässige Ehe entstanden, ein Ehehinderniss bildet. — Da das römische Recht aber auch das Princip der Schicklichkeit annimmt: so sind demselben die Eheverbote wegen vorhergegangenen Verlöbnisses mit dem Vater oder Sohn, wegen Adoption, wegen Vormundschaft und späterhin wegen geistlicher Verwandtschaft eigenthümlich. In frühern Zeiten kannte es keine Dispensabilität, sondern setzte allenthalben die Nichtigkeit verbotener Ehen fest; unter den Kaisern ward aber schon einzeln dispensirt.

Das *kanonische* Recht ist zwar von den Eheverboten des römischen Civilrechts ausgegangen, hat aber dieselben weit über die bisherigen Gränzen ausgedehnt, und zuerst die Verbote nach Graden festgesetzt. (Hier vermissen wir ungerne die Entwicklung, wie die kirchliche Gesetzgebung die bis dahin bloss bürgerliche Bestimmung der Ehehindernisse an sich gerissen habe.) Die Eheverbote des kanonischen Rechts sind eben deshalb durchaus nicht nach Principien des römischen Rechts zu beurtheilen, weil es specifischer Charakter derselben ist, dass sie sich durchaus auf gewisse festgesetzte Grade erstrecken. Nach dem ausdehnenden System derselben bewirkt daher jede fleischliche Vermischung eine Schwägerschaft, welche überdem vormals mehrere Gattungen (*Genera*) haben sollte; und von der geistlichen Verwandtschaft stellte man auch mehrere Arten durch die Confirmation und den Katechismus auf. — Die auch hier vorhandene ursprüngliche Indispensabilität ward aber erst im 13ten Jahrhundert durch das aufgestellte Princip der unbeschränkten, und an kein Gesetz gebundenen Machtvollkommenheit des Papstes ganz vernichtet, und ist durch die Trienter Synode und jetzige Praxis nur sehr beschränkt hergestellt.

Bey den *protestantischen* Eheverboten sind zwar die mosaischen zum Grunde gelegt, die Hauptprincipien, und die hinzugefügten Bestimmungen aber grösstentheils nicht aus dem damals so sehr verabscheuten kanonischen Rechte, sondern nach den eigenen ausdrücklichen Erklärungen der Kirchenordnungen, *aus dem alten römischen Civilrecht* entlehnt, wie auch die, in vielen Punkten, und besonders in den charakteristischen Principien der römischen Eheverbote auffallende Uebereinstimmung beweist. Daher erklärt sich die vorzügliche Rücksicht auf den *Respectum parentelae*, und dieser war auch wohl der Grund, dass man die Eheverbote bis auf den dritten Grad der ungleichen Seitenlinie erstreckte. Um so mehr möch-

te der Vf. behaupten, dass der Gebrauch des kanonischen Rechts, als eigentlichen Subsidiarrechts, bey den geistlichen Gerichten der Protestanten, nicht auf gesetzlicher Auctorität, sondern bloss auf erschlichener, wohl gar gesetzwidriger Observanz beruhe! Unverkennbar ist aber auch, dass die Kursächsische Kirchenordnung in Absicht der verbotenen Grade eine Hauptquelle für alle übrige geworden, da sie die älteste ist, und ohnehin immer eine aus der andern, nicht bloss einzelne Grundsätze, sondern ganze Stellen und Kapitel entlehnt hat. — Bey den protestantischen Eheverboten hat man übrigens allgemein den Grundsatz angenommen, dass ausserebeliche Vermischung hier eben so wirksam sey, als die eheliche. — Sehr sorgfältig und genau detaillirt hier der Vf. die einzelnen verbotenen Fälle in der Seitenlinie der Verwandtschaft und Schwägerschaft. Auch dem, was er über Dispensabilität und Dispensationen ausführt, können wir unsern Beyfall nicht versagen.

Vorzüglich hat uns aber der angehängte Versuch zu einer Begründung der Eheverbote nach Grundsätzen der Sittenlehre und des Naturrechts gefallen, wenn gleich einige hier aufgestellte Behauptungen wohl einer strengern Prüfung bedürfen. Der Vf. lässt hier eine Uebersicht der bisher darüber aufgestellten Systeme vorangehen, und zeigt allenthalben deren Unzulänglichkeit. Da man mit einer blossen Berufung auf die in der Offenbarung darüber vorkommenden Gesetze, als noch geltende göttliche Gesetze nicht ausreicht, indem man jetzt allgemein anerkennt, dass das N. T. das ganze mosaische Gesetz seiner Form nach für aufgehoben erklärt: so muss man nothwendig auf ein Naturgesetz zurückgehen, auf welches ohnehin alle positive Eheverbote zurückweisen. Dass dieses aber weder in der Uebereinstimmung der Völkerbegriffe hierüber, noch in physischen Ursachen, besonders der zu besorgenden Ausartung des Menschengeschlechts, noch in politischen Rücksichten der Vervielfältigung der verwandtschaftlichen Bande unter den Menschen, und der nachtheiligen Folgen der Zulässigkeit solcher Ehen unter nahen Verwandten, noch in den moralischen Gründen eines natürlichen Abscheues, einer natürlichen Scham, oder des verletzten älterlichen Verhältnisses zu setzen oder zu finden sey, zeigt der Vf. durch eine hinreichende Analyse dieser Gründe, so wie dass solche auf *alle* Eheverbote wegen Verwandtschaft durchaus nicht passen. Auch den von Hn. D. *Ammon* neuerlich aufgestellten Grundsatz der Unverträglichkeit der natürlichen Verwandtenliebe mit der freyen ehelichen und Gattenliebe hält der Vf. so wenig für ganz durchgreifend, als das fast zu gleicher Zeit ausgeführte ähnliche Princip des Hn. Generalsup. *Nitzsch* zu Wittenberg. Denn der Vf. erklärt es, wie es scheint, mit Recht, für ein fruchtloses Bestreben, *alle Eheverbote auf ein Princip zu gründen.* Er nimmt daher verschiedene Gründe für die Eheverbote wegen Verwandtschaft in der geraden Linie und der in der Seitenlinie an. Die Eheverbote zwischen Ascendenten und Descendenten sowohl in der Blutsfreundschaft als in der Schwägerschaft gründet der Vf. auf *eine von den Menschen nothwendiger Weise als Gesetz aufgenommene Maxime von der fortdauernden Heilighaltung des älterlichen und kindlichen Verhältnisses, welches die wesentlich nothige Bedingung der Entwickelung seiner Sittlichkeit ist.* Dahingegen das Eheverbot unter Geschwistern — denn weiter möchte das Naturgesetz nicht zu erstrecken seyn — beruhet auf *einer frey von einem grossen Theil des Menschengeschlechts aufgenommenen Maxime von der Unzulässigkeit einer Handlung, deren Gestattung der Sittlichkeit eine unvermeidliche Gefahr drohet.* — Eine genauere Angabe der philosophischen Deduction dieser Principien vom Vf., so wie eine nähere Prüfung derselben, würde uns über die Gränzen dieser Blätter hinausführen; und wir glauben schon durch diese Anzeige die Aufmerksamkeit aller, welche sich für den behandelten Gegenstand interessiren, hinlänglich auf diese Schrift erregt zu haben.

Leipzig, b. Gräff: *Abriss der nothwendigsten Strafgesetze wohleingerichteter Staaten* für die erwachsenere Jugend in Bürger- und Landschulen oder als Taschenbuch bey ihrem Eintritt in die grosse Welt. Von *J. H. F. Meineke*, Prediger zu St. Blasii in Quedlinburg. 1802. 53 S. 8. (4 gr.)

Ebendaselbst: *Anleitung zur Kenntniss und Beurtheilung der nothwendigsten Strafgesetze wohleingerichteter Staaten.* Ein Handbuch für Väter, Lehrherrn und Erzieher. Von *J. H. F. Meineke*, etc. 1802. 390 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein sehr nützliches Unternehmen, welches allen Beyfall und alle Empfehlung verdient! Was *Nenke*, *Tittmann* u. a. theoretisch ausgeführt und vorgezeichnet haben, hat der Vf. praktisch in Erfüllung gebracht, und uns ein Lehrbuch geliefert, welches allerdings würdig ist, in den Schulen zum Unterrichte über die Strafgesetze zum Grunde gelegt zu werden. Die erste Schrift ist ein eigentlicher Katechismus für die Jugend selbst, worin nach einer kurzen Einleitung über Strafgesetze überhaupt, in zweckmässiger Ordnung die allgemein geltenden Strafgesetze in kurzen Sätzen dargestellt sind, z. B. du sollst keinen Hochverrath begehen; dann folgt eine kurze Erklärung der Sätze, und gewöhnlich sind Stellen der heiligen Schrift beygefügt, worin diess oder jenes Verbrechen verboten wird. — Die zweyte Schrift ist für Lehrer und Erzieher bestimmt, um einen Leitfaden zu haben, wie sie die Strafgesetze in Schulen oder bey der Erziehung überhaupt erklären sollen. In dieser sind die Strafgesetze in mehrere Sätze aufgelöst, diese sodann ausführlicher erklärt, und fast bey jedem Verbrechen merkwürdige Criminalgeschichten beygefügt, auch bey jeder Missethat die Quellen, woraus sie entsteht, angegeben, und am Ende Lehr- und Grundsätze angegeben, wie man sich zu verhalten habe, um sich vor der Begehung dieses oder jenes Verbrechens zu bewahren. — Schon dieser allgemeine Umriss beweiset

wie

wie brauchbar und zweckmäfsig die Arbeit des Vfs. im Ganzen fey. Der Vf. hat zuerst die Staats- und nach diefen die Privat Verbrechen in einer paffenden Ordnung zufammengeftellt, auch die vorzüglichern Polizeyvergehungen mit aufgenommen. Damit werden manche unzufrieden feyn, dafs auch die fleifchlichen Verbrechen hier behandelt worden find. Rec. hätte diefe weggelaffen, wenigftens von der unnatürlichen Unzucht, die hier auch vorkömmt, ganz gefchwiegen. Auch hätte Rec. gewünfcht, dafs der Vf. entweder alle Polizeyvergehungen weggelaffen, oder noch mehrere, die allgemein dafür gelten, aufgenommen hätte. Auch find die Gränzen zwifchen Moral und Recht nicht genau gezogen, und manches ift aufgenommen, was zur erften gehört: z.B. S. 15. du follft keinen unfittlichen Unfug treiben, S. 21. du follft nicht unduldfam feyn. Doch diefe Flecken benehmen dem Verdienfte des Vfs. im Ganzen wenig. — Auch mit dem Detail der Ausführung hat man alle Urfache, zufrieden zu feyn. Die Grundfatze des Vfs. find im Ganzen richtig, und in einem zweckmäfsigen popularen Stile vorgetragen. Nur hier und da ftimmt Rec. nicht mit des Vfs. Aeufserungen überein. So ift S. 4. der erften Schrift der Zweck der Strafe unrichtig beftimmt, dafs er in Befferung oder Abfchreckung oder Sicherung des Staats vor Verbrechen beftehe; kürzer und richtiger hätte der Vf. Verhütung der Verbrechen gefetzt. S. 9. ift der Umfang des Hochverraths nicht beftimmt bezeichnet. Dafs der Hochverrath die Verbannung der ganzen Familie (S. 33. der gröfsern Schrift) und das Majeftätsverbrechen gefchärfte Todesftrafe nach fich ziehe (S. 34.) ift nicht gemeinen Rechtens. Eben fo wenig kann Rec. dem Vf. beyftimmen, dafs Defertion der Soldaten die Todesftrafe verdiene (S. 83.), dafs das Schleifen auf einer Kuhhaut zum Richtplatze und das Rädern von unten auf eine gerechte Strafe fey. (S. 213.) dafs Mordbrenner ohne Gnade lebendig zu verbrennen feyen. (S. 348.) Bey einer neuen Auflage wird der Vf. dergleichen Satze theils berichtigen, theils befchränken müffen.

Leipzig, b. Fritsch: *J. L. E. Püttmanni*, Antecefforis Lipfienfis, *Elementa Juris criminalis* commoda auditoribus methodo adornata, nunc aucta paffim et fuppleta inprimis ex legibus faxonicis ad praefens tempus continuata. Edidit D. C. G. *Bienerus*, Prof. Pandect. in ftudio Lipfienfi. 1802. 540 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der fel. *Püttmann* verdiente wohl das literarifche Denkmal, dafs fein Lehrbuch des peinlichen Rechts in einer neuen Ausgabe erfchien, ob es gleich zur Zeit feiner erften Erfcheinung wichtiger war, als es jetzt ift. Der Herausgeber hat den Text des P. Compendiums unverandert abdrucken laffen, und demfelben 121 gröfsere und kleine Noten beygefügt. Die meiften derfelben enthalten entweder neuere Literatur, oder das neuere fachfifche Recht, welches feit der erften Erfcheinung des Werks erfchien oder von *Püttmann* nicht vollftandig beygebracht war. In verfchiedenen Noten hat aber auch Hr. B. eigentlich wiffenfchaftliche Gegenftände behandelt. Diefe letztern erheben fich aber gröfstentheils nicht über das Mittelmäfsige. Gleich die erfte Note, wo von einer *triplex legum criminalium confideratio, conftitutrix, emendatrix* und *explicatrix* gefprochen wird, fcheint dem Zeitgeifte nicht angemeffen zu feyn. Eben fo unrichtig ift S. 26. die Eintheilung der Zurechnung in *phyfica et moralis*: wozu foll die erfte nützen? S. 374. theilt Hr. B. die Unterfuchung in *praeparatoria generalis* und *fpecialis*. Die erfte fteht ganz müfsig da; denn alles, was man zu ihr rechnet, gehört zur zweyten. Zu den beffern Noten gehören die Bemerkung S. 22. über Verfuch des Verbrechens, S. 24. vom fogenannten *dolus indirectus*, S. 64. vom Verhältniffe der Verbrechen und Strafen, S. 92. die Auseinanderfetzung der verfchiedenen Verbrechen durch Gewalt, S. 224. vom gefährlichen Diebftahle, S. 359. von der Prävention, S. 428. vom Verfahren bey unvollkommenem Beweife.

Cöthen, b. Aue: *F. G. A. Lobethans praktifche Beyträge zur Rechtswiffenfchaft, als eine Fortfetzung feiner juriftifchen Nebenftunden. Zweytes Stück.* 1801. 52 S. 8. (4 gr.)

Enthält elf Rechtsfälle, die, wenn man zur Noth einen einzigen ausnimmt, weder durch die Wichtigkeit der Rechtsfrage, noch durch das Intereffante des Falls einige Aufmerkfamkeit verdienen. Es wird genug feyn, fie aufzuzählen: I. *Von der Aufhebung eines Pachtcontracts.* II. *Beyfpiel einer quadrupederifchen Klage.* III. *Die jungen Holzauffchläge in den Büfchen müffen nach dem Inhalte der neuern Forftordnungen, 7 - 8 und mehrere Jahre mit dem Rindvieh verfchont bleiben, wenn auch durch ältere Hut- und Weidereceffe eine kürzere Schonungszeit ift beftimmt worden.* IV. *Ein Rechtsfall die beftrittene gehörige Ausrichtung eines Auftrags betreffend.* V. *Verdacht wegen eines Kindermords, wobey es jedoch an dem corpore delicti gänzlich mangelte.* VI. *Von der Ausmittelung des Corp. delicti bey der mit Ehebruch verbundenen Blutfchande.* VII. *Eine Ehefcheidung wegen Ehebruchs.* VIII. *Erkenntnifs wegen eines grofsen Diebftahls, den jedoch der Dieb nicht als folchen genutzt hatte.* IX. *Entfcheidung wegen eines dafür zu haltenden qualificirten Diebftahls.* X. *Ein merkwürdiger Rechtsfall, das von der Witwe an des Ehemannes Erben auszuantwortende Inventarium oder eidliche Specification und dem gemäfse Ausantwortung des Vermögens betreffend.* XI. *Beyfpiel einer triticiarifchen oder fogenannten Franziscaner Klage.*

STATISTIK.

Paris, b. Teftu: *Almanach National de France.* an XI. de la République; Préfenté au Premier Conful, par *Teftu*. 810 S. gr. 8.

Der letzte Jahrgang diefes Staatshandbuchs ift in der A. L. Z. 1802. Nr. 90. S. 717. angezeigt. Der vorlie-

liegende verdient wegen der vielen Veränderungen, Zusätze und Erweiterungen, die sich schon aus der Vergleichung beider Seitenzahlen ergeben, vorzügliche Aufmerksamkeit, selbst ohne auf die politischen Modificationen und auf die Incorporation von Piemont Rücksicht zu nehmen.

Die literarische Statistik Frankreichs, nämlich das Personale aller Anstalten zur Beförderung der Wissenschaften und Künste, mithin der Ministerien, Institute, Schulen und Collegien unter den mannigfaltigen Benennungen vom *Prytanée, Lycée, Bureau* u. s. w. der Bibliotheken, Societäten, Conservatoires, füllet ein Sechstheil des grofsen Volumens, und insbesondere das achte Kapitel ganz, so wie zwey Abschnitte des neunten aus. Diese ist aber bereits im diesjährigen Intelligenzblatt der A. L. Z. Nr. 72. und 75. zusammengestellt, so dass Rec. sich lediglich darauf bezieht. Kein Staatskalender ist darin so reichhaltig, wie der Französische, zum Contraste mit dem magern *Cracas* des ehemals wissenschaftlich-reichen *Roms*.

Neun Kapitel dienen zu Ruhepunkten der fast unzähligen Nomenclatur. — Das *Erste* begreift das Ausland und Frankreichs Verhältnisse mit demselben. Bey jedem Staat, selbst den deutschen Reichsständen, die Staatsminister ziemlich correct. Statt *Etrurien* das alte Wort *Toscana; Baden, Hessen* und *Wirtenberg* schon als *Kurfürsten;* die *neuen* Republiken *Ragusa* und *Wallis;* bey der *Italiänischen* ihr Rang in die Stelle von *Venedig;* bey *Lucca* die zwölf *Anciens;* bey *Malta* noch der Grofsmeister *Ruspoli* u. s. w. Am Schlusse die Titulaturen aller Gouvernemens, und der Autoritäten und Bürger in Frankreich; eine Rubrik, die längst in den politischen Zeitungen herausgehoben wurde. Das *zweyte* Kapitel enthält das Gouvernement und die vordersten Autoritäten mit deren Attributen, *Bureaux*, Administrationen und Dependenzen nebst dem Wohnungszeiger, bisweilen unter Beziehung auf die beiden letzten Jahrgänge. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, S. 112—121. ist für den diplomatischen Geschäfts- und zugleich wegen der Handlungs-Commissariate für das Commerz sehr unterrichtend. So sind es auch die Notizen von den Audienzen der Staatsminister für jeden Geschäftsmann. — S. 226—234. zum erstenmal die Bischöfe und deren General-Vicarien, mit Inbegriff derer in Piemont. — Im *dritten* Kapitel die *Militär-Organisation* unter vier Abschnitten durch alle 27 Divisionen hindurch. Der besonders jährlich herauskommende *Militär-Almanach* wird dadurch für den Civilstand entbehrlich. — Ganz diesem ähnlich ist das *vierte* Kapitel von der *Marine* und *Colonien* eingerichtet. — Am anschaulichsten wird der Zustand von Frankreich durch die administrative, die gerichtliche und die Handels-Organisation, welche den Inhalt der drey *folgenden* Kapitel ausmacht. Hier findet der Statistiker und der im Innern des Landes Reisende in vorkommenden *Fällen* befriedigende Auskunft, und summarisch alles dasjenige beysammen, was die in 24 französischen Departements seit Jahres Frist herausgekommenen Special-Staatskalender ausführlicher geben. — Vom *neunten* Kapitel an (S. 585—732.) wird das Handbuch ein *Departements-* und *Adresskalender für die Stadt Paris*, von der Präfectur an durch alle Quartiere und Divisionen hindurch, bis zu dem untersten *Polizey-Diener;* auch die Bankiers, Handels-Agenten, Pfarrer, Aerzte, Chirurgen, Apotheker, Postbeamte, mit praktischen Notizen aller Art durchflochten. Den Beschluss machen die General-Post-Boten-Markt-Münz- und Maafszeiger, eine höchst detaillirte Bevölkerungs-Liste von Frankreich, und ein Sach-Register.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. *Breslau*, b. Barth u. Hamberger: *Verzeichniss der in Schlesien, der Graffschaft Glatz und neu Schlesien* (Neu-Schlesien) *lebenden katholischen Pfarrern* nebst einer Uebersicht der Eintheilung des Breslauischen Bisthums in Ansehung der Geistlichkeit. (1802.) 70 S. kl. 8. (4 gr.) Der vollständige Titel zeigt den Inhalt des Buchs. Die Uebersicht des Bisthums nach seinen vier Archidiaconaten steht voran S. 1—30. Hierauf folgt das Verzeichniss sämmtlicher Pfarrer in Alt-Schlesien preussischen Antheils und Glatz 660 an der Zahl, die genaue Angabe des Tauf- und Zunamens, so wie auch des Antritts der Amtsführung muss jedem Geschäftsmanne willkommen seyn. Zuletzt steht ein Verzeichniss der katholischen Geistlichkeit in Neu-Schlesien und Südpreussen Breslauer Dioces, 74 Pfarrer; folglich mit obiger Summe zusammen 744. Aber die Graffschaft Glatz steht eigentlich unter dem Erzbisthum Prag, und einige Gegenden von Ober-Schlesien gehören zu der Ollmützer und andere zu der Cracauer Dioces. Dafür aber gehörte schon von alten Zeiten her das Archipresbyteriat Ostrzeszow (ein Theil des Wieluner-Landes) zum Bisthum Breslau, und durch die preussische Acquisition von Südpreussen und Neu-Schlesien sind noch in Neu-Schlesien die Archipresbyteriate Siewierz und Pilica mit 39 Pfarreyen in Südpreussen Czenstochow und Kempen mit 24 Pfarreyen dazu gekommen. Wie viel Pfarreyen eigentlich nun unter Breslau stehen, hat Rec. nicht bestimmt gefunden. Nach S. 24. sind es wahrscheinlich mit Einschluss der südpreussischen und neuschlesischen 583 Pfarreyen, 52 Curatien. Folglich blieben für die Olmützer, Cracauer und Prager Dioces 49 Pfarreyen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 16. Junius 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

CASSEL, b. Griefsbach: *Archiv für die Pharmacie und ärztliche Naturkunde*, herausgegeben von *J. Schaub*, der Arzney- und Wundarzneykunst Doctor, Professor der Chemie u. s. w. und D. *Georg Heinrich Piepenbring*, Apotheker zu Carlshafen u. s. w. *Ersten Bandes erstes, zweytes und drittes Stück.* 1802. 359 S. 8. mit 1 Kupf. (1 Rthlr. 12 gr.)

Bekanntlich haben wir schon mehrere Journale für die Cultur und Vervollkommnung der pharmaceutischen Chemie und Materia medica; es fragt sich also nur, ob dieses neue reichhaltig genug gewesen sey, um seine Stelle neben den frühern behaupten zu können. Eine genauere Inhaltsanzeige mag den Leser selbst urtheilen lassen. Das *erste Heft*, welches, so wie die beiden folgenden, weitläuftigere Abhandlungen und kürzere Anzeigen und Notizen enthält, beginnt mit einer *Rede bey der ersten Versammlung der Mitglieder der correspondirenden Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde des Bezirks Hessen-Cassel gehalten*, von *Schaub*. Der Vf. spricht zuerst (freylich nicht so, wie einst H. *von Haller* über denselben Gegenstand sprach, aber doch leidlich genug,) von den Vortheilen, welche gelehrte Gesellschaften den Wissenschaften überhaupt, und besonders der Chemie und Pharmacie verschafft haben, und breitet sich dann über den Nutzen aus, den die correspondirende Gesellschaft der Pharmacie und ärztlichen Naturkunde leisten kann. Diese Hülfswissenschaften der Heilkunst sind allerdings noch mancher Verbesserungen fähig, und wir wünschen, dass diese Gesellschaft den Gesichtspunkt, den sie sich vorgesteckt hat, nie aus den Augen verlieren möge. Die *zweyte Abhandlung* von Hn. *Piepenbring* enthält Antworten auf die Fragen: *Verdient die Schwefelmilch als Arzney beybehalten zu werden, und wenn die Antwort bejahend ausfällt, welches ist denn die beste Zubereitung derselben?* Dieser pharmacevtische Präparat unterscheidet sich, sagt Hr. P., durch seine grössere Zartheit sowohl als durch einige Stoffe (Wasserstoff und Sauerstoff), die es in sich hat, so sehr von dem gemeinen Schwefel, dass man sich davon, wenn man es als Heilmittel gebraucht, schnellere und stärkere Wirkungen, als von dem Schwefel selbst und von den Schwefelblumen, versprechen kann; es behaupte also, fetzt der Vf. hinzu, in der Heilkunst einen vorzüglichen Rang, und sey der Stelle, die es in dem Arzneyvorrathe einnimmt, sehr würdig. Hr. P. macht noch einige, wie uns dünkt, nicht ungegründete Erinnerungen wider die von *Hermbstädt* empfohlne Bereitungsart der Schwefelmilch, und giebt ein anderes Verfahren, diesen Niederschlag zu verfertigen, an, das aber von dem, das man gewöhnlich in den Apotheken zu befolgen pflegt, eben nicht verschieden ist. Einige Bemerkungen, die sich in diesem Aufsatze finden, sind recht gut, aber die Weitschweifigkeit desselben können wir nicht billigen; denn was z. B. *Gren*, *Mönch*, *Hahnemann* und andere Schriftsteller von der Schwefelmilch gesagt haben, welchen Begriff sich manche Scheidekünstler vom Schwefel machen, was von den Heilkräften des schweisstreibenden Spiessglases und des Zinnobers zu halten sey, u. s. w. ist bekannt genug, und hätte nicht so weitläufig, als hier geschehen ist, angeführt werden sollen. 3) *Huxham's Spiessglaswein, ein sehr wirksames, aber unsicheres Arzneymittel, ersetzt durch eine vortheilhaftere und zweckmässigere Zubereitung*, von *Schaub*. Der Vf. wiederholt, was andere Aerzte schon oft von dem nach *Huxham's* Vorschrift bereiteten Brechweine gesagt haben, und giebt den Rath, dass man künftig, statt dieses Mittels, lieber eine Auflösung von zwey Granen Brechweinstein in einer Unze Wein anwenden solle. Dieser Vorschlag ist, wie Hr. S. selbst eingesteht, nicht neu. Wenn übrigens der Vf. glaubt, dass diese kürzere Bereitungsart nur erst in einer einzigen Pharmakopoe bekannt gemacht worden sey: so irrt er sehr; denn schon *Wiegleb* und *Schlegel*, die Herausgeber des Bremenschen Apothekerbuchs und der Vf. der *Pharmacopoea exquisita* lehren den Brechwein auf eine Art bereiten, die von der, in der *Pharmacopoea borussica*, wenig oder gar nicht abweicht. 4) *Ueber Apotheken-Privilegien, ihren Werth, und über die Vermehrung derselben im Staate.* Hr. *Schmidt* in Sonderburg, von dem dieser Aufsatz herrührt, eifert wider die Einschränkung oder Aufhebung der Privilegien der Apotheker, und führt mehrere Gründe für die Meynung an, dass es nicht gut sey, die Anzahl der Apotheken in einem Staate ohne Noth zu vermehren. 5) *Kürzere Nachrichten.* Hr. *Piepenbring* belehrt die Leser, dass das Bittersüssextract viel gebundene Ammoniaca enthalte, und dass diese salificable Basis in dem, was man das Narkotische nennt, etwa den andern Bestandtheil ausmache, der, mit dem narkotischen Princip verbunden, die Wirkung hervorbringt, die auf den Genuss aller mit einem betäubenden Stoffe versehenen Arzneyen zu erfolgen pflegt; Hr. *Rink* redet vom Gebrauche der Ameisensäure und eines weinich-

ten Aufguſſes von Ameiſen, Zaunrübe und Farrnkrautwurzel wider die Gicht u. ſ. w.

Zweytes Stück. 1) *Gedanken über die Wirkungen der äuſserlichen Bleymittel* von *Hunold.* Die austrocknende Wirkung des äuſserlich angewendeten Bleyes äuſsere ſich dadurch, daſs dieſes Metall die lymphatiſchen Gefäſse reize, ihre Thätigkeit vermehre, folglich die Zurückſaugung befördere und ſo, wenigſtens an dem Orte, wo es angebracht worden iſt, die Menge der Säfte vermindere; auf eben dieſe Art bewirke es auch eine Zuſammenziehung; denn wenn die flüſſigen Theile, die im menſchlichen Körper die Urſache der Ausdehnung der feſten Theile ſeyen, vermindert würden: ſo müſſe ſich nothwendig die in den letztern liegende angeſchaffene Elaſticität äuſsern, die Gefäſse müſsten ſich verengern und das dieſelben verbindende Zellgewebe und die Muſkelfaſern ſich verkürzen; auf die Blutgefäſse wirke das Bley eben ſo, wie auf andere Gefäſse, es hemme mithin auch den Einfluſs des Blutes, und hieraus ergebe ſich, daſs alle Bleymittel, wo nicht gleich Anfangs, doch gewiſs in der Folge, ſich ſelbſt den Weg in die Maſſe der Säfte verſperren; übrigens wolle er in dieſen Blättern durch die Auseinanderſetzung ſeiner Gedanken über die Wirkungsart der äuſserlichen Bleymittel zwar nicht ganz leugnen, daſs Bleytheilchen zuweilen und unter beſondern Umſtänden in den menſchlichen Körper wirklich aufgenommen werden können, vielleicht aber ſtehe nur den allerfeinſten Auflöſungen dieſes Metalles der Weg durch die Saugkanäle offen u. ſ. w. 2) *Ueber die Queckſilberſeife,* von *Piepenbring.* Dieſe Seife habe eigentlich kein Queckſilber aufgelöſt in ſich, ſondern dieſes Metall ſey nur mit der Seife vermengt; indeſſen ſey dieſes Präparat einer mit Hahnemanniſchem Queckſilberniederſchlage vermiſchten Seife doch nicht ganz gleich, das Metall befinde ſich in einer ſolchen Vermiſchung nicht ſo innig mit der Seife verbunden, als in jenem Produkte u. ſ. w. Wir halten die Queckſilberſeife für ein ſehr entbehrliches Heilmittel. 3) *Unterſuchung der Piepenbringiſchen und Krügeriſchen Methode, die concentrirte Eſſigſäure zu bereiten,* von *Schmidt.* Der Vf. hat mehrere Verſuche angeſtellt, um die Vorſchläge des Hn. P. und K. zur Erhaltung einer concentrirten Eſſigſäure zu prüfen, und gefunden, daſs man eine ſehr ſtarke und ganz reine Eſſigſäure erhalt, wenn man ein Gemiſch von 1 Unze Bleyzucker, einer halben Unze feingeſtoſsenen Braunſtein und eben ſo viel Nordhäuſer Vitriolöl der Deſtillation ausſetzt, und daſs die auf dieſe Art verfertigte Säure ziemlich wohlfeil iſt. 4) *Ueber die Verwechſelung der männlichen Farrnwurzel,* von *Krüger dem Jüngern,* mit einem Zuſatze von *Piepenbring.* Da die männliche Farrnkrautwurzel zuweilen mit der Wurzel des Tüpfelfarrns und anderer Farrnkrautarten verfälſcht, oder die Wurzel der zuletzt genannten Kräuter ſtatt der ächten Farrnkrautwurzel verkauft zu werden pflegen: ſo geben die Vff. die Kennzeichen an, durch welche man dieſe Wurzeln von einander unterſcheiden, und der Gefahr, betrogen zu werden, entgehen kann. Hr. P. hat immer eine ziemliche Menge ächter Farrnkrautwurzel vorräthig, und iſt erbötig, mehr oder weniger davon abzulaſſen. 5) *Fragmente über den Galvanismus;* a) Vorſchlag zu einer liegenden Voltaiſchen Säule, von *Schmidt.* Dieſe von Hn. *Neumann* angegebene Batterie ſoll den Erwartungen, die man ſich nur davon machen könne, vollkommen entſprechen. Der Vf. hat die Bemerkung gemacht, daſs eine von Silber und Zink aufgebauete Säule eine deſto ſtärkere Erſchütterung zuwege bringe, je gröſser die Platten ſeyen, daſs Kupfer und Zink bey weitem nicht eine ſo ſtarke Wirkung äuſsern, als Silber und Zink u. ſ. w. b) Anwendung des Galvanismus auf den menſchlichen Körper zur Heilung verſchiedener Krankheiten, von *Schaub.* Dieſer Aufſatz enthält einige nicht unwichtige Beobachtungen; der Vf. hat an 30 Perſonen, unter welchen 4 Taubſtumme waren, mit dem Galvanismus behandelt, und mehrere *male* ſehr gute Wirkungen dadurch hervorgebracht; *zwey Taubſtummen* ſey das Mittel ſo wohl bekommen, *daſs ſie* bald hören lernten, und ihr Zuſtand habe ſich, bey langer fortgeſetztem Gebrauche deſſelben, immer verbeſſert; einigen Kranken habe es aber nur wenig, und einigen andern gar keinen Nutzen verſchaft; indeſſen hoft der Vf., daſs dieſe Heilart, wenn man mit der Anwendung derſelben lange genug fortfährt, auch ſolchen Perſonen, auf welche ſie in den erſten acht oder vierzehn Tagen gar keine vortheilhafte Wirkung zu äuſsern ſcheint, nützlich ſeyn werde; denn er habe die Bemerkung gemacht, daſs dieſs Mittel erſt in der dritten Woche einige Zufälle, beſonders Schwerhörigkeit, die lange angehalten und andern Arzneyen hartnäckig widerſtanden hatten, glücklich gehoben habe.

Drittes Stück. 1) *Beytrag zur nähern Kenntniſs des ächten Guajakgummi, und Empfehlung eines neuen vorzüglichen Prüfungsmittels zur Entdeckung ſeiner Aechtheit oder Verfälſchung,* von *Schaub.* Der Vf. hat gefunden, daſs die ätzende Pottaſchenlauge das beſte Mittel zur Unterſuchung der Aechtheit des Guajakharzes iſt; denn wenn man, ſagt er, etwas von dieſem Harze in höchſtverſtärkten Weingeiſte auflöſt, das Harz wieder durch deſtillirtes Waſſer daraus fällt, und dann auf dieſen Niederſchlag, oder auch zu der milchartigen Miſchung eine hinreichende Menge ätzende Pottaſchenlauge gieſst: ſo löſt ſich, wenn man ächtes natürliches Guajakharz zu dem Verſuche genommen hatte, alles wieder hell und klar auf, wenn aber ein mit Colophonium vermiſchtes Harz gewählt worden war: ſo bleibt das erſtere in der Flüſſigkeit unaufgelöſt zurück, und kann dann leicht durch ein Filtrum abgeſchieden werden. Dieſes Verfahren iſt auch, den Verſuchen des Vfs. zufolge, bey der Prüfung des zuweilen ebenfalls mit Colophonium verfälſchten Jalappenharzes anwendbar u. ſ. w. 2) *Nachtrag zu dem Aufſatze über Apotheken Privilegien und ihre Vermehrung im Staate.* Hr. *Schmidt* beantwortet hier die Frage: von wem der

in seinen Gerechtsamen durch die Verstattung einer neuen Apotheke in derselben Stadt, oder in demselben Bezirke eingeschränkte Apotheker Schadenersatz fodern könne? und urtheilt ganz natürlich, dafs, wenn ein Apotheker durch mächtige Freunde, die er durch unrichtige Vorstellungen zu seinem Vortheile einzunehmen gesucht hat, eines Privilegiums theilhaftig geworden ist, ihm obliege, dem Kunstgenossen der dabey leidet, den Schaden zu vergüten, wenn aber die Regierung selbst ein solches Privilegium gegeben hat, diese auch verpflichtet sey, den beeinträchtigten Apotheker zu entschädigen. 3) *Bemerkungen über die Wirkungen des Rhus radicans oder Toxicodendron auf den äussern Theil des menschlichen Körpers*, von *Krüger*. Die Wirkungen, die dieser Giftrebenstrauch (denn der Vf. hält die genannten Rhusarten für eine und dieselbe Pflanze, welcher Meynung wir doch beyzustimmen Bedenken tragen,) und besonders der haarichte Giftsumach, manchmal auf den menschlichen Körper äussert, beschreibt Hr. K. nach den Beobachtungen, die er an sich selbst gemacht hat, und erzählt zugleich, dafs er, als Präservativ, das Streichen mit Oel vor dem Berühren dieser Pflanze, sehr dienlich befunden habe. — Da indessen die meisten Bemerkungen, die hier mitgetheilt werden, schon in andern Schriften, z. B. in *Böhmer's* Abhandlung *de Toxicodendro*. (Wittenberg 1800), vorkommen: so hätte der Vf. sich wohl bey der Erzählung seiner Erfahrungen, kürzer fassen können. — H. *Hunold* liefert einen Nachtrag zu diesem Aufsatze, worin er eine in Nordamerika beym Verbrennen des Sumachholzes beobachtete Erscheinung mittheilt 5) *Chemische Zerlegung des Rhus radicans; Daseyn eines eignen Grundstoffes in dieser Pflanze; Kennzeichen, Eigenschaften und Natur dieses Grundstoffes*, von *van Mons*. Aus H. *Scherer's* Journal entlehnt. 6) *Ueber die von Trommsdorf angegebene verbesserte Bereitungsart des Spiefsglasschwefels durch Zersetzung des schwefelsauren Kali*, von *Rink*. Der Vf. hat bemerkt, dafs es allerdings vortheilhaft ist, wenn man, bey Bereitung des goldfarbenen Spiefsglasschwefels, das schwefelsaure Kali benutzt; doch folgert er aus seinen Erfahrungen, dafs $\frac{1}{12}$ Kohle zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht hinlänglich sey sondern ¼ davon genommen werden müsse; denn durch eine kleinere Menge Kohle könne das schwefelsaure Kali nicht völlig zersetzt werden u. s. w. 7) *Anwendungsart der Galvani-Voltaischen Metall-Elektricität zur Abhelfung der Taubheit und Harthörigkeit*, von *Sprenger*. Man weifs schon aus Nachrichten in einigen öffentlichen Blättern, dafs Hr. *S.* so glücklich gewesen ist, manchen Taubstummen durch den Galvanismus das Gehör zu verschaffen, und andere Personen, die mehr oder weniger schwer hörten, von ihrem Uebel zu befreyen. Aufgefodert dazu beschreibt er hier seine Galvani-Voltaische Gehörgebekunst, wie er sich sonderbar genug ausdrückt, und theilt zugleich einige Beobachtungen mit. — Manche Thatsachen, die hier vorkommen, sind allerdings wichtig, aber die Schreibart des Vfs. können wir nicht loben; wir rathen ihm seine künftigen Schriften durch einen Freund von Wiederholungen und andern Fehlern befreyen zu lassen. 8) *Winke und Beyträge für die frühere Geschichte des Galvanismus*, von *Schaub*. Der Vf. zeigt wie andere, dafs Hr. *Sulzer* lange vor *Galvani* Beobachtungen über den Metallreiz angestellt habe; und macht auf eine Schrift *de effluviis metallorum* aufmerksam, die, wie er vermuthet, Nachrichten über den Galvanismus (sollte wohl heifsen: Nachrichten von Versuchen über die Wirkungen des Metallreizes auf den thierischen Körper) enthalte, mit dem Wunsche, sie näher kennen zu lernen. Rec. kennt sie nicht, weifs aber, dafs *Agricola* und *Boyle de natura eorum, quae effluunt ex terra, de mira subtilitate effluviorum, de natura effluviorum determinata* u. s. w. geschrieben haben, und glaubt, dafs hier eine dieser Schriften gemeynt seyn möge. 9) *Auszüge aus Briefen*. Hr. *Valentin* hat einige Male bey Kranken, die mit der Harnstrenge behaftet waren, die Phosphorsäure nützlich befunden; Hr. *Rink* ist im Begriffe, Versuche zu unternehmen, um zu entdecken, welche Menge Sauerstoff im fressenden und im versüfsten Quecksilbersublimate enthalten sey, in welchem Verhältnisse die Gallussäure zu den andern Bestandtheilen in den Knoppern stehe u. s. w.

BERLIN, in d. Felisch. Buchh.: *Journal für die Chirurgie, Arzneykunde und Geburtshülfe*, von *Christian Ludwig Mursinna*, königl. preufs. Gen. Chir. und Prof. d. Chirurgie. *Zweyten Bandes erstes Stück*. 1802. XLVIII und 148 S. *Zweyten Bandes zweytes Stück*. 1803. 149—324 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der Zweck und die Einrichtung dieses Journals ist schon aus der Anzeige des ersten Bandes bekannt. (A. L. Z. 1802 Nro. 252.) Was der Vf. auf den ersten XLVIII S. des Iten Stücks dieses IIten Bds sagt, ist blofs gegen Hn. Röschlaub gerichtet, dessen Bemerkungen und Vorwürfe der Vf. zu berichtigen und zu widerlegen sucht. Hierauf folgen: 1) *Erinnerungen und Winke zur glücklichen Ausführung der neuen Kurmethode des Wund-Starrkrampfes*, von Dr. *Stütz*, Physicus zu Schwäbisch-Gemünd. Nach dem Vf. sollen Schwäche des Körpers, Erkaltung und niederschlagende Leidenschaften Ursache des Krampfes seyn, die Diät soll stärkend, Opium und die Auflösung des vegetabilischen Laugensalzes so lange verstärkt gegeben werden, als die Krankheit zunimmt, täglich ein Bad von Waschlauge, und einen Tag um den andern ein Klystier von mit Seife saturirten Wasser genommen werden. Hr. M. bemerkt sehr richtig, dafs der Vf. in diesem Aufsatze zu einseitig urtheilt, und versichert, den inneren Gebrauch des Laugensalzes unzuverläfsig, ja schädlich befunden, vom Opium aber noch immer die beste Wirkung erfahren zu haben. 2) *Von der Ausschälung eines grofsen schwammigten Gewächses, das an der innern Seite des rechten Schenkels über der Schenkelschlagader befind-*

befindlich war, vom Reg. Chir. *Ollenrodt.* 3) *Von der glücklichen Operation eines complicirten Wasserbruchs*, von *Ebendemselben.* Der Vf. nahm gegen Hn. M's Rath (f. B. I. St. 2. S. 246) den über der Scheidenhaut befindlichen Zellstoff erst weg, ehe er dieselbe öffnete. 4) *Ueber die Wirksamkeit der Infusion einer Auflösung des Brechweinsteins bey verschluckten und im Schlunde fest sitzenden Körpern.* Durch zwey Beyspiele erläutert von dem Reg. Chir. *Bator.* Die von *Köhler* im ersten Bande von *Schmuckers* vermischten chirurgischen Schriften angegebene Operation ist zweymal von B. mit Nutzen angewendet worden. Hr. M. bedient sich immer einer Federpose, deren rauhes Ende er in Oel taucht, und, wenn er bis an die leidende Stelle gekommen ist, so lange um ihre Axe drehet, bis die Verminderung des Schmerzens die geschehene Lösung des fremden Körpers anzeigt. 5) *Eine Amputatio femoris, welche im hohen Alter mit glücklichem Erfolg unternommen wurde*, vom Reg. Chir. *Mönnich.* 6) *Von einem in der Beckenhöle eingekeilten Wasserkopfe und (einer) daher entstandenen schweren Geburt*, von *Demselben.* 7) *Eine schwere Kopfgeburt mit einem Blasenbruch der Mutterscheide vergesellschaftet*, vom Reg. Chir. *Bauer.* Den zur Erschlaffung der gespannten Theile der Mutterscheide und der Schamlefze angewandten Dampfbädern ist Rec. abgeneigt. 8) *Von einem eingeklemmten und glücklich operirten Schenkelbruch an der rechten Seite*, vom *Herausgeber.* 9) *Von einer ausgebreiteten falschen Pulsadergeschwulst in der Beugung des Arms, das durch die Unterbindung glücklich geheilt wurde*, von *Demselben.* 10) *Von der Operation eines eingeklemmten Schenkelbruchs in der linken Seite*, von *Demselben.* Der Vf. legte dem Operirten ein Bruchband an. Rec. stimmt den Gründen des Vfs. ganz bey. 11) *Ueber den Gebrauch der Jaffe-schen Salbe bey dem Erbgrind (tinea) und dem Kleyengrind (pityriasis)*, vom Reg. Chir. *Schack.* Auch Hr. M. bestätigt die gute Wirkung der Salbe in den genannten Krankheiten.

Zweytes Stück. 1) *Beobachtung einer Verrenkung des zweyten Halswirbelbeins von dem ersten, worauf sogleich der Tod erfolgte*, vom Reg. Chir. *Schaak* d. a. 2) *Beobachtung einer Steinerzeugung im Hodensack und dessen Entfernung durch die Operation*, von *Demselben.* 3) *Beobachtung einer zur Familie der Wechselfieber gehörenden Fallsucht*, von *Demselben.* Hr. M. bedauert, dass der Vf. nicht Opium in stärkerer Dosi und ohne Kali angewendet hat. 4) *Von einer vollkommenen und veralteten Verrenkung des Oberschenkelknochens, die aber glücklich wieder eingebracht und geheilt worden*, von D. *Heiling.* Ein lesenswerther Aufsatz! Der Vf. glaubt, dass das runde Band sowohl, als das Kapselband bey einer jeden Verrenkung zerreisse. In einem Anhange hat er einen schönen Beytrag zur Diagnostik der Verrenkung und des Bruchs geliefert. Nach seiner Erfahrung finden nur zwey Verrenkungen, nach aussen und innen, statt. 5) *Von der Operation eines Netz-Darm-Bruchs*, durch Hn. Reg. Chir. *Ollenrodt* d. j. verrichtet. Der Sectionsbericht ist nicht so vollständig, wie man es hier wünschen sollte. 6) *Etwas über die Entzündung*, vom Stadt Chirurgus *Drewes* in Belgard. Diese Abhandlung ist nicht an ihrer rechten Stelle, da sie ganz und gar nicht dazu geeignet ist, dem Militär-Chirurgen eine richtige Idee von der Entzündung zu geben. Da Rec. sich hier nicht in das Detail einlassen kann: so mag eine Stelle S. 229 den Leser davon überzeugen; es heisst daselbst nämlich: „Je dichter und folglich elastischer das Blut ist, desto mehr „Luft hat es in sich, es gährt also bey der, von der „vermehrten unordentlichen Bewegung der Gefässe, „erregten Wärme schon für sich leichter, so wie dies „alle Säfte thun in der Wärme, die verschiedene „Bestandtheile und viel Luft in sich enthalten. Nun „füge man hinzu die vorhandene Schnellkraft der „Gefässe, die durch den Reiz und Attritus des Blu-„tes alle Augenblicke vermehrt wird, so däucht mir, „hat man den sogenannten Entzündungsstand." 7) *Beschreibung einer Säugmaschine, bey aufgesprungenen, durchgesogenen oder durch Schwämme verletzten Brustwarzen*, vom Reg. Chir. *Fibing.* Eine vom Lohgerber zubereitete Kuhzitze wird über einen durchlöcherten Warzendeckel gebunden, so dass von derselben so viel hervorsteht, dass das Kind die Zitze, ohne das Holz zu fassen, saugen kann. 8) *Entbindung einer Frau durch den Kaiserschnitt*, vom *Herausgeber.* Ein lehrreicher Aufsatz. Die beygefügte Abbildung der Frau ist ganz überflüssig. 9) *Geschichte eines durch den Höllenstein geheilten Staphylomatis partialis*, vom Bataill. Chir. *Seidel.* 10) *Etwas über die Speichelfistel*, von *Nedel*, W. A. und Geb. Helf. zu Stettin. 11) *Einige Beobachtungen von der Wirkung der Salpetersäure in venerischen Krankheiten*, von *Demselben.* Hr. M. verwirft dieselbe und empfiehlt dagegen vorzüglich den Sublimat in Pillenform. 11) *Geschichte einer nach einem Fall von einer beträchtlichen Höhe entstandenen Kopfverletzung*, vom Reg. Chir. *Balk* d. j. Enthält für den angehenden Wundarzt manche schöne Winke. 12) *Von einer Gelbsucht, die bey einem gesunden Menschen plötzlich erfolgte und binnen 50 Stunden tödtete*, vom *Herausgeber.* Ein merkwürdiger Fall. Rec. kann diese Anzeige nicht ohne den Wunsch schliessen, dass der Herausgeber die Anzahl solcher Beobachtungen und Erfahrungen, in denen die Kur oder Operation wegen fremder von innen oder aussen hinzugetretener Umstände misslungen ist, vermehren wolle. Für den Anfänger sind dergleichen Aufsätze, deren man schon in den bisher erschienenen Stücken einige findet, gewiss sehr lehrreich.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 17. Junius 1803.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

DELFT, b. Roelofswaert: *Geneeskundig Magazijn* (Magazin der Heilkunde), door *A. van Stipriaan Luiscius, C. G. Ontyd, M. J. Macquelyn*, en *J. van Heekeren. Eerste Deel.* 1801. *Eerste Stuk*, XXII u. 203 S. Mit 1 Kupfert. *Tweede Stuk*, 226 S. Mit 4 Kupfert. *Derde Stuk*, VI u. 230 S. gr. 8. (5 Guld. 12 Stüb. holl.)

Seitdem *Ed. Sandifort* seine *Geneeskundige Bibliotheek* geschlossen, hatte die batavische Republik eine Reihe von Jahren keine, der Heilkunde ausschliesslich gewidmete Zeitschrift. Im Jahr 1801 erschienen endlich deren zwey, das vor uns liegende *Magazijn*, und eine zu Leyden herauskommende Zeitschrift, die fast durchgehends aus Uebersetzungen besteht.

Das *Geneeskundige Magazijn* soll, nach der Erklärung der Herausgeber, angesehen werden: 1) als ein Repertorium dessen, was die batavischen Aerzte in der theoretischen und praktischen Heilkunde entdecken und beobachten; 2) als eine Fortsetzung der *Verhandelingen*, herausgegeben von der nicht mehr bestehenden *Natuur- en Geneeskundige Correspondentie-Societeit* im Haag (S. *Ergänz. Bl. z. A. L. Z.* J. II. B. I. Nr. 65); 3) als eine Sammlung der, die Staatsarzneywissenschaft betreffenden Verordnungen, die von der batavischen Regierung erlassen werden; 4) als ein Journal, worin in- und ausländische medicinische Schriften beurtheilt werden; 5) als eine Sammlung von Geburts- Trauungs- und Sterbelisten, wie sie bey der Agentur der Nationalerziehung (wobey einer der Herausgeber, Hr. Dr. *van Heekeren*, in Medicinalsachen als Commissar angestellt ist) einlaufen; und 6) ein Verzeichniss neuer in- und ausländischer medicinischer Schriften, und medicinische Neuigkeiten.

Von den, auf dem Titel genannten vier Herausgebern dieses *Magazins* sind drey, nämlich die Herren *Luiscius, Ontyd* und *van Heekeren*, als Schriftsteller, bereits dem Auslande vortheilhaft bekannt; den vierten, Hn. *Macquelyn*, kennt man aus seiner gut aufgenommenen Inauguraldissertation *de Vomitu*. Was sie in ihrem Journale leisten, wird die folgende Anzeige lehren. In den *drey Stücken*, welche den *ersten Band* ausmachen, sind enthalten:

I. *Abhandlungen und Beobachtungen.* 1) *C. G. Ontyd's*, Arztes im Haag, *Versuch über den Einfluss der Scheidekunst auf die Verrichtungen des thierischen Körpers*, im *1sten* bis *3ten Stücke*, zusammen 160 S. Die Abhandlung zerfällt in zwey Hauptstücke, in deren erstem der Vf. untersucht, in wie fern der gesunde, im zweyten aber, in wie fern der kranke Zustand des thierischen Körpers durch die Chemie bestimmt werde. Er hat es besonders mit dem Prof. *Reich*, in dessen Schrift *vom Fieber*, zu thun, von dem er sagt: „keiner von den Anhängern der neuen „chemischen Secte sey in der Anwendung der chemi„schen Gesetze auf die Naturkunde des menschlichen „Körpers so weit gegangen, als er" (S. 6); aus welchen Worten zugleich die Tendenz des Vfs. durchblickt. Reich scheine seine Fiebertheorie aus *Reil's* Archiv und Fieberlehre, aus *von Humboldt* über die gereizte Muskelfaser, und aus *Ritter's* Beweis, dass ein beständiger Galvanismus den Lebensprocess im Thierreiche begleite, entlehnt zu haben. Allein einerseits hätten diese Männer eben so wenig, als *Ackermann* (physische Darstellung der Lebenskräfte), *Brandis* und *Schelver* (Elementarlehre der organischen Natur) überzeugend bewiesen, dass die erste Ursache der Lebensverrichtungen in der besonderen Mischung der thierischen Stoffe zu suchen sey, und andererseits kämen auch die Lehrsätze der drey Ersten mit den Folgerungen, die Reich daraus hergeleitet, nicht völlig überein. In der Folge macht er den neuen Jatrochemikern den Vorwurf, sie liessen sich *inductiones, petitiones principii*, und Zirkel im Beweise zu Schulden kommen; sie liessen die besondere Mischung der organischen Materie nicht als eine blosse *conditio sine qua non* gelten; sie machten nicht den gehörigen Unterschied zwischen erstem Princip des Lebens, und zwischen unmittelbarer Ursache der Lebensäusserungen in organischen Wesen; u. s. w. Des Vfs. Definition der *Gesundheit* ist (St. 2. S. 11): „*Sie ist diejenige* „*Beschaffenheit des menschlichen Körpers, wo die ver-* „*schiedenen Grundstoffe, aus welchen die thierische Materie* „*gebildet ist, durch den Einfluss der Lebenskraft im-* „*merfort im Gleichgewichte erhalten werden, und ihre* „*chemischen Verwandtschaften und gegenseitigen Bezie-* „*hungen dergestalt modificirt sind, dass sie diejenige* „*Proportion und dasjenige Verhältniss zu einander be-* „*halten, welches sich zu der Natur des organischen* „*Wesens, dessen Form und Mischung sie darstellen, am* „*besten schicket.*" „*Krankheit hingegen*, sagt er ebendaselbst S. 21 „*ist der Zustand des menschlichen Kör-* „*pers, wo, durch irgend eine Ursache, die Wirkung* „*des Lebensprincips auf die thierische Materie verschie-* „*dentlich modificirt, und hierdurch ein besonderes Ver-* „*hältniss der Grundstoffe, eine, demselben entsprechen-* „*de Form und Mischung, hervorgebracht wird; wovon* „*natürlich die Folge seyn muss, dass das Gleichgewicht* „*zwi-*

„*zwischen den verschiedenen thierischen Verrichtungen* „*mehr oder weniger gestört wird, und manche thierische Thätigkeiten langsam und mühsam vor sich gehen,* „*oder auch ganz gehemmt, und andere dagegen vermehrt sind.*" Wie wichtig der thierisch-chemische Gesichtspunct der Krankheit sey, wird umständlich gezeigt. Zuletzt werden die drey Fragen beantwortet: a) Findet in den verschiedenen Krankheiten Mangel oder Ueberfluss eines oder mehrerer Grundstoffe des thierischen Korpers statt? b) Besteht diese Verschiedenheit der Grundstoffe einzig und allein in dem zu vielen oder zu wenigen Sauerstoffe? c) Angenommen, es kann einen Ueberfluss oder einen Mangel an Grundstoffen geben, hat man ihn für die Ursache oder für eine Folge der Krankheit zu halten? — 2) *Etwas über den Perkinismus.* Von *Demselben* (St. 2). Die Sache habe einen hassenswerthen Anstrich von Universalarzney. Der Vf. wolle mit londoner Aerzten darüber in Briefwechsel treten. — 3) *Der Werth der Kuhpocken, besonders als eines Verwahrungsmittels gegen die Kinderpocken*, erwogen, in einer Antwort an den Agenten der Nationalerziehung, von *Matth. van Geuns*, Prof. zu Utrecht. (St. 1.) Unterschrieben den 14ten Januar, 1801. Der Greis erscheint zwar nicht als Gegner der Kuhpocken, dringt aber auf fortgesetzte kaltblütige Beobachtung des neuen Schutzmittels. Einige der von ihm berührten Puncte sind wohl, seitdem er schrieb, mehr aufgeklärt worden. — 4. *Bericht, betreffend die Impfung der Kuhpocken zu Arnheim, nebst Beobachtungen.* Aus Briefen von *O. de Ruuk*, Arzte zu Arnheim, an *J. van Heekeren*, Arzt im Haag. (St. 1.) Ueber den Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Arnheim. Interessant ist ein Fall, wo bey einem Knaben von 10 Wochen zu verschiedenen Zeiten *Nachkuhpocken* zum Vorschein kamen. — 5 *Auszug aus dem Briefwechsel des Hn. Trompert*, Wundarztes, Operators und Geburtshelfers zu Rotterdam, *mit einem der Herausgeber, über die Kuhpocken.* (St. 1) Fortgang der Kuhpockenimpfung zu Rotterdam. Unter den beschriebenen Fällen dieser Impfung ist einer, in welchem nach gehörigem Verlaufe der Krankheit, bey einem zweyjährigen Mädchen am zehnten Tage sich sehr schwere Zufälle einfanden. — 6) *Schreiben der* (Rotterdamer) *Aerzte S. Davids, Th. F. Opdorp, und der Wundärzte F. H. Gram, J. F. Duvigneau, und C. van Hattem, über die Kuhpocken, an den Agenten der Nationalerziehung der batavischen Republik.* (S. 2). Bericht über den Erfolg ihrer Bemühungen, die Impfung der Kuhpocken einzuführen, nebst Beobachtungen; veranlasst durch ein Umlaufsschreiben des Agenten der Nationalerziehung. — 7) *Beobachtungen über die Naturgeschichte der menschlichen Excremente überhaupt, und über eine beträchtliche Menge einer darin gefundenen Crystallcruste insbesondere.* Von *A. van Stipriaan Luiscius*, Med. Doct. und Chem. Lect. zu Delft (St. 1 u. 3). Diese lesenswerthe Abhandlung findet man übersetzt in *Schmidt's Holländ. Magaz. der Naturkunde*, B. I. St. 2. S. 344—382. Unter den Bestandtheilen des chemisch zerlegten Unrathes befand sich auch Alaunerde. — 8) *Bey einer Frau wahrgenommene Ausartung der Eyerstöcke.* Von *H. van den Bosch*, Stadtarzte zu Wageningen. (St. 1). Erläutert durch eine Kupfertafel. Als Hr. v. d. B. die Frau zum ersten Male sah, fand er ihren Unterleib zu einer so ungeheuren Grösse angeschwollen, dass er über die Schenkel herab, bis an die Knie, hing, und in seiner Mitte einen Umfang von 2⅓ Elle hatte. Der Nabel stand wie eine Mannsfaust hervor. Nach dem Tode fand man den *rechten Eyerstock* unbeschreiblich vergrössert, und den *linken* in eine Knorpelmasse verwandelt. Beym Leben war jedoch auf der rechten Seite über dem Hüftknochen, wo die Kranke oft über Schmerzen klagte, keine grössere Geschwulst, als überhaupt am Bauche, zu sehen. — 9) *Zwey Beyspiele von dem Nutzen der Lopezwurzel.* Von *Demselben.* Uebersetzt in *Doring's und Salomon's Journ.* B. I. St. 2. — 10) *Beschreibung einer missgestalteten siebenmonatlichen menschlichen Frucht, die durch das theilweise Zusammenwachsen zweyer Foetus entstanden war.* Von *M. J. Macquelyn*, Stadtarzte zu Delft. Erläutert durch 4 Kupfertafeln. (St. 2). Das Geschöpf hatte, nach Aussage der Hebamme und der Umstehenden, 8—9 Minuten nach der Geburt gelebt, d. i. convulsivische Bewegungen mit den Gliedmassen gemacht, und Hr. *M.* fand, als er bald darauf gerufen wurde, in der noch vorhandenen Wärme desselben die Spuren des erst kürzlich erloschenen Lebensfunkens. Es waren, von unten an gerechnet, zwey völlig ausgebildete männliche Unterleiber, jeder mit seinen Geschlechtstheilen, zusammengewachsen in der Gegend des Nabels; zwey vollkommene Wirbelsäulen, vier Schulterblätter, natürliche Einpflanzung der vier obern Gliedmassen in dem Oberarmgelenke, u. s. w. Die übrigen, besonders auch die durch die Zergliederung entdeckten Merkwürdigkeiten dieses Naturspiels müssen wir, Kürze halber, übergehen. — 11) *Beobachtung einer, von der Natur verrichteten Trennung des rechten Fusses, und eines Theils des Beines.* Von *B. J. Schuuring*, Lect. d. Geburtshülfe, Wundarzte und Geburtshelfer der Stadt im Haag. (St. 2). Der Kranke war durch einen Schlag von seinem Pferde dergestalt verwundet, dass, ungefähr anderthalb Hände breit über dem Knöchel, das Schien- und Wadenbein gebrochen waren, und die oberen Knochen-Enden aus den Hautbedeckungen heraus standen. Durch zweckwidrige Behandlung wurde der Brand herbeygeführt. Dem Vf. gelang es, durch den innerlichen und äusserlichen Gebrauch der *peruvischen Rinde* und des *Camphers* den Brand zum Stillstehen zu bringen, worauf die Natur auf die glücklichste Weise durch Absonderung sich des Abgestorbenen entledigte, und der Kranke mittelst eines gut gearbeiteten künstlichen Fusses wieder zu dem freyen Gebrauche des rechten Beins gelangte. — 12) *Beobachtung über den ersten oder den Zeitraum der Ansteckung in den Kinderpocken.* Von *J. G. Sandberg*, Arzte zu Hattem. (St. 3). In sechs, von dem Vf. beobachteten Fällen der natürlichen Menschenpocken war die kürzeste Zeit, die, von dem Tage der Ansteckung an (diesen nicht mit gerechnet)

rechnet) bis zum Anfange des Ausbruchfiebers verlief, neun, die längste zwölf Tage. Er zieht, besonders mit Hülfe dessen, was *Camper* hierüber in Ansehung der geimpften Menschenpocken beobachtete, das Resultat, dass sich hierin die natürlichen und künstlichen Menschenpocken auf dieselbe Weise verhalten. — 13) *Beobachtung einer Entbindung von einem Mutterpolypen.* Von G. J. van Wy, Wundarzte und Geburtshelfer, auch Lect. der Wundarzneykunst und Geburtshelfer zu Arnheim. (St. 3). Das Uebel war als ein Gebärmuttervorfall behandelt worden. Als man aber des Vfs. Hülfe suchte, fand er, dass die Frau von einem birnförmigen, wie die Gebärmutter gestalteten *Polypen*, der an seinem, in der Gebärmutter sitzenden Stiele vor den Geschlechtstheilen hing, entbunden war. Dieser Polyp war 16 rhein. Zoll, 8½ aber da, wo er am dicksten war, breit, und hatte 17½ Zoll im Umfange. Den dritten Tag unternahm der Vf., vermittelst des von *van der Haar* in dessen *auserlesenen Abhandlungen* Th. 2 beschriebenen *Paternosters*, die Unterbindung, deren so nahe glückliche Folgen jedoch die Kranke nicht erlebte, indem sie den sechsten Tag nach dem Herausfallendes Polypen starb.

II. *Nachrichten von epidemischen und andern, in der batavischen Republik wahrgenommenen Krankheiten.* 1) *J. Bodel*, Stadtarzt zu Dordrecht, *über die Krankheiten, die im Jahr 1794 in dieser Stadt vorgekommen sind.* (St. 2). Voraus etwas über die Localität von *Dordrecht*, in so fern sie auf die Gesundheit der Einwohner Einfluss hat. Als seltene Krankheiten bemerkt der Vf.: *Wechselfieber; Bauchwassersucht; Lungensucht* und *Harnstein.* Der Krankheitszustand ist Monat für Monat angegeben. — 2) *Nachricht von den Krankheiten, die vom September 1797 bis zum Julius 1798 in dem akademischen Hospitale zu Groningen wahrgenommen wurden.* Von dem dasigen Prof. *E. J. Thomassen à Thuessink.* Voran der Witterungszustand, nach den Monaten, den *Bodel* in Nr. 1 nicht angegeben hat. Die Beobachtungen sind, nach den *Krankheiten*, in zwey Classen gebracht, nämlich *Fieber* und *Pleuritides rheumatico-gastricae* mit vielen Erinnerungen gegen die noch in Holland sich mehrenden Anhänger brownischer Behandlungsart. — 3) *Hr. van den Bosch über die Masernepidemie und die Catarrhe, die in den Monaten December 1800 und Januar 1801 zu Wageningen herrschten.* Aus einem Briefe an Dr. *J. van Heekeren*, im Haag. Die *Catarrhe* gehören zu der Classe der sogenannten Influenza, und waren also nervöser Art.

III. 1) *Vorstellung des Agenten der Nationalerziehung an die vollziehende Macht der batavischen Republik, betreffend die Beförderung und allgemeinere Verbreitung der Impfung der Kinderpocken.* Mitgetheilt von *J. van Heekeren.* (St. 1). Das Vornehmste ist die hier in Vorschlag gebrachte, und von der Regierung genehmigte Verordnung, welche in der Reihe der *Genees kundige Verordeningen* (S. A. L. Z. 1803. Nr. 29) die vierte ausmacht. — 2) *Bericht des Commissars der Regierung in Medicinalsachen* (des Doct. *J. van Heekeren*), *wie, aus medicinischem Gesichtspuncte betrachtet, Geburts-Trauungs- und Sterbelisten einzuführen seyen.* (St. 2). Dem schriftlichen Vortrage waren Formulare zu diesen Listen beygefügt, die d. H. in diesem *Magazin* weggelassen hat. So viel dem Rec. bekannt ist, sind die gedachten Listen wirklich eingeführt. Wir können ihnen das verdiente Lob nicht versagen.

IV. *Beurtheilungen und Auszüge in- und ausländischer medicinischer Schriften.* — V. *Kurze Nachrichten und Auszüge.* (Besser: medicinische Neuigkeiten; in- und ausländische). — VI. *Alphabetisches Verzeichniss neuer in- und ausländischer medicinischer Schriften.* Dieses Verzeichniss ist jedem Stücke angehängt. Bey den deutschen Artikeln möchte man mehr Auswahl und richtigern Druck wünschen.

Erfurt, in d. Hennings'schen Buchh.: *Die Heilkunst auf ihren Wegen zur Gewissheit; oder die Theorien, Systeme und Heilmethoden der Aerzte seit Hippokrates bis auf unsere Zeiten.* Von dem Hofrath und Professor *Hecker* zu Erfurt. 1802. 272 S. 8. (1 Rthlr.)

Unter diesem gesuchten Titel liefert der Vf. eine kurze Uebersicht der Geschichte der Medicin. Im Ganzen genommen ist wenig daran auszusetzen, ja sie enthält sogar einige glückliche Darstellungen, z. B. vom Schaden der missverstandenen Hippokratischen Lehre; doch hätte Rec. gewünscht, dass der Vf. etwas tiefer eingedrungen seyn möchte. Es ist Hn. H. fast bloss um gesuchte Parallelen zwischen der alten und neuen Medicin zu thun; ja er geht so weit, dem ehrlichen Pythagoräer, Alkmäon, sogar zu einem Vorläufer Browns machen zu wollen, weil dieser, nach dem Pseudo-Plutarch, die Gesundheit in *Harmonie* gegründet fand. Wer aber weiss, dass Gesundheit des Leibes von den Pythagoräern eben so wie die Gesundheit der Seele durch ἡμερότης, ἁρμονία erklärt wurde (*Aristoxen. apud Jamblich. de vita Pythagor. c.* 95.), der wird bey jener Definition schwerlich an etwas Anderes als an die dem Pythagoras so gewöhnliche Vergleichung aller Dinge mit Zahlen gedenken. Die Grundsätze der ersten dogmatischen Schule werden auch nicht ganz richtig dargestellt; denn nicht bloss von der Galle leiteten die ersten Dogmatiker die Fieber, sondern von der τέτρας τῶν χυμῶν, (Blut, Galle, Schleim und schwarzer Galle). Die Grundsätze der alten empirischen Schule findet Hr. H. in *Hahnemanns* Theorie der Materia Medica wieder. *Galens* System ist nicht hinreichend aus dem Peripatetischen, Akademischen und Eklektischen entwickelt; auch nicht die Paracelsische Lehre. Sydenham und Fr. Hofmann werden über die Gebühr gepriesen; eine genauere Bekanntschaft mit dem Systeme des letztern lehrt, dass es ihm an Gründlichkeit und Consequenz mangelte. Stahls Seele wird mit dem körperlichen Pneuma der Stoiker vereinigt. Christ. Ludw. Hoffmanns unzusammenhängende Grundsätze nehmen eine ganze Rubrik ein; so wie

auch

auch Stoll's gastrische Methode und Kämpf's Infarctus. Das hätte füglich viel kürzer unter der Rubrik: *Späte Spuren des Humoral-Systems*, zusammengefasst werden können. Ganz gut ist die Geschichte des neuesten chemischen Materialismus vorgetragen. Von der Erregungs-Theorie hat der Vf. einen ihm ganz eigenen Begriff. Sie ist ihm eine seltsame Art von ἐκλεξις, aus den verschiedenen dynamischen und atomistischen Systemen unserer Zeit. Oberflächliche Kenntniss zeigt es allemahl an, wenn der Vf. die Brown'sche Theorie schon bey Helmont, Hofmann und andern Aeltern finden will.

ERDBESCHREIBUNG.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Malerische Charakteristik der Länder und Nationen für Kinder und Erwachsene, Gelehrte und Ungelehrte*, eine Sammlung von neuen Originalzeichnungen und Handschriften, als ein Beytrag zur Erweiterung der Länder- und Völkerkunde. *Erstes Heft.* Russen und Kalmücken. (Ohne Jahrzahl). 39 S. ohne die 16 S. lange Vorrede, 4. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die angebliche Bestimmung des Buchs „*für Kinder*" hat wol nur eine kaufmännische Rücksicht zum Grunde, denn was für Erwachsene und Gelehrte interessant ist, kann es schwerlich zugleich für Kinder seyn, vorzüglich wenn es, wie hier, zur *Erweiterung* der Länder- und Völkerkunde beytragen soll. Auch darf man nur Eine Seite gelesen haben, um zu finden, dass das Buch für Kinder so wenig als für Gelehrte geschrieben ist.

Für Ungelehrte reifern Alters gewährt indessen das Buch eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung. Die Charakterzüge der geschilderten Nationen sind sehr gut ausgehoben und in einer lichtvollen Ordnung zusammengestellt. Hin und wieder stösst man auf Sprachfehler, welche das Vergnügen der Lectüre unterbrechen, z. B. Die Kalmücken sind aber auch vor (für) eine Kleinigkeit dienstfertig. — Diejenigen, welche kleine Handwerker (Handwerke, denn jenes bedeutet die *opifices* selbst) treiben. Weder die Characteristik der Russen noch der Kalmücken ist in diesem ersten Hefte beendigt, sondern sie soll in dem folgenden fortgesetzt werden. Die dazu gehörigen fünf Kupfer stellen die Nationaltrachten und andre Eigenthümlichkeiten der beiden Nationen vor. Die Zeichnung verdient Lob, aber Stich und Illumination könnten besser seyn.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Baumgärtnerischen Buchhandl.: *Phantasien zu ländlichen Verzierungen und Gartengebäuden.* Von verschiedenen Aesthetikern und Architecten. *1stes* bis *4tes Heft.* Mit Kupfern und Erklärung derselben in deutscher und französischer Sprache. gr. 4. (6 Rthlr.)

„*Diese Phantasien*, heisst es in dem Vorbericht, welchen die Verlagshandlung an die Spitze des ersten Hefts gesetzt, *schliessen sich an das Ideen-Magazin* (vom Hn. Prof. Grohmann) *an; ja sind eine Fortsetzung desselben, und nur die Betrachtung, dass jenes zu einer sehr beträchtlichen Stärke angewachsen ist, hat uns zu dem Entschlusse bewogen, unter vorstehendem Titel ein neues Werk anzufangen, welches übrigens die Freunde des Ideen-Magazins als Fortsetzung dieses Werks erhalten, denn der Phantasien erstes Heft macht zugleich den 33sten des Ideen Magazins aus.*" Da nun der 33. 34. 35 u. 36ste Heft von Grohmanns Ideen-Magazin in der A. L. Z. 1802 Nr. 78 und 1803 Nr. 18 bereits recensirt worden, und der Inhalt derselben mit dem Inhalte der vier vorliegendenden ersten Hefte der Phantasien einerley ist: so verweisen wir, um überflüssigen Wiederholungen auszuweichen, auf das an den angeführten Stellen gefällte Urtheil.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Paris*, b. Goujon, Sohn u. Desenne: *Mon premier Pas.* Par le *C. Justin G***** 1803. 62 S. 8. Ein junger Dichter, der sich schon in den ersten Versuchen als Liebling der Grazien ankündigt. Nicht ohne feine Erfindung sind feine Tändeleyen und Spiele; nicht ohne delicate Empfindsamkeit; glücklich verbindet er mit den Blüten des Witzes reifere Früchte der Weisheit, so z. B. in der Lobrede auf die Langeweile. Unter den scherzhaften Gedichten zeichnet sich das Gedicht aus, (*les Armes de l'Amour*) in welchem Amor während seiner Verbannung aus dem Olympe dem Plutus seinen Köcher und Bogen um einige Goldstücke verkauft:

Enfin l'Amour, les yeux baignés de larmes,
Consent à tout, et lui remet ses armes,
Plutus les prit, et les conserve encor.

Sinnreich ist das Gedicht: *Die Zeit.* Freundschaft und Liebe werben als Nebenbuhler um die Schönheit; zwischen beide tritt die Zeit; plötzlich verschwindet bey ihrer Annäherung die Liebe; die Freundschaft aber bleibt, und immer neuen Reiz giebt ihr die Zeit. Ein angenehmes Gemisch von Zärtlichkeit und Muthwille herrscht in dem Briefe an die Geliebte meines Freundes und in den Antworten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 18. Junius 1803.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Wolf u. Comp.: *Die Philosophie und der Philosoph aus dem wahren Gesichtspunkte und mit Hinsicht auf die heutigen Streitigkeiten betrachtet*, von *Johann Christian Friedrich Dietz*, Doct. d. Philos. u. Subrector am Gymnasium zu Güstrow. 1802. 13½ Bog. gr. 8. (20 gr.)

Der Vf. ist schon durch seinen *Antitheätet* und die *Beantwortung der idealistischen Briefe* des Hn. Hofr. *Tiedemann* als ein gründlicher und einsichtsvoller Vertheidiger der kritischen Philosophie bekannt. In der gegenwärtigen Schrift fährt er fort, die Einwendungen, welche andere Gegner dieser Philosophie und einzelnen Behauptungen und Philosophemen derselben gemacht haben, einer strengen, aber bescheidenen, Prüfung zu unterwerfen, und bey dieser Gelegenheit manchen missverstandenen Punkt mehr ins Licht zu setzen, wie auch manche gegen jene Philosophie entstandenen Vorurtheile und Zweifel zu berichtigen und zu heben. Alles dieses geschieht in einer überall sehr verständlichen, die Begriffe und Gedanken jederzeit mit Präcision ausdrückenden, correcten und angenehmen Schreibart, wodurch diese Schrift zu einer sowohl dem gesunden richtigen Verstand als Geschmack entsprechenden, unterrichtenden und unterhaltenden Lectüre wird. Die Gegenstände, welche sie abhandelt, sind in IV. Numern eingetheilt: Die *erste* ist gegen das *Schreiben* eines Ungenannten über die Frage: *was ist ein Philosoph?* in der *neuen Biblioth. der schonen Wissensch.* 57. B. S.70. ff. gerichtet, prüft den von demselben aufgestellten Begriff eines Philosophen und entwickelt den Begriff der Philosophie bündig und einleuchtend. Aus der Entwicklung und weitern Verfolgung der Gedanken des Ungenannten ergiebt sich, dass das Absolute, das Unbedingte das Ziel sey, zu welchem das Philosophiren uns hintreibe; ja dass alles Philosophiren nur Haltung und Bedeutung habe, in so fern etwas Absolutes entweder gesucht oder vorausgesetzt werde. „Mit diesem Ziele aber, das sich der menschliche Geist setzt, indem er auf das Geheiss seiner Vernunft zu philosophiren beginnt, erzeugt er auch die Idee einer Wissenschaft des Absolutgewissen, und einer Reihe mit Sicherheit daraus abzuleitender Wahrheiten. Gesetzt, dass diese Idee nicht ausgeführet werden könnte, so ist es doch eine Vernunftaufgabe, ihre Ausführung zu versuchen.“ Gegen *Reinholds* Behauptung, dass es keine Philosophie geben könne, bevor man eine vollkommene Definition der Philosophie habe, wird richtig angeführt, dass, wenn anders eine solche Definition zu finden sey, solche nur durch die Philosophie selbst herbeygeführet werden könne. Da die Idee des Absoluten durch die Vernunft selbst, als einer Kraft, die sich dadurch äussert, dass sie alles, was in unserm Innern vorgeht, in ein Ganzes zu fassen und zur Einheit zu verbinden strebt, gegeben ist: so ist es auch die Vernunft, die in uns die Idee jener Wissenschaft erzeuget und uns auffodert, sie zu bearbeiten. Sollte die Philosophie auch nur eine idealische Wissenschaft seyn: so kann man sie doch als den, so viel wenigstens möglich, durch Principien verbundenen Inbegriff derjenigen Sätze erklären, die bis jetzt durch die philosophischen Forschungen, d. i. durch das Bemühen nach dem Absolutgewissen und Ersten, durch das Bestreben, alle Erkenntnisse auf die wesentlichen Zwecke der Vernunft zu beziehen und ihnen unterzuordnen, gefunden sind. Kann eine Philosophie, wie sie in der Idee ist, gefunden werden: so kann dieses nur durch immer fortgesetzte Untersuchungen geschehen; wird sie nicht gefunden: so ist uns doch die Idee derselben durch die Vernunft gegeben, und ohne Zweifel zu keinem andern Zwecke, als um uns derselben, so weit wir können, zu nähern. Diese Betrachtungen führen den Vf. zu der Beantwortung der Frage: wie sich der Philosoph in dem Falle zu benehmen habe, wenn uns jene vollendete Philosophie wirklich zu Theil geworden wäre, und wie dann, wenn es unentschieden bleibe, ob die beste vorhandene menschliche Philosophie das sey oder nicht sey, was sie der Idee nach seyn soll; bey welcher Gelegenheit, ausser andern interessanten Gegenständen, auf welche jener Aufsatz des Ungenannten hinleitete, von dem Unterschiede der Logik, Transcendentalphilosophie, Metaphysik, reinen und empirischen Philosophie und Mathematik befriedigend gehandelt wird.

Nr. II. hat die Systeme der Philosophie, das dogmatische, skeptische und kritische überhaupt zum Gegenstand. In dem Raisonnement, das der Vf. über die Natur einer jeden dieser Methoden zu philosophiren führt, stösst er wieder auf jenen Ungenannten, welcher die *kritische Philosophie* für eine *Kritik der Philosophie* und die erstere Benennung für einen Pleonasmus erklärte, und meynte, mit einer Kritik der Philosophie solle man den philosophischen Cursus nicht anfangen, sondern beschliessen, und man könne auf die Kritik einer *Kunst*, für die er die *Philosophie* hält, nicht füglich ein neues Lehrgebäude errichten, da sie bloss dazu diene, Fehler zu vermeiden. Nach vollendeter gründlichen Widerlegung dieser Meynungen, kömmt Hr. *Nicolai* an die Reihe, der in seiner *Beschrei-*

schreibung einer Reise etc. Bd. II. S. 183., die „Anwendung metaphysischer oder formeller theoretischer Begriffe auf Dinge in der wirklichen Welt" für *Thorheit* erklärt hatte. Der Vf. bestimmt zuvörderst den Sinn dieser Behauptung genau, und zeigt sodann nicht allein das Irrige in derselben, sondern auch das Ungegründete, Fehlerhafte und sich selbst Zerstörende in dem Urtheile, das Hr. *N.* über *Fichte*, *Snell*, *Schaumann*, *Niethammer*, *Gräffe*, u. a. deren von ihm selbst entstellte Aeusserungen er als Beyspiele jener thörichten Anwendung und „philosophischer Querköpfigkeit" anführt, ergehen lässt. Das Unangenehme, das mit der Widerlegung solcher auf ganz falschen Ansichten und Sinnentstellungen beruhenden Urtheile für den sachverständigen Leser natürlich verbunden ist, hat der Vf. durch desto lehrreichere Betrachtungen über das Verhältniss der Moral zur Lehre des Christenthums und über den heilsamen Einfluss einer gründlichen Philosophie und die Anwendung ihrer reinen Grundsätze auf Dinge der wirklichen Welt, die auf seinem Wege lagen, und manche durch sie herbeygeführte treffende kritische Bemerkung wieder zu vergüten gewusst.

Nr. III. Nach einer wahren Darstellung des Geistes und Inhalts des Kriticismus, von welchem es zuletzt noch heisst, dass er mehr eine Art zu philosophiren, als ein bestimmtes Lehrgebäude sey; dass die Lehren, die seinen Inhalt ausmachen, durchaus mehr Grundsätze des Verfahrens bey der theoretischen und praktischen Behandlung der Gegenstände, als selbst Gegenstände des speculativen Wissens wären; dass so wie jeder ächte Philosoph, also auch besonders der kritische, von den Fesseln seines individuellen Lehrgebäudes frey, und dieses ihm nur Mittel sey, den Zusammenhang seiner Gedanken und Grundsätze zu übersehen, sich ihrer Bündigkeit, Wahrheit und Verkettung zu versichern und bewusst zu werden; geht der Vf. auf eine sehr wohl gerathene Ausführung der Gründe von der Evidenz und Wahrheit des Wesentlichen des Kriticismus über, die wir um so mehr der Beherzigung der für die Sache interessirten Leser empfehlen müssen, da dieser Gegenstand bis jetzt noch nie so laut und bestimmt zur Sprache gebracht und durchgeführt worden ist, als hier. Er findet hierbey Veranlassung, mit vieler Einsicht und Gelehrsamkeit den Beweis zu führen, dass der den Widersachern der kritischen Philosophie gemachte Vorwurf des Missverstehens derselben nicht ungegründet und keine blosse Ausflucht sey, und zeigt, dass das Schicksal missverstanden zu werden, nicht bloss die kritische, sondern auch jede andere Philosophie zur Zeit ihres Entstehens betroffen habe, und bewährt die Wahrheit seiner Behauptung, dass der Vorwurf des Missverstehens wirklich gegründet sey, durch mehrere Beyspiele; bey welcher Gelegenheit manche missverstandene Sätze und Aeusserungen *Kants* ins Licht gesetzt werden. Am ausführlichsten geschieht dieses in Ansehung der bekannten Erklärung *Kants*, im Intell. Bl. dieser Zeitung 1799. S. 876. dass es ihm nie in den Sinn habe kommen können, in seiner Kritik der reinen Vernunft bloss eine *Propädeutik* zur Transcendental Philosophie und nicht das *System* dieser Philosophie selbst liefern zu wollen, welche Hr. *Schwab* u. a. mit einer andern frühern Erklärung *Kants* (Kritik der reinen Vernunft Vorr. S. XLIII. der zweyten Ausgabe) ganz unvereinbar gefunden haben. Das Resultat dieser Ausführung ist: „Propädeutik heisst *die* Kritik nicht im Gegensatze der Transcendental-Philosophie insbesondere, sondern gegen die ganze Metaphysik; und nicht sein Buch nannte er Propädeutik, als wenn es nur auf eine Wissenschaft vorbereiten sollte, die er noch nicht zu Stande gebracht hätte, sondern die Wissenschaft selbst ist Propädeutik zur Metaphysik und ganzen Philosophie;" und noch zuvor wird richtig gesagt: „das System der Transcendental-Philosophie war also nach Kant nicht vollendet, in so fern er nicht alle Begriffe vollständig *analysirt*; aber es war vollendet, in so fern die Kritik wirklich alles *Synthetische* enthielt, was dieses System ausmacht, und wovon nur manches noch weiter analysirt werden darf, um das Ganze vollständig zu *machen*." (Oder, wenn auch das noch nicht deutlich und befriedigend genug seyn sollte: Transcendental-Philosophie ist das System aller reinen Erkenntniss *a priori*. Nun stellt sie entweder bloss die Stammbegriffe, welche die reine Erkenntniss ausmachen, vollständig auf, oder sie analysirt auch diese Stammbegriffe und liefert eine vollständige Recension der aus ihnen abgeleiteten Begriffe. Jenes geschieht in der Kritik der reinen Vernunft. Diese *Kritik* enthält also wirklich das, was den Gegenstand des *Systems der Transcendental-Philosophie* ausmacht, aber sie heisst nur *Propädeutik* zum System der reinen Vernunfterkenntniss, weil es dem Kritiker *Kant*, vor der Vollendung seiner Kritik, noch problematisch seyn musste, ob ein System reiner Vernunfterkenntniss überhaupt auch möglich sey. Nun, und nach dieser *Vollendung*, kann er gar wohl sagen, er habe dieses *System in der Kritik* aufgestellt; denn um den Namen Transcendental-Philosophie in seinem ganzen Umfange zu verdienen, darf nur noch die Analyse der Stammbegriffe, ein viel leichteres Geschäft, als die Auffindung derselben selbst war, hinzukommen. Das Gebäude ist schon architectonisch aufgenommen, die Materialien sind schon da, sie dürfen nur vollends verarbeitet werden.)

In Nr. IV. wird der von Fichte in der Wissenschaftslehre und in andern seiner Schriften aufgestellte Lehrbegriff, mit Rücksicht auf das, was dieser und seine Anhänger der kritischen Philosophie dabey zum Vorwurf gemacht haben, einer strengen aber sehr humanen Prüfung unterworfen. Es wird durch die Prüfung der Hauptsätze der Fichteschen und der Anklagen gegen die kritische Philosophie bewiesen, dass jene das gar nicht leiste, was sie auf ihrem vorgeblich höheren Standpunkte zu leisten verspreche, und gezeigt, wo entweder Urtheile und Raisonnements inconsequent sind, und auf willkürlichen und falschen Voraussetzungen beruhen, oder wo die Behauptungen einer dem Sinne der Kritik weniger oder mehr angemessenen Auslegung, obgleich der Absicht des Urhe-

Urhebers der Wissenschaftslehre zuwider, fähig sind. Bey blossen Widerlegungen, wozu die Fichteschen Philosopheme unmittelbar selbst Anlass geben, lasst es der Vf. nicht bewenden, sondern er nutzt zugleich jede sich ihm darbietende Gelegenheit, den Sinn kritischer Sätze, die einen Anstoss erregten oder deren nicht genugsame Beachtung auf Abwege führte, mehr hervor zu heben, und naher ins Licht zu setzen. Wo *Reinhold*, als ehemaliger Bekenner der Wissenschaftslehre, *Schelling* und selbst *Grohmann* und *Schad* mit ihren Bestimmungen dieses oder jenen Punkts der Fichteschen Lehre eingreifen, werden auch diese mit Schonung und besonders die beiden erstern mit Anerkennung ihrer Vorzüge und ihres philosophischen Geistes beurtheilt. Auszüge zu geben, verstattet die Natur dieser Abhandlung, deren Censuren in enger Verbindung fortlaufen, und die nur hier und da durch treffende Nebenbemerkungen, Parallelen und Urtheile anderer Schriftsteller episodisch unterbrochen werden, nicht, und einzelne Stellen würden doch den, auch durch die vertraute Bekanntschaft mit unsern classischen Schriften, besonders Lessings und Garve's, ästhetisch gebildeten, philosophischen Geist des Vfs., der aus dem Ganzen hervorleuchtet, nur unvollkommen darstellen.

Leipzig, b. Liebeskind: *Betrachtungen über die Natur, nicht nach Bonnet und Sander.* 1801. 400 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine Anti-Theodicée, die zum Theil ihre Principien aus *David Hume's* Schriften entlehnt, zum Theil aber auf einer sorgfältigen, aber immer einseitigen Betrachtung der Natur selbst gegründet ist. Dass viel mehr Böses als Gutes in der Welt ist, sucht der Vf. theils aus den Verheerungen der Elemente, und aus den Zerstörungen, die die Veränderungen auf dem Erdboden selbst veranlassen, theils aus der Menge Raubthiere, theils aus dem moralischen Verderben der menschlichen Natur zu erweisen. Er wagt es nicht, die Vorsehung wegen der physischen Uebel anzuklagen, weil diese nothwendige Folgen der Naturgesetze seyn, aber er ist auch so trostlos, dass er den Widerspruch zwischen dem Uebel in der Welt und der göttlichen Gerechtigkeit selbst nicht durch Erwartung einer bessern Zukunft zu lösen hofft. Bey der Darstellung der physischen Uebel in der Welt macht sich der Vf. vorzüglich der Einseitigkeit und des Mangels an Sachkenntniss schuldig. Was hat das Aï, oder das Faulthier, verbrochen, dass es als ein schädliches Raubthier aufgestellt wird? Wie konnte der Vf. von der Schiefe der Ekliptik, die doch unserm Planeten nicht allein eigen ist, einen Grund hernehmen, um das Uebergewicht des physischen Uebels anzunehmen? Wie konnte er seiner Neigung zum Widerspruch so weit nachgeben, dass er alle Stufenfolge in der Natur und alle Endabsichten bey der Einrichtung der Welt gänzlich läugnet? Wie konnte ein Mann, der Feld- oder Rebhühner und zahme Hühner für eine Art halt, es unternehmen, Betrachtungen über die Natur zu schreiben? Das moralische Uebel wird mit kräftigen und wahrern Farben geschildert. Aber auch hier übertreibt der Vf., wenn er alles Gewissen wegläugnet, und sich der unzähligen Fälle ächter Tugend nicht erinnert, wodurch die Menschen das Daseyn des göttlichen Funkens in ihnen von je her bewährten. Wie ungerecht und wie einseitig ist nicht der Grundsatz, den der Vf. S. 184. aufstellt: „Die Bemühungen der „Natur scheinen bloss dahin gerichtet zu seyn, das „Leben und die Existenz jedes lebendigen Wesens so „qualvoll als nur immer möglich zu machen." Die Schreibart ist kraftig und klar, aber nicht frey von grammaticalischen Fehlern: „Gott behüte uns *für* den letzten." „*Der* Mann ist nicht zu verdenken." „Er lasst *unschuldigen* Menschen den Tod sterben." „Das *Refier*" etc.

PHYSIK.

Kopenhagen, b. Brummer: *J. D. Herholdts*, königl. dän. Divisions-Chirurgen und Mitgliedes der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, *Uebersicht der mechanischen und chemischen Mittel zur Reinigung der Luft in Hospitälern, Gefängnissen, in Bergwerken, auf Kriegsschiffen* u. s. w. Mit (3) erläuternden Kupfertafeln. Aus dem Dänischen übersetzt von D. *Joh. Clemens Tode*, ältestem Professor der Arzneywissenschaft u. s. w. 1802. 126 S. 8. (16 gr.)

Kopenhagen u. Leipzig, b. Schubothe: *Die Luftreiniger. Eine Uebersicht der Reinigung der Luft in Berggraben, auf Kriegsschiffen, in Hospitälern, Gefängnissen*, u. s. w. *durch mechanische und chemische Mittel* von *Johann Daniel Herholdt*, Divisionschirurg. u. s. w. Aus dem Dänischen übertragen von *Johannes Ambrosius Markussen.* Mit 3 Kupfertafeln. 1802. 122 S. 8. (16 gr.)

Die mechanischen Mittel, die mehrere Gelehrte und Künstler zur Verbesserung und Reinigung der Luft in Schachten und Gesenken, auf Stöllen oder in andern unterirdischen Hölen, auf Schiffen, in Gefängnissen u. s. w. angewendet, oder vorgeschlagen haben, sind zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks nicht immer gleich gut und tauglich befunden worden, weil entweder das Locale der Benutzung mancher dieser Mittel nicht günstig war, oder weil andere Umstände den Gebrauch derselben nicht verstatteten. Indessen sind mehrere Maschinen und Werkzeuge, die man in der erwähnten Hinsicht empfohlen hat, in gewissen Fällen allerdings sehr brauchbar, und man kann oft vermittelst eines halesischen oder andern Ventilators, oder durch die Anwendung einer Wassertrommel, eines Lufttrichters, einer nach *Sutton's* Angabe verfertigten hölzernen Röhre, einer nach *van Marum* Vorschrift eingerichteten Lampe, (deren Abbildung wir auf den Kupfertafeln bey Hn. *M's.* Uebersetzung vermisst haben,) oder einer andern Maschine, die den Umständen in einem gegebenen Falle wirklich angemessen

messen ist, die verdorbene und zum Athmen mehr oder weniger untaugliche Luft wegschaffen, und den Raum, den diese einnahm, mit gesunder Luft anfüllen. Der Vf. der angezeigten Schrift, die eigentlich aus zwey in der konigl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen Vorlesungen besteht, hat denen, die sich in der Nothwendigkeit befinden, von einem solchen Werkzeuge oder Hülfsmittel Gebrauch zu machen, das Auffinden des schicklichsten, in einem gegebenen Falle, sehr erleichtert; er hat aus einer Menge von Schriften die Nachrichten und Beschreibungen von solchen Maschinen und Werkzeugen mit vieler Mühe gesammelt, und die Gutachten mehrerer Theoretiker und Praktiker, zuweilen auch seine eigene Meynung, über die Anwendbarkeit dieser Mittel beygefügt, so dass sein Werkchen von denen, die den Auftrag haben, eine auf die Verbesserung der Luft abzweckende Einrichtung zu treffen, mit Nutzen zu Rathe gezogen werden kann. Hr. *H.* hat sich aber nicht allein damit begnügt, die mechanischen Mittel, die zu der genannten Absicht schicklich sind, zu nennen, er hat auch die Verfahrungsarten, die einige neuere Aerzte und Scheidekünstler zur Reinigung der Luft empfohlen haben, mit Sorgfalt angegeben, und die Umstände, unter welchen man sich solcher chemischen Mittel, z. B. des destillirten oder mit mancherley Pflanzentheilen geschwängerten Essigs, der Salpetersäure, der gemeinen sowohl, als der oxygenirten Salzsäure u. s. w. mit Vortheile bedienen kann, genau bestimmt. Neue Entdeckungen oder Bemerkungen sind uns freylich nicht vorgekommen, aber der Vf. hatte auch nicht den Zweck, neue Verfahrungsarten bekannt zu machen; sondern bloss, die von andern Physikern gethanen und in verschiedenen Schriften zerstreuten Vorschläge zu sammeln, und dieses hat er so gut ausgeführt, dass gewiss alle Leser mit seiner Arbeit zufrieden seyn werden. — Die Uebersetzer haben, in der Hauptsache, ihre Pflicht erfüllt; zwar hat Hr. *Markussen* an einigen Orten andere Ausdrücke gebraucht, als Hr. *Tode;* doch kommen diese Abweichungen, so wie fehlerhafte Constructionen, (z. B. *Tode's* Uebers. S. 6. 18. 54. u. s. w.) nur selten vor, und sind zu unbedeutend, als dass sie gerügt zu werden verdienten.

* * *

Jena u. Leipzig, b. Frommann: M. *Joh. Gottlob Heyms vollständige Sammlung von Predigten für christliche Landleute über alle Sonn- und Festtagsepisteln des ganzen Jahres zur häuslichen Erbauung und zum Vorlesen in Kirchen.* Nebst einer kurzen Lebensbeschreibung des Verfassers. Verbessert herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von *Christ. Friedr. Karl Herzlieb.* 3te Auflage. 1802. 867 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1790. Nr. 139.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Bamberg*, b. Klietsch: *De mutuo Domini territorialis et subditorum consensu ad mutandum religionis exercitium contra observantiam anni normalis necessario et sufficiente* — — differit *Nicol. Thadd. Gönner*, Phil. D. 1789. 57 S. gr. 4. (16 gr.)

Landshut, b. Krüll: *Ueber Veränderungen der Religionsübung gegen den Zustand des Normaljahrs.* Ein Commentar über §§. 30. 31. Art. V. des Osnabr. Friedensinstruments. Vom Hofrath und Professor *Gönner* zu Landshut. Zweyte vermehrte Auflage. 1802. 172 S. 8. (15 gr.)

Das Hauptthema beider Abhandlungen ist der Beweis, dass Verträge über die Religionsübung, welche nach dem Westphälischen Frieden zwischen dem Landesherrn und solchen Unterthanen geschlossen sind, die sich zu einer von jenem verschiedenen Religion bekennen, nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen gültig, und dem Westphälischen Frieden nicht entgegen seyen, wenn auch dadurch der Zustand des Normaljahrs geändert wird. Um diess in ein besseres Licht zu setzen, schickt der Vf. im ersten Hauptst. allgemeine Grundsätze über das Subject (Landesherrn und Unterthanen von einer von jenem verschiedenen Religion) das Object (öffentliche und privat Religionsübung *cum annexis*) und Prädicat voraus, sondert im zweyten Hauptst. die verschiedenen Fälle von einander ab, und beweiset gegen die Meynung einiger Schriftsteller, besonders Kreitmayers, die Gültigkeit solcher Verträge mit ganz überzeugenden Gründen. Im dritten Hauptst. werden die nähern Bestimmungen angegeben, wie diese Einwilligung des Landesherrn und der Unterthanen beschaffen seyn müsse. Zu solchen Verträgen ist weder die Einwilligung der Landstände, noch sämmtlicher Glieder einer Religion im Lande, noch des ganzen Religionstheils im Reiche erfoderlich, wie im vierten Hauptst. bündig gezeigt wird.

Beide Schriften kommen in den Hauptgrundsätzen überein; die zweyte deutsche Ausgabe zeichnet sich vor der ersten dadurch aus, dass der Vf. seine Sätze durchgängig weiter ausführt, hier und da berichtigt, und *Schnauberts* Erinnerungen benutzt hat, was besonders der Fall bey der Frage ist: ob Stimmenmehrheit unter den Unterthanen eines Orts entscheide, oder ob Stimmeneinheit nöthig sey, worüber der Vf. in der ersten Ausgabe das letztere annahm; nun aber gewissermassen seine Meynung ändert, und mit Unterschied auch Stimmenmehrheit zulässt. Ueberhaupt wird jeder Unbefangene durch die Gründe des Vfs. überzeugt, und durch die gründliche lichtvolle Darstellung, wie auch die Bündigkeit der Beweise vollkommen befriedigt werden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 20. Junius 1803.

PÄDAGOGIK.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Studien- und Erziehungsplan für die (katholische) Universität Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogthum Schlesien und der Graffschaft Glatz.* 1801. 51 S. Fol. (12 gr.)

Nach einem königlichen Befehl sind durch ein neues Schulreglement für die Universität Breslau und die damit verbundenen Gymnasien d. d. Charlottenburg den 26. Julius 1800. und durch das Schulenreglement für die niedern katholischen Schulen in den Städten und auf dem platten Lande von Schlesien und der Graffschaft Glatz d. d. Potsdam 18 May 1801 mit dem katholischen Schulwesen in Schlesien sehr grofse Veränderungen vorgenommen worden. Eine neue Schulendirection bestehend aus sechs Mitgliedern, nämlich zwey königlichen Kriegsräthen von der Kammer, zwey Mitgliedern des Schuleninstituts und zwey bischöflichen Assessoren, steht an der Spitze des Ganzen. Die katholische Universität zu Breslau, (die aber nur zwey Facultäten hat, die philosophische und theologische), sieben Gymnasia und sämtliche Landschulen, wofür drey neue Seminaria errichtet worden sind, stehen unter derselben. Die Professoren der Universität und der Gymnasien, (sämmtliche Docenten derselben führen diesen Titel) dürfen von nun an eben keine Geistlichen mehr seyn, welches sonst *conditio sine qua non* war, und die Congregation der Priester des Schuleninstituts (der Exjesuiten) ist aufgehoben. Doch ist der Zeit nur ein einziger Professor ein Weltlicher. Alle Gymnasien der Klostergeistlichen hören auf, nur das Gymnasium zu Grüssau ausgenommen, welches späterhin nachgegeben worden ist. Sonach sind jetzt die 7 Gymnasien in Schlesien zu Breslau, Glogau, Glatz, Neisse, Oppeln, Leobschütz (ehedem Sagan) und Grüssau; die Landschulenlehrer-Seminaria aber zu Breslau, Sagan und Oppeln. Jeder im Seminario gebildete Schullehrer auf dem Lande hat die Zusicherung eines jährlichen Gehalts von wenigstens 50 Rthlr., 15 Scheffel Getraide, 3 Scheffel Küchenspeise, freyes Holz, freye Wohnung, einen Gartenfleck von einem Scheffel Aussaat oder 3 Beete ein Gewende lang, die nöthige Graserey und freye Hutung für 2 Stück Rind- und ein Stück Schwarzvieh. Der Cursus für die Seminaristen ist ein halbes Jahr, während welcher Zeit sie monatlich 2 Rthlr. adjutum bekommen. Diess ist also die neue äussere Einrichtung des Schulwesens in Schlesien. Fast mit ihr zugleich begannen die Reformen bey der Universität und den Gymnasien, und hierzu gehört der neue Studienplan, der durch seine Zweckmässigkeit sich sehr empfiehlt. Der Cursus auf den Gymnasien ist auf 6 Jahr berechnet, und der Zuschnitt des Ganzen trägt die Form der protestantischen Realgymnasien an sich. Der Cursus für die philosophische, in zwey Classen abgetheilte Facultät ist auf 2 Jahre festgesetzt. Die erste Classe erhält den Unterricht in der theoretischen Philosophie 9 Stunden wöchentlich, Mathematik 8 Stunden, deutsche Reichsgeschichte 3 Stunden, philosophische Naturgeschichte 3 Stunden, griechische Literatur 1 Stunde. Der Unterricht dieser Classe dauert ein Jahr. Für das zweyte Jahr sind folgende Lehrgegenstände bestimmt: praktische Philosophie in 5 Stunden wöchentlich; prüfende Darstellung neuer philosophischer Systeme in 3 Stunden, theoretische und Experimentalphysik verbunden mit Mathematik in 8 Stunden, Staatengeschichte in 3 Stunden, das Allgemeinste von der historischen Kritik, Numismatik und Diplomatik in einer Stunde. Einen zweyjährigen Cursus für beide Classen haben die römische classische Literatur wöchentlich 2 Stunden, Geschichte der Griechen und Römer lateinisch vorgetragen 1 Stunde, deutsche classische Literatur 1 Stunde, Religionswissenschaft 1 Stunde. Diese vollständige Angabe der Lectionen kann den Leser in Stand setzen, über das Ganze selbst zu urtheilen. Lobenswerth ist es, dass der Zuschnitt der philosophischen Facultät von der Art ist, dass auch der künftige Jurist und Mediciner Theil am Unterrichte haben kann. Der theologische Cursus dauert drey Jahre. Die Zuhörer theilen sich in 3 Classen. Jede Classe hat wöchentlich 20 Stunden und zwar über folgende Gegenstände. Die erste Classe hebräische Sprache nach Vater's Sprachlehre und Chrestomathie 3 Stunden, Einleitung in das A. T. und hebräische Archäologie 3 Stunden, Einleitung in das N. T. nach Hug 2 Stunden, griechische Sprache 1 Stunde, Kirchengeschichte nach *Epitome historiae ecclesiasticae (Vratislaviae)* 3 Stunden, Patrologie nach Wiest 1 Stunde, theologische Encyclopädie und Dogmatik nach Klüpfel 2 Stunden, Pastoraltheologie 4 Stunden, Pädagogik 1 Stunde. Die Theologen der zweyten Classe setzen den Unterricht in der hebräischen und griechischen Sprache jeder in einer, die Dogmatik in 3, die Pastoraltheologie in 4, die Pädagogik in 1 Stunde, wöchentlich fort, und haben ausserdem Hermeneutik des A. T. in 1, des N. T. in 2, beides mit Exegese verbunden, Kirchenrecht in 2, Moraltheologie und Liturgik in 5 Stunden. — Die Theologen der dritten Classe beendigen oben angeführte Lehrcursus. Für

Juriſten und Mediciner haben einige Rechtsgelehrten und Aerzte Privatcollegia angefangen, die aber eigentlich keinen öffentlichen Zuſammenhang mit der hieſigen Univerſität haben. Auf dem Lande können die Reformen nicht ſobald allgemein gemacht werden, aber ein ſehr löblicher Eifer dazu belebt einen groſsen Theil der Pfarrer und Gutsherrn, ſo daſs hoffentlich bald ſehr viel davon zu Stande kommen wird.

Neisse, b. Roſencranz: *Verſuch eines Planes zur Verbeſſerung der katholiſchen Landſchulen in Schleſien*, von *Florian Schmil*, Localcaplan zu Hundorf. 1801. 127 S. kl. 8. (12 gr.)

Recht gute Gedanken und Vorſchläge machen dieſs kleine Buch ſehr leſenswerth. Rec. bemerkt mit Vergnügen, daſs auch alle Vorſchläge des Vfs. von der Art ſind, daſs man ſie leicht ausführen könnte, wenn ſich alle Umſtände dazu vereinigen wollten, ſie zu bewerkſtelligen. Leider aber iſt dieſs nicht immer der Fall. Was der Vf. von Felbigers ſonſt recht gutem Katechismus ſagt: daſs es fehlerhaft iſt, daſs die dogmatiſchen Wahrheiten, als die wichtigern den moraliſchen vorangeſtellt ſind, iſt ſehr wahr; aber ſchwerlich dürfte ſich hier bald eine Abänderung hoffen laſſen.

1) Leipzig, b. Jacobäer: *Banſeril oder über den Nachtheil, welchen das tiefe Stillſchweigen unſerer Erzieher in Rückſicht des Geſchlechtstriebes nach ſich zieht.* Von ihm ſelbſt geſchrieben und herausgegeben, von D. *Dähne* d. j. 1801. 8. (1 Rthl. 8 gr.)

Bremen, b. Wilmans: *Das wahre Gemälde der Selbſtbefleckung, die Urſachen und Folgen (und ihrer Urſachen und Folgen.) Zur Belehrung und Warnung für Jünglinge*, von *Auguſt Heinrich Cardis*, d. A. G. D. 1802. 8. (4 gr.)

Die noch immer fortdauernde Erſcheinung neuer Schriften über dieſen Gegenſtand, nachdem die Bücher von Tiſſot, Börner, Salzmann, Vogel, die Aufſätze im 6ten Theil des Campiſchen Reviſ. Werks u. a. m. ſchon längſt das meiſte Weſentliche darüber geſagt haben, ſcheint wenigſtens zu beweiſen, daſs die Peſt ſtummer Sünden noch immer, wie bisher, zu wüthen fortfahre. Möchten nur diejenigen, die von dem dadurch angerichteten Verderben Zeugen zu ſeyn Gelegenheit haben, lieber durch thätige Bemühungen dagegen wirken, die ſchon vorhandenen guten Werke in Erinnerung bringen, und allenfalls einzelne neue Bemerkungen, die ihnen darüber vorkommen, in periodiſchen Schriften, wo etwan Raum dazu vorhanden iſt, z. B. in Guts Muths pädagogiſcher Bibliothek niederlegen, als in eigenen Schriften hundertmal geſagte Dinge wiederholen, damit aber bey vielleicht ſehr zweifelhaften ſchriftſtelleriſchen Talenten den heilſamen Eindruck deſſen, was ſie vorbringen, ſchwächen. So zeigt der Vf. oder Herausgeber von No. 1. eine groſse Unkunde in der beſſern Literatur dieſes Fachs, wenn er ſchon in der Vorrede behauptet: „eine vernünftige, und den Umſtänden „angemeſſene von Aeltern oder Erziehern den Kin„dern gegebene Belehrung über den Geſchlechtstrieb „ſey bisher gänzlich vernachläſſigt worden" — da in der That von den einſichtsvollern Schriftſtellern dieſes Fachs hierüber ſehr viel (namentlich im Reviſionswerke und im Braunſchweigiſchen Journale) debattirt und mancher treffliche Rath gegeben, zum Theil auch gewiſs befolgt worden iſt; mithin eben in dieſer Hinſicht es durchaus nicht an dem gegenwärtigen Buche fehlt, ſo wahr es auch ſeyn mag, daſs die gemeine Erziehungspraxis die beſten Vorſchriften unbefolgt läſst. Uebrigens ſind ſeine Grundſätze über die Art, wie Kindern dergleichen Belehrungen zu ertheilen ſind, Kap. 19—22 allerdings nach Rec. Einſicht die richtigen und beſonders wegen einer vernünftigen Mäſsigung, die ſolche Belehrungen doch auch nicht übereilt, darin nicht mehr geſagt wiſſen *will*, als Kinder jedesmal intereſſen kann, *allerdings zu loben*. Die Einkleidung des Buchs iſt eine Art Roman, dem eine wahre Geſchichte, die ein Engländer dem Herausgeber mitgetheilt habe, zum Grunde liegen ſoll. Faſt gewinnt das Vorgeben dadurch Wahrſcheinlichkeit, daſs in den verſchiedenen Beſtandtheilen der Geſchichte ſo durchaus keine äſthetiſche Verbindung, ſo ſehr viel *hors d'oeuvre*, kurz die ganze Einkleidung völlig gemiſsglückt iſt, indem das Buch für den Erzieher von Handwerk, dem es eigentlich beſtimmt ſeyn könnte, unausſtehlich langweilig iſt, und mehr als zwey Drittheil für ihn Unnützes enthält. Jungen Leſern möchte es Rec. durchaus nicht in die Hand geben, weil es vermöge ſeiner Form wiederum Vieles, was ihre Phantaſie ſchädlich entzünden könnte, enthält. An manchen übertriebenen und dadurch der guten Sache ſchadenden Behauptungen *iſt auch kein* Mangel, wie z. B. S. 194 „ein Menſch, *der ſich der* „Selbſtbefleckung ergeben hat, iſt nie im *Stande*, ge„ſunde Kinder zu zeugen," wovon die Erfahrung das Gegentheil an ſo manchen Kindern ſolcher Väter, wenn dieſe nur nach der Hand jenem Laſter entſagten, beweiſet — uneingeſchränkter dürfte allenfalls jene Behauptung von Kindern derjenigen Mütter, die dergleichen verſchuldeten, gelten. Sehr zu tadeln iſt es, daſs in allen Belehrungen, zu denen der Vf. hier Winke giebt, nur auf die übeln Folgen, nicht auf die innere Schändlichkeit jenes Laſters, und *ſelbſt*, was jene Folgen anlangt, nur auf die phyſiologiſchen, nicht auf die pſychologiſchen hingewieſen iſt. Beide Auslaſſungen würden aus den trefflichen hier gar nicht benutzten Aeuſserungen Heydenreichs über die ſolitäre Wolluſt in der Schrift Mann und Weib zu ergänzen geweſen ſeyn. Dankenswerth und ſehr der Beherzigung zu empfehlen ſind hingegen die Bemerkungen über die Unzulänglichkeit und Schädlichkeit mechaniſcher Vorkehrungen gegen jenes Laſter z. B. der Infibulation. Alles Gute, was das Buch hat, verliert nur dadurch ungemein, daſs Alles ſo unausſtehlich breit geſagt iſt. An Sprachfehlern iſt auch kein Man-

Mangel, die übrigens der Rec. dem Vf., der bey mehrerer Uebung wohl etwas Besseres leisten wird, selbst aufzufinden überlassen will. Dass der Vf. von No. 2. nicht Deutsch schreiben könne, beweist schon sattsam der Titel — und Stellen, wie etwan diese „ich „liefere hier ein Bild der Selbstbefleckung in seiner „Originalität" unzählicher anderer sinnloser und geradbrechter Ausdrücke nicht zu gedenken. Es war grobe Unverschämtheit, diess planlose verworrene Machwerk dem Hn. Geh. Rath Hufeland zu dediciren.

Prag, in Comm. b. Widtmann: *Encyklopädie für die weibliche Jugend*, Ihrer Kais. Königl. Majestät *Maria Theresia* mit allergnädigster Bewilligung unterthänigst gewidmet von der Verfasserin. Mit 1 Titelkpf. 1802. 259 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Keine Vorrede belehrt über Plan und Umfang dieses schön gedruckten Werkes, welches ein Neben-Titel als den *ersten* Band ankündigt. Eine Erzieherin theilt ihren Pflegetöchtern in Gesprächen eine Menge nützlicher Belehrungen mit, die sie gewöhnlich an die biblische Geschichte anknüpft, welche in diesem Bande bis zu Joseph vorrückt, und dann auch mit mancherley Erzählungen, vornämlich aus Salzmanns moralischem Elementarbuch begleitet. Man findet hier nicht bloss encyclopädische Entwicklungen desjenigen, was für das weibliche Geschlecht am wissenswürdigsten ist (die wissenschaftlichen, psychologischen u. a. Auseinandersetzungen gelingen der Verfasserin nicht immer zum besten) sondern, und vielleicht noch mehr, Belehrungen sittlicher Art. Die Erzieherin bahnt sich immer von ihrem Unterricht den Uebergang auf die Fehler und Mängel der Kinder, macht sie auf die Quellen derselben aufmerksam, sucht Lust und Liebe zum Guten zu erregen und zu stärken. Sie hat freylich so gelehrige, gutartige, für allen moralischen Unterricht so empfängliche, so reife Schülerinnen, die ihr im Buch das Geschäft, an andrer Besserung zu arbeiten, weit leichter machen, als es im Leben der Fall seyn soll. Kleine Mängel wollen wir nicht rügen, eingedenk, dass von einer Schriftstellerin nicht so viel gefodert werden kann als von einem Schriftsteller, und überzeugt, dass das Buch manchen Erzieherinnen zu einer ganz nützlichen Anleitung dienen kann.

Strasburg, b. König: *Base d'instruction donnée par une mère à son fils.* 1801. 131 S. 12. (6 gr.)

Eine lesenswerthe kleine Schrift, in welcher gute Vorschriften zur Erziehung junger Leute gegeben werden, hauptsächlich in Hinsicht auf die Religion, welche die Vernunft lehrt. Unsere deutschen Erziehungsschriften erhalten darin das ihnen vorzugsweise gebührende Lob. „*Il est étonnant*", heisst es in dem Vorbericht, „*que dans un département moitié allemand, les Français dedaignent de faire apprendre à lire l'allemand à leurs enfans, ce qui leur coûterait si peu. Si au moins ils le faisaient apprendre à leurs filles, qui ont du tems de reste pour cela. Cependant on a en français bien peu de livres vraiment convenables aux enfans. J'aurai même le courage de dire qu'il n'y en a aucun; lorsqu'il y a en allemand de quoi faire une bibliotheque convenable, depuis l'âge de six ans jusqu'à vingt. Presque tout ce qu'on peut donner à lire aux enfans en français, sont des traductions de l'allemand, et qui sont bien au-dessous du mérite des originaux. Les Allemands sont plus avancés d'un siècle que les Français dans les lumières sur l'éducation et la manière d'écrire pour la jeunesse.*"

Ohne Ort und Verleger: *Ein aufrichtiger Blick in das Innere der deutschen Stadt- und Landschulen in meinem Vaterlande Bayern.* Von einem wahren (jungen) Vaterlands- und Jugendfreunde. 1802. 59 S. gr. 8. (4 gr.)

Keine erfreuliche Schilderung, die aber doch wenig darbietet, was sich nur in Bayern so finden, und wozu nicht allenthalben Seitenstücke anzutreffen seyn sollten. Dass es auch in Bayern Ausnahmen von den in der Regel im Argen liegenden Schulen gebe, dass man itzt auf Verbesserungen bedacht sey, und zunächst vorzüglich bey den deutschen Schulen der Stadt München, das erkennt der Vf. selbst an. Folgende Stelle S. 49. würden wir nicht unbedingt unterschreiben: „Die Naturgeschichte ist so wichtig, dass, die Lehren unserer heiligen Religion, das Lesen, Schreiben und Rechnen ausgenommen, nichts so wichtiges gefunden werden kann (?), wenn wir auch das ganze Reich der Gelehrsamkeit durchsuchen, das mit so ausgebreitetem Nutzen und mit grosserer Bequemlichkeit (?) in öffentlichen Schulen gelehrt und gelernet werden kann, als eben sie, diese Geschichte, wie Beckmann sagt."

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Leo: *Artistische Blätter, der Verzierung und Verschönerungskunst gewidmet. Ersten Bandes 3ter* und *4ter Heft*, und *zweyten Bandes 1ster Heft.* 1801. *2ter* u. *3ter Heft.* 1802. Jeder Heft enthält nebst einer Vignette 10 zum Theil illuminirte Kupfertafeln und Erklärung derselben. gr. 4. (20 Rthlr.)

Schon die zwey ersten Hefte dieses Werks, welche A. L. Z. 1801. N. 92 u. 173 angezeigt worden, haben uns im Ganzen nicht unbefriedigt gelassen, und gleiches Lob können wir auch den gegenwärtig vorliegenden Heften desselben ertheilen. Manches, was sie enthalten, verdient, wenn man, wie in dergleichen Fällen wohl billig ist, von den allerstrengsten Foderungen der Kunst und des Geschmacks etwas nachlässt, empfohlen zu werden; vieles Andere ist zum wenigsten nicht tadelnswerth und von dem Uebrigen, wogegen wir unserer Pflicht gemäss glauben Einwendungen machen

chen zu müssen, wollen wir das Erfoderliche kurz bemerken.

Im 3ten Heft des 1sten Bandes sieht das Landhaus oder Villa Tab. 23. im Ganzen gut aus, indessen thun die dreyfachen Fenster der Seitengebäude keine gute Wirkung; auch würden wir den kleinen Altan, der auf einem grössern steht, wegwünschen, zumal da die Last von beiden das Gebäude ohnehin zu sehr beschweren dürfte. Die Decoration eines Speisezimmers Tab. 27 ist an sich recht niedlich, aber die Blumengewinde in den Lambris so wie die Festonen und Medaillons, womit die Felder geziert sind, scheinen überflüssig. Dem Taubenhaus in Gestalt eines Grabmals Tab. 34 im 4ten Heft, so wie den Stühlen, Tisch und Kanapee Tab. 39 von Gothischem Geschmack können wir nicht geneigt seyn. — Des zweyten Bandes erster Heft zeigt Tab. 44 ein Gartenhäuschen in Form einer Moschee mit Minarets; allein dergleichen kleinliches Spielwerk thut allemal eine schlechte Wirkung, und sollte darum sorgfältig vermieden werden. Die Decoration eines Spielzimmers Tab. 45 worin Kartenbilder angebracht sind, verdient Missbilligung, obschon sie bedeutend genug ist; aber der feine und schöne Geschmack wird dadurch verletzt, und nichts kann den Künstler rechtfertigen, der sich von demselben entfernt. An dem Prachtbette T. 48 hingegen hat der Erfinder zwar Geschmack bewiesen, aber, was ebenfalls ein Fehler ist, sich um die Bedeutung wenig bekümmert: denn die Verzierung mit bacchischen Attributen ist hier ganz und gar nicht schicklich angebracht. Zu einer fast ähnlichen Erinnerung giebt der Fries einer Kapelle Tab. 51 im 2ten Heft des 2ten Bandes und ein Altar Tab. 53 ebendaselbst Anlass, beide mit Tellern und gestürzten Bechern verziert. Man begreift aber leicht, dass solche Zierrath Nebenbegriffe erwecken kann, die der eigentlichen Absicht ganz zuwieder sind. Im dritten Heft des 2ten Banden Tab. 63 findet sich ein Gartenhäuschen von fehlerhaftem Geschmack; die kleinen Dorischen Säulen scheinen von dem Aufsatz viel zu sehr beladen und gedruckt. Zwey andere Kupfertafeln eben dieses Hefts enthalten Modelle zu Garten-Anlagen, die zwar an sich nicht übel erfunden scheinen, aber doch vergebliche Bemühungen sind; denn das Eigentliche der Gartenkunst, oder die Bedingung derselben, ist, dass sie sich in die örtlichen Umstände und Lagen füge, die ein jeder angewiesene Platz ihr bieten mag. Darum wird eine frey erfundene Gartenanlage nirgends anwendbar seyn, weil der Raum, den man zum Garten umschaffen wollte, jedesmal eigene und andere Bedingungen aufstellen wird, als diejenigen gewesen sind, die der erfindende Künstler bey seinem Plan sich gedacht hat.

Hof, b. Grau: *Zwölf grosse Charakter-Köpfe in Crayonmanier nach le Brun*, zur Uebung für angehende Zeichner. Eine Beylage zu dem neuen theoretisch-praktischen Zeichenbuch zum Selbstunterricht für alle Stände. 1802. Zwey Hefte jeder mit 6 Kupfertafeln und zusammen 28 S. Text gr. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Eigentlich sind es nicht Charakterköpfe; denn darunter versteht man in der Kunstsprache gewöhnlich etwas ganz Anders; sondern sie sollen den Ausdruck leidenschaftlicher Gemüthsbewegungen darstellen. Unterrichtete Kunstfreunde wissen aber ja wohl, dass der Meister, nach welchem sie copirt sind, gerade in diesem Theile der Kunst nicht sehr vorzüglich gewesen, wofür eben die angezeigten Köpfe selbst Gewähr leisten können, welche schon im Original grossentheils unnatürliche Zerrbilder und hier überdem noch schlecht nachgeahmt sind. Der Text giebt Belehrung über die Handgriffe, welche Anfänger beym Nachzeichnen dieser Köpfe zu beobachten haben.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Wittenberg*, b. Vf. u. in allen Buchhandlungen: *Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Universität zu Wittenberg*, nebst einigen Bemerkungen über die Fortschritte der Wissenschaften im verflossenen Jahrhunderte. Von *Johann Maass*. 1802. 44 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaselbst, u. *Leipzig*, b. Göthe: *Kurze Nachricht von den Feyerlichkeiten am dritten Jubelfeste der Stiftung der Universität zu Wittenberg*, von *Joh. Maass*. 1802. 40 S. 8. (4 gr.)

Der Vf. dieser beiden Schriften, ein Studiosus zu Wittenberg, hat darin Aufmerksamkeit und Fleiss genug bewiesen: und wenn in der erstern manches zu oberflächlich ausgefallen ist, ein Vorwurf, der besonders die Schätzung der Verdienste jedes akademischen Lehrers, auch den Fortgang der Wissenschaften trifft: so weiss man wohl, dass man über einen Gegenstand, zu dessen Würdigung eine so mannichfaltige Kenntniss und reife Beurtheilung gehört, nicht zu viel fodern darf. Von den Jubelfeyerlichkeiten dieser Universität sind schon in den Intelligenzblättern der A. L. Z. umständliche Nachrichten ertheilt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 21. Junius 1803.

NATURGESCHICHTE.

1) Paris, b. Debray: *Livre du second age, ou instructions amusantes sur l'histoire naturelle des animaux, des végétaux et des minéraux, par J. B. Pujoulx.* Ouvrage orné de 108 figures, représentans quatrupèdes, oiseaux, insectes et végétaux. Troisième édition, augmentée des mammifères amphibies, des cétacés et d'un Traité sur les minéraux. An XI. — 1803. 231 S. 8. (mit schwarz. Kpfr. 1 Rthlr., colorirt, 1 Rthlr. 8 gr.)

2) Göttingen, b. Brose: *Teinture de l'histoire naturelle pour les enfans*, accompagnée d'un vocabulaire françois-allemand par *J. H. Emmert.* 1786. 205 S. 8. (12 gr.)

3) Leipzig, b. Heinsius: *Hausbedarf für Bürger- und Landschulen.* Erste Abtheilung. *Naturgeschichte*, von *M. Wilh. Ludw. Steinbrenner*, Prediger in Grofsbodungen. 1799.

Auch unter dem Titel:

Naturgeschichte in Fragen und Antworten. Erste Hälfte. *Die Säugethiere.* 208 S. *Die Vögel.* 48 S. *Die Amphibien und Fische.* 40 S. 8. (10 gr.)

4) Nürnberg, in d. Riegel- und Wiefsnerschen Buchh.: *Kleiner Beytrag zur Kenntnifs der Naturgeschichte in Schulen und zur Berichtigung so mancher Fabeln, Vorurtheile und Aberglauben, bey Erklärung derselben.* 1802. 63 S. 8. (4 gr.)

5) Erlangen, b. Palm: *Wie lehrt man Kinder im Buche der Natur lesen?* Oder: *Sokratische Unterhaltungen eines Lehrers mit seinen Schülern über Gegenstände der Natur.* Von *Joh. Paulus Pöhlmann.* Erstes Bändchen. Mit zehn Kupfertafeln.

Auch unter dem Titel:

Versuch einer praktischen Anweisung für Schullehrer, Hofmeister und Aeltern, welche die Verstandeskräfte ihrer Zöglinge und Kinder auf eine zweckmäfsige Weise üben und schärfen wollen. Zweytes Bändchen. 1802. 348 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nr. 1. dient zum Beweise, dafs das Publicum in Frankreich eben so wenig, wie in Deutschland, an Schriftsteller für Kinder strenge Foderungen macht, und gutmüthig genug ist, auch mittelmäfsige Schriften mit grofsem Beyfall aufzunehmen. Hat nicht Raffs Naturgeschichte für Kinder unter uns die siebente Auflage erlebt? — Auch *Pujoulx* rühmt in der Vorrede zur dritten Auflage seines Werks den reifsenden Abgang desselben, und die einstimmigen Lobeserhebungen der Journalisten. Besonders schmeichelhaft fand der Vf. den Viervers (*quatrain*) eines zwölfjährigen Knaben, worin dieser ihn *le Buffon de la Jeunesse* nennt, und er war fast Willens, diefs zum Titel bey der neuen Ausgabe zu wählen, weil noch kein Buch denselben führe; er beschied sich aber doch nachher, jene Worte nur als Motto unter die Titel-Vignette zu setzen.

Indessen ist nicht zu läugnen, dafs der Vf. einen ungemein leichten und angenehmen Vortrag in seiner Gewalt hat, und dafs er sich von dieser Seite vorzüglich empfiehlt. Zeigte er mehr Ordnung, Genauigkeit und Fleifs in Behandlung der Materien und weniger Seichtigkeit und Einseitigkeit in seinen Räsonnements: so würde sein Werk eine bedeutende Stelle unter den Schriften für die Jugend behaupten können. Wie flüchtig er aber gearbeitet hat, läfst sich schon aus dem Anfange wahrnehmen. Er hatte in der ersten Ausgabe von *vierfüfsigen Thieren* (*quadrupèdes*) [wenn wird man doch aufhören, diese ganz falsche Benennung statt des richtigern Ausdrucks *Säugethiere* zu gebrauchen?], *Vögeln, Insekten* und *Vegetabilien* gehandelt. In der neuen Ausgabe fügte er noch hinzu: *mit Brüsten versehene Amphibien* (abermals ein unrichtiger Ausdruck, denn die Seekuh, *Lamentin*, die er dahin rechnet, ist weder in der eigentlichen, noch angenommenen Bedeutung des Worts ein Amphibium), *Cetaceen* und *Mineralien.* Nun sagt er S. 7. so: Wir werden diejenigen Thiere, die wir kennen lernen wollen, in *drey* Theile (??) oder Classen eintheilen 1) vierfüfsige Säugethiere (*quadrupèdes mammifères*); 2) Amphibien und Cetaceen; 3) Vögel; 4) Insekten. Erst theilt er also in drey Classen, und dann nennt er vier, und welche Eintheilung! Welcher Naturgeschichtsschreiber macht wohl aus den *vierfüfsigen* Säugethieren eine besondere Classe, und rechnet nicht gleich die Cetaceen etc. mit dazu? Und wie kommt der Mensch, der S. 33. unter den vierfüfsigen Säugethieren aufgeführt wird, zu dieser Ehre? Dafs er von den Amphibien, die er hier mit den Cetaceen zusammenstellt, einen ganz unrichtigen Begriff hat, sieht man S. 57., wo es heifst: *Quelques* (?) *naturalistes donnent aussi ce nom (amphibies) à ceux, qui, vivant seulement sur la terre, ou dans l'eau, respirent dans des intervalles inégaux, et non d'une manière aussi réglée, que les mammifères en général.* Ein Mann, der so wenig Kenntnifs von der Sache hat, sollte es doch nicht wagen, auch nur für Kinder schreiben zu wollen.

Man sieht nicht ein, und der Vf. führt auch keinen Grund an, warum er zwey wichtige und interessante Classen des Thierreichs, Fische und Würmer, ganz übergangen hat. Ueberhaupt liesse sich auch gegen die Auswahl und Anordnung der einzelnen Gegenstände manches erinnern. Denn wenn gleich ein Buch für Kinder nicht systematisch seyn darf: so ist doch die Zusammenstellung der Producte nach dem Alphabet, wie sie der Vf. gewählt hat, ein wenig allzu bunt, und er selbst weiss es nicht anders zu entschuldigen, dass er den Esel an die Spitze aller Thiere gestellt hat, als weil *Ane* sich mit *A* anfängt. Ein anderes wäre es, wenn er eine Bilderfibel hätte schreiben wollen.

An Fehlern der Art mangelt es auch nicht, wie z. B. S. 108.: *Le rossignol construit un nid fragile (?) sur un arbre (??)* — S. 118.: *Tous les insectes, qui n'ont point d'ailes, sortent de l'oeuf avec la forme, qu'ils doivent toujours garder; aussi les appelle-t-on insectes sans metamorphoses.* Der Vf. wusste also nicht, dass der Floh durch eine Metamorphose zu seiner Vollkommenheit gelangt.

Zuletzt mag hier noch eine kleine Probe von seinen moralischen Betrachtungen, die er hin und wieder anbringt, stehen. S. 17. beschliesst er die Geschichte des Bibers mit folgenden Worten: *Plaignez ces animaux si sages, si intelligens: je n'achète jamais un chapeau de Castor, sans me rappeler, qu'il a coûté la vie à plusieurs de ces petits êtres, et que pour se procurer un peu de leur poil, on a peut-être repandu l'effroi dans une peuplade de deux ou trois cents castors, et detruit des digues, des habitations, qui leur avaient côuté tant de travaux.* Was für Empfindungen mag der mitleidige Vf. nicht erst bey einer wohl besetzten Tafel haben! — Die Kupfer sind schlecht.

Nr. 2. hat den Zweck, mit dem Unterrichte in der französischen Sprache die Unterweisung in nützlichen Kenntnissen zu verbinden, und diese als ein bequemes Vehikel zu jenem zu gebrauchen. Der Vf. wählte dazu die Naturgeschichte, die so anziehend für die Jugend ist, schränkte sich aber fast blos auf die Nomenclatur ein. Man hat also hier keinesweges eine ausführliche Naturgeschichte zu suchen, da es dem Vf. hauptsächlich nur darum zu thun war, den Anfängern in der französischen Sprache eine Menge Wörter und Redensarten beyzubringen, wozu die reiche Nomenclatur in der Naturgeschichte den besten Anlass giebt. Der vorliegende Theil erstreckt sich nur über das Thierreich, wobey Blumenbach und Leske die Führer des Vfs. waren. Dem Rec. scheint das Büchelchen sehr zweckmässig zu seyn.

Nr. 3. ist, laut der Vorrede, die erste Probe eines Katechismus für Volks- und Bürgerschulen, dergleichen der Vf. in der Folge mehrere liefern, und auf ähnliche Art die *Technologie, Oekonomie, Geschichte* und *Erdbeschreibung* und die *Religion* bearbeiten will. Er nimmt deshalb die Katechismusform als die zweckmässigste, worin Lehrbücher für niedere Schulen abgefasst werden können, in Schutz, und verwirft die aphoristischen Lehrbücher als trocken und unverständlich für Kinder. Er scheint also die wichtigen Gründe für das Gegentheil, welche unter andern in *Henkens Eusebia* vorgetragen werden, nicht zu kennen. Rec. will dem Vf. hier nur zweyerley zu bedenken geben: 1) die Katechismusform führt zu einer Weitschweifigkeit, die mit der durchaus nothwendigen Wohlfeilheit der Lehrbücher für niedere Schulen im Widerspruche steht. Er hat auf 296 Seiten nur die vier ersten Classen des Thierreichs abgehandelt; wie viel Raum wird er nun noch für die beiden folgenden Classen und dann für die Botanik und Mineralogie brauchen? Werden so voluminose Lehrbücher auch gekauft werden? — 2) Die Katechismusform, (*die man nicht mit der Katechetik oder Sokratik verwechseln muss*) befördert gar zu leicht Gedankenlosigkeit sowohl auf Seiten des Lehrenden, als der Lernenden. Jener hat die Fragen vor sich; warum soll er sich die Mühe geben, eine andere Frage, wenn sie auch zu mehrerer Deutlichkeit nothwendig wäre, zu bilden? Diese lesen entweder die Antwort aus dem Buche ab, *oder* sie lernen sie auswendig. Rec. weiss aus Erfahrung, dass diess fast überall bey dem Unterricht geschieht, der nach Katechismen ertheilt wird. Soll ja ein Lehrbuch in Fragen abgefasst seyn, so ist ohne Zweifel die Methode, welche Bröder in seinem neuen Elementarbuche angenommen hat, die beste, nur dass auch hier die allzu grosse Weitläufigkeit der Einführung solcher Lehrbücher in öffentlichen Schulen entgegen steht.

In der Auswahl der Materien ist der Vf. auch nicht sorgfältig genug. Die 60ste Lection z. B. ist überschrieben: *Krankheit, Hypochondrie, Fieber, Pocken, Pest.* Fr. Welches ist eine von den gemeinsten Krankheiten? Die Hypochondrie. Wie heisst sie bey dem weiblichen Geschlecht? Hysterie. — — Was nützt Kindern auf dem Lande ein solcher Unterricht?

Nr. 4. Der Titel ist nicht gut gewählt. Zur Kenntniss der Naturgeschichte trägt diess Büchelchen nichts bey, und was soll das heissen „bey Erklärung derselben?" Der Naturgeschichte, oder der Fabeln etc.? — Gegen die Ausführung selbst lässt sich auch manches erinnern. Es gehört wohl nicht zu den schädlichen Vorurtheilen, dass der Diamant unverbrennlich sey; dass die Seidenhaasen sich nicht mit den gemeinen Kaninchen begatten; dass Mauleselinnen nicht befruchtet werden etc. Falsch ist es auch, dass die Störche ganz unschädliche Vögel seyn, wie der Vf. behauptet. Wo Bienenzucht gedeihen soll, da dürfen in der Nähe keine Störche geduldet werden.

Nr. 5. Zwar auch eine Naturgeschichte in Fragen und Antworten, wie Nr. 3.; aber in einem ganz andern Geiste geschrieben, und da Hr. *Pohlmann* sein Buch nicht für Kinder, sondern für Lehrer bestimmte, so trifft ihn der Vorwurf der durch diese Form entstehenden Weitläuftigkeit gar nicht. Es ist ein eigentliches Methodenbuch, und leistet das wirklich, was der Titel verspricht. In der lesenswerthen Vorrede erklärt sich der Vf. über seinen Zweck näher. Er will 1) solchen Lehrern, die mit der Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln, noch nicht vertraut sind, ein Buch in die Hände liefern, durch dessen Gebrauch

brauch sie sich allmälig an eine bessere Fragmethode gewöhnen können. Der Vf. tadelt in einer Note das Unnatürliche in den Gesprächen, welche in Thieme's erster Nahrung etc. und in Höpfners kleinem Physiker vorkommen. Der Recensent des letzten in der A. L. Z. hatte sich als sachkundigen Physiker gezeigt; und als solcher mehrere Erinnerungen beygebracht. Beyläufig hatte er gesagt, der Vf. habe in der Einleitung eine vortreffliche Methode aufgestellt, die Kinder zur Entwicklung der Begriffe zu leiten. Hr. P. ist mit diesem Lobe unzufrieden, und es mag leicht zu stark seyn; deswegen hätte er aber die A. L. Z. nicht beschuldigen sollen, sie nehme zuweilen Recensionen auf, die nicht von Sachkundigen herrühren. 2) Soll dadurch der Geist der Verkehrtheit, der in vielen Schulen noch sein Wesen treibt, in seinem Wirkungskreise eingeschränkt werden. Mit der Sinnenwelt soll der Unterricht anfangen und nicht mit übersinnlichen Dingen, und zur Beförderung dieses Zwecks schrieb der Vf. sein Buch. 3) Will er zugleich Materialien zu kürzern oder längern, den Kleinen leicht verständlichen, Sätzen liefern, die da, wo man die im ersten Bändchen dargelegte Buchstabir- und Lesemethode eingeführt hat, an die Buchstabirtafel gelegt und statt unverständlicher Sätze, womit manche Fibeln angefüllt sind, gelesen werden können.

In diesem ersten Bändchen findet man Unterhaltungen über die Körper im Allgemeinen, über die Säugethiere im Allgemeinen und zuletzt ausführliche Unterhaltungen über einige Säugethiere insbesondere. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und empfiehlt sie allen denen, welche sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen, als ein brauchbares Hülfsmittel zur Erlernung der schweren Kunst, Begriffe sokratisch zu entwickeln. Auch die Sprache ist rein; nur eine Construction, die öfters vorkommt, möchte wohl nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäss seyn. Der Vf. sagt nämlich: Wie *heisst* (st. nennt) *man* das? — Die Körper da droben — — — *heissen wir* Himmelskörper. — Die Kupfer sind zweckmäfsig und instructiv.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Die Natur und die Menschen.* Ein Inbegriff vieler Merkwürdigkeiten für Leser aus allerley Ständen, für die Jugend und ihre Freunde insonderheit von *J. A. C. Löhr,* Pastor in der Altenburg vor Merseburg. Erster Band. 1803. 366 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Eine nützliche Sammlung, die wenigstens für die Jugend auch viel Neues enthält. Doch selbst diejenigen, welchen die darin vorkommenden Sachen zum Theil nicht unbekannt sind, werden sie hier gern noch einmal lesen, da der Vf. das Talent besitzt, zu unterhalten und seinen Gegenstand von einer interessanten Seite zu zeigen. Rec. will nur zum Beweise der Aufmerksamkeit, womit er diese Schrift gelesen hat, einige Kleinigkeiten bemerken. In dem ersten Abschnitt *über feuerspeyende Berge und Erdbeben* sagt der Vf. von Island: „Dieses Land ist trotz dem ewigen Eise, mit welchem es überdeckt ist, doch mit feuerspeyenden Bergen übersäet, von denen sich bald der, bald jener durch seine Ausbrüche furchtbar macht. So ist eine lange Zeit der Hekla berühmt gewesen, der so viel ausgeworfen hat, dass man 68 Fuss tief graben kann, ehe man auf das Marmorpflaster einer ehemaligen Stadt kommt." Hier vermisst man ungern die nähere Angabe sowohl von der Stadt, die muthmasslich hier stand, als auch von der Veranlassung und der Zeit des Nachgrabens. S. 33. wird *Durra* durch *Hirse* und S. 83. noch mit dem Beysatz *indianische* Hirse erklärt. Diese ist ein ganz anderes Pflanzengeschlecht (*Holcus*), als unsere Hirse (*Panicum miliaceum*), und unterscheidet sich durch seine schwarzbraune Farbe, und durch die ansehnlichere Grösse der Saamenkörner, die wohl dreymal so gross sind, als europäische Hirse. S. 40. „Sie schnitten dünne Striemen aus dem Fleische, und hingen (hängten ist die active Form) sie aufs Gepäck." — „*Von nun an* nahm ihr Elend sehr zu — — und wiewohl sie *von nun an* öfters Brunnen fanden." — „Sie hatten deren nur noch fünfe" (fünf). S. 162. „Die Kunst, auf ähnliche Weise *Rennthiere* zu fangen, war schon in alten Zeiten in *England* bekannt," ist vermuthlich ein Schreib- oder Druckfehler. S. 203. wird behauptet, dass die Schwalben, welche bey uns nur offene Nester bauen, dieselben in Afrika mit einer 6—7 Zoll langen Röhre gegen Raubthiere verwahren. Adanson, Kalm und andere Reisende versichern aber, dass die im October aus Europa dort angekommenen Schwalben gar keine Nester bauen, sondern bloss als Gäste der Nahrung wegen sich daselbst bis zum Frühjahre aufhalten.

Nürnberg, in d. Stein. Buchh.: *Handbuch der pharmaceutischen Botanik. Zweyter* bis *achter Heft.* 1801, 1802. zusammen 19 Bog. Text und 42 illuminirte Kupfertafeln. Fol. (jeder Heft 1 Rthlr.)

Wir haben unsere Leser bereits in dieser Zeitung (1801. Nr. 138.) mit der Absicht des Vf. sowohl, als auch mit seinem Plane bekannt gemacht; wir zeigen daher jetzt nur an, dass die vor uns liegenden Hefte, beides in Rücksicht auf den Text und auf die Zeichnungen, dem ersten Hefte ganz gleich sind, und dass sie Abbildungen und Beschreibungen der officinellen Pflanzen enthalten, die in die 5te und die 7 folgenden Classen und in die beiden ersten Ordnungen der 13ten Classe des Sexual-Systems gehören. — Die meisten Vegetabilien, von welchen in diesen Heften die Rede ist, zeichnen sich durch medicinische Kräfte aus, und sie sind also der Stellen, die ihnen der Vf. hier angewiesen hat, allerdings werth; indessen haben wir doch auch auf den zu diesen Heften gehörigen Tafeln einige Abbildungen von Pflanzen bemerkt, die keine oder nur sehr zweifelhafte Heilkräfte besitzen, und wir wünschen daher, dass der Vf. in der Folge in der Wahl der zu beschreibenden und abzubildenden Pflanzen etwas strenger, als bisher, seyn, und die Vegetabilien, die in Hinsicht des medi-

cini-

einischen Nutzens dem Pfennigkraute, dem Ritterſporn, dem Hünerdarm, der Schwarzkerze, der Elephantenlaus u. ſ. w. gleichen, ganz mit Stillſchweigen übergehen möge. Auch auf die Correctur des Textes hätte mehr Sorgfalt gewendet werden ſollen; viele, beſonders Linnéiſche, Namen ſind ziemlich verunſtaltet, und da wohl nur wenige von den Leſern, für welche eigentlich dieſes Werk beſtimmt iſt, dieſelben zu verbeſſern im Stande ſeyn werden, ſo mag der Vf. dafür ſorgen, daſs in der Folge ſolche Fehler vermieden, und die bereits eingeſchlichenen verbeſſert werden.

Berlin, b. Franke: *Abbildungen und Beſchreibungen naturhiſtoriſcher Gegenſtände.* Heft XIV—XVII. Von S. 69—124. 8. Mit ausgemalten Kupfern. (2 Rthlr. 8 gr.)

Die Abbildungen ſind gröſstentheils richtig; aber die Illumination iſt weder fein, noch der Natur immer ganz getreu. Rec. hat z. B. den Gold- und Silberfaſan, die ſich in ſeiner Nähe lebendig befinden, mit den Abbildungen auf der XXIX. Taf. verglichen, und beträchtliche Abweichungen gefunden. Die Beſchreibungen ſind kurz und gut. Aber wozu die Vervielfältigung der Bilderbücher, wenn ſie vor ähnlichen, ſchon längſt vorhandenen weder durch innere Güte, noch durch Wohlfeilheit des Preiſes ſich auszeichnen?

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Hinrichs: *Praktiſche Methode, Kinder franzöſiſch leſen und ausſprechen zu lehren,* von *Z. Beaurains.* Mit 12 illuminirten Kupfern.

Auch unter dem franzöſiſchen Titel:

Méthode pratique etc. 1802. 178 S. 8. (16 gr.)

Bey der groſsen Anzahl ſolcher Bücher, die für den erſten Unterricht der Jugend in der franzöſiſchen Sprache beſtimmt ſind, ſcheint das vorliegende gar nicht überflüſsig zu ſeyn, indem die Abſicht, welche hier zum Grunde liegt, vornehmlich dahin geht, die Denkkraft des Kindes ſelbſt durch das, was es lieſt, zu wecken und zu üben. Daher ſind die vorgetragenen Sachen von der Art, daſs das kleinſte Kind, wenn es das ABC gelernt hat, ſie zu faſſen und ſich dafür zu intereſſiren im Stande iſt. Ueberdem herrſcht ein Stufengang in den beygebrachten Uebungen, ſo daſs die Ideen der Jugend ſich nach und nach entwickeln und erweitern können. Die Vorrede, welche von Erziehern geleſen zu werden verdient, zeigt den Gebrauch dieſes Buches und eine zweckmäſsige Lehrmethode ausführlich.

Altenburg, in Comm. des literariſchen Comtoirs: *Auswahl intereſſanter Anekdoten und ſinnreicher Gedanken, Darſtellungen aus der Völkerkunde und Naturgeſchichte, freundſchaftliche und kaufmänniſche Briefe,* als Aufgaben zum Ueberſetzen ins Franzöſiſche, geſammelt und mit Noten verſehen von *F. A. S.* 1802. 350 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Herausgeber dieſer Auswahl fand die in den meiſten Büchern dieſer Art enthaltenen Aufſätze zu gemeinen oder wohl gar anſtöſsigen Inhaltes, oder in zu ſchlechtem Deutſch abgefaſst, oder für die Jugend, die des Reizes der Abwechſelung bedarf, zu trocken und langweilig, oder mit zu vielen Noten verſehen, als daſs ſie für ſeine in der Kenntniſs der franzöſiſchen Sprache ſchon weiter vorgerückten Schüler von Nutzen ſeyn konnten. Er hat daher alles weggelaſſen, was ihnen ſchon bekannt ſeyn dürfte, oder wovon er glaubte, daſs es in den Wörterbüchern leicht und richtig zu finden ſey, und bey ſchwereren Fällen, die untergelegte Redensart in den Infinitiv, oder in einen von dem Texte abweichenden Modus geſetzt; nur bisweilen, wenn die Genien der beiden Sprachen zu ſehr von einander abweichen, ſiehet man die völlige Ueberſetzung eines Satzes unten auf der Seite. Gröſstentheils ſind die hier abgedruckten Anekdoten neu und unbekannt, und das Ganze ſo gewählt, daſs es das Angenehme mit dem Nützlichen ſattſam verbindet. Die Aufſätze eignen ſich überdieſs dazu, daſs der Lehrer mit den Schülern eine Art von Unterredung darüber halten könne, um letztern die Fertigkeit, ſich im Franzöſiſchen ausdrücken zu lernen, auf eine wegen Fülle des Stoffs leichte Weiſe beyzubringen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Göttingen,* b. Vandenhök u. Ruprecht: *De l'Article, du Prétérit imparfait, des Prétérits défini et indéfini.* Pour ſervir d'introduction à l'étude de la langue françaiſe. Par *P. Crevel.* 1802. 63 S. 8. (4 gr.) In der franzöſiſchen Sprache iſt wohl kein Redetheil für den Ausländer ſchwerer als der Artikel, und die drey vergangenen Zeiten des Verbi. Welche häufige Fehler gegen den richtigen Gebrauch derſelben gemacht werden, lehret die tägliche Erfahrung. Selbſt die Sprachlehren ſind in Hinſicht auf ihre Namen nicht einig, und ſelten deutlich und vollſtändig genug in dem, was ihre Anwendung betrifft. Um nun dem Ausländer die Mühe zu erſparen, die Sprachlehren zu vergleichen und aus ihnen ein befriedigendes Reſultat zu ziehen, ſtellt Hr. *Crevel* auf dieſen wenigen Bogen den kritiſchen Gegenſtand in ein helles Licht. Mehr zum Lobe ſeiner Arbeit hinzuzufetzen, wäre überflüſsig, da ſie ſich ſelbſt genugſam empfiehlt.



ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

GESCHICHTE.

SCHLESWIG, b. Röhfs: *D. Martin Luthers Reisen und merkwürdige Schickfale.* Nebst einer kurzen Gefchichte der Reformation und ihrer Schickfale, bis auf den weftphälifchen Frieden. Ein Lefebuch für Bürger und Bürgerfchulen, herausgegeben von *Franz Jacob Kutfcher*, Prediger zu Afferde bey Hameln. 1802. 1 Alph. 8. (1 Rthlr.)

Hr. K. hätte fein Buch nur immer gleich: *Gefchichte des Lebens und der Reformation Luthers*, überfchreiben follen: denn das ift eigentlich der Inhalt deffelben; und den jetzigen Titel hat er wohl nur darum gewählt, damit fich das Buch nicht fo leicht unter der Menge fchon vorhandener Bücher von jenem Inhalte verlieren möchte. Reifen können überhaupt in der Gefchichte eines grofsen oder berühmten Mannes nur alsdann ein Hauptgegenftand der Aufmerkfamkeit werden, wenn er einen fehr beträchtlichen Theil feines Lebens darauf verwandt; durch diefelben viel zur Erweiterung der Weltkenntnifs und Erdbefchreibung beygetragen; oder auf denfelben aufserordentlich merkwürdige Schickfale gehabt hat. Alles diefes aber ift bey *Luthern* ganz und gar der Fall nicht. Nimmt man feine folgenreiche Reife nach Rom aus: fo find die meiften übrigen nur von geringer Bedeutung; oder, wenn fie auch in wichtigen Abfichten unternommen wurden: fo ift es die Ausführung von diefen, nicht die Reife felbft, welche ins Licht geftellt werden mufs. Doch der Vf. gefteht es felbft, dafs, da noch niemand fich die Mühe gegeben habe, die Reformationsgefchichte für den Verftand des Ungelehrten auf irgend eine anziehende Weife zu bearbeiten, er demfelben eine kurze und gründliche Ueberficht derfelben habe übergeben wollen. Er erkennt, dafs es nicht fo gar leicht fey, ein folches Buch zu fchreiben; hat aber doch die Schwierigkeiten, welche fich dabey finden, zu wenig eingefehen, und fie daher auch keineswegs überwunden. Bey einem folchen Buche kommt es nicht darauf an, bekannte Vorfälle ohne eine genaue Wahl zu fammeln, und erträglich zu erzählen, auch fie mit allgemeinen Declamationen, Reflexionen und panegyriftifchem Schmucke zu verbrämen; fondern darauf, dafs zuerft treffend und gelaffen der Zuftand der Religion und Kirche zur Zeit des Anfangs der Reformation, gefchildert; daraus recht fafslich das Bedürfnifs derfelben hergeleitet; ferner eben fo hiftorifch, ohne alle kirchliche Rückficht oder gar polemifche Ausfälle, gezeigt werde, was man von einer folchen Reformation zu erwarten und zu fodern berechtigt gewefen fey; welche Veranlaffung *Luther* zu der von ihm geftifteten gehabt habe; was für Abfichten er dabey gehabt, welcher Mittel er fich dazu bedient habe, und welches der Erfolg davon gewefen fey. Dafs hier die vornehmften Auftritte der Reformationsgefchichte, ingleichen der Charakter und die Thätigkeit *Luthers* und *Melanchthons* mit möglichft unpartheyifcher Mäfsigung befchrieben werden müffen, verfteht fich von felbft. Endlich müffen auch die Folgen entwickelt werden, welche die Reformation auf Religion, öffentlichen Gottesdienft, Sitten, gefellfchaftliches Leben, Rechte der Fürften und Obrigkeiten, Wiffenfchaften, u. dgl. m. geäufsert hat. Unentbehrlich ift freylich für eine folche hiftorifche Darftellung eine Apologie der Reformation nicht; aber einige milde Aufklärungen über gewiffe Vorwürfe, die man ihr gemacht hat, würden doch auch hier nicht am unrechten Orte ftehen. Alles diefes könnte gar wohl höchftens auf zehn, zwölf Bogen zufammengefafst werden. Einen folchen Plan hat nun Hr. K. nicht entworfen. Er hat vielerley, aber nicht immer zweckmäfsig, eine Menge Kleinigkeiten eben fowohl, als Begebenheiten von Wichtigkeit, zufammengetragen, und das Ganze gar nicht unter den Gefichtspunkt feiner beftimmten Lefer gefchickt zu ftellen gewufst. Wir müffen fogar noch mehr fagen: er hat fich zwar aus manchen neuen Handbüchern einen ziemlichen Begriff von der Reformationsgefchichte gemacht; aber in ihren Quellen kann er fie wenig ftudiert haben, fonft würden nicht fo viele hiftorifche Unrichtigkeiten eingefchlichen feyn.

Im *erften Buche* werden *Luthers* Lebensumftände vom Jahr 1483 — 1517 erzählt. Bey Gelegenheit feiner Reife nach Rom wird von der *Ambrofianifchen* und *Gregorianifchen* Mefsliturgie eine für ein folches Lefebuch ganz unnütze und unverftändliche Erzählung hingeworfen; und was vom Siroccowind, von L. Kopffchmerzen, u. f. w. gefammelt ift, war auch alles überflüfsig. Grofse Unbekanntfchaft mit Rom beweifet es, dafs nach S. 28 an der Stelle des alten *Capitolium* nichts als ein Baarfüfserklofter ftehen foll. Nach S. 37 foll *Hufs mündlich und fchriftlich faft eben fo wie Luther, nur nicht fo ausführlich, gelehrt haben;* wovon das Gegentheil bekannt genug ift. Im Eingange des *zweyten Buchs*, vom Jahr 1518 bis 1522 (und warum eben bis 1522, nicht gleich bis 1525, da *Luthers* Reformation in Kurfachfen durch landesherrliche Genehmigung eingeführt wurde?) wird gemeldet,

meldet, dafs *Luther* im Anfange des J. 1518 *bey seinem Aufenthalte zu Leipzig mit einem Dominicaner Mönch, der zugleich Professor der Theologie war, mit Namen Prierias* (so steht zweymal statt *Prierias*) *in einen schriftlichen Streit wegen verschiedener theologischer Lehrsätze, die besonders die päpstliche Herrschaft betrafen, gerathen sey.* Mufs nicht der Bürger, für den Hr. K. schreibt, glauben, der berühmte Magister S. Palatii zu Rom, *Prierias*, sey Professor der Theologie zu Leipzig gewesen? Wozu nützt ihm diese Nachricht überhaupt? Endlich wie schief steht sie an diesem Platze, da bekanntlich Pr. wider *Luthern* wegen seines Angriffs auf den Ablafs geschrieben hat, von welchem Angriffe doch noch nichts gesagt ist? Nun wird derselbe zwar auf der folgenden Seite angeführt; aber wiederum seicht genug. *Tezel soll sich*, auf Befehl des Papstes, *auch in Deutschland haben sehen lassen;* als wenn er nicht in seinem Kloster zu Leipzig gelebt, nicht schon neun Jahre früher den Ablafs in Sachsen gepredigt hätte. Und hier, wo der erste Hauptauftritt *Luthers*, als Reformators, vorkommt, wo vor allen Dingen ein bündiger Begriff von dem Lehrbegriff hätte gegeben werden sollen, den *Luther Tezels* Ablafspredigt entgegensetzte, findet sich nichts, als die kahle Meldung von seinen 95 Thesibus. S. 72 und an andern Orten schreibt der Vf. immer so, als wenn *Luther* sich mit dem Kurf. *Friedrich* unterredet hätte; und es ist doch allgemein bekannt, dafs er ihn nie gesprochen hat. *Melanchthon* wird S. 73 nur im Vorbeygehen, nur als ein Mann, *der weiter unten noch öfterer erwähnt werden wird*, angeführt; hingegen kommen öfters ganze unnöthige Reisen Diaria von *Luthern*, sogar S. 66 auf einer ganzen Seite umständliche Nachrichten von einer aus Mifsverstand unternommenen Reise desselben vor. Das *dritte Buch* geht von 1523 bis 1530. Hier wird S. 132 *die Engelsburg ein sehr stark befestigter Berg in Rom* genannt, *worauf auch viele Gebäude stehen, die dem Papste gehören.* S. 141 wird bemerkt, dafs schon im J. 1524 (es mufs heifsen 1519) ein neuer Reformator in der Schweiz, *Zwingel*, aufgestanden sey; *in Ansehung des Abendmahls soll er mit seiner Meynung von Luthern abgewichen seyn;* da aber nicht gesagt wird, worin diese Abweichung bestanden habe: so hilft die Nachricht niemanden etwas; auch *soll der Streit zwischen beiden der guten Sache der Reformation und ihrem Fortgange nicht im geringsten geschadet haben;* welches bekanntlich falsch ist. Ein noch gröberer Fehler ist es, wenn im *vierten Buche*, das sich bis zum J. 1537 erstreckt, behauptet wird, *Heinrich VIII habe Luthers Reformation angenommen, und sie in seinen Landen eingeführt:* er, der diejenigen bis an sein Ende verbrennen liefs, welche die Transsubstantiation und andere unterscheidende Lehren der Röm. Kirche bestritten. Doch wir wollen dieses Verzeichnifs von Verirrungen nicht erst noch mit dem *Erzbischoff von Cambridge*; mit *Genf an der Schweizerischen Gränze*, u. dgl. m. vergrofsern; man sieht, dafs der Vf. kaum zur Beschreibung der Reisen Luthers genug vorbereitet kam.

LEIPZIG, in d. Schäfer. Buchh.: *Leben und wunderbare Abentheuer des Ersten und Unvergleichlichlichsten aller fahrenden Ritter der Römischkatholischen streitenden Kirche, Ignaz von Lojola*, Ritters der heiligen Jungfrau, und Stifters des Ordens der Jesuiten. Von *Wilhelm Frank*, genannt P. *Theil I.* Nebst (2) Kupfern. 1802. 227 S. ohne die Vorrede von 20 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Es ist bekannt, wie reichlichen und unterhaltenden Stoff zu einem Ritterromane die Lebensgeschichte des heil. *Ignatius* darbiete, ohne dafs es eben nöthig wäre, die Erfindungskraft dabey in grofse Unkosten zu setzen. Daher erschien bereits im Jahr 1736 des damals schon verstorbenen Buchhändlers im Haag, *Charles le Vier*, der aber den Nahmen *Hercule Rafiel de Sdea* angenommen hatte, „*Histoire de l'admirable Dom Inigo de Guipuscoa, Chevalier de la Vierge, et Fondateur de la Monarchie des Inighistes, avec une description abrégée de l'établissement et du gouvernement de cette formidable Monarchie*", in zwey Octavbändchen im Haag: eine Geschichte, die freylich nicht zur Ehre des geistlichen Helden und seiner Gesellschaft geschrieben ist, aber ihnen doch in keiner wesentlichen Erzählung oder Abschilderung Unrecht thut. Sie ist auch vor mehrern Jahren deutsch übersetzt worden. Dabey hätte man es nun bewenden lassen sollen. Vor sechzig, siebzig Jahren konnte es noch nöthig scheinen, das Thörichte und Schädliche der religiösen Schwärmerey in einer komischen Einkleidung begreiflich zu machen. Jetzt, da so viele nachdenkende Männer unter unsern R. katholischen Mitbürgern, es nicht nur einsehen, sondern auch öffentlich gestehen, dafs die Heiligkeit eines *Ignatius* und Consorten nicht diejenige sey, welche Christus und die Apostel durch Vorschrift und Beyspiele gelehrt haben, kann eine Schrift, wie die gegenwärtige, nur dazu dienen, die eifrigen Verehrer solcher Heiligen noch mehr zu erbittern. Der Vf. derselben sagt zwar, *er sey zur* Herausgabe derselben durch die Religionsveränderung des Grafen von Stollberg bewogen worden. Allein zur Beurtheilung dieses Schritts kann sie gar nichts Neues beytragen; und der berühmte Proselyt selbst wird ohne Zweifel, wenn er sie zu sehen bekömmt, dem heil. *Ignatius* das Aergernifs abbitten, zu welchem er Veranlassung gegeben haben soll. Doch unser Vf., entweder an Jahren, oder an Beurtheilung noch sehr jung, scheint sich das *dummodo risum excutiat*, zu seiner Hauptabsicht gemacht zu haben. Nicht genug, dafs er durchaus beflissen ist, seinen Heiligen in einer lächerlichen Gestalt auftreten zu lassen, und dazu aufser der Ingredientien seiner Geschichte, auch noch seinen eigenen Vorrath von Witz und Lustigmacherey benutzt hat; er fällt auch über andere Gegenstände her, die ihm seines Spottes würdig zu seyn scheinen. Wir übergehen die anstofsige Dedication, die, wenn sie gleich nach einem spanischen Muster geformt ist, doch immer keine Verpflanzung verdiente. Auch in der Vorrede glänzt der Vf. bereits durch Einfälle, wie folgt: „Die protestan-„tischen

„tischen Hirten haben die Nothwendigkeit eines Hun-„des für einen Hirten ebenfalls einsehen gelernt. Sie „sind nur Protestanten in Absicht auf die Römische „Kirche, und sind von dem eigentlichen Geiste Lu-„thers und des Protestantismus, der nichts anerken-„nen will, als was in der Bibel steht, ganz abgewi-„chen; *sie treiben ihre Schaafe in die Horden der sym-„bolischen Bücher;* verbrennen die Abtrünnigen zwar „nicht; *sperren* aber die, welche sich unterstehen, die „Bibel nicht nach den symbolischen Büchern, son-„dern mit Hülfe der classischen Autoren, der Ge-„schichte und Philosophie, anders zu erklären, *in „Gefängnisse;* (wo muss wohl das Land liegen, in welchem es Gefängnisse für solche Ausleger giebt?) „oder setzen dergleichen Geistliche von ihren Aem-„tern ab, um mittelst des Hungers die Schaafe zu „dem Futter zu treiben, das nur in den Krippen in-„nerhalb der symbolischen Horden anzutreffen ist.“ In dem Büchlein selbst kommen sehr feine Spässe über ein himmlisches Gesicht des verstorbenen Doktors und Professors P. zu Leipzig; (S. 64 fg.) ingleichen (S. 142) über die theologischen Streitigkeiten von Christo, vor. Selbst der scherzhafte Verleger hat eine Nachschrift beygefügt, die sogar mit lateinischen und englischen Flockeln prangt.

GOTHA, b. Ettinger: *Geschichte des Orients, besonsonders Palestina's älterer und neuerer Zeiten, benebst einer Kritik biblischer Stellen,* von *A. G. Brehme.* 1801. *Erster Theil.* XX u. 116 S. *Zweyter u. Dritter Theil.* 200 S. 8. (1 Rthlr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: „Wenn das scharfe Auge dieses Werk beleuchtet, so zweifle ich nicht, ohne mich in eine stolze Anmassung zu verlieren, dass dem unpartheyischen Kritiker die Beurtheilung nicht entgehe: dieses Produkt sey angehenden Theologen ein Schlüssel, der ihnen den Weg zur richtigen Bibelerklärung bahne, und ein Hülfsmittel, viele Dunkelheiten biblischer Stellen aufzulösen, und sowohl für ihn, als für die, welche sich nicht in den Armen der Musen wiegen, ein Ganzes in gedrängter Kürze, welches andere Schriften für die Geschichte des Orients entbehrlich mache; und beabsichtige, manches Anstössige und Irrige bey Lesung der Bibel zu verscheuchen und Wahrheit an dessen Stelle zu setzen.“ Rec. kann aber ehrlich und unpartheyisch versichern, dass ihm lange kein so schlechtes Machwerk vorgekommen ist, als eben diese so betitelte Geschichte des Orients, worin der Vf. in neun Kapiteln von der natürlichen Beschaffenheit, Lage und Fruchtbarkeit Palästina's, der Naturgeschichte dieses Landes, der Gottesverehrung und den gottesdienstlichen Gebräuchen der Juden, den wissenschaftlichen und Kunstkenntnissen der Morgenländer, ihrer häuslichen Einrichtung, Kleidungsart, Beschaftigungen, Speisen und Getränken, der Schätzung des Reichthums der Morgenländer, und der Art, im Morgenlande zu reisen, mancherley auf das sonderbarste zusammengetragen hat. Das Buch ist wirklich eine der elendesten Compilationen, die neuerlich erschienen sind. Mit unter kommen zwar auch einzelne richtige Bemerkungen vor, aber das Ganze ist so voll von Unrichtigkeiten, schiefer und oberflächlicher Darstellung, verworrenen und sich widersprechenden Sätzen, fremden und nicht zur Sache gehörigen Dingen; und dabey mit einer solchen Nachlässigkeit und so geschmacklos zusammengesetzt, dass es kaum zu begreifen ist, wie ein Mann es wagen konnte, so ein Machwerk ins Publicum zu bringen. Rec. glaubte anfangs, das Buch wimmle von Druckfehlern, da er überall auf Unrichtigkeiten stiess; aber das weitere Lesen überzeugte ihn bald, dass die mannigfaltigen Ungereimtheiten und Fehler bey weitem nicht alle auf Rechnung des Setzers oder Correctors zu setzen seyen, sondern grösstentheils dem Verfasser selbst zur Last fallen. Dieses Urtheil ist hart, aber Rec., der nicht gewohnt ist, durch einen Machtspruch zu entscheiden, will es durch einige Belege bestätigen. Man braucht nicht weit zu gehen, um die Beweise aufzusuchen. Wie sonderbar ist gleich der Anfang des ersten Kapitels: „Unter dem *neuern* Palästina, *das in der heil. Schrift vorkommt,* wird das Land verstanden, welches Gott den Nachkommen Abrahams zu geben verheissen hatte, daher hiess es das verheissene Land, oder das Land Kanaan, unter welchen letzten Namen der Strich verstanden wird, welchen die Israeliten an *der Ost- und Westseite* in Besitz nahmen.“ Diese Ost- und Westseite musste doch eigentlich durch etwas näher bezeichnet und bestimmt werden. Es soll heissen *an der Ost- und Westseite des Jordans.* Ist eine solche Nachlässigkeit wohl zu entschuldigen, wenn man auch davon, wie das Ganze gesagt ist, absehen will? Nachher heisst es S. 2 von der Lage des Landes: „Es lag an der südöstlichen Spitze des mittelländischen Meers, gegen Mittag an Syrien, gegen Morgen an der Wüste, gegen Abend an dem felsigten Arabien.“ Wer kann sich in diese Bestimmung der Lage finden? Rec. weiss sie auch mit dem, was der Vf. nachher sagt, auf keine Weise zu vereinigen; denn in dem Verfolg sagt er selbst ganz richtig: der Westwind komme in Palästina vom Mittelländischen Meere her, der Südwind von den Gebirgen Arabiens, und der Nordwind über Syrien. Auch heisst es S. 9 ausdrücklich: Arabia Peträa liege gegen Mittag des Landes Kanaan. S. 3 wird gesagt: „Sehr *wahrscheinlich* ist es, dass David und Salomo durchs Glück der Waffen die anfangs kleinen Grenzen sehr erweitert habe.“ Nach der Geschichte ist es nicht bloss wahrscheinlich, sondern gewiss. Was S. 4 von Kanaan und den von ihm abstammenden Völkerschaften bemerkt wird, ist äusserst verworren und zum Theil ganz unverständlich. Es wird erzählt, „Kanaan habe 11 Söhne gehabt, die Stammväter eben so vieler Nationen gewesen seyen.“ Nun heisst es weiter: „Werden sie einzeln gezählt, so findet man die Zahl eilf nicht beysammen, sondern 5 oder 7. — Wenn man sie mit den vorkommenden Namen im 1 B. Mos. 10, 15—18 zusammenstellt, so ist es auffallend, dass unter ihnen die mehrsten Völker vorkommen.

kommen, deren Stammväter wir unter den Söhnen *der Kananiter* finden. Noch auffallender aber ist es, dass die Söhne Kanaans, *die unter den zehn Völker genannt werden, unter den sieben nicht vorkommen.*" Welches wunderliche Gewäsch! Der Vf. will eigentlich sagen: es sey auffallend, dass von den eilf Völkerschaften der Kananiter nur die sieben genannt würden, welche von den Israeliten bekriegt wurden. Wenn er nun darauf geantwortet hat, einige Geschlechter hätten sich, weil das Land zu klein war, gegen Norden gewendet und andere Wohnungen gesucht, so fährt er fort: „Hierdurch lässt sich der Zweifel heben, woher es komme, dass in der Geschichte des Kriegs der Israeliten gegen die Kananiter *nichts* von den Nachkommen und eilf Söhnen Kanaans gedacht werde." Wie verworren und widersprechend ist hier alles! Sieben werden ja, wie der Vf. selbst vorher sagt, aufgezählt. Man höre auch, was er von den Pheresitern und ihrer Erscheinung unter den kananitischen Völkerschaften sagt. „Pheres, heisst es S. 6, war nicht der Sohn des Kanaans, so wird seiner nicht gedacht; *vielleicht* wird er als Enkel *genannt*, dessen grosse Nachkommenschaft einen eigenen Stamm bildete, und sich in den *nördlichen* Landern niederliess." Nach Jos. 17, 13 u. 1 Mos. 34, 30 wohnten sie zwischen Bethel und Ai, in der Gegend von Sichem. S. 7 wird erzählt: „als die Juden Kanaan bekamen, fanden sie als Nachbarn die Nationen: Midianiter, Moabiter, Amoriter (ist wohl ein Druckfehler anstatt Ammoniter, denn die Amoriter waren eine Kananitische Völkerschaft), Idomaer (Idumaer), Amalekiter — *die vier ersten stammten von Abraham ab, die andern von Loth.*" Mit welcher Unbesonnenheit ist dieses wieder niedergeschrieben! Nur die Midianiter stammten von Abraham, die Moabiter und Ammoniter aber von Loth, die Idumaer von Esau, und die Amalekiter, wie der Vf. selbst drey Zeilen nachher schreibt, von Eliphas. Auf den folgenden 8 Seiten sagt der Vf. wieder selbst: die Idomaer, die von Esau, der auch Edom hiess, abstammten, und S. 10 die Moabiter, welche von Loth abstammten. Muss man nicht sagen, dass der Vf. oft selbst nicht weiss, was er niederschreibt? Aehnliche Verwirrungen und Unrichtigkeiten finden sich fast auf allen Seiten. Nach S. 28 entspringt der Jordan aus dem See *Phiota*, kommt an dem Fusse des Berges, der *Panäas* heisst, wieder zum Vorschein — *breitet* sich nachher *gegen Westen* aus, strömt durch *die See*, fällt in das Meer *Tyberias*, und verliehrt sich *allmählich in der Asfaldischen* See. S. 43 werden die ersten Bewohner des Gebirge Seir *Horder* genennt. Nach S. 48 hat der Berg Morija den Namen von *myrha*, weil darauf viel solcher und andere Kräuter wachsen. S. 50 wird erzählt, man halte Quarantania für den Ort, wo der Teufel Christum versucht habe. Der Vf. macht dabey die Bemerkung: „da aber der Teufel gewöhnlich *mit* Klumpfüssen vorgestellt wird, so ist's unwahrscheinlich, indem Reisende bemerken, dass er wegen der vielen Steine schwer zu ersteigen sey, und oben fanden sich noch Spuren von einem ehemaligen dagestandenen griechischen Kloster. Nach S. 52 ist es der Wahrheit am nächsten, dass die Verklärung Christi in weiter nichts bestand, als darin, dass er bey einem feyerlichen Gewitter durch *Kraft der Worte* und *Wärme des Herzens* seine Begleiter in *Extase* setzte. S. 65 wird von der Ebene am Jordan gesagt: sie lag zwischen dem Galiläischen und Salzmeer, *sie ging durch den Jordan*, und wurde *gleichsam* in zwey *Hälften* getheilt. Nur noch ein kleines Pröbchen, woraus man zugleich die Erläuterungen aus der Naturgeschichte beurtheilen kann. Der Vf., der S. 88 die Schakals unter die zahmen Thiere in Palästina rechnet, sagt S. 90 „Crocodill oder Leviathan, der den Namen von einem Flusse gleiches Namens führt, nach dem Zeugnits des Plinius. Der Fluss war bey Cäsarea, lateinisch heisst er *Chorseus*. Die Araber nennen ihn Crocodillen. Prokogne nennt ihn Choradin, und hält ihn mit dem Fluss Zirkau für eins. Er *selbst* hat einige gesehen, die man nach Akra gebracht hat." Prokogne soll Pocock seyn, man vergl. s. Beschr. des Morgenland. 2 Th. S. 84. Er sagt aber daselbst, er sey auf seiner Reise nach Cäsarea an einen Fluss, Namens Coradge gekommen; dieser sey vermuthlich der Kerseos des Ptolemäus. Nachher sey er über den Fluss Zirka, etwa 3 Meilen nordwärts von Cäsarea gekommen, und diesen halte er für den Crocodilon des Plinius. Man siehet also, wie unrichtig der Vf. abgeschrieben. Maundrel wird mehrmals Montrel geschrieben. Wir haben uns wirklich zu lange bey diesem Buche aufgehalten; aber wir hielten uns verpflichtet, die Leser davor zu warnen, und dieses konnten wir nicht nachdrücklicher thun, als wenn wir ihnen einige Proben zugleich vorlegten.

KLEINE SCHRIFTEN.

Paedagogik. *Breslau*, b. Barth u. Hamberger: *Ueber die Hindernisse, wodurch die katholischen Dorfschulmeister in Schlesien bisher grösstentheils ausser Stand gesetzt wurden, das zu seyn, was sie ihrer wichtigen Bestimmung gemäss seyn sollten, und über die Mittel, dieselben in Stand zu setzen, das zu werden, was sie bisher nicht waren*; von einem kathol. Pfarrer und Erzpriester im Bisthum Breslau. Ohne Jahrzahl, aber gewiss 1802. 78 S. kl. 8. (6 gr.) Diese kleine Schrift ist sehr lesenswerth. Der Vf. zeigt sich darin als einen denkenden, mit seinem Gegenstande vertrauten Mann. Rec. hat seine Gedanken mit Vergnügen gelesen und wünscht, dass sie bald realisirt werden möchten; und diess lässt sich eher als vorher hoffen, da das vortreffliche Schulenreglement für die katholischen Landschulen in Schlesien den Grund zu grossen Verbesserungen gelegt hat. Der Vf. bezieht sich hierauf und dringt auf die Mitwirkung von Seiten der Unterthanen und Gutsherrn, um den Zweck der Schulenverbesserung möglichst bald zu erlangen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 22. Junius 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Michael Ignaz Schmidts*, des Geschichtsschreibers der Deutschen, *Lebensgeschichte*. Ein so wichtiger als reichhaltiger Beytrag zur Culturgeschichte der Deutschen. Geschrieben von D. *Franz Oberthür*. 1802. 20 B. gr. 8. (1 Rthlr.)

Ein Mann, wie M. I. *Schmidt*, setzt sich zwar durch seine Werke, durch seine Verdienste um Aufklärung und Wissenschaft überhaupt, bleibendere Denkmale, als alle Lebensbeschreibungen und Lobschriften, die ihm gewidmet sind, werden können; allein die Nachwelt wünscht doch mit Recht, noch näher mit ihm bekannt zu werden, den Gang seiner Bildung und Bestimmung zuverlässig zu erfahren, und aus den mancherley Auftritten und Verhältnissen seines Lebens, aus seinem Betragen bey wichtigen Ereignissen, die Züge herzunehmen, welche den Abriss seines Charakters vollenden. Um ihr solche lehrreiche Nachrichten mitzutheilen, dazu hatte vielleicht niemand mehr Beruf, als Hr. *Oberthür*. Er ist unter allen seinen Zeitgenossen am längsten und vertrautesten mit ihm umgegangen; hat manches Gute, das *S.* in seinem Vaterlande stiftete, mit ihm gemeinschaftlich bewirkt; seine sämmtlichen Schriften gelesen; mit ihm einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhalten; auch von glaubwürdigen Zeugen alles vernommen, was er nicht von ihm selbst gehört hatte. Ein kurzer Auszug aus seinen Nachrichten, die oft mit eigenen wichtigen Bemerkungen begleitet werden, wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn.

Schmidt kam im J. 1736 zu Arnstein, einem Städtchen des Bisthums Würzburg, auf die Welt. Sowohl im Gymnasium zu Würzburg, als im bischöflichen Seminarium daselbst, hatte er Jesuiten zu Lehrern. Auch beobachtete er die gewöhnliche Politik ihrer Zöglinge, die sich vor andern auszeichneten, oder nach den ersten Plätzen unter ihren Mitschülern strebten, sich zu erklären, dass er in ihren Orden treten wolle; wählte aber nachher, wie es mehrere derselben auch thaten, den Stand eines Weltgeistlichen. In spätern Jahren hat er bisweilen über *die isolirte Lage eines Geistlichen* geklagt, der sich ausser dem Hause mit Mühe, oft gar nicht oder mit widriger Wirkung, eine Erholung verschaffen kann; — auch einer von den vielen Gründen, wider den an sich schon so unnatürlichen Cölibat des Clerus! Bey dieser Gelegenheit wundert sich auch Hr. O. darüber, (S. 32) „wie man so lange, so ganz unbedingt, dem Jesuiter-Orden das Monopolium der Erziehung auch in solchen Ländern habe überlassen können, wo es an der Menge tüchtiger Lehrer aus den verschiedensten Ständen gewiss nicht gefehlt haben würde, hätte man nur suchen und wählen wollen.“ Aber ein so scharfsichtiger, mit dem Zustande seiner Kirche so wohl bekannter Gelehrter als Hr. O. hätte die Ursachen davon sehr leicht aus der Geschichte dieses Ordens angeben können. Eben so auch davon, wenn er sich wundert, „wie man noch in unsern Tagen habe glauben können, dass die französische Revolution nicht erfolgt seyn würde, wenn die Gesellschaft Jesu noch bestanden hätte.“ Er glaubt übrigens, dass dieselbe schon deswegen von der öffentlichen Erziehung ausgeschlossen bleiben musste, weil der Gemeingeist, welcher jedes Mitglied an das andere, und an den ganzen Orden bindet, nur gar zu leicht jeden Lehrer dahin bringen konnte, dem Interesse des Ordens das Wohl seiner Zöglinge unterzuordnen, und nicht selten ganz aufzuopfern. Doch zu Würzburg hatte damals bereits *Barthel*, der Stifter einer bessern canonistischen Schule im katholischen Deutschlande, und öffentlicher Lehrer des canonischen Rechts, an dem Clerus des Hochstifts, dem sonst im ausschliessenden Besitze der geistlichen Wissenschaften, wenigstens des Rufs der tiefsten Gelehrsamkeit in den theologischen und philosophischen Wissenschaften, unter den katholischen Deutschen gestandenen Jesuiterorden, einen nicht unbedeutenden Rival geweckt, der in der Stille immer stärker ward, und nicht nur eben zu der Zeit, da man die Aufhebung des Ordens erwartete, im Stande war, aus seiner Mitte für alle bis dahin von Jesuiten besetzte öffentliche Lehrämter Männer aufzustellen, die sie mit Ehren einnehmen konnten, sondern es auch so weit gebracht hatte, dass, wenn auch jene Gesellschaft fortgewährt hätte, eine ganz andere Lehrmethode hätte eingeführt werden müssen; für welche auch sowohl aus dem Clerus, als aus andern Ständen, öffentliche Lehrer aufgestellt worden wären. Diesen Entschluss hatte der Fürst *Adam Friedrich* wirklich gefasst. Von der durch jene Rivalität entstandenen Gährung erlebte S. schon den vollen Ausbruch, und half sie vorzüglich bewirken. Sie fieng eigentlich durch die Verschiedenheit der Meynungen über gewisse theologische Gegenstände an, welche *Barthel* einführte, und welche unter Lehrern und Schülern Parthey stifteten. Er trug nämlich über den *Primat des Papstes* die Lehre der Gallicanischen Kirche vor, und behauptete das Gegentheil von dem *Probabilismus* der Jesuiten. Der junge Cle-

rus, der nun zweifeln und nachdenken durfte, entschied meistentheils für seine Lehrsätze, und S. bestritt in einer öffentlichen Disputation den Probabilismus mit überlegener Stärke. Auch wählte er zeitig die Geschichte zu seinem Lieblingsfache.

Er wurde nun zwar als Licentiat der Theologie und Priester, Caplan zu *Hassfurt*, wo er die Nothwendigkeit einer Reformation des vaterländischen Erziehungswesens zuerst recht einsehen lernte. Als er aber bald darauf in das Haus des Grofs-Hofmeisters *von Rotenhan* zu *Bamberg* zur Erziehung dessen jüngsten Sohnes gerufen wurde: so bildete er sich darin recht eigentlich zum pädagogischen Reformator, zum vorzüglichen Gelehrten und trefflichen Geschichtschreiber. Denn *Rotenhan*, ein Mann von vielen Kenntnissen und hohem Geiste, in dessen Hause die deutschen und französischen Musen einheimisch waren, führte den jungen Akademiker, der mehr zum Disputiren, als zum Handeln und Wirken, mehr für die Schule, als für das gemeine Wesen studiert hatte, in eine ganz neue Schule der praktischen Weisheit, und von da aus in die Mitte der wirklichen Welt. S. lernte zugleich die besten Schriftsteller aller Nationen kennen, und gewann auch viel durch den Umgang mit angesehenen Männern. Während des siebenjährigen Kriegs nahm ihn *Rotenahn* auf seine Güter bey *Stuttgart*, wo die Nähe des prachtvollen Hofs sein Kunstgefühl verfeinerte. Man rief ihn jedoch nach Würzburg zurück, um im Seminarium die Stelle des abwesenden Vorstehers zu übernehmen, und im J. 1771 wurde ihm das Bibliothekariat bey der Universität anvertrauet. Der dortige Fürstbischof errichtete kurz vor der Aufhebung des Jesuitenordens eine Schulcommission, welche für die Verbesserung des Erziehungswesens sorgen sollte, und S. wurde ein Mitglied derselben. Da die Reformation des Gymnasiums und der beiden bis dahin durch die Jesuiten allein besetzten Facultäten, der theologischen und philosophischen, durch die Aufhebung ihres Ordens erleichtert wurde, und nunmehr neben den aus demselben beybehaltenen Mitgliedern, auch aus andern Ständen Lehrer aufgestellt werden sollten, wurde S. zum Beysitzer der theologischen Facultät, und zum Lehrer der deutschen Reichsgeschichte ernannt. Einige Zeit darauf erhielt er eine Präbende und die Würde eines geistlichen Raths, mit Sitz und Stimme an dem ersten der Landes-Dikasterien, an der geistlichen Regierung.

Unterdessen hatte er sich schon auf mehr als eine Art rühmlich ausgezeichnet. Hr. *Oberthür* erhielt zwar zuerst den Auftrag, pädagogische Verbesserungsversuche an Zöglingen des Seminarium anzustellen, und er erzählt lehrreich (S. 67 ff.) wie, und zum Theil unter welchen Fehltritten, er dieses ausgeführt habe. Allein zu gleicher Zeit bereitete S. eine grösere Reformation für das Gymnasium und die Landschulen vor, indem er (im J. 1760) seine lateinisch abgefasste Schrift über die *Methode zu katechisiren*, ans Licht stellte; eben da der Fürst *Adam Friedrich* den Grund zu einem Landschullehrer Seminarium, einem der ersten in ganz Deutschland, legte. Jenes Buch, das der Abt *Felbiger* ins Deutsche übersetzen liefs, das vorzüglichste seiner Art, in der römisch-katholischen Kirche, wurde auch von Protestanten mit Recht geschätzt. Einen vielumfassenden Studien-Plan entwarf er im J. 1773 auf Befehl seines Fürsten, der auch im J. 1774 gedruckt wurde; doch mehr an einzelnen vortrefflichen Bemerkungen reich, als ganz ausgeführt und zusammenhängend. Indessen hat Hr. O. wohlgethan, da dieser Plan wenig auswärts bekannt geworden ist, einen Auszug desselben mitzutheilen. (S. 116. ff.) *Schmidt* macht unter andern darin auf die Wichtigkeit der Moral aufmerksam. (S. 121.) „Der „Lehrer derselben, schreibt er, wird die Erheblichkeit „seines Amtes, so wie die Nichtigkeit jenes Vorurtheils von selbst einsehen, als wenn nicht eben so „grofse Geisteskräfte, Geschicklichkeit und Fleifs da„zu erfodert würden, als zur Dogmatik." Es war dieses desto nöthiger einzuschärfen, weil vorher bey den Jesuiten die Moral von weniger Bedeutung gewesen war. Ganz von der Dogmatik getrennt, schien sie blofs Casuistik zu seyn, wie sie ein Seelsorger brauchte, und die Candidaten, welche sie hörten, hiefsen spottweise *Theologi a prandio*, weil die Moral Nachmittags gelesen ward. Eben so zeigt er auch, (S. 124) „dafs durch das Katechisiren oft" (er konnte sagen, meistentheils) „mehr Nutzen, als durch das „Predigen selbst gestiftet, und nach und nach eine „ganze Gemeine umgeschaffen werden könne; man „müsse zugleich den Candidaten jenes Vorurtheil be„nehmen," als wenn das Katechisiren so leicht und „unwichtig wäre, dafs es ohne alle Vorbereitung „könnte ausgeübt werden." S. war überdiefs einer von den Mitarbeitern an *den Fränkischen Zuschauern*, der ersten Monatsschrift, welche freyere Denkungsart und feinern Geschmack im katholischen Frankenlande zu wecken suchte. Durch seine *Geschichte des Selbstgefühls*, die er im J. 1772 herausgab, charakterisirte er sich noch besonders als einen philosophischen Beobachter.

Wie vielen Ruhm sich *Schmidt* hauptsächlich als *Geschichtschreiber der Deutschen* erworben habe, ist so allgemein bekannt, und selbst über die Vorwürfe, welche man seiner Geschichte gemacht hat, ist schon so viel Erschöpfendes gesagt worden, dafs wir uns dabey nicht zu verweilen brauchten, wenn nicht die Behandlungsart dieses Gegenstandes von Hn. O. solches erfoderte. Zuerst hat er, um nicht partheyisch zu scheinen, Urtheile über jenes berühmte Werk, sowohl von protestantischen Gelehrten, (die er sich aber meist von ihnen selbst erbat, und die also nicht so scharf eindringend sind, als andere,) als von Romisch-Katholischen, (darunter das vom sogenannten *Justus Sincerus Veridicus*, bey allem Anschein von Mässigung, doch offenbare Unrichtigkeiten willkürlich eingewebt hat, z. B *dafs lange vor Luthern Zwingli*, *Guillaume de St. Amour*, *Armand von Vil-*

sanova, u. s. m. ebendieselben und noch kühnere Thesen, als er, aufgestellt und vertheidigt hätten, u. dgl. m.) vorangeschickt. Aber schon mitten unter dieselben mischt sich auch der Freund des Geschichtschreibers, Hr. *Oberthür*, und wiederholt im Grunde nur dasjenige, was jener zum Nachtheil der Reformation ersonnen hatte; besonders den mit der augenscheinlichen Geschichte streitenden Einfall: *dass sie den wohlthätigen, friedlichen Geist, der lange vor der Reformation angefangen habe, begleitet von der Philosophie und den schönen Wissenschaften, die Theologie aus den düsteren Schulen der unfruchtbaren Scholastik in die offene Menschenwelt einzuführen, verscheucht habe; dass nun erst die Theologen Polemiker geworden wären;* u. dgl. m. Hr. O. gründet auch darauf eine Hauptbeschuldigung gegen die Reformation, dass sie eine *Trennung der Christen*, und selbst der Bürger eines Staats von einander bewirkt hat. Er behauptet sogar, (S. 247 ff.) *was einmal Menschen trenne, könne und dürfe nicht unter die nützlichen Dinge gerechnet werden.* Also auch nicht die Verschiedenheit der Meynungen, die oft eine so heilsame Trennung hervorgebracht hat? und aus dieser entstand ja die Reformation! Ausserdem muss ja Hr. O. wissen, dass *Luther* in den drey ersten Jahren seines Streits an keine Trennung gedacht hat, und ein Mitglied der römischen Kirche geblieben ist; dass ihm die päpstliche Bulle aus derselben herausgestossen, und zu dieser Trennung genöthigt hat; dass noch zehn Jahre später die evangelischen Reichsstände durch die so friedfertig abgefasste Augsburgische Confession einer immerwährenden Trennung auszuweichen gesucht haben, aber von der gebieterischen Kirche abgewiesen worden sind; dass eben diese Kirche, wenn ja die Trennung ein Uebel, und nicht vielmehr für den einen Theil der sich Trennenden ein unschätzbares Glück war, die traurigen Folgen derselben hauptsächlich verursacht habe; und was der historischen Belehrungen mehr sind, die einen so gelehrten und aufgeklärten Mann empfinden lassen müssen, wie viel er selbst der Reformation schuldig sey.

Schmidt folgte endlich dem Rufe nach Wien, und entsagte seinem Vaterlande, weil er die Kälte, mit der ihn der neue, gegen ihn und seine ganze Gesellschaft durch Feinde der Aufklärung eingenommene ängstliche fromme Fürst behandelte, um so stärker fühlte, da er, den vielen Aeusserungen von Freundschaft und Achtung zufolge, mit welchen ihn derselbe als Privatmann beehrt hatte, etwas ganz anders zu erwarten berechtigt war. Gleichwohl konnte er seine eigentliche Entlassung von demselben nicht erhalten. Deutschland und die Wissenschaften verloren ihn am 1sten November 1794.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Barth: *Ueber den Umgang des Landpfarrers mit dem Schulmeister seines Kirchspiels von Christ. Karl Friedr. Müller*, Pfarrer zu Hirschfeld bey Gera. 1802. 55 S. 8. (3 gr.)

Wer den grossen Einfluss, den das gute oder schlechte Vernehmen, worin Männer in den beiden auf dem Titel dieser Schrift angedeuteten Aemtern mit einander stehen können, in die zweckmässige Bildung oder die Verbildung ihrer Gemeinden zuverlässig hat, nicht nur kennt, sondern auch dafür sich interessirt, der kann den Gegenstand, von dem hier die Rede ist, einer neuen geflissentlichen Bearbeitung sicher nicht unwerth finden; so viel Wahres und Gutes auch hier und da gelegentlich schon darüber gesagt seyn dürfte. Rec. nahm daher auch das Büchlein, seines Titels wegen, mit Vergnügen in die Hände; aber er muss leider gestehen, dass er es nicht mit eben so angenehmen Empfindungen wieder weggelegt hat. Hr. M. hat Alles, was er uns über seine Sache gegeben hat, in vier Abschnitte getheilt. I. Den Schulmeister, als Gehülfen des Pfarrers in der Kirche. II. Den Pfarrer und den Schulmeister, als Schulcollegen. III. Den Schulmeister, als Freund des Pfarrers. IV. Den Pfarrer und den Schulmeister, als Gesellschafter am dritten Orte. Aus dieser Eintheilung kann schon, nach Rec. Ermessen, nicht viel Gutes kommen. Sie greift nicht viel tiefer ein, als wenn sich der Vf. ungefähr so eingerichtet hätte, dass er von dem Umgange des Pfarrers mit dem Schulmeister I. im Priesterrocke, II. im schwarzen Rocke, III. im bunten Rocke, IV. im Schlafrocke handeln wolle. Rec. dachte, der Vf. einer Abhandlung *solcher* Art müsste den Faden, an dem er zu arbeiten sich vornähme, lieber von der *Verschiedenheit* der Subjecte in *beiden* Ständen, in intellectueller sowohl, als moralischer Hinsicht, für sich abzuwinden suchen. Wo er nun Beides, Kopf und Herz, auf Seiten beider Männer an seiner rechten Stelle fände; da hätte er wohl leichte und fröhliche Arbeit. Solche Männer fügen sich schon selbst, und wissen auch das Deficit, das die Verfassung hier und da in Bestimmung ihres gegenseitigen Verhältnisses etwa gelassen hat, aus ihren eigenen Mitteln zu decken. Glückwünschen mag der Schriftsteller ihnen und ihren Gemeinden und höchstens Winke geben, wie man sie *solchen* Männern, ohne sie roth zu machen, geben kann. Schwerer indessen würde die Arbeit nun werden, wenn sich der Vf. einer solchen Schrift auch auf die Fälle einliesse, wo der Mann von Kopf und Herz, des einen oder des andern Standes, an der Seite eines Menschen so nahe wandeln muss, dem es im Kopfe oder im Herzen fehlt. Hier zeige er sich nun zuforderst als Menschenkenner und mache auf die Krankheiten aufmerksam, die unter *Pfarrern* und *Schulmeistern* häufig grassiren; dann versehe er, etwa im Geiste des sel. Knigge, die Einen oder die Andern, die darunter leiden, mit Rathe, mit Warnung, mit Troste. Rec. muss indessen frey bekennen, dass er selten einem Pfarrer, oder einem Schulmeister zutrauen würde, über ein solches Thema unpartheyisch schreiben zu können. Besonders findet man, dass noch bey vielen, selbst in ihrer Art auf-

ge-

geklärten Landpredigern das Vorurtheil herrscht, das aus den Zeiten dicker Finsternifs entsprossen und durch fortdauernde Begünstigung und Auszeichnung des einen Standes vor dem andern sich wohl genährt hat; wir meynen den Wahn, dafs ein Pfarrer zu Führung seines Amtes mehr Geist, mehr Herz, mehr Kraft brauche, als der Schulmeister zu Führung des seinigen; dafs aber auch Jener in der Regel mehr davon habe, als Dieser; sich also auch gröfsere Verdienste um sein Publicum erwerben könne und wirklich erwerbe, als Dieser um das seinige. Von dem Allen aber ist, nach Rec. innigster Ueberzeugung, das Meiste ganz falsch, das Uebrige mindestens sehr problematisch. Und der Tag, an dem man hierin ganz anders, als bisher, denken und handeln wird, ist vielleicht nicht eben sogar weit mehr entfernt. Scheint es doch, als ob Strahlen seiner Morgenröthe sich hier und da schon sehen liefsen. Erlebt Rec. zugleich mit Hn. M. diesen Tag noch; so hofft er auch noch zu erleben, dafs der Vf. Manches in seiner Schrift von selbst zurücknehmen wird; z. B. seine Aeufserung S. 23, dafs ein Schulmeister *alle* Eigenschaften eines nützlichen Lehrers besäfse, wenn Liebe zu seinem Berufe ihn beseele; ingleichen die Bemerkung S. 36, dafs *vertraute* Freundschaft jetzt noch zwischen Pfarrer und Schulmeister gar nicht oder nur unter Umständen statt finden könne, die sich ungemein selten vereinigten, vielleicht auch, dafs er S. 40 die Frage: ob auch der Pfarrer den Schulmeister als Freund besuchen dürfe, so fast wie ein Problem nimmt; zu welchem Allen der Vf., so wie jetzt noch die Sachen, sonderlich allernächst *bey und neben ihm*, stehen mögen, wohl etwa mehr oder weniger Recht haben konnte.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Leipzig*, b. Leupold: *Ueber das Verhältnifs der Kritik zur Metakritik. Oder entspricht die neuere Philosophie den Ansprüchen des Menschen?* Ein Sendschreiben an Hn. Hofrath D. *Platner*, von *Joh. Christian Aug. Grohmann*. 1802. 48 S. gr. 8. (4 gr.) Dem Schlusse dieser Schrift zufolge scheinet dieselbe ursprünglich eine Ankündigung der philosophischen Vorlesungen des Vfs. auf der Universität Wittenberg gewesen zu seyn; eine Darstellung seiner Ansicht der Philosophie überhaupt, mit einer Anzeige seiner, dieser Ansicht gemäfs zu haltenden, Vorlesungen. Der Mensch hat eine Anlage, welche den Wunsch nach der einzigen wahren Philosophie hervorbringt, aber die Erfüllung desselben zugleich unmöglich macht. Diese Anlage besteht in einer *Sehnsucht*, die aus einem *Antheile* der praktischen Vernunft und dem selbstthätigen Vermögen der Einbildungskraft entspringt; sie ist ein *Inneschweben* des Menschen zwischen dem Endlichen und Unendlichen, ohne dafs dieses erreicht wird, noch auch der Mensch bey dem erstern stehen bleibt. Den ersten Grad dieser Sehnsucht möchte der Vf. ein *Ahnden* oder eine *Ahndung*, das deutliche und stärkere Gefühl desselben *Glauben*, und den höchsten Grad, wo selbst das sinnliche Bewufstseyn verloren gehe, und wir das Unendliche erreicht zu haben glauben, *Andacht* oder *Begeisterung* nennen. Die Erscheinungen, die aus dieser Sehnsucht hervorgehen, sind *Liebe*, *Philosophie und Religion*, die sich durch *weiter nichts* unterscheiden, als durch das sinnlichere und geistigere *Colorit*, wodurch die Sehnsucht in ihnen *gemalt* ist. Das *Philosophiren* ist der stete Begleiter sowohl der Liebe als auch der Religion, und gleichsam der *Schatten*, den diese Erscheinungen bey ihrem *hellen und alles erleuchtenden Glanze* auf dem Grunde des menschlichen Herzens zurücklassen. Die Liebe und die Religion sind unmittelbare Erzeugnisse der Sehnsucht, die Philosophie oder das Philosophiren aber nur mittelbare Folge derselben; und der Philosoph kann am meisten von den Liebenden und den Religiösen, den Romanenschreibern, Dichtern und Theologen lernen. (Es ist nicht zu läugnen, dafs diese Ansicht der Philosophie für junge Studirende viel Anlockendes habe.) In der Sehnsucht vereinigen sich alle mit einem eigenen Namen bezeichnete philosophische Systeme. Der sich Sehnende ist Idealist, Realist, Supernaturalist, Naturalist, Pantheist und Skeptiker, *alles zu einer Zeit und in einer Person zugleich*. Alle philosophischen Systeme stellen die Sehnsucht des Menschen immer nur von *einer* Seite dar, und können daher nie die Ansprüche des Menschen erfüllen. Wenn auch schon ein *Ideal* von einem höchsten Grundsatz der Philosophie in dem *Gefühle* des Menschen da ist: so ist es doch unmöglich, ihn als Satz aufzustellen, weil durch die *logische* Bezeichnung sogleich sein idealischer Gehalt verloren geht. Der Egoismus und Realismus des *Lockeschen* Systems stimmt wenig mit der Geschichte des natürlichen Philosophirens überein, weil in der *Sehnsucht* zugleich die idealische *Denkart* enthalten ist. Aus diesem Gesichtspuncte werden dann noch der *Berkleyische* Idealismus, das System des *des Cartes*, des *Spinoza*, *Leibnitzens* und *Hume's* beurtheilt. Unter allen Philosophieen scheint dem Vf. der Humesche Skepticismus die beste zu seyn. Der Mensch, heifst es, ist in seinen Anlagen, Kräften und Aeufserungen ein widersprechendes und mit sich selbst *streitendes Wesen*; es kann also nur eine Philosophie für ihn passen, welche *eben so widerstreitend* und aus so *widersprechenden Theilen* zusammengesetzt ist. Da sich aber doch auch bey allen seinen Widersprüchen eine feste und bestimmte Einheit in dem Menschen findet: so müfste jene Philosophie, bey allen *widerstreitenden* Theilen, doch wieder *Eins* und *ein Ganzes* seyn. Die Erfahrungsphilosophie hält der Vf. *daher* für die beste und zweckmäfsigste *zu* den Menschen. Die *Kantische* Philosophie ist nichts mehr als eine *Kritik* oder *Disciplin* für die vorhandenen Systeme, also eine *negative* Philosophie, welche zeigt, was die Philosophie nicht thun und seyn darf, sie ist *aber* keine *positive* Philosophie, und macht eine solche auch *nicht* unmöglich. Um den Systemgeist in der Zucht zu halten, dazu dient die *Kantische Kritik*, aber das wahre, natürliche Philosophiren, die positive wahre Philosophie besteht in der — *Metakritik*. — Diese hier ausgehobenen Züge sprechen den Geist dieses Productes und die Fortschritte des Vfs. im Philosophiren schon allzu deutlich aus, als dafs wir nöthig hätten, sie noch mit Anmerkungen oder Fingerzeigen zu begleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 23. Junius 1803.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, in d. Sommerschen Buchhandl.: *Frohe Gesellschaftslieder*, ein Taschenbuch für Freunde geselliger Freuden, mit in Kupfer gestochenen Melodieen der besten Tonkünstler. (1 Rthlr. 8 gr.)

DRESDEN, b. Gerlach: *Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude*, für gesellige Kreise. 1802. (18 gr.)

REGENSBURG, in Commission der Montag- u. Weissischen Buchhandl.: *Lieder der Freude und des Frohsinns zur gesellschaftlichen Unterhaltung*, mit Musik. 1802. (16 gr.)

Nr. 1 verdient das Lob einer geschickten Auswahl; die berühmtesten unsrer deutschen Liederdichter haben dem Herausgeber zu seiner Sammlung gesteuert; der sanft-schwärmerische Hölty, der griechisch-einfache und moralische Voss, der zierliche Matthisson, der hausväterliche Claudius. Mit Vergnügen bemerkt Rec. in den deutschen Gesellschaftsliedern den herrschenden Charakter rührender Sentimentalität, welcher den brittischen und französischen Liedern dieser Gattung, bey mehr Witz und überraschendern Wendungen, so oft, wenn gleich nicht immer, abgeht, und der so vortrefflich zu dem sinnvollen Ausspruch des Seneca stimmt: *Gaudium — res seria!* Der bekannte Werth des gröfsten Theils der einzelnen Stücke erspart ihre Kritik; hier — nur einige Bemerkungen über ein Paar derselben. Nach einer originellen Idee ist das Kretschmannsche Lied: S. 86 „Es lebe Freund Bacchus" ausgearbeitet. Die Göttin der Liebe, die Göttin der Weisheit, und Freund Hain, treten nach der Reihe in's Zimmer, und werden, ihren Attributen gemäfs, mit munterm Witz begrüfst; nur scheint noch ein Vers zu fehlen, in welchem diese Gottheiten des menschlichen Lebens in eine Art von Harmonie gesetzt würden, wie sie nun auch in dem wirklichen Leben ihre Rollen spielen. Eins der gelungensten Stücke der ganzen Sammlung ist Stollbergs Rundgesang zum Glückwunsch für einen neugebornen Knaben. Wie einfach, und zugleich voll wie hohen und schönen Sinnes ist die Strophe:

> Sey deinen Freunden immer treu,
> und weich bey fremdem Schmerz!
> die Wahrheit sey dir nie ein Scherz!
> Rein sey dein Herz,
> und schaue glaubend himmelwärts! . .

In dem bekannten Liede S. 94: „Bruder auf dein Wohlergehen", sollte billig die Stelle: „bis der Tod ein Ende macht", abgeändert seyn; das „*bona verba!*" der Alten bey Opfern und andern Festlichkeiten war eine sehr weise Regel: denn sie hat in der Natur der Sache ihren Grund. Die Namen Schulz, Reichard, Kunzen empfehlen die Melodieen dieser Liedersammlung; Druck und Papier, nebst einem Kupferstich, sind geschmackvoll.

Nr. 2 beschränkt sich auf solche Lieder, welche nicht Auffoderungen zu Wein und Liebe zum Gegenstande haben; die Wahl ward also durch diesen Gesichtspunct, wie durch den Umstand erschwert, dass man, wenigstens dem gröfsern Theil nach, Gesänge aufnehmen wollte, zu welchen bereits Gesangweisen vorhanden sind, oder welche bekannten Compositionen und Melodieen leicht angepafst werden können. Die Sammlung beweist den geläuterten Geschmack des Herausgebers; die Lieder sind theils von den in Nr. 1 genannten Verfassern, theils von Herder, Langbein, Meifsner, Gries, Schreiber, Müchler u. s. w.; die musikalischen Compositionen gehören zu den beliebtesten ihrer Gattung. Das ganze poetisch-musikalische Blumengebinde verdient in recht viele Hände zu kommen.

Nr. 3 steht an Eleganz und Geschmack der Auswahl tief unter den beiden angeführten Sammlungen; Gutes und Schlechtes findet man hier bunt durcheinander geworfen, und Nationallieder mit Gelegenheitsreimereyen auf Geburts- und Namenstage vermengt. Gedichte, wie das S. 80 am Geburtstage einer Freundin:

> Freundin, dem Tage, der dich gebar,
> bringen wir frohe Liederchen dar;
> schwärmen und tanzen lustig in Reih'n,
> uns deines lieben Festes zu freun;
> wünschen, wie Freundschaft wünschen uns lehrt,
> alles dir, was dein Herz nur begehrt.

haben gewifs ihre ganze Bestimmung erreicht, wenn man bey dem Gastmahl, bey welchem sie herumgeboten werden, bon-bons darein wickelt; keine höhere Bestimmung kann man einem beträchtlichen Theil dieser Liedersammlung zuerkennen; sogar eine Renommistenphrase, wie „schlampampen" hat man sich nicht gescheut, aufzunehmen. Die einzige Stelle aus der Vorrede: „Unser Schooskind, Hoffnung, bietet mit jugendlicher Stärke jedem aufkeimen wollenden Gedanken der Furcht vor ungünstigem Urtheil die Spitze", mag hinreichen, die Herausgeber als Prosaisten und als Aesthetiker zu charakterisiren. Rec. fürchtet

tet nicht, eines kritischen Kindermordes beschuldiget zu werden, wenn er diesen Herren ihr Schooskind, die Hoffnung, erdrückt hätte; im Gegentheil würde er sich freuen, künftige poetische Generationen dieser schaamlosen Zucht im Keim vertilgt zu haben.

Breslau, b. Korn: *Das verlassene Dörfchen und der Reisende; zwey Gedichte* von Dr. *Goldsmith*, aus dem Englischen neu übersetzt, von *S. G. Bürde*. 1802. 8. (12 gr.)

Gelungene Uebersetzungen ausländischer Originalgedichte von allgemein interessantem Inhalt nimmt der literarische Patriot immer mit dankbarer Achtung an, auch wenn die Originale nicht vom ersten Range sind. Goldsmith's Verlassenes Dörfchen, welches Hr. *Bürde* hier in einer zweyten sorgfaltig umgearbeiteten Uebersetzung der deutschen Lesewelt in die Hände giebt, ist ungeachtet der Kürze des Gedichts reich an wohlgetroffenen Gemälden von menschlichen Sitten und von menschlichen Leiden, an rührenden Situationen, und an schön ausgedrückten Weisheitssprüchen, durch welche der Dichter dem Gemüth seiner Leser die reichste und wahreste Lebensphilosophie kräftig einprägen kann. Gemälde, wie folgende, (die zugleich als Proben des glücklichen Uebersetzerfleißses gelten können,) bringen durch das Sanftrührende und Herzliche ihrer Darstellung wohlthätigere Wirkungen hervor, als manches epische Prunkstück, und manche tragische Scene voll wilder Leidenschaft:

So weit ich diese Welt der Sorgen auch durchstrichen,
in jeder Noth, (und Gott gab mir mein Maas gehäuft!)
stets hofft' ich, endlich doch im Schatten dieser Hecken,
wo ich als Knabe lag, als Greis mich hinzustrecken.
Behutsam wollt' ich dann die Flamm' am Lebenslicht
durch Ruhe schonen — (denn der Stolz verläßt uns nicht)
mit meiner Wisserey des Neuen und des Alten
am kleinen Feuerheerd die Bauern unterhalten;
erzählen, was ich sah', all mein erlittnes Weh u. s. w.

Eben so wird die Schilderung von dem edlen Landpfarrer, bey vierzig Pfunden Gehalt, immer ein Lieblingsstück des häuslichen Stilllebens seyn:

Das war ein Mann! entfernt von Stolz und Heucheley,
der ganzen Gegend werth, für reich, bey vierzig Pfunden
des Jahrs geschätzt! u. s. w.

Ein militairischer Invalide kehrt bey unserm geistlichen Biedermann ein, um sich ein Allmosen zu suchen:

erzählend, wie und wo er seine Wunden
empfing, was alles er gelitten und gethan;
warum man diese Schlacht verlor, und die — gewann;
ein schneller Strahl von Muth belebte seine Blicke,
begeistert stand er auf, und schulterte die Krücke.

Wer so schildert, dem kann man ein poetisches Auge nicht absprechen. Unsre oft so trockenen Nachahmer der berühmten Göthischen Hausepopee könnten mitunter von Goldsmith viel lernen!

Das Gedicht desselben Verfassers, „*der Reisende*", hat zwar nicht so viel Handlung, mithin auch nicht so viel anziehendes Interesse, als das verlaßne Dorfchen; es ist mehr didaktisch, dagegen das letztere mehr von der Elegie hat. Der Reisende entwirft eine poetisch sentimentale Charakteristik der Nationen Europens, wo es dann an starken Gemälden, treffenden Reflexionen und nachdrucklichen Sentenzen keinesweges fehlt. Von Italien heisst es:

So zeigt die stolze Burg, aus deren Marmorzimmern
August der Welt geboth, jetzt einen Berg von Trummern
worauf der Bettler, wenn's an Herberg' ihm gebricht,
sich in die Säulenreih von Schilf ein Obdach flicht;
*erstaunt, wozu der Mensch der ungeheuren Stutzen
bedurfte*, jauchzt er stolz ein Hüttchen zu besitzen.

Nur muss man, bey Goldsmith's Schilderung der Schweizer Sitten, sich nicht an unsres Hallers Alpen erinnern. In der Charakteristik Englands glänzt der Dichter, wie leicht zu erachten, in der vollen Glorie des brittischen Patriotismus. Kleine Mangel der Uebersetzung, z. B.

Gebrechen aller Art, *die* Reichthum, *der* verschwand,
zurückläßt, schänden hier das Herz und den Verstand,

(wo die zweyte Hälfte des ersten Alexandriners zwar nicht sprachwidrig, aber nicht deutlich genug ausgedrückt ist), mag Rec., der die Zierlichkeit und Geschmeidigkeit des Ganzen der Uebersetzung anerkennen muss, nicht ausheben; er fügt nur den Wunsch hinzu, dass Hr. *Bürde* sein Uebersetzertalent noch an einigen andern englischen Originalen dieser Gattung versuchen möge. So scheinen „*the desolation of America*", und „*the short and simple Annals of the Poor*" der Uebertragung in unsre Muttersprache nicht unwerth zu seyn. *Savage's* Gedicht: „*the Wanderer*", in der didaktisch beschreibenden Gattung, verdiente, mit einigen Auslassungen, vor allen andern der deutschen Lesewelt bekannt zu seyn.

1) Ronneburg u. Leipzig, b. Schumann: *Moralische Erzählungen*, von *Sophie Ludwig*, gebornen *Fritsche*. 1802. XVI u. 325 S. 8.

2) Leipzig, b. Gräff: *Die Familie Hohenstam, oder Geschichte edler Menschen*, von *Chr. Sophie Ludwig*, geb. *Fritsche*. Zweyte verbesserte Auflage. 1801. *Erster Theil* 422 S. *Zweyter Theil* 446 S. *Dritter Theil* 454 S. *Vierter Theil* 472 S. 8. (mit dem Bildnisse der Verfasserin und vier Vign.)

Man kennt die Manier der Verfasserin aus ihren früheren mit Recht geschätzten Schriften; auch in den jetzt anzuzeigenden bleibt sie ihr getreu. Ohne höhere Ansprüche auf kunstvollen Plan und kunstvolle Ausführung zu machen oder zu befriedigen, gewähren diese Schriften eine angenehme, unterhaltende und lehrreiche Lectüre, besonders dem weiblichen Geschlecht.

schlecht, auf dessen Bildung und Veredelung die Verfasserin, mit geschärftem Beobachtungsgeiste und reichen Erfahrungen begabt, rühmlich hinarbeitet. Hier stellt sie eine Gruppe guter Menschen zur Nachahmung auf; dort warnt sie durch den Contrast minder guter oder schlechter Charaktere vor gewöhnlichen Fehlern der Erziehung, des Umgangs, des häuslichen und bürgerlichen Lebens. Ohne die Erwartung sehr zu spannen, weiss sie doch so viele interessante Verhältnisse herbeyzuführen, dass die Aufmerksamkeit immer rege erhalten wird; und obgleich die Sprache hier und da präciser seyn könnte: so verdient sie doch das Lob der Reinheit und eines sanft fortwallenden Flusses. An der schon bekannten *Familie Hohenstam*, welche sich nunmehr auch durch ein gefälligeres Aeussere mehr empfiehlt, ist die nachbessernde Feile der Verfasserin überall sichtbar; von den *moralischen Erzählungen* aber war vorher nur die erste: *die arme Familie*, zum Besten der unglücklichen Mitbürger, welche im Frühjahr 1799 durch Ueberschwemmung das Ihrige verloren hatten, abgedruckt; dieselbe wohlthätige Absicht in einem grösseren Umfange zu erreichen, ist nunmehr eine neue, mit vielem Zartgefühl geschriebene Erzählung: *Was vermag das Beyspiel nicht!* hinzugekommen.

Leipzig, b. Crusius: *Nouveau Recueil de Comédies et de Drames, à l'usage de la jeunesse. Imités de l'allemand de Mr. Weisse, et faisant suite aux pièces du même auteur contenues dans les oeuvres de Mr. Berquin et de Me. de La Fite. Par J. La Chaise. T. I. II.* 1802. Jeder Theil an 400 S. 8. (2 Rthlr.)

Wir verdanken bereits Herrn *La Chaise* eine gute Uebersetzung des Briefwechsels einer kleinen Familie (*la correspondance d'une petite famille*) von Weisse. Jetzt giebt er uns eine wohlgerathene Nachahmung aller seiner kleinen Schauspiele, nur die ausgenommen, welche Berquin und Mde. de La Fite schon vor ihm bearbeitet haben. In der Vorrede zum ersten Theile zeigt er die Ungerechtigkeit derer, welche behaupten, dass Weisse den Berquin ausgeschrieben. Er führt die Stücke namentlich an, wo Berquin aus dem Deutschen schöpfte, und fügt hinzu: *Presque toutes les autres pièces contenues dans les oeuvres de M. Berquin sont également imitées de l'allemand; telles que le page et le bon fils d'Engel, le déserteur de Stephanie: en général, son ami des enfans n'est qu'une imitation de l'allemand. Ce n'est pas, du reste, qu'en cherchant à réhabiliter la gloire de M. Weisse, je veuille détruire celle de M. Berquin. Non, à Dieu ne plaise! Berquin est un auteur aimable; son livre fera toujours les charmes de l'enfance: mais je l'estimerois lui même bien davantage, s'il eût rendu plus de justice aux personnes, à qui il doit une grande partie de sa réputation. Il se contente de dire, dans sa préface, qu'il a des obligations à Mrs. Weisse, Campe Salzmann, etc. tandis qu'il leur doit presque tout: n'ayant fait que rendre leurs idées en françois, en les parant des graces de son style. En avouant ingénument, qu'il n'étoit qu'imitateur, M. Berquin eût eu encore assez de mérite; puisque ses imitations ne sont, en aucune manière, inférieures aux originaux.* Um sich nicht ähnlichen Vorwürfen auszusetzen, erklärt er öffentlich, dass diese neue Sammlung von Schauspielen nur eine freye Uebersetzung der Weisseschen Stücke ist, welcher er einen Anstrich von Originalität zu geben sich bemüht hat.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Leo: *Bilder vaterländischer Thiere nebst ihrer kurzen Beschreibung.* Zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung kleiner Kinder. (Auch mit dem französischen Titel:) *Images d'animaux de notre pays avec leur courte description.* Pour occuper agréablement et utilement les petits enfans. 1802. 271 S. 12. (Eingebunden 2 Rthlr. 16 gr.)

Diess soll selbst nach der Vorrede eine bloss nützliche Spielerey für Kinder seyn; und ob man gleich dergleichen Bücher und Büchelchen schon in Menge hat, so muss Rec. doch gestehen, dass diess seiner Absicht um deswillen mehr als manches andere entsprechen wird, weil die Kupfer von Hn. Capieux gezeichnet und gestochen, und also besser als die gewöhnlichen sind. Es enthält 30 Kupfertafeln und 139 Thierabbildungen aus allen Classen. Es sind dazu die bekanntesten Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer gewählt. Im Texte, welcher deutsch und französisch gegenüber steht, sind bloss einige kleinen Kindern interessante Züge der abgebildeten Thiere angegeben. Z. B. vom *Kukuk* heisst es: „Er kann vortrefflich an den Bäumen umher klettern (?), und sich die kleinen Thiere hinter der Rinde hervorholen (?) wie der Specht; aber er ist garstig, denn er frisst auch mit unter kleine Vögel (?), und das thut der Specht nicht. Du weisst doch, was der Kukuk für einen Ruf hat? *Kukuk! Kukuk!* ruft er immer, und drum hat er auch diesen Namen bekommen. Zuweilen (?) giebt er auch Töne von sich, die fast so klingen, als ob er lachte. Er macht sich kein Nest; wo lässt er nun aber seine Eyer? — Er legt sie in die Nester anderer kleiner Vögel, und die brüten ihm seine Eyer aus, und füttern auch seine Jungen, bis sie gross sind.“ Um auch von der französischen Uebersetzung eine Probe zu geben, so heisst die letzte Stelle: *Le coucou ne fait point de nid. Mais où fait-il ses oefs? — Il les fait dans les nids d'autres petits oiseaux, qui les couvent, et qui donnent aussi à manger à ses petits, jusqu'à ce qu'ils soient grands.*“ Dass hier dreyerley Fehler eingeschlichen sind, dass nämlich der Kukuk gut klettern, zwischen den Rinden die kleinen Thiere, wie der Specht, hervorhole, und kleine Vögel fresse, wird jeder Kenner sogleich bemerken. Es ist gut, dass so etwas nur selten vorkommt; allein, wer ein solches Büchelchen schreiben will, sollte doch vorher

seinen

seinen Gegenstand richtig inne haben, besonders in einer Wissenschaft, in der man so viele bewährte Hülfsmittel vorfindet. Die Insecten sind am schönsten gezeichnet, gestochen und illuminirt. Bey den Vögeln stöfst man aber zuweilen auf eine Misgestalt, so sind z. B. der Staar, die Dohle u. s. w. verzeichnet, noch mehrere aber sind in Rec. Exemplar ganz falsch illuminirt, vorzüglich die Farben zu dick und grell aufgetragen. Auch das Schaaf hat keine Stellung, in welcher es Kinder interessiren kann. Sie werden es vielleicht in dieser Gestalt gar nicht kennen. Doch, wie gesagt, reichen Leuten, die ihre 4 bis 6 jährigen Kinder auf eine angenehme Art beschäftigen wollen, ist diess Büchelchen zu empfehlen.

1) Leipzig, b. Sommer: *Magisches Weihnachtsgeschenk für Kinder*, gesammlet von *G. A. Eberhard*, ohne Jahrzahl. 128 S. 12.

2) Ebendaselbst: *Der kleine Hexenmeister*, eine Fortsetzung von *G. A. Eberhards magischen Kunststücken für Kinder*, ohne Jahrzahl. 128 S. 12. (Beide zusammen 12 gr.)

„Da, wie bekannt, die sogenannten Schwarz- und „Tausendkünstler u. s. w. eine eben nicht geringe „Rolle spielen, so mufs ein jeder Menschenfreund, „dem das Wohl, so wie das *Ach* und *Weh* seiner Mit„brüder *so ganz* am Herzen liegt, mit vereinigten „Kräften daran arbeiten, dafs er diesem eingerissenen „Uebel Einhalt thue . . . . . . Obschon nun Bücher, „die dahin abzielen, *ihr Daseyn aus eben dem Grunde* „*der Welt zu verdanken haben* — (vortrefflich gesagt!) „— so sind sie doch nicht von der Art und Beschaf„fenheit, wie es das Bedürfnis der jetzigen Zeitum„stände erfodert — (oder vielleicht das Bedürfnifs des Vfs.). „Wenn in diesem Fache etwas Nützliches gelei„stet werden soll, so mufs, wie erst oben erwähnt wurde, „schon die Jugend damit bekannt gemacht werden. „Dieses kann nun am bequemsten — (ja wohl am bequemsten!) — „so geschehen, wenn man ihr ein „Buch *auf eine leichte Art* — (sehr naiv!) — in die „Hand giebt, woraus sie sich selbst u. s. w." — Wir haben hier etwas aus der Vorrede abgeschrieben, um die Leser mit dem neuen Verdienst bekannt zu machen, welches sich die Verlagshandlung durch dieses wichtige Werk erworben hat. Ehmals mufste man sich dem Teufel verschreiben, um ein Hexenmeister zu werden, jetzt, ihr lieben Kinder, kostet es euch nur 12 gr. Die Hexereyen nun sind zwar aus bekannten Büchern zusammengetragen, aber so ein kleiner Hexenmeister hat doch vor *Wiegleb*, *Guyot*, *Halle* und andern grofsen Hexenmeistern viel voraus, als erstlich: dafs er *klein* ist, und zweytens, dafs in Ansehung der Ordnung hier noch ein Schritt weiter gegangen, das heifst, dafs *gar keine* darin ist. Zuweilen haben zwar ein Paar benachbarte Stückchen einen zufälligen Zusammenhang, z. B. *einen curiosen Sallat auf die Tafel zu bringen* und *die Eyer zu probiren, ob sie frisch oder nicht frisch sind*, dafür aber lernt man auch gleich darauf *einen immerwährenden Kalender* und *eine Zahl durch 3 theilbar zu machen*. Auch für Abwechselung im Vortrage ist gesorgt. Einmal wird erzählt, wie der Taschenspieler *Fix* es machte, ein andermal wird der Ton herzlich: „Vor allen Dingen mufst du, *mein Freund*, einen Stein bey der Hand haben" u. s. w. Da, wie bekannt, die sogenannten Scribler eine eben nicht geringe Rolle spielen: so mufs ein Jeder, dem das Ach und Weh der Literatur am Herzen liegt, daran arbeiten, dem eingerissenen Uebel Einhalt zu thun.

Leipzig, b. Leo: *Die Erwartung, oder bitte, bitte, lieber Vater, gute Mutter, bestes Tantchen, liebster Onkel, schenk uns dies Bilderbuch.* Ein neues Bilderbuch zur Ausbildung des Verstandes. 1803. 168 S. 12. Mit 24 illuminirten Kupfern. (2 Rthlr.)

Der Vf. (Hr. *C. A. Seidel*) sagt in der Vorrede: „Schon manches kleine Buch schrieb ich für Kinder, und jedes mit Vergnügen, und hier, lieben Kinder, junge Freunde, wieder eins, und — durch die Veranstaltung des Hn. Verlegers, der auch ein wackrer Kinderpatron ist, ein ganzes Buch voll Bilder u. s. w." Diese, die Bilder, sind wirklich recht nett, und das Buch zeichnet sich in dieser Hinsich vor unsern gewöhnlichen Bilderbüchern vortheilhaft aus. Die Manier des Vfs. ist aus mehrern ähnlichen Schriften bekannt und sich auch hier gleich geblieben. Ohne eben etwas Vorzügliches zu leisten, wird er doch von Kindern gern und mit Nutzen gelesen werden. Rec. wählt eine Stelle, wie sie ihm beym Aufschlagen vorkommt, zur Probe. Kupf. 12. Die Kluckhenne und die jungen Entchen. „Einer Henne hatte man Enteneyer untergelegt, die sie mit der gröfsten Sorgfalt ausgebrütet hatte; und auch die jungen Entchen hielt sie für ihre Art und ihre Kinder, führte sie, und lockte sie mit Mutterzärtlichkeit, wenn sie ein Kernchen (Körnchen) oder ein Würmchen fand, was ihnen zur Nahrung dienen konnte, und erwärmte sie des Nachts und am Tage, wenn sie müde waren, unter ihren Flügeln.

„Einst führte sie ihre Pfleglinge in den Garten, und auf einmal fühlten diese einen Drang, nach den Fliegen und Mücken im Grase herum zu jagen.

„Die Henne lockte besorgt durch ihr Kluck! Kluck! dafs sie sich nicht zerstreuen möchten; allein vergebens! und husch! husch! waren sie ins Wasser, wie sie einen Bach erblickten u. s. w."

Bey Abfassung des Titels hat der Vf. etwas — gekindert.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Freytags, den 24. Junius 1803.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Crusius: *Handbuch der hebräischen, syrischen, chaldäischen und arabischen Grammatik.* Für den Anfang der Erlernung dieser Sprachen bearbeitet von *Johann Severin Vater*, Prof. der Theol. u. d. morgenländ. Sprachen. 1802. XXX. u. 394 S. 8.

Wir sehen dieses gammatikalische *Handbuch*, in Verbindung mit den beiden darauf sich beziehenden in der A. L. Z. schon mit Beyfall angezeigten *Lesebüchern*, dem *hebräischen* (Leipzig, 1799.) und dem, welches für das *arabische, syrische und chaldäische* die nöthigen Uebungsstücke enthält, (Leipzig, 1802.) als verdienstliche Beweise an, wie sehr sich der Vf., dessen auch über die unterhaltenderen Sprachschatze der classischen Literatur verbreitete Kenntnisse bekannt sind, zunächst seinem Amtsberuf, zur Bekanntschaft mit den morgenländischen Sprachen Anleitung zu geben, widme und aufopfere, um jene (sich überall vermindernde) Zahl junger Männer, die ein gründliches Studium dieser Sprachen suchen, soviel dieses je vom Lehrer abhängt, zu vermehren, und sie durch mancherley Erleichterungen der Anfangsgründe gleichsam herbey zu locken. Der Hauptzweck dieses Handbuchs ist deswegen dieser, theils das Grammatikalische der auf dem Titel genannten morgenländischen oder hebräischsemitischen Dialekte so vollständig und deutlich, als dem Anfänger nützlich seyn kann, darzustellen, theils durch Hinweisung auf die Vergleichbarkeit dieser Dialekte miteinander zu einem Gesammtstudium des hebräischsemitischen Sprachenstamms Veranlassung zu geben. Bey zweckmäfsiger Vollständigkeit hütet er sich vor Ueberhäufung. Doch, dünkt uns, gehören die Zahlwörter, auch alle für sich bestehende Adverbien, die Präpositionen, welche nicht mit andern Worten als Präfixa zusammenfliesfsen, und die ähnlichen Conjunctiva, eben so gewifs, als jedes andere Nomen, nicht in die Grammatik, sondern in das Wörterbuch, und besonders in die den Lesebüchern angehängten Wortregister. Der Grund, dafs diese Worte oft und viel gebraucht werden, giebt ihnen auf einen Platz in der systematischen Sammlung von Sprachregeln (und diefs soll die Grammatik seyn!) keinen gültigen Anspruch. Für die Deutlichkeit hat der Vf. vorzüglich durch Ueberfichten der Paradigmen bey allen Formen von Nenn- und Zeitwörtern, durch Abtheilungen und Unterabtheilungen in Regeln und Ausnahmen, auch selbst durch äufsere Kunstvortheile im Abdruck, um durch Verschiedenheit der Buchstabenformen gewisse Aenderungen in den Wortformen in die Augen fallend zu machen, mit eigenthümlichem Eifer gesorgt. Die vorangehende hebräische Grammatik ist in manchen Rücksichten als Auszug des von dem Vf. zuerst ausgearbeiteten gröfseren Werks anzusehen, und kann von Lehrern durch dieses um so leichter erläutert werden. Ueberall aber sieht man auch einen zum weiteren unpartheyischen Forschen geneigten Wahrheitssinn, und daher die nicht ausbleibende Früchte desselben, Verbesserungen aus neuer Prüfung. So nimmt die Vorrede auf Berichtigungen Rücksicht, welche in Nr. 126. 127. der A. L. Z. 1801. angedeutet waren. Doch würde Rec., wenn er zwischen Hn. *V.* und dem Vf. jener kenntnifsreichen Recension in die Mitte treten darf, wegen des zu erklärenden ◌ִי plur. welches vor den suffigirten Pronominalworten ךְ, הֶם, כֶם, כֶן, bey fömininen Pluralformen etc. erscheint, nicht für die, blofs als Erleichterung vom Vf. angenommene, Formel (S. 150.) stimmen: dafs man jenes Jod *als einen Theil des Anhängepronomens selbst betrachten* möge. Eine Erleichterung in der Methode, welche auf einen precären oder gar in der Sache selbst unrichtigen Begriff sich gründet, scheint uns nicht empfehlenswerth. Wir wollten vielmehr rathen, die Masculin- und Foem. Formen jener Art z. B. לְבוּשֵׁיכֶם und עֲלִילוֹתֵיכֶם, ansehen zu lehren als zusammengesetzt aus dreyerley Theilen, nämlich aus zwey Nennwörtern (denn auch כֶם ist Nennwort = *Ihr* nicht *Euer*, wie der *status constructus* des vorhergehenden Nennworts beweist) und aus einem als Pluralzeichen geltenden Laut, der Sylbe ◌ֵי oder ◌ֶי oder ◌ַי. Macht man dergl. Erklärungsversuche über die wahrscheinliche Entstehung dessen, was in einer Sprache regelmäfsiger Gebrauch ist: so mufs man unstreitig nach möglichster Richtigkeit streben. Doch hängt, wie sich von selbst versteht, der Hauptwerth einer für Anweisung der Sprachlernenden geschriebenen Grammatik nicht davon ab, da sie mehr in die höhere Untersuchung über Bildung einer gewissen Sprache (*de caussis linguae*) gehören. S. 105. würden wir אַרְעָא und אֶרֶץ, בַּר und בֵּן u. dgl. nicht als „Veränderungen der Aussprache" aufführen, da vielmehr Worte dieser Art zu zwey verschiedenen Stammworten gehören, wie der Vf. S. 121. richtig angemerkt hat, dafs der Plural בנין im syrischen nicht von בר sondern von einer, (im syrischen) aufser Gebrauch gekommenen Singularform, abstamme. Nicht überflüfsig möchte es gewesen seyn, bey dieser Anmerkung in Parenthesen jedesmal die obsolete Form anzugeben, von welcher der sonst für anomal gehaltene Plural eigentlich abstammt. Die chaldäische und syrische Sprachlehre, die sich auch wirk-

wirklich sehr leicht mit einemmal lernen läfst, ist vom Vf. vereint durchgeführt; die arabische steht für sich, so dafs auch die Volksaussprache neben der gelehrten angemerkt ist. Von den noch seltener studierten Dialekten, dem samaritanischen und dem äthiopischen, sind blofs die Alphabete, jenes beym syrischen, dieses beym arabischen eingerückt. Für den Syntax bey diesen Sprachlehren ist noch bey weitem nicht soviel als beym Hebräischen geschehen. Doch hat der Vf. auch dazu das nöthige Fachwerk angelegt, nach dem vorhandenen Vorrath es ausgefüllt, und zu reicherer Ausfüllung Gelegenheit gemacht, wofür wir von seinem immer fortschreitenden Fleifse viele Vervollkommnung hoffen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Zerbst, b. Kramer: *Mnemosyne.* Das literarische Journal im Charakter der Literaturbriefe für jeden gebildeten Freund der Literatur und Lectüre; herausgegeben von *K. G. Schelle.* 1803. *Ersten Bandes, erstes Heft.* 86 S. *Ersten Bandes, zweytes Heft.* 228 S. 8.

Der Literatur im allgemeinsten Sinne, wie sie jeden gebildeten Menschen interessirt, ist diese Zeitschrift gewidmet. Denn „ein eigentlich literarisches Journal (sagt der Herausgeber im ersten Hefte S. 8.), das die allgemein interessanten Gegenstände der Cultur immer von Seiten des Geistes und der Bildung fafste, die sie beurkunden und auf die sie führen, das durch Mittheilung die gebildete Classe immer im Zusammenhange des allgemein Wissenswürdigen erhielte, und Blicke der Betrachtung auf interessante Phänomene der Geisteswelt würfe, ist ein noch unausgeführtes Problem. Und doch würde die Lösung dieser Aufgabe einem wirklichen Bedürfnisse abhelfen." Wenn der innere Gehalt dieser Zeitschrift in demselben Verhältnisse fortschreitet, wie schon das zweyte Heft, nach unserem Urtheil, sich über das erste erhebt: so wird der kenntnifsreiche Herausgeber zur Befriedigung jenes Bedürfnisses, sollte es auch nicht allen als ein allgemeines erscheinen, gewifs nicht wenig beytragen. Denn obgleich bis jetzt das Versprechen, „nichts Gemeines in diese Zeitschrift aufzunehmen," nicht vollkommen befriediget seyn mag: so enthalt sie doch ohne Zweifel mehrere belehrende und interessante Aufsätze, und diese gröfstentheils, wie es scheint, vom Herausgeber selbst; und bey mancher sichtbaren Einseitigkeit der Betrachtung, bey manchem Widersprechenden des Urtheils, auch über einzelne Gelehrte (vgl. 1. Heft S. 8. 2. Heft S. 176. 178. ff.) zeichnet sie sich doch durch den rühmlichen Charakter einer bescheidenen Freymüthigkeit und einer erwogenen Entfernung von allem Sectengeist aus. Jedes Heft begreift theils *Ansichten* literarischer Gegenstände, theils *Reflexionen*, theils einen *literarischen Anzeiger:* immer aber werden nur allgemeine Gegenstände der Literatur, keiner besonderen Wissenschaft, verhandelt. Die *Ansichten* des ersten Heftes verbreiten sich über die Zeitschriften der Deutschen, über Literatur, „an „welcher es Deutschland noch vor funfzig Jahren fehl„te, da es erst seit dieser Zeit sich von der Schmach „literarischer Nichtigkeit auf eine glänzende Weise „befreyt hat;" über Gelehrtenstand, wo der Vf.. gleichsam vorahndend die unbilligen Anfoderungen des achten Stücks der *Adrastea*, den Zweck und die Beschäftigungen der privatisirenden Gelehrten in Schutz nimmt; über Publicum, Lectüre, literarische Moden und literarischen Luxus. Wir zeichnen, um den Geist dieser Aufsätze zu charakterisiren, einige Aeufserungen aus, welche zum Theil wenigstens für Worte, zu seiner Zeit gesprochen, gelten können. S. 24. „Die Deutschen haben viele classische Schriftsteller (in dem Sinne, in welchem es ein moderner Autor seyn kann): aber es dürfte noch lange Zeit vergehen, ehe Deutschland recht viel classische Leser erhält. Noch giebt es keine neue Ausgabe von *Herders* Ideen zu einer Geschichte der Menschheit — (Rec. weifs nicht anders, als dafs es eine giebt, nur ohne Veränderungen und daher ohne Anzeige auf dem Titelblatt) — und bey einem gebildeten Publicum könnten die sämmtlichen Werke *Klopstocks*, unsers ersten Dichters, keine so laue Aufnahme finden. Aber Klopstocks Werke haben einen tiefen Sinn!" — S. 30. „Die Erscheinungen der Mode in dem Inneren der Wissenschaften und Künste sterben bey uns — nicht aus; es treten andere an ihre Stelle, zum Theil in noch gröfserer Zahl. Die neueste Aesthetik ist nur noch Sache der Mode; sie mufs erst ihren modischen, von der Zeit zu verwischenden Anstrich überleben, mufs sich von ihren Anmafsungen, Uebertreibungen und Auswüchsen reinigen, bis ihr Gewinn, in der Folge der Zeiten geläutert, hervortritt. Die Tendenz zum Katholicismus, zur naturhistorischen Mythologie, so wie zur Vergötterung eines Einzigen, nebst Beygabe anderer kleiner Götterchen, so wie selbst geschaffener kleiner Teufelchen, dürfte sie dann mindestens verlieren." — S. 37. Ueber den literarischen Luxus: „*Prachtausgaben* rechtfertigen bey dem Auslande unseren Kunstsinn und bringen vorzügliche Geisteswerke in den Besitz des begüterten Theils und der höchsten Classen der Nation. Stehn diese Prachtausgaben in Verbindung mit wohlfeilern desselben Werks — wie diefs bey den Göschenschen Ausgaben der sämmtlichen Werke Wielands und Klopstocks der Fall ist: so gewinnt dadurch die Literatur in *jeder* Hinsicht. Ist diefs hingegen, wie bey den neuen Heynischen Ausgaben des Virgil und Homer, der Fall nicht, oder entbehren die wohlfeileren Ausgaben desselben Werks, gerade wie bey den genannten neuen Bearbeitungen des Virgil und Homer, wesentliche Vortheile: — so bringen splendide Ausgaben gerade diejenigen Classen der Nation um diese Vortheile, welche am meisten in den Gegenständen der classischen Literatur leben. Bey den Reichen stehen sie häufig als blofse Zierden in ihren Bibliotheken aufgestellt. Nun ist es aber widersinnig, Bücher des blofsen Besitzes wegen zu haben, so wie sie für blofs müfsige Besitzer zu vervielfältigen." — Ein noch allgemeineres Interesse werden vielleicht die

Ansichten des zweyten Heftes erzeugen, wovon die erste: *Unser Welttheil, in Beziehung auf Friedrich Schlegels Europa*, überschrieben ist; das zweyte sehr heilsame, und wie der Vf. nicht zu wissen scheint, hier und da schon ausgeführte Vorschläge enthält, über deutsche Classiker als über alte Autoren auf Schulen und Universitäten zu lesen. Lehrreich sind in der ersten die Bemerkungen über die neuerdings als reiner Gegensatz gemissbrauchten Begriffe des Naiven und Sentimentalen: wir können aber hier nur das Resultat der ganzen Abhandlung mittheilen: Hr. *Schlegel*, der in Europa lauter Verderbniss sieht, muss es wohl freylich in den tiefsten Abgrund herabstossen. Dank sey es nur dem Himmel, dass Er, um uns von dieser Verderbniss zu retten, auf keinem hohen Posten in der Welt steht. Als mit einem Universalmittel würde er sonst die arme europäische Menschheit gewiss ohne Weiteres mit der neuesten, idealistischen Philosophie und Aesthetik nebst einer asiatischen Revolution vacciniren. Doch bringt er diesen bösen Welttheil, nachdem er solchen als grundaus verderbt in den tiefsten Abgrund des Daseyns gestossen, am Ende gewissermassen wieder zu Ehren; nicht etwa aus Inconsequenz: nein, aus purer christlicher Milde, gleich einem Strafprediger an heiliger Stätte, wo er allein sprechen darf. — — Möchte doch Hr. *Schlegel* in der Folge, ehe er sich zum Weltreformator aufwirft, erst in seinen eigenen Geist und in seine Begriffe Licht und Wahrheit bringen!

Unter der zweyten Rubrik: *Reflexionen*, finden sich im ersten Hefte einige Gedanken von Jean Paul, von Jacobi, von Platner (über Aufklärung, nicht sehr hervorstechend), und Fragmente aus Thiemens hinterlassenen Papieren, welche Hr. D. *Gruber* in Leipzig herauszugeben gedenkt. Diese Bruchstücke zeigen den als einen lehrreichen Schriftsteller für die Jugend bekannten Vf. von neuen Seiten, als selbstforschenden Denker über die verschiedensten praktischen Angelegenheiten der Menschheit. Im zweyten Hefte ist diese Rubrik vorzüglich fruchtbar, und enthält mehr Eigenes, als Auszüge aus anderen schon bekannten Werken. Besonders gewährt die Frage, ob Göthes oder Herders Meynung über den Charakter des Hamlet in Shakespear's Trauerspiel den Ausschlag gebe, Stoff zu interessanten Bemerkungen, die am Ende mehr für Göthes Meynung entscheiden. Am wenigsten hat uns der Aufsatz S. 172., über die besten deutschen Prosaisten befriediget. Lessing wird von dem Vf. aus diesem kleinen Cirkel ausgeschlossen, und, um diess Urtheil zu decken, Lessings eigenes Bekenntniss angeführt. Allein das letzte muss ungefähr mit einem ähnlichen, welches der mit attischer Feinheit sich schätzende Kunstrichter über seine dramatischen Verdienste fällte, in Parallele gebracht werden; und was das erste anlangt, so sollte ja wohl zuförderst nach den verschiedenen Schattirungen, welche der prosaische Stil, den verschiedenen Gegenständen gemäss, nicht bloss annimmt, sondern erfodert, und ob denn viele andere Prosaisten diese Verschiedenheit mit gleicher Gewandheit des Geistes und der Sprache dargestellt haben, von dem Urtheiler gefragt werden seyn.

Die dritte Rubrik, welche theils neue vorzügliche Werke kurz, aber meist treffend, charakterisirt, theils literarische Nachrichten und Anekdoten enthält, eignet sich nicht zu einer genaueren Beurtheilung in dieser Zeitung. Nur die Warnung müssen wir für den Herausgeber beyfügen, alle literarische Phlyarie, welche bald in leeren und unverbürgten Sagen (z. B. von dem Wettstreit zwischen Göthe, Voss und Baggesen I. S. 77. von Huber S. 76. von dem Director Plato II. S. 220. u. s. w.) sich umher treibt, bald auf Widersprüche des Urtheils hinausläuft (I. p. 66. 69.), künftig strenger zurück zu weisen, weil sie unter der Würde einer sich selbst achtenden und dem Charakter der Literaturbriefe nachstrebenden Zeitschrift ist.

Neu-Ruppin, b. Kühn: *Auswahl interessanter prosaischer und poetischer Aufsätze aus den Werken berühmter neuer Schriftsteller.* 1801. VIII. u. 240 S. 8. (18 gr.)

Zwar eine Compilation, wie schon der Titel ankündiget, aber eine verständige. Denn da manche Werke unserer besseren Schriftsteller entweder für manchen Freund der Lectüre zu kostbar sind, oder vielleicht hier und da ganze Aufsätze, wenigstens einzelne Stellen enthalten, die der Sittlichkeit und dem reinen Gefühle junger Leser Gefahr drohen: so kann allerdings eine auserwählte Sammlung interessanter Aufsätze den Liebhabern der Lectüre ein dienliches Mittel werden, die Augenblicke der Musse auf eine so angenehme als erlaubte Art auszufüllen. Der Vf. hat aus Pfeffels, Ramlers, Meissners Schriften, aus dem deutschen Merkur, Starkes Gemälden und einigen ähnlichen Schriften gewählt, und bestimmt sein Buch dem Geschäftsmanne, der gebildeten Frau und der heranwachsenden Jugend zur belehrenden Unterhaltung. Für diesen Zweck können wir es aus eigener Erfahrung empfehlen.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Moralische Reden über die Bestimmung und (die) wichtigsten Pflichten des Jünglings*, in den Religionsstunden der zweyten Classe des Lübeckischen Gymnasiums gehalten von *Heinrich Kunhardt*, Dr. d. Philos. u. Conrector des Gymnasiums. 1803. VI. u. 140 S. 8.

Auch wir sind der Ueberzeugung, welche der Vf. in der Vorrede ausspricht, dass der zusammenhängende Vortrag religiöser und sittlicher Wahrheiten, wenn er mit katechetischen Vorübungen abwechselt, und Stoff sowohl als Einkleidung zweckmässig gewählt sind, auf jugendliche Gemüther, durch Belebung und Verfeinerung des moralischen Sinnes, den wohlthätigsten Eindruck mache; da hingegen die blosse Fragmethode, so glücklich sie den Verstand übt, doch oftmals das Herz kalt lässt, und eine vollständige Einsicht in den Zusammenhang der Wahrheiten erschwert. Dieser Ueberzeugung gemäss, hat der Vf. diese Vorträge

träge vor Jünglingen gehalten, deren Fähigkeiten der Stoff sowohl als die Ausführung passend ist. Sie behandeln vorzüglich die Pflichten der Jugend; z. B. über den Zweck öffentlicher Schulen und über des Schülers Antheil an dessen Erreichung; über die zweckmäfsigste Benutzung der Schuljahre; über die nothwendigsten Rücksichten bey der Wahl des Standes, vorzüglich für junge Gelehrte und Künstler. Aber auch dann, wenn der Vf. solche Gebote der Sittlichkeit, die für jedermann gültig und anwendbar sind, behandelt, z. B. über die Schaamhaftigkeit; über strenge Selbstprüfung, als Beförderungsmittel sittlicher Gewohnheit; über die Macht der Gewohnheit; und ähnliche, hat er diese Gebote in ihrer Beziehung auf die besonderen Verhältnisse der Jugend dargestellt. Aeltern und Erzieher, welche ihre schon heranwachsenden Kinder oder Zöglinge auf ihre Pflichten und auf die Bestimmung des Menschen aufmerksam machen wollen, werden ihnen gewiss auch dieses Buch mit Nutzen in die Hände geben können.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Münster* u. *Leipzig*, in Com. b. Waldeck: *Johann Baptist Bonert*, Arzt (es) zu Münster, *Beantwortung der Frage: Ob man bey der in den Jahren* 1795 *und* 1800 *im Hochstift Münster herrschenden Ruhr-Epidemie ein persönliches Contagium zu fürchten hatte; mit Hinsicht auf die Wichtigkeit der Entscheidung dieser Frage.* 1802. 3 Bog. 8. (4 gr.) So sehr Rec., durch viele und mehrjährige Erfahrungen überzeugt, mit dem Vf. über die (Stoll'sche) Theorie von der Ruhr und die Unschuld dieser Krankheit in Rücksicht des ihr angeschuldigten Ansteckungsvermögens übereinstimmt: so sehr hätte er gewünscht, dass derselbe manche ermüdende, weitschweifige, Erörterungen weggelassen, und statt ihrer lieber vollständige beweisende Krankengeschichten hier niedergelegt hätte. Der Gegenstand wird in vier Abschnitten behandelt. Wir übergehen den I. und III., welche *Prolegomena* und *Raisonnement* überschrieben sind, und genugsame Beweise für das oben Gesagte enthalten, um Einiges aus dem II. auszuheben, den der Vf. *Resultate meiner Erfahrungen und Beobachtungen* betitelt hat. Beide Epidemieen fingen nach vorhergegangener starker Hitze und darauf eingetretener nasser, unbeständiger, bald warmer, bald kühler, Witterung gegen die Mitte des Septembers an. Sie trafen, ohne Unterschied des Lebensalters, durchgehends den Mittelstand und die mehr arme Volksclasse. Bey vielen Kranken war nicht die mindeste Spur eines Fiebers zugegen. Bey einem elfjährigen Knaben war es doppelt dreytägig. Andere hatten leichte Tertianfieber. Im J. 1795 war der Genius der Epidemie sehr galligt, im J. 1800 nervös. Die Krankheit zeigte sich oft ganz als ein vager Rheumatismus. Die Ruhr verschwand; es stellte sich eine katarrhalische Augenentzündung oder ein Halsübel, eine Brustkrankheit, (eine sehr uneigentliche Benennung!) ein Rheumatismus, u. d. gl. ein; und waren diese gehoben, so kehrte die Ruhr zurück. Uebelbehandelte Kranke starben bey weitem nicht immer an den unmittelbaren Gefahr drohenden Folgen der Ruhr, nämlich an einer Entzündung der Gedärme oder anderer Theile des Unterleibes, sondern, nach den Umständen, bald an einer Lungenentzündung, bald an einer Bräune, bald an einem Schlagflusse, u. s. w. (Diess ist eine von den Stellen, die hauptsächlich durch ganz bestimmte, genaue, detaillirte, Krankengeschichten und Sectionen unterstützt zu werden verdient hatten.) Bey neun Kranken beobachtete der Vf. wahre Ruhrtripper, (man kann wohl denken, was er eigentlich damit sagen will, aber zweckmäfsiger wäre es doch gewesen, sich nicht so schwankend auszudrücken,) die er durch blosse antirheumatische Behandlung heilte. Bey einem Knaben von sechs Jahren verschwand plötzlich die Ruhr, worauf sogleich eine hartnäckige Paraphimosis entstand. Bey Frauenzimmern wechselte verschiedentlich der weisse Fluss mit der Ruhr: letztere verschwand, und jener wich einzig und allein einer antirheumatischen Behandlung. Mehrmals nahm der Vf. nach dem Verlaufe der Ruhrkrankheit Puckel, Exostosen, und Gelenkwassersuchten wahr, die er alle mit stärkenden, nebenbey bald diaphoretischen, bald diuretischen und reizmildernden, Mitteln glücklich behandelte. Bey einer 32jährigen Frau zeigte sich nach überstandener Ruhr eine Padarthrocace an der linken Tibia, die durch Antimonialmittel mit China, häufige Getränke von Sarsaparille und Dulcamara, und die äussere Anwendung erst des Carottenbreyes, dann des trockenen Meerschwammes, geheilt wurde. (Auch hier wären genugthuende Belege durch die ganze Reihe von Thatsachen erfoderlich gewesen. Sollte hier nicht vielleicht das bekannte: *post hoc, ergo propter hoc*, im Hinterhalte stecken? Gewiss wird wenigstens Rec. nicht der Einzige seyn, der nie dergleichen, *als Folgen* der Ruhr, sah.) Mehrere Ruhrkranke bekamen nach überstandener Krankheit Fleischgeschwüre, die ganz das Ansehen der Gichtgeschwüre hatten und mit gutem Erfolge als solche behandelt wurden. Der IV. Abschnitt handelt die *Wichtigkeit der Entscheidung der im Titel dieser Schrift vorgelegten Frage* gründlich ab, besonders die Nachtheile, die daraus entspringen, wenn eine nicht ansteckende Krankheit von Aerzten für ansteckend erklärt wird. „Die Ruhr," sagt er *S.* 39., „*sollte* „giftig und ansteckend seyn. *Die Menschen mussten dieserhalb* „*in der Kleidung, worin sie gestorben, begraben werden; oh-* „*ne alles Gefolge mussten sie begraben werden; selbst bey den* „*wirklich Genesenen befurchtete man noch ansteckendes Gift,* „*und sie blieben mehrere Wochen von dem Umgange mit den* „*Gesunden und dem gemeinschaftlichen Gottesdienste ausge-* „*schlossen.*" Unbarmherzig genug wurden (S. 44) zarte Ruhrkinder von ihren Müttern getrennt. „Der Erfolg" (des Urtheils, dass die Ruhr nicht ansteckend sey,) „war für mich" (schliesst der Vf. S. 46. seinen Aufsatz), „nicht der beste; Ver- „druss mancherley Art stürmte auf mich ein; man beschuldig- „te mich eines Widersprechungsgeistes, eines Eigendünkels, — „Eigenschaften, die keinem Arzte Ehre machen. Ich würde „allen diesen Verdriesslichkeiten ausgewichen seyn, wenn ich „meine Meynung eingelenkt, wenn ich das, was ich für er- „probte Wahrheit hielt und halten musste, nur allein für mich „selbst benützt hätte. Ich habe es nicht gethan, und ich ha- „be mich gerechtfertigt." — Traurig, dass es noch einer Rechtfertigung bedurfte!!

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Sonnabends, den 25. Junius 1803.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Voss u. Comp.: *Leben des Desiderius Erasmus.* 1802. 171 S. 8. mit dem Bilde des Erasmus.

Auch unter dem Titel:

Lebensbeschreibungen berühmter Reformatoren. Ein Lesebuch für den Bürger. *Siebenter Band.* (12 gr.)

Erasmus hat seit dreyhundert Jahren, nicht nur unter den Reformatoren, sondern überhaupt unter den grofsen Männern im Reiche der Wissenschaften, sogar als einer der vornehmsten Anführer in der glücklichen Cultur dieses Reichs, eine sehr ehrenvolle Stelle eingenommen, und diese Stelle hat ihm nicht etwa blofs eine zahlreiche und mächtige Secte, oder der unübersehbare Haufe mittelmäfsiger Köpfe, welche jeden Mann, den seine Zeitgenossen angestaunt und bewundert haben, nie anzustaunen und zu bewundern aufhören, angewiesen; sondern es haben ihm die vortrefflichsten Männer neuerer Zeiten, selbst die einsichtvollsten Gelehrten der entgegensetzten Religionspartheyen zwischen welchen er gleichsam in der Mitte stand, und deren keine er ganz befriedigte, diesen Rang bis auf unsere Tage willig zugestanden. Hier aber kömmt ein Ungenannter, der die gesammte Nachkommenschaft eines andern belehrt, und das nicht etwa blofs durch vorgelegte Zweifel an der Richtigkeit des bisherigen Begriffs, sondern mit einer Zuversichtlichkeit, die wenig ihres gleichen hat. Er *verweiset* gerade zu den E. *aus dem Kreise grofser Männer, unter welche ihn nur eine blinde und befangene Herkömmlichkeit gesetzt haben soll.* Es scheint ihm ganz an der Zeit zu seyn, Männer, wie E., *so tief aufzugreifen, als möglich, und so ungescheut und stark hinzustellen. Was ist es denn nun mehr, wenn ein Götze weniger wird?* Nach einer solchen Ankündigung mufs man doch gewifs einen Schriftsteller erwarten, der weit tiefer in den Geist und die Gaben, in die Schriften, Verdienste, Fehler und Schwächen des E. eingedrungen ist, als die scharfsichtigsten Köpfe, die auf diesen gefolgt sind. Diese Erwartung fällt aber gewaltig, wenn man liest, dafs der Vf. zwar *Gaudius* und *Burigny's* Lebensbeschreibungen des E. kenne; *sich* aber doch *vorzüglich an die* reichhaltige und fleifsige, mit dem besten Willen von *Hess* zu Zürich, 1790 in 2 Octavbänden *gelieferte, gehalten habe.* Davon, dafs der Vf. die Schriften des E. und ihn selbst darin genau studirt hätte — worauf doch hier so ungemein viel ankam — kein Wort, und die ganze Schrift beweist das Gegentheil.

Nach einem Gemeinplatz also, wie folget: „Es liegt in den Bedingungen jedes wahrhaft grofsen Ereignisses, welches das Fortschreiten des menschlichen Geistes befördert, dafs nicht nur das, was ihm von aufsen her entgegen steht, kräftig und gewaltsam zurückgetrieben; sondern auch der Kreis selbst, worin es sich bewegt, immer bestimmter abgerundet, und auch innerhalb desselben alles ausgeschieden werde, was ihn verunreinigen, und seine feste Abgeschlossenheit hindern konnte." und nach einer Anwendung desselben auf die Reformation und *Erasmus*, der sogleich — also viel zu früh, — ohne alle historische Data — tief unter *Luthern*, beschämt und feig, heruntergesetzt wird, findet man einen Auszug aus der gedachten *Hessischen* Biographie, der die merkwürdigern Auftritte und Vorfälle seines Lebens, seine Reisen, und besonders seine vielen Streitigkeiten erzählt; seine weit wichtigern Schriften aber gleichsam nur im Vorbeygehen berührt, und sie entweder mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Verachtung abfertigt; eine Gesinnung, die überhaupt mit einer fast beständigen Herabwürdigung seiner Gaben, seines Charakters und seiner Arbeiten verbunden ist. So schreibt der Vf. S. 23. Der Hauptinhalt von *Erasmi Handbuche eines christlichen Soldaten*, laufe auf *eine schale Vergleichung des Christen mit dem Soldaten* hinaus; es sey *ein rednerisches Spielwerk.* Gleichwohl sagt E. selbst, er habe darin den Irthum der meisten Christen widerlegen wollen, dafs die Religion in der Beobachtung eines äufserlichen Ceremoniels bestehe, und in der That erklärt er sich schon damals (im J. 1501.) lebhaft wider die Anrufung der Heiligen. Nach S. 24 *konnte der Zustand der Religionswissenschaft nichts in ihm anregen und ansprechen, als seine Galle und seinen Witz.* Auf *Reuchlin* soll er *eine gemeine, schale, schwülstige Vergötterung* geschrieben haben. (S. 49.) In seiner Ausgabe des N. Test. waren *Text, Uebersetzung und Anmerkungen für die Nachfrage* da. (S. 51.) *Sein Spott und seine Laune* scheinen mehr *eine Uebereilung seiner Natur, als ein mit Freyheit und Liebe bis zur Kunst gesteigerter Trieb*, mehr *ein vorlauter Kitzel*, als ein üppiger Ergufs einer ausgebildeten Kraft zu seyn. *Die Religionswissenschaft war ihm nur ein Tummelplatz*, auf welchem er Gelegenheit hatte, seine Belesenheit in verschiedenen abspringenden Richtungen zu zeigen, und eine Streitfrage von mehrern Seiten anzufassen, ohne darum immer in die Mitte kräftig einzudringen. (S. 61. 62.) Seine Streitschrift wider *Luthern vom freyen Willen* war *eine rohe Schrift*; aber Lu-

Luther wollte die Theologie nicht als eine ſpitzfindige Wiſſenſchaft *menſchlich betreiben wiſſen;* ſondern als eine Angelegenheit des Gewiſſens und Glaubens. Endlich *ſammelt ſich der Vf.* noch einmal. (S. 163) für *das Bild des Erasmus. Ueppige Beweglichkeit* ſoll der Grundzug ſeyn, aus dem ſich alle Erſcheinungen in ihm erklären laſſen. „*Er warf ſich mit ſchöner Uebereilung in ein weiteres und fröhlicheres Gebiet*, als das damalige wiſſenſchaftliche war, ein Gebiet, welches auch die kleinſte Bemühung, es urbar zu machen, reicher und köſtlicher lohnte. Aber ſeine Kraft war noch zu weich, als daſs ſie herrſchend in dieſem Gebiete ſich hätte halten können; dieſs und die Umſtände machten, *daſs er ſelbſt darin verloren gieng.* Denn kaum hatte er das damals ſchon nicht unwichtige Verdienſt, *die Oberfläche berührt* zu haben, als ein zu frühes Lob ſeinen Ehrgeiz rege machte, und *ſeine Armuth ihn zwang, ſein* anerkanntes *Talent*, *ſich leichter in einer fremden Sprache zu bewegen*, zu gebrauchen. Stoff genug bot ihm die Zeit dar, an dem er es verſuchen konnte, und *je loſer und minder ernſt er es gebrauchte, deſto gefälliger lieh man ihm das Ohr.* Aus dem Leben, wie aus der einzig geltenden Wiſſenſchaft, der Theologie, *griff er irgend etwas auf, um welches er ſchwebte, und an welchem er mancherley ausfindig machte.* So gewann er *eine Vielſeitigkeit*, *die* viele Menſchen zu ihm lockte, und ihm ſofern *ſein bürgerliches Daſeyn ſicherte;* aber ihm ſelbſt war ſie nachtheilig. Denn ſie machte ihm ein tiefes, inniges, einziges Intereſſe für irgend ein laut gewordenes Bedürfniſs oder Streben des Gemüths unmöglich; machte es ihm unmöglich, von der Mitte aus ſich kräftig, nach allen Seiten hin zu verbreiten. *In den vielfachſten Richtungen immer abſpringend, floſs ſeine Kraft dahin;* brach ſich früher in etwas freyerer Ueppigkeit, und zerflatterte ſpäter in unfreyer Heftigkeit. *Auf dieſem* eingeſchlagenen *Wege, auf dem alles für ihn nur Etwas ward, worüber er gefällig und zierlich plaudern konnte*, erhielt ihn das verhätſchelnde Lobpreiſen ſeiner Freunde. *Er kam im eigentlichſten Verſtande nie zu ſich ſelbſt;* konnte nie in ſicherer vollendeter Abgeſchloſſenheit beruhen; und nur aus dieſer *Unzuſammenhängigkeit*, nirgends anders woher, iſt wiederum *die Unmöglichkeit* zu erklären, *irgend etwas über ſeine Denkart feſtſetzen zu können, als das, daſs ſich eben nichts darüber feſtſetzen laſst.*“

An dieſer erkünſtelten Declamation in die Luft hinein, aber völlig im neueſten Tone; an dieſer Carricatur wird niemand, der mit dem *Erasmus* einigermaſsen vertraut iſt, ihn wieder erkennen. Der Vf., der ihm, unter andern Seltſamkeiten, eine *Vielſeitigkeit* beylegt, empfindet es nicht, daſs ſein Gemälde durch eine höchſt *einſeitige* und partheyiſche Anſicht völlig miſslungen iſt. Weil *Erasmus* nicht den Geiſt *Luthers* hatte; nicht, wie dieſer, das ganze kirchliche und Religionsgebäude ſeiner Zeit zertrümmern wollte, um ein feſteres aufzubauen: ſo kann er unmöglich ein groſser Mann geweſen ſeyn! und weil er nur viele Stellen deſſelben ſanft, gelaſſen und ruheliebend, ohne ſelbſt daraus zu weichen, zu verbeſſern ſuchte: ſo war er nothwendig ein elender Schwachkopf! Merkte der Vf. denn nicht, daſs ſich durch einen ſolchen Trugſchluſs manche ehrwürdige Theilnehmer und Beförderer der Reformation, ſelbſt ein *Melanchthon*, tief erniedrigen laſſen? Davon aber, daſs *Erasmus* nach ſo vielen Jahrhunderten der erſte war, ja gewiſſermaſsen überhaupt in der chriſtlichen Kirche der allererſte, der die ächte theologiſche Methode, Anwendung der alten Literatur auf die Theologie, Kritik, gründlichere Exegeſe, freyern hiſtoriſchen, philoſophiſchen und dogmatiſchen Forſchungsgeiſt, gleiche Behandlung der Patriſtik, Anweiſung zum edlern Religionsvortrag gelehrt, und bey richtiger und ſcharfer Beurtheilung, auch feinem Geſchmacke und Witz im Ausdrucke von allem, was er lehrte, ſelbſt das Beyſpiel gegeben, daſs er viele Gattungen des Aberglaubens und religiöſer Vorurtheile glüklich beſtritten; den Reformatoren ihren Weg ungemein gebahnt; ſelbſt ohne und wider ſeine Abſicht die Reformation ſehr befördert; *auf die gebildeteſten* Claſſen und angeſehenſten Stände unter *mehrern* europäiſchen Nationen zum Beſten der Wiſſenſchaften mächtig gewirkt hat, — doch wohl vermuthlich Eigenſchaften und Verdienſte eines groſsen Mannes? — Von allem dieſem weiſs entweder der Vf. nichts, oder affectirt es nicht zu wiſſen, und beſchreibt gleichwohl das Leben des *Erasmus!* Endlich begreifen wir auch nicht, wie dieſes nach dem Titel, ein *Leſebuch für den Bürger* abgeben könne. Was kann es dieſem helfen, weitläufig bewieſen zu ſehen, daſs *Erasmus* kein groſser Mann geweſen ſey, und daſs er ganz und gar keine Vergleichung mit *Luthern*, nicht einmal mit *Hutten*, aushalte, ausführliche Nachrichten von ſeinen Streitigkeiten, mit *Stunica*, *Bedda*, *Carpi*, *Lee*, u. a. m. zu leſen? Er will, wie ihm verſprochen iſt, den Reformator kennen lernen; und erfährt davon nichts. Selbſt die *pretiöſe* Schreibart hindert ihn daran, hier ein Leſebuch zu finden. Und gerade das Einzige, was ihn in dem *Leben* des E. hätte anziehen können, ſo viele anmuthige, witzige, ſatyriſche Schilderungen der Sitten, Meynungen, Miſsbräuche, Thorheiten, abergläubiſcher Ausſchweifungen, u. dgl. m. ſeiner Zeit, von welchen beſonders die *Dialogen* des groſsen Mannes überflieſsen, iſt hier durchaus nicht benutzt worden.

PARMA, in d. kön., jetzt Nat. Druck.: *Dizionario ſtoricho degli Autori ebrei e delle loro opere.* diſteſo dal Dottore G. B. *De-Roſſi*, Prof. di lingue or. 1802. Vol. I. 192 S. Vol. II. 170 S. 8.

Unter allen Zeitgenoſſen hatte wohl keiner zu einem Werk dieſer Art den Beruf, wie Hr. *De Roſſi.* Er beſitzt nicht allein eine beſondre Kenntniſs jüdiſcher Schriften, er beſitzt auch eigenthümlich eine Sammlung von jüdiſchen, gedruckten und ungedruckten, Werken, wie ſie nirgends, auch nicht in einer öffentlichen Bibliothek zu finden ſeyn wird. Das

Wolf

Wolf in der *Bibliotheca hebraica*, und andre Vorgänger nicht selten berichtigt und ergänzt worden, ist zu erwarten. Ob aber auch Vollständigkeit beabsichtet und erreicht worden sey, ist zweifelhaft. Man findet selbst aus Italien nur wenige Namen der neuern Zeit, z. B. Jacob Saraval, aus Venedig; er starb als Rabbine zu Mantua 1782, er war auch mit den Schriften christlicher Philologen gut bekannt; als Beweis seiner aufgeklärten Denkungsart wird bemerkt, dass er bey aller Anhänglichkeit an die Masora und an den masoretischen Text der Meynung war, die verschiedenen Lesarten der hebräisch-biblischen Mspte seyen nach der Uebereinstimmung mit den alten Uebersetzungen zu beurtheilen. Israel Benjamin Bassani, Rabbine zu Reggio, starb 1790. Er galt für einen der besten Dichter des Zeitalters, und war wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner Rechtschaffenheit von Juden und von Christen sehr geachtet. — Von Deutschen nicht unberühmten Juden erscheint Bloch; Maimon; sehr ausführlich Mendelssohn; auch Weisel Herz Naftali, deutsch: Hartwig Wessely. Von diesem wird aber nichts angegeben, als sein Sendschreiben *Divre Scalom veemed.* (Dieses Sendschreiben דברי שלום ואמת, ist nur das Erste von vier Bändchen Sendschreiben, מכתבים.) Marcus Herz ist nur beyläufig, im Artikel Maimon, genannt. Vergebens sucht man Andre, z. B. Jo. Abr. Euchel, Dav. Friedländer, Joel Loewe, Aaron Wolffssohn. — Freylich, selbst das Gelehrte Deutschland hat von diesen und andern jüdischen Gelehrten in Deutschland nur unvollkommne Nachrichten. Die unsers Wissens eingegangene jüdische Zeitschrift, המאסף, der Sammler, ist eine reiche Quelle literarischer Nachrichten, aber selbst De-Rossi bey allen seinem Reichthum scheint dieses Werk nicht zu kennen. Unerwartete Zugaben sind Biblia Rabbinica; Jetzira; Machazor; Masora; Midrascim; Pedach Devarai; Rabboth; Sifra; Talmud, u. dgl. Nicht vergessen sind Filone Alessandrino, Flavio Giuseppe, Aquila, Teodozione. Unter die vorzüglichern Artikel gehören Elias Levita, sein Geburtsjahr wird auf 1472 bestimmt; Mose Maimonides, geb. 1139. Saadia Gaon; Tanchum. Dieser wird auf das Urtheil von Pocock und Schnurrer sehr gerühmt, mit Verweisung auf des Letztern *Dissertazioni filologico-critiche, massimamente in quella, che risguarda il capo XXI di Ezechiele, nella quale posta in arabo e in latino un lungo estratto relativo a questo capo.* Es war vielmehr eine andre Abhandlung anzuführen, *R. Tanchum Hierosolymitani ad libros vet. Test. commentarii arabici specimen* — Tubing. 1791. Das Hebräische ist durchaus nur mit lateinischer Schrift, aber nach italiänischer Aussprache, ausgedrückt *Even ahezer* (אבן העזר), *Sod ascem* (סוד השם), *Kaarad chesef* (קערת כסף). Eben so müssen sich auch die Namen von Personen behandeln lassen, *Illele* für *Hillel*; *Uezio* II. 146 wird wohl *Huetius* seyn. Sehr oft sagt der Vf. dem Leser: *Vedi il Catalogo ragionato de' miei Mss.* Dieser *Catalogue raisonné* ist noch nicht vorhanden, er wird aber erscheinen unter dem Titel: *Mss. codices hebraici omnium facultatum bibliothecae auctoris accurate descripti, perpetuisque scholiis historico-criticis ac commentario illustrati.* Der erste Band ist in der Presse.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hadamar, in d. neuen Gelehrten-Buchh.: *Rabbinische Mythen, Erzählungen und Lügen. Nebst zwey Balladen der christlichen Mythologie im Mittelalter.* 1802. VIII u. 136 S. 8. (12 gr.)

Eisenmengers entdecktes Judenthum hat seit einigen Jahren das Schicksal, von vielen Schriftstellern compilirt zu werden. Auch die gegenwärtige Schrift hat, wie sie in der Vorrede selbst gesteht, ihre Erzählungen grösstentheils daraus entlehnt, doch ist das, was im Eisenmenger zerstreut umher steht, hier zusammengestellt und abgekürzt worden. Daraus ist eine für das grössere Publicum vielleicht nicht uninteressante, und, wie wir glauben, auch nicht ganz nutzlose Lectüre entstanden. Dass aber der Sammler hauptsächlich ein *theologisches* Publicum vor Augen gehabt hat, ergiebt sich theils aus der Wahl der aufgenommenen Stücke, theils aus der Vorrede, worin der Vf., nach einigen Bemerkungen über die Absicht der gegenwärtigen Sammlung, Einiges über die Vorstellungen vom *Teufel* zu verschiedenen Zeiten beybringt, was aber zum Theil nicht ganz richtig ist, zum Theil einer ausführlichern Entwicklung bedürfte. S. V. heisst es, dass „die Furchtbarkeit des Teufels keinesweges eine alte Vorstellung, sondern erst in neueren Zeiten, zum Theil in den Jahrhunderten der Reformation, und vielleicht mit durch Luther, ausgebildet sey. Ferner: „In den Rabbinischen Erzählungen erscheint er (der Teufel) auch keinesweges als grässlich, im Bilde eines Menschenfressers; sondern er ist der Verführer zum Bösen, der da Gewalt hat, wo gesündiget wird, von der Gemeinschaft mit Gott aber nicht ausgeschlossen ist, sondern mit ihm freundschaftlich verkehrt; der thätig ist, wo Klugheit und List erfodert wird; und der, wie auch in den christlichen Erzählungen, fast immer mit einem komischen Zusatze erscheint. Was der Fuchs unter den Thieren ist, ist der Teufel unter den Engeln des Himmels. Wobey nur diess sonderbar, dass man von den guten Engeln fast gar nichts hört, dass man, wie in Klopstocks Messiade, nur die Teufel handeln sieht, während die Engel in glücklicher Ruhe nur zu geniessen scheinen, und in der That arme Teufel sind.“ Freylich ist es richtig, dass der Teufel in den Zeiten des Mittelalters häufig mehr als ein lustiger Geselle als ein Schreck-Gott vorgestellt wird, und dass er auch in einigen rabbinischen Erzählungen so vorkommt; allein das ist nicht immer der Fall. Das neue Testament stellt ihn als brüllenden Löwen, als die alte Schlange, als furchtbaren Drachen, Fürsten der Hölle, Vater der Nacht u. s. w. vor. An die grausenden Beschreibungen, welche die Kirchenväter von seiner Furchtbarkeit entwerfen, muss der Vf. gar

gar nicht gedacht haben. Nro. XXXIII. S. 97 ff. *Rabbinische Erzählungen von Jesus Christus.* Eine Uebersetzung des berüchtigten *Sepher. Toledoth Jeschu* aus Wagenseil's: *Tela ignea Satanae* Altdorf. 1681. 4. S. 101. hätte eine Anmerkung über den Unterschied des Namens *Jeschu* und *Jesus* (nach den Rabbinen) gemacht werden sollen, denn ein des Hebräischen unkundiger Leser wird schwerlich das dort Gesagte verstehen. S. 102 und 103 steht zweymal „von den Löwen *angebellet*" statt angebrüllt. Ueberhaupt hat der Vf. auf den Stil gar keine Sorgfalt verwendet, welches gleich in der Vorrede keinen guten Eindruck macht. S. VI. „Die talmudische Erzählung von der Gründung Roms *daher* scheint mir eine ältere zu seyn." S. VIII. „Ging nun die Bibel auch eben nicht mit ihrem Beyspiele voran; *doch* haben spätere Rabbinen" u. s. w. Eine Reihe kleiner Erzählungen. Nro. XXVI. S. 70 ff. führt die sonderbare Aufschrift: „*Der hebräische Münchhausen*"! Hin und wieder kommen auch Ausfälle auf die neuen Transcendental-Aesthetiker vor, die man so leicht hier nicht suchen dürfte. Z. B. S. 91. 92. in der Anmerkung. Und in der Vorrede heisst es S. I. „Man müsste es völlig unbegreiflich finden, wie ein ganzes Volk Jahrhunderte hindurch diess Gewirr von Witz und Aberwitz als Aushauch göttlicher Begeisterung verehren konnte, wenn nicht manches neuere Werk der neuesten philosophischen Aesthetik auf ähnliche Art unter einem Gewirr des sinnlosesten Unsinns einzelne grosse Ideen, wie verloren, verbärge, und Andere solche Werke doch als Meisterwerke des erhabensten Genius apotheosirten. Und diess geschieht in unserem hellerem Zeitalter; jenes in den luftleeren Jahrhunderten der Barbarey" —. Die auf dem Titel angekündigten: *Zwey Balladen der christlicher Mythologie im Mittelalter* S. 123—136 sind I. der Schneidermeister Fips im Paradiese. II. Der Minnesänger Salomo im Paradiese. Der Vf. versichert den Stoff aus „christlichen Fabeln des Mittelalters" genommen zu haben. Wir wünschten, dass er seine Quellen genauer angegeben hätte. Die letztere ist von keiner Bedeutung. Die erstere aber ist ziemlich munter und angenehm erzählt. Meister Fips wird, weil er oft gestohlen, vom Teufel geholt. Da dieser aber sein ganzes Augenmerk auf die zugleich mitgeholte fettere Seele eines Prälaten richtet, findet Mstr. Fips Gelegenheit, an den Pforten der Hölle zu entwischen, und sich, da Petrus eben abwesend ist, in den Himmels-Hof einzuschleichen und zu verstecken. Einst, als an einem schönen Tage der Himmels-Herr mit seinem ganzen Hofstaate spatzieren geht, schlüpft Fips, während ihrer Abwesenheit, in den Himmel, bewundert da die vielen schönen Sachen und vor allem unter dem Throne eine wunderbare Fallthüre, durch welche man alles, was auf der Erde geschieht, übersehen kann. Der neugierige Schneider sieht sogleich nach seiner Vaterstadt und Wohnung, wo er zu seinem grossen Schrecken gewahr wird, wie sich seine hochbetrübte Wittwe und der Altgesell zärtlich umarmen. Voll Zorn reisst er einen Fuss vom Throne ab, um damit das liebende Paar zu zerschmettern — aber in diesem Moment kommen die hohen Herrschaften vom Spatziergange zurück und der erschrockene Schneider retirirt sich hinter den Ofen.

> Jetzt setzt sich auch der Herr, da kracht
> Der Stuhl, und auf den Rücken
> Fiel lang der liebe Gott: da lacht
> Der Haufen bis zum Sticken.
> Doch er sprang auf: „Ihr Teufelspack,
> Wer thut mir diesen Schabernack! u. s. w.

Petrus durchsucht nun den ganzen Himmelssaal, wo denn endlich Mstr. Fips ergriffen wird, der sein Verbrechen nicht leugnen kann und reuevoll um Erbarmen fleht. Er erhält folgende Warnung:

> Hör Fips! Hätt' ich um jeden Kuss
> Und Flick, den du erschlichen,
> Geworfen mit des Stuhles Fuss,
> Du wärest längst verblichen.
> Drum sey gewarnt, o Mensch! und lern'
> Sanftmüthig seyn, verzeihe gern.

Wenn, was wir nicht bezweifeln wollen (ob wir gleich eine bestimmte Angabe gewünscht hätten), die Fabel wirklich sich aus dem Mittelalter herschreibt: so ist das ein neuer Beweis von der liberalen Denkungsart jenes Zeitalters, wo man es der *gaya sciencia* erlaubte, selbst von den herrschenden Religionsvorstellungen einen unschuldigen Gebrauch zum Scherz zu machen.

* * *

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *C. D. Küsters christlicher Soldaten-Katechismus für die Jugend*, auch für Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen Reichen. Dritte verbess. Auflage. Von Sr. Majestät dem König, zum Prämien-Buche für Soldatenkinder bestimmt. Erster Theil, in welchem die vier Grundwahrheiten der Lehre Christi vorgetragen werden. 1801. XXXII u. 79 S. 2ter Th. XXXIV u. 140 S. 8. (9 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1797. No. 376.)

Dieses Buch wird auch unter folgendem Titel verkauft:

C. D. Küsters christliche Soldaten-Belehrungen. Ein Lesebuch für die zum Militärstand bestimmte Jugend in Cadettenhäusern und Schulen. Auch Bejahrte des hohen und niedern Soldatenstandes in allen christlichen, von Katholischen, Lutherischen und Reformirten Religionsbekennern zu gebrauchen.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Montags, den 27. Junius 1803.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

London, b. Egerton u. Waring: *The english Bowman, or tracts on Archery, to which is added the second part of the Bowman's glory, by T. Roberts*, a member of the toxophilite society 1801. 42 S. Vorrede u. Inhalt und 298 S. 8. mit Titelkupfer. (3 Rthlr. 16 gr.)

Ein eignes Werk von mehr als dreyhundert Seiten, (werden viele unserer Leser beym Anblick des Titels ausrufen) über eine einzige und so einfache körperliche Uebung, wie das Schiessen mit Pfeil und Bogen! Zusammengesetztere Uebungen, wie Tanzen, Reiten, Fechten, verstatten allerdings eine Menge von Regeln, und geben Stoff zu voluminösen Büchern, worin sie in *formam artis* gebracht sind; aber Bogenschiessen — das liesse sich wohl auf ein Paar Octavseiten hinlänglich beschreiben. — Freylich ist nicht zu laugnen, dass ziemlich viel Weitschweifigkeit und kleinliches Detail in diesem, wie in den meisten Büchern über ähnliche Materien, herrscht; Rec. indessen ist ein so grosser Liebhaber von Leibesübungen, und von dem Nutzen und dem Vergnügen, welche sie gewähren, durch eigene Erfahrung so sehr überzeugt, dass dem ungeachtet auch das vorliegende Buch für ihn viel Interesse hatte.

Er kann sich bey dieser Gelegenheit nicht enthalten, den Wunsch zu äussern, dass man doch mehr und allgemeiner beherzigen möge, was in zwey, fast zu gleicher Zeit vor einigen Jahren erschienenen Schriften, in *Gutsmuths Gymnastik für die Jugend*, und in *Vieth's Encyklopädie der Leibesübungen* so eindringend empfohlen ist. In beiden ist auch das Bogenschiessen, wiewohl nur kurz, wie es der Zweck erfoderte, abgehandelt. Das erstere Werk wird von Hn. *Roberts* unrichtig *Salzmanns Gymnastik* genannt — weil der englische Uebersetzer für gut gefunden hat, den ihm bekanntern Namen mit dem weniger bekannten zu vertauschen.

Die erste Hälfte des *english Bowman* ist historisch und zerfällt in drey Theile, wovon jeder in Kapitel und Abschnitte getheilt ist. Der erste Theil enthält eine Geschichte des Bogens von der ersten Bekanntwerdung in England, bis zu der Periode, wo sein Gebrauch im Kriege durch Erfindung des Feuergewehrs abkam. Der Bogen war bekanntlich bey den alten Völkern, so wie noch jetzt bey den nicht europäisch cultivirten allgemein im Gebrauch. Seine Einführung in England ist ungewiss. Wahrscheinlich indessen lernten die Einwohner des Landes diese Waffen schon im fünften Jahrhundert durch die Sachsen kennen; obgleich weit später der Gebrauch im Kriege noch nicht allgemein gewesen zu seyn scheint, wenn es wahr ist, dass Wilhelm der Eroberer seinen Normannen den Sieg versprach, weil die Feinde keine Bogenschützen hätten. Seit dieser Zeit aber, das heisst seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts, wurde der Bogen allgemein, und die Engländer zeichneten sich vor andern Nationen in der Geschicklichkeit, ihn zu behandeln, aus. — „*It was the weapon* (sagt unser Verfasser S. 15) „*of all others most suited to their* „*genius prowess and strength, with which they had been* „*accustomed to form an acquaintance, very early in* „*life; and it may with truth be said, to have been the* „*toy of their infancy, the pride of their manhood, and* „*the boast of their old age.*" In der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Bogen durch das Feuergewehr allmählig verdrängt, obgleich viele kriegskundige Männer die Beybehaltung des ersteren neben dem letzteren wünschten und anempfohlen, und selbst über den Vorzug des einen oder des andern die Meynungen sehr getheilt waren. Einer der eifrigsten Vertheidiger des Bogens war *John Smith*, der in seinen *Discourses on Weapons*, London 1590. 4. eine Vergleichung desselben mit den Musketen anstellt, die ganz zum Nachtheil der letzteren ausfällt. *Humphry Barwick* schrieb dagegen seinen *Discours concerning the force and effect of all manual weapons of fire and the disability of the long bow or archery*. Unser Verfasser giebt von *Smiths* Werk einen Auszug S. 27—62, und stellt dann selbst zwischen den genannten Waffen eine Vergleichung an, die von Unpartheylichkeit und Sachkenntniss zeugt. *Smiths* Einwürfe gegen das Feuergewehr waren vielleicht für die damalige unvollkommene Beschaffenheit dieser neuen Waffen treffend; jetzt würde er sie wahrscheinlich selbst zurücknehmen. *Roberts* bemerkt S. 67 hauptsächlich drey Puncte, worin die Kugel vor dem Pfeile unverkennbare Vorzüge hat, Geschwindigkeit, Gewalt und Schussweite (letztere ist vom sogenannten Kernschuss zu verstehen; bey Hand-Feuergewehren kann überhaupt von Schüssen in hohen Bogen nicht leicht die Rede seyn). Die Kugel, sagt er, erreicht das Ziel in einer Entfernung von hundert Yards (eine Yard hat bekanntlich 405½ französ. Linien) in einer Viertel-Zeitsecunde; ein Pfeil auch vom stärksten Bogen losgeschnellet, braucht dazu nicht weniger als drey volle Secunden. Der Pfeil hat in einer Weite von zwey- bis dreyhundert Yards eine geringe Gewalt, die Kugel noch eine sehr beträchtliche. Der *gezielte* Schuss mit der Kugel verstattet eine Weite

von ungefähr hundert und zwanzig Yards, mit dem Pfeil nur funfzig. Will der Bogenschütze über diese Weite hinaus etwas treffen: so hängt es nicht mehr vom Zielen, sondern von Schätzung ab. Hingegen, sagt der Vf., wie uns dünkt, ganz richtig, hat auch der Bogen wiederum einige Vorzüge vor der Muskete. Jener verstattet geschwinder auf einander folgende Schüsse als diese. Es wird dabey folgende Erfahrung angeführt. „*An archer of this day has been known to shoot twelve arrows at forty six yards distance into the circumference of two feet within the space of one minute. An expert musketeer, cannot (we may presume) discharge above half as many bullets in that time with any certainty of effect. The best Prussian musketeers (whose pieces prime themselves) are said to discharge six bullets in a minute; but such rapidity of discharge is too fatiguing to be continued.*" — Der Pfeil, auch ohne Gift, macht eine gefährlichere Wunde als eine Kugel. Letztere kann bekanntlich, selbst ohne sonderliche Unbequemlichkeit, im Fleische stecken bleiben. Es würde hier der unrechte Ort seyn, die Vorzüge der Pfeil- und Kugelwaffen aus einander zu setzen; wir bemerken nur noch, was der Vf. nicht anführt, dass Bogen und Pfeil wohlfeil zu haben, leicht von Jedem selbst zu machen und auszubessern sind, weder Blitz noch Knall geben, ein geringes Gewicht haben, folglich weniger ermüden, und dass ihre Behandlung leicht zu erlernen ist. Rec. ist von den Vorzügen des Bogens nicht so sehr eingenommen, dass er die jetzigen Waffen dagegen herabsetzen will: aber doch scheint es ihm, dass man wohl einmal im Kriege wieder einen Versuch mit einigen Compagnien guter Bogenschützen machen könnte, und wenn er sich recht erinnert, so haben Männer von Metier dasselbe schon in Vorschlag gebracht. Auf jeden Fall aber verdient der Bogen wenigstens als ein Mittel zu einer anständigen und angenehmen Unterhaltung wieder in Aufnahme zu kommen. Rec. war sonst als Knabe ein ziemlicher Bogenschütze, und erinnert sich mit Vergnügen seiner Bogen von Fassreifen, seiner Pfeile von Rohr, und seiner Wurfspiesse. — Warum schämen wir Männer uns der Spiele der Jugend? Bedürfen wir diese Erholungen und Erheiterungen weniger? Warum vertauschen wir nicht die fatalen Zeit und Geld und Gesundheit verzehrenden Kartenblätter mit den unschuldigen, stärkenden, ermunternden körperlichen Spielen, bey denen unsere Knaben und Jünglinge so froh und gesund werden, wenn wir nicht etwa auch diese schon abhalten, um sie frühzeitig zu sitzenden Maschinen zu machen. — In England hat sich das Bogenschiessen als Vergnügen noch immer erhalten. Unser Vf. handelt davon im zweyten Theil seines Werks. Einzelne wenige Gesellschaften von Bogenschützen bestanden noch von alten Zeiten her, vornehmlich zwey in Lancashire und Cheshire. Aber nur erst vor zwanzig Jahren wurde es wieder allgemein beliebt. Im Jahr 1776 kam ein Hr. *Waring* auf den Einfall, seine durch vieles Sitzen zerrüttete Gesundheit durch diese Uebung wieder herzustellen, was ihm auch vollkommen gelang. Sir *Ashton Lever*, bey welchem jener sich in *Leicesterhouse* aufhielt, fand auch Geschmack daran; es gesellte sich bald eine Anzahl von Freunden zu ihm, und sie bildeten im Jahr 1780 eine Gesellschaft unter dem Namen der *Toxophilite Society*, wovon (wie das in Kupfer gestochene Dedicationsblatt dieses Buchs zeigt) der Prinz von Wales Patron, und der Herzog von Bedford Präsident ist. Es entstanden nun bald mehrere solche Bogenschützen-Gesellschaften, und selbst das schöne Geschlecht nahm Theil daran. — Im dritten Theil erzählt unser Vf. verschiedene Anekdoten von starken und geübten Bogenschützen älterer und neuerer Zeit — oder um uns seiner für ein deutsches Ohr etwas widrigen englischen Wortfügung zu bedienen: *an enquiry and investigation into such extraordinary feats, as are said to have been achieved with the english long bow etc.* vorzüglich von einem berühmt gewordenen, in einiger Hinsicht edlen Räuber, *Robin Hood*, der am Ende des zwölften Jahrhunderts lebte, und mit seinen hundert starken Bogenschützen ein Schrecken der Reichen und ein Beschützer der Weiber und Armen war. Er soll einen Pfeil bis auf eine Weite von 1760 Yards haben schiessen können. Es werden bey dieser Gelegenheit noch einige Beyspiele von asiatischen Bogenschützen angeführt, womit man die in der *Encyklopädie der Leibesübungen* I. S. 424 und an andern Stellen vergleichen kann.

Wir haben uns bey dem historischen Theile des Werks etwas verweilet, theils weil dieser auch für solche Leser interessant seyn kann, welche die Uebung selbst nicht kennen und schätzen, indem wirklich historische Gelehrsamkeit darin angebracht ist, theils weil wir die letzte Hälfte des Buchs oder dessen vierten Theil kürzer anzeigen können, indem dieser eine lange Reihe von Regeln und Beschreibungen enthält, und keines Auszugs fähig ist. Es ist eine Umarbeitung eines vor drittehalb hundert Jahren herausgekommenen Buchs, unter dem Titel: *Toxophilus or the Schole of Partitions* by *Roger Ascham*, London 1544. 4. Es wird darin gehandelt: von den Instrumenten zum Bogenschiessen überhaupt; von dem Armschilde (am linken Arm); von dem Handschuh (an der rechten Hand); von der Schnur oder Sehne; von dem Bogen selbst, dem besten Holze dazu, Regeln bey der Wahl des Bogens, Probe desselben, dem Handgriffe, den Enden, der besten Länge; von den Pfeilen, deren Materie, Form, Länge, Gewicht, Gefieder, u. s. w. Sodann von den Regeln der Behandlung selbst, überhaupt, und besonders vom Anspannen, von der Positur, vom Halten, Anziehen der Sehne, Losschnellen, von der Elevation, vom Schiessen nach einem Ziele, u. s. w.; von Erhaltung und Aufbewahrung des Bogens .... alles in eigenen Abschnitten, sehr lang ausgesponnen, — für einen, der nicht ganz besonderer Liebhaber ist, und selbst Bogen und Pfeil zur Hand hat, ermüdend. Zuletzt werden noch die verschiedenen Arten zu schiessen aufgezählt, je nachdem man die grösstmögliche Weite oder Höhe, oder das möglichst genaue Treffen eines

Ziels zur Absicht hat. Wenn die Uebung bey uns so beliebt wäre, wie sie in England jetzt zu werden scheint: so verdiente das Buch ins Deutsche übersetzt zu werden, aber es liesse sich um die Hälfte abkürzen. Schliesslich merken wir noch an, dass das Titelkupfer eine sehr richtig gezeichnete und gut gestochene Figur eines Schützen vorstellt, in dem Moment, wo er den Pfeil fliegen lassen will.

Leipzig, b. Rein: *Der Evangelische Kirchen-Rathgeber*, mit Vorbereitung zur Zukunft und Kirchenanzeigen. Herausgegeben von *Arepsarep Aredisda. Erstes Bändchen.* Vorbereitung aufs Lutherische Jubelfest 1817. 1803. 9 Bog. *Zweytes Bändchen.* Vertheidigung meines Herrn und seiner Apostel gegen neuere Verunglimpfungen. 10 B. 8. (16 gr.)

Ob Hr. *Arepsarep Aredisda*, wie er auch heissen mag, allein, oder ob mehrere mit ihm, wie er versichert, sich zu Evangelischen Rathgebern in dieser Schrift aufgeworfen haben; daran ist eben so gar viel nicht gelegen. Genug, es herrscht in derselben vom Anfange bis zum Ende einerley Ton: gutgemeynter, hitziger Eifer für biblische Religion, und ächt Evangelisch lutherischer Lehrbegriff; aber ein sehr geringes Maass von Beurtheilung; seltsame Entwürfe, abentheuerliche Einfälle, apokalyptische Gesichter in die Zukunft, u. dgl. m. kurz das Resultat von allem diesem: *Non tali auxilio, nec defensoribus istis Tempus eget.* Man kann zwar Mitleiden mit dem oder den Verfassern haben, deren bedrängte Umstände nach S. 30 ein solches Erwerbungsmittel zu ergreifen genöthigt seyn mochten; aber darum ist es kein *Morden ihrer Ehre*, wie es S. 32 genannt wird, wenn man ihnen frey heraus sagt, dass solche Hülfserbietungen, wie die ihrigen sind, bey der jetzigen Lage der Kirche, Religion und Theologie, von keiner Wirkung seyn können; wenn sie gleich in einer gewissen Classe Leser finden dürften, die wir ihnen gerne gönnen. Sie versprechen hier *Nachricht*, *Anzeige und Rath* 1) in *Evangelischen Religions- und Kirchensachen;* 2) in *Gewissenssachen;* 3) in *Besserungsangelegenheiten irrender Evangelischer Christen;* 4) in *Aufweckungsangelegenheiten schlafender Geistlichen;* 5) in *Wiederaufrichtungsangelegenheiten trostloser*, bekümmerter Zweifelnder, *um des Bekenntnisses J. Christi* und des Worts Gottes Willen hintangesetzter, *gelästerter* etc. *Menschen;* 6) in *Ehe- und Erziehungsangelegenheiten*; 7) in *allen* solchen *Sachen* und Umständen, *die mit dem Protestantismus in Verbindung stehen;* 8) in allerley *theologischen Anfragen*, *Antworten und Streitigkeiten;* 9) in *Empfehlung wahrer Evangelischer Schriften;* 10) in *Wiederbesetzungsangelegenheiten vacanter Evangelischer Aemter* und Schulstellen. Selbst diejenigen, welche gern *Licht über die Zukunft* zu erhalten wünschen, sollen dasselbe aus den prophetischen Schriften der Bibel empfangen, und sie sollen auf die Zukunft vorbereitet werden. Nun einige Beyspiele! *Eine höchstwichtige Botschaft und Rapport an alle Evangelisch lutherische Christen.* (S. 35 fg.) Sie besteht darin, dass, nachdem in den Jahren 1784 und 1785 von einem *Schriftgelehrten* (vermuthlich von dem Vf. selbst) ein öffentlicher *Versuch*, *der von Gott war*, gemacht worden war, ob sich wohl die katholische und reformirte Kirche geneigt finden lassen wollte, sich mit der evangelisch lutherischen zu vereinigen; er aber darüber allgemein geschmäht, verfolgt, ins Elend verjagt, und genöthigt worden war, in seinem Exil weit über der See mehrere Jahre kummervoll zuzubringen, nunmehr folgender Rapport abgestattet werden kann, dass es unmöglich sey, die R. katholische Kirche zum reinen Evangelischen Bekenntnisse zu bringen, und zu bewegen; vielmehr, dass *die beiden Thiere* eine andere gewaltsame Vereinigung nach ihrem Plane im Werke haben, welchen Plan sie nie aufgeben; desshalb sie den westphälischen Frieden zum Theil schon „im Wegfall“ gebracht haben, und der ausgeführt werden soll, sobald *die scheckigten und rothen Rosse sich mit einander verbunden haben, und erstere gegen Mittag gezogen sind.* Man sagt, das werden sie ohngefähr um das Jahr 1848 thun; vorher aber erst das Heer der Spötter in Sold nehmen, um die Evangelische Kirche zu peinigen, damit sie desto eher abfalle, u. s. w. *Vortreffliche Schilderung der Lutherischen Kirche und ihrer Schicksale in der heil. Schrift*, S. 39 fg. Sie ist Offenb. XII, 1 in den Worten enthalten: „Ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füssen, und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen.“ Denn die Sonne ist Christus: und dass sie mit demselben noch angethan sey, davon zeugt das neue Dresdner Gesangbuch fast auf allen Seiten mit erhabnen Lobgesängen. Der Mond unter ihren Füssen aber ist das Reich der Finsterniss, welches sie nun bald 300 Jahre lang unter ihre Füsse getreten hat. *Von ihr fällt der dritte Theil ab*, und wird wieder unter päpstliche Gewalt und Oberherrschaft gebracht. Dieser dritte Theil nennt sich: *Aufgeklärte. Erster Vorbereitungsvortrag zur dritten hundertjährigen Jubelfeyer der Evang. Luther. Kirche im Jahr* 1817. Eine Prüfung für die Evang. Luther. Gemeinen, ob sie es noch wahrhaftig, oder nur zum Scheine sind. *Eingegangene Bitten um die Fürbitten der Gläubigen;* z. B. für den Rector einer Evang. Luther. Schule, der sich feindseeliger und lästernder Ausdrücke wider den Evang. Luther. Glauben bedient hat. *Anfragen*: Wo wird das Verbot Pauli, 1 Cor. X. 7, am Sonntage nicht zu spielen und zu tanzen, in der Evang. Kirche beobachtet? und sollte nicht darüber gehalten werden? *Eine höchst wichtige Anfrage.* Hr. *Areps. Ared.* wird Peter Petersens Laienbibel mit vortheilhaften Veränderungen neu herausgegeben. Das *zweyte Bändchen* besteht beynahe ganz aus einem *Religionsgeschrey über einige aus den Kön. Preuss. Staaten und aus Jena ausgegangenen harten Angriffen unsers Herrn und seiner Apostel. im Jahr* 1802, besonders über des Hn. Pfarrers *Pöschel* zu Bubenhaim im Anspachischen, in Hn. Prof. *Augusti* theologischen Monatsschrift befindliche Bemerkungen zur Begründung einer reinen Ansicht der Wunderer-

zahlun-

zählungen, und der sogenannten positiven Lehren des Neuen Testaments.

Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Recueil ou Choix instructif et amusant, extrait des meilleurs auteurs françois*, par *C. A. Gosslar*, maître à l'école royale de Frédéric. 1802. 268 S. 8. (16 gr.)

Diese kleine Sammlung enthält eine lehrreiche und angenehme Auswahl französischer Lesestücke, und zwar aus bekannten guten Schriftstellern; nämlich *Histoire de M. de la Palinière*, von *Mde. de Genlis*; *La bonne Mère*, von *Marmontel*, *la mauvaise Mère*, von eben demselben; *Le père de famille*, von *Diderot*, und zuletzt Satyren von *Boileau*. Der gute Druck, die Correctheit desselben, und der wohlfeile Preis werden diese Sammlung zugleich empfehlen.

* * *

Leipzig, in d. v. Kleefeldschen Buchh.: *Kabalen des Schicksals*. 5tes Bändch. 1803. 191 S. 8. (16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 349.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Frankfurt a. M.*, b. Eßlinger: *Neuer Plan der allgemeinen Revolution in der bisherigen Forstokonomie-Verwaltung*, oder letztes Mittel, die misslichen Wald- und Wildnutzungen besser zu sichern, die Holzcultur auf ihre höchste Stufe zu bringen, und den grosen Forst- und Jagdherrn gleich ansehnliche Summen Geldes in die Hände zu liefern. Von *Johann Jacob Trunk*, resignirten V. O. Oberforstmeister, nachher K. K. wirkl. Hofkammerrath und Professor der politisch-ökonomischen Wissenschaften, insbesondere der Land- und Forstwissenschaft. 1802. 96 S. gr. 8. (6 gr.) Der Vorrede zufolge hatte der Vf. seiner Schrift eigentlich folgenden den Inhalt besser und kräftiger ausdrückenden Titel: „Die schon längstens, besonders höchst nöthige, jedoch ohne einigen Ruin der unentbehrlichen Waldungen und unschuldigen Menschen, leicht ausführbare *Revolution in der Forstokonomie*, d. i. das einzige wahre Mittel, die misslichen Wald- und Wildnutzungen gegen die gewöhnlichen Beträg- und Diebereyen, ohne den bisherigen grosen Aufwand, und ohne die häufigen Plackereyen der Forst-Frevel- und Ruggerichte ihren grosen Eigenthümern besser zu sichern. Nach theoretischen Grundsätzen durchgedacht, und aus der Erfahrung von Jahrhunderten bewiesen, von einem alten Rechts- und Forstverständigen Oekonomen." gegeben, welchen der Verleger aber für zu schulmäsig und weitläuftig erklärte, daher er ihn, wie oben, abändern musste. Der Revolutionsplan des Vfs. besteht nun eigentlich darin, *dass man aus dem Staats- Herrschafts- und Gemeinde-Eigenthum der Wälder und der wilden Thiere entweder ein völlig unabhängiges oder ein bloss nutzbares Eigenthum und zwar nur in lauter kleinen, von einer Familie oder Handlungsgesellschaft wohl übersehbaren Stucken von Wald- und Wildrevieren machen soll.* Durch diese Veränderung der Eigenthümer würden den Herrschaften die grosen Besoldungen der Förster und Jäger gespart, die oft mehr als die Einkünfte von Wald und Wild ausmachten, die Privat-Gutsbesitzer aufgemuntert, sich mehr Forstkenntnisse zu erwerben, sich darin zu üben, und ihre Forstcultur auf die höchste Stufe zu bringen, folglich mehr Holz gezogen und dem Holzmangel abgeholfen, dann grosse Geldsummen, nämlich gleich anfänglich beym Verkaufe der Waldungen und Jagden der Kaufschilling, bey jedem Besitzänderungsfalle ansehnliche Laudemial- oder Handlehngelder, und jährlich von jedem Holzschlage das zum Verbrennen, Bauen, Verarbeiten und sonst nöthige Holz und Holzgeld oder andere Waldproducte ohne besondere Mühe und Ausgaben, gewonnen werden u. s. w. Die Veranlassung zu diesem Plane haben eigentlich dem Vf. die Unterforstbedienten gegeben, von denen er ein sehr grassliches Bild entwirft. Er sagt auch S. 21 ausdrücklich, dass er den Forstverwaltern und Förstern hiermit den Krieg ankündige und sie zu stürzen suche, denn sie wären nicht werth, beybehalten zu werden. Diess führt er dann sehr weitläuftig und bitter aus, und versichert, dass er bey den vielen von ihm bekleideten Amtsstellen die niederträchtigsten Handlungen von den verfossenen, geilen und bestochenen Forstbedienten hätte begehen *sehen*. Er könnte Jäger nennen, die ihm selbst seine eigenen *Bestallungsjagden* bestohlen und andern, sogar geistlichen Seelsorgern damit Präsente gemacht, andere, welche vom herrschaftlichen Wildprete ihre ganze Haushaltung gefüttert, genährt und unterhalten; Förster, die um ein Stück Geldes oder Glas Wein allen Waldfrevlern durch die Finger gesehen, und wenn sie dieses, oder was sie sonst von den Bauern foderten, nicht erhielten, auch die unschädlichsten, unschuldigsten Handlungen als Waldfrevel auf ihre Försterpflichten, zur Rüge gebracht, und andere, die von herrschaftlichen und Gemeindewaldungen sich ganze Häuser aufgebaut hätten. Ehrliche und redliche Leute, die ohne Arglist und Betrug oder heimtückischen Eigennutz wären, gabe es nur wenige unter denselben, ein redlicher Mann wäre eine seltene Ausnahme von der gemeinen Regel oder dem grosen Haufen der Schurken von Förstern und Jägern. Also weg mit diesen! ohne alle Schonung fort mit ihnen! u. s. w.

Wo die Wälder von solchen Forstmännern verwaltet werden, da mag es freylich schlecht um sie stehen, und man kann es dem Vf. nicht verdenken, wenn er sie als Privateigenthum vertheilt und behandelt *wissen will*, so wie er den Plan dazu auch mit vielem Scharfsinn und *Genauigkeit* ausgeführt hat. Allein ob nicht eine Revolution, *nicht in* den Waldungen selbst, sondern unter den Forstbedienten, wo solche schlechte Subjecte ausgestossen, und überhaupt die Aufsicht über die herrschaftliche Waldung sorgfältiger und übersichtlicher geführt würde, zweckmässiger und besser wäre, das wäre noch zu untersuchen. Rec. lebt in einer Gegend, wo gerade die umgekehrten Klagen geführt werden können, so dass die herrschaftlichen Waldungen am besten, und die Privatwaldungen am schlechtesten bewirthschaftet werden. Die Ursachen davon liegen sehr nahe, da es, wie bekannt, weit schwerer hält, den gemeinen Mann den Pflichten der Forst- und Jagdordnung zu unterwerfen, als den darauf gelernten und vereideten Jäger. Da dieser Gegenstand überhaupt in den neuern Zeiten mehrmalen zur Sprache gekommen ist: so ist Rec. der Mühe überhoben, alle Gründe, die gegen des Vfs. Behauptung streiten, zu wiederholen. Er kann sich auch noch gar nicht von den Vortheilen für die herrschaftlichen Cassen überzeugen, wenn herrschaftliche Waldungen und Güter an Privateigenthümer vereinzelt werden. Wenn so etwas z. B. zu Anfang dieses Jahrhunderts geschehen wäre, wie ärmlich würde es jetzt um manche Kammer-Casse stehen? Ja er sieht auch nicht ein, wie die Förster bey einer solchen Waldvertheilung zu entbehren sind; die Erfahrung lehrt Rec., dass noch grössere Aufsicht nöthig ist.

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Dienstags, den 28. Junius 1803.

ERBAUUNGSSCRIFTEN.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Erbauungsbuch für Frauenzimmer aller Confessionen.* Von *Johann Ludwig Ewald*, Doctor der Theologie, Professor der Philosophie, Prediger an der Stephanskirche in Bremen, und der Haager Gesellschaft zu(r) Vertheidigung des Christenthums correspondirendem Mitgliede. I. Band. VIII. u. 244 S. II. Band. 255 S. 1803. 8. Mit einem schönen Kupfer von Stölzel. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Ewald* ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller, besonders im ascetischen Fache, und ein besserer, als man nach der Menge seiner Producte vermuthen sollte. Er verräth Talent und Kenntnisse, durch eine Fülle von Gedanken, die durch sich selbst und oft auch durch den Vortrag interessiren. Auch die vor uns liegende Schrift beweist das eine und das andere, und wir gestehen gern, dass sie im Ganzen ihrer Bestimmung gemäss eingerichtet ist. — Sie zerfällt in *zwey* Abtheilungen, von denen die *erste allgemeine*, die *zweyte besondere Betrachtungen und Erweckungen für das Mädchen, die Gattinn und die Mutter*, liefert. Dieser Angabe unerachtet vermisst man doch einen gewissen festen Plan, nach welchem der Vf. gearbeitet, und seine Arbeiten geordnet haben könnte. Der erste Theil enthält manches, was in jedem Erbauungsbuche eben so an seinem rechten Orte stände, als hier; z. B. die Betrachtungen: *Gott ist unser Vater, der gestirnte Himmel*, und andere, die keine nähere Beziehung auf das weibliche Geschlecht haben. Aus der *zweyten* Abtheilung könnte wiederum manche der Abhandlungen in die *erste* gestellt seyn, ohne dass man sie dort weniger passend finden würde; z. B. *der Frühling*, eine *Selbstbetrachtung; der schöne Herbsttag*, an eine kinderreiche Wittwe. Doch, das thut der Erbaulichkeit der einzelnen Stücke, aus welchen das Ganze zusammengesetzt ist, keinen Eintrag. Diese besteht für sich, und wir machen diese Bemerkung bloss, weil der Vf. selbst, durch die Ueberschrift der beiden Bücher, dazu die Veranlassung giebt.

Es sind hier mehrere auf das weibliche Geschlecht und auf die sittlichen Bedürfnisse desselben genau berechnete Themata abgehandelt, von denen wir einige, welche uns beym Durchlesen vorzüglich gefallen haben, nennen wollen. Im *ersten Theile: der weibliche Wirkungskreis; wie werden Bedürfnisse des Herzens befriedigt; weibliche Sanftmuth und Geduld; weibliche Wohlthätigkeit; über die Laune*, und besonders die drey Abhandlungen *über Freundschaft*, welche sich eben so sehr durch ihre gute Anordnung, als durch ihre richtige Diction, empfehlen. Im *zweyten Theile* zeichnen sich aus, die Betrachtung: *über Eifersucht, ein Gift für Sittlichkeit und Familienglück; Sorge für den guten Namen; an eine Freundinn, die ihren geliebten Gatten verlor*, und die *über Bildung* (der Kinder) *zur Religion.* — Die dreyzehnte Abhandlung im ersten Bande wünschten wir, um Hn. *Ewalds* willen, ganz weg; wenigstens erinnert sie, so, wie sie da steht, gar zu deutlich an den bekannten Streit des Vfs. mit dem würdigen *Stolz*, und zeigt, dass er immer noch nicht kaltes Blut genug habe, unpartheyisch daran zu denken. Sie ist überschrieben: *über Bibellesen, an die Gr. L. v. St.* Unter andern heisst es S. 83. „*Da* (in der Bibel) *ist nicht von Kaisern und Königen, von Bonaparte und Pitt, von Karl und Moreau — es ist von Gott die Rede*" u. s. w. Dann wird *Luthers* Uebersetzung dringend empfohlen, und S. 88. folgendes Urtheil gefällt: „*Sie fühlen das Naive, Kräftige, Herzliche dieser Sprache, und ich weiss, es ist Ihnen lieber, als die gedrechselten Perioden, und die verwässerte, oberflächliche Altagssprache, die nicht bloss die bilderreiche, lebende, und durch Bilder so vielseitig bedeutende Darstellung des Morgenlands in unsere kalte todte, tödtende Bücher- und Stubensprache, sondern auch den tiefen, oft in seiner ganzen Tiefe nur zu ahnenden Sinn jener Gottesmänner, in die freylich klare, aber nur wegen ihrer Flachheit so leicht zu durchsehende philosophische Religion unserer Zeit übersetzen will.*" Dann wendet er ein, von dem sel. *Lichtenberg* gefälltes, allgemeines Urtheil über Uebersetzungen auf die Lutherische an, und sagt: „*ich führe diese Authorität nicht um Ihretwillen an, sondern damit Sie dem Bedauern eines allweisen jungen Herrn, oder dem Nasenrümpfen einer vorlauten, immer für die neueste Meynung abergläubigen Dame ein Wort entgegensetzen können, wenn Sie von ihnen über Ihren Luther angetroffen werden.*" — Gleich darauf heisst es jedoch: „*für das Neue Testament weiss ich Ihnen immer noch keine treuere und verständlichere* (Uebersetzung) *vorzuschlagen, als die Zürchische, die von mehrerern Schweizer Theologen, aber in Einem, und einem guten Geiste, gemacht worden ist.*" S. 91. versichert er die Gr. St., dass er die neuern Hülfsmittel zum Verstehen der Bibel wohl kenne, aber sie darum nicht vorschlage — *weil das Neue nicht immer das Beste sey.* Nun! jeder lebe seines Glaubens, also auch Hr. *Ewald*; aber die Art, wie *er* sich hier darüber erklärt, ist uns eben so wenig erbaulich gewesen, als die Stelle S. 83. wo er sehr naiv bekennt: „*Ich sah in mehrerern Jah-*

ren nicht hinein (in die Bibel). *Und jetzt — mag ich durchaus kein anderes Buch zu meiner Erbauung lesen. Ehe ich morgens etwas in der Bibel gelesen habe, ist mirs, als ob ich mich nicht gewaschen, oder mein Frühstück nicht genommen hätte. Und nichts ist natürlicher!*" Ja wohl, natürlich genug!

Ueberhaupt müssen wir Hn. *Ewald*, bey allem Guten, was sein Buch enthält, doch noch auf einige Auswüchse aufmerksam machen. In einem Erbauungsbuche stösst man ungern auf *Spielereyen* im Ausdrucke. Es soll den Charakter der Ernsthaftigkeit an sich tragen, und eben darum fällt es z. B. sehr auf, dass die Vorrede unterzeichnet ist: „*Bremen, an einem heiteren Apriltage, wo Knospen künftiger Blüten im hellen Sonnenschein glänzten — dem Bilde der schönsten Freuden, die uns hier werden können.* 1802." S. 49. „*Liebe ist der einzige Sinn für Liebe.*" S. 23. „*Mein himmlischer Erzieher wird mich ja bewahren, dass ich mir diese* (verbotene sinnliche Vergnügen) *nicht erlaube; dass ich mich auch vor den Kosten derselben hüte*," u. dgl. m. Seinen inneren Beruf, mehr für das *weibliche* Geschlecht, als für das *männliche* zu schreiben, schildert er so: „*mich hat meine Erfahrung gelehrt, dass ich weit mehr auf das weibliche, wie auf das männliche Geschlecht wirken kann. Seys meine Achtung für die zarte Blüte des weiblichen Sinns,* (?) *für den feinen Duft der weiblichen* (?) *Jungfräulichkeit*," u. s. w. Auch muss ein Erbauungsschriftsteller bestimmt im Ausdrucke seyn, und gerade hierin fehlt unser Vf. am öftersten. So heisst es in der, an sich erbaulichen Betrachtung: *am Morgen*, von Jesu: *er gieng zu Hochzeiten und Mahlzeiten, wozu man ihn einlud, selbst zu solchen* (Hochzeiten?) *die um seinetwillen angestellt wurden.* S. 11. sagt er: *es ist alles Gottes Werk: selbst das Loos, das gezogen wird, fällt wie er es will.* Th. II. S. 4. ist ihm: *innere Keuschheit alles, die einzige Keuschheit. Der Körper kann nicht mehr Jungfrau seyn, und die Seele noch sehr jungfräulich.* — Dergleichen leicht misszuverstehende Stellen finden sich mehrere in diesem Erbauungsbuche; wir wünschten sie weg, und bey ein klein wenig mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst, wird es dem Vf. ein leichtes seyn, sie zu vermeiden. Warum schreibt er übrigens *schwehr*, und doch *fülen*, *gewält*, *woler*?

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Reden über die christliche Religion.* Von *Friedrich Köppen.* 1802. XXV. u. 228 S. gr. 8. (16 gr.)

Diese Reden sind durchdacht, wohlgeordnet und sachreich, mehr für den Verstand, als für das Herz, nicht ohne schöne Stellen und treffliche Gemälde. Doch verrathen sie mehr Kunst als Natur, und machen auf Popularität im gemeinsten Sinne des Worts keinen Anspruch. Die erste Rede über Joh. 6, 27. hat, weniges ausgenommen, unsern ganzen Beyfall. Es werden aus dem Texte folgende Hauptgedanken entwickelt: im Menschen findet sich, nebst seiner Endlichkeit, zugleich ein Streben nach Unendlichkeit — der Mensch muss (soll) suchen, sein Gefühl für das Unendliche und Unsichtbare zu beleben — die christliche Religion enthält hierzu eine Menge Auffoderungen. Die zweyte, welche die Stelle Joh. 14, 6. erklärt, scheint sich bey dem bildlichem Ausdrucke, *Weg*, zu lange aufzuhalten, und über den Weg der Ehre, der Reichthümer (?) und des Genusses, (?) bekannte Dinge zu sagen. Auch hätten wir eine Erklärung darüber gewünscht: *wie niemand zum Vater kommen könne*, als durch *Jesum.* Die dritte Rede über Phil. 1, 3—11. von der Art und Weise, wie sich die Freude und Dankbarkeit des Apostels äussert, und wie er darin für uns ein Muster der Nachahmung wird, hat uns wegen ihrer Natürlichkeit, Wärme und kunstlosen Beredtsamkeit vorzüglich gefallen. Die vierte, die der Vf. selbst zu den gelungensten zählt, über Hebr. 1, 1—14. dass Gott den Menschen seinen Willen kund gethan habe. Wie Gott seinen Willen bekannt machte — was er in demselben bekannt machte — ist besonders interessant, und voll schöner Stellen. Die fünfte über Tit. 22. 11 bis 14. von den eigenthümlichen Beweggründen, wodurch das Christenthum den Menschen zur *Beobachtung* seiner Pflichten ermuntert. Die sechste über *Hiob.* 15, 20. von den Folgen, welche aus bösen Handlungen für das menschliche Gemüth entspringen. Die siebente über Col. 2, 8. welche der Vf. gleichfalls zu den gelungensten rechnet, setzt die Hauptgedanken des Apostels in dieser Stelle auseinander: der Christ kann, nach der Meynung Pauli, zu seinem Schaden eines gewissen Eigenthums beraubet werden, insbesondere durch Meynungen. — Das Eigenthum, welches der Christ verliert, ist so wichtig, *dass er* alle Aufmerksamkeit anwenden *muss*, es zu bewahren. Diese Rede hat unsere Erwartung nicht ganz erfüllt. Die achte über Matth. 27, 50—54. von dem Tode Jesu. Die neunte von dem Glauben an die Fortdauer des Menschen (des menschlichen Geistes) nach dem Tode. In der lesenswerthen Vorrede setzt der Vf. seine Gedanken über Popularität auseinander. Ihr Begriff sey sehr relativ. Vor einem Auditorium, wie es gewöhnlich in Städten gefunden werde, könne der Prediger am ersten dadurch populär werden, wenn er nur Dinge berühre, die der Zuhörer schon wisse; ungewöhnliche Gedanken, und ungewöhnliche Ausdrücke vermeide. Da doch aber der Kanzelredner seine Zuhörer auch mit neuen Kenntnissen bereichern solle; dürfe man die Foderung der Popularität nicht so weit treiben, dass die grössere Anzahl dem ganzen Gedankengange solle folgen können. Die *Bibel* bleibe immer ein schönes Muster der *Popularität.*

LEIPZIG, b. Rein: *Beyträge zur Beförderung der Werthschätzung des Christenthums und* (der) *religiöser* (en) *Sittlichkeit.* Von *Johann Samuel Bail*, Oberconsistorialrath in Glogau. 1802. 115 S. 8. (8 gr.)

Rec. vermuthet, dass die, unter diesem Titel gelieferten sieben Predigten (das Inhaltsverzeichniss zählt nur *sechs*) die Zusätze ausmachen, mit welchen der Vf. seine älteren *Beyträge zur Beförderung d. W. d. Ch.*

Ch. etc. bey der letzten neuen Ausgabe derselben, vermehrt hat. *Sollte das seyn*, so hätte billig, in der Vorrede, oder auf dem Titel, es angezeigt werden müssen, weil sonst mancher Leser der Schriften des Vfs. zu einer doppelten Ausgabe verleitet werden könnte. — Diese Predigten tragen übrigens, wie die früheren asketischen Schriften des Hn. *Bail*, das Gepräge kalter Ruhe, und es gelingt ihm auch hier nur selten, dem Herzen nahe zu kommen und es für Religion und Sittlichkeit zu erwärmen. Diess liegt vornehmlich daran, dass er fast immer nur beym Allgemeinen stehen bleibt, nicht genug ins Specielle geht, und — wie z. B. in der dritten Predigt — ermüdende Tautologien nicht sorgfältig genug vermeidet. Dass er es verstehe, durch den Verstand auf das Herz zu wirken, zeigt er in einzelnen Stellen seiner Schrift; aber sie sind nur selten. — Gegen die Reinheit der Sprache und gegen die Popularität des Ausdrucks wäre auch manches zu erinnern. Einige Beyspiele mögen hier den Beweis führen. *Schauerliche Begebenheiten, listige Anläufe des Unglaubens, auf Gottesverehrung was halten* u. a. sind Ausdrucke, die theils nicht edel, theils nicht richtig sind. S. 79. steht ein sehr verfehltes Bild. *„Lieber sind ihnen* (den Zuhörern) *die*, (Vorträge) *in welchen ihrem sittlichen Schlummer ein sanftes Polster untergelegt wird, und die*, (welche) *die inneren Schäden entweder gar nicht, oder nur äusserst leise berühren, damit nur ja keine widrige Zuckung des Gewissens veranlasst, oder der angenehme Eindruck einer lieblichen Rede nicht im mindesten gestöhrt wird* (werde). Nur aus Achtung gegen den Vf. machen wir ihn auf diese, leicht zu vermeidende, Mängel einer sonst guten Schrift aufmerksam.

WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Religionsvorträge* gehalten in dem Betsaale der evangelisch-reformirten Christen in Wien, von *Karl Cleymann*, zweytem Prediger obgedachter Gemeine und Katecheten bey der vereinigten protestantischen Schulanstalt. *Erstes Bändchen.* 1802. VIII. u. 237 S. 8. (18 gr.)

Sieben Predigten, welche Hr. *Cl.* hier über folgende Themata liefert: *Die Verpflichtung des Christen, den öffentlichen Gottes-Verehrungen beyzuwohnen* (zwey); *über den Luxus; über die Ernährung der lebendigen Geschöpfe; über Aelternpflichten und Aelternfreuden; hier ist gut seyn, und wie handelt und denkt der aufgeklärte Christ in Ansehung der Verschiedenheit religiöser Meynungen und Gebräuche.* Von allem, was er darin sagt, steht fast nichts leer oder müssig da; nur selten stösst man auf blosse Declamation, und überall ist die Tendenz des Vfs., nur erbauliche und anwendbare Sachen vorzutragen, sichtbar. Gegen die Richtigkeit der Eintheilungen liesse sich wohl manches einwenden; aber wir schränken uns hier nur auf einige Bemerkungen ein, von denen wir wünschen, dass der Vf. sie beherzigen möge. — Seine Predigten haben zwey Eigenschaften, welche sie sehr empfehlenswerth machen. Sie sind durchaus *praktisch* und *sehr populär.* Aber es ist Hr. *Cl.* nicht immer gelungen, die Klippen zu vermeiden, welche dem, der nur anwendbare Sachen, in einer allgemein verständlichen Sprache, sagen will, sehr nahe liegen. Er ist vielmehr oft, sowohl was den Inhalt, als den Ausdruck betrifft, *gemein* geworden. Die *zweyte Predigt* liefert mehrere Belege zu diesem Urtheile. Hier nur einige. Es ist vom Kirchengehen aus unrechten Bewegungsgründen die Rede; da heisst es dann S. 53. *„Aber seht da einen andern. Ich bitte euch, betrachtet ihn mit Aufmerksamkeit. Wie er räuspert, wie er gähnt, seine Hände reibt, bald mit seinen Fingern spielt, bald an seiner Kleidung schiebt und richtet — ach, wie muss ihn die Langeweile martern — hier wo es nichts zu essen und zu trinken giebt“* etc. und S. 55. *„Wie das Geläute ertönt, das die Verehrer Jesu versammelt, greift er unwillkürlich nach Stock und Hut; maschinenmässig leiten ihn seine Füsse hieher“* u. s. w. So sollte *kein* Religionslehrer, dem es um Behauptung der Würde der Kanzel zu thun ist, und gerade in einer Residenz am wenigsten sprechen. Auch kommen der unedeln Ausdrücke, welche für das ungebildeteste Auditorium unschicklich seyn würden, viele vor, und der Vf. hätte sie um so eher zu vermeiden suchen müssen, da er selbst sagt: „dass er dem grössten Theile nach *zu gebildeten Menschen* rede.“ S. 81. *Hunde* waren mitleidiger, als Menschen. So *damals — so noch!* S. 105. Beide Gatten gehen *jedes (?) seine* Wege bis das Geld *in Saus und Braus verschwendet ist.* S. 153. Höflichkeit lässt sich *eintrichtern, in ein lautes Gelächter ausbrechen* u. m. a.

Endlich hat der Vf. auch mehrere auf der Kanzel völlig unzulässigen Worte, wie *Cultus, Ideen, Philosophie, luxuriös* u. s. w. gebraucht.

ERLANGEN, b. Palm: *Christliche Religionsvorträge über die wichtigsten Gegenstände der Glaubens- und Sittenlehre*, von Dr. *Christoph Friedrich Ammon*, Königl. Grossbritannischem Consistorialrath, ordentlichem Lehrer der Theologie, erstem Universitätsprediger und Director des Königl. Predigerseminariums zu Göttingen. *Erster Theil.* 1803. Zweyte, ganz neue Ausgabe. 264 S. 8. (18 gr.)

Es ist diess nicht sowohl eine neue Auflage, als vielmehr eine neue Sammlung von Predigten; denn von den zehn Religionsvorträgen, welche dieser Band enthält, sind neun ganz neu hinzugekommen, und nur einer von denen, welche schon gedruckt waren, hat hier seinen Platz behalten. Und schon hieraus lässt sich abnehmen, dass Hr. D. *A.* nicht unter diejenigen Gelehrten gehört, die sich selbst zu leicht befriedigen; auch darf man nur die gegenwärtigen Predigten mit seinen frühern Arbeiten in diesem Fache vergleichen, um überzeugt zu werden, wie wahr das sey, was er in der Vorrede von sich sagt. Es sind daher auch nur kleine und unbedeutende Flecken, die Rec. an diesen Reden entdeckt; Flecken, die nur bey einem Vf., der Sinn für Vollendung hat, bemerkt zu werden verdienen. Hieher rechnen wir z. B. die Methode, nach wel-

welcher Hr. D. *A.* die Sätze und Untersätze in seinen Predigten zu verbinden pflegt. Er ist nämlich in seiner Anleitung zur Kanzelberedsamkeit der Meynung, dass man die verschiedenen Abtheilungen nicht mit Zahlen bezeichnen, sondern immer durch schickliche Uebergänge an einander ketten müsse; aber dass diess nicht immer auf eine leichte und natürliche Art geschehen kann, davon findet man bey ihm selbst den Beweis. Denn Wendungen, wie die folgende, „*lasst uns nicht säumen, auch noch dieses und jenes hieherzurechnen*," die in einer der vorzüglichsten Predigten dreymal hintereinander vorkommt, sind nur leere Formeln, und man läuft noch aufserdem Gefahr, sich solche so anzugewohnen, dass man selbst nicht mehr weiss, wie oft man sie gebraucht. — Doch diese Erinnerung soll den würdigen Vf. bloss überzeugen, mit welcher Aufmerksamkeit wir seine Kanzelvorträge gelesen haben; und da sie richtige und interessante Gegenstände behandeln, so finden wir es der Mühe werth, unsern Lesern den Inhalt derselben hier bekannt zu machen. 1) Ueber die hohe Untrüglichkeit christlicher Wahrheit. 2) Von der edeln Festigkeit des Charakters. 3) Von den entscheidenden Augenblicken, wo uns ein gutes Gewissen über alles theuer ist. 4) Wie unwürdig es sey, seine Leiden durch einen freywilligen Tod zu endigen. 5) Von den Aufklärungen, welche uns die Religion über die dunkle Lehre von unserm Schicksale giebt. 6) Von dem Einflusse, den der Glaube an ein Wiedersehen in die Ewigkeit auf unsere Tugend hat. 7) Dass wir die Geburt Jesu noch immer nicht würdiger feyern können, als durch die lebhafte Erinnerung an unsere göttliche Abstammung. 8) Von den Lehren der Weisheit, die uns die verjüngte Natur giebt. 9) Gottes Vatersegen in der Aernte. 10) Der Winter, ein Herold der Gottheit.

Dortmund, b. Mallinkrodt: *Predigten bey merkwürdigen Gelegenheiten.* Gehalten von *Friedrich Wilhelm Elbers*, Past. in Lüttringhausen. 1801. IV. u. 501 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese 25 Predigten, die bey verschiedenen, für die Gemeinde des Vf. mehr oder minder wichtigen, meist traurigen Veranlassungen, zum Theile vor vielen Jahren gehalten worden sind, hat Hr. *E.*, nach seiner eigenen Angabe, fast alle gerade so, wie sie gehalten worden sind, abdrucken lassen. „Meine Zeit" sagt er in der Vorrede „litt es nicht, an ihnen viel zu feilen." Das ist freylich schon gar nicht gut. Dabey versichert er, dass er bey ihrem Abdrucke bloss auf *seinen* Wirkungskreis Rücksicht genommen habe, und dass ihn, wenn er diesem durch die Herausgabe dieser Predigten (woran er nicht zweifle) nützlich werde, sonstige Urtheile gar nicht bekümmern würden. Das *ist* nun noch schlimmer. Wirklich scheint unser *Vf.* von dem was neuerer Zeit zur Verbesserung dieser *Art* Beredtsamkeit gesagt und gethan worden ist, nicht *nur* überall keine Notiz genommen zu haben, sondern wirklich auch nicht haben nehmen zu wollen; ausser etwa davon, dass man mitten in der Predigt Liederverse singen lassen kann, was, wie bekannt, neuerlich gerathen, aber nun auch schon widerrathen worden ist. Ob seine Sachen *dem* Leser, der seinen Geist, sein Herz, seinen Geschmack in unsern Zeiten ausgebildet hat, zusagen oder ihn empören; ob seine Worte abend- oder morgenländisch, deutsch oder undeutsch klingen; das scheint ihm so ziemlich einerley zu seyn. „Ich halte fest ob dem Worte" so sagt er *mehr als einmal* und recht *con amore*. Zwar steht auch in *der Vorrede*: „Dass ich oft den Gedanken eines Andern genutzt, diese (was denn? den Gedanken oder die Gedanken?) wohl, wenn es zweckmässig war, mit seinen Worten ausgedrückt habe, ohne diess in einer Note anzuführen, darüber entschuldige ich mich so wenig, dass ich vielmehr glaube, bey Casualpredigten verdiene diess eher Lob, als Tadel." Allein, weggerechnet alles, was sich denn doch wohl mit Grunde dawider einwenden liesse, *dass man* schon gedruckte Gedanken unter seinem eigenen *Namen* wörtlich wieder abdrucken lässt, will Rec. hier nur bemerken, dass er in dem ganzen Buche des Hn. E. keine einzige Stelle gefunden habe, die ihm für seine Person in den Schriften solcher Männer, die das deutsche Publicum seit zwanzig Jahren als Muster für seine Prediger anerkannt hat, schon vorgekommen *sey*; *dass in ihm* aber auch nur sehr selten, wie etwa in *der achtzehnten* Predigt, eine Luft aufgestiegen sey, zu *vermuthen*, Hr. *E.* könne wohl etwa dort aus einer der eben erwähnten Quellen, aber mit einem unsaubern Gefässe, geschöpft haben. Uebrigens will Rec. damit durchaus nicht leugnen, dass Hr. *E.* es mit seiner Gemeinde recht herzlich gut meynen könne. Nur drucken hätte er seine Predigten in unsern Zeiten nicht lassen sollen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. Ohne Druckort: *Charakterzüge des bürgerlichen Verordneten P. von St.* Mit Beylagen. 1802. 47 S. 8. (4 gr.) In einem satirischen Tone werden dem *P.* verschiedene Vergehungen vorgeworfen, besonders dass er durch Schleichwege Andere von Aemtern entfernt, und sich dieselben verschaft habe. Zum Beweise werden verschiedene Briefe desselben in den Beylagen beygebracht. Wozu alles diess durch den Druck vor das grössere Publicum gebracht ward, sieht Rec. nicht ein.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeschichte*, von *Carl Friedrich Städlin*, D. u. Prof. der Theol. zu Göttingen.

Auch unter dem besondern Titel:

Grundrisse der Tugend- und Religionslehre zu akademischen Vorlesungen für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche. *Zweyter Theil.* 1800. VIII, XII u. 1035 S. gr. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte*, von *Carl Friedr. Städlin.* 1801. VI u. 660 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Die *Dogmatik* des Hn. D. *Städlin's* leistet allen Erwartungen Genüge, zu denen der Name ihres Verfassers berechtigt. Sie gehört unter die wenigen Hauptwerke, die von allen Theologen studiert und geprüft und benutzt werden sollten. Zur Rechtfertigung dieses Urtheils wird die folgende ausführliche Anzeige hinreichen. Es steht aber mit diesem Urtheile die Erinnerung nicht in Widerspruch, dass es dem Vf. wohl möglich sey, seinem Werke eine noch grössere Vollendung zu geben. Selten ist ein solches Werk, das eine ganze Wissenschaft in einem verhältnissmässig kleinen Raum umfasst, schon bey seiner ersten Erscheinung ein ganz vollendetes. Dass auch der Vf. das seinige nicht selbst genügsam dafür gehalten wissen wolle, bezeugen die Verbesserungen, die er ihm in dem *Lehrbuche*, welches mehr als eine blosse Abkürzung desselben ist, gegeben hat. Um so weniger haben wir zu besorgen, dass er die Absicht einiger Bemerkungen hierüber verkennen, oder ihnen seine prüfende Aufmerksamkeit versagen werde.

Die *Anordnung* der *Dogmatik*, welche im *Lehrbuch* unverändert beybehalten worden, ist folgende. Die *Einleitung* giebt im 1sten *Abschn.* die *Idee einer Religionslehre* für zukünftige Lehrer in der christlichen Kirche, und mit ihr die Methode, welche in der Ausführung des Ganzen und seiner Theile beobachtet ist. Der 2te *Abschn.* rechtfertigt das *Philosophiren* über die Religion. Er erklärt die *philosophische Religionslehre* für die Lehre vom Einfluss des Glaubens an Gott auf die Gesinnung und auf die Beobachtung aller unsrer Pflichten. [Wir würden sie lieber für die Lehre vom Glauben an Gott, in seiner (des Glaubens) Beziehung auf die Gesinnung und Pflichterfüllung erklären.] Hierauf folgt die Eintheilung, nach welcher der Vf. sie vorträgt, mit genauerer Bestimmung derjenigen Gattung der philosophischen Religionslehre, zu welcher die seinige gehört. *Abschn.* 3. *Ueber die christliche Religionslehre.* Am besten wird diese mit der philosophischen so verbunden, dass man ein System der reinen Vernunftreligion aufführt, und die religiösen Belehrungen des N. T. daran knüpft, auch wohl dadurch weiter entwickelt, berichtiget und vervollkommnet. Im N. T. findet man gewisse leitende Ideen, durch welche man die allgemeinen dogmatischen Sätze bekommt, welche die Haupttheile des dogmatischen Systems ausmachen, aber nicht auf Einen Satz gegründet, oder aus ihm hergeleitet werden können. Der 4te *Abschnitt. Ueber Religion und Offenbarung überhaupt*, hebt mit der treffenden Bemerkung an, dass in allen Religionen ohne Unterschied etwas angenommen wird, was über den Menschen in irgend einer Rücksicht erhaben sey, auf sein Schicksal Einfluss habe, in Ansehung dessen er gewisse Dinge thun und unterlassen, das er mehr als alles Andere ehren, und von dem er am meisten seine Glückseligkeit erwarten müsse; dass man also in dieser Hinsicht, und in der, dass der Grund zu einer reinen moralischen Religion in der Vernunft und in dem Herzen des Menschen liegt, sagen kann, es gebe nur Eine praktische Religion, nur Eine Art, Gott würdig zu verehren, nämlich die Tugend. Die Gründe des Ursprungs der Religion werden aus dem menschlichen Geiste und den Lagen der Menschen in dieser Welt entwickelt. Unterschieden werden Religionen der Sinnlichkeit, der Phantasie, des Verstandes, der Vernunft. Zu den *sinnlichen* Religionen wird *die christliche* gezählt, bey welcher der Mensch seinen Glauben auf gewisse Thatsachen gründet, und die immer, mehr oder minder, eine Autoritätsreligion ist. Bey der reinen Vernunftreligion im subjectiven Sinne wird unterschieden die theoretische und praktische. Unterschieden wird ferner die natürliche Religion von einer geoffenbarten. Der Ursprung der Allgemeinheit des Offenbarungsglaubens wird psychologisch erklärt. Die Offenbarungen werden eingetheilt in natürliche und übernatürliche. Die Hauptdenkarten über übernatürliche Offenbarungen werden classificirt. Dargethan wird die Möglichkeit einer übernatürlichen Offenbarung, und bewiesen, dass eine solche Offenbarung Religionsgeheimnisse, d. h. solche Lehren, welche aus der Vernunft nicht können entwickelt und erwiesen werden, und auch statutarische Verordnungen oder Vorschriften in Ansehung der Gnadenmittel enthalten könne. Der 5te *Abschn. Ueber jüdische und christ-*

christliche Religion und Offenbarung, zeigt, dafs das *Judenthum* wirklich eine Religion, und zugleich eine moralisch-religiöse Anstalt enthält, aber fast gar keine Dogmatik und Theologie. Im Judenthum lagen schon die Grundlehren des Christenthums, welches die Vollendung des Judenthums ist. Das *Christenthum*, dessen Erkenntnifsquellen die Bücher des N. T., und selbst die des A. T. (deren Aechtheit und Integrität sich, so weit es zu ihrem Gebrauche als Erkenntnifsquellen nöthig ist, darthun lasset), und die Vernunft sind, enthält ebenfalls eine Religion. Der Hauptzweck Jesu und sein Hauptverdienst war, den Geist, die moralisch-religiöse Tendenz des Judenthums herauszuheben, das Mangelhafte desselben, so wie die herrschenden Vorstellungen, zu berichtigen, das Fehlende hinzuzusetzen, eine moralische Religion aufzustellen, und, sammt einer moralischen Anstalt, unter den Menschen fortzupflanzen. Zu diesem Zwecke ist alles Positive und Historische blofs als Mittel da. Jesus accommodirte sich dabey auf eine weise und wohlwollende Art, ganz gewifs negativ, zweifelhaft, ob auch positiv. Perfectibilität mufs seiner Religion zugeschrieben werden; sie sollte sich mit der fortschreitenden Entwickelung und Vervollkommnung des Menschen vervollkommnen. — Das *Judenthum* behauptet, eine übernatürliche Offenbarung zu enthalten; zugestanden kann ihm werden eine natürliche durch die Veranstaltung der Vorsehung. *Jesus* leitet sowohl den Auftrag, seine Lehre bekannt zu machen, als ihren Inhalt von Gott ab. Das Christenthum ist voll von Wundern und Geheimnissen, besonders in Absicht auf die *Person* seines Stifters. Auch die Besserung des Menschen wird als eine besondere Wirkung der göttlichen Gnade beschrieben. Wenn der göttliche Ursprung der Lehre Jesu und die Wahrheit seiner positiven Lehren dargethan werden soll: so ist der Wunderbeweis durchaus nothwendig. Aber obgleich eigentliche Wunder (zu welchen auch Weiffagungen gehören) zur Beglaubigung eines Religionslehrers und seiner Lehre möglich sind; und obgleich die Wunder Jesu, die er allerdings für Beweise der Göttlichkeit seiner Sendung und Lehre ausgab, weder blofse Erdichtungen sind, noch aus einem naturalistischen Gesichtspunkt aufzulösen und aus geheimen Künsten zu erklären sind: so kann doch überhaupt schon kein Sterblicher je mit vollkommener Gewifsheit überzeugt werden, dafs ein wahres Wunder geschehen sey. [Der Wunderthäter selbst sollte es doch wohl können; wenigstens können wir über sein Erkenntnifsvermögen in dieser Hinsicht nicht entscheiden, und die Uebrigen können doch nach einer solchen Wahrscheinlichkeit wahre Wunder *glauben*, die man in allen andern Fällen der *Gewifsheit* gleich schätzt.] Indessen verdient der Glaube denkender Christen an das Christenthum als eine übernatürliche Offenbarung die gröfste Achtung. — Dafs zur Erhaltung und Fortpflanzung des Christenthums eine *heilige Schrift* erforderlich seyn würde, glaubten weder Jesus [?] noch die Apostel; allein die Schriften des N. T. wurden wirklich ein ganz unentbehrliches Mittel dazu. Für eine von Gott eingegebene Schrift hat sich keine der heiligen Schriften der Juden und Christen erklärt; aber bald verbreitete sich der Glaube an ihre Eingebung, zumal nachdem sie einmal in Sammlungen gebracht, und dadurch von allen andern Büchern unterschieden waren. Für heilig und göttlich kann man sie allerdings erklären, da sie eine göttliche Lehre enthalten, von Männern verfafst sind, welche die Vorsehung selbst dazu erzog und bildete, und deren moralisch reiner Charakter sich in ihnen abbildet, und da sie die Grundlagen und die Mittel der Fortpflanzung der wahren Kirche auf der Erde geworden sind.

Die *Dogmatik* selbst hat 2 *Theile*. I. *Elementarlehre*. A. *Gott*. Hiebey zugleich von der *Schöpfung der Welt* und von der *Vorsehung*. Die *Engellehre*. Die *Trinitätslehre*. B. *Freyheit*. Unter dieser Rubrik wird vieles abgehandelt, was man nicht unter ihr sucht; der Vf. setzt aber scharfsinnig auseinander, in welcher Beziehung es mit der Freyheitslehre *stehe*. *Schöpfung*, *Natur und Würde des Menschen*. *Person Jesu*. *Sünde*, ihr Verhältnifs zu einer göttlichen Schöpfung und Regierung der Welt, ihre Folgen und Strafen. *Satan* und seine *Dämonen*. *Heiligung* des Menschen und *Gnadenwirkungen*. *Begnadigung* (Genugthuung). *Gnadenmittel*. *Prädestination*. C. *Unsterblichkeit*. Dabey von *Auferstehung*, *Weltgericht*, *Zustand der Seligen und Unseligen*. II. *Methodenlehre*. Von der *Kirche*, dem *kirchlichen Lehramte*, den *Kirchengebräuchen*, von den *Sacramenten* überhaupt, von der *Taufe* und dem *Abendmahl* insbesondre. [Es fällt in die Augen, dafs die Benennung *Methodenlehre* für diesen Theil nicht glücklich gewählt ist. Der Vf. erklärt sie (S. 20) sq: „Die Methodenlehre oder *Ascetik* „ist die Lehre von den Mitteln, den religiösen Glau„ben und die religiöse Tugend unter den Menschen „zu befördern, auszubreiten, fortzupflanzen, und „wirksam zu machen.“ Aber erlaubt der Sprachgebrauch, Methodenlehre und Ascetik als Synonymen zu gebrauchen? Der Vf. fühlt diese Härte selbst. S. 918 sagt er: „Sie ist eine Theorie theils davon, wie „Religion gelehrt, theils davon, wie religiöse Empfindung, Gesinnung und Tugend befördert werden „soll, religiöse Didaktik und Ascetik.“ Allein nach dem Sprachgebrauch ist die Methodenlehre *nur Didaktik*, nur Anweisung, wie die Religion gelehrt werden soll; von welcher auch der Vf. Grundzüge *giebt*. Aber auch abgesehen vom Sprachgebrauche gehört weder die Didaktik noch die Ascetik in die Dogmatik. Die Lehre von der Kirche, dem kirchlichen Lehramt und den kirchlichen Gebräuchen, und von den Sacramenten, insofern sie als wirksame *Mittel* zur Belehrung in der Religion, und zur Beförderung der Religiosität und Moralität betrachtet werden, gehören der *Moral* an; die Dogmatik hat sie blofs als *Anordnungen Christi* zu betrachten und zu behandeln.

Nach dem Bedünken des Rec. liegt an der *systematischen Anordnung* der Dogmatik so viel eben nicht, da doch durch keine eine strenge systematische Einheit

heit in diese Wissenschaft gebracht werden kann; allerdings aber kann die eine besser seyn, als die andre. Die, welche der Vf. gewählt hat, hat viele Vorzüge vor den gewöhnlichen, von welchen allen sie abgeht. Sie setzt die wesentlichen Lehren mehr in das Licht, und verbindet einige Lehren natürlicher, als es in den andern Lehrbüchern der Dogmatik geschieht. Dagegen aber trennt sie doch auch manche Lehren auf eine nicht natürliche Weise, z. B. die Schöpfung der Menschen, die Angelogie von der Dämonologie; auch möchte wohl die Lehre von der Person Jesu natürlicher unmittelbar vor der Lehre von der Begnadigung stehen. — Die *Einleitung* fällt durch ihre Ausführlichkeit auf, da ihr nicht viel vom Drittel des ganzen Werkes fehlt. Allerdings macht die gegenwärtige Lage der christlichen Religionslehre eine solche Ausführlichkeit nöthig, aber abgekürzt hätte diese Einleitung dennoch, ohne Nachtheil ihres Inhalts, werden können, wenn der Vf. den *2ten* und *3ten Abschnitt* mit den folgenden sogleich in Eins verarbeitet, und dadurch eine Menge Wiederholungen sich erspart hätte. Vielleicht gefällt es ihm, in künftigen Ausgaben eine Aenderung damit vorzunehmen.

Die treffliche Methode der Behandlung der *einzelnen Lehren* lässt sich am besten in einigen Beyspielen darstellen, da sie durchaus, nur mit zweckmäsigen Modificationen, gleichförmig ist. — In der Lehre von der *Besserung* also wird zuerst (§. 120.) der Gesichtspunkt bestimmt, in welchem diese Lehre überhaupt in der Dogmatik betrachtet wird. Hierauf folgt (§. 121.) eine philosophische Untersuchung über die Annehmbarkeit göttlicher Gnadenwirkungen (eines göttlichen Beystandes) zur Besserung. Der 122. §. trägt die Lehre von den Gnadenwirkungen unter den Hebräern vor Jesu vor, und der 123. die Lehre Jesu und der Apostel, und ihm ist die Beurtheilung dieser Lehre angehängt. Der 124. §. handelt von den Gnadenmitteln (Mitteln zur Besserung) nach der Lehre des N. T., ohne Absonderung der Aussprüche Jesu und der Apostel, und ohne weitere Auseinandersetzung und Beurtheilung derselben, weil beides nicht nöthig ist. Der 125. §. liefert dann die Geschichte der Lehre von den Gnadenwirkungen und Gnadenmitteln. — Die Lehre von der *Sündenvergebung* fängt (§. 126.) an mit dem Bedürfniss der Rechtfertigung oder einer zuversichtlichen Hoffnung der Seligkeit. Hierauf wird (§. 127) untersucht, ob eine Aufhebung der von den gebesserten Menschen verschuldeten Strafen Gottes angenommen werden könne. Im 128. §. folgt die Geschichte der Lehre von der Sündenvergebung unter den Hebräern vor Jesu, im 129. die Lehre Jesu von der Sündenvergebung in ihrer Verbindung mit seinem Tode, im 130. die Lehre des Johannes und Petrus, im 131. die Lehre Paulus, im 132. die des Briefs an die Hebräer davon. Der 133. §. enthält die neutestamentliche Lehre von dem Glauben und den guten Werken, ohne vorausgeschickte Untersuchungen, die hier nicht wohl statt finden konnen. Der 134. §. beurtheilt und entwickelt die ganze neutestamentliche Lehre von der Sündenvergebung, dem Glauben, den guten Werken, und der Rechtfertigung. Die Geschichte dieser ganzen Lehre macht (§. 135) den Beschluss. — Was von der *Prädestinationslehre* gesagt wird, ist zweckmäsig in den einzigen 136. §. zusammengedrängt, im 137. wird die Geschichte dieser Lehre erzählt.

Die *biblische Theologie* ist sehr schätzbar, und bey einigen Lehren, z. B. von der Sünde, vom Abendmahl, ganz vorzüglich. Nur ist in der *Dogmatik* (N. 1.) nicht die strengste Ordnung in der Zusammenstellung der Bibelstellen beobachtet. So kommt z. B. im 59. §. die Erklärung Paulus, dass er sich nach den Schwachen richte, S. 241 vor aus 1 Kor. 9, 19—23, S. 244. aus 2 Kor. 11, 29.; dass Christus alles, was er, (Paulus) lehre, durch ihn wirke, S. 240. aus Röm. 15, 18.; dass er Offenbarungen von Jesu erhalte, S. 244. aus 2 Kor. 12, 9.; dass Jesus durch ihn spreche, eb. das. aus 2 Kor. 12, (13, ist ein Druckfehler), 2 ff. dazwischen wird eingeschaltet, dass er nach dem Auftrag und unter der Einwirkung Gottes lehre, S. 243—246, und dass er Gebote Jesu von seinen eigenen unterscheide, S. 241; und wieder S. 244, dass er manches nicht auf Befehl des Herrn schreibe. — Was diese Zusammenstellung veranlasste, ist leicht zu erkennen, und für den Vf. ehrenvoll. Er hat die biblischen Bücher der Reihe nach durchstudirt, und die dogmatischen Lehrsätze derselben excerpirt; er giebt uns also hier die Resultate seines von Vorgängern unabhängigen dogmatischen Bibelstudiums. Indessen gehört es zu den Vorzügen des *Lehrbuchs* (Num. 2.), dass hier die biblische Theologie mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt ist. — Dass viele Theologen, so wie Rec., nicht in alle Erklarungen, in alle Bestimmungen der Begriffe mit dem Vf. einstimmen, dass manchen hier und da, was nicht zur Abhandlung gehörte, ausgehoben, und dagegen einschlagende Stellen übergangen zu seyn scheinen werden, lässt sich, zumal bey der nothwendigen Kürze, die die Gründe der Wahl und die Auslegung den Vorlesungen überlassen musste, voraussehen; und Rec. hält es für unzweckmäsig dergleichen Erinnerungen beyzubringen.

Wahrhaft vortrefflich ist die *Dogmengeschichte*. Noch hat keine unsrer dogmatischen Lehrbücher eine solche aufzuweisen. Besondern Dank verdienet die Aufmerksamkeit auf den *Johannes Damascenus* und auf die merkwürdigsten *Scholastiker*. Die Verbindung einer so ausführlichen Dogmengeschichte mit einem Lehrbuch der Dogmatik scheint uns der Vf. hinreichend gerechtfertigt zu haben. Uebrigens versteht es sich von selbst, dass auch hier der eine manches zu viel, der andre zu wenig finden kann, und dass über einzelne Meynungen, ihre Wichtigkeit, und ihren Einfluss auf den Lehrbegriff abweichende Ansichten statt finden. Wir erlauben uns also hierüber nur den Wunsch, dass der Vf. in künftigen Auflagen eine historische Nachricht von den Meynungen über manche

Eigenschaften Gottes (nicht aber über die Gerechtigkeit und Güte, von welchen das Nöthige bey den Lehren von der Begnadigung und Vergeltung nachgeholt wird, aber hauptsächlich über die Allgegenwart und Allwissenheit), und warum nicht auch über die Fundamentalartikel, und über das Bibelverbot? einschalten möge.

(Der Beschluss folgt.)

TECHNOLOGIE.

Frankfurt u. Leipzig: *Entdeckte Geheimnisse und Vortheile für Fabriken, Manufakturen und für den Hausbedarf.* Vom Bleichen der Leinwand und der baumwollenen Zeuge; vom Cattun- und Leinwanddruck; vom Walken der Tücher; von der Appretur der seidenen Zeuge, u. s. w. Ohne Jahrszahl. (1802.) 174 S. 8. (12 gr.)

Die hier mitgetheilten Anweisungen zur Verfertigung des Berlinerblaues, des Morveauischen Zinkweisses, einer blauen Farbe aus Erdkobolt u. s. f. ferner zur Benutzung des zuerst genannten Farbestoffes, der Dividivi (oder, wie diese Bohnenart eigentlich heisst, der Libidibi) des Waus, Grapps und anderer Produkte des Pflanzenreichs in der Färberey, die Vorschriften, die Seide zum Farben geschickt zu machen, baumwollene Zeuge dauerhaft und schön zu drucken, Garn auf türkische Art roth zu farben u. s. w. mögen wohl sonst Geheimnisse gewesen seyn, jetzt sind sie es nicht mehr; denn verschiedene Schriftsteller, die der Vf. theils selbst anführt, theils aber auch nicht nennt, haben sie längst aufgedeckt, und die Künstler, die dergleichen Anweisungen bedürfen, und die allgemein bekannten Werke eines *Habich, von Justi, Weber, Winterl, Höpfner, Vogler* und anderer Chemiker und Technologen besitzen, werden in dem angezeigten Schriftchen wenig neues oder besonderes antreffen. Er scheint sogar mit den Gegenständen, welche er hier behandelt, nicht viel Bekanntschaft zu haben; er schreibt S. 4. Hn. *Scherer* eine Bemerkung zu, die wohl eher gemacht worden ist, als Hr. *Scherer* sein Daseyn erhalten hat; er redet ferner S. 5, 32 ff. von der Benutzung des Berlinerblaues und der Blutlauge in der Färberey auf eine Art, dass man denken sollte, es müsste nichts leichter seyn, als mit diesen Dingen schön und dauerhaft blau zu färben, und doch sind dieselben, wie jeder Färber, der *Macquer's* und *Winterl's* Versuche wiederholt hat, weiss, nicht gut statt des Indigs zu benutzen; er spricht S. 13 von der Libidibibohne als von einem Farbematerial, das noch Niemand kennt, und doch machen die Färber schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren von dieser vegetabilischen Substanz mit Vortheile Gebrauch; er bedient sich an mehrern Orten des Ausdrucks: Gähren, wo er von dem Geräusche redet, das bey der Vermischung einer Säure mit einem luftvollen Kali statt findet; er meynt, S. 120, dass die Galläpfel ihre Eigenschaft schwarz zu färben, dem in ihnen enthaltenen Eisen zu verdanken haben, und begeht z. B. S. 14. 113. 118. 156 u. s. w. noch andere Fehler, die deutlich darthun, dass er selbst zum Compilator keinen Beruf habe.

Dessau u. Leipzig, b. Steinacker: *Vollständige und fassliche Beschreibung des Strumpfwirker-Stuhls und der darauf gefertigten Arbeiten;* ein Handbuch für Fabrikanten und Strumpfwirker, von *Johann Friedrich Lehmann.* 1803. 110 S. 8. m. 8 Kpft. (1 Rthlr.)

Die Maschine, auf welcher Strümpfe, *Handschuh,* Hosen, Mützen, kurze Westen, *Geldbörsen u. s. w.* eigentlich nicht gewirkt, sondern *gestrickt werden,* gehört unter die sinnreichsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und sie hätte deshalb schon längst die Ehre, die ihr Hr. L. in diesem Werkchen erwiesen hat, verdient. Indessen mag freylich wohl mancher Mechaniker, oder anderer Künstler, der im Begriffe gewesen ist, den sogenannten Strumpfwirkerstuhl zu beschreiben, die Schwierigkeiten, mit welchen die Ausführung eines solchen Vorsatzes verbunden ist, bald eingesehen haben, und durch dieselben von seinem Vorhaben abgeschreckt worden seyn; unser Vf. hat mehr Beharrlichkeit bewiesen; er hat diese Schwierigkeiten zu überwältigen gesucht, und die Mühe, die er sich in dieser Hinsicht gegeben hat, ist in der That nicht vergeblich gewesen. Er beschreibt die genannte, äusserst zusammengesetzte, Maschine nach allen ihren verschiedenen Theilen; und erläutert seine Angaben durch gute Abbildungen; er redet ferner von den Arbeiten, die auf diesem Stuhle unternommen werden, und von dem Verfahren des Strumpfwirkers bey denselben, und beschliesst endlich sein Werkchen mit einer kurzen Anweisung zur Verfertigung der sogenannten Patentstrümpfe. Wir zweifeln nicht, dass die Künstler und Fabrikanten, zu deren Belehrung der Vf. eigentlich diese Schrift aufgesetzt hat, sie mit Nutzen und Vergnügen lesen werden.

* * *

Berlin, b. Matzdorff: *Natur-Wunder und Länder-Merkwürdigkeiten.* Ein Beytrag zur Verdrangung unnützer und schädlicher Romane. Von *S. Ch. Wagener.* Zweyte verbess. Auflage. 1803. 1 Th. 416 S. 2 Th. 376 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) (S. d. Rec. A. L. Z. 1802. No. 322.)

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Mittwochs, den 29. Junius 1803.

GOTTESGELAHRTHEIT.

1) Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Dogmatik und Dogmengeschichte*, von *Karl Friedrich Stäudlin*, etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte*, von *Karl Fried. Stäudlin*. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wichtiger aber ist es, mit den *dogmatischen Grundsätzen* des Vfs. die Leser bekannt zu machen. Er classificirt die Hauptdenkarten über die christliche Offenbarung und über Offenbarungen überhaupt (S. 157. ff.) also: 1) „Der *Naturalist* erklärt sie für durchaus unmöglich; 2) der *reine Rationalist* gesteht zu, eine solche Offenbarung sey möglich, sey auch vielleicht wirklich gewesen, aber der Glaube an sie sey nicht nothwendig zur Religion, zur Tugend und Seligkeit; 3) der *reine Supernaturalist* behauptet dagegen, der Glaube an sie sey zur Religion, zur Tugend und Seligkeit nothwendig; *gemischt* sind aus den beiden letztern Denkarten die folgenden; 4) nothwendig sey der Glaube für die, die sie kennen, oder wenigstens denen sie selbst unmittelbar bekannt gemacht worden, oder überhaupt für Menschen zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen; 5) die reine Vernunftreligion sey die Hauptsache, der Offenbarungsglaube sey nicht gerade schlechterdings nothwendig zur Religion, aber doch für die Menschen, wie sie einmal sind, nützlich und wohlthätig, und es könne neben einem reinen Religionsglauben zugleich ein vernünftiger Offenbarungsglaube statt finden, ohne dass man jenen auf diesen baue." — Diese Eintheilung ist nicht genau. Die fünfte Classe ist offenbar keine andere, als die zweyte; kein Supernaturalist, nach dem unter Nr. 3. aufgestellten Begriffe, kann diese Denkart haben. Aber der Begriff des Supernaturalismus ist selbst unrichtig; dieser besteht nicht in dem Urtheile von der Nothwendigkeit des Glaubens zur Seligkeit, sondern in dem Glauben an die Wirklichkeit einer übernatürlichen Offenbarung. Dem Begriffe nach könnte es Supernaturalisten geben, die die Offenbarung jetzt für ganz entbehrlich, und blos für die Zeit der Bekanntmachung bestimmt, ansähen, wenn es nur möglich wäre, das noch jetzt Brauchbare und Wohlthätige in dem Eigenthümlichen der christlichen Offenbarung zu verkennen, und für veraltet zu halten. Um so gewisser kann es Supernaturalisten geben, die den Glauben nicht nur für alle diejenigen zur Seligkeit entbehrlich finden, welche die Gründe für die Göttlichkeit der Offenbarung nicht kennen, sondern auch für alle die, welche sich von ihrer entscheidenden Gültigkeit nach einer gewissenhaften Prüfung nicht überzeugen können. Die erhebliche Verschiedenheit unter den Supernaturalisten ist gar nicht angedeutet, dass einige in der christlichen Offenbarung nur solche Belehrungen finden, die schlechthin auf Autorität angenommen werden müssen, und dass dagegen andere diese Offenbarung als eine Erziehungsanstalt betrachten, welche Winke enthält, die durch den Gebrauch der Vernunft verfolgt werden müssen. Auch ist desjenigen Rationalismus nicht gedacht, der zwar eine übernatürliche Offenbarung überhaupt für möglich erklärt, der christlichen aber entscheidend das Uebernatürliche abspricht; und doch ist nur dieser Rationalismus ein *reiner*. — Der Vf. gehört zur zweyten unter seinen fünf Classen nach den Bestimmungen, die er dem Begriffe des Rationalismus gegeben hat. Ueberall spricht er mit Achtung und Verehrung von der christlichen Offenbarung, und zeigt, dass die Gründe für ihre Göttlichkeit keineswegs als gänzlich widerlegt anzusehen sind; er erklärt aber auch deutlich genug, dass er die Beweise für ihre Göttlichkeit zur Begründung eines festen Glaubens nicht entscheidend genug finde; und dass er manchen Lehren Jesu nicht beypflichten könne, ungeachtet er in ihnen keine Accommodation nach den Zeit- und Volksbegriffen erkennt. Damit kann nun immer der Glaube bestehen, dass die christliche Lehre dem ungeachtet *vielleicht* übernatürlich geoffenbart sey, und dass *vielleicht* auch diese Lehren doch wahr seyen, deren Wahrheit die Vernunft anzuerkennen nicht geneigt, deren Falschheit sie aber auch nicht zu erweisen vermögend ist.

Allein wie dieser rationalistische (skeptische) Glaube mit dem Urtheil vereinbar sey, dass manche Lehren Jesu, in denen keine Accommodation angenommen werden könne, *offenbar falsch* seyen, ist nicht wohl einzusehen. So urtheilt aber der Vf. über die Versicherung, dass den wahrhaft Bussfertigen die verschuldeten Strafen ganz erlassen werden sollen. Er behauptet (Dogm. S. 709.), dass „wer eine eigentliche Strafenaufhebung vertheidige, immer etwas von der Vollkommenheit der göttlichen Eigenschaften, oder der Strenge und Reinheit der Aussprüche der praktischen Vernunft und der moralischen Grundsätze abdinge." [Der Rec. kann in dieses Urtheil nicht einstimmen. Es gründet sich einzig auf die abstracte Idee einer göttlichen Strafgerechtigkeit, mit welcher freylich keine Erlassung vereinbar ist (Kants Tugendlehre S. 183.). Aber wenn *Gott* als gerecht gedacht wird, so kann ja diese Idee nicht in ihrer Abstraction bey-

behalten werden. Die Gerechtigkeit ist dann eine seiner Eigenschaften, die mit seinen übrigen, namentlich mit seiner Güte, vereinigt seyn, und durch diese Vereinigung eigene Modificationen bekommen muss. Ein Wesen, welches nach der Idee einer reinen Gerechtigkeit gerecht wäre, wäre kein *gutes* Wesen. Mit einem bürgerlichen Richter darf Gott auch nicht verglichen werden. Dem bürgerlichen Richter ist es aufgetragen, die Aussprüche des Gesetzes zu vollziehen, deren Vollziehung zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft nothwendig ist, und er muss dabey seine milderen Gesinnungen verläugnen; aber auch er wäre kein guter Mensch, wenn er von allen mitleidigen Gefühlen frey bliebe, wenn er nicht wünschte, ohne Verletzung seiner Pflicht den Strafbaren schonender behandeln zu können. Wer wollte aber diesen Begriff auf Gott übertragen? Wer wollte ihn durch die Idee der Strafgerechtigkeit so fesseln, dass seiner Güte nur ein fruchtloses Bedauern des Gestraften frey gelassen würde? Können wir von seinen Strafen den Zweck der Besserung absondern? Und wenn wir diesen Zweck als den Zweck der mit Güte vereinigten Gerechtigkeit betrachten: verschwindet dann nicht das Bild des bürgerlichen Richters, erblicken wir dann nicht in Gott den gerechten *Vater?* Und streitet es mit der Gerechtigkeit des Vaters, wenn er die Strafen allen den gebesserten Kindern erläst, bey denen er voraussieht, dass die Erlassung ihnen zur fernern Vervollkommnung nicht hinderlich sey? Bleibt er nicht gerecht, wenn er gegen alle seine Kinder gleich verfährt, nicht aus Vorliebe das eine vor dem andern begünstigt? Als der *Vater* der Menschen wird aber Gott im N. T. bestimmt dargestellt; und die Vernunft kann unmöglich diese Vorstellung für verwerflich erklären. Sie kann also auch der Strafenerlassung nichts entgegensetzen, als dass diese die Besserung nothwendig hindern müsse; sie müsste aber wahrhaftig sehr anmaassend seyn, wenn sie sich erkühnte, diess unbedingt zu behaupten.]

Eben so wenig würde ein rationalistischer Glaube des Vfs. begreiflich seyn, wenn er die Lehre, dass Gott durch einen *unbedingten* und *absoluten ewigen Rathschluss* dem einen Menschen die zur Besserung nöthigen Gnadenwirkungen zugestehe, dem andern verweigere, für eine wirkliche Lehre Jesu hielte. Dafür scheint er sie aber S. 825. ff. bestimmt zu erklären, wo er sagt: „Man braucht sich desswegen nicht einmal auf „einzelne Stellen, sondern bloss auf den Geist und „den Gang des Ganzen zu berufen. Gott hat immer „im A. und N. T. auserwählte Lieblinge, nicht nur „an einzelnen Menschen, sondern an ganzen Geschlechtern, Völkern und Secten“ u. s. w. Allein S. 827. ff. sagt er: „Die Schrift lehrt diesen Glauben eigentlich „nicht, sondern läst uns in dieser Sache nur im Dunkeln;“ mehrere Aeusserungen Jesu und Pauli versichern, dass Gott mit Gerechtigkeit nach dem Verdienst und der Schuld der Menschen richte. [Aber eben dadurch werden wir gewiss, dass eine solche Prädestinationslehre dem Geist der Lehre Jesu entgegen ist, und dass die anscheinenden Widersprüche nur Accommodationen im Disputiren κατ' ἄνθρωπον sind.] Es bleibt also ungewiss, was die eigentliche Meynung des Vfs. sey. Aber selbst sein philosophisches Urtheil über die absolute Prädestination ist sehr dunkel. Nach S. 823. ff. hat diese vieles für sich: selbst bey *einem* unbedingten Freyheitsvermögen des Menschen sey es doch unläugbar, dass die Entwickelung und der Gebrauch dieses Vermögens von einer Menge *äusserlicher* Umstände abhänge, welche nicht in unserer, *sondern* bloss in Gottes Gewalt stehen. Hingegen nach S. 826. ff. gebieten die Grundsätze einer reinen Moral und Religion, anzunehmen, dass Gottes Vorherwissen und Vorherbestimmen mit unserer Freyheit vollkommen vereinbar sey, „dass er keinen unverdient erwähle, und keinen unschuldig verwerfe, dass er es „keinem vernünftigen Wesen in der ganzen Dauer seiner Existenz an Kraft und Gelegenheit zu seiner Besserung und an seinem gnädigen Beystande zu diesem „Zwecke werde mangeln lassen.“ [Aber was ist dann die reine Moral und Religion, wenn ihre Grundsätze etwas anzunehmen gebieten, wovon das Gegentheil unläugbar ist? Merkwürdig ist es, dass der Vf. auf die Kantische Lösung der Schwierigkeit gar nicht Rücksicht nimmt, und sie also stillschweigend für ungenügend erklärt. In der That löset sich die Schwierigkeit nur dann, wenn man die Willensfreyheit für das Vermögen erkennt, mit voller Willkür Willensbeschlüsse nach den für stärker, oder nach den für schwächer erkannten Gründen zu fassen.] — In dem *Lehrbuche* (Nr. 2.) ist dieser §. umgearbeitet, und den Gründen für die Prädestination sind (S. 525.) Gegengründe beygegeben. Wir setzen diese *hierher*: 1) „*Es muss eine* „Vereinbarkeit unserer Freyheit mit Gottes Vorherwissen geben, sonst gäbe es keine Sittlichkeit, keine „moralische Welt, keine Religion. 2) Wir sind keine „competente Richter über Gottes Erziehungsplan, und „im andern Leben kann jeder für das noch entschädiget werden, was ihm in diesem zu seiner moralischen Bildung abgieng. 3) Der *Grund der tiefsten* „Verdorbenheit kann immer noch in der *freyen Willkür* des Menschen liegen. 4) In verschiedenen Schriftstellen liegt allerdings die Prädestinationslehre, nur „nicht die crasse, sondern als Erklärungsgrund verschiedener sonst unbegreiflicher Erscheinungen in der „moralischen Welt. 5) Im Judenthum und Christenthum liegt allerdings bis zu einem gewissen Punkte „die Lehre von einer absoluten Prädestination, nämlich in Ansehung vieler Nichtjuden und Nichtchristen. In dem letzten aber sind zugleich Keime einer „bessern Lehre enthalten, namentlich in dem, was „von Gottes Gerechtigkeit und Liebe gegen *alle* Menschen, und davon gesagt wird, dass jeder nur nach „dem ihm anvertrauten Pfunde, und dem ihm gegebenen Gesetze gerichtet werden soll. Und so giebt „das Christenthum auch hier seine Perfectibilität zu erkennen.“ Wir müssen gestehen, dass wir auch dieses Raisonnement so wenig befriedigend als durchaus richtig finden können.

Noch sind die beiden Werke, als *akademische Lehrbücher der Dogmatik*, von einer eigenen Seite zu betrachten, auf die gewöhnlich bey solchen nicht viel

viel geachtet wird, und die doch von der gröfsten Wichtigkeit ist. Die schwerste Kunst des akademischen Lehrers bey dem Vortrag der Dogmatik ist diese, zu verhüten, dafs nicht seine Zuhörer Nachbeter von ihm werden. Freylich mag es Lehrer geben, die gerade das wünschenswerth finden, die die Aussicht reizet, eine eigene Schule zu bilden; aber dem streng gewissenhaften Lehrer kann es bey der gegenwärtigen Krisis der christlichen Religionslehre darum nicht zu thun seyn. Sein Augenmerk mufs bleiben, den Zuhörern die Gründe der Hauptpartheyen deutlich und in ihrer vollen Stärke vorzutragen, damit sie in den Stand gesetzt werden, ein selbstständiges Urtheil, auch über seine eigenen Entscheidungen, zu fällen. Am sorgfältigsten mufs hierbey derjenige Lehrer seyn, der vom Supernaturalismus fern ist, und doch künftige Lehrer zu bilden hat, die unter der Versicherung ihres Supernaturalismus angestellt werden sollen. Der Geist der Zeit macht die Zuhörer immer geneigt, seinen freyeren Meynungen beyzutreten, ehe sie nur die Gründe derselben kennen. — Hr. D. *St.* hat hierin das Seinige redlich gethan; er hat den biblischen Lehrbegriff sorgfältig entwickelt, hat in den allermeisten Lehren die Vernunftmäfsigkeit desselben gerettet, und dann erst sein abweichendes Urtheil beygefügt, und bisweilen auch dieses nicht einmal bestimmt ausgesprochen. Es ist also kein Vorwurf, den wir ihm zu machen gedachten, wenn wir bemerken, dafs noch nicht *alle* Gründe für die Schriftlehre *immer* in ihrer ganzen Stärke dargelegt sind; auch zweifeln wir nicht, dafs der würdige Lehrer vieles im mündlichen Vortrage nachholen werde.

Es ist bekannt, dafs der Vf. den *Kantischen* Principien beypflichtet; auch rühmt er von ihrem Einflusse auf die Wissenschaft der christlichen Religionslehre mehr, als der Rec. unterschreiben kann. „Sie „hat ihr (sagt er S. 49.) ein neues Interesse und neuen „Schwung gegeben, und ihr Gesichtspunkte und Aus„sichten eröffnet, die für sie äusserst wohlthätig (?) wer„den können, wenn sie gehörig verstanden und ver„folgt werden." Um so mehr ist es Pflicht, zu bemerken, dafs er nicht nur nicht unter die Zeloten, sondern auch nicht unter die sklavischen Anhänger dieser Schule gehört. So ist er z. B. gegen die theoretischen Beweise für das Daseyn Gottes weit billiger, als der grofse Haufen der Kantianer. Seine Ueberzeugung, dafs Gott alle Geschöpfe [also auch die freyen] ihre Bestimmung erreichen lasse (S. 396.), und die Behauptung (S. 397. ff.): wir wissen, die Vorsehung sey ein Actus, (vgl. Kants Religionslehre S. 115. ff.) geht über das Kantische ἐπέχειν hinaus.

In dem *Lehrbuch* (Nr. 2.) ist die *Literatur* ganz weggelassen, die *Dogmengeschichte* aber ganz beybehalten. Was zur *biblischen Theologie* gehört, ist ins Kürzere zusammengezogen, und mehr nach der Ordnung der Sachen, als historisch zusammengestellt. In der Abhandlung der *Dogmen* sind erhebliche Veränderungen vorgenommen. Manche Paragraphen sind ganz umgearbeitet, andere sehr verbessert, manches ist weggelassen, manches abgekürzt, manches hinzugesetzt, hier und da etwas an der Ordnung geändert — alles, unsers Bedünkens, zweckmäfsig und glücklich, und vieles vortrefflich. So hat die Angelologie (§. 85., in Nr. 1. §. 90—92.) und die Trinitätslehre (§. 88., in Nr. 1. §. 95—100.) durch die Abkürzung sehr viel gewonnen. Kurz die Besitzer von Nr. 1. entbehren viel, wenn sie nicht auch Nr. 2. anschaffen. Da aber dieses ihnen der Billigkeit nach nicht zugemuthet werden kann: so ist zu hoffen, dafs der Vf. die Verlagshandlung disponiren werde, die erheblichsten Veränderungen besonders abdrucken zu lassen.

Nr. 1. ist durch sehr viele Druckfehler entstellt, die bey weitem nicht alle verzeichnet sind. Wir bemerken unter den übergangenen nur folgende. S. 123. Z. 2. *Religion*, l. *Reflexion*. S. 537. in der Mitte: *exsiquatio aeve*, l. *exaequatio sive*. S. 851. Z. 6. v. u. nur l. *war*. S. 866. Z. 11. Ansprüche, l. *Aussprüche*. S. 1018. Z. 8. v. u. Basel, l. *Costnitz*. — In dem Verzeichnisse der Druckfehler im 2. Th. ist selbst ein Druckfehler. Es heifst: S. 430. Nr. 3. philosophische, l. *physisch theologische*; das soll vielleicht heissen: S. 493. Z. 4. *historische*, l. physisch theologische. — In Nr. 2. sind uns weniger aufgestofsen; aber ein auffallender steht S. 625. Z. 8. v. u. Wasser, l. *Geist*, wie es in Nr. 1. S. 977. l. Z. richtig gedruckt ist. Auf den Abdruck so wichtiger Werke sollten die Verlagshandlungen mehr Sorgfalt wenden.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Berlin, b. Franke: *Giftpflanzenbuch*, oder *die schädlichsten Giftgewächse Deutschlands*, nach der Natur abgebildet und beschrieben für den Unterricht in Schulen und das gemeine Leben. 1801. 60 S. 8. Mit 14 ausgemalten Kupfertafeln. (22 gr.)

2) Breslau, b. Barth u. Hamberger: *Gemeinnütziger Unterricht über die Gifte für Kinder und Unwissende*. Von *Scholz*, Mitglied des freyen fürstlichen Stifts zu St. Vinzenz. 1801. 192 S. 8. (14 gr.)

Nr. 1. ist gut und zweckmäfsig. Die Abbildungen sind getreu und die Beschreibungen richtig und deutlich. Der Vf. hat zuletzt noch einige Regeln hinzugefügt, wie man sich nach unvorsichtigem Genufs giftiger Gewächse verhalten müsse.

Nr. 2. begreift mehr, als man nach dem Titel vermuthen sollte. Der Vf. handelt unter andern auch von Pocken, von Feuerkugeln, Sternschnuppen, etc. welche Erscheinungen er von brennbaren schädlichen (?) Dünsten ableitet. Er beschliefst seinen Unterricht mit einer Warnung vor dem unmäfsigen Genufs des Branntweins, des Biers, Weins und Caffe's (warum nicht auch des Thee's?), Getränke, deren Uebermaafs im Körper wie Gift wirke. Auf die Art konnte er freylich auch mehrere, an sich unschädliche Nahrungsmittel mit zu den Giften rechnen. Der Vortrag ist in

Fragen und Antworten eingekleidet; die Sprache des Vfs. oft fehlerhaft und undeutsch, z. B. *wofür* muss man sich in Acht nehmen? — Köche und Marktweiber *verkennen* den Wasserschierling sehr oft *mit* Körbel, Petersilge und Pastinack. Hier der Anfang der ersten Lection. Frage: Was sind Gifte? Antw. Es sind solche irdische Körper, welche sich nicht in die Natur des thierischen Körpers umschaffen, nicht von den Kräften der Verdauung bezwingen lassen, sondern die thierischen Säfte in eine andere Natur verwandeln. Es sind, zweytens, solche Körper, welche, wenn man ihrer Wirkung den freyen Lauf läfst, den meisten Menschen, schnell oder langsam, den Tod bringen.

Diess wird hoffentlich hinreichend seyn, um den Geist des Vfs. kennen zu lernen.

Prag, b. Barth: כוס־ישועות, *oder Kelch des Heils*, gefüllt aus der Quelle der Wahrheit und mit dem wärmsten Brudergefühle dargereicht den Kindern Israel's in den K. K. Staaten, besonders in Böhmen, von *P. Beer*, Lehrer an der deutschen Schule der Israeliten zu Neubidschow in Böhmen. 1802. XVI u. 299 S. 8. (nebst einem Titelkupfer 16 gr.)

Eine gutgemeynte Ansprache des für die Wohlfahrt seines Volks enthusiasmirten Vfs., der jeder gutdenkende Leser einen glücklichen Erfolg von Herzen wünschen wird. Hr. *B.* kennt genau das Eine, was seinem Volke Noth ist (ein weises Fortschreiten mit dem Geist der Zeit und Empfänglichkeit für nützliche Reformen) und er versteht die Kunst, es mit Wahrheit und Gefühl zu schildern. Die nächste Veranlassung zu dieser Schrift war ein im Jahr 1797 erschienenes K. K. Patent, die Israelitische Nation in Böhmen betreffend, welches treffliche Verordnungen über Religion, Unterricht, Gemeindeverfa[ssung], Bevölkerungsstand, Nahrungswege, Rechte und Pflichten gegen den Staat enthält. Der [Ab]sicht ist, die landesväterlichen und weisen [Absichten] des Regenten in diesen Verordnungen seinen [Glaubensgenossen] leuten recht anschaulich zu machen und sie z[ur willig]lichen Befolgung derselben aufzufordern. Ge[genwär]tig hat er sich blofs auf die beiden ersten Pu[nkte Re]ligion und *Unterricht* beschränkt, will aber [wenn] sein Versuch Beyfall findet, die übrigen in [einem] zweyten Bändchen noch abhandeln. Rec. gla[ubt ihn] dazu auffodern zu müssen. *Hr. B.* bescheid[et sich] selbst in der Vorrede, viel Neues gesagt zu [haben,] er gesteht vielmehr ein, dafs er beynahe *Alles* [was] in neuern Zeiten, besonders von jüdischen S[chrift]stellern über die genannten *Gegenstände* geschr[ieben] worden ist, sorgfältig *benutzt habe. Man kann* hierin um so mehr *mit dem Vf. zufrieden seyn*, [da] er alles gut zu seinem Zweck zu verarbeiten gew[usst] hat; so dafs man ihn keinesweges unter die Comp[ila]toren rechnen, noch viel weniger des *Plagiats* [be]schuldigen kann. Seine Vorschläge zur Verbesseru[ng] des Cultus, der religiösen Polizey und besonders [der] Erziehung können wir keiner ausführlichern Dis[cus]sion unterwerfen. Nur die Versicherung stehe h[ier,] dafs wir sie gröfstentheils zweckmäfsig und ausf[ühr]bar befunden haben. Die Schreibart ist edel und durchgängig rein. S. 257 ff. werden in der Note [die] Glaubensartikel der *Karaiten* richtig angegeben; a[ber] in dem Citate S. 259 mufs es *Augusti* statt *Augu[st]* heissen. Der vollständige Titel dieser Schrift [ist:] *Gründliche Nachrichten von den Karaiten*, von *Fr[.] Albrecht Augusti.* Erfurt 1752. 8. Das gleich folge[nde] Citat: *Wolff Biblioth. heb.* muss heissen: *Wolfi[i Bi]bliotheca hebraica.* Vol IV. p. 1069 seqq. u. p. [...] seqq.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Prag*, b. Cramer: *Entwurf eines Pflanzensystems nach Zahlen und nach Verhältnissen.* 1802. 93 S. 8. (7 gr.) Linné, sagt der Vf., zerriss die natürlichsten Verbindungen dadurch, dafs er in den meisten Fällen auf die Zahl der Staubfäden allein und unbedingt sah. Es würde nicht geschehen seyn, wenn er die Zahl derselben sowohl als anderer Blüthentheile gehörig zu berechnen gewufst hätte. Man fange mit der Blumenkrone an, und man wird zuerst bemerken, dafs die einblättrigen eigentlich aus verwachsenen Blumenblättern bestehen, also nach der Zahl der Einschnitte zu ordnen sind. Man wird ferner finden, dafs ein Staubfaden nie mit mehr als sechs Abtheilungen oder Blumenblättern verbunden ist; ein Wink, dafs man nicht über sechs gehen, und die gröfsern Zahlen auf niedrige bringen soll. Die Natur liebt die Verdoppelungen, folglich haben Zahlen die gröfste Verwandschaft mit einander, wenn der Exponent ihres Verhältnisses 2 ist, und nach dieser Verwandschaft lassen sich nun höhere Zahlen auf niedrige bringen. So mufs nun ferner die Zahl der Staubfäden auf die der Blumenblätter auch Kelchblätter zurückgeführt werden. Dieses geschieht ebenfalls durch Th[ei]lung oder Vermehrung mit dem Exponenten 2; hierauf fo[lgen] die Verwandschaften mit den Exponenten [illegible], [illegible], oder der doppelten 4. 3. 5 u. s. w.; nur mufs man bedenken, dafs [die] Natur statt [illegible] immer ein Ganzes bildet. Dieses zeigt den G[ang,] welchen der allerdings scharfsinnige Vf. in dieser Schrift nim[mt.] Er würde, bey einer genauern Betrachtung der Pflanzen [...]men gefunden haben, wie viel leichter und ungezwunge[n] man alle Pflanzen in zwey grofse Reihen bringen kann: in [sol]che, welche eine Tendenz zeigen, drey, und in solche, w[el]che eine Tendenz zeigen, fünf Theile in einen Kreis [zu] stellen. Aber wozu sollen Systeme dieser Art dienen? [Zur] Erkennung der Pflanzen sind sie viel zu gekünstelt, auch [ge]hört die Zahl zu den veränderlichsten Kennzeichen. Zur [na]türlichen Zusammenstellung, zur Kenntnifs der Pflanzen f[ehlt] es uns nicht an andern viel genauern und weniger veränd[er]lichen Kennzeichen, wohin besonders die Stellung des Fruc[ht]knotens, der innere Bau der Frucht und des Saamens gehör[t.]

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

Donnerstags, den 30. Junius 1808.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. Elwe: *Verhandelingen van het Genootschap ter bevordering der Heelkunde te Amsterdam* (Schriften der Amsterdamer Gesellschaft zur Beförderung der Wundarzneykunst). *VIIde Deel.* 1802. XXVIII u. 258 S. gr. 8. Mit 1 Kpf. (2 fl. 18 Stüb. holl.)

Auf die, jedem Bande vorgesetzte Nachricht von den seit der Herausgabe des vorigen (s. A. L. Z. 1802. N. 115) empfangenen Abhandlungen und den Preisfragen bey der Gesellschaft folgen *acht Abhandlungen.* I. *Sammlung von Beobachtungen über die Bauchwunden*, von *Johann Christoph Albrecht* (Stud. d. Chir. zu Amsterdam) und *Jacobus Haakman* (Stud. d. Med. zu Leyden), deren jedem eine silberne Denkmünze zuerkannt wurde. Dieses ist die *vierte*, von der Gesellschaft veranlasste Sammlung von Beobachtungen ursprünglich niederländischer Schriftsteller über Verwundungen einzelner Theile des menschlichen Körpers. Diese Sammlung nimmt in diesem Bande den meisten Raum (164 S.) ein, ist aber eben so wenig als die vorhergehenden, kritisch zusammengetragen.— II. *A. C. Monro's* (vier) *Beobachtungen, betreffend die Ansammlung blutiger Lymphe in krebshaften Brüsten. Näher bestätiget durch* (vier) *ähnliche*, von E P. *Swagerman* (Wundarzte der Diaconie - Armen der niederdeutschen Reformirten zu Amsterdam, und der dasigen chirurgischen Gesellschaft Beysitzer) *gemachte Beobachtungen.* Ueber die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Ausrottung krebshafter Brüste durch den Schnitt erklärt sich *Monro* S. 179 also: „Unter fast „sechzig Brustkrebsen, die ich durch das Messer weg- „nehmen sahe, fand ich nur vier Personen, die zwey „Jahre lang frey von dieser Krankheit blieben; drey „davon bekamen hernach wieder den verborgenen „Krebs in der Brust, und die vierte litt an einem of- „fenen Lippenkrebs.“ Die Zulässigkeit der gedachten Operation schränkt *M.* auf die zwey Fälle ein, wenn entweder der offene Krebs eine solche Verminderung der Lebenskräfte verursacht, dass die Operation als das einzige Mittel, das Leben zu verlängern, anzusehen, oder, wenn bey einer gesunden, starken Person der verborgene Krebs von äusserlicher Gewalt entstanden ist. In allen andern Fällen dürfe der Wundarzt nur auf die dringendsten Bitten der Kranken sich dazu entschliessen. Auch die vier Kranken, worüber Hr. *S.* hier seine Beobachtungen mittheilt, starben, bey den nämlichen Merkmalen des Krebses, nachdem dieselbe Art von blutiger Lymphe, wie in den von *Monro* beschriebenen Fällen, sich ausgeleert hatte. — III. *Beobachtung einer ungewöhnlichen Verhaltung des Urins, und dessen Abzapfung, bey einer nicht schwangeren Frau, nebst einer daraus hergeleiteten Vorsichtsregel in Ansehung der Bauchwassersucht.* Von *François Jas* (Stadtwundarzte zu Amsterdam.) Eine Frau von 28 Jahren hatte in der Nacht versäumt, den Trieb zum Harnlassen zu befriedigen. Nach 8 Tagen, in welcher Zeit kein Harn abgegangen, und der Unterleib zu einer beträchtlichen Grösse angeschwollen war, liess sie den Vf. rufen. Ausser der sehr hoch hinauf getriebenen, sehr angefüllten Harnblase, fand er einen Gebärmuttervorfall, und keine Schwangerschaft. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm, mittelst des Catheters eine gewaltige Menge Urins abzuzapfen. Die Frau genas, nach einigen Wiederholungen des Catheterisirens, und nach stärkenden Umschlägen auf den Leib, bey einer zweckmässigen Diät vollkommen. — IV. *Beobachtung einer frischen, nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des rechten Schenkelknochens, die in einer sitzenden Stellung der Kranken wieder eingerichtet wurde.* Von *J. Martens*, Stadtwundarzte zu Amsterdam. Mitgetheilt, und anatomisch erläutert von *A. Bonn.* Der berühmte *Bonn* hatte im fünften Bande dieser *Verhandelingen* die Vortheile dargelegt, die, bey einer *unterwärts gehenden* Ausrenkung des Schenkelknochens, die Einrichtung gewähre, wenn sich der Kranke dabey in sitzender Stellung befinde, und er hatte zugleich die Vermuthung geäussert, man werde sich wohl bey einer *nach oben gehenden* Ausrenkung jenes Knochens dieselben Vortheile von dieser seiner neuen Methode zu versprechen haben. Auf diese Aeusserung versuchte Hr. *M.* die *Bonn'sche* Methode in dem vorliegenden Falle mit dem besten Erfolge. Hr. *Bonn* hat auf der beygefügten Kupfertafel, die bey einer solchen Ausrenkung interessirten Theile auf eine lehrreiche Art abbilden lassen, und mit seiner gewohnten Genauigkeit und Gründlichkeit den Wundarzt über das bey einer solchen Einrichtung zu beobachtende Verfahren belehrt. Nach sechs Wochen (so lange hatte sie ihre Zeit liegend zugebracht) konnte die Kranke, eine Frau von 22 Jahren, wieder so gut, als vor der Ausrenkung, gehen. — *Beobachtung einer nach oben und hinten gehenden Ausrenkung des Schenkelknochens, bey einem Mädchen von vier Jahren, wieder eingerichtet in sitzender Stellung des Kindes.* Von *H. Benraad*, Oberwundarzt (Ordinaris Heelmeester) der Marine der batav. Rep., Departement Amsterdam. Eine eben so glückliche Bestätigung der *Bonn'schen* Methode. — VI. *Beob-*

Beobachtung einer eingeklemmten Gebärmutter, bey einem Bauernmädchen. Von *C. Terne*, M. D. und Geburtshelfer. Das Mädchen hatte, weil sie zu Muttervorfällen geneigt war, von einem Geburtshelfer einen hölzernen Mutterkranz bekommen. Durch die Oeffnung des Kranzes, deren Durchmesser reichlich 1 Zoll und 1 Lin. betrug, war die Gebärmutter durchgedrungen, die, als der Vf. kam, wie ein Kindeskopf, roth, geschwollen, und äusserst schmerzhaft, vor den Geschlechtstheilen hing. Die Umstände waren dringend. Nach einem reichlichen Blutlassen legte Hr. T. eine Säge, womit er sonst den Schädel durchgesägt hatte, an den Kranz an, den er endlich, weil er ihm mit der Säge nicht mehr sicher beykommen konnte, mit dem *Fried'schen* Kopfbohrer zerbrach, und so im Stande war, ihn stückweise herauszunehmen, und das Haupthinderniss der Zurückbringung der Gebärmutter zu beseitigen. Die Gebärmutter wurde sogleich zurückgebracht. Mit Hülfe eines Breyumschlages, und einer kühlenden, schmerzstillenden Emulsion war die Kranke bald genesen. Der Vf. versorgte sie wieder mit einem schicklichen Mutterkranze (nur mit einer Oeffnung von ½ Zoll), worauf die Gebärmutter nicht mehr vorgefallen ist. Dieser interessante Fall giebt dem Vf. Gelegenheit, bey Jungfern und bey Frauen, die noch nicht geboren haben, vor den zu grossen Oeffnungen der Mutterkränze zu warnen. — VII. *Abhandlung über das übel gestaltete Becken der Frauen, und über einen neuen Kunstgriff, mit dessen Hülfe in einigen dieser Fälle die Entbindung sehr sicher, und mit Erhaltung von Mutter und Kind, vollbracht werden kann.* Von *Jacobus de Puyt*, Iz. (Jan's Sohne), Operator und Geburtshelfer der Stadt Middelburg. Unter übler Gestalt des Beckens versteht der Vf. hier diejenige widernatürliche Beschaffenheit desselben, wobey die Möglichkeit übrig bleibet, dass, wofern man nur der Natur zu Hülfe kommt, der Kopf des Kindes in der günstigsten Lage sich darbiete. Seinen *neuen Kunstgriff* bestimmt er S. 242 näher in folgenden Worten: „Die neuern Geburtshelfer verlangen, man solle bey allen widernatürlichen Lagen des Kindes die „*Wendung* machen, und es mit den Füssen herausholen. Meine Absicht hingegen war in diesem Falle, „den Kopf des Kindes vor den Eingang des Beckens „zu bringen, und folglich dessen widernatürliche „Lage in eine natürliche zu verwandeln, in der Hoffnung, dass, wenn der Kopf Zeit hätte, sich zu verlängern, und sich nach der Gestalt des Beckens zu „bequemen, durch die Kräfte der Natur ein lebendiges Kind werde zur Welt gebracht werden." In zwey, hier erzählten Fällen glückte es dem Vf., durch den gedachten *Kunstgriff* Mutter und Kind zu retten. In dem einen hatte die Frau bereits viermal todte Kinder zur Welt gebracht. Sollte, nachdem man auf diese Weise die widernatürliche Geburt in eine natürliche verwandelt hat, die Natur nicht Kräfte genug haben, das Kind selbst auszutreiben: so bleibe ja immer noch die Hülfe durch die Zange übrig. Schon *Hippocrates (de Morb. Mulier. Lib. I. Sect. 5.)* habe den Rath gegeben, „das Kind, wenn es sich in einer „verkehrten Lage darbiete, dergestalt zu wenden, „dass es mit dem Kopfe zuerst zum Vorschein komme." — VIII. *Beobachtung einer Schwangerschaft und Geburt ohne Schafwasser.* Von *Ik. de Koning*, M. D. und Geburtshelf. zu Purmerende. Als der Vf. ungefähr am Ende des vierten Monats der Schwangerschaft gerufen wurde, erzählte ihm die, zum erstenmale schwangere] Frau, es sey so eben, nachdem sie sich vor einer Viertelstunde, wegen merklichen Uebelbefindens, und befürchteten Frühgebärens, auf seinen Rath zu Bette gelegt, eine ungewöhnliche Feuchtigkeit in grosser Menge aus der Scheide geflossen. Bey näherer Untersuchung fand es sich, dass diese Feuchtigkeit in ihrer Menge und Beschaffenheit dem Schafwasser ganz gleich war. Der Muttermund war ganz natürlich, und es erfolgte kein anderer Ausfluss aus den Geschlechtstheilen. Die Zeichen des Lebens der Frucht, die, obgleich unter vielen Beschwerden, ausgetragen wurde, offenbarten sich zur gewöhnlichen Zeit, und, als die Zeit da war, gebar die Frau einen wohlgebildeten Sohn, den sie selbst säugte. Bey der Geburt floss kein Tropfen Wasser oder Blut aus, welches letztere erst in drey bis vier Minuten folgte, als die Natur die Nachgeburt austrieb. Mutterkuchen und Häute waren ganz natürlich.

ERFURT, in d. Henning. Buchh.: *Deutliche Anweisung die verschiedenen Arten des Trippers genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer neuen Kurart des gemeinen Trippers für angehende Aerzte, Wundärzte, und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von D. *Aug. Friedr. Hecker*, Hofrath und Prof. der Medicin zu Erfurt. 1802. 276 S. 8. (22 gr.)

Der Vf., der sich schon durch seine 1786 herausgegebene Abhandlung vom Tripper um die Pathologie und Diagnostik dieser Krankheit kein geringes Verdienst erworben, hat in dieser Schrift, wie in jener ältern, hauptsächlich die Absicht, die verschiedenen Arten des Trippers gründlich unterscheiden und behandeln zu lehren. In der Einleitung giebt er zuförderst die Bedingungen an, unter welchen der Ausfluss des Schleims aus der Harnröhre erfolgt. Dabey unterscheidet er, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, den geringen Grad der Entzündung von dem gereizten Zustande, mit dem jener zusammenfällt. Auch wäre eine genauere Angabe derer Stellen, welche den Schleim absondern, zu wünschen gewesen. Den sonst sogenannten venerischen Tripper belegt der Vf. mit dem Namen des *gemeinen*, und zeigt, dass er auch durch andere Schärfen, vermöge des ansteckenden Beyschlafes, sich mittheile. Er theilt den gemeinen Tripper in den asthenischen und sthenischen, und jenen wieder in den einfachen, rothlaufartigen und ödematösen. Mit *Berlinghieri* nimmt der Vf. auch an, dass der gemeine Tripper nicht selten durch die Na-

Natur geheilt werde, und von selbst aufhöre. Zur Milderung der Schärfe des Urins schlägt er das Wachholdermufs vor, womit allein er viele gemeine Tripper in kurzer Zeit sicher geheilt zu haben versichert. (S. 67.) Die Einspritzungen rühmt er zwar, gesteht aber doch, dafs ihre Wirkung sehr vorübergehend ist, und mehrere nachtheilige Nebenwirkungen hervorbringt. Daher empfiehlt er auflosliche Bougies, die er folgendermafsen bereitet: Vier Gran ätzendes fixes Laugensalz werden in zwey Unzen destillirtes Wasser aufgelöst, und zu dieser Auflosung so viel arabisches Gummi gesetzt, dafs die Mischung davon dick wird und sich ziehen läfst. Darein taucht man starke leinene oder baumwollene Faden, die, eines Fingers lang, nachher aufgehängt und getrocknet werden. Sind sie trocken: so werden sie aufs neue in die Masse getaucht, bis jeder Faden gleichmäfsig und glatt überzogen ist. So kann man auch Sublimat, Opium, Bleyzucker und andre Substanzen mit arabischen Gummi verbinden und Bougies daraus machen lassen. Diese Bougies sind nun bey asthenischen Trippern dergestalt anzuwenden, dafs man sie mit Speichel oder Milch bestreicht, sie ungefähr einen Zoll tief in die Harnröhre einschiebt, und sie so lange liegen lafst, bis die daran hangende Masse aufgelost ist. Werden die Schmerzen zu heftig nach der Anwendung: so ist die Bougie entweder zu reizend oder zu dick. Der Kranke mufs bey der Anwendung ganz ruhig liegen. Bey der rothlaufartigen Entzündung läfst der Vf. die Bougies blofs aus Opium verfertigen. Gegen die ödematöse Entzündung empfiehlt er vorzüglich Säuren. Sehr gut ist die Warnung des Vfs. gegen manche bedenkliche und gefährliche Mittel und Methoden, z. B. gegen das kalte Wasser, von *Weikard* sehr unbesonnen empfohlen. Den gestopften Tripper behandelt der Vf. erst mit örtlichen Blutausleerungen, dann mit reichlichen Gaben Opium. Die Inoculation des Trippers findet der Vf. bedenklich. Das Bluten aus der Harnröhre während des Trippers halt er eher für günstig als gefährlich. Auf die nach dem gründlich geheilten Tripper übrig bleibende Empfindung von Wundseyn und Brennen macht der Vf. besonders aufmerksam, räth aber nicht zu viel dagegen zu gebrauchen, sondern das Verschwinden derselben von veränderter Diät zu erwarten. Eine andere Folge des überstandenen Trippers ist vom Vf. allein beobachtet worden, sie besteht in einem frieselartigen, fressenden Ausschlage an der Eichel, mit Harnbrennen und dem Abgang eines weifsen Schleims, der getrocknet in Mehl zerfiel, verbunden. Hr. H. heilte diesen Zufall mit einer Salbe aus salpetersaurem Quecksilber und Einspritzungen von Bleymitteln und Kalkwasser. Beym Nachtripper unterscheidet der Vf. die reizlose (indirecte) von der gereizten (directen) Schwäche, und giebt gegen jede zweckmäfsige Vorschläge. Uebergangen ist hier *die* Art des Nachtrippers, welche Geschwülste und Verstopfungen der Vorsteherdrüse voraussetzt, und gewifs häufig genug ist. Auch nimmt Wunder, hier nicht die Electricität, als ein trefflisches äufseres Mittel, aufgeführt zu sehn.

Hierauf folgt die Abhandlung von denen Fallen des Trippers, die sich zu andern Krankheiten, zur Lustseuche selbst, zum Scorbut, zu den Scrofeln, zum Katarrh und Rheumatismus, zur Gicht, zu verschiedenen Ausschlägen und zu den Hämorrhoiden gesellen. (Den aussätzigen Tripper findet man zu kurz abgefertigt: er ist wirklich noch nicht aus Europa verschwunden.) Ferner die zufälligen Arten des Trippers; von scharfem Urin, von Selbstbefleckung, von Enthaltsamkeit u. s. f. Den Beschlufs macht eine nähere Bestimmung der in dieser Schrift empfohlenen Arzneymittel, wo unter andern ein Seifenspiritus zur Verhütung der Tripper-Ansteckung gerühmt wird. Es wundert Rec., hier Salztränke, mit der besondern Vorschrift: *auf einmal, oder auch nach und nach zu nehmen*, empfohlen zu finden. Noch mehr aber wunderte sich Rec., gar keine Erklarung der Zufalle, und nichts von Theorie der Krankheit, in dem ganzen Buche zu bemerken.

ERFURT, b. Keyser: *Deutliche Anweisung, die venerischen Krankheiten genau zu erkennen und richtig zu behandeln.* Zur Empfehlung einer zweckmäfsigen Kurart und zur Verbannung einer groben Empirie, für angehende Aerzte, Wundärzte und in der Arzneywissenschaft nicht ganz Unkundige. Von D. *Aug. Friedr. Hecker*, Hofr. u. Prof. in Erfurt. Zweyte neu bearbeitete Ausgabe. Mit 1 Kupf. 1801. XLVI u. 542 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste 1790 erschienene Ausgabe ist in diesen Blättern, J. 1791. B. III. S. 457. beurtheilt worden. Seitdem hat der Vf., wie er in der Vorrede sagt, seine eigene Erfahrung, die später erschienenen Schriften über diese Krankheit, und die Erinnerung seiner Recensenten benutzt, um dieser zweyten Ausgabe mehr Gehalt zu geben. Dafs jene Benutzung mit Fleifs, Sorgfalt und Beurtheilung geschehen ist, sieht man durchgängig aus dieser Schrift. Gleich in der Einleitung sucht der Vf. die verschiedenen Meynungen von dem Ursprunge der Lustseuche zu vereinigen, indem er zum Theil auf die Verbindung schon vorhandener örtlicher Zufälle mit der Pest und dem Aussatze, theils auf einen anderweitigen Ansteckungsstoff, der wahrscheinlich aus Westindien herüber gebracht worden, Rücksicht nimmt. So wenig wir diesen Indifferentismus billigen können; eben so wenig gefällt die Annahme des allgemeinen Verderbnisses der Blutmasse durch das venerische Gift, wobey es zugleich heifst, dafs nur die Lymphe und der eiterartige Schleim der Sitz des Giftes seyn könnten. Den Unterschied, den die Erregungstheorie zwischen sthenischen und asthenischen Krankheiten macht, findet Hr. H. bey der Lustseuche gar nicht anwendbar. (?) Das venerische Gift hält er für mehr oder weniger scharf, wenigstens bald mehr, bald weniger Vermögen, die Säfte des Körpers sich ähnlich zu machen. Dieser Satz fiel den meisten Lesern schon in der ersten Ausgabe auf, er ist hier stehn geblieben; doch, setzt Hr. H. hin-

hinzu, richte sich die Heftigkeit der Zufälle mehr nach dem Grade der Empfindlichkeit und Reizbarkeit. Bey den Mitteln gegen die Lustseuche erklärt der Vf., wie sonst, die Wirkung des Quecksilbers durch Reiz. Da indessen kein anderes Reizmittel die Lustseuche, wenigstens so sicher, heilt, als das Quecksilber: so müssen den Präparaten desselben gewisse besondere Eigenschaften zukommen, welche Hr. H. *entweder* in dem besonders modificirten Reize, *oder* in gewissen chemischen Verhältnissen des Heilmittels zur Krankheitsursache, *oder* in beiden zugleich sucht. Den innern Gebrauch des Quecksilbers bey örtlichen Vorläufern der Lustseuche verwirft der Vf. im Allgemeinen; doch sagt er gleich darauf, dass bey Schankern und Bubonen, um die zu befürchtende Lustseuche abzuwenden, allerdings Quecksilber innerlich gegeben werden müsse. Die durch vielfache Berührung der Luft, beym Reiben, oxydirten Quecksilber-Mittel vertheidigt der Vf. gegen den Vorwurf, dass man nicht wissen könne, wie viel Quecksilber dabey in den Körper komme. Die durchs Feuer bereiteten Oxyden hält er für ganz entbehrlich. Bey den Quecksilber-Einreibungen sind Chiarenti's und Brera's Anatripsen übergangen, und die Vortheile der Einreibungen überhaupt nicht gehörig ins Licht gesetzt. Auffallend ist es zu lesen, dass Frauenzimmer von sonst guter Gesundheit, selbst Schwangere, im Durchschnitt das Quecksilber besser vertragen als Mannspersonen, und dass Kinder viel und lange Quecksilber nehmen können, ohne den Speichelfluss zu bekommen. Ueber den Gebrauch der Säuren in der Lustseuche urtheilt der Vf. sehr besonnen und unpartheyisch. Das Opium will der Vf. vorzugsweise in der directen Schwäche als Reizmittel anwenden, da es doch, eben als flüchtiger Reiz, vielmehr in der indirecten Schwäche zu empfehlen ist. Bey der übrigens gut und sorgfältig angegebenen Diät in der Lustseuche vermissen wir doch die lauen Bäder. Die örtlichen Zufälle folgen auf einander, nicht immer durch unmittelbaren Uebergang des Giftes, sondern oft nur vermöge der Mitleidenschaft. Bey dem Schanker werden die Unterschiede des wahren von andern Geschwüren angegeben. Die Arten des Schankers blieben, wie in der ersten Ausgabe, auch nimmt der Vf. noch einen gut- und bösartigen Schanker an. Als Aetzmittel gebraucht er gegen den Schanker noch immer den Grünspan, ohne dass er die Vorzüge des rothen Präcipitats und des Höllensteins verkennt. Mit vieler Vorsicht erklärt er sich über die Anwendung der Aetzmittel überhaupt. Die Abhandlung vom Tripper übergehn wir, da wir so eben des Vf. eigenes Werk darüber angezeigt haben. Bey der Abhandlung von den Leistenbeulen und auch anderwärts, bemerkt man, dass der Vf. *Schwediauer's* neuestes Werk benutzt hat. In der eingewurzelten Lustseuche, wo die Kräfte des Kranken noch nicht sehr gelitten haben, hält der Vf. am meisten vom salpetersauren Quecksilber. Gründlich giebt er die Behandlung der Mercurial-Krankheit an. Angehängt ist eine syphilitische Pharmakopöe, wo unter andern ein *Aethiops mineralis auratus*, aus Goldschwefel und laufenden Quecksilber bereitet, vorkommt.

PEGAU u. LEIPZIG, in d. Günther. Buchh.: *Praktisches Handbuch für Ammen und Mütter* über die Erziehung der neugeborenen, wie auch ältern (älterer) Kinder, und ihren Krankheiten. Ein wichtiges Noth- und Hülfsbuch. 1802. 454 S. 8. (1 Rthlr.)

Bey der Herausgabe dieser Volksschrift ist weder der Vf. (ein gewisser D. *Moss* in *Liverpool*) noch der Uebersetzer genannt. Man findet in derselben wenig Neues; bekannte Wahrheiten sind mit ermüdender Weitschweifigkeit vorgetragen, und die Anmerkungen des Uebersetzers sind, wiewohl sie manches zur Erläuterung und Berichtigung des Textes beytragen sollen, nicht ohne Irrthümer. Welcher vernünftige Arzt wird z. B. den Campher unter die kühlenden, einigermaßen narkotischen Mittel zählen? oder als Wurmarzney die Excremente eines Maulwurfs deswegen empfehlen, weil dieses Thier bekanntermaßen der Erbfeind der Gewürme ist, und dessen gepülverter Koth, auf den grössten Regenwurm gestreut, ihn, nach den Erfahrungen des Ueberfetzers, in kurzer Zeit *tödten* soll? Welche Beobachtungen können uns *bestimmen*, die Wirkungen des kalten Bades den Kraftäusserungen der Electricität gleich zu setzen? Widerspricht nicht die Behauptung des Uebersetzers, dass die Symptome der ersten Schwangerschaft durch eine materielle Veränderung in dem Blutsysteme der Mutter verursacht würden, jeder vernünftigen Ansicht der Construction des weiblichen Organismus, und den, daraus herzuleitenden, in der Schwangerschaft eintretenden, Abweichungen vom Normalzustande desselben? und zu welchen praktischen Missgriffen würde nicht die, vom Uebersetzer S. 360 angegebene primaire Ursache und darauf begründete Kurweise des Kindbetterinnenfiebers — ein Ueberfluss von lymphatischen Feuchtigkeiten, wogegen *Ipecacuanha* und Abführungen verordnet werden, — verleiten, wenn solche als richtig angenommen, und allgemein befolgt würde? Rec. glaubt, dass die angezogenen Stellen sein Urtheil hinlänglich bestätigen, und auch diese Schrift in die Reihe der seit *Tissot*, *Rosenstein* u. a. m. erschienenen, eben so zahllosen, als Gehalt- und Zweck-armen medicinischen Volksschriften stellen werden.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

Junius 1803.

I. Verzeichnifs der im Junius der A. L. Z. 1803 recenfirten Schriften.

Anm. Die erfte Ziffer zeigt die Nummer, die zweyte die Seite an.

Maass

(Die Summe aller angezeigten Schriften iſt 161.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften angezeigt worden.

Anm. Die Zahlen zeigen die Nummer des Stücke an, die eingeklammerten Zahlen aber, wie viele Schriften deffelben Verlegers in demfelben Stücke vorkommen.

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Todesfälle.

Univerfitäten, Akad. u. and. Anftalten.

Vermifchte Anzeigen und Nachrichten.

Lite-


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05985 6453



